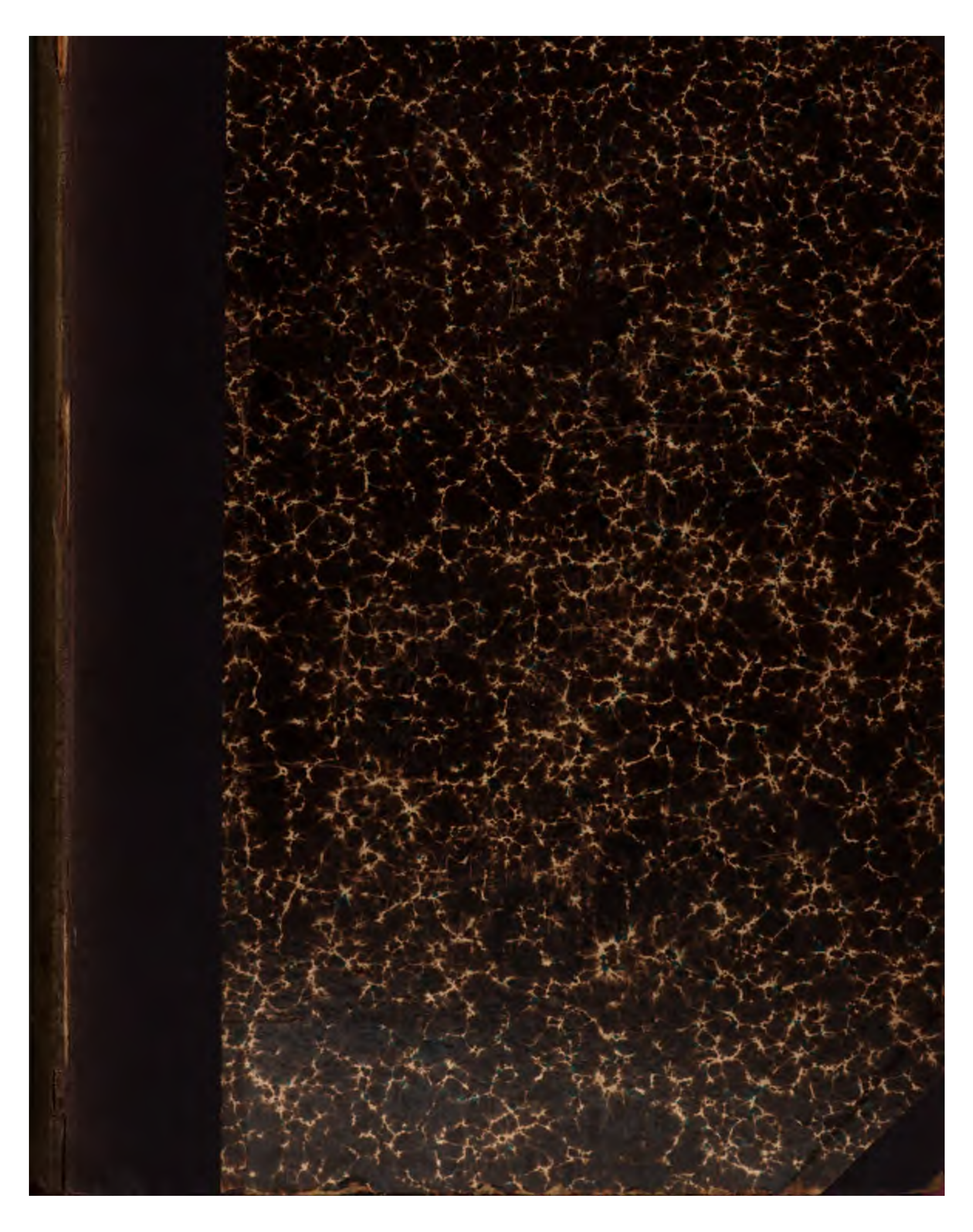
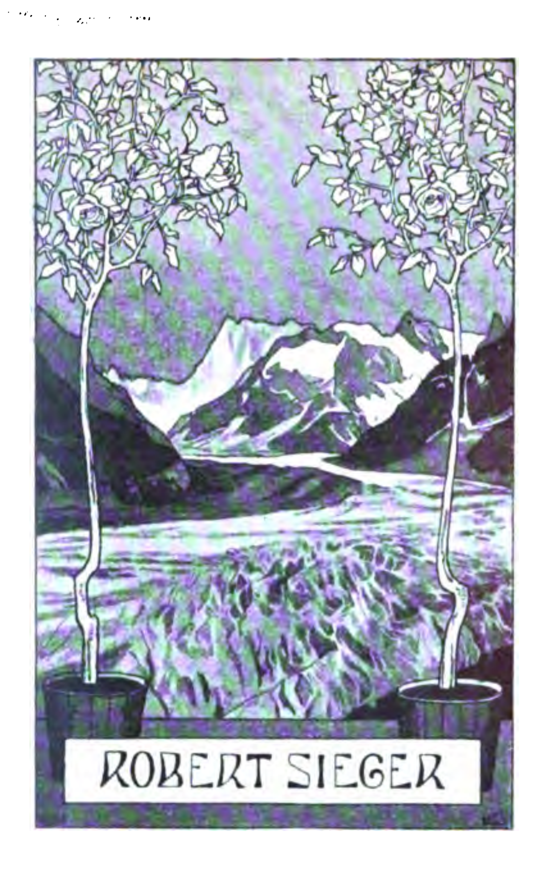
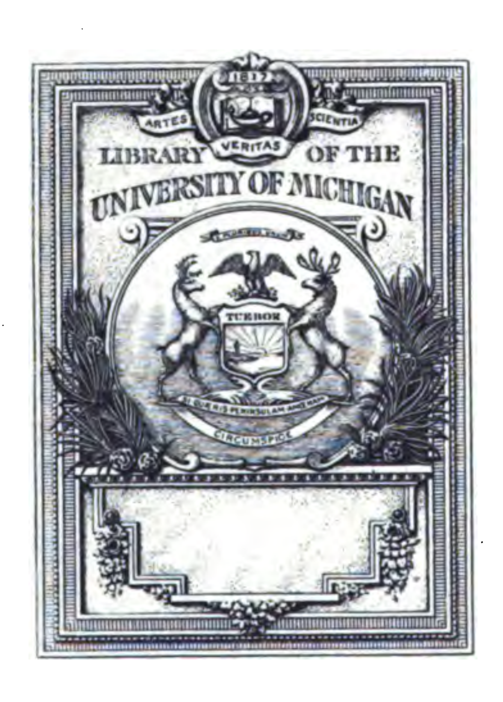



ROBERT SIEGER


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Österreichische Rundschau

herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy

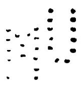


Band IV

August – Oktober 1905

1905

...egen (Ernst Stülpnagel), Wien



Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V.

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Artikel.

Belletristik.

Chronik.

Besprechungen.

Kleine Mitteilungen.

Feuilleton.

Von der Woche.

Die Pellagra im Trentino.

Von Dr. Guido von Probizer, k. k. Sanitätsrat in Rovereto.

In meinem ersten Artikel über Pellagra* habe ich versucht, Ätiologie und Verbreitung dieser Krankheit gemeinfaßlich zu erörtern; nunmehr soll der Einfluß der Volksernährung auf diese Endemie und in einem späteren Artikel die Pellagra als soziale Frage vom militärischen und kriminalistischen Standpunkt beleuchtet werden.

Wer, vom Norden kommend, aus der engen Eisackschlucht bei Bozen in das weite Etschtal gelangt, passiert von dort an eine gemischtsprachige Zone, um bereits nach wenigen Bahnstationen in den italienischen Teil Tirols, das Trentino, zu gelangen. Die Bezeichnung „Trentino" dankt ihr Entstehen dem Bedürfnis nach sinnfälliger Unterscheidung eines durch Sprache und Lebensgewohnheiten, wie durch Rasse und Volkstypus, völlig gesonderten Landesteiles von der deutschen Provinz.

In dieses Haupttal der Etsch münden zur Rechten und zur Linken den Touristen wohlbekannte Nebentäler von verschiedener Größe und Bedeutung ein, deren anderes Ende durchgehends in den Nachbarstaat Italien ausläuft, welchem das Trentino in seiner geographischen Gestaltung wie ein Keil eingefügt erscheint. Kein Wunder demnach, wenn die vereinten Einflüsse von Topographie, Klima, Rasse und Lebensgewohnheiten das traurige Erbübel der Pellagra auch hier erhalten und fortgezüchtet haben: einer Krankheit, welche vormals als eine spezifisch italienische angesehen wurde, während sie auch in anderen Nationen verbreitet und eingewurzelt ist.

Wenn man ferner bedenkt, wie intensiv die Handelsbeziehungen des Trentino mit dem lombardisch-venezianischen Königreiche bis zum Jahre 1859, respektive 1866 waren, erhellt noch klarer, daß im ethnographischen Sinne Tridentiner und Venezianer einen gemeinsamen Stamm bilden, dessen Handelsbeziehungen geradezu intime und familiäre waren. Unsere Märkte beherrschten italienischer Weizen und Reis, nicht minder italienischer Mais, welcher, damals wie jetzt, die Hauptnahrung des Volkes bildete. Nur daß zu jener Zeit die Kultur des Mais im Trentino weit intensiver betrieben wurde als jetzt und einen größeren Teil des inneren Bedarfes decken konnte.

* Siehe Bd. I. Heft 13 der „Österreichischen Rundschau".

Die Pellagra im Trentino.

Von Dr. Guido von Probizer, k. k. Sanitätsrat in Rovereto.

In meinem ersten Artikel über Pellagra* habe ich versucht, Ätiologie und Verbreitung dieser Krankheit gemeinfaßlich zu erörtern; nunmehr soll der Einfluß der Volksernährung auf diese Endemie und in einem späteren Artikel die Pellagra als soziale Frage vom militärischen und kriminalistischen Standpunkt beleuchtet werden.

Wer, vom Norden kommend, aus der engen Eisackschlucht bei Bozen in das weite Etschtal gelangt, passiert von dort an eine gemischtsprachige Zone, um bereits nach wenigen Bahnstationen in den italienischen Teil Tirols, das Trentino, zu gelangen. Die Bezeichnung „Trentino" dankt ihr Entstehen dem Bedürfnis nach sinnfälliger Unterscheidung eines durch Sprache und Lebensgewohnheiten, wie durch Rasse und Volkstypus, völlig gesonderten Landesteiles von der deutschen Provinz.

In dieses Haupttal der Etsch münden zur Rechten und zur Linken den Touristen wohlbekannte Nebentäler von verschiedener Größe und Bedeutung ein, deren anderes Ende durchgehends in den Nachbarstaat Italien ausläuft, welchem das Trentino in seiner geographischen Gestaltung wie ein Keil eingefügt erscheint. Kein Wunder demnach, wenn die vereinten Einflüsse von Topographie, Klima, Rasse und Lebensgewohnheiten das traurige Erbübel der Pellagra auch hier erhalten und fortgezüchtet haben: einer Krankheit, welche vormals als eine spezifisch italienische angesehen wurde, während sie auch in anderen Nationen verbreitet und eingewurzelt ist.

Wenn man ferner bedenkt, wie intensiv die Handelsbeziehungen des Trentino mit dem lombardisch-venezianischen Königreiche bis zum Jahre 1859, respektive 1866 waren, erhellt noch klarer, daß im ethnographischen Sinne Tridentiner und Venezianer einen gemeinsamen Stamm bilden, dessen Handelsbeziehungen geradezu intime und familiäre waren. Unsere Märkte beherrschten italienischer Weizen und Reis, nicht minder italienischer Mais, welcher, damals wie jetzt, die Hauptnahrung des Volkes bildete. Nur daß zu jener Zeit die Kultur des Mais im Trentino weit intensiver betrieben wurde als jetzt und einen größeren Teil des inneren Bedarfes decken konnte.

* Siehe Bd. I. Heft 13 der „Österreichischen Rundschau".

Überhaupt vermochte damals unser braver, tätiger und sparsamer Bauer dem weniger erschöpften Heimatsboden den bescheidenen Lebensunterhalt seiner Familie noch abzugewinnen.

Dazumal blühte die Seidenzucht, die im Frühjahr binnen weniger Wochen und fast sicher der Familie das nötige Bargeld für die häuslichen Ausgaben einbrachte welches oft noch zu einem bescheidenen Sparpfennig langte. Fast in jedem Hause schwirrten nach erfolgter Seidenernte die Haspeln, wurden in einigen Spinnbecken die Kokons zu Rohseide verarbeitet. Die besseren Qualitäten wanderten dann auf den Hauptmarkt Rovereto. In dieser Stadt blühte die Seidenindustrie in einer bedeutenden Anzahl von Filanden und Seidenspinnereien, welche tausende von Menschen ernährten. So hochentwickelt war diese Industrie, daß, nebst dem inländischen Arbeitsmaterial an Rohseide und Kokons, diese überdies aus den angrenzenden italienischen Provinzen bezogen wurden, von wo auch Arbeitskräfte zugezogen werden mußten. Es war die Blütezeit von Rovereto, in welcher die durchreisenden Souveräne ihren Aufenthalt in dieser Stadt zum Besuche der genannten industriellen Etablissements benützten, die weithin als Sehenswürdigkeiten galten. Die Seidenabfälle wurden dann in den langen Winterabenden im häuslichen Kreise verarbeitet, und die Frauen spannen in althergebrachter Weise von dem Rocken den Faden für jene unverwüstlichen Stoffe, welche nicht selten ein Erbstück in den Familien bildeten.

In den Tälern und auf den Hügeln schlang sich die Rebe um die Obstbäume; ihren Saft besangen unsere Dichter als den Nektar der Götter und, traf kein Hagelschlag die üppige Frucht, so gab die Lese reichlichen Ertrag.

In der Niederung sowohl als auf dem Hügelgelände wurde gutausgereifter Mais wie auch, in bescheidenem Maße, Weizen geerntet.

Zwischen den Reihen der Rebstöcke wuchsen Futterpflanzen oder Gras und so konnte der Bauer zwar keine Viehzucht betreiben, aber ein bis zwei Kühe halten und die Milch in der Familie verbrauchen. Damals konnte der Bauer seine Ersparnisse in Grundstücken anlegen und so zum Besitzenden werden. Es galt auch noch als Schande arm zu sein und von der Gemeinde eine Unterstützung zu empfangen.

Aber welch ein Umschwung trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein!

Zuerst wurde die Rebenkultur durch das Oidium zerstört und später ereilte das Verhängnis auch die Seidenzucht. Erkrankungen der Seidenraupe machten den Ertrag unsicher und gering, und mit der unvermeidlichen Einschränkung dieser Kultur verschwand auch die kleine Industrie des Hausgespinstes; die Spinnereien in den Städten verwenden statt Tausenden nur mehr Hunderte von Arbeiterinnen, die übrigen feiern . . .

Hier mögen zur Orientierung einige Daten Platz finden. Im Jahre 1876 hatten sich im Trentino noch 191 Filande mit 6000 Arbeiterinnen und 37 Seiden-

spinnereien im Betrieb erhalten; 1892 nur mehr 19 Filande und 3 Spinnereien; 1904 existieren bloß noch 8 Filande.

Wohl wurde auf Abhilfe gesonnen. Man forschte nach der Ursache der Erkrankung und glaubte sie in der Degeneration der Seidenraupe gefunden zu haben. Ein aufopfernder Geistlicher, Don Grazioli, brachte aus dem damals streng verschlossenen Japan, unter Lebensgefahr neuen Samen, allein die Krankheit übertrug sich auch auf diesen. De Filippi und Cantoni erkannten endlich in Mikroorganismen die Krankheitserreger. Aus dem neuen Samen wurde in Rovereto in einer von der Regierung gegründeten Anstalt durch sorgfältige, mikroskopische Selektion eine widerstandsfähigere Rasse gezüchtet. Allein — zu spät! Die Maulbeerbäume waren großenteils ausgehauen und die neue Kulturmethode erwies sich als weit mühsamer und weniger lohnend.

Auch ein Wiederaufschwung der Seidenindustrie im Trentino ist kaum mehr zu gewärtigen, obgleich sie die Regierung durch Preise für die Spinnbecken wieder zu beleben versucht.

Inzwischen häuft der Bauer eine Schuldenlast an, die ihn zu erdrücken droht. Glücklich jene Kolonen, denen der Grundbesitzer Geld vorstreckt, zumeist aber geraten die Unglücklichen in die Hände niedriger Spekulanten; ihre kleinen Grundstücke werden mit Hypotheken belastet und fallen schließlich den Wucherern zur Beute.

Diese Kalamitäten stehen bereits in direkter Wechselwirkung mit der Ernährung des Bauernstandes. Der Bauer muß seinen Mais, da er ihn nicht bar bezahlen kann, von Spekulanten beziehen; er erhält ihn nicht nur in schlechtester Qualität, sondern wird im Verlaufe von ein paar Jahren mit einer Schuld vom Vierfachen seines Wertes belastet.

Durch seine trostlose materielle Lage, durch Kummer und Sorge, in der Ernährung fast ausschließlich auf schlechte Polenta angewiesen, ist sein herabgekommener Organismus für die Pellagra ein günstiger Nährboden.

Die Jahre 1859 und 1866 verrückten die Reichsgrenzen und unser kleines Land wurde zu einem Endpunkte der großen Monarchie, ohne ökonomisch mit ihr verbunden zu sein; die bisherigen Wirtschafts- und Handelsverbindungen mit den lombardisch-venetianischen Provinzen hatten ein Ende. Allerdings ist es richtig, daß das damals wirtschaftlich deprimierte Italien keine ökonomischen Vorteile zu bieten hatte, gleichwohl machte sich die Abtrennung von diesem im Trentino zur Zeit seiner schweren Krise besonders fühlbar. Anstatt daß eigene und importierte Kokons im Lande verarbeitet werden, mußte nun das einheimische Erzeugnis zur Verarbeitung ins Ausland, nach Italien, wandern.

Unser Wein aber konnte erst gegen das Jahr 1880 ein Ausfuhrobjekt werden, nachdem die verheerenden Wirkungen des Oidiums und der später aufgetretenen Peronospora, wenngleich mit bedeutenden pekuniären Opfern, abgeschwächt worden waren.

Die im Jahre 1866 gewährte Gemeinde-Autonomie fiel in einen schwierigen Zeitpunkt, denn die Notlage der Familien mußte notwendigerweise auf die Gemeinden

rückwirken, welche ohnedies zumeist nur über kargen Gemeindebesitz verfügten und denen die Fortschritte der Zivilisation an und für sich fast unerschwingliche Opfer auferlegten. In den schlechten Wirtschaftsjahren erfuhren die Gemeindeeinkünfte beträchtliche Einbußen, da die Abgaben nicht eingetrieben werden konnten, wogegen die Erfordernisse für Schule, Arzt und Kirche, Straßenerhaltung und Armenunterstützung zumindest unverändert blieben, meist aber stetig stiegen. Damals wurde der Grund zu der Verschuldung unserer Gemeinden gelegt, deren Zwangslage wiederum von Spekulanten ausgebeutet wurde, so daß ihr finanzielles Gleichgewicht von Grund aus erschüttert wurde.

Die Verarmung der Landgemeinden des Trentino kann schon daraus beurteilt werden, daß deren Hypothekarbelastung allein rund 10½ Millionen Kronen beträgt.

Diese traurige Tatsache steht im engsten Zusammenhange mit der Ausbreitung der Pellagra. Wie konnten unter den eben geschilderten Verhältnissen die Gemeinden ihren Verpflichtungen nachkommen? Natürlich durch die Erschließung neuer Einnahmsquellen. Nach äußerster Belastung der bereits ertragarmen Grundstücke wurde zu einer Art der Besteuerung gegriffen, die, ausschließlich im Trentino eingeführt, sich als direkte hygienische Schädigung erwies: zum Appalto* des Brotes. Schon hatte die Kultur der Rebe jene des Weizens gänzlich verdrängt, wodurch der häuslichen Brotbereitung der Boden entzogen war. Die Gemeinden vergaben das Appalto, welches seit 1832 besteht, in progressiver Steigerung des Pachtbetrages an den Meistbietenden. Das Brot wurde begreiflicherweise in demselben Maße kleiner und schlechter, als die Schwierigkeit, ihren drückenden Verpflichtungen nachzukommen, die Gemeinden dazu verleitete, unverhältnismäßig hohe Pachtbeträge zu fordern. So wurde der Landbevölkerung systematisch der Gebrauch dieses wichtigen Nahrungsmittels eingeschränkt und immer mehr wurde sie zur ausschließlichen Polentanahrung hingedrängt. Ebensowenig nahmen die Gemeinden das unseren Bauern ohnedies so schwer erreichbare Fleisch von ihren Abgaben aus; auch dieses wurde durch Privilegverleihung besteuert.

Dazu kommt noch der Landeszoll von zwei Kronen pro Meterzentner Korn oder Mehl irgendwelcher Gattung. Zu dieser Steuer trägt das Trentino mit 400.000 Kronen für Mais, außerdem mit seinem ganzen Weizenverbrauch bei. Rechnet man hiezu noch die hohen Transportspesen aus Ungarn, welche eben jetzt durch das Verbot des Transito über Fiume und Venedig eine weitere Steigerung erfahren sollen, so muß man sich fragen, wie das arme Land unter so schwerem, auf die notwendigsten Lebensmittel ausgeübten Steuerdruck bestehen könne. Das Brot wird ihm von allen Seiten verteuert; schließlich muß noch mit der Unehrlichkeit des Bäckers gerechnet werden, welcher das Brot nicht ausbäckt, um dessen Gewicht zu erhöhen. Kaum in den ersten Stunden ist es daher genießbar, um

* Unter „Appalto" wird eine Privilegverleihung verstanden, welche gegen Entrichtung eines Pachtbetrages die Brotbereitung, Fleischausschrotung ꝛc. monopolisiert.

später zu einer zähen, klebrigen, unverdaulichen Masse zu werden. Anderseits führt die Landessteuer auf den Mais den Bauer dahin, eine billigere Sorte zu kaufen, deren giftige Bestandteile seine Gesundheit gefährden.

Nur in seinem tiefen, religiösen Gefühl, in der Unterordnung unter einen höheren Willen, findet unser Bauernstand die Ergebung, um solches Elend zu tragen ohne zu murren. In stiller Duldung beschränkt er sich darauf, anderwärts besseren Verdienst zu suchen.

Kaum 40 Jahre reicht der Beginn der Auswanderung nach Amerika zurück, welche bis zu einer gewissen Grenze als Selbsthilfe zur Verbesserung einer trostlosen Lage betrachtet werden kann. Amerika rechtfertigte jedoch weder die Hoffnungen auf großen Verdienst noch auf Ersparnisse und vermochte daher nur wenige zu fesseln; die meisten kehrten ernüchtert zurück. Nur einzelnen, vom Glück Begünstigten, gelang es, mit Ersparnissen heimzukommen, mit welchen sie sogleich ihre Grundstücke zurückkauften, um das alte Leben wieder zu beginnen. Wäre unsere Emigration durch ein Auswanderungsamt in richtige Bahnen gelenkt worden, so hätte sie dem Lande wohl ersprießlich werden können, anstatt ihm durch die Entziehung der besten Arbeitskräfte, durch das Zurückbleiben der Weiber, Kinder und Greise im größten Elend zum zweischneidigen Schwert zu werden.

Daneben fluktuiert gleich Ebbe und Flut die temporäre Auswanderung, welche die Bauern des Trentino, im Verein mit ihren Genossen aus dem angrenzenden Königreich, überallhin führt, wo mühselige Erd- und Steinarbeit zu leisten ist, die, wenngleich allgemein gesucht, doch kaum nach Verdienst gewürdigt wird, denn die großartigen Kunststraßen über unwegsame Schluchten, die Durchbohrungen des Erdinnern zur Herstellung jener wunderbaren Tunnels, welche uns dem leider noch unerreichten Ideal der Völkerverbrüderung näher bringen sollen, können überhaupt nur durch sie ausgeführt werden. Und in diesen öden, unwirtlichen Gegenden, überall wo unsere genügsamen Arbeiter hindringen, sehen wir die kleinen Feuer zwischen vier Steinen brennen und darüber den Kessel mit dem Rührholz, in welchem die traditionelle Polenta bereitet wird, der sie auch in der Fremde treu bleiben.

Wir haben bisher gesehen, welches Zusammenwirken verhängnisvoller Umstände den rapiden ökonomischen Verfall unseres Landes verschuldet hat. Noch aber sind nicht alle Ursachen der Gemeindeverarmung genannt.

Viele unserer Gemeinden sahen sich genötigt, den gänzlich vernachlässigten Bau von Straßen, für den sie keine Unterstützung erlangen konnten, auf eigene Kosten durchzuführen und zwar mit geradezu beispiellosen Opfern für die erste Anlage wie für die spätere Erhaltung. Die Anlage dieses Straßennetzes im Trentino hat unsere armen Gemeinden nicht weniger als 9.600.000 Kronen gekostet! Wenn nun die Kosten für Erhaltung und Reparatur, für die geforderte Aufzahlung bei der späteren Verstaatlichung vieler Straßen hinzugerechnet werden, gelangen wir zur fast unwahrscheinlich klingenden Summe von 16 Millionen Kronen, welche von den Gemeinden vom Jahre 1834 bis 1896 für Straßenverbindungen verausgabt

wurden, an welchem Betrage Staat und Land kaum mit einem Zehntel partizipieren. Ich entnehme diese authentischen Daten einem von der Handelskammer in Rovereto im Februar 1897 an das Ministerium des Innern gerichteten Memoire.

Einzelne dieser Straßen bilden noch heute durch die Kühnheit des Entwurfes, durch die Schwierigkeiten, welche bei der Ausführung zu überwinden waren, die Bewunderung der Touristen. Man darf sie nicht als Luxusbauten betrachten, denn die Notwendigkeit, ganze Gebirgstäler in Berührung und Handelsbeziehung mit der Außenwelt zu bringen, hat sie geschaffen. Allerdings wurden manche später auch zu strategischen Zwecken ausgenützt. . . . Obgleich an sich keine Luxusausgaben, standen sie dennoch in gar keinem Verhältnis zur Vermögensbilanz der verarmten Gemeinden, deren Autonomie ihnen auch hierin verhängnisvoll wurde.

Erst als die finanzielle Anämie der Gemeinden ihre Kraft so brachgelegt hatte, daß ein vollständiger Krach über sie hereinzubrechen drohte, begann in den letzten Jahren die Hilfe des Staates und des Landes einzusetzen. Der Schwächezustand unserer Gemeinden wird sich jedoch leider auf lange Zeit hinaus nicht beheben lassen. Geld ist ein zu teures Medikament, als daß es den Armen injiziert werden könnte und zu viele Blutsauger zehren unterwegs daran. Hiemit ist ein weiterer Grund für das Anwachsen der Gemeindeauflagen namhaft gemacht und gleichzeitig für das wachsende Elend, diesem Nährboden der Pellagra.

Bei Erörterung dieser Ursachen darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß auch der Bau von Kirchen und Glockentürmen an der Verschuldung nicht weniger Gemeinden mit Schuld trägt. Dieser, für die ökonomische Lage der Gemeinden gleichfalls ganz unverhältnismäßige Aufwand zeigt uns zweierlei: die Gläubigkeit des Volkes und dessen unverfälscht romanische, atavistische Tendenz in der Großartigkeit seiner Bauten selbst dann Befriedigung zu finden, wenn sie ihm fast unerschwingliche Opfer auferlegt.

Nur durch die geschilderte Vereinigung unverschuldeter und verschuldeter Mißwirtschaft erklärt es sich, daß das Grundeigentum im Trentino mit Gemeindeauflagen von meist 400—700 Prozent der direkten Steuer und darüber belastet ist.

Kehren wir vom Gemeindeelend zur Notlage der Grundbesitzer zurück. Nachdem eine intensive Seidenzucht unmöglich geworden war, wurde sie durch intensive Kultur der Rebe ersetzt, welche im Trentino in vorzüglicher Qualität gedeiht. In den Jahren 1880—1892 waren unsere Trauben gesucht und gut bezahlt, und ungeachtet der unverhältnismäßigen Verteuerung ihrer Kultur gewährten sie dem Besitzer eine mäßige Einnahme. Nicht lange aber sollte diese Besserung währen. Im Jahre 1892 fiel im Handelsvertrag mit Italien, im Interesse der Gesamtmonarchie, die Weinklausel, welche bisher unser heimisches Produkt geschützt hatte, und ein Strom wohlfeilen Weines ergoß sich durch zwölf Jahre aus dem Königreiche in die österreichischen Lande. So wurden unsere Trauben entwertet und dem unglücklichen Landesteil, dem keinerlei lokaler Ersatz geboten wurde, seine letzte Ressource entzogen.

Welche Schuld trifft nun unseren Bauern, wenn ihn eine verhängnisvolle Verkettung von Umständen, durch welche ihm selbst das Brot entzogen wird, in eine so exzeptionelle Lage drängt, daß ihm die einzige Polenta bleibt? Und auch diese noch zumeist von havarierter Sorte, so daß sein Organismus tagtäglich das schleichende Gift aufnehmen muß, das, erliegt er ihm nicht, doch seine Kräfte unausgesetzt herabsetzt, ja ihn sogar einer notorischen Überlegenheit seiner Rasse: der Arbeitsfreudigkeit, beraubt.

Es sind nun die Mittel zu besprechen, die unser Land von der Pellagra-Endemie befreien können.

Eines Tages befand ich mich von Amts wegen bei der Assentierungskommission, und bemühte mich vergeblich, den Leiter derselben zu meinen Ansichten über Pellagra und ihre Wirkung auf die Familien zu bekehren. Ganz begreiflicherweise sieht man es nicht gerne, daß eine Krankheit, die man nicht kennt, der Armee Soldaten entziehe. Im Verlaufe der Diskussion machte der Herr Oberstleutnant folgende Bemerkung: „Aber wenn man weiß, daß die Polenta schädlich ist, weshalb ißt man sie? Ich weiß, daß mir der Wein schadet . . . . ., darum trinke ich keinen!" In der Naivetät dieser Frage und dieser Folgerung kommt das Pellagra-Problem selbst zum Ausdruck. Für jene, die es nicht kennen, ist es sogleich gelöst. Wie schwer aber wird seine Lösung denen, die es kennen! Elend und Maisnahrung sind die Ursachen der Pellagra-Epidemie. Es ergibt sich das logische Postulat, das Elend zu mildern, die Maisnahrung fernzuhalten.

Zur allgemeinen Armut gesellt sich die Vernachlässigung der Hygiene im Dorfe, im Hause, in der Schule, der immer noch fühlbare Mangel an guten Straßen, an Wasserleitungen, an Vorkehrungen zur Beschaffung der wichtigsten Bedarfsartikel u. dgl. mehr. Alle diese Ursachen setzen gemeinsam die allgemeine Widerstandsfähigkeit der Organismen herab, geben sie den Einwirkungen des Maisgiftes schutzlos preis. Soll der menschliche Organismus im ungleichen Kampfe nicht unterliegen, so wird die Behebung aller dieser Mängel zur Notwendigkeit.

Endlich muß in der Ernährung der Landbevölkerung Wandel geschaffen, die Polenta mindestens teilweise durch andere Nahrungsmittel ersetzt werden. Soll jedoch der Polentaverbrauch abnehmen, so muß der Konsum von Brot begünstigt werden. Im Preise muß es dem Bauer erreichbar, in der Qualität hygienisch werden. Hier stehen wir aber bereits mitten im Circulo vitioso des Problems. Die Verbilligung des Brotes wie des Fleisches ist nur durch die Abschaffung des Appaltos erreichbar, das seinerseits eine Haupteinnahmsquelle unserer Gemeinden bildet, mangels welcher diese hinwieder weder für ihre bisherigen Verpflichtungen, noch aber für die stets wachsenden Anforderungen der modernen Hygiene und all die Lasten, welche unsere Gesetzgebung den Gemeinden aufbürdet, aufzukommen vermöchten.

Es würde zu weit führen und aus dem Rahmen dieser einfachen Betrachtungen fallen, wollte ich die politischen und administrativen Reformen besprechen, ohne

welche eine radikale Abhilfe, ein Entrinnen aus der Wirrnis der bisherigen autonomen kommunalen Verwaltung, aus welcher zum Teil die Notlage der Gemeinden entspringt, nicht denkbar ist. Aufgabe der Zentralregierung ist es, für Gegenwart und Zukunft Abhilfe zu schaffen und vor allem die Aufhebung der Landessteuer auf das Getreide zu ermöglichen, welche wie ein Damoklesschwert über der Gesundheit unseres Volkes schwebt, das buchstäblich mit seinem Leben zu dieser Einnahmsquelle beitragen muß, welche ihrerseits wieder — wenngleich nicht in billiger Verteilung — der Erhaltung der Landesinstitutionen dient. Da aber ein so armes Land solche Last auch in anderer Form nicht zu tragen vermöchte, ist also der Staat zur Abhilfe berufen. Sein Eingreifen erscheint nicht mehr als billig und gerecht, wenn man bedenkt, welche Opfer diese Abgabe unserem Lande auferlegt hat und was für ein tiefgehender Schaden ihm durch die Aufhebung der Weinklausel zugefügt wurde — um politische Interessen zu fördern. Ein Land mit so spärlichen Hilfsquellen mußte durch diese Kette von Schädigungen dem Ruin entgegengetrieben werden und viele, viele Jahre werden zur Erlangung seines Gleichgewichtes erforderlich sein.

Wenn wir bisher die wirtschaftlichen Mittel kennen gelernt haben, durch welche die Pellagra besiegt werden kann, so erübrigt noch die Aufzählung der hygienisch-prophylaktischen Maßnahmen, die hiezu erforderlich sind.

Wir wissen, daß die Gefahr vom Mais herrührt. Auf dieses Nahrungsmittel muß sich das Hauptaugenmerk richten und keine Maßregel wäre zu strenge, um verdorbenen Mais vom Handel auszuschließen. Vor allem ist der Import ins Auge zu fassen. Zu uns gelangt der ungarische, rumänische, amerikanische Mais entweder über Fiume und Graz oder als Transito über Venedig.

In Italien hat das Pellagragesetz für den Import außerordentlich strenge Bestimmungen. Es ist der Fall vorgekommen, daß in Venedig zurückgewiesener Mais nach Istrien ging und, nicht mehr als Korn, sondern in Mehlform, ins Trentino gelangte.

Die modernen amerikanischen Mühlen geben ein so schönes Mahlprodukt, daß sich aus havariertem Korn gewonnenes Mehl vom gesunden kaum mehr unterscheiden läßt. Nur internationale Schutzbestimmungen der gefährdeten Länder unter sich könnten, unter Mithilfe der Konsulate durch Kontrolle der durchziehenden Ware und durch Aufdeckung versuchter Betrügereien Erfolg versprechen. Auch die Finanzorgane an den Landesgrenzen sollten über die Einfuhr des Mais Aufsicht üben und zu diesem Behufe über die makroskopischen Havarien der Maisfrucht unterrichtet werden. Wird schadhafter Mais an den Grenzen unerbittlich zurückgewiesen, so lernen Kaufleute und Vermittler wohl ehrlicheres Gebaren. Es steht zu hoffen, daß der nächste, in Mailand stattfindende Pellagra-Kongreß, der auch über internationale Bestimmungen zur Abwehr der Pellagra verhandeln soll, uns in diesen Vorkehrungen um einen Schritt vorwärts bringen wird.

Wir kommen nun zu der Kontrolle des einheimischen Produktes. Nachdem unser Parlament, so wenig wie das italienische, in das gänzliche Verbot des Mais-

anbaues in höher gelegenen Zonen willigen dürfte, könnte auch hier auf den, in Italien bereits eingeführten, Umtausch des schlecht ausgereiften Mais gegen gesunde Frucht gegriffen werden, durch welchen das Pellagra erzeugende Produkt von der menschlichen Nahrung ausgeschlossen wird.

So empfiehlt sich auch — gleichfalls nach bewährten Vorbildern — die Errichtung von Trockenöfen, welche dem Mais seine übergroße Feuchtigkeit so rasch entziehen, daß das Entstehen und die Fortbildung des Schimmels verhindert oder zumindest erschwert wird.

Was aber soll für die armen Pellagra-Kranken geschehen, welche die Gesellschaft, je nach der Verbreitungszone der Endemie, in höherem oder niedrigerem Prozentsatz belasten? Wir haben für sie die Pellagrosarien, die »Locande sanitarie«, schließlich die Agrarkolonien der Irrenanstalten.

Pellagrosarien sind Asyle, in welchen Pellagra-Kranke des Anfangsstadiums Aufnahme finden. Die mindestens dreimonatliche diätetische Behandlung erreicht durch intensive Ernährung zumeist die physische und moralische Erkräftigung der Leidenden, welche mit erhöhter Widerstandsfähigkeit der Gesellschaft wiedergegeben werden. Nach diesen Direktiven, die bereits durch die beiden in Inzago bei Mailand und in Moglieno bei Udine bestehenden Pellagrosarien gegeben waren, entstand im Jahre 1898 das Pellagrosarium von Rovereto.

Erstaunlich sind die Fortschritte, welche von den Pellagra-Kranken durch hygienische Diät allein, fast ohne Mithilfe von Medikamenten, gemacht werden: sie gewinnen durchschnittlich 5 bis 15 Kilo an Gewicht und — am Dynamometer gemessen — 30 bis 40 Kilo an Kraft. Seit Eröffnung des ersten, bescheidenen Asyls konnten 456 Kranke behandelt werden; in dem neuen, geräumigen Gebäude können nun 300 Kranke und darüber Aufnahme finden. Ist auch diese Zahl im Verhältnisse zu jener der Pellagra-Kranken des Trentino keine große zu nennen, so ist sie doch in Anbetracht der erzielten, direkten Erfolge sowohl, als der indirekten, moralischen, durchaus nicht klein, denn die entlassenen Kranken haben gelernt, sich vor dem Übel zu schützen und werden in ihrer Heimat zu Aposteln der Anti-Pellagra-Propaganda. In Italien werden, außer den beiden bestehenden Pellagrosarien, ungeachtet der großen Kosten neue errichtet, denn man findet die Resultate lohnend; in der großen Mehrheit der Fälle werden der Krankheit ihre Opfer entrissen und fast sicher vor dem Irrenhause oder vor Selbstmord bewahrt. Die Pellagrosarien dürfen nicht als das einzige Mittel zur Bekämpfung der Pellagra betrachtet werden, wohl aber als ein Segen für die Kranken.

Den »Locande sanitarie« liegt dasselbe Prinzip zu grunde, doch ruhen sie, bei weniger intensiver Wirkung, auf breiterer Basis: sie sind leichter durchführbar, hingegen schwerer zu kontrollieren. Im Bodenbau ist das Prinzip wohlbekannt. Manche Pflanzen siechen dahin, weil ihnen von Anbeginn oder in gewissen Wachstumsperioden hinreichende Nahrung fehlte. Werden jedoch ihre Wurzeln, die der erschöpfte Boden nicht zu ernähren vermag, durch wiederholte Düngung neu belebt,

so gewinnen sie auch für die Zukunft hinreichende Kraft, um in demselben Boden fortzubestehen. Ähnliches sehen wir in den »Locande sanitarie«. Dreißig oder mehr Tage der Überernährung mit vorzugsweise albuminösen Nährstoffen vermögen die gesunkenen Kräfte unserer von pellagrösem Marasmus befallenen Bauern wieder zu beleben. Ja, man will sogar bei Anwendung dieses Mittels zur Bekämpfung der Pellagra ein Sinken des Prozentsatzes des Pellagra-Irrsinns beobachtet haben. Bei uns sollen die »Locande sanitarie« auch in anderer, eminent präventiver Form organisiert werden, nämlich mit direkter Einwirkung auf die Jugend. Es soll in den Volksschulen der von Pellagra heimgesuchten Gemeinden den Kindern ein reichliches, nahrhaftes Mittagsessen verabreicht werden.

Für jene Unglücklichen, bei denen die Rettungsversuche zu spät kommen oder aber der hilfsbereite Wille sein Ziel nicht erreichen konnte, bleibt, hat sich einmal der pellagröse Wahn eingestellt, kein anderes Mittel als ihre Unterbringung in den Agrarkolonien der Irrenanstalten.

Hiermit sind die Kriterien des Pellagragesetzes zusammengefaßt, das der Initiative der Nächstenliebe entsprang.

Verfrüht wäre jedoch die Erwartung, den in Vorbereitung befindlichen prophylaktischen Maßnahmen den Erfolg auf dem Fuße folgen zu sehen.

Vielmehr muß man sich gefaßt machen, im Kampf gegen die Pellagra jedes Stück des Bodens nur mühsam zu erringen und die Frucht des jetzt ausgestreuten Samens nach langen Jahren erst zu ernten. Der Staat hat die hohe Bedeutung der gesetzmäßigen Regelung der Hilfsaktion erkannt; wir dürfen vertrauensvoll erwarten, daß er auf dem zum Heile unseres Landes betretenen Wege weiterschreite.

Aus den rhätischen Bergen.

Von Anton E. Schönbach.

Zwanzig Jahre mag es etwa her sein, seit ich mich einmal auf die Suche begab nach einem Platze, wo ich in Hinkunft dauernd die sechs bis acht Wochen meiner Sommerferien verbringen möchte. Bis dahin war ich unstät umhergeschweift, von nahrungsvollen Dörfern Niederösterreichs, die sich an alte Klöster lehnen, durch die Sommerfrischen des Salzkammergutes und Oberbayerns: frohe Erinnerungen knüpfen sich an Gmunden und den herrlichen See, den ich bei stillem Mondglanz in einsamem Ruderboot durchquerte, und die mächtige rotgraue Wand des Traunsteins, wie abendlich der Brand der untergehenden Sonne ihn umlohte, dann die grünen, breiten Matten der Täler am unteren Inn, über welche das Kitzbüheler Horn und der steil aufragende Zahn des Rettensteins hinwegschauen. Doch war mir die Lust am Wählen und Überlegen, wozu der Spätwinter und Vorfrühling mich



jedes Jahr nötigten, bereits vergangen und es ermüdete mich, an den langwierigen Erörterungen teilzunehmen, die als unerschöpftes Thema durch die sanfte Geschwätzigkeit der Abendgesellschaften plätscherten und sich um die Frage bewegten, welchem Örtlein fürs nächstemal die Ehre unseres Besuches und der Verbrauch des Ferienkapitälchens zugedacht werden sollte. Die richtige Auslese zu treffen, fand ich schwierig, denn allzuviele Vorzüge mußte die Stätte besitzen, an der ich mein sommerliches Zelt nunmehr für längere Jahre aufrichten wollte: ein schöner Fleck, das verstand sich von selbst, abgelegen, aber doch nicht zu sehr, denn Menschen wollte ich finden, nur nicht solche, wie ich sie schon kannte, und nicht solche, die mich zu Diners und Soupers einluden und mich zu Frack und Handschuhen zwangen; besucht, aber ja nicht überfüllt, kein Modeplatz, denn ich hasse es, mich auf schattiger Promenade durch die Reihen parfümierter Damen winden zu müssen; behaglich, allein nicht elegant, mit der mir unentbehrlichen Freiheit des Verkehres — und das alles umkränzt von stattlichen Berggipfeln, durchrauscht von frohen, kühlen Wassern — wo wäre das zu treffen gewesen? Wahrscheinlich hätte ich noch lange zwischen den Auskünften Bädekers und den Ratschlägen der Freunde geschwankt und mich noch weiter mit der Sorge um die jährliche Erholungsstation geplackt, wäre mir nicht der Zufall hilfreich in den Weg getreten: in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", die ich als korrekter süddeutscher Professor hielt, stieß ich auf eine Abhandlung eines Herrn Otto von Pfister aus München, die sich mit vieler Wärme über die reizenden Landschaften Vorarlbergs verbreitete, zumal über das Tal Montafon und über die Dörfer des Bregenzer Waldes. Ich gestehe, daß ich bis zu jener Stunde von diesem wertvollen Besitz unseres Herrscherhauses, von diesem Rest sozusagen „vorderösterreichischer" Lande, nur sehr mäßige Kenntnis und undeutliche Vorstellungen besessen hatte; am meisten wußte ich von Bregenz, aus dessen auf Römerboden erstellten Siedelungen der heilige Gallus die Dämonen vertrieb; vielleicht noch von Bludenz und Friedrich mit der leeren Tasche; nehme ich dann noch Rudolf von Ems hinzu, der ob Hohenems wohnte, dem zierlichen Ort, von dem die modernen Habsburger ihr Inkognito entlehnten, ferner das „mirantische Waldflötlein" des wackeren Kapuziners Laurentius von Schnüfis und die Malerin Angelika Kaufmann aus Schwarzenberg im Bregenzer Walde — dann wird das wichtigste erschöpft sein, was mir damals von diesem Grenzlande Österreichs bekannt war.

Die Schilderung Otto von Pfisters lockte mich, sofort schrieb ich an einen früheren Zuhörer, der, mir befreundet, am Gymnasium in Feldkirch wirkte, und fragte an, ob das Dorf Schruns in Montafon, das der Autor mit namhaftem Lobe bedacht hatte, wohl für den Empfang eines Kulturmenschen unserer Tage ausreichend gerüstet sei, sandte nach befriedigender Auskunft alsbald ein Brieflein an Herrn Josef Durig, den Wirt zum goldenen Löwen daselbst, dann packte ich ein und reiste dahin ab, bin auch seither alle Sommer wieder gekommen und denke es noch fürderhin zu tun, so lange die Kraft mir bleibt und die Elastizität, die nach der Jahresarbeit der Ruhe für das erneute Anspannen bedarf. Das Ländchen

hat es mir angetan, ich liebe es mit der Neigung, die man einer zweiten Heimat entgegenbringt: wenn der Eisenbahnzug bei Langen mühselig aus dem stickigen Tunnel des Arlberges kriecht, pocht mir das Herz, bis ich den Bergbug erblicke, auf dem einst die sagenhafte Stadt Brazalanz vor den Menschen versunken sein soll und der dem Sträßlein vorspringt, das ins Montafon führt, wie sich mir anderseits jedesmal die Augen feuchten, sobald auf der Heimkehr das glitzernde Schneefeld der Scesa plana sich dem Blick entzieht oder ich auf einer Abschiedsfahrt längs der Halde des Hasensprungs bei Bludenz das fruchtbare Gefilde der Ill und des jungen Rheines überschaue, vorbei an den Drei Schwestern, hinüber zum Säntis und Hohen Kasten, zu den Appenzellern und zum Gestade des Bodensees. Da wäre nun freilich des Erzählens kein Ende von den feinen Städtlein, werksam und tüchtig, von dem friedlichen Bauernvolk des Bregenzer Waldes, dem der Dichter Franz Michael Felder neben ansehnlichen Gelehrten und Geschichtschreibern entstammte, von dem prächtig gelagerten Bregenz, das stolz hinausblickt auf das Schwäbische Meer und jetzt in einem stattlichen Museum die Schätze alter Kunst und Kultur aufgespeichert darbietet, so schön und wohlgeordnet, wie dergleichen nur in Salzburg, Innsbruck oder Graz bewundert werden kann. Dort saß ich einmal an einem friedsamen Sonntagmorgen auf einer Bank der Seepromenade und ließ die Augen über die glänzende Wasserfläche schweifen, an deren äußerstem Rande als ein grauer Saum eben aus dem Seenebel das Gelände des Hegau emportauchte. Neben mir unterhielten sich ein Schwarzbart und sein Söhnlein tschechisch über ihre Reise, nicht ahnend, daß diese Laute mir seit der Kindheit vertraut waren. Als der Vater des fernen Landstreifens ansichtig wurde, riß er seinem Jungen die Mütze vom Kopfe und rief ihm zu: „Bete, Bub', dort liegt das heilige Konstanz!" Das hat mir einen starken und bleibenden Eindruck hervorgebracht, dieses ehrfürchtig zähe Gedächtnis, das die beiden zu ihrer Wallfahrt aus dem Böhmerlande nach der heiligen Stätte getrieben hatte, wo Johannes Huß, der Märtyrer ihres Volkes, auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden war.

Doch ich schreibe keine Reisebriefe und mag, indem ich hier etliche Erinnerungen zu Hauf trage, nicht den älteren Schilderern Vorarlbergs, Ludwig Steub, Otto von Pfister, Waltenhofen und anderen, auch nicht den kunstfertigen Freunden Ludwig von Hörmann und Hermann Sander ins fröhliche Handwerk pfuschen. Die ersten Eindrücke, welche ich vom Montafon gewann, waren freilich sehr stark und lange bin ich aus dem Verwundern nicht herausgekommen, mit welcher Stärke sich hier das alte romanische Wesen, dann wiederum die alemannische Art und Überlieferung, gestützt durch die Schweizer Nachbarn, festgelegt und erhalten haben. Da begruben sie vor etlichen Tagen den Frächter Neyer, der mich zuerst durch die Illklause bei Lorüns hereingefahren hat in die Außerfratte (= fractura) über die Höhe von St. Anton entlang dem tosenden Fluß, neben dem Roten Stein vorbei (jetzt ist er schon abgesprengt), durch die blühende Flur von Gantschier, bis Tschagguns und Schruns gleichzeitig um die Ecke her sichtbar werden: diesen Mann

mit dem bräunlichernsten Antlitz, dem schwarzen Kraushaar und der stark gebogenen Nase hätte man sogleich in eine Toga hüllen und auf das Forum Romanum stellen können, ohne daß er unter seinen dortigen Landsleuten aufgefallen wäre. Außer den Gesichtszügen, der Haltung, der alten Frauentracht und manchen Eigenheiten des Lebens, waren es zunächst die seltsamen Namen der Berge, Güter (wie man das Bauland hier nennt) und Weiler, die mich fesselten und denen ich gerne nachgehe, obzwar längst der Altmeister Ludwig Steub und mit besserem Erfolge ein Münchner Student, der heute im Bayerlande als Reallehrer die Knaben ziehen hilft, daran ihre etymologische Kraft versucht hatten. Konnte ich auch selber nicht solche Nüsse knacken, so meinte ich doch, dabei helfen zu sollen, daß die verschütteten Vorräte der Namen von Orten und Personen der alten Zeit ans Licht träten, aus deren weniger versehrtem Zustande die zerquetschten Formen der heutigen Redeweise sich genügend verstehen ließen. Und so wird, bearbeitet durch sachkundige Sorgfalt und gefördert durch die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, hoffentlich in Bälde ein Werk an den Tag kommen, das die Urbare von Bartholomäberg, der Mutterpfarre von Schruns, umschließt, wie sie in das XIV. Jahrhundert zurückreichen, Verzeichnisse von Kirchgülten, Leistungen und Giebigkeiten, denen eine üppige Fülle der Namen von Fluren und Familien in schönster Erhaltung entquillt.

Der Sonderart der Bewohner dieser Täler und Höhen scheinen die wechselvollen Formen ihrer Bergwelt zu entsprechen, mit Zacken und Wänden, mit Schluchten und Muhren, vorgeschobenen Hügeln, die einst von den steilen Gipfeln abrollten, und zerspaltenen Blöcken in der ebenen Breite, ähnlich denen, wie sie vor kurzem in Parthenen, dem letzten Dorf der Innerfratte, vom Tavamont viele hundert Meter herabgesprungen sind, mitten hinein zwischen die Häuslein des Dörfchens, deren Insassen doch nicht bewogen werden konnten, aus dem gefährdeten Heim zu weichen. Gerne hätte ich gewußt, wie in der Vorzeit diese wunderlichen Gestaltungen zu stande gekommen waren und aus dem anscheinenden Widerspruch zu der schönen Mannigfaltigkeit der Montafoner Landschaft sich vereinigt hatten, das sind aber Dinge, für die sich ein Philologe kaum jemals ein sachgemäßes Verständnis erwirbt. Im Ländchen selbst strebt man im allgemeinen noch nicht viel nach der Naturkunde der Gegend. Der einzige, den ich dafür fand, war ein wackerer Buchbindermeister, heute schon lang verstorben, der in den Bergen und ihren Schlüften umhergekrochen war, die Schlangen des Netzatales und die Hirsche der Valisera sowie die Gemsen auf Faleu kannte, der mir feine Kristalldrusen brachte und auch allerlei Kunstsachen mit klugem Urteil gesammelt hatte. Freilich, die große Wissenschaft hat auch die Berge vom Rhätikon bis zur Silvretta einem nachdenklichen Studium unterworfen und jüngst habe ich einen Aufsatz des Professors Rothpletz aus München gelesen, in welchem mit einer für meine blöden Augen verwunderlichen Sicherheit die ganze Folge von Umwälzungen und Verschiebungen aufgerollt war, durch die in fast dramatischem Kampfe aus einer ursprünglich ganz ordentlichen Schichtung sich diese zerrissene Landschaft verworfen und versplittert hat. Ich

habe viel Glauben in Dingen, von denen ich nichts verstehe, aber er ist mir doch ein bißchen ins Wanken geraten, da ich neulich mit dem ausgezeichneten Geographen Albrecht Penck mich unterhielt, als wir eben dem trefflichen Vortrag eines akademischen Kollegen aus der Geologie mit aller Andacht gelauscht hatten. Da meinte ich mit der angeborenen Bescheidenheit des Historikers und Philologen, die Geschichte der Erde und vornehmlich ihrer Gebirge sei doch heute erstaunlich weit vorwärts gekommen und die Schichten legten sich so rasch und bequem auf der Erdwelt übereinander, als ob unsereins sich ein Butterbrot striche; der Wiener Meister der Geographie jedoch erwiderte: „Vergessen Sie nicht, daß wir Geologen eben erst die Butter auf dem fertigen Brot angekratzt haben." Also auch dort bleibt den folgenden Geschlechtern noch einiges zu leisten übrig.

Etwas von der harten Weise des Urgesteines, das hie und da aus den späteren Überlagerungen im Montafon vorbricht, ist auch den Bewohnern des Tales verblieben. Zwar sprechen sie schon seit dem Anfang des XVII. Jahrhunderts nicht mehr romanisch wie die benachbarten Graubündner, aber den unabhängigen Sinn, das Streben nach Selbstverwaltung, das sich auf ein kräftiges Rechtsgefühl stützt, teilen sie mit den schweizerischen Grenzgenossen, Besuche hin und wieder über die Pässe, hauptsächlich ins Prättigäu, verstärken die Angleichung. In anderem hat sich die Gemütsart des Volkes nicht unerheblich geändert: heute im allgemeinen ruhig und gehalten, tätlichen Auseinandersetzungen abgeneigt, so daß nach dem Ausspruche eines alten Montafoners „ä trockener Patsch" ein seltenes Argument bildet, waren die Leute in früheren Jahrhunderten jähzornig, unter sich und gegen Fremde gern zu Gewalttaten bereit, die Blätter der Geschichte des Tales tragen bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts viele blutige Spuren. Noch die Franzosenkriege wirkten verwildernd und erst schwere Jahre der Not und des Mangels haben die Trunkenheit ausgerottet und die Bewohner des Montafons zu den nüchternen, sparsamen und fleißigen Bauarbeitern und Viehzüchtern gemacht, die in Frankreich und Spanien, in Elsaß und der Schweiz für den Sommer gesucht und angeworben werden. Daheim hängt das Volk an den alten Bräuchen, die als das Bleibende die Flucht der wechselnden Einrichtungen des Bureaukratismus überdauern. Noch sehe ich das Entsetzen eines sehr hohen Ministerialbeamten, der gewohnt war, von der Zentrale aus die Verschiedenheiten landschaftlichen Sonderentwickelns zur Einheit umzuformen, als ich ihn auf die Inschriften an Brücken und Markpfeilern aufmerksam machte, die noch die Bezirkseinteilung der bayrischen Zeit voraussetzten. Dieser Schrecken steigerte sich beim Anblick des Bezirksgerichtes zum Grausen. Denn über der Pforte dieses unförmigen Gebäudes, das einst der Stand Montafon aufgerichtet hatte, hing als Wahrzeichen der obersten Autorität der Rechtspflege ein veritabler Scheibenadler, der noch die kennbarsten Kugelspuren trug, mit denen die Landesschützen ihn verziert hatten. Sobald der hohe Herr nach Wien heimgekehrt war, erfloß ein Dekret, welches den richtigen Doppeladler an die Stelle des einköpfigen zerschossenen Scheibenblattes zu rücken befahl. Die alten

Schrunser sahen das nicht ohne Betrübnis, ihnen kam es gar nicht ein, daß jenes verdrängte Wappenbild nicht auch als ein Zeichen der Herrschaft Österreichs gelten sollte, an der sie gerade als ein Grenzvölklein mit einer Anhänglichkeit festhalten, welche die Vorzüge des heimatlichen Regimentes zu schätzen weiß. Freilich sterben auch hier die Leute der Generationen aus den französisch-bayrischen Kriegsläuften bald völlig aus. Mit einem der letzten davon, dem Altvorsteher Jochum, habe ich viele Abende zusammengesessen und mir von vergangenen Zeiten erzählen lassen, indes der wohlhabende Greis sein Gläschen Rotwein trank und eine ganz wohlfeile Zigarre langsam dazu schmauchte.

Die Gesellschaft der „Fremden", wie Schruns seine Sommergäste nennt, bot mir just, wonach ich verlangt hatte, Menschen von ganz anderer Art, als die waren, in deren Mitte ich während des Arbeitsjahres meiner Pflicht lebte. In übergroßer Mehrzahl Reichsdeutsche, darunter ein starker Einschlag von Schwaben und Rheinländern (den Bayern genügt ihr Allgäu und Oberstdorf sowie der Lindauer Schachen), etliche Engländer, wenige Franzosen. Österreicher fast gar nicht, und wenn am 18. August der Kaisertag festlich begangen wird, dann muß unser kleines Häuflein an die geschmückte Table d'hôte ziehen, damit die hellklingenden Preisworte aus dem Munde der deutschen Gäste doch auch eine passende Gegenrede finden. Das wird durch die Jahre her nicht anders, der Arlberg bildet noch eine Völkerscheide, und die Österreicher, die überhaupt weiter westwärts streben als nach Tirol, überschlagen Vorarlberg und eilen durch die Ausfallstore Buchs — St. Margrethen — Bregenz nach der Schweiz und dem Schwarzwald. Die Gruppe der Gäste aus dem Reich, die sich allgemach und mit ruckweisen Veränderungen einstellte, war erlesen genug. Zwar blieben die Professoren schwach vertreten, aber gerade das hatte ich mir gewünscht. Denn ich schätze diesen Stand gewiß sehr hoch, dem ich selbst angehöre, dem Austausche jedoch, der sich um Personalien und Laufbahn, um Verschiebungen und die Zustände des akademischen Betriebes bewegt, gehe ich allzeit gern aus dem Wege, zumal in den Ferien, wo er wunderlicherweise gerade am eifrigsten in den Professotenklubs gewisser bevorzugter Sommerfrischen gepflegt wird. Freilich, daran hatte auch der Mann keine Freude, dessen Verkehr mir durch mehrere Jahre als eine Auszeichnung erschien, der berühmte Physiologe Karl Ludwig, ehemals in Wien, dann in Leipzig. Das edle, feingeschnittene Haupt dieses großen Gelehrten, dessen Züge einige Ähnlichkeit mit denen seines Freundes Theodor Mommsen aufwiesen, leuchtete unter den Gästen der Tafel hervor, und schier unvergeßlich sind mir die Stunden des Gespräches, die ich da und auf kleinen Spaziergängen mit ihm verbringen durfte. Ludwig war nicht bloß eine erste Autorität seines Faches, sondern auch ein Mann von ausgebreitetster Kenntnis und Bildung. Während der Wochen einer regsamen Muße las er Bücher, an die er innerhalb des Arbeitsjahres nicht kam, hauptsächlich Schriften aus Geschichte und Theologie. Und wich auch mein Standpunkt von dem seinen, der mit Stolz in dem protestantischen Bekenntnis ruhte, ganz bedeutend ab, so war es doch Ehre und Sporn für mich, gegen die

bestimmt motivierten und mit Schärfe und Feinheit durchgeführten Behauptungen dieses überlegenen Dialektikers auch meine eigene Ansicht verfechten zu dürfen. Einzelne weitläufige Debatten über die römische Kirche, das Papsttum und dessen von mir angenommene Verknüpfung mit dem welthistorischen Einfluß der Deutschen, sind mir dauernd im Gedächtnis geblieben. Das Verhältnis zwischen Religion und Politik, sowie seine geschichtlichen Wandlungen drängten sich bei den Schrunser Symposien gern in den Vordergrund, denn der gewesene preußische Unterrichtsminister Dr. Falk, damals Obergerichtspräsident zu Hamm in Westfalen, weilte länger denn ein Vierteljahrhundert als Stammgast im Montafon, und, obschon wir begreiflicherweise vorsichtig ausbogen, gab er selbst ganz unbefangen den Anstoß zu Erörterungen dieses Inhaltes. So habe ich die Geschichte seiner Kämpfe, seines Zieles und seines Rücktrittes wiederholt aus seinem Munde in stiller Stube vernommen, schon in ihren einzelnen Punkten fest geworden und nach bestimmter Richtung stilisiert, aber doch noch mit leidenschaftlicher Bewegung vorgetragen — Fragen und Einwürfe beachtete er freundlich — fast könnte ich es wagen, seine Darlegungen, die stark persönlich gefärbt waren, in einen zusammenhängenden Bericht zu fassen. Einer von Falks Nachfolgern im Amte, Minister Dr. Robert Bosse, stand durch zwei Sommer im Mittelpunkte unseres Kreises. Niemals ist mir ein Mann vorgekommen, der durch sein lauteres Wesen allein sich so rasch Sympathie, Achtung und dann herzliche Liebe zu gewinnen wußte. Hier, nach Tisch, vor dem Hause, indes der Blick ausruhend die grünen Halden des Gamplaschg aufwärts glitt oder an der kahlen Spitze des Monte Neu haftete, oder abends an der Schieferplatte des Trinktisches der Bauernstube — das „Achteck im Montafon" nannten wir es — da schüttelte der Vielbedrängte die Lasten seines schweren Amtes von sich, besprach die schwebenden Fragen, wenngleich von der Anschauung seiner Partei aus, so doch mit objektiver Sachkunde, und erging sich plaudernd in ungezählten Anekdoten, die seine Wirksamkeit und damit auch die politische Geschichte des preußischen Staates illustrierten. Am lehrreichsten war mir alles, was sich aus seinen Mitteilungen auf Fürst Bismarck bezog, weil die Auffassung des Kanzlers durch einen nächsten Untergebenen und Mitarbeiter, die manchen aufblitzenden Detailpunkte, das grandiose Bild aufs lebendigste ergänzten, das aus der reichen Überlieferung zu gestalten war. Als Bosse der Kanalfrage halber nach Berlin reisen mußte, mit der klaren Einsicht, daß ihn sein pflichtgemäßes Verhalten seine Stellung kosten werde, da nahm ich von ihm Abschied und die ganze Tiefe seines deutschen Gemütes und seine Herzensgüte ging mir auf. Danach habe ich ihn nicht wieder gesehen, wenngleich der Brieftausch noch bis zu seinem baldigen Tode hin fortdauerte. Läge mir am Prunken mit vornehmen Namen, dann wäre mancher zu gedenken, die gerade durch Bosses Aufenthalt ins Montafon gezogen wurden, einer ganzen Strahlengloriole preußischer Geheimräte. Nicht just zur Freude des Ministers, der mir einmal erwiderte, als ich der Umsiedelung des „Achtecks" durch Exzellenzen entrinnen wollte: „Bitte, nehmen Sie mich mit, denn d a s kann ich zu Hause alle Tage haben."

Seine Schlichtheit ärgerte sich auch nicht an dem ungezwungenen Wesen der Montafoner und an der Freiheit unserer Tischgenossenschaft. Anderen fiel dies schwerer, und ich erinnere mich mit Vergnügen eines bezeichnenden Vorfalles. Wir waren von der „Abendsprache" — das Wort hatte Bosse uns vermittelt — aufgebrochen, um heimzukehren, und unter uns war auch ein Schrunser gewesen, ein schwerer, behäbiger Mann, der still seinen Roten trank, bescheiden bei den Spässen mitlachte und auf Fragen, die dem Orte und seiner Eigenheit galten, sachliche Auskunft mit einfachen Worten zu geben wußte. Auf der Litzbrücke stellte mich der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Dr. Wehrenpfennig, der hochverdiente Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher" und Dezernent für technische Hochschulen, und fragte mit aufgezogener Stirn: „Wer war denn der dicke Mann, der heute bei uns saß und nicht vorgestellt wurde?" Als ich unbefangen antwortete: „Der Gerichtsdiener Weiß" (jetzt verstorben), da erschrak der treffliche und feine Herr ganz furchtbar, er trat ein paar Schritte ans Brückengeländer zurück und rief: „Nein, so etwas wäre bei uns in Preußen nicht möglich!" Mir als Vollblutösterreicher hatte die Sache gar nicht so entsetzlich geschienen, zudem hege ich für meine Person die Meinung, daß es niemanden kränke, mit einem wackeren Mann am Wirtstisch zusammenzusitzen und mich mit ihm über Dinge zu unterhalten, die ich nicht weiß, auch wenn der ruhige Gast weit unter dem Durchschnittsrange der sonstigen Gesellschaft sich befindet. Ob es geraten wäre, die Wirtshauskameradschaft auch daheim, innerhalb des eigenen Wirkungskreises, so weit auszudehnen, das ist natürlich eine andere Frage, die von vielen, auch von mir, wahrscheinlich verneinend beantwortet würde. Doch dünkt mich Wehrenpfennigs Äußerung nicht minder bezeichnend für ihn selbst, als die Sache ihm charakteristisch für österreichische Zustände vorgekommen war.

Und so könnte ich noch lange durch die Erinnerung der Sommer in Schruns wandeln wie durch eine Allee von Denksteinen, könnte der vergnügten Abende mit dem alten Kammergerichtspräsidenten von Berlin, Herrn von Drenkmann, erwähnen, welcher ausgezeichnete Oberrichter Preußens gleichfalls an dem „Achteck" teilnahm und noch spät nachts auf seiner Stube die Pointen des Tischgespräches nachlachend genoß, könnte die nassen Wochen schildern, die Freund Bettelheim und sein liebwertes Gemahl bei uns ausharrten, müßte ich nicht doch endlich dem Gegenstande zueilen, um dessentwillen ich in diesen heißen Tagen zur Feder gegriffen habe.

Das ist nämlich ein schlankes Heftchen in grauem Umschlag, der die Überschrift trägt: „Der Gauenstein bei Schruns in Vorarlberg. Von Hermann Sander" (Innsbruck, Wagner, 1905). Der Verfasser, den ich als naher Freund nicht zu sehr loben darf, gehört einem Teile seines schriftstellerischen Wirkens nach zu den Vertretern einer Gattung, die eben jetzt aussterben will. Es ist dies nämlich die Schilderung von Landschaften, die durch eingeflochtene historische Studien beleuchtet wird, Einzelheiten aus dem Kulturleben des Volkes, aus seinem literarischen Betätigen werden hinzugefügt, so daß ein buntes Geflecht von Gegenständlichem und Geistigem entsteht, das mittels aufgesetzter, poetischer oder humoristischer Lichter sich noch wirk-

samer gestaltet. Ein Meister dieser Gattung künstlerischer Prosa war Ludwig Steub, in Norddeutschland Theodor Fontane, dessen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" seit Jahrzehnten zu meinen Lieblingsbüchern gehören. Die Pflege dieser historisch-beschreibenden Essays erlischt allmählich, weil die Menschen keine Zeit mehr haben, in einzelne Szenerien sich hingebend zu vertiefen, sie lassen sich lieber durch Eilzüge in raschestem Flug über ganze Länder schleudern, um dann ein Wirrsal gröbster Eindrücke heimzuschleppen und ihre Nerven noch weiter zerrüttet zu wissen — auch die neuesten Fahrten mit Bergbahnen auf eisige Höhen bedeuten nur eine Extravaganz mehr, da es gar nicht auf den Zuwachs sonst schwer erreichbarer Szenen und Bilder ankommt, sondern nur auf den Rekord der Schnelligkeit, mit welcher man das Ziel gewinnt und zum Ausgange zurückgelangt. Steub und Fontane waren zu einer Zeit herangewachsen, wo man an der einzelnen kleinen Landschaft sich noch freute und den Genuß auskostete, wo jemand noch nicht ein Mindestmaß von so und so viel tausend Kilometern durchrast haben mußte, um als ein gereifter und weltkundiger Mann zu gelten. Es ist schade um diese Gattung, sie wird durch die modernen Beschreibungen nicht ersetzt, bei denen durch Vermischen widersprechender Effekte und alle Künste der Wortmacherei, durch Entlehnen aus verschiedenen Gebieten sinnlichen Wahrnehmens und Vermengung des Entlehnten, die Nerven der Leser gestachelt werden wie die Haut des Gelähmten durch die Punkturen der elektrischen Nadel. Vor allem aber scheint mir jede Landschaft in gewissem Grade tot und anziehungslos, wofern die Menschen nicht hineingestellt werden, die sie mit ihrer Arbeit und ihrem Schicksal beleben. Die großartigen Wälder, Gefilde und Bergketten Nordamerikas waren doch wie leblos, bevor Cooper, Bret Harte, Miß Craddok, Mrs. Jackson sie mit romantischen Geschicken, die Historiker sie mit dem Lärm vergangener Kämpfe erfüllten. Die Natur, mag sie für sich noch so tätig sein, wird es für den menschlichen Beschauer erst dann, sobald sie mit ihm und seinem Wirken in bezug gebracht ist. Solchem festen Verhältnis entsprach jene literarische Art der Schilderungen, und darum missen wir sie doch ungern. Sanders Vorbild ist Ludwig Steub und wohl ein würdiges Vorbild. Denn dieser Mann wußte zu schreiben, wie er zu leben verstand. Es waren reiche und frohe Stunden, die sich mit ihm auf Reisen oder hinter einem guten Glas zubringen ließen. Schon 1872 hatte ich ihn kennen gelernt, da ich als junger Anfänger der Philologenversammlung in Leipzig beiwohnte; darnach fand ich ihn während mancher Frühlinge zu München wieder, wo er des Abends in der Neunerschen Weinstube am Promenadeplatz regierte und in den nächtlichen Stunden, wenn es „klein schlägt", mit mir hin und wieder wandelte. Zuletzt habe ich ihn 1886 in Vorarlberg gesehen. Vom „Hechten" zu Rankweil aus, seiner alten Herberge, fuhren wir mit einem riesigen Schimmel nach dem waldumschlossenen St. Arbogast, nicht ohne Hindernisse, denn das angealterte Roß ging zwar zur Not, so lange die Straße eben blieb, wollte aber durchaus nicht vom Fleck und exaltierte in gefährlichen Sprüngen, wenn der Weg anstieg. Endlich

gelangten wir in das liebliche Klaus, wo ein Wirtshäuslein im Schatten stand und aus der grellen Hitze und dem flackernden Sonnenlicht mit seinen geschlossenen grünen Läden ins Kühle einlud. Steub begrüßte die freundliche Stube, die uns aufnahm, mit den Worten: „Sehen Sie, das ist die Dämmerung, die der Deutsche zum Trinken und zum Beten braucht", und dann ließen wir uns für ein Stündchen nieder, um nach seinem Ausdruck bei klarem Rotwein „uns durch die Welt zu vierteln und zu achteln". Steub, der rüstige Wanderer durch die Täler der Alpen, war damals (im Alter von 75 Jahren) schon etwas steif in den Beinen und erhob sich schwerfällig, als ich auf dem Bahnhof zu Rankweil das letztemal ihm in die klugen und scharf blitzenden Augen schaute, sein Schreibwerk blieb fröhlich, sein Humor, vielleicht etwas bitterer, jedoch ungebrochen, bis er die spitze und feine Feder fallen ließ. Das Montafon hat dieser Kenner landwirtschaftlicher Reize besonders geliebt, und Sander führt das Sprüchlein an, das der Alte tat, als er vom Kapuzinergärtlein des Gauenstein auf die liebliche, gletscherumrahmte Talbreite hinaussah: „Schöner als hier ist es doch eigentlich nirgends!"

Das graue Büchlein, von dem wir sprechen, geleitet uns durch allerlei seltsame Schicksale dieses Hospizes in dem grünen Bergwinkel, durch Lebensläufe, so wunderlich und grotesk, daß sie Meister Gottfried Keller für seine heitere Kunst gern hätte nutzen mögen. Der Ausblick in die bewegte Vergangenheit des Montafon kommt eben jetzt zurecht, wo alles sich anschickt, den Antritt einer neuen Epoche zu begrüßen. Denn seit dem späten Frühling dieses Jahres sind Hunderte brauner Menschen hereingezogen, Slowaken, Kroaten, Italiener, genügsame, friedliche Leute, die bei Bohnenbrei und Polenta, in kümmerlichen Bretterhütten geduckt oder in Verschlägen bei den Häusern sich bergend, die Erde aufwühlen, Steinbetten legen, Wuhren aufmauern und den Bergfluß eindämmen, um die elektrische Bahn von Bludenz nach Schruns, dem Herzen des Tales, hereinzuleiten. Damit ist für einen Strom von Menschen, der von der internationalen Linie des Arlberges in die stille Seitenbucht einbrechen möchte, der Zugang erschlossen. Wie sich darob das Wesen des Montafon ändern möchte, wann und nach welchen Richtungen, das fragen sich die alten Sommergäste von Schruns nicht ohne heimliche Besorgnis. Keinesfalls aber gereicht es zum Schaden des Allgemeinen, wenn dieses herrliche Tal, das schönste Stück der Österreichischen Schweiz, wie man das Land Vorarlberg mit vollstem und bestem Rechte nennen darf, auch den Österreichern selbst bequemer sich auftut, denn bis zur Stunde ist es nicht sattsam geschätzt und zureichend aufgesucht. Wer aber mit verstehendem Blick die früheren Geschicke des Ländchens überschaut, den dünkt es kein Zufall mehr, daß dieses kostbare Stück romanisch-deutscher Erde unter Habsburgs Banner sich lagerte: das alte Österreich gleicht einem Baumriesen der Urzeit, zwischen dessen weiten und mächtigen Wurzelknorren viele Erdschollen, von Wind und Wasser zugetragen, sich einbetten; damit gewinnen sie selbst sicheren Schutz, sie decken und hüten aber auch das Wurzelgeflecht, damit es das breite Laubdach des himmelstrebenden Geästes noch lange fürderhin stütze und trage!

Fanny Elßlers amerikanische Kunstreise im Jahre 1840.

Geschildert in Briefen ihrer Cousine Kathi Pr.

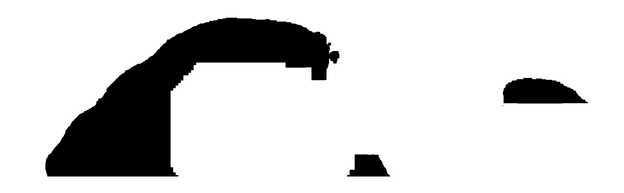
Mitgeteilt von Prof. Julius Neßtler.

(Fortsetzung.)

Boston, den 5. Oktober 1840.

Großes Aufsehen machte Fannys Produktion zum Vorteil des Monumentes von Bunker-Hill. Sie hielt eine schöne Rede und sagte am Schlusse: „Zwei Monumente werden sich erheben, das eine von Granit zum Andenken von Bunker-Hill, das andere aus Dankbarkeit in meinem Herzen für die edlen Bewohner Nordamerikas.“ Nun folgte ein solch erschütternder Jubel, daß das Haus einzustürzen drohte. Am folgenden Abend erschien Fanny zum letzten Male auf den Brettern. Von Blumen und Kränzen will ich gar nicht mehr sprechen; sie waren die sichtbaren Zeichen der Anerkennung an jedem Abende. Doch muß ich eines riesigen Blumenstraußes erwähnen, welchen der Orchesterdirektor Fanny überreichte. Er erhob sich von seinem Sitze, deutete zur Rechten und Linken und sprach: „Von uns allen.“ Die Orchestermitglieder begleiteten diese Huldigung mit Trompeten- und Paukenschall. Alle Zuschauer standen auf, die Herren wehten mit den Hüten, die Damen mit Tüchern und Fächern, und auf diese Weise wurde der letzte Abend beschlossen.

6. Oktober. Wir wohnten gestern noch zu unserem Vergnügen einer Vorstellung im Theater bei, um den hiesigen berühmten Schauspieler Mr. Forest in der Rolle des Ministers Richelieu zu sehen. Als das Stück zu Ende war, kam der Künstler in unsere Loge, um Fanny zu begrüßen, da er in New York ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Alle Augen waren auf uns gerichtet. Er ging bald fort, müde von der anstrengenden Rolle. Wir sahen noch einen Ensemble-Tanz und waren dann auch im Begriffe, das Schauspielhaus zu verlassen. Als sich Fanny vom Sitze erhob, stand in einem Momente die ganze Versammlung auf, und ein donnernder Applaus sowie einstimmiges Hurrageschrei zwangen sie, vorzutreten und den Anwesenden Küßchen zuzuwerfen. Ein Teil stürzte hinaus, ein Teil stand am Ausgange und wehte der Scheidenden mit Tüchern ein Lebewohl zu. Nach allen Seiten dankende Blicke werfend, schritt Fanny mit mir durch die aufgestellten Reihen nach der Behausung. Kaum hatten wir den Tee getrunken, als der Hotelinhaber Fanny ersuchte, sich in den großen Salon zu begeben, der dem Tremont-Theater gegenüber die ganze Fassade des Gasthofes einnimmt. Unsere Wohnzimmer haben die Aussicht auf einen Friedhof. Wir gingen in den Salon und wurden durch eine Serenade überrascht, welche das Personal des Theaterorchesters zur Aufführung brachte. Die vorkommenden Piecen waren: Fannys „Cachucha“, „El Jaleo de Xerxes“, die „Krakovienne“, die „Smolenska“, Webers „Jägerchor“ und das hiesige Volkslied „Yanke Doodle“. Unzählige Hurras ertönten am Schlusse eines jeden Musikstückes. Die Serenade war um 1 Uhr beendigt. Wir gingen nach unseren Zimmern und bald darauf zu Bette. Kaum hatte uns der Schlafgott sein phantastisches Reich eröffnet, wurden wir wieder durch Gesangsstimmen aufgeweckt, welche von der Seite des Kirchhofes sich näherten. Nun trat eine stille Pause ein. Es schlug 2 Uhr. Wir hörten ein leises Geflüster im Gottesacker, und endlich begann dicht unter unseren Fenstern eine anziehende Instrumentalmusik. Ich stand auf, öffnete die Läden und ließ den schmeichelnden Strom der Töne in unser Schlafzimmer hereinziehen. Wir waren wunderbar bewegt und ergriffen von den



Harmonien, welche auf der Stätte der Heimgegangenen wie ein Gruß aus dem Geisterlande sich vernehmen ließen. Kein Hurraruf unterbrach die Grabesstille in den Zwischenräumen des originellen Konzertes. Die Turmuhr kündigte mit dumpfen Schlägen die dritte Morgenstunde an, als wir, wie betäubt von so vielen Überraschungen, auf die Kissen des Nachtlagers abermals unsere müden Häupter drückten.

* * *

Niagara, den 15. Oktober 1840.

Am siebenten Tage kamen wir in Niagara an, welcher Ort, aus etwa hundert Häusern bestehend, am Niagaraflusse liegt. Das Hotel, welches wir bewohnen, heißt „Cataract House". Der Strom, welcher das englische Besitztum Kanada von den Freistaaten trennt, zeigt bei seinem Niedersturze zwei Abteilungen: die amerikanische, am rechten Ufer, hat eine Breite von 830 Fuß, die englische, am linken Ufer, eine Breite von 1550 Fuß. Die Bogenkrümmung des vereinigten Kataraktes ist 170 Fuß hoch, und der milchweiße Schaum in dem furchtbar tobenden Becken steigt in Nebelgestalt zur Wolkenregion und wird auf viele Meilen im Umkreise sichtbar. Der Donner des Niedersturzes ist im wahren Sinne des Wortes betäubend und kann noch in einer Entfernung von zwanzig Stunden vernommen werden. In der Nähe dieses Wogenaufruhrs verlieren alle Worte ihren Klang, und Ideenmitteilung kann nur durch das Gebärdenspiel vermittelt werden. Wir stiegen die Treppen herab, und wurden dann auf einem kleinen Schiffe bis zu dem Felsen gerudert. Weiter kann man nicht vordringen, da der stäubende Schaum und das Tanzen der Wirbel keinen Zulaß erlauben. Fanny wurde von einer Ohnmacht ergriffen, als sie die ganze erschütternde Macht des Falls empfand, auch das Schaukeln unseres Schiffchens mochte auf ihre Nerven gewirkt haben. Ich war nur bleich und von einem unheimlichen Gefühl erfaßt, denn zur Ohnmacht ließ mir ein Blick auf Fanny keine Zeit. Als sich Fanny wieder erholte, fragte ich den Ruderer: „Wie tief ist hier das Flußbett?" „250 Fuß", war die Antwort. In zehn Minuten hatten wir das jenseitige Ufer und somit den englischen Boden erreicht. Die ersten Gegenstände, welche unsere Aufmerksamkeit erregten, waren schottische Schildwachen, mit ihren rot und weiß gewürfelten Strümpfen, nackten Knien, grün und blau gestreiften Röckchen, roten Westen mit gelben Aufschlägen und ihren Mützen mit langen, schwarzen Schwungfedern verziert. Es wurde eine Revue abgehalten, welcher wir beiwohnten, und die uns von der schönen Haltung und dem trefflichen Exerzitium der Truppen überzeugte.

New York, den 1. November. — Ziemlich teuer hatten wir das Vergnügen, hinter dem Wasser des Niagarafalles spazieren zu gehen, erkauft. Wir sind infolge der Erkältung beide krank geworden. Kaum hatten wir Batavia verlassen, so wurde ich von einem rheumatischen Fieber befallen und mußte in Geneva, einer kleinen, freundlichen Stadt, durch acht Tage das Bett hüten.

* * *

New York, den 8. November 1840.

Ich war sehr unzufrieden mit meinem letzten Briefe aus Niagara. Ich wollte diese Wasserfälle so effektvoll beschreiben, wie sie auf mich wirkten, aber die Frauen wissen in der Regel mehr mit den Schmuck- als mit den Schreibfedern umzugehen. Je

mehr ich aber an dieses Weltwunder denke, desto einleuchtender wird es mir, daß selbst die Feder des gewandtesten Schriftstellers nur eine unvollkommene Schilderung hätte entwerfen können. Die kleine Karte, die ich mitgesendet, hat meiner schwachen Malerei in Ihren Augen ein wenig nachgeholfen. Auf dem linken Ufer ist eine kleine Brücke und ein runder Turm angebracht. Dieser Standpunkt muß als Loge zu dem großartigen Naturschauspiele betrachtet werden. Der Anblick des Wassersturzes ist von da schauerlich schön, und der Gedanke, daß jeder Fehltritt den unausbleiblichen Tod zur Folge hat, durchzuckte uns mit einem ängstigenden, Schwindel erregenden Gefühle. Wir rissen Zweige von den Bäumen und warfen sie auf das donnernd herabstürzende Wasser. Schneller als der Blitzstrahl durch die Wolken zuckt, waren diese Gegenstände von den Fluten fortgerissen worden. Als wir abends den Fall besuchten, glänzte der abnehmende Mond am wolkenfreien Himmel. Wir erfreuten uns also an dem Anblicke eines Regenbogens, den der Mond auf dem Sprühregen des Wassers hervorzauberte. Der Mondregenbogen hat zwar ein matteres Farbenspiel als jener des Sonnenlichtes, aber eben das schwache Kolorit ist mit dem Romantischen verwandt und verleiht dem tobenden Katarakt einen ganz eigentümlichen Reiz. Die Donner des Sturzes sind so kräftig, daß selbst das Gebäude des Hotels erzitterte. Sobald wir Niagara verließen, fing auch das schlechte Wetter an; auf Regen und Wind folgte zuletzt ein zwei Fuß hoher Schnee. In der Gegend von Albany fuhren die Landleute mit Schlitten. Die Landschaft, welche wir durchreisten, zeigt die üppigste Vegetation, aber das Ganze hat bei der geringen Kultur das Ansehen einer weiten Wildnis. Die unermeßlichen Waldungen legen der Landwirtschaft manches Hindernis in den Weg. Wenn eine Strecke von den Bäumen befreit ist, erhebt sich daselbst bald eine elende Bretterhütte, die Kolonisten ziehen ein, aber der Feldbau nimmt erst seinen Anfang, wenn die Baumwurzeln, durch die Zeit beinahe vermodert und ohne viele Arbeit beseitigt werden können. Wir haben auf unserer Reise Ortschaften gesehen, welche erst vor zehn oder zwölf Jahren angelegt wurden. Buffalo ist eine Stadt, die erst 20 Jahre seit ihrer Gründung zählt. Früher war das Territorium eine undurchdringliche Waldung. Hier und in der Nähe leben noch sehr viele Indianer, welche sich der Auswanderung in die nördlichen Bezirke aus dem Grunde widersetzen, weil sie die Gebeine ihrer Ahnen nicht verlassen wollen. Wir sahen ihre zeltartigen Hütten im Walde und hatten Gelegenheit, sie in ihrem häuslichen Beisammensein zu beobachten. Ein hübsches, junges Indianermädchen, in eine grüne Tuchdecke gehüllt, fesselte besonders Fannys Aufmerksamkeit. Wir traten in die Nähe der schüchternen Naturtochter, und Fanny bat sie, den Tuchmantel abzulegen und sich unsern Blicken im eigentlichen Nationalkostüm zu zeigen. Sie weigerte sich lange und zog verschämt die Decke noch fester an ihren Körper. Endlich gab sie aber unsern Bitten nach, und nur von uns zweien gesehen, streifte sie zögernd die Decke ab. Ein fast anliegender Tuchrock umschlang ihre wohlgeformten Glieder. Übrigens trug sie noch eine Schürze und ein Leibchen von dunklerer Farbe. Der Saum des Rockes sowie das Leibchen war zierlich mit Glasperlen und anderm Flitter besetzt. An der Brust zeigten sich als Schmuck Blumen, Tiere und andere Figuren, meist aus Silber. Die Haare hingen über die Schultern. Die Farbe der Haut war sehr braun, ihre dunkeln Augen glänzten lebhaft, und der Gesichtsausdruck hatte einige Ähnlichkeit mit der Physiognomie eines Zigeunermädchens. In Südamerika bewohnen die Indianer noch größere Landstriche. Das Leben hat für sie wenig Wert. Nach ihren Gesetzen werden Verbrecher von sechs

Oberhäuptern mit Dolchstichen getödet. Mit ruhiger Miene, die Hände auf den Rücken gelegt, lehnt sich der Unglückliche an einen Baum und läßt sich das Eisen in die Brust stoßen, bis er sterbend zu Boden fällt.

* * *

Philadelphia, den 15. November 1840.

Noch am selben Tage, an welchem ich Ihnen das letztemal schrieb, verließen wir das lärmende New York mit seinen ausgesteckten Nationalfahnen und transparenten Bildern. Dort wurde, wie ich schon von Boston einmal schrieb, ein neuer Präsident vom Volke gewählt. Diesmal haben die Aristokraten gesiegt und dem General Harrison wurde durch die Stimmenmehrheit die Ehre zuteil. Martin van Buren hatte nur vier, General Harrison hingegen 1640 Stimmen. Jener behält jedoch bis zum 4. März die Würde eines Präsidenten. Durch drei Tage und Nächte wurden in dieser Angelegenheit Reden gehalten, zu welchem Zwecke einige Lokalitäten, meist Speise- oder Trinkhäuser eingerichtet waren. Wegen Mangel an Raum mußten sich viele Teilnehmer auf der Straße aufstellen. Sie vermischten ihr Geschrei mit den Beifallsakklamationen des eigentlichen Auditoriums. Die Erbitterung der beiden Parteien wurde so heftig, daß sie am Ende derb prügelten. Nun haben sie ihren Harrison und stellen sein Bild als General zu Pferd illuminiert auf, und zum Zeichen besonderer Verehrung halten sie neue Speechs und hierauf Mahlzeiten und Trinkgelage. Mancher taumelt siegestrunken nach Hause, aus vollem Halse schreiend: „Harrison soll leben!" Wir verließen New York noch an demselben Tage, an dem ich meinen elften Brief beendigte, der mit einem Segelschiff am 11. November abging, da das Schiff „Britannia" noch bis zum 1. Dezember in Boston bleibt.

Sonntag den 22. November. — Es fängt bereits an fürchterlich kalt zu werden. Seit sechs Wochen schon atmen wir wie Treibhauspflanzen im geheizten Zimmer. Im Winter soll hier die Umgegend manche Ähnlichkeit mit Sibiriens Schneewüsten haben. Zum Glücke sind die Kamine gut konstruiert und die Brennkohle vortrefflich zum Gebrauche. Sie brennen ohne Unterlaß durch zwölf Stunden, oft auch länger und verbreiten eine ausgiebige Wärme. Fanny beschloß den Zyklus ihrer Gastrollen gestern abend mit dem „Schweizer Milchmädchen". Der stürmische Applaus läßt sich nicht mit der Feder bezeichnen. Auch außer den Räumen des Theaters werden ihr alle möglichen Ehrenbezeigungen zu teil. Nur ein Beispiel: Die Berliner verschrieben sich von hier eine Lokomotive für die Eisenbahn. Wir sprachen gestern mit dem berühmten Mechaniker, welcher die Maschine bereits an den Ort ihrer Bestimmung abgeschickt hat. Sie trägt den Namen „Fanny Elßler" mit einem Lorbeerkranze umschlungen auf der Frontseite. Man kann sich keinen Begriff machen, wie Fanny hier geliebt ist. Allgemein äußerte sich der Wunsch, daß sie das Engagement erneuern möchte; aber wir gehen noch heute nach New York, um unsere Briefe von Paris zu erwarten, und dann wandern wir wahrscheinlich wie Zugvögel nach dem wärmeren Süden.

New York, den 28. November. — Da sind wir nun wieder in dem lieben New York, welche Stadt uns seit unserem Aufenthalte in Amerika so heimisch geworden ist. Das Weihnachtsfest feiern wir in Charlestown, das neue Jahr in der Havanna oder auf der See während der Fahrt dahin.

* * *

New York, den 6. Dezember 1840.

Ein furchtbares Schneegestöber, wie ich es in Europa nie gesehen, treibt sein Unwesen in den Straßen der Stadt, daß es wirklich den Anschein hat, als ob St. Nikolaus mit der Rute in der Hand über die New Yorker gekommen wäre. Es ist zehn Uhr vormittags, aber noch kein Mensch auf der Straße sichtbar, außer Landvolk, welches Verkaufsartikel zum Markte bringt. Schon gestern ist ein zwei Schuh hoher Schnee gefallen, und mit Zauberschnelligkeit wurden die Wagen, Kabrioletts, Omnibusse ꝛc. in Schlitten verwandelt. Ich und Fanny ahmen die Zugvögel nach und werden nach den südlichen Gegenden wandern, um dem strengen Winter auszuweichen. Die Temperatur ist in Charlestown schon weit gelinder; auf dem dortigen Theater wird Fanny tanzen und sich dann nach der Insel Kuba einschiffen. Dieser Brief gelangt auf dem Dampfschiffe „Great-Western" nach Europa, welches, wie alle übrigen Dampfschiffe, für diesen Winter seine Fahrt auf dem Atlantischen Meere beschließt und erst im März wieder eröffnet. In der schlechten Jahreszeit halten nur Segelschiffe die Kommunikation zwischen der Alten und Neuen Welt offen. Dem Vernehmen nach sollen auch die „Britannia", „Akadia", „Columbia" und „Kaledonia" ihren regelmäßigen Lauf fortsetzen. Wir reisen zuerst nach Baltimore, von da teils mit Rail-road, teils mit Dampfschiffen nach Charlestown. Von dort läuft mit Anfang eines jeden Monats ein Schiff nach Havanna. Der Direktor der Pariser Oper hat den Urlaub der Elßler bis 1. Dezember verlängert; es wäre jedoch eine Art Selbstaufopferung, sich in dieser unwirtbaren Jahreszeit den Gefahren des Meeres preiszugeben, um der Stimme des Pflichtgefühls zu gehorchen. Fanny hat dem Direktor von ihrem längeren Verweilen in diesem Weltteile bereits Kunde zugeschickt. Wir haben den „Don Juan" in englischer Sprache auf der New Yorker Bühne gehört, und zwar von Sängern, welche bei der italienischen Oper in London mitwirkten. Heilige Cäcilia! Die Oper wurde so verstümmelt gegeben, daß der Musikfürst Mozart sein Werk kaum erkannt hätte.

* * *

Charlestown, den 23. Dezember 1840.

Da sind wir nun in Charlestown, welche Stadt wir gestern früh um 6 Uhr glücklich erreichten. Am 10. Dezember verließen wir New York und begaben uns auf die Eisenbahn. Die Fahrt von hier nach Philadelphia dauerte, des vielen Schnees wegen, siebzehn statt fünf Stunden. In Philadelphia verweilten wir durch vier Tage, da wir Kleider, Blumen, Kostüme ꝛc., welche Gegenstände in New York nicht zu bekommen sind, daselbst verfertigen ließen. Von hier führte der Weg nach Baltimore, wo nur zu Mittag gespeist wurde, um sogleich die Weiterreise nach Washington anzutreten. Bei unserer Einfahrt in die Stadt lasen wir auf dem Theaterzettel angekündigt: Richard III., und Herrn Forest als Gast. Ich sprach schon von diesem Künstler in einem Briefe aus Boston. Augenblicklich waren unsere Pläne verändert; wir ließen uns bei der Ankunft im Hotel einige Koffer bringen, um unsere Toilette ordnen und abends in einer Loge Forest überraschen und bewundern zu können. Als wir eben zu Tische gingen, erfuhren wir von unserem Wirt, daß Forest noch in Washington wäre und die Theaterannonce erst auf den morgigen Abend Geltung habe. Wir waren wie aus den Wolken gefallen, denn in zehn Minuten sollte sich der Wagenzug auf der Eisenbahn weiterbewegen. Wir sprangen vom Sitze auf,

als ob Feuer am Dache wäre; das gute Mittagessen, die schöne Komödie, alles zerfloß wie Seifenblasenspiel. Wir stürzten, wie gejagt, zum Hotel hinaus. Die Waggons werden mit Pferden aus der Stadt bis zu der Stelle gezogen, wo dann die Maschine ihre riesige Kraft äußert. Wir haben die Wagenkette glücklicherweise noch eingeholt. Nach Verlauf von zwei Stunden begrüßten wir Washington. Daselbst stand ein Dampfboot in Bereitschaft, welches um 4 Uhr früh nach Friedrichsburg ging. Von hier brachte uns der Eisenweg nach Richmond, der Hauptstadt in Virginia. Dort wollten wir Nachtruhe halten und am nächsten Tag die Reise fortsetzen. Das war unmöglich, denn Fanny Elßler erhielt von allen Seiten die Einladung, auf der Bühne zu Richmond zu tanzen. Sie mußte endlich dem allgemein ausgesprochenen Wunsche entgegenkommen und empfing dafür 600 Dollars (3000 fl.) als Honorar, nebst einem Sturme von Beifallsbezeigungen. Alles war überglücklich, die Terpsichore Europas, wie man sie nannte, gesehen zu haben. Wir haben das Kapitol in Augenschein genommen; Fanny wurde daselbst von Personen aufgeführt, welche einen bedeutenden Rang bekleiden. Das Gebäude liegt sehr hoch, man übersieht von diesem Standpunkte die Gegend und das niedliche Städtchen, um welches sich der romantische St. James-Fluß malerisch schlingt. Am anderen Tag begaben wir uns zur Fortsetzung der Reise auf die Eisenbahn und erreichten, da der Frost die Maschine etwas verdorben hatte, statt um die Mittagszeit erst um 7 Uhr abends Wilmington, von wo uns das Dampfboot nach Charlestown bringen sollte. Das Boot fuhr jedoch zehn Minuten früher ab, ehe wir ankamen. Ein Hotel war in diesem Dorfe nicht zu finden und man mußte nur auf freundlich gesinnte Menschen reflektieren, welche bei ähnlichen Fällen ihre Stuben und Betten abtreten. Nachdem wir uns in finsterer Nacht von einem Hause zum andern müdegepilgert hatten, gelangten wir zu einer geöffneten Haustür, vor welcher ein junger Mann stand. „Wir haben keinen Platz mehr," sagte er bedauernd, ehe wir noch unser Anliegen vorbrachten. „Mein Gott!" fingen wir an, halb erstarrt vor Kälte, müde und hungrig, „wir können doch nicht auf der Straße schlafen!" Und mit diesen Worten traten wir wie eine feindliche Einquartierung ungeheißen in das Innere des Gebäudes und gelangten in einen Salon. Hier saß um das Kaminfeuer der größte Teil der Passagiere; wir wurden sehr freundlich empfangen, und die Herren faßten endlich den heldenmütigen Entschluß, im Saale auf der Erde zu schlafen und den Damen großmütig die Betten für ihre Bequemlichkeit zu überlassen. Um 3 Uhr schwamm das Dampfboot mit seinen Räderflossen längs der Long-Bai mit Fischesschnelligkeit fort, kam 50 Meilen vom Lande ab und nach einer Fahrt von 16 Stunden begrüßten wir Charlestown. Die Nacht war herrlich und die See ruhig wie ein Bach.

Am Vortage des Weihnachtsfestes. Wir kommen eben von einer Spazierfahrt durch die Stadt zurück. Ich war nicht wenig erstaunt, die meisten Häuser von Holz gebaut zu sehen. Vor zweieinviertel Jahren wütete hier eine große Feuersbrunst, wodurch 150 Häuser ein Raub der Flammen wurden. Allenthalben deuten jetzt noch die eingestürzten Mauern auf dieses tragische Ereignis. Das Hotel, welches wir bewohnen, war auch ein Opfer des Brandes. Der Wirt erzählte, er habe das Hotel gekauft, einen Tag darin gewohnt und am nächsten war es ein Aschenhaufen. Die Bauart und die Stellung der Häuser ist ganz verschieden von allen, die wir schon gesehen. Obwohl im Kalender das Neujahr heranrückt, so genießen wir hier doch die angenehmsten Herbsttage; nur in den Morgen- und Abendstunden ist es etwas kühl.

Abends. Schon beginnt ein Himmel für die liebe Jugend sich aufzuschließen und die Erwachsenen haben Freude an dem unschuldigen Vergnügen und träumen sich mit Wonne in die Tage der Kindheit zurück. Diese drei Tage sind hier besonders ein Fest für die armen Sklaven. Von allen Seiten kommen Pflanzer der Süd-Karolina herbei. Es sind die einzigen Tage, an welchen die Neger ohne besondere Aufsicht bleiben, dennoch dürfen sie bei Strafe des Arrestes nicht mehr um 10 Uhr auf der Straße gesehen werden. Eine Zitadelle erhebt sich zum Schutz in der Stadt, indem die Anzahl der Schwarzen jene der Weißen doppelt übertrifft. Unter den Schwarzen gibt es: Bauern, Handwerker, Fuhrleute, Taglöhner, Diener ꝛc. Jede beschwerliche Arbeit wird von ihnen verrichtet. Sie leben bei ihrer Genügsamkeit glücklich und zufrieden und nähren eine besondere Ehrfurcht für die Weißen. Sie sind wirklich Maschinen in dem großen Triebrade der menschlichen Gesellschaft und ihr Wahlspruch lautet: Wenn mich mein Herr nur nicht prügelt, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig.

Wir wandern von hier am 3. Jänner 1841 nach der Havanna, und zwar mit dem Segelschiffe „Hyne", welches seit sieben Monaten mit jedem Ersten diese Reise antritt.

Am Morgen des Neujahrstages. Ich und Fanny hatten den Ausgang des alten und den Eingang des neuen Jahres im Schlafzimmer wachend zugebracht und unsere Phantasie war angenehm mit süßen Familienbildern aus der Heimat beschäftigt. Wir werden den Karneval in der Havanna zubringen, welcher wie in Italien einen Reichtum von bezaubernden Festlichkeiten bietet. Beim Theater herrscht daselbst die Sitte, daß die Künstler am Abend ihrer Benefiz an der Kasse sitzen und einige Silbertassen vor sich stehen haben. Ich sehe schon im Geiste, wie Fanny hinter den schimmernden Gold- und Silberhaufen mit schelmischem Lächeln hervorlugen wird. Mitte Februar vertauschen wir Havanna mit Neu Orleans und bis Ende März verlassen wir auch dieses, um entweder über Havanna zurück oder den Mississippi hinaufzugehen. Das hängt von der Aufnahme in Havanna oder von Zeit und Umständen ab. Im April sind wir in New York, wo Fanny von Amerika Abschied nehmen will, das sie so liebevoll aufgenommen hat. (Fortsetzung folgt.)

Der weiße Waffenrock.

Von Professor Dr. Ottokar Weber.

Er ist das Symbol fürs alte Österreich, das 1848 zu Grabe getragen wurde. Wie schwer es geworden ist, aus dem alten Staat einen neuen zu schaffen, wie viele Mißgriffe da begangen wurden, wie viele Charlatane, unfähige Köpfe da mitzuarbeiten versucht haben, das lehrt uns ein interessantes Buch, das dieser Tage erschienen ist. * Viel redliches Streben, viel Unverstand hat sich geregt, in Äußerlichkeiten, in lächerlichem Streben nach Gleichförmigkeit, nach Vielgesetzlichkeit hat es sich offenbart, nicht ohne

* „Wien nach 1848." Aus dem Nachlasse von Moritz Edlen v. Angeli, k. u. k. Oberst. Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Friedjung. Wien und Leipzig. W. Braumüller. 1905. XVI., 233 S. — Der Titel ist etwas irreführend. Nur der erste Abschnitt des Buches handelt über die Wiener Zustände nach 1848. (S. 1—62.) Die anderen drei auch nicht sehr glücklich überschriebenen, „Die k. k. Armee vor und nach 1848", „Die k. k. Armee 1848—1849", „Die neue Ära", erzählen in höchst fesselnder Weise von dem Übergang der kaiserlichen Armee aus der alten Zeit in die neue.

bittere Schmerzen sind die Geburtswehen des neuen Österreich vorübergegangen. Die Männer, die nach 1848 ans Ruder kamen, sie hatten das Gefühl, daß etwas Gräßliches geschehen sei, das um jeden Preis ausgetilgt werden müsse aus der kaiserlichen Geschichte, dessen Wiederkehr mit allen Mitteln verhindert werden müsse. Zugleich hatten sie das unbestimmte Bewußtsein, daß die Schuld hiefür doch zum Teil auch in den vormärzlichen Verhältnissen gelegen sei, und daß man, um jenes Ziel zu erreichen, „es anders machen müsse." Doch, um Gottes Willen, nicht etwa so, daß die Revolution dadurch triumphiere. Aus diesen starken, aber unklaren Gefühlen heraus begann das Herumtasten der nächsten zehn, zwanzig Jahre; zuerst der Versuch mit dem zentralistischen Bureaukratismus eines Bach und Kempen, dann das Experimentieren mit Föderalismus, Parlamentarismus, das Wagnis, ohne Rücksicht auf numerische Verhältnisse, auf verschiedenartige Nationalitäten, durch eine brutale Wahlordnung den Deutschen und dem Großgrundbesitze eine ewige Mehrheit zu sichern; und als diese Lüge offenkundig wurde, das unsichere Herumtappen, ohne Energie, ohne Plan, das Fortwursteln. Der Geist Metternichs, des größten österreichischen Staatsmannes des XIX. Jahrhunderts, geht noch immer um; zuerst versuchte man dasselbe, was er gewollt, ohne ihn, dann gegen ihn. Unter immer schwieriger werdenden Verhältnissen blieb den Regierern Österreichs immer nur das Rezept übrig: „es anders machen".

Kaum ein anderer Stand gibt lehrreichere Beispiele für die ewig jung bleibende österreichische Vielregiererei als die Armee. Schon in der äußeren Tracht; sie kämpfte vor und während 1848 im Frack, dann im Rock, 1859 im leichten Kittel, 1866 im schweren Mantel, sie bekam dann die Bluse. Es war immer, als ob die jeweilige Tracht schuld daran gewesen sei, an der Niederlage, am Siege. Eigene Lehrbataillone wurden geschaffen, die zuerst alle erdenklichen neuen Vorschriften zu erproben hatten. Gleichförmigkeit wurde damals die Panacee gegen alle Übel. Der Schnurrbart war seit 1848 militärfähig geworden, nun mußten alle dieses Zeichen der Manneswürde tragen, und wem die Natur den Schmuck versagt hatte, der mußte sich vor der Parade einen solchen mit Wichse aufmalen! Das ist wohl die beißendste Satire auf den Geist und die Art der Vorschriften des Nachmärz. Und wehe, als man eines Tages erkannte, daß die verschiedenen Regimenter nach verschiedenen Märschen verschieden rasch marschierten! Da mußte ein lebendiges Metronom geschaffen werden, ein Zentralkapellmeister, der mit einer Marschtempo-Untersuchungskommission diesem gräulichen Übelstande abhalf. Wie ein Uhrwerk, wie eine geistlose Maschine sollte die Armee arbeiten; Manöverzettel regelten jede Übung auf Wochen hinaus, die Unterkommandanten durften nicht selbständig denken oder handeln; erst wenn einer durch die Macht des Geschicks hinaufavancierte zum General, zum Feldmarschall, da sollte plötzlich der Genius der Eigenart sich regen. Ist es da ein Wunder, wenn der tapferste Korpskommandant, den Österreich in den Sechzigerjahren besaß, Benedek, als Armeeführer vollständig versagte? So lang Radetzky lebte und wirkte, war es noch besser; „seine" Armee, die italienische, war da eine Pflanzschule ersten Ranges, an die man sich in Wien nicht heranwagte, und ein Gamaschenknopf ist der alte Herr nie gewesen. Aber als er dem Tode seinen Zoll geleistet, da wurde die „italienische" Armee von der Gleichförmigkeit der „anderen" auch verschlungen. Durch Verordnung wurde bestimmt, mit wie viel Schüssen ein Mann gut schießen lernen müsse; sparsam mußte man damals sein, immer sparsamer werden, als die unglücklichen Kriege kamen; zehn Patronen sollten jährlich für das Scheibenschießen genügen, später wurde die Zahl verdoppelt!

Systematisch wurde der Unterschied zwischen Offizier und Gemeinen unterdrückt, beide sollten nur gleichartige Werkzeuge in der Hand des Kommandanten sein. Ja eines Tages wurde im Ernste der Gedanke erörtert, auch die Offiziere mit Gewehren auszurüsten. Das nimmermüde offizielle Federvieh, das an behördlich geaichter Phantasie stets ex offo das Großartigste leisten muß, fand dafür die köstliche Ausrede, „bei Stürmen und Gefechten würde dann der Offizier nicht mehr genötigt sein, im entscheidenden Augenblicke dem Nebenmanne das Gewehr zu entreißen, um der Mannschaft zum Beispiel gegen den Feind anzustürmen!“ Die gebotene Sparsamkeit fand besonderen Ausdruck in der Besoldung der Subalternoffiziere; ein Hauptmann mit 600 Gulden galt schon als Krösus; aber wehe dem Unterleutnant mit seinen 24 Gulden monatlich. Woher der seine Handschuhe nahm und — seinen Magen befriedigte (Menagen gab es noch nicht), das weiß Gott. Wenn auch das Regiment für seine Schulden manchmal eintrat, so blieb oft nichts anderes übrig, als ihm durch Transportführungen und Dienstesreisen aufzuhelfen. Ein unlauteres Mittel, durch das im Einverständnis mit der Ortsobrigkeit das Ärar um nicht geleistete Vorspanngelder bestohlen wurde; aber wie uns Angeli versichert, „der Begriff von Ehre und Dekorum war in dieser Hinsicht gründlich verschoben“ (S. 154). Das ist der Fluch des alten Österreich, der auch auf dem neuen Staate ruht, daß Vielregiererei und Knausrigkeit zur Gesetzesübertretung förmlich aufreizten!

Als die armen Leutnants einst um Gehaltserhöhung bittlich wurden, da erhielten sie vom allmächtigen Grünne die Antwort: „Um 24 fl. bekomme ich Leutnants so viel ich will!“ Diese grobe Antwort ist typisch für die Art des Verkehrs der Vorgesetzten mit den Untergebenen in der nachmärzlichen Zeit. Es ist die Ära, wie uns Angeli versichert, der „groben Oberste“. Und doch waren die Herren deshalb nicht unbeliebt, man wußte, daß warme Herzen unter der rauhen Außenseite schlugen. Das Regiment bildete damals eine Familie; innerhalb desselben rückte man vor; die Subalternoffiziere ernannte der Regimentsinhaber, die Offiziersversammlung entschied souverän über Standesfragen; wer mit übertriebener Protektion ins Regiment hineinkam und das Vorrücken der legitimen Anwärter hinderte, wurde gerne vor die Klinge gefordert; es war ein inniges Verhältnis unter den Kameraden, bei dem das brüderliche Du entstehen und gedeihen konnte; ein Verhältnis, das besonders im vielsprachlichen Österreich über manchen Gegensatz hinweghalf. Viel Schatten wird ja auch durch helles Licht bedingt. Am schwersten wohl sündigte die Heeresoberleitung nach 1848, als sie in der Angst vor der Revolution die Armee hermetisch von der Bevölkerung abschied. Wie im Feindesland sollte die Truppe sich immer fühlen. An die aus der Metternichzeit herübergenommene an alles rührende Polizei, an die Schutztruppe Kempens, die allmächtige Gendarmerie, mußte als dritte im Bunde die Armee sich anschließen. Vor allem in Wien mußten die fremden nichtdeutschen Regimenter in unzähligen Patrouillen Polizeidienst leisten,* in Straßen, in denen sie sich nicht auskannten, nach geheimnisvollen Marschrouten, felddienstmäßig ausgerüstet, mit Vorhut und Nachhut, durch lautes Trapp-Trapp in der stillen Nacht die Übeltäter rechtzeitig in ihre Schlupfwinkel verwarnen. Waffenplätze, deren Unbrauchbarkeit glücklicherweise nie ausprobiert worden ist, sollten an den einzelnen Toren die innere Stadt vor den Mordbrennern der Vorstädte sichern, bis die Festungen, Arsenal und Franz Josephs-Kaserne, fertiggestellt waren. Vor 1848 war der Soldat geachtet und geschätzt, auf dem Beamten

* Angeli hat einmal in einer Nacht in der Getreidemarktkaserne 101 Patrouillen abgefertigt!

allein ruhte im Gegensatze zu Preußen der ganze Groll des Volkes; nun wurde er mit dem Polizeibüttel verwandt; erst die allgemeine Wehrpflicht nach 1866 hat da Wandel schaffen können. Und was damals an Polizeiwillkür in den stillen Jahren von 1849 bis 1859 in Österreich geleistet werden konnte, darüber gibt Angeli ergötzliche und traurige Aufschlüsse; wie sein Freund, der biedere Grundbuchsbeamte, auf dem Wege zu einem Hutladen, in dem er den „gefährlich" gewordenen Schlapphut mit einem loyalen Zylinder vertauschen wollte, dreimal eben nur deshalb arretiert wurde, weil er einen solchen Schlapphut trug und wie er sich endlich von einem Polizisten begleiten lassen mußte, um sein patriotisches Ziel, den Hutmacherladen, ungefährdet erreichen zu können; wie jedes weibliche Wesen, das nach der Sperrstunde ohne entsprechende Begleitung auf der Straße angetroffen wurde, für unmoralisch angehalten werden durfte und was der beschämenden Details mehr sind! Zwei nationale Typen sind damals in Wien landläufig geworden, der „Böhm", der in der Polizeiwache diente und mit seinem undeutschen „zaruck" und „kummens mit" paradierte, und der „Krowot", der aus der Armee ausgesucht ward, um dem „deutschen" Wien zu imponieren. Zwei schlechte Lehrmeister, um Wien zu erziehen.

„Lautlos, aber mit Ungestüm" sollten die kaiserlichen Soldaten im 1859er Kriege auf den Feind stürzen; das Kriegsgeschrei ward nicht als passend für einen wohlerzogenen Krieger gehalten und „viel"erzogen war wenigstens der k. k. Soldat. Doch nach kurzer Zeit mußte dieser Befehl wieder zurückgenommen werden. Und so ging es noch mit vielem anderen. Es ist eine bittere Lehrzeit, die die österreichische Armee durchzumachen hatte, aber nicht sie allein, der ganze österreichische Staat! Und diese Zeit ist noch nicht vorüber. Angeli tritt warm ein für den „weißen Waffenrock"; nicht mit Unrecht behauptet er, die ganze Tradition der Armee sei mit ihm verwachsen gewesen, eine solche fein-geartete Organisation brauche ein Symbol; wenigstens für die Parade hätte man ihn retten können. Es will scheinen, als ob der weiße Waffenrock, die alte Zeit, noch nicht ganz begraben sei; man weiß in Österreich längst, daß man es „anders machen" müsse, man weiß aber noch nicht „wie".

Ist ein deutsch-englischer Krieg wahrscheinlich?

Von B. Molden.

Das Thema von der Möglichkeit eines deutsch-englischen Krieges ist von Engländern aufs Tapet gebracht worden. Zum ersten Male wurde es kurz nach dem Jahre Siebzig in der phantastischen Form einer Jules Verniade behandelt, und man fand damals den Einfall sehr witzig. Nach langer Pause, als sich Deutschland auch als Seemacht kräftiger zu rühren begann, kam die akademische Behandlung an die Reihe, und im vergangenen Frühjahr wurde es von zwei hitzköpfigen britischen Admiralen in patriotischer Aufwallung für aktuell erklärt. Jetzt ist es, bei Gelegenheit der marokkanischen Kontroversen, von Zeitungen verschiedener Länder in einem Tone besprochen worden, als wäre es in den Gesichtskreis der Tagespolitik eingerückt. So hat es in dreißig Jahren seinen Weg gemacht, anfangs langsam, dann immer schneller. Deutschland hat zu dieser Literatur bis vor kurzem nur wenig beigetragen, nur insoweit, als Träumer von jener Art, die ehedem in Vorstellungen von der Erneuerung des Hohenstaufen-Reiches schwelgten, den geänderten

Verhältnissen entsprechend, ihre Ideale nach Asien, Afrika, Amerika und Ozeanien verlegten und dabei in Gedanken mehrfach mit England zusammenstießen. Mittelbar hat Deutschland den Glauben an die Möglichkeit eines Krieges allerdings durch sein Wachstum und sein Eintreten in die Weltpolitik gefördert. Niemand, ausgenommen der deutsche Philister, das Gegenstück des deutschen Träumers, kann sich darüber wundern, daß eine Nation von sechzig Millionen Menschen, die darauf angewiesen ist, im größten Stil für den fremden Markt zu arbeiten und dabei Erzeugnisse fremder Erdteile zu verwenden, eine Nation, die über eine Küste von mehr als sechzehnhundert Kilometer Länge und große alte Seehandelsstädte verfügt, auch in außereuropäischen Fragen mitreden und bei der Verteilung dessen, was auf Erden noch zu vergeben ist, nicht leer ausgehen will. Am wenigsten wundern sich darüber jetzt, nachdem die erste Überraschung gewichen ist, die Engländer selbst; man hat sogar den Eindruck, daß sie im Stillen Deutschlands Bestrebungen ganz natürlich finden, so natürlich, daß sie ihm viel weitschichtigere Pläne zumuten, als es jemals gefaßt hat oder fassen würde. Sie verfolgen seine Bewegungen mit dem empfindlichen Argwohn des politischen und kommerziellen Konkurrenten, und der Ausdruck der Mißstimmung wird durch keine Rücksicht gemildert. Früher brauchte man die Hilfe der Deutschen, um Frankreich in Schach zu halten; jetzt ist Frankreich unschädlich geworden und fürchtet die britischen Schiffsgeschütze; je mehr Kolonialbesitz es hat, desto mehr fürchtet es sie. Gegen Rußland aber will sich Deutschland nicht nur nicht benützen lassen, es ist in dieser Richtung, seit alle Hoffnungen auf den neuentdeckten Verbündeten Japan gesetzt werden, geradezu überflüssig geworden. Es gibt also nichts mehr, was die Eifersucht und das Mißtrauen gegen Deutschland aufwiegen würde, und diese Gefühle, von Zeitungen und Rednern verbreitet, verwandeln sich, je mehr sie in Schichten gelangen, wo sich die Eindrücke vergröbern, in Haß oder Furcht. Es wiederholt sich die häufig bewährte Erfahrung: erst sucht man eine Meinung zu schaffen, und dann, wenn der Erfolg die Erwartungen übertroffen hat, dient man ihr aus Popularitätsrücksichten. Diesmal war der Erfolg, besonders seit dem etwas unvorsichtig stilisierten Kaiser-Telegramm an Krüger, außerordentlich. Die Besetzung von Kiautschou wurde von den Engländern so streng beurteilt, als hätten sie niemals einen Opiumkrieg geführt. Die Völker sind bekanntlich noch nachsichtiger gegen sich selbst und noch unerbittlicher gegen andere als die einzelnen; ihre Gabe der Selbstverzeihung ist unbegrenzt. Ebenso allgemein und bei den streitbaren, im politischen Kampfe aufgewachsenen Engländern ganz besonders entwickelt, ist das Bedürfnis nach einem Feind, dessen Züge die Phantasie bereitwillig karikiert. Das englische Schema für das moderne Deutschland ist: ein militärisch und wissenschaftlich gedrilltes Volk, ohne Erfindungsgabe und ohne ästhetische Kultur, gewandt im Geldverdienen, ehrgeizig in der Politik — ein unangenehmer Parvenu.

Daß solche Stimmungen, wo es sich um zwei große, stark gerüstete Reiche handelt, gefährlich werden können, versteht sich von selbst. Um so gefährlicher, wenn in einem dieser Reiche die allgemeine Wehrpflicht, die ein so einfaches und sicheres Mittel gegen Kriegsbegeisterung ist, fehlt. Ein unbedeutender Konflikt kann durch feindselige Stimmungen so vergiftet werden, daß ehrenhafte, friedliche Beilegung schließlich unmöglich wird. Der oft wiederholte Ruf: Besser früher als später losgehen, besser in einer Zeit, in der wir der deutschen Flotte noch überlegen sind, als später, wenn sie uns gewachsen ist, kann auch ruhige Staatsmänner einmal zur Aktion zwingen. Eine Zeitlang mag selbst ein

besonnenes Ministerium eine vorhandene chauvinistische Strömung zu innerpolitischen Zwecken oder zur Einschüchterung des Auslandes benützen. Es kann aber unvermutet von der Strömung mitgerissen werden, die es glaubte, beherrschen zu können und in einem Augenblick, in dem es nur zu drohen beabsichtigt, durch die Volksstimmung zum Handeln genötigt werden. Keine Regierung wird von vornherein darauf verzichten, unter Umständen effektvoll drohend aufzutreten, und mehr als andere Staaten ist eine große Seemacht in der Lage, dieses Mittel anzuwenden. Man hat es schon öfter erlebt, daß mit Hilfe pfeifender Schiffe, entrüsteter Zeitungsartikel und aufgeregter Telegramme binnen zwei Tagen der Schein hervorgerufen wurde, als wäre England bereit, sich unverweilt in einen Kampf auf Leben und Tod zu stürzen. Deutschland gegenüber könnte aber bei der herrschenden Stimmung ein solches Auftreten leicht weiter führen, als die Regierung beabsichtigt, und insoferne ist diese Stimmung für ein vorsichtiges englisches Kabinett selbst eine Einengung der Bewegungsfreiheit.

Daß König oder Regierung bewußt einem Kampfe mit Deutschland zustreben, ist nicht anzunehmen. Nur eine Lebensfrage könnte einen Krieg rechtfertigen, der zwar den nächsten Zweck voraussichtlich erreichen und Deutschland seiner Kriegs- und Handelsmarine berauben, der aber auch eine Situation zurücklassen würde, die für England geradezu verhängnisvoll wäre. England würde nicht nur einen Markt zerstören, der zu seinen besten Abnehmern gehört — im Jahre 1903 stand in der Exportliste des Vereinigten Königreiches Deutschland an dritter Stelle, unmittelbar nach Ostindien und Südafrika — es würde ihn zerstören, ohne dafür einen kommerziellen Vorteil einzutauschen, da in die geschaffene Lücke in der Auslandkonkurrenz sofort Amerika eintreten würde; zudem aber würde es, was am meisten ins Gewicht fällt, einen der schlimmsten politischen Fehler begehen, die es überhaupt begehen kann. Welche tieferliegenden Gründe gibt es denn, die England veranlassen sollten, einen Präventivkrieg gegen Deutschland zu führen? Etwa die Furcht, daß die Deutschen, wenn sie eine hinreichend starke Flotte besitzen, auf den Gedanken kommen, mit einer Armee in London zu landen? Aber unter solchen Voraussetzungen müßten die Kontinentalvölker, die nicht, wie England, hinter einem schützenden Ringwall von Meereswogen wohnen, überhaupt immerfort Kriege führen. Und wozu sollten die Deutschen einen solchen Versuch unternehmen? Das Vereinigte Königreich ist nicht nur der Mittelpunkt des Geld- und Wechselverkehrs, es ist der größte Konsument für deutsche Waren; mehr als ein Fünftel der deutschen Ausfuhr geht nach seinen Häfen. Ein auch nur wenige Jahre währender Stillstand des Handels zwischen den zwei Reichen würde in Deutschland eine Krise hervorrufen, die durch keine noch so hohe Kriegsentschädigung aufgehalten werden könnte. Oder sollte die Landung vielleicht den Zweck haben, die Abtretung von Kolonien zu erzwingen? Aber nur ein Gespensterseher kann dergleichen für möglich halten. Nur ein Gespensterseher kann glauben, daß die Deutschen es darauf abgesehen haben, Australien zu erobern, das von englischen Jingos bevölkert ist, oder Südafrika, das außer von Engländern, von steifnackigen Buren bewohnt ist, oder gar Kanada, das durch die zunehmende amerikanische Einwanderung und durch die amerikanische Zollpolitik schon zur Einverleibung in die Vereinigten Staaten präpariert wird. Ebenso kann nur ein Phantast glauben, daß Deutschland es auf Indien abgesehen habe, um das es nach eventueller Niederwerfung Englands erst mit Rußland kämpfen müßte. Und welcher halbwegs vernünftige deutsche Staatsmann der Gegenwart oder Zu-

kunft sollte die Absicht haben, wegen der Nigerländer oder Uganda oder selbst wegen Ägyptens einen Krieg gegen England zu wagen? Ein solches Unternehmen hätte doch nur dann einige Aussicht, wenn Deutschland mit Rußland zusammenginge, das dafür Indien annektieren wollte, das also, abgesehen davon, daß ihm die viel ungefährlichere Rolle zufiele, durch den Erfolg zu einer Macht heranwachsen würde, die gerade für Deutschland erschreckend wäre. Wollte aber trotzdem ein englischer Politiker diese Eventualität in Betracht ziehen, so müßte er sich doch sagen, daß die Vernichtung der deutschen Flotte und des deutschen Seehandels nicht nur keinen Schutz dagegen bieten, sondern die Gefahr erst recht heraufbeschwören würde. Denn eine Nation von solcher Kopfzahl und Kraftfülle wie die deuschte würde sich einer gewaltsamen und demütigenden Schmälerung der Existenzbedingungen auf die Dauer nicht unterwerfen wollen; sie würde, um sich Luft zu schaffen, wahrscheinlich mit Rußland auf jede Gefahr hin zu gemeinsamem Angriff zusammengehen. Ein mit Rußland verbündetes Deutschland jedoch, das eine tüchtige Küstenverteidigung besitzt, braucht zum Kriege gegen England überhaupt keine Flotte, ebenso wie Rußland selbst, um England zu bekämpfen, auf den Seeweg nicht angewiesen ist. Der Präventivkrieg würde also die Gefahren, die jetzt nur vermeintlich bestehen, in wirkliche verwandeln. Er würde vielleicht auch die deutsch-französische Annäherung, der die englische Politik seit Jahren entgegenarbeitet, was allerdings bisher keine schwierige Arbeit war, mit einem Schlage herbeiführen, und zwar mit um so größerer Wahrscheinlichkeit, wenn etwa in Deutschland infolge des unglücklichen Krieges eine demokratische Richtung durchgreifen würde. Es könnte dann ein deutsch-französisches oder gar ein deutsch-französisch-russisches Bündnis entstehen, dem durch das natürliche Bestreben, dem englischen Zollimperialismus entgegenzuwirken, auch wirtschaftlich Vorschub geleistet würde. Die Furcht vor der englischen Hegemonie könnte die Abneigung gegen Deutschland überwiegen.

Wir dürfen es als höchst unwahrscheinlich betrachten, daß England sich der Eventualität aussetzen werde, durch einen, zum Schutz gegen nicht vorhandene Bedrohung unternommenen Stoß gegen die Mitte des Kontinents eine Einigung der kolonialpolitisch interessierten Staaten des Kontinents gegen sich herbeizuführen, wie sie zur Zeit des Burenkrieges zwar nicht im Bereich der praktischen Politik, aber in der Volksstimmung bestand. Ebensowenig wäre der Wunsch, Deutschland aus der Reihe der Konkurrenten um die künftig etwa noch zu vergebenden Gebiete zu streichen, ein hinreichender Grund zu so bedenklichem Beginnen, so begreiflich dieser Wunsch an sich sein mag. Wer möchte sich nicht eines kräftigen und noch ungesättigten Mitbewerbers gerne entledigen? Insbesondere aber dann, wenn man sich, wie England, im berechtigten Bewußtsein hoher Kulturverdienste gewöhnt hat, seine eigenen Interessen für identisch mit den allgemein menschlichen zu halten und sich überdies gewöhnt hat, eine fast unumschränkte Seeherrschaft auszuüben. Allmählich muß aber doch auch der Engländer damit rechnen lernen, daß er die Schwimmschule nicht für sich allein haben kann und daß die Welt nicht ausschließlich nach seinen Bedürfnissen eingerichtet werden kann. Er hat sogar zeitweise damit schon zu rechnen begonnen. Nicht ohne schwere Selbstüberwindung hat sich England in einigen Fällen Deutschland gegenüber zu kleinen Konzessionen herbeigelassen, bis das japanische Bündnis und die Aussöhnung und Entente mit Frankreich den Rückschlag brachte. Von da an schien es dem Londoner Kabinett möglich, Rußland durch Japan im Zaum zu halten und es zugleich mit

Frankreich zur Isolierung Deutschlands zu verwenden. Die Isolierung sollte auf friedlichem Wege wenigstens einen Teil dessen erreichen, was sich die Kriegsfreunde von einer Vernichtung der deutschen Flotte versprechen: sie sollte Deutschland in seinen Bewegungen möglichst beengen, sein Ansehen innerhalb und außerhalb Europas herabsetzen, seine wirtschaftlichen Bestrebungen in China und Kleinasien eindämmen und es England zugleich erleichtern, zwischen dem Arabischen und dem Roten Meere seinen Einfluß auszudehnen.

Deutschlands überseeische Politik ist in Ermangelung eines Bessern darauf angewiesen, zu verhindern, daß der gegenwärtige Besitzstand noch mehr zu gunsten anderer und zu seinen Ungunsten verschoben und die Gleichheit der Handelsrechte in den noch unabhängigen Ländern dadurch aufgehoben und der Vorrat von Kompensationsobjekten für etwaige künftige Teilungen immer mehr eingeschränkt werde. Daher sein anfängliches Eintreten für die Freiheit der südafrikanischen Republiken, das dann allerdings aufgegeben werden mußte, wofür schließlich der Verzicht Englands auf die Mitbestimmung in Samoa erzielt wurde („wenn schon Unrecht geschehen muß, will ich auch etwas davon haben"); daher das zunächst mit England, dann mit allen Mächten abgeschlossene sogenannte Yangtsekiang-Übereinkommen, von welchem, um Rußland zu gefallen, Deutschland, zuerst nur stillschweigend, die Mandschurei als ausgenommen dachte, aus deren wichtigsten Gebieten Japan die russischen Heere jetzt ohnedies vertrieben hat; daher schließlich der jetzige Einspruch gegen das englisch-französische Übereinkommen betreffend Marokko, den westlichsten Ausläufer der mohammedanischen Welt, deren bisher selbständig gebliebene Teile Deutschland offenkundig gegen fremdes Eingreifen beschützen will. Mit dieser Politik hat Deutschland eine schwierige, aber eigenartige und stellenweise auch dankbare Rolle übernommen, und England suchte nun mit Hilfe Frankreichs ihre Durchführung zu vereiteln, sei es, um wie in Ägypten und Marokko selbst vollzogene Tatsachen zu schaffen, sei es, um durch Verminderung der Autorität Deutschlands die eigene politische und kommerzielle Stellung zu erhöhen. Allem Anscheine nach wird sich die Isolierung nicht durchführen lassen; das System ist zu verwickelt, um ganz seinen Dienst zu tun. Sollen wir nun aber annehmen, daß jetzt an die Stelle der diplomatischen Aktion eine militärische treten werde? Die schädlichen Folgen würden in zu argem Mißverhältnis zum Gewinne stehen, als daß wir es glauben könnten. Daß freilich ein Konflikt ausbrechen kann, wenn einmal der Versuch, die mohammedanischen Staaten lebensfähig zu machen, endgültig gescheitert ist oder wenn andere Wandlungen in fremden Weltteilen geschehen und England und Deutschland oder Frankreich ihren Anteil an dem Zerfallenden beanspruchen, soll nicht bestritten werden. Schon in Hinblick auf solche Möglichkeit ist es für Deutschland nützlich, nicht Rechte aus der Hand zu geben, die sich eines Tages als wertvolle Gegenleistung gebrauchen ließen. Aber auch da muß man sich fragen, warum gerade die beiden größten germanischen Reiche Europas sich lieber bekämpfen als verständigen sollten.

Kehren wir aus der fernen Zukunft in die Nähe zurück, so finden wir nichts, was einen deutsch-englischen Krieg rechtfertigen könnte. Wir wollen nicht sagen, daß er unmöglich sei, denn möglich ist vieles, und unerwartete Konstellationen können unerwartete Wirkungen üben. Ein Zusammenstoß Deutschlands mit einer anderen Macht könnte das Eingreifen Englands leicht herbeiführen. Davon abgesehen aber ist ein deutsch-englischer Krieg unwahrscheinlich.

Chronik.

Erziehung und Unterricht.*

In der unheimlichen Beschleunigung des Lebens, im stets wachsenden Kampfe ums Dasein, im wilden Jagen nach Erfolgen, untergraben von der gleichschleifenden Wirkung einer Massenkultur, ging der Boden für die Bildung von selbstwüchsigen und selbständigen Menschen verloren. Schmerzlich beklagt unsere Zeit ihren Mangel, sie fordert stürmisch von der Kulturarbeit, von der Erziehung vor allem jene Fürsorge, die zur Entwicklung fester Charaktere, ausgeprägter Persönlichkeiten führt. Und so flog der Persönlichkeitsgedanke auf.

Kommt es bei der Persönlichkeit auf ein neues Grundverhältnis zur Welt an, in dem das Geistesleben nicht als bloßer Anhang zur Natur, sondern als eine eigentümliche Art des Seins erscheint, in dem es zu einem Selbstleben wird, das durch seine Kraft der Umwandlung alles Empfangenen das ganze Dasein auf eine höhere Stufe hebt, dann bleibt es eigenste Sache jedes einzelnen, sie „im Strom der Welt" zu erringen. Aber wertvolle Hilfen vermag die Gemeinschaft zu bieten durch Anerkennung und Hochschätzung geistiger, namentlich moralischer Werte und durch Gewährung jener Freiheit an das Individuum, die für die Bildung innerer Selbständigkeit notwendig ist.**

Für die Erziehung ruht diese Freiheit auf der Anerkennung der natürlichen Anlagen des Kindes, der Hobel der Massenerziehung nach künstlich konstruierten Schemen ist beiseite zu legen und der Individualerziehung der Vorrang zu geben. Ihre Bedeutung und ihre Vorteile hat die Kinderforschung in ungeheurer Arbeit*** dargetan, sie hat die Wege aufgebrochen, die die Schule zu gehen hat, sie hat gezeigt, daß alleinig entscheidend für alle pädagogische Arbeit das zweckmäßige Erfassen geistiger und körperlicher Veranlagung ist, daß das Kind seine eigene Art hat zu denken und zu reden,* zu fühlen und zu wollen, daß seine Gedanken, Wünsche, Hoffnungen zur Bildung eines sittlichen Charakters in fruchtbarer Weise herangezogen werden können. Sie fordert, gefesselt vom strahlenden Glanze der heiteren Welt des Spieles und der Freude, in der noch Regen und Sonnenschein in Eintracht nebeneinander wohnen, das Recht auf eine frohe Kindheit, um in den Stürmen des Lebens in der Erinnerung daran ein starkes Gegengewicht zu finden.

Die neue Bewegung durchschlug bereits die Balken der Schule, Persönlichkeits- und Individualitätsbegriff werden eingehender Erörterung unterzogen und der Versuch unternommen, sie dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen und altes, uraltes Gold in neue Münze zu schlagen. Erst durch Kant erhielt der Persönlichkeitsbegriff eine ethische Auffassung, sie ist im großen und ganzen bis auf heute die gleiche geblieben, zum mindesten in der Annahme, daß Selbstbewußtsein und Selbsttätigkeit zum Wesen der Persönlichkeit gehören, die Kant als „Freiheit und Unabhängigkeit vom Mechanismus der Natur" erklärt. Mit ihr steht der Charakter in innigster Berührung, nur daß bei diesem die Selbsttätigkeit eine besonders starke Betonung erfährt. Kant unterscheidet einen physischen und moralischen Charakter. Der physische begreift Naturell und Temperament in sich und zeigt an, was sich aus dem Menschen machen läßt, der moralische oder Charakter schlechthin, was der Mensch aus sich selbst zu machen bereit ist. „Es kommt hiebei nicht auf das an, was die Natur aus dem Menschen, sondern was dieser aus der Natur selbst macht."

M. Schilling** hält für die Pädagogik eine scharfe Scheidung von Persönlichkeit und Individualität geboten. Unter jener versteht er eine bestimmte Verfassung des inneren Menschen, die ihm das Gepräge der Einheitlichkeit gibt und in den verschiedensten Lebenslagen als ein und denselben erscheinen läßt, einen „ganzen Mann", der sich nicht nach jedem Winde dreht. Individualität ist ihm durch Vererbung, Umgebung

* Vergleiche Band II, Heft 14, der „Österr. Rundschau".

** R. Eucken, „Geistige Strömungen der Gegenwart". 3. Aufl. Leipzig, Veit & C., 1904.

*** W. Ament, „Fortschritte der Kinderseelenkunde". Leipzig, W. Engelmann. — K. Groos, „Das Seelenleben des Kindes" Reuther & Reichard, Berlin, 1904. — K. Hemprich, „Über den Stand der gegenwärtigen Kinderforschung und ihre Bedeutung". Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht. 1904/05, Nr. 23 ff.

* R. Seyfert, „Die Unterrichtslektion als didaktische Kunstform". Leipzig, Wunderlich.

** „Individualität und Persönlichkeit." Pädag. Studien, 25. Jahrg., 2. H. (1905).

und Umgang bedingt. Das durch den Einfluß der Umgebung und des Umganges Erworbene wird der Einwirkung des Lehrers zugänglich angesehen, die Heranbildung einer wahren Persönlichkeit vom engsten Anschlusse an die Individualität abhängig gemacht.

P. Zillig[*] sieht in der Persönlichkeit die Einstimmigkeit zwischen Denken und Handeln, völlige innere und äußere Ausgeglichenheit, woraus sich die innere Einstimmigkeit ergibt. Ihr Grundzug ist unbedingte Aufrichtigkeit. In ihrer höchsten Bedeutung ist ihm Persönlichkeit die zur Tatsache gewordene, in die Wirklichkeit gesetzte innere Freiheit. Da der Wert der Persönlichkeit von ihrem Eigner auf den ganzen Kreis seiner Umgebung überströmt, erscheint das Streben nach ihr als oberste soziale Pflicht, als ethische Forderung.

R. Seyfert[**] hat die natürliche Entwicklung der Menschheit und des einzelnen als „Durchgeistigung" angesehen und deshalb als Erziehungszweck die Heranbildung durchgeistigter Einzelpersönlichkeiten und einer durchgeistigten menschlichen Gemeinschaft aufgestellt. Zillig nimmt diesen Gedanken auf und fordert den Persönlichkeitsgedanken als Grundlage der Lehrplangestaltung der Volksschule. Ergibt sich aus dem Begriffe der Persönlichkeit, daß Vernunftwesen als Zwecke an sich zu betrachten sind, nicht aber als Mittel zum Zweck, dann darf nicht allein die Arbeit der Schule dem Kinde gelten, auch das Kind muß Geltung haben. Dazu bedarf es der methodischen Freiheit für Kind und Lehrer. Der große Irrtum: „Der Familie die Erziehung, der Schule das Lehren" müsse aus der Welt geschafft werden.

Fehlt es diesen Versuchen auch an scharfer Abgrenzung und durchsichtiger Klarheit, daß sie von der Schule ausgingen und für die Schule unternommen wurden, ist von Bedeutung.

Die Kinderforschung als Psychologie und Physiologie des Kindes und experimentelle Pädagogik wuchs im letzten Jahrzehnte aus der Arbeit einzelner zu einem Werke ihrer Zeit heran. Besonderen Anreiz bot dem Forschergeiste die Ergründung der kindlichen Sprache, unermüdliche Arbeit suchte das Geheimnis zu durchdringen. Während die ersten deutschen und französischen Erforscher der kindlichen Sprache an einer logisch-begrifflichen Erklärung der ersten Wortbedeutungen festhielten, begegneten englische Assoziationspsychologen dieser Deutung mit abwartender Vorsicht. Zu Falle kam sie durch die Statistik der kindlichen Vokabularien, die zuerst von amerikanischen Psychologen und Linguisten aufgestellt wurden, und durch die von der Schule W. Wundts ausgehende Kritik. Hatte man früher ohneweiters logisch-intellektuelle Funktionen vom Erwachsenen auf das Kind übertragen, so begann man sich jetzt auf den Standpunkt des Kindes zu stellen und die Konstruktion allmählich durch die Beobachtung zu ersetzen. Zur vollsten Voraussetzungslosigkeit beim Sammeln und Würdigen der hierher fallenden Beobachtungen kam jedoch erst E. Meumann.[*] Er will die Kindersprache in ihrer Entwicklung durchaus aus dem Kindesleben heraus verstanden wissen. Auf diesem Wege ergab sich, daß die eigentliche Sprache, welche meist am Anfange des zweiten Jahres beginnt, eine zweifache Grundlage zeigt, das Sprachverständnis ohne Sprechen und das bloß lautliche Nachahmen vorgesprochener Worte, und daß auf dieser Stufe höhere als mechanische psychische Vorgänge fehlen. Wünsche und Begehrungen überwiegen alle andere Funktionen. Erst durch den Übergang dieser als „emotionell-volitional" bezeichneten ersten Entwicklungsstufe in den Intellektualisierungsprozeß wird die Vorbedingung für die logische Verarbeitung der Wortbedeutung geschaffen.

Den emotionell-volitionalen Charakter der ersten Wortbedeutungen festgestellt und damit den Nachweis der Unzulässigkeit einer Deutung durch logische Kategorien a priori erbracht zu haben, ist E. Meumanns großes und bleibendes Verdienst.[**]

In ihrer ersten Jugend steht noch die experimentelle Pädagogik.[***] Ihre Experimente entstanden zunächst nicht im Zusammenhange pädagogischer Erörterungen, sondern im kinderpsychologischen, hygienischen und statistisch-sozialen Interesse. Die ersten experimentell pädagogischen Untersuchungen bezogen sich auf hygienische, insbesonders geisteshygienische Fragen. Aus den Ermüdungsmessungen der Physiologen und Psychiater entwickelte sich eine im rein pädagogischen Interesse stehende Geisteshygiene des Schulkindes, aus den psychologischen Untersuchungen über individuelle Differenzen die spezielle Begabungslehre, welche durch die von Charcot und seinen Schülern begründete Lehre von den fundamentalen Unterschieden in den Vorstellungstypen der Menschen eine festere Gestalt annahm. Daraus entsprang die päda-

[*] „Der Persönlichkeitsgedanke — die Grundlage der Lehrplangestaltung in der Volksschule." Praxis der Erziehungsschule. XVIII. Band, 6. Heft, XIX. Band, 1. Heft. (1904—1906).

[**] „Die pädagogische Idee." Leipzig, 1904.

[*] E. Meumann, „Über die Entstehung der ersten Wortbedeutungen beim Kinde." Leipzig, Engelmann, 1904.

[**] M. Lobsien, „Ein bedeutsamer Fortschritt in der Psychologie der Kindersprache". Der deutsche Schulmann. 8. Jahrg., 1.—2. Heft (1906).

[***] E. Meumann und W. A. Lay, „Zur Einführung (in die experimentelle Pädagogik)", Die experimentelle Pädagogik, herausgegeben von E. Meumann und W. A. Lay, Wiesbaden, O. Nemnich. I. Band, 1. und 2. Heft. 1906.

gogische Erforschung der Kennzeichen des schwachbegabten Schülers zum Zwecke seiner Abtrennung vom normalen und der Errichtung von Sonderklassen und Hilfsschulen. Die allgemeine Physiologie der kindlichen Sprache bildete den Ausgangspunkt für die spezielle Lehre von der Entwicklung der Sprache unter dem Einflusse des Schulunterrichtes, für die Lehre vom Satzbau und den stilistischen Fähigkeiten des Kindes während verschiedener Schuljahre. Die Analyse der geistigen Prozesse beim Lesen und Schreiben des Erwachsenen bot Anlaß zur speziellen Untersuchung des kindlichen Lesens und Schreibens, wobei sich eine durchgreifende Verschiedenheit der beiden Stufen ergab. Von der allgemeinen Gedächtnislehre sonderte sich die Lehre von der Ökonomie und Technik des Lernens in ihrer Anwendung auf Stoffe der Volksschule ab. Die physiologischen Experimente über das Vergessen führten zur Feststellung der Wirkung von Schulrepetitionen, aus den psychiatrischen und physiologischen Untersuchungen der Vorstellungstypen ging die pädagogische Beobachtungslehre hervor, welche ihre Anwendung auf die Prüfung der Methoden des Anschauungsunterrichtes fand.

Erscheint auch in den angegebenen Untersuchungen das pädagogische Experiment großenteils nur als eine Anwendung des psychologischen, so zeigen doch die neueren experimentellen Arbeiten über rein praktisch-pädagogische Fragen, wie die über Einzel- und Gesamtarbeit, über den Wert der häuslichen Arbeiten des Schulkindes, das Streben, sich vom psychologischen Experimente loszulösen und zu verselbständigen. W. A. Lay machte in seiner experimentellen Didaktik den ersten Versuch, das Ganze der Unterrichtslehre mit den Mitteln der experimentellen Pädagogik neu zu begründen. Die experimentelle Pädagogik nimmt für sich die Erweiterung des Tatsachengebietes der Pädagogik in Anspruch, sie untersucht die tatsächlichen Erziehungsverhältnisse mit der systematischen, kontrollierten Beobachtung, mit dem messenden Experimente und der Statistik. Vom Standpunkte des Schulunterrichtes, der Hygiene und der Volkswirtschaft werden Lehrstühle der Pädagogik, verbunden mit Seminarübungsschulen und pädagogisch-psychologischen oder pädologischen* Laboratorien gefordert. Laboratorien mit pädagogischen Tendenzen bestehen gegenwärtig in Zürich, Antwerpen, Petersburg und Budapest. In Amerika wurden in den letzten zwanzig Jahren über fünfzig begründet.

Die Kraft des Persönlichkeitsgedankens rückte die Erziehung in den Vordergrund. Sie der Vollkommenheit zu nähern, werden neue Formen gebildet und alte wiederbelebt. Der Tätigkeits- und Schaffensdrang des Kindes soll voll ausgewertet, seine leidenschaftliche Liebe zur Natur in den Dienst der körperlichen und geistigen Entwicklung gestellt werden. Die Forderung nach dem Arbeitsunterrichte, die begeisterte Aufnahme der biologischen Methode, die eifervollen Reformbestrebungen im deutschen Unterrichte finden damit ihre Erklärung. Auch alle übrigen Disziplinen wollen der Erziehung dienen.

Rousseaus Lehre von der organischen Verbindung zwischen Arbeit und Erziehung, welcher Pestalozzi und seine Nachfolger praktischen Ausdruck verliehen, beginnt, von den führenden Strömungen getragen, tiefere Wurzeln zu schlagen. Ihr begeistertster Verkünder ist O. Rühle.* Gegen die Volksschule Deutschlands erhebt er den Vorwurf, sie sei im besten Falle nicht imstande, eine „allseitige und harmonische Ausbildung der körperlichen und sittlichen Anlagen des Kindes“ zu erzielen, sie sei lediglich Lehr- und Wissensschule, nicht aber Erziehungsschule. Bei aller Anerkennung des Anschauungsunterrichtes hält er es für eine Überschätzung, ihn zum „alleinigen und wichtigsten Fundament alles Wissens“ zu erheben. Er müsse erweitert und dadurch der intellektuelle Unterricht zum Arbeitsunterrichte ausgebildet werden. Dieser, führt Rühle aus, wird durch das biogenetische Gesetz Darwins gefordert, welches bereits Goethe in der Forderung festlegte, das Kind habe in seiner Entwicklung denselben Weg geführt zu werden, den die Menschheit in ihrer Entwicklung gegangen. Welches dieser Weg gewesen, lehrt die Kulturgeschichte. Der Mensch mußte sich von seinem ersten Auftreten auf Erden an mittels seiner Sinne in seiner Umgebung zurechtfinden, ihre Gegenstände sich mittels seiner Hände dienstbar machen. Keineswegs die Anschauung allein, sondern die Betätigung all seiner Kräfte, das Tun, Schaffen und Bilden führten ihn stufenweise aufwärts. Auf gleicher organischer Grundlage soll auch die Erziehung und Bildung des Einzelwesens vor sich gehen. Die Natur des Kindes, als eines von Anfang an schöpferischen Wesens, verlangt die Arbeit, dieser Tätigkeitstrieb soll ausgenutzt und auch zur Entwicklung des Körpers in Dienst gestellt werden, umsomehr, als für die Zeit des stärksten Gehirnwachstums (nach Mosso bis zum siebenten Jahre) der Unterricht im Lesen und Schreiben zu verwerfen ist.

Der Arbeitsunterricht wird als grundlegend für die ethische Erziehung angesehen. Er erweckt durch die Betätigung der Sinne und Kräfte des Körpers das Bewußtsein des Könnens und führt

* Pädologische Laboratorien verfolgen den Zweck der Erforschung des Kindes nach Leib und Seele. Ärzte und Lehrer arbeiten zusammen.

* O. Rühle, „Arbeit und Erziehung“, München, Birk & Co., 1904.

zur Selbständigkeit; Freude und Zufriedenheit werden des Kindes stete Gefährten. Durch die Wertschätzung der Arbeit wird das soziale Empfinden, der Gemeinsinn angeregt.

In engem Zusammenhange mit der Arbeitsschule stehen Arbeit und Unterricht im Freien, in Schulgärten und Schulwerkstätten. Diese verschiedenen Formen des Unterrichtes müssen möglichst nebeneinander betrieben werden.

Ihre vollkommenste praktische Durchführung hat die Idee des Arbeitsunterrichtes in Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland gefunden. In der österreichischen Volksschule vermochte sie noch nicht bodenständig zu werden. Dagegen zeichnen sich die vom Staate eingerichteten Handwerkschulen und die gewerblichen Fachschulen durch eine zweckmäßige Verbindung von theoretischem und Werkstättenunterrichte aus.

Die Verwirklichung der Idee des Arbeitsunterrichtes haben sich der „Verein für erziehliche Handarbeit in Österreich“ und der Verein „Arbeit“ „zur Förderung der Jugenderziehung“ in Wien als Ziel gesetzt. Dieser steht ganz auf dem Standpunkte Rühles.

Die biologische Methode ist klarer und gemütvoller als die beschreibende und systematisierende, die Betrachtung der Tiere und Pflanzen in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, in ihren Beziehungen zur Umgebung, die Erklärung des äußeren Baues aus ihren Lebensverhältnissen unendlich lebensvoller, sie bringt der Natur näher, steigert die Beobachtungsgabe und führt das Kind zu bisher unbekannten Freuden.

Zoologie und Botanik kamen unter dem Einflusse der modernen Entwicklungslehre zur besonderen Betonung des biologischen oder lebensgeschichtlichen Momentes und werden deshalb als biologische Naturwissenschaften bezeichnet. Diesen neuen Standpunkt der Forschung zur Reform des naturgeschichtlichen Unterrichtes herangezogen zu haben, ist Junges Verdienst. Seine Schrift „Dorfteich als Lebensgemeinschaft“ (1885) faßt jene Tiere und Pflanzen zusammen, die ähnliche Lebensbedingungen oder gegenseitige Abhängigkeit zu einer Gemeinschaft aneinanderschließen. Die Naturgeschichte erscheint damit nicht mehr als „Konglomerat“ sondern als Organismus.

Wird als Objekt des biologischen Unterrichtes die lebende Natur in all ihrer Buntheit und nie rastenden Bewegung genommen, dann kann sie nur in ihren von natürlichen Verhältnissen umsponnenen Organismen beobachtet werden. Der Unterricht in der Natur rückt damit in den Vordergrund.*

* Am Gymnasium zu Jever wird der zoologisch-botanische Unterricht seit 29 Jahren im Freien erteilt. A. Kossenhagen, „Der botanische Unterricht im Freien“. Natur und Schule. 4. Band, 3. Heft (1906).

Als Grundfehler Junges und seiner Nachfolger wird die Mißachtung der Systematik* erklärt, welche die alleinige feste Grundlage abgebe, auf der alle weiteren naturwissenschaftlichen Erklärungen ruhen. Immerhin wird einer weitgehenden Einschränkung systematischer Erörterungen mit vollem Rechte das Wort gesprochen (Liebus). Zuviel Systematik verdirbt die Freude an der Natur (Merkel).

Den biologischen Unterricht als Vorstufe für die Lehre vom menschlichen Körper und von der Zeugung anzusehen, ist allgemeine Forderung. Geteilt dagegen sind die Meinungen über die Zweckmäßigkeit einer Einfügung der Deszendenz- und Selektionstheorie Darwins. Schoennichen** sucht ihre Notwendigkeit zu erweisen und begegnet dem Vorwurfe, sie schädige die Moral. Im Gegenteile, sie schütze die Jugend durch sachgemäße Darlegung erwiesener Tatsachen vor Fehltritten. Witlaczil*** spricht sich dagegen aus, weil die Selektionstheorie von vielen Botanikern angezweifelt werde. Liebus† folgt Schoennichen mit dem Hinweise, keine Wissenschaft könne der Hypothesen entbehren.

Die Selektionstheorie hat durch die Weißmannschen Theorien, die Entwicklungsmechanik und die Mutationslehre große Einschränkung erfahren, ihre Wirkungen werden nur mehr als negative, ausschaltende angesehen.†† Allein über ihr Gebiet hinaus hat sie in der allgemeinen Betrachtung der menschlichen Dinge an Boden und Bedeutung gewonnen. Umsomehr fällt der Schule ihre kritische Beleuchtung zu, um gegen Irrtümer zu sichern. Aus diesem Streite klingt ein altes Lied. Was die Welt am stärksten packt und aufrüttelt, was für jeden einzelnen als Naturforderung wesentlich ist, davor schließt sich das Tor zur Schule, das mag der Jugend der Unberufenste erklären.

Im deutschen Unterrichte bereitet sich die Umwandlung seiner Übung zu freierer Gestaltung vor, um der Natur des Schülers und des Stoffes und dem zu erreichenden weiter gesteckten Ziele gerechter zu werden. Die persönliche Ausdrucksfähigkeit soll gefördert, das Verständnis für den charakteristischen Ausdruck, für die künstlerische Form erschlossen und damit der Weg zum Kunstgenusse freigemacht werden. Unfähig zum Kunst-

* V. K. Kraepelin, „No quid nimis“. Ein Mahnwort zur Methodik des biologischen Unterrichtes. Monatsschrift für höhere Schulen. 4. Jahrg., 1. Heft (1905).

** W. Schoennichen, „Die Abstammungslehre im Unterrichte der Schule“. Leipzig und Berlin, Teubner, 1903.

*** In seiner vorzüglichen Abhandlung: „Der biologische Naturgeschichtsunterricht.“ Zeitschr. für österr. Gymn. 56. Jahrg. S. 59 ff. (1905).

† „Die wichtigsten Reformbestrebungen im naturgeschichtlichen Unterrichte.“ Österr. Mittelschule. 18. Jahrg., 3. Heft.

†† E. v. Hartmann, „Die Abstammungslehre seit Darwin“. Annalen der Naturphilosophie. II., 3.

fühlen, ohne Empfindung für echte Poesie, im Geschmacke banal, tieferem Studium der großen Dichter abgeneigt, verlasse die Jugend die Schule und diese trage dafür die Verantwortung. Sie verfrühe die Bekanntschaft mit der Poesie, sündige durch Überladung und verfehlte Behandlung. Solle aber im Kinde die Ehrfurcht vor dem dichterisch Unergründlichen erzogen, solle ihm die Sprachkunst und ihre Werke ein Quell blühender Lebensfreude werden, Seele und Gemüt sich den eigentlichen Wirkungen der Kunst völlig öffnen, dann müsse die Poesie aus der „Umklammerung der Pedanten" gerettet, die Phantasie zu freiem Schwunge entfesselt werden (Waetzoldt).*

Im neusprachlichen Unterrichte kam es zu einer Gegenbewegung** gegen die Reformer. Sie drängt auf Einführung einer systematischen Grammatik auf wissenschaftlicher Grundlage, auf Erteilung des Unterrichtes in der Muttersprache, auf Freiheit der Methode und freie Wahl der Schulbücher.*** Der gesamte neusprachliche Unterricht soll in den Dienst der Erziehung gestellt werden. Damit berührt sich auch der Vorschlag, an Stelle der formalistischen eine historische Gruppierung des Lesestoffes zu setzen, um den Schüler in die kulturellen Verhältnisse der Völker, deren Sprache er lernt, einzuführen.†

Auch der Unterricht in der Mineralogie, Geologie, Chemie und Physik soll im Feuer der Reform geläutert werden. Geologie und Mineralogie sollen vereinigt und an das Ende des naturgeschichtlichen Unterrichtes gestellt werden. Mit großer Wärme wird die Erweiterung der Chemie zum selbständigen Gegenstande für Gymnasien vertreten. Durch die engen Wechselbeziehungen zu vielen anderen Disziplinen, sowie zum praktischen Leben ist ihre Bedeutung derart gestiegen, daß sie zu deren vollem Verständnisse als grundlegend angesehen werden kann.†† Durch die Einführung physikalischer Schülerübungen an einer Wiener Realschule wurde ein dankenswerter Anfang zur weiteren Entwicklung einer Einrichtung von großer Tragweite gemacht.*

Die Reformbestrebungen im mathematischen Unterrichte an den Mittelschulen zielen in erster Linie auf die Einführung der Elemente der höheren Mathematik ab. Reicht der Wunsch nach dieser Neuerung auch auf viele Jahre zurück, zur Forderung verdichtete er sich erst in jüngster Zeit, namentlich infolge der energischen Bemühungen F. Kleins** in Deutschland. Eine gründliche Kenntnis der Elemente der höheren Mathematik sei im Hinblicke auf den ungeheuren Aufschwung der Naturwissenschaften, deren wirkliches Verständuis erst durch jene erschlossen werde, unerläßlich, selbst für den Juristen und Mediziner unentbehrlich. In Österreich ist diese Frage Gegenstand eifrigsten Studiums des Vereines „Mittelschule".*** Es wird auf England und Amerika hingewiesen, wo der Mathematikunterricht bereits in diesem Sinne geübt wird, auf Frankreich und Deutschland, welche nach dieser Richtung neigen.

Vermögen die Mathematiker nachzuweisen, daß die Furcht vor einer Mehrbelastung nur der Scheu vor dem Neuen entspringt, und Gewähr zu leisten, daß sie aus Begeisterung für ihr Fach in den Zielen nicht zu hoch greifen, dann ist diese Reform nur zu begrüßen. Aus klug geleitetem Experimente wird sich einzig und allein Klarheit gewinnen lassen. Dieses jedoch nur an einer einzigen Anstalt ins Leben zu rufen, müßte als verfehlt angesehen werden. Denn dadurch entfiele, insbesondere bei negativem Resultate, die wichtigste Grundlage der Kritik, der Vergleich.

Eine vermittelnde Richtung in Deutschland wünscht nur die Reform für die realistischen Anstalten (Nath).†

Eine Reform kleinerer aber durchaus nicht zu übersehender Art wäre die Einführung vierstelliger Logarithmentafeln in der Mittelschule. Bereits 1844 hatte Traugott Müller, nach ihm viele andere auf ihre Vorzüge hingewiesen.

* Weimarer Kunsterziehungstag 1903. Vgl. J. Spina, „Reformbestrebungen im deutschen Unterrichte." Zeitschr. f. österr. Gymn. 56. Jahrg., 2. H. (1906). — R. Seyfert, „Zum Aufsatzunterricht in der Volksschule." Zeitschrift f. deutschen Unterricht." 19. Jahrg., 2. H. (1905). — E. v. Sallwürk, „Die zeitgemäße Umgestaltung des deutschen Unterrichtes". Deutsche Blätter f. erziehenden Unterricht. 1904/05. Nr. 1—3. — O. Anthes, „Der papierne Drache". Vom deutschen Aufsatz. R. Voigtländers Verlag. Leipzig, 1905.

** Clodius, „Was wir wollen — und was wir nicht wollen". Zeitschr. f. franz. und engl. Unterricht. 4. Bd., 1. H. (1905).

*** Die Schulbücher leiden am Mangel freier Entwicklung. Bechtel weist gleichfalls darauf hin, daß ihre Herausgeber, um die Approbation zu ermöglichen, sich Forderungen anbequemen und Dinge aufnehmen müssen, die sie bei freier Entschließung gewiß fallen ließen. Österr. Mittelschule. 18. Jahrg., 4. H. Vgl. F. Moßhammer, „Schulgeschichtschreibung". Pädag. Zeit vom 19. Oktober 1904.

† A. Brandeis, „Über die Aufgaben des fremdsprachlichen Unterrichtes in der Realschule". Österr. Mittelschule. 18. Jahrg., 4. H.

†† E. Witlaczil, ebenda.

* I. Staatsrealschule im II. Wiener Bezirk. Erlaß des k. k. Min. f. K. u. U. vom 22. Jänner 1904.

** F. Klein, „Über eine zeitgemäße Umgestaltung des mathematischen Unterrichtes an den höheren Schulen". Leipzig und Berlin, Teubner, 1904. — G. Schilling, „Verhandlungen über den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an höheren Schulen auf der 76. Versammlung deutscher Naturforscher in Breslau 1904." Zeitschr. f. österr. Gymn. 56. Bd., 2. H. — K. Goldzieher, „Zeitgemäße Umgestaltung des mathematischen Unterrichtes". Pädag. Zeit vom 1. Februar 1906.

*** K. Zahradnicek, „Über die Frage der Verwendung der Infinitesimalrechnung beim Unterrichte in der Mathematik und Physik an den österreichischen Mittelschulen". Österr. Mittelschule, 19. Jahrg., S. 36 ff. (1905).

† Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften. 10. Jahrg., Nr. 6.

Sie genügen der reinen wie angewandten Mathematik, ihre Anwendung fördert die Ökonomie des Denkens und gestattet größere Schonung der Augen. Die Zeitersparnis wird auf mehr als 20 Prozent geschätzt. Praktisch haben sie sich vorteilhaft bewährt und sind gegenwärtig an 51 Mittelschulen Deutschlands eingeführt. Der Gesamtausschuß des Freien deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M. fordert in seinen Vierteljahrsberichten von 1891: „Die Schulmathematiker möchten keine höheren Anforderungen an die Schärfe der Rechnungsergebnisse stellen, als der ausübende Mathematiker zu tun pflegt.“*

Weit hinaus über das Gebiet bloß unterrichtlicher Neuerungen geht die Begründung von Hilfsschulen in Österreich.** In ihrem Zwecke, auch die geistig schwachbefähigten Kinder der Erziehung und dem Unterrichte zuzuführen, treffen sich dringende Forderungen der Menschlichkeit und der sozialen Hygiene. Der Hang zum Verkehrten ist gerade bei diesen Kindern vorherrschend und die Tatsache steht fest, daß die sogenannten Gewohnheitsverbrecher häufig nur schwachsinnig sind. Ihre antisozialen Neigungen verschließen ihnen die Volksschule, in der sie nur störend wirken und zugleich eine Gefahr für die normalen Kinder bilden, die Idiotenanstalten vermögen aber ihre riesige Zahl nicht zu fassen. Durch die Hilfsschulen sollen sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade wirtschaftlicher Selbständigkeit gebracht und vor sittlicher Verwahrlosung behütet werden.***

In Deutschland hat das System der Hilfsschulen in den letzten Jahren eine außerordentliche Verbreitung gefunden. 1867 wurde in Dresden die erste „Nachhilfeklasse“ errichtet, gegenwärtig besitzen rund 200 Städte Hilfsschulen mit 15.000 Kindern. Berlin zählt 41 Anstalten mit 2000 Schülern. Die Durchschnittszahl der Klassenschüler beträgt 21, in Berlin nur 14. Der Aufwand der Hilfsschulen wird von den Stadtgemeinden bestritten.†

Aufnahme finden jene Kinder, die infolge ihres Schwachsinnes mindestens zwei Jahre die Volksschule mit ungenügendem Erfolge besucht haben. Der Schulbesuch dauert sechs Jahre, kann aber auf Wunsch der Eltern noch auf ein bis zwei Jahre verlängert werden. Als Grundform hat sich das Dreiklassensystem mit je zwei Abteilungen herausgebildet. Die Lehrpläne

* H. Arbes, „Zur Einführung vierstelliger Logarithmentafeln in der Mittelschule.“ Österr. Mittelschule, 18. Jahrg. 4. Heft.

** Rede des Unterrichtsministers v. Hartel im Budgetausschusse am 2. März 1906.

*** W. Rein, „Enzyklopädisches Handbuch für Pädagogik“. 3. Bd. S. 696 ff.

† Vergl. E. v. Bremen, „Die preußische Volksschule“. J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin, 1906.

führen die Gegenstände der Volksschule, jedoch mit beschränkten und unverbindlichen Zielen, der Hilfsunterricht wird im Sinne Pestalozzis betrieben. In großen Städten wurden, um weite Wege zu vermeiden, Hilfsklassen den einzelnen Volksschulen angeschlossen. Sie haben sich jedoch nicht so gut bewährt, wie die einheitlich organisierten Hilfsschulen.

In Norwegen sind Hilfsklassen als Vorschulen eingerichtet. Es werden in sie alle schulpflichtigen Kinder aufgenommen, die nicht auf der durchschnittlichen Entwicklungsstufe ihres Alters stehen. Die Höchstzahl der Klassenschüler beträgt zwölf, der Unterricht wird von Idiotenlehrern erteilt. Kinder, welche innerhalb zweier Jahre nicht so weit gefördert werden können, um in eine Volksschule überzutreten, werden Idiotenanstalten zugewiesen.

Das Gebiet der Hilfsschulpädagogik bedarf noch rastloser Durchforschung und des vollen Ausbaues. Die pädagogisch-psychologischen Aufschlüsse über das Wesen der Schwachsinnigen und die methodischen über die zweckmäßigste Gestaltung des Unterrichtes muß sie sich selbst erarbeiten, sie können ihr von keiner Wissenschaft gegeben werden.*

Das moralische Verhalten und der geistige Fortschritt der Schwachsinnigen wird oft überraschend durch Arbeit und körperliche Gesundheit beeinflußt. Deshalb sind von besonderer Wichtigkeit Einrichtungen, um die Kinder zur Arbeit anzuhalten und ihre körperliche Gesundheit zu fördern.**

Der Kampf um die Schule läuft in Deutschland und Österreich parallel. Während die Bestrebungen des Sozialismus dahin gehen, den Religionsunterricht ganz aus der Schule zu entfernen und zur Privatsache der Eltern zu machen, sucht die Kirche größeren Einfluß auf die Schule zu gewinnen und die Trennung der Kinder nach Konfessionen durchzuführen. Die Simultanschule*** dagegen will den Religionsunterricht jedem Kinde in seiner Konfession, im übrigen aber gemeinsamen Unterricht erteilen.

Zu dem Zwecke, jeden Gewissenszwang und kirchlichen Einfluß von der Schule fern-

* Arno Fuchs, „Die nächsten Ziele der Hilfsschulpädagogik“. Der deutsche Schulmann. 8. Jahrg. S. 64 f.

** „Zeitschrift für Kinderforschung.“ 10. Jahrg., 1. H. (1906).

*** Th. Ziegler, „Die Simultanschule“, Reuther & Reichard, Berlin 1904. Die heutige Volksschule ist keine Schöpfung der Kirche, sondern eine solche des Staates. Die mittelalterliche Kirche hat sogar den von Karl dem Großen angeregten Gedanken einer allgemeinen Volksschule nicht aufgenommen, sondern den Städten überlassen, ihn zur Ausführung zu bringen. Ebenso der Protestantismus des XVI. Jahrhunderts, obwohl Luther sie gefordert hatte. — „Neue Bahnen“, 16. Jahrg., 1.—2. H. (1906). — „Der deutsche Schulmann“, 8. Jahrg., S. 24 ff.

zuhalten, wurde der Verein „Freie Schule“ in Wien (19. März 1905) begründet. Er will aber noch mehr. Seine Schulen sollen Musterschulen werden und jene Führung in ihrer Vollkommenheit erhalten, die ihnen die Gegenwart zu gewähren vermag. Bereits für das Schuljahr 1905/06 ist die Eröffnung zweier Volksschulen in Aussicht genommen, mit denen gegebenenfalls eine oder zwei vierte Bürgerschulklassen verbunden werden. Die Höchstzahl der Schüler ist für die Elementarklassen mit 15, für die übrigen Volksschulklassen mit 20 und für die Bürgerschule mit 30 festgesetzt. Die Erziehung soll hervorragende Berücksichtigung finden, körperliche Übungen, Handfertigkeitsunterricht, Ausflüge, Besuch von gewerblichen und industriellen Arbeitsstätten und Museen in den allgemeinen Lehrplan eingestellt, die Unterrichtszeit bei erhöhtem Lehrziele herabgesetzt und die hygienische Leitung Schulärzten übergeben werden. Als Versuch kommt auch die Koedukation in der Volksschule zur Einführung.

Die mächtigen Verschiebungen in den Zielen und Formen der Erziehung und des Unterrichtes, die sich durchzuzwingen suchen, ziehen selbst Pädagogen ernstesten Schlages in verwirrende Zweifel. Sie fühlen sich plötzlich auf schwankem Grunde, weil sie den geänderten Anschauungen nicht gerecht zu werden vermögen oder auch, vom Strome erfaßt, der Kraft und Freiheit entbehren ihre Träger zu werden.

Unfreude habe die Schule in ihrer Gesamtheit ergriffen, Behörden und Lehrer, Schüler und Eltern. So klagt ein rühmlich bekannter Pädagoge, der preußische Geheime Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias.* Von diesem betrübenden Zustande schmerzlich betroffen, läßt er Ursache und Wirkung ihre Plätze tauschen. Reformschriftsteller und Tagespresse müssen die Last der Verantwortung tragen, der „Probekandidat“, „Flachsmann als Erzieher“, „Traumulus“, sie alle werden in die Reihe der Mitschuldigen gestellt. Doch Matthias irrt, seine eigenen Worte — und darin liegt die Tragik des Pädagogen — überheben des Beweises seines Irrtums. Er selbst legt die Finger auf die Wunden, sein Sinnen ringt nach Abhilfe. Die Schule solle wie in England fürs „Lernenkönnen“ sorgen, das „Lernenwollen“ bleibe den einzelnen Schülern überlassen. Die eigenartige Entwicklung, eine gesunde und berechtigte Einseitigkeit, die „Mutter aller tieferen und kraftvollen Bildung“ gehe durch den großen Lehrzwang an den Lateinschulen völlig in Brüche. Wo aber das geschehe, da wandere die freudige Arbeit aus, die langweilige und philisterhafte, die freudlose und rein stundenplanmäßige ziehe dafür ein. Berechtigungswesen und Druck der Behörden durch Gesetze, Verordnungen und Vorschriften verschärfen die Lage.

Gleich Matthias sucht Hergel* die Ursache der Unzufriedenheit mit dem Gymnasium außerhalb desselben; soweit eine Überbürdung vorhanden, falle sie mehr der Familie und dem allgemeinen Leben als der Schule zur Last. An dieser sei kein Fehl. Trotzdem stellt er siebzehn Thesen zur Reform des Gymnasiums auf, die wenigstens für ihn siebzehn Mängeln entsprechen. Diese aber haben mit der Familie und dem allgemeinen Leben nichts gemein, ihre Beseitigung könnte zum größten Teile keinen Schwierigkeiten begegnen.

Fr. Paulsen, Professor der Pädagogik an der Berliner Universität, beschäftigt sich eingehend mit der Reform der Gymnasien.** Habe auch die bisherige Entwicklung der Gymnasien großen Gewinn gebracht, ihre unerfreulichen Nebenwirkungen dürfe man nicht übersehen. Die allzulang fortgesetzte schulmäßige Pensenarbeit und die Überbürdung mit ihrem großen Gefolge an Verstimmungen sei zu verwerfen. Zu ernsten Erwägungen führe die nicht selten weitgehende Unfähigkeit des angehenden Universitätsstudenten zu selbständiger Arbeit, wie sie die deutschen Universitäten fordern. Über lauter kontrollierter und vielfach mißmutig geleisteter Pensenarbeit sei der Wille zu freier und selbständiger wissenschaftlicher Arbeit unentwickelt geblieben. Die Folge sei der Verlust kostbarer Jahre. Dem könne ohne Wechsel des Systems abgeholfen werden durch die Anwendung der Kompensation minderer Leistungen in einem Fache durch hervorragendere in einem anderen auf die Oberstufe des Gymnasiums.*** Die damit in Zusammenhang stehende Erneuerung des Fachsystems hätte sich nur auf

* „Freude an der Schule.“ Monatsschrift für höhere Schulen. Herausgegeben von R. Köpke (Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat) und A. Matthias. 4. Jahrg., 1. H. (1905).

* G. Hergel, „Willensstärke und Urteilskraft“. Fromme, Wien und Leipzig, 1905. Hergel fordert unter anderem eine Revision der Lehrpläne behufs Beseitigung aller überflüssigen Wiederholungen, Abschaffung der Zweistufigkeit, Reduzierung des Lehrstoffes durch Ausschaltung vieler Details, Festsetzung einer gleichmäßigeren Zielgrenze, Anordnung der Unterrichtsfächer für die einzelnen Stufen auf Grund der sicheren Resultate der neueren physiologisch-psychologischen Untersuchungen, Änderung des Hochschulstudiums des angehenden Mittelschullehrers, Hintanhaltung der bereits gewaltig drohenden Mechanisierung des Unterrichtes durch Verordnungen und Anordnungen, Herabsetzung der Maximalzahl der Klassenschüler. — Die Durchführung dieser Reformen wäre auch dann eine Notwendigkeit, wenn die dadurch freigewordene Arbeitskraft des Schülers nicht, wie Hergel es wünscht, zum Studium der modernen Sprachen aufgebraucht werden sollte.

** „Was kann geschehen, um den Gymnasialstudien auf der oberen Stufe eine freiere Gestalt zu geben?“ Monatsschrift für höhere Schulen, 4. Jahrg., 1. H.

*** Vgl. Ludwig Fleischner, „Das System der Kompensationen“, Wage, 6. Jahrg., Nr. 34.

gewisse Hauptfächer, in denen die verschiedene Begabung am meisten hervortritt, zu erstrecken, vor allem auf die mathematisch-naturwissenschaftlichen auf der einen, die sprachlich-literarischen auf der anderen Seite. Auf dem Punkte, wo er sein Bestes leisten könne, solle der Schüler seine Kräfte zusammenfassen. In diese Reform seien auch die neunklassigen Realanstalten einzubeziehen. Größere, zusammenhängende Arbeiten seiner freien Wahl sollen den Schüler über die Ausführung seiner Tagesarbeiten hinausheben, freie Studientage die erforderliche Zeit beschaffen, Verbände zur Förderung wissenschaftlicher oder literarischer Interessen die Schüler vereinigen.

Paulsen hofft gegenwärtig leichter Gehör zu finden, da dem Phantom der „allseitigen Bildung", dessen eigentlicher Vertreter Johannes Schulze gewesen (P. de Lagarde nennt ihn den „Provisor alles Giftes"), der Abschied gegeben sei. „Wir haben uns überzeugt, daß nicht alle alles können, daß es besser ist, die einzelnen verschiedene Wege nach der Natur ihrer Anlage und ihres künftigen Berufsstudiums gehen zu lassen, als von allen dasselbe Mittelmaß in allen Fächern zu erzwingen." Als notwendige Bedingung für die Durchführung einer inneren Umgestaltung des Gymnasialbetriebes bezeichnet Paulsen den Willen zur Freiheit bei den Lehrern. Dazu sei gute Hoffnung vorhanden.

Suchen wir in dieser kostbaren Frucht nach dem Kern, dann tritt uns wieder der Gedanke des Schutzes individueller Begabung und der Verurteilung gleichschleifenden Schulbetriebes entgegen.

Laien als Reformschriftsteller bereiten Matthias schwere Sorge. Daß auch diese unbegründet ist, zeigen abermals seine eigenen Worte: „Wenn auch nur hier und dort solch schlimme Zustände herrschen, wie die Reformschriftsteller meist als allgemein üblich schildern, wer bürgt dafür, daß das vereinzelt Vorkommende sich nicht weiter ausbreitet? Bei Krankheiten greift man am besten ein, so lange es Zeit ist, denn sie verhüten ist leichter als heilen."

An A. Bonus,* A. v. Waldberg,** Walter Parow*** schließt sich im Kampfe gegen das Gymnasium A. Hinterberger† an. Er steht auf dem Grunde des nationalen Gedankens, sein Reformvorschlag ist eine weitere Ausführung der bekannten Worte Kaiser Wilhelm II., man solle nationale Deutsche, aber keine Griechen und Römer erziehen, und der öfters gestellten Forderung, „die formal-sprachliche Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache, die formal-logische durch den Unterricht in der Mathematik" zu bieten. Von diesem Standpunkte aus fordert er folgerichtig die gänzliche Entfernung der klassischen Sprachen aus dem Gymnasium und damit die Errichtung einer Einheitsschule. Die Bevorrechtung der Gymnasiasten für die Berufswahl hält er für ungerechtfertigt, denn der heutige Gymnasiast sei kein allgemein gebildeter und richtig erzogener, kein genügend unterrichteter und im Vollbesitze seiner geistigen und körperlichen Jugendkraft stehender junger Mann. Das Urteil der Fachphilologen mit Rücksicht auf den Wert der klassischen Sprachen ist ihm nicht verbindlich. G. Hoffmann v. Wellenhof* schließt sich den Ausführungen Hinterbergers, die sich auf die Einführung der Einheitsschule und die körperliche Erziehung der Jugend erstrecken, vollkommen an, hält aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur die Beseitigung des griechischen Unterrichtes für durchführbar. S. Frankfurter** vermag der Hauptforderung Hinterbergers nicht zuzustimmen. Doch gebiete das Interesse der Schule selbst, über Reformschriften, die von ernsten Männern in ernster Absicht geschrieben werden, nicht einfach hinwegzugehen, sondern sie eingehender Kritik zu unterziehen, sie als Ganzes nicht deshalb zu verwerfen, weil einer oder auch mehrere Sätze nicht zu halten seien. Ein Mahnwort, das der Beherzigung wert ist.

Das Laienelement ist von der Erörterung gewisser Schulfragen nicht fernzuhalten, es muß vielmehr dazu herangezogen werden. Diese Erkenntnis hat sich bereits Bahn gebrochen. Die Ergänzung durch dasselbe wurde vom Weimarer Kunsterziehungstag (1903) durch Lichtwarks Mund feierlich und freudig als eine notwendige anerkannt, die Mitarbeit O. Ernsts und H. Harts bei der Beratung über die Reform des deutschen Unterrichtes hatte des Anregenden genug gebracht.*** Auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Breslau (1904) nahmen die Vertreter mehrerer Vereine an der Besprechung der Reform des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes teil und legten ihren Standpunkt dar.†

Die flüchtige Umschau auf das wogende Drängen neuer Ideen, die alle nach Verwirklichung streben, die Verneinung bisher als unantastbar gehaltener Dogmen der Schule mag Kraepelin Recht geben: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so stehen wir in einer wichtigen Über-

* „Vom Kulturwert der deutschen Schule." Jena, 1904.

** „Schulgedanken eines Gymnasialabiturienten von 1903." Dresden, 1904.

*** „Das Gymnasium als Hindernis der Schulreform." Leipzig, 1905. Vgl. H. v. Arnim, „Für und wider das Gymnasium," Pädag. Zeit vom 15. und 22. März 1906.

† „Ist unser Gymnasium eine zweckmäßige Institution zu nennen?" Wien, Braumüller, 1906.

* Neue Freie Presse vom 20. März 1906.

** Pädag. Zeit vom 1. März 1906.

*** F. Spina, ebenda.

† Vertreten waren der Verein deutscher Ingenieure und der schlesische Frauenverband.

gangszeit auch auf dem Gebiete der Schule. Im alten Rahmen und in den alten Formen wird unsere Schule nicht länger imstande sein, dem dringenden Verlangen der Zukunft zu genügen."

Dr. Franz Moßhammer.

Besprechungen.

Flugschriften des Giordano Bruno-Bundes. Nr. 1: Religion und Kultur, von Dr. Eugen Heinrich Schmitt. Nr. 2: Auferstehung. Ideen über den Sinn des Lebens, von Bruno Wille. Nr. 3: Giordano Bruno in seiner Bedeutung für die Philosophie und Kultur der Zukunft, von Professor Ludwig Kuhlenbeck. Nr. 4/5: Das Schulprogramm des Ultramontanismus, von Graf Paul von Hoensbroech. Nr. 6: Ziele und Aufgaben des Giordano Bruno-Bundes, von Wolfgang Kirchbach. 1904—1905. Verlag „Renaissance" (Otto Lehmann), Schmargendorf bei Berlin.

Der Giordano Bruno-Bund, im Jahre 1900 zu Berlin entstanden, will „eine Hochburg aller freien, starken und geistig-adeligen Bestrebungen sein, zugleich eine Kampfgenossenschaft gegen alles Dunkelmännertum". Er hat den Zweck, „einheitliche Weltanschauung zu fördern. Diese gilt ihm nicht als eine endgültig vollbrachte Leistung, sondern als eine Aufgabe, an deren Lösung er forschend und belehrend, organisierend und anregend mitzuwirken sucht. Dabei kommt es ihm besonders darauf an, die verschiedenen Standpunkte zur Verständigung und womöglich zu einigem Ausgleich zu bringen. Auch insofern bemüht er sich um Einigung, als er Naturwissenschaft, Philosophie, Kunst und Andacht harmonisch zusammenschließen möchte." Außer Vorträgen, Diskussionen, Feiern u. a. dienen diesen Zwecken Flugschriften, von denen bisher fünf vorliegen. Aus ihnen ist schon zu ersehen, daß die Weltanschauung, welche hier erstrebt wird, die eines auf den Ergebnissen der Wissenschaften beruhenden ideal-realistischen Monismus ist, für den das All ein organisches System lebendiger, im Materiellen sich auswirkender geistiger Kräfte, sinnvoller Tendenzen als Ausfluß der lebendigen All-Einheit bedeutet. Die Abhandlung Nr. 1 legt in schönen Worten das Verhältnis des Menschen zum All-Leben dar. Religion im Sinne einer „lebendigen Anschauung universellen Lebens" ist „die Grundbedingung aller menschlichen Kultur", bemerkt E. H. Schmitt treffend. Der Materialismus hat „nur die negative Bedeutung der Auflösung irgend einer überlebten Gestalt theologischer Weltanschauung." Mit großer Feinheit bringt in der zweiten Flugschrift Bruno Wille, der begeisterte „Panpsychist", den religiösen Gedanken der Auferstehung zur modernen Philosophie eines Fechner in Beziehung, indem er vom „Tatenleib" spricht, dem Zusammenhange aller Wirkungen der Persönlichkeit, der zu einer neuen Lebensform dieser wird. Eine andere Auferstehung ist die des „besseren Selbst" in uns. Ungemein sinnig wird die Trinität gedeutet. Der Logos, der „ewige Lebens-Sinn" soll in uns erweckend wirken. Aber die höchste Selbsterweckung ist die Liebe, das „ewig Weibliche", die „Liebe zum Ewigen, die empfangende Hingabe an den ‚heiligen Geist'", welche ist „die Hingabe des Einzelmenschen an die Allgemeinheit, sein Aufgehen in den ewigen Idealen höchsten Menschentums". L. Kuhlenbeck entwirft in aller Kürze ein prägnantes Charakterbild vom Wesen der Philosophie Brunos, von seinem „Pantheismus", seiner heroisch-ästhetischen Welt- und Lebensauffassung, er preist den Nolaner als echten Typus der Renaissance im Sinne des „Vollmenschen", des Menschen, in welchem Gefühl, Verstand, Wille harmonisch zur Einheit gebracht sind. Der bekannte Jesuitenbekämpfer Hoensbroech weist in seiner Schrift auf die Gefahren, welche der Schule seitens des Ultramontanismus drohen. „Die Schule ist, ihrer Geschichte und ihrem Begriffe nach, wesentlich eine weltliche, nicht religiöse Veranstaltung. Sie in den Bannkreis einer Konfession ziehen, sie religiösem Glauben und religiösen Dogmen unterstellen, heißt, ihre und der Religion Natur vergewaltigen, heißt, sie ihrer eigentlichen Aufgabe entfremden und Zwecken, Bestrebungen dienstbar machen, die auf das Volkswohl geradezu schädigend wirken." Die konfessionelle Schule „führt notwendig zu immer tieferer Zerklüftung innerhalb ein und desselben Volkes und damit zur Hemmung der gemeinsamen Volkskraft und ihrer freudigen Betätigung auf allen Gebieten, von deren Bebauung und Pflege das Blühen und Gedeihen eines Volkes abhängt." — Die kleinen Schriften (deren Preis, pro Nummer 20 Pfg., ein sehr geringer ist) verdienen weiteste Verbreitung, weil sie geeignet sind, wahre Aufklärung zu bereiten, nicht eine einseitige Verstandesdoktrin, sondern eine die Forderungen des Gemütes und des Idealstrebens berücksichtigende Aufklärung. Aus den Satzungen des Bundes sei hier noch der § 19 angeführt: „Auswärtigen Mitgliedern wird die Gründung von Zweigvereinen oder Ortsgruppen anheimgestellt, wobei der Berliner Bund möglichst unterstützend mitwirken wird."

Dr. Rudolf Eisler.

Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. IX. Beethovens Briefe in Auswahl, von Dr. Karl Storck.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Die heilige Schrift, Kant, Brüder Grimm, Abraham a Santa Clara, Bogumil Goltz, Montesquieu, Maxim Gorki, Lucian, Beethoven. Bravo! Beethoven war kein Schriftsteller, auch kein gewandter Briefschreiber, kein guter Stilist, kein Meister der Sprache. Nicht nur sein Schreiben, auch sein Denken war ungeordnet, sprunghaft, lückenhaft, manchmal verworren; seine äußere Bildung, die Fähigkeit, sich mitzuteilen und den Leuten beizukommen, was ohne Beobachtung gewisser Formen und Formeln viel schwerer ist, als der Naive, Formlose glaubt, ließ oft alles zu wünschen übrig. Eine echte Künstlernatur, ein erwachsenes Kind: unpraktisch, weltfremd und doch im Leben wurzelnd, der Welt zugewandt, den Alltag und das „Praktische" durchaus ernst nehmend, von dem heißen Drang erfüllt, auch den kleinsten Bedingungen seiner bürgerlichen Existenz eine würdige Gestalt zu geben, nur völlig außerstande, sich klug zurechtzufinden und jeden Augenblick in tausend Nöten, im nächsten selber darüber lachend; seelisch und körperlich leidend, aber von einer angebornen Heiterkeit, mißtrauisch und von überströmender Herzensgüte, schüchtern und leidenschaftlich, opferwillig und jähzornig, ein Rappelkopf und ein Meister der Entsagung; ein wunderlicher Kauz, ein manchmal recht unbequemer Mitbürger und beinahe schon ein zerrissenes Gemüt — aber einer, der die höchste Harmonie in sich trug und in seiner Kunst auch unmittelbar verständlich und schlackenlos rein auszusprechen wußte. Bekanntlich ist ihm diese Aussprache keineswegs leicht geworden; bekanntlich war die durchgeistigte Form, die den wuchtigsten Inhalt zur transparenten Schönheit abklärende Vollendung seiner Kunstwerke die Frucht unablässig sich mühender Arbeit. Und als hätte dieses harte Tagwerk seiner göttlichen Sendung ihm jede andere Kraft benommen, erlag er hilflos in den menschlichen Dingen. Nicht nur Logik, Grammatik, Rechtschreibung irrt, schwankt und strauchelt in seinen Briefen, sondern auch Geist, Schwung und der Sinn für das Ästhetische, für Aufbau und Abrundung, wie er sonst in Künstlerbriefen unwillkürlich zutage tritt, weicht hier den trivialsten Ausbrüchen und einer ans Komische streifenden Planlosigkeit. Von allen Briefen berühmter Musiker sind jene Beethovens gewiß die unliterarischesten. Aber sie sind ein unschätzbarer Beitrag zur Erkenntnis seines Wesens und gerade in ihrer stammelnden Unvollkommenheit die wichtigste Ergänzung zu den strahlenden Meisterwerken. Durch die Tatsachen, die sich in ihnen spiegeln, und durch die wunderbare Art, wie da in halben Worten und abgerissenen Sätzen ein Unsägliches aufzuckt, das uns das tiefste Weh des Künstlers entschleiern will, werden sie zu den ergreifendsten Zeugnissen seines äußeren und inneren Lebens. Wenn wir uns beim Lesen dieser Briefe die gleichzeitig entstandenen Kompositionen gegenwärtig halten, dann offenbart sich erst so recht die Tragik seines Erdendaseins und das Außerirdische seiner Persönlichkeit. Storck hat die Briefe aufs glücklichste ausgewählt, geordnet, redigiert und mit den nötigsten Erläuterungen versehen, ehrerbietig zurückhaltend, immer Beethoven selbst als Ganzes, als Einheit wirken lassend; kein historisch-philologischer Krämer, sondern ein Mann des Verständnisses und der feinfühligsten Pietät. Die edle Ausstattung des Buches (mit Zeichnungen von Franz Stassen) befestigt den Eindruck der Weisheit und Schönheit. Max Morold.

Julius Stettenheim: „Tierisches-Allzumenschliches." F. Fontane & Co., Berlin.

Die literarische Schonzeit der Tiere hat ziemlich lange gedauert. Früher haben sie starke Verwendung gefunden. Wenn man die Absicht hatte, die Menschen zu bessern und zu belehren, ihnen — wie man sagte — einen Spiegel vorzuhalten, so führte man ihnen Tiere vor, die äußerst freigebig mit den Lächerlichkeiten, der Dummheit, den Lastern der Menschen ausgestattet waren. An den Menschen war es, sich in diesen schmeichelhaften Porträts zu erkennen; sie wurden freundlichst dazu aufgefordert. Wir lieben jetzt die Deutlichkeit. Wir sind nicht mehr so höflich und feinfühlig um schmerzlose Einkleidungen zu wählen oder Umwege zu machen. Wenn wir in einem Buch den Menschen etwas recht Unangenehmes sagen wollen, sagen wir es ihnen direkt. Und um dem einzelnen den süßen Trost zu nehmen, daß er doch nicht gemeint sein kann, wenden wir uns nicht mehr an *die* Menschen, sondern an *den* Menschen, an den einzelnen, der auch noch durch Nennung seines Namens geehrt wird. Wir zeichnen liebevoll sein literarisches Porträt, ohne auch nur einen einzigen gemeinen Zug zu unterschlagen oder zerfasern ihn in einer „subjektiven, schaffenden" Kritik.

Stettenheim greift wieder auf die alte Form zurück. Er läßt Tiere allzu menschlich denken und unmenschlich handeln. Fast alle gangbaren Exemplare sind vertreten und fast jedem ist ein hübsch gedrechselter Wortwitz mitgegeben. In den „Zweizeiligen Fabeln", die

hie und da den mehrzeiligen vorzuziehen sind, und besonders im „Tier-Büchmann", sind einige wirklich drollige Einfälle zu finden. Aber die Spitze, die diese Sächelchen haben sollen, ist meistens nicht geeignet, auch nur die Haut zu ritzen. Das sollte sie wohl auch nicht. Es war wohl die Absicht harmlose Satire zu bieten, jenes merkwürdige Unding, das sich die Aufgabe stellt, zu geißeln, aber dabei um keinen Preis zu verletzen. Wenn die Mischung gelungen ist, findet sie immer freundlichste Aufnahme, denn die Leute glauben dann etwas Starkes, Frondierendes, Revolutionäres gelesen zu haben und sie empfinden doch kein Unbehagen, ihre Selbstzufriedenheit wird nicht einen Augenblick getrübt. Stettenheims Buch wird dem Familienkreis gewiß viel Vergnügen bereiten und die Vortragenden in den Vereinen haben allen Anlaß zu jubeln; das Buch liefert ihnen neue dankbare Nummern, z. B. „Die Hennenbewegung in der Vogelwelt", ein Vortragsstück, das gewiß alles Notwendige besitzt, um Heiterkeit und Rührung hervorzurufen. Wenn das Küken die Hennen beschwört auf die Gleichberechtigung zu verzichten, dem Männchen zu lassen, was des Männchens ist, damit die Mutter nicht der Familie, dem Nest entfremdet wird — das muß doch wirken!

Und ich bin überzeugt, daß weder Vortragende noch Publikum sich fragen werden, ob es gerade ein Bedürfnis war, diese von allen Gegnern der Frauenbewegung bis zum Überdruß wiederholte matte Weisheit auch noch von einem Küken aussprechen zu lassen. G. Sch.

Feuilleton.

Tippu Tip.

Vor einiger Zeit brachten die Tagesblätter die Nachricht von dem in Zanzibar erfolgten Dahinscheiden Tippu Tips, dem einst so mächtigen Sklaven- und Elfenbeinhändler, den man nicht mit Unrecht den ungekrönten König Zentral-Afrikas genannt hat. Einige Wochen später kam die Kunde von dem tragischen Tode des berühmten Afrikareisenden Wißmann, wohl des letzten überlebenden Zeugen aus der Zeit, in welcher die Macht Tippu Tips auf ihrer Höhe stand. Mit Wißmanns Tode sind alle die großen Männer, welche ihr Leben der Erforschung des zentralsten Teiles des schwarzen Kontinentes gewidmet hatten und bei dieser Gelegenheit mit Tippu Tip in Berührung kamen, aus den Reihen der Lebenden geschieden. Man braucht nur die glänzenden Namen Livingstone, Cameron, Stanley, Emin Pascha, Junker und Wißmann zu nennen und man hat ein großes Stück der Afrikaforschung früherer Tage damit berührt.

Gerade zur rechten Zeit, noch kurz vor dem Tode Tippu Tips ist ein Buch erschienen, welches eine Art Biographie dieses merkwürdigen Mannes darstellt.* Der deutsche Verfasser hatte bei seinem längeren Aufenthalte in Zanzibar Gelegenheit, Tippu Tip näher kennen zu lernen und es gelang ihm, ihn zur Abfassung seiner Lebensgeschichte zu bewegen. Wurde auch von Brode dabei in erster Linie ein linguistischer Zweck verfolgt, nämlich die Ergründung der für Ostafrika so wichtigen Suaheli-Sprache, so war es ein glücklicher Gedanke, die Lebensgeschichte Tippu Tips, welche mit der Geschichte mehrerer Jahrzehnte eines Teiles von Ost- und Zentral-Afrika zusammenhängt, zur Kenntnis eines größeren Leserkreises zu bringen. Diese Aufgabe ist in dem vorliegenden Werke mit Gewissenhaftigkeit und Liebe durchgeführt. Der Verfasser läßt vielfach dem Selbstbiographen das Wort, beleuchtet aber kritisch manche Handlung und Begebenheit an der Hand der von den genannten Afrikaforschern herausgegebenen Werke. Gerade diese Methode hat ihren eigenen Reiz, indem die volle Ursprünglichkeit der Auffassung eines Angehörigen eines verschiedenen Kulturkreises gewahrt bleibt, während uns vom Verfasser genügend Anhaltspunkte gegeben werden, gewisse Übertreibungen und auch unbewußte Unrichtigkeiten zu korrigieren.

Das Werk hat aber ein viel tieferes Interesse, als es die Erzählung der allerdings oft recht eigenartigen Schicksale eines arabischen Händlers haben kann, welcher freilich durch die Macht seiner Persönlichkeit einen bestimmenden Einfluß auf die Geschicke mancher zentralafrikanischen Eingeborenenstaaten genommen hat. Wir lernen nämlich daraus die eigentümlichen Verhältnisse in mehreren derselben kennen und gewinnen manchen Einblick in die Organisation primitiver Staatengebilde, deren Erkenntnis nicht nur für den Ethnographen, sondern auch für den Soziologen von hohem Interesse ist. Aber auch der historische Geograph wird darin seine Rechnung finden, da unter anderem im Verlaufe der Darstellung wiederholt der große Einfluß zutage tritt, den die von Osten her

* „Tippu Tip". Lebensbild eines zentralafrikanischen Despoten. Nach seinen eigenen Angaben dargestellt von Dr. Heinrich Brode. Berlin, 1905. Wilhelm Baensch.

eindringenden Araber auf die Gestaltung der ganzen Verhältnisse ausgeübt haben.

Wir können hier nur einige markante Punkte des interessanten Werkes kurz berühren.

Das einleitende Kapitel gibt einen kurzen historischen Überblick der wichtigsten Begebenheiten in Ostafrika, welcher bis in die Regierungsjahre des Sultans Said von Zanzibar reicht, der von 1804—1856 regierte. Diesem genialen Herrscher gelang es allmählich, ein gewaltiges Reich zu schaffen, welches von der Nordostspitze Arabiens die ganze ostafrikanische Küste entlang bis zum Kap Delgado im Süden reichte. Anfangs waren es nur die Küstenstrecken Ostafrikas, welche unter der Herrschaft dieses Sultans standen; nach und nach drangen aber die von ihm unterstützten Araber immer tiefer in das Innere des Kontinentes ein und gründeten dort mehrere sehr wichtige Stationen, von denen Tabora und Udschidschi am Tanganika-See die bekanntesten waren und welche von Statthaltern des Sultans regiert wurden. Die ersten Europäer, welche in diese bis dahin vollkommen unbekannten Gebiete eindrangen, waren die englischen Reisenden Burton und Speke, welche auch die erste Kunde von diesen Ländern nach Europa brachten.

Vom zweiten Kapitel an beginnt die zusammenhängende Beschreibung des Lebenslaufes von Tippu Tip. Obzwar von arabischer Abstammung, zeigten seine Gesichtszüge und die Körperfarbe den starken Einschlag von Negerblut, der bei ihm von mütterlicher Seite herrühren dürfte. Noch sehr jung an Jahren zog er als Kaufmann hinaus und ein solcher ist er eigentlich sein Leben lang geblieben. Der ganze Handel zwischen der Küste und dem Innern, der damals ausschließlich in den Händen der Araber lag, drehte sich immer um zwei Dinge: Sklaven und Elfenbein. Namentlich brachte die lebende Ware, welche in der Regel nichts kostete, sich selbst transportierte und dabei noch gewisse Arbeiten verrichtete, großen Gewinn. In der Selbstbiographie spielt freilich das harmlose Elfenbein die Hauptrolle. Unser Mann, der aus reiner Klugheit den Europäern stets freundlich gesinnt war, fand es eben angezeigt, in seiner Lebensbeschreibung diesen Punkt zurücktreten zu lassen, da er die Gesinnung der Weißen über den Menschenhandel hinlänglich kannte. Dieser Vorliebe für die Europäer, welche aber keinem inneren Herzensdrange entsprang, verdankten die meisten der oben genannten Afrikaforscher manche bedeutsame Unterstützung von dem später so mächtigen und einflußreichen Manne. Nur mit Stanley, mit dem er am meisten verkehrte, gab es manche Differenzen; doch scheint das Recht nicht immer unzweifelhaft auf der Seite des letzteren gewesen zu sein, dessen Erfolge mehr einem brutalen Ehrgeize, der in der Wahl der seinen Zwecken dienlichen Mittel nie sehr skrupulös war, als einem inneren Wissensdrange entsprangen.

Die folgenden Kapitel schildern uns in anschaulicher Weise und sehr spannender Form, welche oft der eines interessanten Romans gleicht, die verschiedenen Reisen Tippu Tips in das Innere des schwarzen Kontinentes, welche an Ausdehnung immer mehr zunahmen und deren Erfolge immer bedeutender wurden. Es waren aber nicht immer besonders günstige Verhältnisse, welche die Erfolge herbeiführten; unser Mann verstand vielmehr die Verhältnisse selbst zu formen und in seinem Sinne zu gestalten. Großer Einfluß auf andere Menschen ist immer der Ausfluß einer machtvollen und bedeutenden Persönlichkeit. Und eine solche war unser Held im vollsten Sinne des Wortes; denn wo er eingriff, da wandte er nach Möglichkeit die Geschicke zu seinen Gunsten.

Es war freilich ein hartes und gefahrvolles Leben, welches der fast beständig sich auf Reisen befindliche Mann durchzumachen hatte. Hunger und Durst, Krankheiten, Verwundungen durch feindliche Waffen und allerlei andere Mühsale und Gefahren hatte er persönlich durchzukosten; dabei mit häufig an Zahl weit überlegenen Feinden zu kämpfen und große Karawanen zu leiten, deren oft unbotmäßige Elemente zusammenzuhalten und aus jeder der sich darbietenden zahllosen Schwierigkeiten eine kluge Auskunft zu wissen — fürwahr, es war kein bequemes und behagliches Leben, welches er Jahrzehnte hindurch führte.

Immer tiefer drang Tippu Tip auf seinen Reisen in das Innere des Kontinentes ein, neben seinem Hauptberufe als Kaufmann sich noch als Diplomat, Feldherr und Herrscher betätigend. Jedenfalls war er ein Organisator ersten Ranges, wenigstens für die damaligen Verhältnisse in diesen Gebieten. Schließlich gelangte er auf seiner Reise mit Stanley, der ohne seine Unterstützung niemals die so glanzvolle Entdeckung des gewaltigen Kongostromes vollbracht hätte, an die Stanleyfälle, wo er in den späteren Jahren sein Hauptquartier aufschlug. Hier herrschte er, ohne von irgend jemand hiezu ermächtigt zu sein, jahrelang wie irgend ein anderer rechtmäßiger Fürst. Als jedoch die Belgier ihr Augenmerk auf jene Gebiete zu lenken begannen, aus welchen der spätere Kongostaat erwachsen sollte und auch an Tippu Tip mit dem Ersuchen herantraten, ihnen hiezu seine Unterstützung zu leihen, da erkannte der kluge Kopf bald, daß ein Widerstand gegen die unaufhaltsam vordringenden Europäer nicht nur unnütz, sondern auch von großem Nachteil

wäre. Dieser klugen Einsicht schlossen sich freilich die meisten seiner Landsleute an den Fällen nicht an, welche auch später manchen verzweifelten Kampf mit den Europäern zu führen hatten. Nur durch die Vermittlung Tippu Tips gelang es schließlich, ihren Widerstand zu besiegen; er selbst verschmähte es sogar nicht, für einige Zeit in die Dienste des Kongostaates zu treten.

Inzwischen waren in Ostafrika große Veränderungen vor sich gegangen. Dort hatten durch Dr. Peters die Deutschen Kolonialbesitz erworben, welcher trotz des Protestes des Sultans von Zanzibar aufrecht erhalten wurde. Freilich hatten auch die Deutschen hier später harte Kämpfe zu bestehen, an welchen die Araber einen hervorragenden Anteil nahmen; dadurch gelangten sie aber erst in den unbestrittenen Besitz jenes großen Gebietes, welches das heutige Deutsch-Ostafrika ausmacht.

Auch bei dieser wichtigen Angelegenheit, welche ja seine nähere Heimat betraf, stellte sich Tippu Tip sofort auf Seite der Europäer, da er von Anfang an den Ausgang voraussah und darum die Nutzlosigkeit jedes Widerstandes erkannte. Er mußte auch ruhig zusehen, wie das einst so mächtige Reich des Sultans von Zanzibar zusammenbrach und dieser schließlich froh sein mußte, als man ihn unter englischem Protektorat als Herrscher der Insel Zanzibar und einiger umliegenden Eilande beließ. Der Verfasser des vorliegenden Werkes bezeichnet die Verzichtleistung Deutschlands auf Zanzibar zu Gunsten Englands mit Recht als einen großen Fehler, der sich heute schon in verschiedener Weise bemerkbar macht und sich in Zukunft noch mehr rächen wird.

Einen sehr wichtigen Anteil nahm Tippu Tip an der durch Stanley angeführten Emin Pascha-Expedition, welche ohne ihn nie zu einem gedeihlichen Ende geführt hätte. Freilich war für Stanley die Befreiung dieses merkwürdigen Mannes keine wohlüberlegte, sondern nur durch ihre Popularität lockende Tat, da Emin Pascha eigentlich gar nicht befreit sein wollte und es großer Überredungskunst bedurfte, ihn an die Ostküste zu bringen.

Nach vielen Kämpfen wurde endlich die Macht des Kongostaates von den meisten Eingeborenen anerkannt; das Gleiche erfolgte auch später in Deutsch-Ostafrika. Unser alternder Held fühlte, daß seine Rolle ausgespielt sei und daß die neuen Verhältnisse neue Männer erforderten. Er zog sich daher nach Zanzibar zurück, um dort den Rest seiner Tage zu verleben. Hier machten ihm noch einige kaufmännische Prozesse manches zu schaffen, die ihn um einen guten Teil seines einst sehr beträchtlichen Vermögens brachten. Trotzdem er erkannt hatte, daß die Zeit seiner politischen Tätigkeit unwiderruflich zu Ende sei, spielte er doch noch bis an sein Ende eine gewisse Rolle in Zanzibar. Mit ihm ist eine der eigenartigsten Gestalten unserer Zeitgeschichte dahingegangen, die freilich einer ganz bestimmten Umgebung und ganz besonderen Verhältnissen entsprach, welche in Afrika endgültig beendet zu sein scheinen und wohl auch nicht mehr zurückkehren dürften.

Regierungsrat Franz Heger.

Von der Woche.

23. Juli. Landeskonferenz der böhmischen Sozialdemokraten in Prag.

25. Eröffnung des zehnten internationalen Preßkongresses in Lüttich. — Generalversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines in Bamberg.

Österreichische Rundschau, Heft 40. Redaktionsschluß 29. Juli 1906. Ausgegeben 3. August 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 41: 5. August 1906.

Mein Wien, wann wirst du munter?

Was schrillt und brummt für Dissonanz
Denn aus dem Ungarlande?
Aufspielt dort zum polit'schen Tanz
Die koalierte Bande.

Ihr Primas heißt Graf Apponyi,
Sein Instrument die Phrase,
Er geigt mit seiner Melodie
Die Ungarn in Ekstase.

Der Banffy sekundiert aufs best'
Mit seinen schrillsten Tönen,
Den achtundvierz'ger Brummbaß läßt
Dazwischen Kossuth dröhnen.

Slowakisch-ung'risch-deutsch gemengt,
Sind zwar der Tänzer Scharen,
Doch, wenn der Apponyi sie fängt,
Sind alle Stockmagyaren.

Dann kriegen stolz betyar'schen Schwung
Gestülpt' und grade Nasen,
Dann läßt Begeist'rung alt und jung
Auf echt kurutzisch rasen.

Urenkel echten Ungarstamms,
Wie viele gibt's noch heute,
Dem einst am Lech Gesäß und Wams
Die deutsche Faust zerbleute?

Doch alle drehn sich wie behext
Nach der Musik im Kreise
Und brüllen laut im Chor den Text
Der Apponyischen Weise:

„Es soll die hehre Ungarwelt
In reiner Glorie funkeln,
Kein Schatten Öst'reichs, der drauf fällt,
Darf ihren Glanz verdunkeln.

Wie lang noch soll'n wir mit Verdruß,
Was uns gebührt, entbehren?
Das ung'rische Kommando muß
Der König uns gewähren . . ."

Da fällt der Banffy ein sogleich:
„Das heißt interpretando:
Parieren muß ganz Österreich
Dem ung'rischen Kommando.

Treu, wie am König, woll'n wir fest
Am Dualismus halten;
Im ungarischen Geiste läßt
Er sich ja ausgestalten.

Wir halten treu und unentwegt
Am Bund mit euch, ihr Schwaben,
Wenn Öst'reich alle Lasten trägt
Und wir den Vorteil haben.

Mit Öst'reich soll in Harmonie
Ein Zollvertrag uns einen:
Uns Schutz vor Öst'reichs Industrie
Und Freiheit unsern Schweinen.

Wir bleiben Großmacht dann, wie eh',
Dank unsrer nationalen,
Gründlich entkaiserten Armee —
Und Österreich soll zahlen!

Ja, Österreich soll zahlen! Traun,
Dann sind wir gut beraten;
Es gibt, wie ausgehaltne Frau'n,
Auch ausgehalt'ne Staaten.

Ihr durftet uns der Türkenfrohn,
Ihr Öst'reicher, entreißen;
Dafür bekommt ihr jetzt den Lohn,
Dürft unsre Knechte heißen."

So schrillt's und brummt's in Dissonanz
Her aus dem Ungarlande,
So spielt dort zum polit'schen Tanz
Die koalierte Bande.

Die Klänge donauaufwärts zieh'n,
Vom Stephansturm herunter
Hört man sie schon . . . Tief schlummert Wien . . .
Mein Wien, wann wirst du munter?

31. Juli 1905.

Alfred Freiherr v. Berger.

Die Aufgabe der Mittelschule in der Gegenwart.

Von Dr. Hans Kleinpeter.

Vor einigen hundert und mehr Jahren war die Aufgabe der Mittelschule, beziehungsweise des damals einzig vorhandenen Gymnasiums eine sehr einfache und durch die Verhältnisse gegebene; eine Meinungsverschiedenheit darüber konnte wohl nicht leicht entstehen. Das Lateinische bildete damals die einzige Gelehrtensprache; es war also natürlich, daß die Erlernung desselben bis zur vollständigen Beherrschung eine notwendige Aufgabe der damaligen Gelehrtenschule bilden mußte. Dadurch war von selbst die Beschäftigung mit den lateinischen Klassikern und damit auch die mit der antiken Geschichte gegeben. Durch die Humanisten wurde das Augenmerk auch auf die Griechen gelenkt; doch bahnten sich diese nur allmählich ihren Weg in den Schulunterricht. Beide zusammen enthielten jedenfalls die Gesamtheit der damals anzustrebenden Bildung; sie vermittelten die Kenntnis einer Kultur, die der der damaligen Gegenwart weitaus überlegen war.

Ein Bedürfnis, sich mit Wissenschaften zu beschäftigen, war aus dem einfachen Grunde nicht vorhanden, weil es solche damals noch gar nicht gegeben hat. An der Wiener Universität wurde z. B. am Ausgange des Mittelalters über das Rechnen mit Dezimalbrüchen gelesen. Aber auch noch viel später war das Niveau der Universitäten damals ein nicht viel höheres. Zwar hatten Copernikus, Galilei, Kepler, Descartes, Huyghens, Newton bereits ihre unsterblichen Taten gewirkt, aber das waren die Leistungen einiger weniger und dabei blieb es. Auch hat von ihnen nur Galilei dem Verbande einer Universität angehört. In Italien gab es auch schon einiges wissenschaftliche Leben; doch bot es noch keine Schwierigkeit, auf der Universität sich eine Kenntnis der bisherigen Leistungen zu erwerben. Forscher wurden dort damals noch keine gezüchtet; der Lehrplan glich mehr dem einer

heutigen Mittel- als Hochschule. Das Kollegium der Königsberger philosophischen Fakultät bestand zu Kants Zeiten aus acht ordentlichen Professoren, die über hebräische Sprache, Mathematik, griechische Sprache, Logik und Metaphysik, praktische Philosophie, Naturlehre, Poesie, Beredsamkeit und Geschichte zu lesen hatten. An der Jenaer Universität wurde bekanntlich ein gelernter Mediziner auf die Lehrkanzel der Geschichte berufen — vermutlich weil man auch hier die Geschichte in die Nachbarschaft von Beredsamkeit und Poesie setzte. Wenige Jahre später konnten Philosophen es zum höchsten Ruhme bringen, die von der Wissenschaft, ihrem Wesen und ihrer Methode keinen blauen Dunst hatten und sich dabei doch anmaßten, sie zu bevormunden.

Man muß sich alle diese Verhältnisse lebhaft ins Gedächtnis zurückrufen und vor Augen halten, wenn man die heutige Mittelschulfrage verstehen will. Wie gründlich haben sich doch alle Verhältnisse seit jener Zeit geändert! Die lateinische Sprache hat aufgehört, Gelehrtensprache zu sein, und wenn auch ihre Kenntnis für viele wissenschaftliche Zwecke noch förderlich ist, so nimmt ihre Bedeutung doch von Jahr zu Jahr ab. Außer dem Historiker wird wohl nur höchst selten mehr ein Forscher in die Lage kommen, ihrer Kenntnis zu bedürfen. Auch als Vorbild in logischer Hinsicht ist sie von der französischen Sprache weit überflügelt worden und ihre Literatur könnte heute auf die unsere eher hinderlich als förderlich einwirken. Dasselbe gilt vom Griechischen. Die griechische Epik, Lyrik und Dramatik ist zu weit von den Formen des modernen Romans und Dramas entfernt, als daß sie uns irgendwie noch zu fördern vermöchte. Andere Zeiten, andere Sitten. Jede Generation liest die Bücher, die sie selbst schreibt. Die Wissenschaft der Alten ist von der modernen so weit überholt worden, daß es keinen Sinn mehr hat, zu andern als historischen Zwecken auf sie zurückzugreifen. Und wenn man auch im Unterrichte die Leistungen eines Archimedes, Heron oder Euklid hervorheben wird, so wird man doch nie auf ihre Originallektüre zurückgreifen, denn die Form, in der sie uns ihre Entdeckungen mitteilen, ist größtenteils eine sehr umständliche und zeitraubende.

Hat so auf diese Weise die Bedeutung der Antike für die Kultur der Gegenwart bedeutend abgenommen — ein ganz naturgemäßer Prozeß — so sind auf der andern Seite ganz andere Bedürfnisse entstanden, die gebieterisch Befriedigung erheischen.

Vor hundert Jahren war es Zeit, mit dem Studium der Wissenschaft an der Universität zu beginnen; heute nicht mehr!

Es fällt nicht schwer, den Nachweis zu erbringen, daß weder das Gymnasium noch die Realschule die für das Hochschulstudium nötige Vorbildung zu geben vermag. Diese Überzeugung kann aus jedem Vorlesungsverzeichnis geschöpft werden; denn was sollen Physik und Chemie, Botanik und Zoologie auf der medizinischen Fakultät? Sind das vielleicht medizinische Wissenschaften? Oder sind Mathematik und Experimentalphysik technische Wissenschaften? Der Mediziner, der Pharma-

zeut, der Techniker muß einen kostbaren Teil seiner Zeit damit verlieren, um sich die für sein eigentliches Studium notwendige Vorbildung erst auf der Hochschule zu verschaffen. So beginnt das wirklich medizinische Studium eines Mediziners erst nach Ablegung des ersten Rigorosums. Und wie peinlich macht sich die ungenügende mathematische Vorbildung in so vielen technischen Kollegien fühlbar, wo der Dozent im ersten Jahr immer wieder sich genötigt sieht, zum Schaden der Sache auf sie Rücksicht zu nehmen!

Die Hochschule jeder Art hat den Zweck, der wissenschaftlichen Forschung zu dienen und in sie einzuführen; diese kann aber erst dort einsetzen, wo das sichere Wissen aufzuhören beginnt. Die Masse der bereits feststehenden Kenntnisse sich zu erwerben, ist die Universität aber ein sehr ungeeigneter Ort; dazu gehören didaktisch ausgebildete Lehrer, Examina — kurz ein schulmeisterlicher Betrieb. Diese Dinge müssen auch in früheren Jahren erworben werden, wo noch das Gedächtnis frisch und aufnahmskräftig und ein entsprechender Wissenshunger vorhanden ist. Das, was angehenden Medizinern, Pharmazeuten, Technikern in Experimentalphysik oder Zoologie oder Botanik u. dgl. geboten wird, gehört von Rechts wegen in die Mittelschule.

Es muß also für derlei Dinge in der Mittelschule Raum geschaffen werden. Durch Vermehrung der Stundenanzahl geht dies nicht; ich stimme Geheimrat Czerny vollkommen bei, wenn er die österreichischen Mittelschulen ihres geringeren Stundenausmaßes wegen den reichsdeutschen als überlegen bezeichnet; meiner Ansicht nach steht aus demselben Grunde auch unsere Realschule dem Gymnasium nach; sieben Stunden täglichen Schulsitzens ist in der Tat unmenschlich und die reinste Ironie auf alle Schulhygiene. „Verbesserte Methode" als Ausweg zu empfehlen, wäre lächerlich; denn da müßte man es vorläufig beim alten lassen und geduldig auf die Verbesserung warten. Ebensowenig kann man urplötzlich eine Legion „verbesserter Lehrer" aus dem Boden stampfen. Der Ausweg muß somit anderswo gesucht werden.

Zunächst könnte man an eine Herabsetzung der literarisch-ästhetischen Bildung wie der Anforderungen in der Altertumswissenschaft denken. Und in der Tat wird in beiden Richtungen weit über das Ziel geschossen! Die Überschätzung der ästhetischen Ausbildung des Geistes ist ein Erbe unserer Klassikerperiode oder, wenn man noch weiter zurückgreift, der Zeit Ludwigs XIV. Dort wurde das Schlagwort von der allgemeinen Bildung geprägt. Die Persönlichkeit wurde gleichsam als Kunstwerk betrachtet, das nach allen Richtungen hin auszubilden wäre. Die Bildung hatte gleichsam als solche Wert, der gebildete Mensch war also eine Art schöne Statue oder sonstiges Kunstwerk. Heute ist die Nachfrage nach solchen Artikeln zu gering; der moderne Mensch ist vor allem ein Mann der Tat, der Arbeit; es ist keine Schande mehr, sich sein Brot selbst zu verdienen. Ist also die ästhetische Ausbildung kein so allgemein anstrebenswertes Ideal mehr und kann sie wohl den geänderten Zeitverhältnissen entsprechend herabgesetzt werden, so gilt das noch

mehr von der literar-ästhetischen Seite. In der Tat beginnt man nun, auch die bildenden Künste in der Schule mehr zu berücksichtigen, was vollauf zu billigen ist; dann kann man aber die literarästhetische Bildung noch mehr einschränken. Eine Übertreibung ist es gewiß zu nennen, wenn man durch das Medium einer fremden, mühsam erlernten — oder vielmehr noch nicht erlernten — Sprache ästhetische Genüsse vermitteln will. Kaum fünf Prozent unserer Schuljugend werden imstande sein, überhaupt etwas zu fühlen, und diese fünf Prozent würden mehr fühlen bei Werken der eigenen Sprache oder der bildenden Kunst. Vor hundert Jahren mochte es Sinn haben, den Geschmack an Ovid, Virgil oder Horaz zu bilden, heute nicht mehr! Selbst ein Schiller hat nur mangelhaft Griechisch verstanden, der beste Beweis für dessen Entbehrlichkeit! Und was die Altertumswissenschaft betrifft, ist es da nicht absurd, wenn der Gymnasiast die Rüstungen des römischen und hellenischen Kriegers in allen ihren Einzelheiten kennen soll oder die Technik des antiken Brückenbaues! Wie würden sich nicht ebendieselben Philologen höchlich entrüsten, wenn die Kenntnis ebenderselben Gegenstände aus der Gegenwart verlangt würde! Die militärischen Schriftsteller gehören so wenig in die Schule wie die poetischen.* Solange die Verhältnisse so liegen, kann man die Versicherungen der Philologen, daß eine Verkürzung des Zeitausmaßes für die beiden alten Sprachen unmöglich sei, nicht ernst nehmen.

Immerhin, möge man auch ein paar Stunden auf diese Weise hereinbringen, ja auch das Griechische ganz abschaffen — man wird dann doch noch nicht die gewünschte Vorbereitung für das juristische, medizinische, technische und rein wissenschaftliche Studium am Gymnasium herzustellen imstande sein. Und selbst wenn es durch Kompromisse irgendwie noch ermöglicht werden sollte, so wäre es gewiß nicht anstrebenswert. Der junge Mann von 15—18 Jahren will — wenigstens ist dies bei den reiferen Elementen der Fall — seine Aufmerksamkeit nach einer bestimmten Richtung hin konzentrieren. Es kommt die Zeit, wo ihn von seinem Interesse ganz abseitsliegende Gegenstände aufhören zu fesseln. Eine Einseitigkeit, ein voreiliges Spezialistentum ist deshalb noch lange nicht zu fürchten; denn so ausgeprägt ist sein Interesse noch lange nicht. Es wendet sich bei dem einen mehr den Sprachen, bei dem andern den Naturwissenschaften oder der Mathematik zu. Ein Kunterbunt von mehreren ziemlich disparaten Wissenschaften wäre ganz sicher kein brauchbares Ideal. Hier müßte eine Konzentration wenigstens insoweit stattfinden, daß eine Gruppe benachbarter Wissenszweige im Mittelpunkte des Unterrichtes stünde, der die eigentliche intensive Arbeit desselben zu gelten hätte, während andere mehr zur Unterhaltung des Geistes dienen würden. Das ist nur möglich bei einer entsprechenden Teilung unserer Mittelschule in mehrere Abteilungen.

* Es ist eigentlich zu verwundern, daß sich die Friedensfreunde dieser Sache noch nicht angenommen haben. In der Tat wäre von ihrem Standpunkte die Lektüre Cäsars oder Homers in der Schule zu verbieten.

Wir besitzen freilich die Gliederung in Gymnasium und Realschule. Aber diese ist einerseits zu weitgehend, anderseits nicht ausreichend. Sie ist nicht ausreichend, da das Gymnasium nicht als eine geeignete Vorbereitung für das medizinische, naturwissenschaftliche, pharmazeutische, tierärztliche, land- und forstwirtschaftliche, montanistische und technische Studium angesehen werden kann, da es eine wissenschaftliche Ausbildung so gut wie gar nicht leistet. Aber auch die Realschule genügt nicht in diesen Disziplinen. Die Verzweigung muß eben in den höheren Klassen eine weitergehende sein. In der einen Abteilung mögen sprachlich-geschichtliche, in der andern mathematische, in einer dritten naturwissenschaftliche Fächer den Mittelpunkt bilden. Uns fehlen vor allem die beiden letzteren gänzlich, da sich die Realschule viel zu viel mit Sprachen abgibt.

Dagegen sehe ich keinen Grund, warum nicht der Unterbau — etwa die fünf ersten Klassen — einheitlich sein könnte. Die Forderung einer Einheitsschule finde ich nicht unvernünftig, wenn ich mich auch mit keiner der bis jetzt vorgeschlagenen Lösungen befreunden könnte. Ist der klassische Unterricht unentbehrlich, warum sollte er es für den Techniker nicht auch sein? Französisch oder Englisch braucht derselbe genau ebensoviel und ebensowenig wie der Jurist, Mediziner, Mathematiker, Naturhistoriker u. s. f. Ja der Historiker braucht sie sicher mehr. Es verhält sich heute mit den modernen Sprachen so, daß sie der praktische Arzt, Jurist, Techniker, Lehrer u. s. f. nicht braucht, dagegen jeder Vertreter aus diesen Gruppen, sobald er wissenschaftliche Studien betreiben und sich nicht damit begnügen will, einfach nur der Erfüllung seiner Berufspflichten zu leben. Daraus folgt, daß es das praktischeste ist und als der beste Weg der Lösung betrachtet werden kann, wenn die modernen Sprachen nur für gute Schüler, also unobligat oder relativobligat, gelehrt werden. Damit erfüllt man zugleich eine wichtige pädagogische Forderung; man schafft für die besseren Schüler eine entsprechende Mehrbelastung und erzieht dadurch auch sie zum Fleiße.

Für den gemeinsamen Unterbau wäre dann nur eine Sprache zu nehmen, etwa die lateinische, deren Unterricht hauptsächlich formalen Zwecken dienen sollte. Doch hindert nichts, es auch mit anderen Sprachen zu versuchen, etwa Französisch, Italienisch oder Englisch. Es könnten in größeren Städten sehr wohl mehrere solche Anstalten bestehen, die sich in nichts anderem als der gewählten Sprache voneinander unterschieden.

So wie die Aufgabe der Oberklassen in der Vermittlung von Wissen bestünde, müßte die der untern in einer Ausbildung des Könnens aufgehen, d. h. in der Ausbildung der verschiedenen Fähigkeiten und Fertigkeiten. Dazu gehören also: Pflege der Sinnesorgane und der Beobachtungskunst, des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks, des Zeichnens und Rechnens, Ausbildung in der Geschicklichkeit der Hand (wichtig für Medizin, Chemie und andere Naturwissenschaften, Zeichnen) und anderer Gliedmaßen (Turnen). Die Beschäftigung wäre eine vielseitige, wobei auch mehr körperliche mit mehr geistiger Anstrengung passend abwechseln könnte — alles Bedingungen, wie sie dem kindlichen Organismus entsprechen.

Viele Fragen, die jetzt heillos verwickelt erscheinen, würden auf solche Weise einer naturgemäßen Lösung zugeführt. Die Frage der Maturitätsprüfung würde dadurch geregelt werden, daß nur über die Hauptgegenstände der oberen Klassen eine Prüfung abzulegen wäre. Sie hätte das Vorhandensein entsprechenden Wissens zu konstatieren. Heute soll diese Prüfung eine Reifeprüfung sein, was unmöglich ist, da Reife sich nicht prüfen läßt, und anderseits unausführbar, da ein Kandidat, der die nötige Reife besitzt — man denke etwa an M. Faraday — doch wegen Mangels an Wissen durchfallen müßte, wenn nicht die ganze Prüfung illusorisch gemacht werden soll. Das Wort von der Reife ist also schließlich doch nur Phrase, und zwar deshalb, weil Kenntnisse oder Gewandtheit in den Gegenständen der Mittelschule weder die notwendige noch die hinreichende Bedingung der Reife zum Besuche einer Hochschule sind.

Man hat als Zweck der Mittelschule wohl auch den bezeichnet, allgemeine Bildung zu erwerben. Ich bin auf ihn deshalb nicht weiter eingegangen, weil gegenwärtig niemand mehr in dieser Absicht die Mittelschule bezieht. Sie wäre dazu auch ungeeignet. Zur allgemeinen Bildung gehört zunächst ein gereifteres Alter. Aber auch davon abgesehen kann niemand als gebildet gelten, der nur die Elemente der Mittelschule beherrscht. Zur allgemeinen Bildung gehört vor allem das Vorhandensein einer tüchtigen Fachbildung. Wer nur überall genippt, ist kein ernst zu nehmender Mann. Dann gehört ein allgemeiner Überblick über viele Gebiete dazu, die in der Mittelschule gar nicht berührt werden. Es braucht aber auch gar nicht Zweck der Mittelschule zu sein, allgemeine Bildung zu verschaffen. Dazu ist gegenwärtig noch im Leben reichlich Gelegenheit vorhanden.

Aufgabe der Mittelschule ist es, zur Arbeit zu erziehen und auf die höheren Studien vorzubereiten durch Zuführung der notwendigen Wissensgrundlage. Dazu ist eine Gabelung in den oberen Klassen unumgänglich notwendig. Die nordischen Staaten mit ihrem hochentwickelten Unterrichtssystem haben diese Notwendigkeit längst erkannt, Frankreich ist vor einigen Jahren nachgefolgt. Wird Österreich hier »in orbe ultima« sein wollen?

Die Erschließung der Antarktis.

Von Professor Dr. Eugen Oberhummer.

Vor kurzem hat Wien zwei hervorragende Führer der Südpolarforschung, Erich von Drygalski und Otto Nordenskiöld, in seinen Mauern begrüßt, und die Tagespresse hat ausführlich über deren Persönlichkeit, ihre Taten und ihre Mitteilungen vor wissenschaftlichen Kreisen berichtet. Mancher, dem die Entwicklung der Wissenschaft von unserem Planeten ferner steht, mag dabei erst zur Erkenntnis

gelangt sein, daß der Südpolarforschung im Rahmen unseres Wissens von der Erde eine außergewöhnliche, den Charakter von Spezialuntersuchungen weit überragende Bedeutung zukommt. War auch das Zusammentreffen zweier Forscher aus so entlegenen Gebieten, über die in Wien vielleicht niemals vorher vor einem größeren Publikum gesprochen wurde, zunächst ein zufälliges, so mußte doch die weitere Ursache für eine so seltene Kombination in der Gleichzeitigkeit beider Expeditionen und ihrem Ursprung aus einem gemeinsamen Arbeitsplane erkannt werden.

Wenn wir von den im unmittelbaren praktischen Interesse unternommenen staatlichen Arbeiten, wie Landesaufnahme, meteorologischer Dienst, Volkszählungen u. s. w. absehen, wird man in der Tat in der Geschichte der Erforschung unserer Erdoberfläche wenige Unternehmungen finden, die auf so breiter Basis angelegt und so zielbewußt durchgeführt sind wie die in den letzten Jahren betriebene Südpolarforschung. Ein kurzer Überblick mag hier deren jüngste Entwicklung mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Unternehmen kennzeichnen.

Das Vordringen gegen den Südpol kennzeichnet sich bis zum XVIII. Jahrhundert wesentlich nur als die Aufsuchung der seit Ptolemäus angenommenen, mit der Erweiterung der Erdkenntnis immer mehr zurückweichenden Terra australis. Die antarktische Forschung beginnt mit James Cook, der 1772 als erster den südlichen Polarkreis überschritt. Erst nach geraumer Zeit folgten ihm andere Seefahrer, wie 1820 der Deutschrusse von Bellingshausen und 1823 James Weddell; schon um 1840 kamen mit den erfolgreichen Reisen des Franzosen Dumont d'Urville, des Amerikaners Wilkes und des Engländers James Roß die antarktischen Entdeckungsfahrten zu einem vorläufigen Abschluß. Die von Roß am 2. Februar 1841 erreichte Breite von 78° 4' sollte mehr als ein halbes Jahrhundert lang der südlichste Punkt bleiben, bis zu welchem die Kenntnis der Erde reichte; das von ihm entdeckte Viktoria-Land und die mächtigen schneebedeckten Berge, in dem tätigen Vulkan Mount Erebus bis fast 3900 *m* (Höhe des Ortler) ansteigend, blieben für uns das Ende der Welt! Erst im Südsommer 1894/95 kam wieder ein Schiff in jene Gegend, der norwegische Walfänger „Antarctic", derselbe, mit welchem später Nordenskiöld die Ausreise angetreten hat, und der Norweger Karsten Borchgrevink, in Wien durch seine Vorträge im vorletzten Winter wohl bekannt, war der erste, der als Teilnehmer dieser Fahrt aus eigener Anschauung über das von Roß gesehene Land berichten, ja es selbst betreten konnte, während Roß es nur vom Schiff aus gesehen hatte. An anderen Stellen war freilich die antarktische Zone schon vorher gestreift und unsere Kenntnis um einiges erweitert worden, so von der berühmten Challenger-Expedition (1874), während Fangschiffe ein noch unbekanntes Polargebiet im Süden Amerikas erschlossen, hauptsächlich unter dem deutschen Kapitän Dallmann (1874) und dem Norweger Larsen (1893).

Mehr und mehr brach sich in nautischen und wissenschaftlichen Kreisen die Überzeugung Bahn, daß eine planmäßige Erforschung der Antarktis unerläßlich sei, um der Schiffahrt in jenen Breiten für Steuerung und ihre Beziehung zu Meeres-

strömungen, Winden und Treibeis verläßliche Anhaltspunkte zu geben und die größte Lücke in der Kenntnis des Erdballes auszufüllen. War doch die Expedition von Roß auch hauptsächlich zu dem Zwecke ausgesandt worden, die erdmagnetischen Elemente in hohen südlichen Breiten zu ergründen und dadurch der praktischen Nautik zu dienen; seine Forschungen stehen in engem Zusammenhange mit den Arbeiten des großen deutschen Mathematikers Friedrich Gauß, die für die Theorie des Erdmagnetismus grundlegend sind.

Aber das Gebiet, welches Roß und seine Zeitgenossen noch unberührt gelassen, umschloß ein Areal von 21 Millionen Quadratkilometern, mehr als doppelt so viel als der Erdteil Europa mit den zugehörigen Inseln, das Vierfache des seit Nansen noch unbekannten Nordpolargebietes. Was dieser leere Raum in der Kenntnis unserer Erdoberfläche bedeutet, kann man sich vorstellen, wenn man Europa und Australien aus dem Zusammenhang der Landmassen ausgeschaltet und sich in die Notwendigkeit versetzt denkt, ohne jede Kenntnis von der Beschaffenheit dieser Flächen die Verteilung von Land und Wasser oder den Zusammenhang der klimatologischen, biologischen und anderer Verhältnisse auf der Erde festzustellen. Wo wir über diese Grundfrage nicht unterrichtet sind, fehlt natürlich auch die Möglichkeit von der Entstehungsgeschichte der festen Erdrinde in der antarktischen Region ein Bild zu gewinnen; der großartige Versuch, den E. Sueß unternommen hat, das „Antlitz der Erde" zu entschleiern, muß dort Halt machen, wo der Schlüssel für das Verständnis des ursprünglichen Zusammenhangs der Landmassen in der Südhemisphäre zu suchen ist. Wer sich ferner klar gemacht hat, wie der Kreislauf im Luftmeer in seinen Beziehungen zur Verteilung des Luftdruckes, zur Entstehung bestimmter Windrichtungen und deren Einfluß auf Witterung, Meeresströmungen und Treibeis nur in dem großen Zusammenhang über die ganze Erde hin erkannt werden kann, dessen Verständnis erst durch die jüngste Entwicklung der Meteorologie angebahnt worden ist, wird ermessen können, was die völlige Unbekanntschaft mit den klimatischen Verhältnissen einer so großen Fläche zu bedeuten hat. Das gleiche gilt für die Tatsachen des Erdmagnetismus, die für die praktische Schiffahrt von so großer Wichtigkeit und in der Nähe der Pole ganz besonders dem Wechsel unterworfen sind. Nicht gering ist endlich die biologische Erforschung eines so großen Gebietes einzuschätzen, dessen Klima und Lage zu den übrigen Erdteilen ihm eine ganz isolierte Stellung anweisen und doch die Fäden zu suchen zwingen, die von dort zur übrigen Lebewelt führen. Noch manche andere Probleme, wie jene des Eises oder der Schwerkraft, können hier ebenfalls nur gestreift werden, um anzudeuten, wie mannigfaltig die Aufgaben waren, die der Forschung in einem Teile der Erde harrten, von dem uns nicht einmal ein Anblick verstattet war, wie ihn das Fernrohr auf die Polarkalotten des Mars gewährt.

Der vorwiegend wissenschaftliche Charakter der Fragen, welche die Antarktis betreffen, der Mangel lockender Ziele, wie ihn die Durchquerung unbekannter, aber

bewohnter Erdstriche oder selbst das leichter zugängliche Nordpolargebiet darbot, ließen die Erforschung der unwirtlichen Regionen des äußersten Südens lange Zeit in den Hintergrund treten. Die großen Afrikareisen, die in rascher Folge die leere Fläche des schwarzen Erdteils auf unseren Karten einengten, die deutschen, österreichischen und englischen Expeditionen nach dem hohen Norden, die Forschungen Nordenskiölds, Nansens u. a. regten naturgemäß die Teilnahme weitester Kreise in viel höherem Maße an. Doch fehlte es nicht an gewichtigen Stimmen, welche die Notwendigkeit einer Wiederaufnahme der Südpolarforschung betonten. So war es in Deutschland der hochverdiente Geophysiker und langjährige Leiter der deutschen Seewarte in Hamburg, Georg von Neumayer, der Jahrzehnte hindurch unermüdlich in Versammlungen und Kongressen dafür eintrat. Unter seinem Einflusse hat der periodisch zusammentretende deutsche Geographentag die antarktische Forschung wiederholt an die Spitze seines Programmes gestellt, so in Hamburg 1885, wo neben Neumayer Männer wie F. Ratzel und A. Penck die Aufgaben derselben darlegten, und in Bremen 1895, wo im Anschluß an die Vorträge von Neumayer, E. v. Drygalski und F. Vanhöffen eine Kommission eingesetzt wurde, deren Aufgabe es war, die praktische Verwirklichung jener Pläne in die Wege zu leiten.

Diese Aufgabe war nun keineswegs so leicht ausführbar als es dem ersten Eifer der für die Sache begeisterten Männer erscheinen mochte. Zwar hatte sich die Kommission über die Person des Führers der zu entsendenden Expedition bald auf Professor Erich v. Drygalski in Berlin geeinigt, dem bereits als Leiter der Grönlandexpedition der Gesellschaft für Erdkunde (1892/93) polare Erfahrung und wissenschaftliches Ansehen zur Seite standen. Aber die Hoffnung, in ähnlicher Weise wie bei der deutschen und österreichischen Nordpolexpedition durch Aufruf und Beihilfe von Privatleuten die erforderlichen Mittel aufzubringen, erwies sich bald als trügerisch. Das ganze Projekt lag dem Interesse der breiten Schichten der Bevölkerung zu ferne, als daß selbst bei sehr vermögenden Privatpersonen, die sonst für gemeinnützige Zwecke mit vollen Händen zu geben gewohnt waren, eine mehr als bescheidene Unterstützung gefunden werden konnte. Die in Berlin, Leipzig, München, Stuttgart und einigen anderen Städten gezeichneten Beiträge blieben weit hinter den Erwartungen zurück, ja die reichen Hansastädte verhielten sich fast ganz ablehnend. Selbst in England, wo der im Sommer 1895 zu London abgehaltene VI. internationale Geographenkongreß den Boden für eine englische Expedition vorbereitet hatte, und so angesehene Gesellschaften wie die Royal Society und die Royal Geographical Society sich der Sache wärmstens annahmen, gelang es weder die Unterstützung privater Kreise noch auch diejenige der Regierung zu gewinnen. So blieb nur übrig, was ruhigen Beurteilern von Anfang an allein aussichtsvoll erschien, in Deutschland die Hilfe des Reiches anzustreben und damit das Unternehmen auf eine Grundlage zu stellen, die einer privaten Expedition von vornherein versagt war. Durch eine geschickt geleitete

Agitation, welche Interesse und Verständnis für die Aufgaben der Südpolarforschung in weite Kreise trug, gelang es, sich der werktätigen Unterstützung maßgebender Mitglieder des deutschen Reichstages zu versichern und in dieser Körperschaft Kundgebungen zugunsten des Unternehmens zu erzielen, ehe noch eine hierauf bezügliche Vorlage eingebracht war. Gleichzeitig wurde von den Mitgliedern der vorerwähnten Kommission eine Immediateingabe an den Kaiser gerichtet, der wiederholt sein persönliches Interesse für die Angelegenheit bekundete. Nach Anhörung der zuständigen Behörden, unter denen besonders das Reichsmarineamt und das Reichsamt des Innern sich der Sache damals wie in der Folge sehr warm annahmen, erging der Befehl des Kaisers, die Kosten für eine deutsche Südpolarexpedition in der Höhe von 1,200.000 Mark in den Reichshaushalt einzusetzen. In der Sitzung des Reichstages vom 1. März 1899 wurde die Vorlage einstimmig genehmigt, und dieser Beschluß sollte nicht nur für die deutsche, sondern für die gesamte Südpolarforschung von größter Tragweite werden. Kaum war es nämlich in England bekannt geworden, daß das deutsche Unternehmen gesichert sei, als auch dort die bisher nur mühsam aufgebrachten Mittel durch die großartige Spende eines Privatmannes rasch eine ansehnliche Höhe erreichten und nunmehr auch die Regierung, die sich anfangs ganz ablehnend verhalten hatte, eine entsprechende Summe zur Verfügung stellte. Dadurch war der Grund für das internationale Zusammenwirken gelegt, das nachher durch die schottische und schwedische Expedition in so wünschenswerter Weise ergänzt wurde. Aber ohne das Vorgehen Deutschlands wäre wohl keine der genannten Expeditionen abgegangen; das Schicksal der großen Südpolarforschung hing wesentlich von der Unterstützung ab, die ihr in Deutschland durch den Kaiser, die Reichsregierung und den Reichstag zuteil wurde.

In Berlin wurden inzwischen die Vorbereitungen energisch in Angriff genommen. Ein wissenschaftlicher Beirat von 20 Gelehrten aus allen Teilen des Reiches, dem der Schreiber dieser Zeilen ebenso wie der in Bremen gewählten Kommission anzugehören die Ehre hatte, wurde noch im April 1899 im Reichsamt des Innern einberufen, um über die wissenschaftliche Durchführung der Expedition zu beraten, während die technische Seite im Reichsmarineamt, beziehungsweise durch eine besondere Baukommission eingehende Prüfung fand.

Das Expeditionsschiff, welches ebenso den Eispressungen wie dem offenen Ozean und dem hohen Seegang der südlichen Breiten standhalten und dem besondern Zweck der magnetischen und andern wissenschaftlichen Beobachtungen angepaßt sein mußte, wurde auf dem Howaldt-Werft in Kiel erbaut und konnte am 2. April 1901 vom Stapel gelassen werden.* Zur Erinnerung an den

* Eine eingehende Darstellung der Vorbereitungen für die deutsche Südpolarexpedition bis zur Ausreise, beziehungsweise bis zur Ankunft in Kapstadt, hat der Verfasser in seinen Berichten an die Geographische Gesellschaft in München im Jahresberichte dieser Gesellschaft für 1896/97, 1898/99, 1900/01 gegeben.

berühmten Physiker und Mathematiker erhielt es den Namen „Gauß". Am 11. August d. J. erfolgte die Ausreise der Expedition von Kiel. Die wissenschaftlichen Teilnehmer waren Professor Dr. Erich v. Drygalski (Berlin) als Geograph, Geodät und Leiter der ganzen Expedition, Dr. H. Gazert (München) als Arzt und Bakteriologe, Dr. E. Philippi (Breslau) als Geologe und Chemiker, Doktor F. Bidlingmair (Lauffen) als Erdmagnetiker und Meteorologe. Für die nautische Führung war Kapitän Hans Ruser von der Hamburg-Amerika Linie gewonnen worden.

Entsprechend dem wesentlich schon von der Bremer Kommission aufgestellten, von Drygalski in Verbindung mit dem wissenschaftlichen Beirate weiter ausgeführten Plane sollte die Expedition im Süden des Indischen Ozeans vordringen und die Inselgruppe Kerguelen, wo eine Basisstation für magnetische und meteorologische Beobachtungen zu errichten war, zum Ausgangspunkt nehmen. Zur Leitung der Kerguelenstation wurden Dr. K. Werth (Münster) als Biologe, Dr. K. Luyken (Düsseldorf) als Erdmagnetiker und der als Beobachter auf dem Observatorium der Zugspitze in weiteren Kreisen bekannt gewordene Josef Enzensperger (München) als Meteorologe bestimmt. Allgemein bekannt ist das traurige Schicksal, das diesen tatkräftigen und einer glänzenden wissenschaftlichen Laufbahn entgegengehenden jungen Mann, den Stolz der Münchener akademischen Alpenfreunde, ereilt hat. Chinesische Kulis auf dem Dampfer, der ihn nach Kerguelen brachte, um dort die Station schon vor Ankunft des „Gauß" in Stand zu setzen, hatten den Keim der in Süd- und Ostasien heimischen Beri-Beri-Krankheit hinterlassen; Dr. Werth, zuerst davon befallen, ist nach langem Krankenlager genesen, Enzensperger dem tückischen Leiden am 2. Februar 1903 erlegen, noch bis zur äußersten Grenze physischer Leistungsfähigkeit mit der Ausführung seiner Arbeiten beschäftigt. Seine alpinen Freunde haben ihm in einem prächtig ausgestatteten Werke* ein würdiges Denkmal gesetzt.

Der äußere Verlauf der Hauptexpedition mit dem „Gauß" ist durch zahlreiche Berichte in der Tagespresse und anderwärts hinlänglich bekannt. Es seien deshalb hier nur in Kürze die Hauptdaten in Erinnerung gebracht: 11. August 1901 Abreise von Kiel über die Kapverdischen Inseln nach Kapstadt (23. November bis 7. Dezember) und den Kerguelen, wo der „Gauß" am 31. Dezember eintraf. Nach Einrichtung der dortigen Station Abreise von Kerguelen am 31. Jänner 1902; am 22. Februar Einschließung des Schiffes im Eis unter 66° 2′ südl. Br. 89° 48′ östl. L., gleichzeitig Entdeckung eines neuen eisbedeckten Festlandes, das Kaiser Wilhelm II.-Land genannt wird, im Süden, jenseits des Polarkreises, überragt von dem 366 *m* hohen eisfreien Gaußberg, dem Ziele mehrerer Schlittenreisen; Errichtung der Winterstation auf dem Schollenеis neben dem „Gauß"; mit Beginn des Südsommers Dezember 1902 vergebliche Versuche, das Schiff flott zu machen, endlich Aufbruch

* „Josef Enzensperger." Ein Bergsteigerleben. Herausgegeben vom Akad. Alpenverein München. München, 1905.

des Eises am 9. Februar 1903; weitere Versuche, nach Westen vorzudringen und von hier einen neuen Vorstoß nach Süd zu unternehmen, durch die Eismassen bei vorgerückter Jahreszeit vereitelt, daher Umkehr und 8. April Verlassen des Eises, Rückfahrt über St. Paul nach Kapstadt (9. Juni), von wo ausführliche Berichte in die Heimat gingen. Leider wurde die Bitte des Expeditionsleiters, welche auch dem Wunsche aller Teilnehmer entsprach, mit dem vorzüglich bewährten Schiffe nochmals gegen den Südpol zu fahren und dort einen zweiten Winter zuzubringen, abschlägig beschieden. So erfolgte am 2. August die Heimreise von Kapstadt über St. Helena, Ascension und die Azoren nach Kiel, wo am 25. November 1903 wieder der heimatliche Boden betreten wurde.

So groß die Freude über die glückliche Rückkehr der Expedition in Deutschland war, wo man sich vor dem Eintreffen der Nachrichten aus Kapland bereits mit dem Gedanken einer Hilfsexpedition getragen hatte, so war doch der erste Eindruck jener Nachrichten vielfach mit einem Gefühle der Enttäuschung verbunden, daß es der Expedition nicht geglückt war höhere Breiten zu erreichen. Selbst in wissenschaftlichen Kreisen, wo man weniger als im großen Publikum gewohnt ist, den Wert einer Leistung nach äußerlichen Erfolgen zu bemessen, konnte man sich dieses Gefühles im ersten Augenblick nicht völlig erwehren. Insbesondere waren es die kurz vorher bekannt gewordenen Ergebnisse der englischen Südpolarexpedition (siehe unten), welche jene der deutschen unbefriedigend erscheinen ließ.

Man bedachte nicht, daß die Engländer unter ganz anderen Bedingungen arbeiteten, daß sie an jenem Punkte in die Antarktis vordringen konnten, wo früher J. Roß und noch unmittelbar vorher der Norweger Borchgrevink, bereits den offenbar leichtesten Zugang zu hohen Breiten erkundet hatten, während südlich von Kerguelen, in der weiten Lücke zwischen Wilkes- und Kemp-Land, die deutsche Expedition auf ein neues unbekanntes Land stieß, das weiterem Vordringen zunächst ein unverrückbares Ziel setzte. Daß der Schwerpunkt des ganzen Unternehmens überhaupt nicht in neuen geographischen Entdeckungen, sondern in den geophysikalischen und biologischen Beobachtungen lag, ist bereits oben hervorgehoben worden und kann dem weiteren Publikum gegenüber nicht nachdrücklich genug betont werden. Der volle Ertrag des überreichen Beobachtungsmaterials wird sich erst dann ermessen lassen, wenn die abschließende Veröffentlichung vorliegen wird, an welcher der Expeditionsleiter zurzeit mit 70 Mitarbeitern tätig ist. Aber schon jetzt lassen sowohl die vom Bord des „Gauß" abgesandten vorläufigen Berichte*, wie besonders das von Drygalski herausgegebene prächtige Reisewerk** auch Fernerstehenden die Bedeutung des Unternehmens erkennen.

Soeben (Pfingsten 1905) hat in Danzig der XV. deutsche Geographentag stattgefunden, auf welchem die meisten Teilnehmer der Expedition über ihr spezielles

* Abgedruckt in den „Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde und des Geographischen Instituts der Universität Berlin", Heft 1, 2 und 5.

** „Zum Kontinent des eisigen Südens". Berlin, 1904. 668 Seiten.

Forschungsgebiet persönlich berichtet haben. Auch konnten der Tagung bereits die ersten Hefte des erwähnten großen Werkes* vorgelegt werden, das auf 10 Quartbände Text und 3 Atlasbände berechnet ist und bis zum Jahre 1912 vollendet vorliegen soll. Sie legen Zeugnis ab von dem Ernst und Eifer, womit das deutsche Unternehmen von Anfang durchdrungen war. Fern von jeder Sucht nach Sensation und blendendem Effekt, die um so manche Polarexpedition, unabhängig von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, einen falschen Nimbus woben, hat es von Anfang nur dem Interesse der Wissenschaft gedient. Doch wird es das deutsche Volk dem Führer der Expedition danken, daß der Name seines Kaisers und des Reichs ebenso dauernd mit der antarktischen Welt verknüpft bleibt, wie wir in Österreich stolz darauf sind, daß eines der wichtigsten Gebiete unter dem Nordpol dank der Energie und Kühnheit österreichischer Forscher für immer den Namen unseres Monarchen trägt.

Nur kurz können wir hier der Ergebnisse der übrigen Expeditionen gedenken, die teils gleichzeitig, teils vor und nach der deutschen in der Antarktis tätig waren. Des Norwegers Borchgrevink, der zuerst wieder von den durch Roß entdeckten Ländern Kunde brachte und seine Erfahrungen über Viktoria-Land, wo er von seinem Schiffe zurückgelassen 1899 überwinterte, kürzlich in einem schönen, auch in deutscher Sprache erschienenen Buche** zusammengefaßt hat, wurde bereits oben gedacht. Seine, wie die Expedition der „Belgica" unter Leutnant de Gerlache,*** des ersten Schiffes, welches jenseits des Südpolarkreises überwinterte (1898/99) und die Erforschung der Region südlich vom Feuerland zum Ziele hatte, haben den folgenden Expeditionen vorgearbeitet.

Fast gleichzeitig mit der deutschen ging die englische Expedition in See. Von allen ähnlichen Unternehmungen mit den reichsten Mitteln ausgestattet (die Kosten beliefen sich auf über 3 Millionen Mark), hatte die „Discovery" mit Kapitän H. S. Scott das aussichtsreichste Arbeitsfeld vor sich, und in der Tat gelang es ihr, das schon von Roß erreichte Ziel erheblich zu überschreiten und mit Schlitten bis 82° 17′ südl. Br. (Dezember 1902) vorzudringen. Gebirgsketten von 3000—4600 *m* Höhe wurden im Süden von Viktoria-Land gesichtet und eine neue Küste, König Eduard VII. Land, entdeckt, so daß das Kartenbild der südlichsten bekannten Region der Erde dadurch ganz erheblich erweitert wird. Noch liegt kein abschließendes Werk über diese erfolgreiche Expedition vor, aber die hauptsächlich im »Geographical Journal«, dem Organ der Londoner Geographischen Gesellschaft, erstatteten Berichte lassen wenigstens in Umrissen die Ergebnisse dieser am meisten vom Glück begünstigten Expedition erkennen. Besonders bedeutsam ist

* „Deutsche Südpolarexpedition 1901—1903" im Auftrage des Reichsamts des Innern herausgegeben von Erich v. Drygalski. Berlin. Georg Reimer.

** Das Festland am Südpol. Breslau, 1905.

*** Außer mehreren Berichten des Hydrographen Arctowsky hat der Arzt der Expedition, F. A. Cook, „Die erste Südpolarnacht", deutsch von A. Weber (Kempten, 1903), eine ausführliche Schilderung der Reise gegeben.

außer den erreichten hohen Breiten das Vordringen in das gebirgige, bis 3000 *m* ansteigende Innere von Viktoria-Land und die Annäherung an den magnetischen Südpol, der hienach etwa bei 74° südl. Br. und 116° östl. L. liegen muß, ferner die Feststellung der Tatsache, daß die von Roß entdeckten Vulkane Erebus und Terror (78° südl. Br.) auf einer Insel liegen, hinter welcher sich die Ostküste des Landes noch bis mindestens 83° 20′ nach Süden zieht. Im April 1904, nach zweimaliger Überwinterung, kehrte die „Discovery" nach Neuseeland zurück und erreichte am 10. September den heimischen Hafen Portsmouth.

Die in erfreulichem Wettbewerb mit dem englischen Unternehmen, freilich mit weit geringeren Mitteln, von Schottland aus ins Werk gesetzte Expedition unter Kapitän W. S. Bruce auf der „Scotia" verließ im November 1902 den Clyde und fuhr nach den Falklands-Inseln (Jänner 1903), um von dort aus, gleich ihrer belgischen Vorgängerin, sich der Erforschung der amerikanischen Antarktis zuzuwenden. Sie erreichte am 22. Februar 1903 ihre südlichste Breite unter 70° 21′ und 17° westl. L. und verbrachte den Südwinter im Eise bei den Süd-Orkney-Inseln unter 60° südl. Br. Nach Buenos Aires zurückgekehrt, wo die Expedition die bereitwillige Unterstützung der argentinischen Regierung fand, fuhr die „Scotia" ein zweites Mal nach der Winterstation und unternahm einen neuen Vorstoß in das Eismeer, wo sie längs einer bisher unbekannten Küste (Coats Land) bis 74° südl. Br., 24° westl. L. vordrang. Nochmals vom Eise besetzt, kam das Schiff bald wieder frei und erreichte am 21. Juli 1904 glücklich den Clyde und Glasgow.

Überaus wechselvoll waren die Schicksale der schwedischen Expedition unter Otto Nordenskiöld, einem Neffen des berühmten Bezwingers der nordöstlichen Durchfahrt Adolf Erik Freiherrn v. Nordenskiöld. Auch sie hatte das Eismeer im Süden Amerikas als Ziel erwählt und dort in zweimaliger Überwinterung (1902 und 1903) unter Verlust des Schiffes „Antarctic" und Zerstreuung der Bemannung an drei verschiedenen Stellen, aus denen sie schließlich durch eine Verkettung glücklicher Umstände wieder zusammengeführt wurde, von allen Expeditionen die aufregendsten Wechselfälle erlebt, die uns der Führer selbst in einer Reihe von Vorträgen in Wien vorgeführt hat. Ich kann daher über den äußeren Verlauf hier kurz hinweggehen und mich darauf beschränken, im allgemeinen auf die wissenschaftlichen Ergebnisse hinzuweisen. War Nordenskiöld ebensowenig wie der deutschen Expedition die Erreichung einer hohen Breite (nur 66°) und nicht wie der letzten die Entdeckung eines völlig neuen Landes beschieden, so wird durch seine Forschungen doch das Kartenbild der westlichen Antarktis (Graham-Land mit Louis Philippe- und König Oskar-Land) wesentlich verändert und neben den wertvollen, 20 Monate in ununterbrochener Reihe umfassenden meteorologischen Aufzeichnungen haben besonders die geologischen und paläontologischen Sammlungen geradezu überraschende Erfolge gehabt, welche zum ersten Male auch für die Antarktis ein milderes Klima in der Tertiärzeit wie anderseits auch eine größere Ausdehnung der Vereisung in der Diluvialperiode nachzuweisen ge-

statteten. Ein zweibändiges, schön ausgestattetes Werk* schildert ebenfalls schon einem weiten Leserkreis die Schicksale und Hauptergebnisse dieser wesentlich nur durch die Energie des Führers ins Leben gerufenen Expedition. Nicht unerwähnt sei der rühmliche Anteil, welchen die Regierung von Argentinien durch Errichtung einer Station auf Staten Island sowie durch die Entsendung eines Hilfsdampfers an der Rettung und wissenschaftlichen Ausgestaltung der Expedition genommen hat.

Das lange Ausbleiben von Nachrichten über das Schicksal Nordenskiölds und seiner Gefährten hatte nicht nur in seinem Vaterlande, wo man dem Unternehmen anfangs nicht auf allen Seiten förderlich war, wie auch in Argentinien die Entsendung einer Hilfsexpedition angeregt, sondern auch in Frankreich den Gedanken an eine solche gezeitigt, wo man sich seit Dumont d'Urville (siehe oben) nicht mehr aktiv an der Polarforschung beteiligt hatte. Unter dem Kommando von Dr. Jean Charcot und der (anfänglichen) Mitbeteiligung von Kapitän de Gerlache, dem Führer der „Belgica"-Expedition, der jedoch in Buenos Aires die Expedition wieder verließ, ist der „Français" am 15. August 1903 von Havre in See gegangen und im Dezember dieses Jahres mit Nordenskiöld in Buenos Aires zusammengetroffen. War die nächste Absicht, der schwedischen Expedition zu Hilfe zu kommen, damit auch gegenstandslos, so wurde doch die Fahrt im Januar 1904 fortgesetzt und die Erforschung des westlichen Teiles von Graham-Land in Angriff genommen, so daß die Arbeiten der Franzosen sich unmittelbar an jene der Schweden anschlossen. Nach Überwinterung in einer Bucht der Wandel-Insel und einem Vorstoße bis zu dem von Bellingshausen 1821 gesichteten Alexander I. Land wurde das Schiff im Dezember 1904 eisfrei und gelangte nicht ohne ernstliche Gefährdung längs der Westküste von Graham-Land aus dem antarktischen Gebiet nach dem argentinischen Hafen Puerto Madryn, von wo Ende März 1905 die ersten telegraphischen Nachrichten nach Europa gelangten.

Mit der Rückkehr der französischen Expedition ist die neue Ära der Südpolarexpeditionen wieder zu einem Abschluß gelangt. Dem in wissenschaftlichen Kreisen lange gehegten Wunsch nach einer Wiederaufnahme der Südpolarforschung ist in größerem Umfange und in vielseitigerer Weise entsprochen worden, als vorher jemand zu hoffen gewagt hatte. Freilich haben sich die Schwierigkeiten, im Südpolargebiet vorzudringen und besonders einzelne Küsten auf weiteren Strecken zu verfolgen, als so große herausgestellt, daß der Gewinn an neuentdecktem Lande wohl bei allen Expeditionen, die englische ausgenommen, hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben ist. Wohl aber gipfelt das Gesamtergebnis in der nunmehr gesicherten Erkenntnis eines großen antarktischen Kontinents, den man nicht mit Unrecht jetzt als den sechsten, beziehungsweise mit Rücksicht auf die morphologisch gerechtfertigte Trennung der beiden Amerika als den siebenten Erdteil bezeichnet. Nicht minder wichtig als die Feststellung dieser Tatsache ist aber die Summe physikalischer und biologischer Beobachtungen, welche von den

* O. Nordenskiöld, Antarctic. 2 Bände, Berlin, 1904.

verschiedenen Expeditionen geleistet worden ist und sich jetzt erst zum geringsten Teil übersehen läßt. Nur die belgische, deutsche und schwedische Expedition haben bis jetzt größere zusammenfassende Schilderungen gefunden; mit der ausführlichen Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse hat Deutschland allein bisher den Anfang gemacht. In ihrer Gesamtheit aber geben die Arbeiten dieser Expeditionen ein erfreuliches Zeugnis von dem Wetteifer auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung unseres Planeten, die den meisten Kulturmächten zugleich eine Sache des nationalen Ehrgeizes ist.

Fanny Elßlers amerikanische Kunstreise im Jahre 1840/41.

Geschildert in Briefen ihrer Cousine Kathi Pr.

Mitgeteilt von Prof. Julius Nestler.

(Fortsetzung.)

Indien Key, Packetship Hayne, am 12. Jänner 1841.

Heute ist der neunte Tag, seit wir uns auf der See befinden. Am 3. Jänner, um 9 Uhr morgens, verließen wir Charlestown. Das Schiff wand sich mit der Geschwindigkeit einer Forelle aus dem Hafen; kein besonderes Zeichen war von einem günstigen Winde zu bemerken. Wir setzten uns auf das untere Deck, und ich hatte Muße genug, alles um mich herum zu betrachten. Gegen Abend stellte sich bei mir und meiner Freundin Elßler die Seekrankheit ein. Man wies uns breite, mit Pferdehaaren gestopfte Diwans zur Ruhe an. Die Nacht verging, ohne daß wir ein Auge geschlossen hatten. Am anderen Tage lag ich wieder auf dem Verdecke, und fühlte wie Fanny einige Erleichterung. Der Wind wehte sanft, die See glich einem blanken Spiegel. Der schönste Abend folgte diesem Tage. Es war einer jener herrlichen Abende, wo man die Sterne am Himmel zählen kann. Der Mond stieg im vollen Glanze auf und übergoß das Meer mit hellblitzendem Silber. Wir hatten einen ruhigen, erquickenden Schlaf. Der dritte Tag war heiß, der Wind blies nur schwach. Das Schiff hatte kaum fünfzig Meilen in den drei Tagen zurückgelegt. Der Kapitän, ein heiterer, freundlicher Mann, sang eine Reihe lustiger Liedchen und schrie in den Zwischenpausen dem Winde immer zu: „Blase, blase, blase! Denn ich möchte den Damen so gerne zeigen, wie schnell mein Fahrzeug laufen kann.“ Gegen 9 Uhr wurde die See furchtbar stürmisch; die Wellen erhoben sich und erschienen bei dem Glanze des Vollmondes wie feuerspeiende Berge. Alle Passagiere weilten auf dem Verdecke, um dieses Schauspiel zu bewundern. Um 10 Uhr verließen wir den Schauplatz, denn die Wellen schlugen mit Riesengewalt darüber hin. Das Schiff fiel von einer Seite auf die andere, ohne vorwärts zu kommen. Es blieb kein anderer Ausweg übrig, als die Segel abzunehmen. Während dieser Operation stiegen wir vier Stufen tiefer in die Damenkabine, aber auch hier war es nicht möglich, in die Länge auszuhalten. Wir sprangen oder vielmehr fielen bei dem immerwährenden Schaukeln aus dem Bette. Im Nachtkostüme stiegen wir wieder nach oben, zwei Herren mußten des Kapitäns Kabine verlassen, um uns den Platz einzuräumen. Hier war es luftiger und weniger

furchtbar. Mit Sonnenaufgang wurden die Segel wieder gespannt. Ein starker Regen verjagte uns durch mehrere Stunden vom Verdecke. Seitdem hatten wir wunderschönes Wetter. Wir sitzen auf dem Oberteile des Schiffes in leichten Kleidern, ohne Hut und Tuch, mit einem Sonnenschirm, einem Buche oder einer Arbeit in der Hand. Heute früh kam ein günstiger Wind, wir durchflogen zwölf Meilen in einer Stunde, und erreichten Indien Key.

Den 13. um 12 Uhr. Wir befinden uns vor einem zweiten Landungsplatze. Es ist Key-West, ein kleines Städtchen auf der Insel Key-West, welche zu dem Staate Florida gerechnet wird. Als wir gestern bei Indien Key standen, schiffte der Kapitän mit zwei Herren nach der Insel. Als sie wiederkehrten, brachten sie uns Blumen und erzählten, wie liebreich sie aufgenommen wurden. Der Postmeister daselbst hat drei Töchter, welche für die Ankömmlinge Blumen pflückten und sich glücklich fühlten, in ihrer Einsamkeit wieder einmal Fremde zu sehen. Sie bedauerten, die Damen nicht begrüßen zu können, und schickten uns Zweige von den Stauden, worauf die Wolle wächst. Indien Key verließen wir nach zwei Stunden, der Wind war der Fahrt nicht günstig und gegen Abend hatte das Schiff zweimal auf Felsen gekratzt. Wir sind darüber beinahe bis zur Ohnmacht erschrocken. Wir durchfuhren eine der gefährlichsten Passagen, welche von vielen kleinen Inseln und verborgenen Klippen umgeben ist. Gegen Abend bildete sich ein dichter Nebel. Der Kapitän beschloß, den Anker zu werfen, und so stand das Schiff durch acht Stunden auf einem Platze. Da der heitere Mann für den Augenblick keine Beschäftigung hatte, so unterhielt er die Gesellschaft mit Erzählung seiner Lebensgeschichte.

Habana, den 14. Jänner 1841. Heute um 11 Uhr morgens sind wir glücklich hier angekommen. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude ich empfand, als die Insel Kuba vor meinen Blicken sich entfaltete. Alle traurigen Gefühle, welche mich auf der Reise quälten, waren auf einmal in Lethe getaucht. Je näher wir kamen, desto mehr glühte mein Herz vor Wonne. Das Kastell mit den spanischen Fahnen blickte majestätisch vom hohen Felsen herab. Auf einem vorspringenden Steinblocke saß ein Mann mit weißem Beinkleide und einem Strohhute, der die Angelschnur in die See versenkte. Ein malerisches Bild! Ganz Havanna erscheint umringt von Festungen, und der Hafen ist der schönste und vorzüglichste von allen, die wir auf unseren Reisen befahren konnten. „Hayne" ward schon längst hier erwartet und alles strömte herbei bei dem Kanonenschuß, welcher als Signal galt. Bald waren wir umrungen von kleinen Schiffchen, die in der Bauweise den Gondeln Venedigs gleichen. Man überbrachte auch sogleich meiner Freundin Fanny die eingelaufenen Briefe und die Agenten des Hotels entwickelten eine besondere Tätigkeit. Wir wurden nach einem Hotel geführt, das ebenso elend ist, als es aussah. Die Straßen, welche wir passierten, sind enge und haben viele Häuser, von denen die meisten ohne Oberstock sind; die Fenster gehen von der Erde bis nach dem Dache, haben aber keine Fensterscheiben, sondern nur ein Gitterwerk von Eisen. Vorhänge vertreten die Stelle der Türflügel. Alles erschien uns fremdartig und wir hätten aus Neugierde gern eine Wanderung durch die Stadt angetreten, wäre die Hitze und unsere Ermüdung nicht so groß gewesen. Merkwürdig sind die Kabriolets, sie haben Räder von beinahe einer Klafter im Durchmesser, und das Pferd, worauf ein Neger als Postillion sitzt, läuft in der Gabel ziemlich weit vom Wagen entfernt.

* * *

Habana, am 6. Februar 1841.

In diesem Lande hier steht alles in der üppigsten Vegetation, während in Europa jetzt nur der Frost Blumen an die Fenster zeichnet. Ich dachte mir die Stadt großartig, mit breiten Straßen, hohen Häusern; aber welche Täuschung, ich fand enge Straßen, niedere Häuser, bei welchen die Fenster von der Erde bis zum Dache hinauflaufen. In ganz Habana ist wohl keine Glasscheibe je gesehen worden. Die Stelle der Fensterscheiben vertreten Jalousien, Eisengitter oder große Ladentüren, die man abends zumacht. Die Zimmer sind sämtlich mit Steinen gepflastert, die Möbel ärmlich, Stühle und Kanapees mit Stroh oder Rohr geflochten. Abends wird der Salon hell erleuchtet und die Familie erquickt sich an der Luft, welche erfrischend durch die Fenster- und Türöffnungen streicht. Um 10 Uhr geht alles zu Bette, weil man den schädlichen Einfluß der Nachtluft auf die Gesundheit fürchtet. Wir haben zuerst dem großen Theater, nach dem Namen des letzten Gouverneurs Tacon genannt, einen Besuch abgestattet. Es befindet sich vor der Stadt und wir waren bei dessen Anblick wunderbar überrascht. Links und rechts führt eine neuangelegte Esplanade für Fahrende und Fußgeher dahin. Der Platz ist groß und vor dem Theater prangt die Statue der kleinen Königin Isabella. Diese Grasfläche erinnert mich an das Glacis in Wien, welches an die Stadttore und den Stadtgraben stößt. Das Theater ist von majestätischen Palmenbäumen umgeben. Dieser Platz scheint der Favorit-Versammlungsort für Spaziergänger zu sein. Damen sieht man daselbst niemals promenieren, sie fahren nur in Kabriolets, Volante genannt. Es gibt keine anderen Wagen hier und nur einige vornehme Personen besitzen vierrädrige, in Europa gemachte Kutschen. Fanny wurde schon zwei Abende früher im Theater erwartet. Als wir eintraten, waren aller Augen auf sie gerichtet. Die originelle Ausstattung des Hauses hatte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Der Gouverneur mit seiner Gemahlin und einige Offiziere saßen in der Loge, welche der Bühne am nächsten angebracht ist. Sie prangt mit der Krone und dem Wappen von Spanien und mit den Nationalfarben Rot und Gold. Fanny erkannte den Gouverneur sogleich; er verweilt erst seit einem Jahre in Habana. Sie sah ihn in Paris oft, wenn sie tanzte, in der Loge des Herrn Aguado, des reichen spanischen Bankiers. Das Theater erscheint viel größer als die Oper in Paris, weil es kreisförmig gebaut ist. Drei Ranglogen sind ganz offen und haben ihrer Form nach das Ansehen eines großen, halbrunden Balkons mit einem durchgebrochenen vergoldeten Gitter. Von der italienischen Gesellschaft, die vor kurzem hieherkam, wurde die Oper „Los Puritanos" zur Aufführung gebracht, der Erfolg war günstig. Die Primadonna, Dem. Ober, eine Deutsche, soll früher in Mailand gesungen haben. Das Parterre ist recht hübsch und wie in Neapel mit vier Eingängen versehen. Die beiden Galerien sind in zwei gleiche Hälften abgeteilt, für die männlichen und weiblichen Zuschauer. In den Logen stehen immer ein paar uniformierte Neger zur Bedienung, damit ja, wenn die Senora oder Senorita ihr Schnupftuch fallen läßt, selbes gleich aufgehoben wird. Die Damen erscheinen in Weiß gekleidet, mit kurzen Ärmeln, dann Blumen, Ketten oder Bändern, mit Goldnadeln in den Haaren. Sie tragen nur weiße, rosenfarbige blaue oder dunkelrote Atlasschuhe, keine Handschuhe und beim Ausfahren eine Mantille um den Kopf. Ich vermute, daß sich die eleganten Damen in Madrid auf ähnliche Weise produzieren. Es sollen viele Deutsche hier ihren Aufenthalt gewählt haben.

22. Jänner. Wir kamen eben aus der letzten Probe der „Sylphide". Morgen wird Fanny darin auftreten. Ich habe in meinem Leben nichts Schlechteres gesehen als dieses Probespiel. Es könnte als die beste Parodie betrachtet werden. Die Direktion hat mit großer Mühe zwölf Frauen aufgefunden, welche bei den Ensembletänzen mitwirken sollen. Aber, du liebe Terpsichore, diese Personen können nicht einmal gehen, viel weniger tanzen. Vier davon sind von der Mutter Natur mit einer menschlichen Farbe begabt, die anderen haben eine ganz eigene dunkelbraune Haut. Ihre Bewegungen gleichen dem Bärentanze. Heute trugen sie Musselinkleider, weiße Schuhe, rotgestickte, schwarze Mantillen, aber wie werden sie sich morgen als Sylphiden ausnehmen, mit ihrem schwarzbraunen Teint? Sie besitzen zwar kleine, schöne Füße, man könnte sagen Füßchen, das ist aber auch alles. Sie sind alle klein und dick und halten mehr auf die Schuhe und Strümpfe als auf ihren ganzen Anzug. Das Orchesterpersonal ist zahlreich und die Mitglieder spielen so ziemlich zur Zufriedenheit, wenn sie guter Stimmung sind. Sie rauchen während des Spieles Zigarren, und jeder einzelne macht einige tüchtige Züge, wenn eine Pause eintritt. Von allen Seiten wird man mit blauem Dunst angeblasen. Die Damen höheren Ranges sollen zwar nicht rauchen, aber die Frauen der minderen Klasse und die Negerweiber saugen an gewalzten Blättern, als wenn sie eine Stange Gerstenzucker in der Hand hielten.

28. Jänner. Fanny hatte gestern das drittemal getanzt, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß der Applaus der stärkste war, welcher meiner Freundin bisher zuteil geworden. Nun will ich aber von der ersten Vorstellung ein paar Worte sagen, welche unter aller Kritik schlecht ausgefallen ist. Was wir befürchtet haben, ging auch wirklich in Erfüllung. Man lachte den braunen Frauenzimmern ins Gesicht, die als schottische Bäuerinnen im ersten Akte erschienen. Nun läßt sich denken, welche Aufregung entstand, als die Sylphiden kamen, angetan mit orangengelben Beinkleidern, farbigen Schuhen, langärmeligen Gewändern, mit Schleiern und weißen Girlanden. Das Gelächter und Zischen bei jeder Bewegung nahm kein Ende. Fannys Tanz ging auf diese Art bis zu ihrem Pas de deux spurlos vorüber. Nun brach der Beifall gleich einem Sturme los, und Fanny wurde mit Enthusiasmus hervorgerufen. Das Ballett endigte unter allgemeinem Lachen. Wir waren entrüstet. Noch hatte Fanny die Krakovienne zu tanzen. Das Publikum betrachtete diese Leistung ruhig bis ans Ende. Da schwoll der Beifall wieder zum Strome an, und die Wiederholung wurde allstimmig verlangt. Fanny, in der übelsten Stimmung, wollte dem geäußerten Wunsche durchaus nicht Genüge leisten. Der Vorhang rauschte in die Höhe, die Musik begann, sie erschien nicht. Ich bat sie aufs freundlichste, alles umringte sie. Der Gouverneur hatte fast die Klingel entzweigerissen, die von seiner Loge nach der Bühne führt. Der Vorhang war aufgezogen, das Theater blieb zwei Minuten leer. Keiner der Zuschauer wußte, was er sich denken sollte. Endlich ging Fanny, bestürmt von so vielen Bitten, auf die Bühne; aber das Orchester verlor den Takt, die Noten und spielte ein Durcheinander. So endigte die Vorstellung. Fanny bereute es, eine fixe Summe als Honorar begehrt zu haben. Bei einer Teilung der Einnahme würde ihr ein doppelter Gewinn zugefallen sein. Nach dem gegenwärtigen Übereinkommen sind ihr 5000 fl. K. M. nach unserem Gelde jeden Abend, ein halbes Benefiz für den Tänzer und ein ganzes am zehnten Abend für ihre eigene Person zugesichert. Am folgenden Tage wurden alle Sylphiden kassiert und nur einige als Figu-

rantinnen an die Kulissen gestellt. Der Tänzer, die Tänzerinnen und Fanny besorgten unter sich das Arrangement. Fanny hatte viele Besuche von Honoratioren erhalten und wurde bei den ersten Damen aufgeführt. Alle gaben ihr die Versicherung, daß die ersten Vorstellungen in der Habana stets von einem ungünstigen Erfolg begleitet seien, und daß erst am zweiten Abend der Künstler die gebührende Anerkennung zu erwarten habe. So war es auch. Ich habe keinen größeren Sukzeß erlebt als bei dem zweiten Auftreten meiner Freundin.

3. Februar. Sonntags tanzte Fanny zum fünften Male. Ich nahm das Kachucha-kostüm mit. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich versammelt. Alles schrie: „Die Kachucha!" Fanny mußte erscheinen. Sie bat um einige Minuten Frist zum Umziehen. Eine ungemeine Spannung und Neugierde hatte sich der Gemüter bemächtigt. Fanny kämpfte mit einer großen Beängstigung, denn hier wird die Kachucha auf eine andere Weise getanzt, unästhetischer, unedler, so recht nach dem Geschmacke des Volkes. Sie hatte den Wahn, die Spanier würden kein Behagen an ihrer raffinierten Kachucha finden. Welche Täuschung! Sie machte Furore im eigentlichen Sinne des Wortes. Das Publikum war von einer glühenden Begeisterung ergriffen. Gestern hatte man die Kachucha auf dem Theaterzettel angekündigt. Das Haus war überfüllt, wie an jedem Abende, der Beifall unbeschreiblich, und zu Fannys Überraschung flogen Vögel, Tauben, Blumen, Kränze, als Zeichen der Anerkennung nach der Bühne. In der nächsten Woche wird ihr Benefiz und die letzte Vorstellung stattfinden. Man spricht von einem erneuerten Engagement und von den Surprisen, die man der Benefiziantin zu machen gedenkt. Eine Beratung ist heute zu diesem Behufe abgehalten worden von zwanzig jungen Leuten, die einen Präsidenten erwählten. Ein zweites Komitee hat sich ebenfalls in der Absicht gebildet, um Fanny eine Auszeichnung zuteil werden zu lassen.

* * *

Habana, am 9. Februar 1841.

Fanny äußerte den Wunsch, die Bahn und die Umgebung der Stadt in Augenschein zu nehmen. Wir haben seit der Zeit unseres Hierseins nicht viel mehr als das Theater und unsere Straße gesehen, die „Obrapia", d. h. „die barmherzigen Werke", genannt wird. Es wurde uns eine angenehme Überraschung zuteil, als wir den Bahnhof der Eisenstraße betraten, um uns in einem ländlichen Ausfluge Erholung zu verschaffen. Wir fanden hier zwölf Herren versammelt, welche um 10 Uhr die Waggons eigens in der Absicht gemietet hatten, um Fanny nach einem wunderschönen Landhause zu führen, woselbst ihr zu Ehren eine glänzende Mittagstafel bereitet wurde. Diese Herren gehörten zu den reichsten und angesehensten Notabilitäten der Stadt. An der Spitze dieses Vereines stand ein Marquis, bei dessen Gattin Fanny schon zweimal geladen war. Er soll in jedem Monat eine Million Franken oder 200.000 Piaster Einkommen haben. Wir sahen in den Gartenanlagen dieses Landhauses Kaffee- und Zuckerpflanzen, Ananas, Bananenbäume, Paradiesfeigen, Tabak, Palmen und andere Gewächse, welche ihrer Neuheit wegen unsere Aufmerksamkeit in einem vorzüglichen Grade fesselten. Auch haben wir beim Mahle viele Früchte und Gemüse gegessen, die uns bisher ganz unbekannt waren. Als Fanny zum siebenten Male tanzte, ließ man Tauben und hübsche Vögel, an weißen Bändchen

gehalten, auf die Bühne fliegen. Auch eine silberne Medaille wurde als Symbol der Auszeichnung auf die Bretter geworfen. Auf der einen Seite ist zu sehen die königliche Krone mit dem Worte »Havane« und der Jahreszahl 1841; auf der anderen Seite steht folgendes eingraviert: »Hommage de Fidelité au mérite de F. Elssler dont l'echo étant parvenu jusqu'ici réssouvient les beaux jours de Virginie.« Fanny hing die Medaille um, als man sie herausrief, küßte sie und dankte. Von den Tauben besitze ich noch zwei, aber keinen einzigen Vogel; da es keine Fenster gibt, so sind die geflügelten Boten des Beifalls wieder davongeflogen. Mit den Kränzen und Bändern könnte ich aber ein eigenes Magazin errichten.

11. Februar früh. Heute findet Fannys Benefiz statt. Schon gestern und vorgestern mußte sie Visiten und Einladungen bei den Abonnenten und hohen Familien dieser Stadt machen, die sie mit einer Zuvorkommenheit empfingen, welche man nur von Freunden erwarten kann. Jetzt begreife ich, daß man sehr angenehm hier leben kann, seit ich die geräumigen Häuser sah und die enormen Salons und bei dem Mittagessen auf dem Lande die köstlichsten Leckerbissen verkostet habe. In Paris kann man nicht besser essen. Dennoch sind wir beide mager geworden, seit wir uns hier befinden. Entweder ist die Hitze Ursache oder die Kost von Ananas, Kokosnüssen u. s. w.

13. Februar. Die Benefiz-Vorstellung war außerordentlich brillant. Als Fanny in ihrer gewöhnlichen Volante nach dem Theater fahren wollte, fand sie zu ihrer Überraschung eine Kalesche vor dem Tore, mit zwei Bedienten zu Pferde, die nachritten, statt auf dem Wagen zu stehen. Zu Hause hatte sie niedliche Geschenke von Herren und Damen erhalten. Um 7 Uhr wurden die Tore des Theaters geöffnet und Fanny saß im spanischen Kostüm an der Tür, oder, besser gesagt, an einem mit roten Teppichen belegten Tische, worauf zwei Armleuchter, eine Tasse und eine Vase von Silber standen. Sie kam sich in ihrer Situation so sonderbar vor, daß sie kaum wagte, die Leute anzusehen, wenn diese die schönen Goldmünzen in die Vase fallen ließen. Ich mußte neben ihr sitzen, denn die Sitten dieses Landes fordern, daß eine Dame nie allein ist, sondern von der Schwester oder Freundin begleitet wird. Ich habe mich amüsiert, die Schönheiten von Habana zu betrachten, während Fanny links und rechts Knixe machte, wenn das Gold- und Silbergepräge klingend in die blinkenden Gefäße rollte. Ich verwunderte mich über die nachlässigen Toiletten der Damen bei der funkelnden Pracht der Diamanten. Nach einer Stunde nahm das Ballett seinen Anfang und Fanny verließ den mit Silber und Gold bedeckten Tisch. Während der ganzen Vorstellung flogen fortwährend Gedichte und Kränze auf die Bühne. Nach Beendigung des Ganzen trat Fanny vor und sagte in spanischer Sprache: „Ich rede zwar nicht in spanischer Zunge, aber mein Herz fühlt ganz mit spanischer Wärme!" Sie hat diese Worte mit viel Sicherheit gesprochen. Der Beifallssturm wollte kein Ende nehmen. Als sie sich umgekleidet hatte, machten wir Miene, nach Hause zu fahren. Welche Überraschung! Derselbe Wagen stand in Bereitschaft, umgeben von Fackelträgern und einem Musikkorps. Jubelnd begleitete man Fanny nach Hause, und zwar durch die halbe Stadt, denn wir wohnten weit vom Theater entfernt. Der Zug dauerte fünf Viertelstunden. Die Fackelträger und Musiker, gegen 60 an der Zahl, waren griechisch gekleidet. Das gesamte Publikum, welches der Vorstellung beiwohnte, zog dem Wagen nach und rief Bravos und Vivats der Fanny zu. Während des Zuges

wurden verschiedene Musikstücke vorgetragen, unter anderem auch das Duett der „Puritaner“ von Bellini. Es war eine merkwürdige Szene, denn das Volk sang mit und die Leute steckten die Köpfe staunend zum Fenster heraus.

* * *

Matanzas, den 18. Februar 1841.

Ich schreibe diese Zeilen von Matanzas, einem Städtchen, wo die meisten Pflanzer wohnen. Fanny erhielt hieher eine Einladung, um die Zucker- und Kaffeefelder zu besichtigen. Ich gehe nun in meiner Schilderung auf Habana über. Am andern Morgen nach Fannys Benefiz war die Stadt wie umgewandelt; alle Menschen suchten warme Kleider und Mäntel hervor. Ein fürchterlicher Sturm mit kaltem Regen hatte diese Metamorphose hervorgebracht. Wir fanden keine Kamine, keine Scheiben in den Fensteröffnungen und keine Tür, die ordentlich schloß. Wir wurden daher eine Beute des Frostes und mußten am Ende gar zum Bette unsere Zuflucht nehmen. Die Wärme wurde uns in diesem Asyl auch nur spärlich zugeteilt, denn die Ruhestätten sind elend und haben keine Matratzen, sondern nur zweifingerhohe, dicht abgenähte Unterlagen, welche so hart sind, wie die liebe Erde. Über ein solches Matratzensurrogat wird ein schmales, steif gestärktes Leintuch gelegt, auf dem der Schlummernde durch die ganze Nacht wie auf einem russischen Eisberge herumrutscht. Hier kennt man die Matratzen nicht einmal dem Namen nach. Die Betten sind leidentlich für die Hitze, aber mehr als lästig, wenn es kalt ist. Havannah, Havana, Havane, Habana! Hier sind vier Schreib- und Sprecharten dieser Stadt. Der Deutsche, der Engländer, der Franzose und der Spanier, jeder schreibt das Wort auf seine Weise. Heute ist der Tag unserer Abreise nach Neu-Orleans. Schon gestern hätte sich der „Natchez“ in Bewegung setzen sollen; aber es erhob sich um 10 Uhr morgens bei einem heftigen Platzregen ein so furchtbarer Sturm, daß die Abreise auf heute, 5 Uhr nachmittags, verschoben wurde. Die Straßen waren in fünf Minuten in Bäche verwandelt, welche die Häuser und Stuben im Erdgeschoße tüchtig überschwemmten. Durch einen halben Tag waren die Bewohner beschäftigt, um ihre Zimmer wieder in Ordnung zu bringen. Die Monate Juni, Juli, August und September gelten hier als ungesund. Man lebt während dieser Saison mehr in der Stadt als auf dem Lande, die große Ausdünstung der Erde und selbst die Überschwemmungen fürchtend. Man sagte mir, daß während dieser vier Monate die Volantes den ganzen Tag hindurch angespannt bleiben. Wenn es nur leidentlich regnet, so werden schnell die Freunde besucht, um zu erfahren, ob sie nicht etwa das gelbe Fieber haben. Dann sieht es traurig in der Habana aus. Kein Konzert, kein Spektakel findet statt, sondern nur Spielgesellschaften werden arrangiert. Kommt der Monat Oktober, so erscheint auch das schönste, angenehmste Wetter von der Welt. Es gibt Häuser, welche weder eine Einfahrt noch Remisen oder Stallungen haben; in solchen Fällen stehen beim Regenwetter die angespannten Volantes im Salon oder im Speisesaal. Oft sahen wir selbst die Wagen in demselben Zimmer stehen, worin die hübscheste Gesellschaft sich versammelt hatte. Es ist gebräuchlich, daß man die Vorhänge abends von den Fenstern zurückschlägt, damit die Senoriten in ihren weißen Kleidern und die Personen der Gesellschaft sichtbar werden, welche bei einer ziemlich armseligen Beleuchtung an den Fenstern ihre Konversation halten. Was wir uns von den Lustbarkeiten des Karnevals träumten, ist nicht in Erfüllung gegangen.

Wir gingen Sonntags auf einige Minuten nach dem Tacon-Theater, um den maskierten Ball zu sehen, aber er war erbärmlich im Vergleich mit den Pariser Faschingsamüsements. Man tanzte mit Begleitung einer elenden Musik einen Walzer und einen Havanero Contredance. Wir hatten genug und entfernten uns deshalb. Auf der Straße liefen Schalksnarren herum. Wir fanden nichts Besonderes weder in den Phantasie- noch Charaktermasken. Von 4—6 Uhr war große Promenade vor dem Tacon, die als ein originelles Schauspiel unsere Aufmerksamkeit erregte. Wir nahmen auch Teil daran, aber durch Überröcke, Schals und Hüte vor Kälte geschützt. Groß war unser Erstaunen, alle Volantes offen zu sehen und die Damen im vollen Toilettenschmucke, um sogleich in den Saal eintreten zu können. Sie trugen Kleider von Atlas oder Musselin, mit kurzen Ärmeln, der Hals war bloß, der Kopf mit Blumen, Goldschmuck oder mit einem Diadem geputzt. Wir hatten diese Promenade nur diesmal besucht, aber man sagte uns, daß die Damen alle Tage in solcher Toilette auf und nieder fahren, bis die Tore des Theaters geöffnet werden, worauf sie die Logen und Sitze einnehmen. Dieses sind die einzigen Momente, in welchen sich die Frauen auf der Straße zur Schau tragen. Wenn sie Toilettegegenstände kaufen wollen, lassen sie sich diese zur beliebigen Auswahl ins Haus bringen. Versichert der Kaufmann nur, die Verkaufsartikel seien von Paris, so genügt dies, um die Sachen schön zu finden. Die Familien leben hier alle im unzertrennlichen Bunde beisammen. Heiratet ein Mädchen, so bleibt es im Hause und der Mann zieht zu ihm.

* * *

New Orleans, den 14. März 1841.

Da sind wir nun auch in New Orleans, der Hauptstadt des Gebietes Louisiana. Ich und Fanny waren die einzigen Passagiere, welche von der Seekrankheit verschont blieben. Das Meer zeigte sich auffallend ruhig, nach einem tobenden Gewittersturme, welcher tags zuvor gewütet hatte.

Am Freitag abends sollten wir in New Orleans eintreffen. Gegen Morgen um fünf Uhr bildete sich aber ein so dichter Nebel, daß alle Augenblicke die Maschine angehalten und endlich der Anker geworfen werden mußte.

Der Nebel hatte sich gehoben und der Anker wurde gelichtet. Als sich das Schiff in Bewegung setzte, wurden wir durch den Anblick zahlreicher Fahrzeuge überrascht, welche in unserer Umgebung ebenfalls vom Nebel festgebannt waren und mit uns zugleich die Weiterreise antraten.

Unsere Freude dauerte nicht lange, um drei Uhr lagen wir wieder vor Anker. Der Kapitän wagte es nicht, vorwärts zu dringen, weil wir der Mündung des Mississippi-Stromes und gefährlichen Sandbänken nahe waren. Es erschien nun ein kleines Boot mit einem Piloten, welcher sich als Wegweiser antrug. Er führte uns im wahren Sinne des Wortes im Nebel herum; aber er brachte uns auch an die Mündung des Stromes, welche wir nun glücklich passierten. Weit wollte der Kapitän nicht vorwärts gehen, weil dem Schiffe viele Baumstämme entgegenschwammen, welche eines der Räder beschädigten. Er warf Anker und wir blieben hier bis Sonnenaufgang.

Die Fahrt ging nur langsam gegen den Strom und so sind wir erst am Sonntag um halb sechs Uhr abends in New Orleans angekommen, wo der Strom gegen hundert englische Meilen breit ist.

New Orleans, den 11. April.

Heute ist Ostersonntag, also ein heiliger Festtag für mich und Fanny. In religiöser Beziehung hat Amerika sonderbare Kontraste aufzuweisen. Während an Sonntagen weder Spiel noch Musik erlaubt wird, tanzt man nach Herzenslust in der Charwoche, welche ernster Betrachtung gewidmet sein soll. Am Charfreitag fand sogar in unserem Hotel bis zwölf Uhr eine lärmende Tanzmusik statt. Die Umgebung der Stadt ist flach und gewährt nur einen geringen ländlichen Genuß.

Fanny hat ihr Engagement in St. Charles, nämlich im Theater von Orleans, unter einem jubelnden Jauchzen und allgemeinen Schreien: „Hier bleiben!" geendigt und mit der französischen Bühne auf zwölf Vorstellungen abgeschlossen. Übermorgen wird daselbst ihr Gastspiel eröffnet. Unter den Kränzen und Buketts, welche Fanny entgegenflogen, befanden sich auch folgende wertvolle Gegenstände: ein Stirnband, ein Halsband und ein Armband, sämtlich mit Brillanten besetzt und eine künstlich gearbeitete, mit Edelsteinen gezierte Busennadel. Der Enthusiasmus bei diesen zwölf Vorstellungen wollte kein Ende nehmen.

* * *

New Orleans, den 20. April 1841.

Meine Freundin hat im ganzen neunzehnmal hier getanzt, auch wurde die „Bajadere" mit einem beispiellosen Sukzesse aufgeführt, weil Fanny darin Gelegenheit findet, ihre Liebenswürdigkeit und Grazie in vollstem Glanze zu entfalten. Die Mitglieder der französischen Gesellschaft unterstützen sie in dieser Produktion auf eine lobenswürdige Weise. Die „Bajadere" ist überhaupt auf allen Bühnen Amerikas ein Lieblingsstück, weil darin Gesang und Tanz in angenehmer Abwechslung auftreten und die Musik recht einschmeichelnde Nummern aufzuweisen hat. Wir haben uns durch drei Tage in Mannville aufgehalten, welcher Ort drei Stunden von New Orleans über dem Lake Pontchartrain entfernt liegt. Der Theaterdirektor besitzt daselbst ein gut eingerichtetes Hotel, welches angenehm am Ufer des Sees gelegen und von einem schönen Garten am Saume des Waldes umgeben ist. Wir verlebten hier recht heitere Stunden und ergingen uns in dem interessanten Waldbezirke, wo Tannen und Magnolien von ungeheurer Höhe in schöner Abwechslung zu finden sind. Wir werden den Mississippi aufwärts schiffen bis Louisville und Cincinnati. Man riet Fanny, auch diese Länderstrecken zu besuchen, welche manches Anziehende darbieten sollen.

* * *

Cincinnati, im Staate Ohio, den 21. Mai 1841.

Um 8 Uhr früh sind wir in der Stadt Cincinnati angekommen, welche in ungefähr 2000 Häusern gegen 15.000 Einwohner zählt. Wir haben hier zu unserer Freude Briefe aus Europa vorgefunden. Die Fahrt auf dem Dampfboote „Queen of the West" dauerte sieben Tage. Freitag den 14., um 10 Uhr früh, haben wir New Orleans verlassen und fuhren den Mississippistrom aufwärts nach Natchez, Vicksburg, Helena, Memphis, New Madrid, Columbus und Trint. Bei diesem letzteren Orte verließen wir den Mississippi und begaben uns auf dem Ohioflusse bis Louisville im Staate Ohio. Wir hatten also

ungefähr 1750 Meilen von New Orleans zurückgelegt. An jedem Tage wurde angehalten, um Holz zu fassen. Bei dieser Gelegenheit stiegen wir aus und machten eine Promenade an dem Ufer oder besuchten die Hütten der Neger, von denen jede sehr einfach aus Holz gebaut und mit einem einzigen Zimmer versehen ist. Die Ordnung und Reinlichkeit im Innern dieser Wohnungen hat uns überrascht. An jede Hütte, welche mit blühendem Strauchwerk und Schlingpflanzen verziert ist, grenzt eine Küche und ein Viehstall. Das Land hier ist flach und ohne Reiz und nur einige Pflanzenhäuser bieten dem Auge einen hübschen Anblick. Von dem Charakter der Waldungen konnten wir bei der Höhe des Wassers keinen rechten Begriff erhalten. Auf dem Delta, wo sich der Ohio in den Mississippi stürzt, erhob sich das stattliche Haus eines Grundbesitzers, von hohen, pyramidalisch aufstrebenden Bäumen beschirmt. Es trat bereits die Dämmerung ein, und das beleuchtete Gebäude brachte einen magischen Eindruck hervor. Die Gegend am Ohio ist hie und da recht romantisch, besonders durch die Dörfer und kleinen Städte, welche die Anhöhen krönen. Der Mississippi gibt nichts zu bewundern, als vielleicht sein lehmiggelbes, ungestümes Wasser, das in ganz Louisiana getrunken wird, oder die Gruppen von etwa 130 Inseln, deren Bäume die starke Strömung entwurzelt. Der Ohio war ebenfalls ausgetreten und hatte die Waldungen unter Wasser gesetzt, so daß wir mit dem Dampfboote einen kleinen Abstecher durch die Wipfel der Bäume machten. Die Stadt Cincinnati ist sehr hübsch und nett, umgeben von Gebirgen, mit schön gebauten Sommerhäusern. Sie liegt aber sehr tief, daß man sich im Sommer nach der Luft der Anhöhen sehnen muß. Unsere Herzen erfüllten sich mit Trauer, als wir in den hiesigen Blättern noch keine Nachricht von der Existenz des Schiffes „Präsident" erhielten. Die armen Unglücklichen! Es befand sich ein englischer Schauspieler mit Namen Pauker an Bord. Er hatte, von New Orleans kommend, Fanny Elßler in Habana besucht, bei uns gespeist, und ihrem zweiten Auftreten daselbst beigewohnt. Seine Frau soll täglich, beinahe in wahnsinnigem Zustande, das Meeresufer besuchen, und in Verzweiflung aufgelöst die Hände nach der Ferne ringen. Es soll fürchterliche Eisberge auf dem Ozean gegeben haben; selbst das Schiff „Great Western", welches jetzt nach Boston und Halifax geht, wurde von diesen Kolossen eingeschlossen, an denen der unglückliche „Präsident" gescheitert sein soll. Möchte der Himmel ein solches Unglück verhütet haben.

* * *

Philadelphia, den 18. Juni 1841.

Am 2. Juni in der Mittagszeit sind wir nun gottlob glücklich wieder in Philadelphia angekommen. Die Amerikaner und die Kreolen äußern ihre wechselseitigen Sympathien wie Hunde und Katzen. Das französische Viertel ist von dem amerikanischen durch die Kanal-Street getrennt. Hat man diese Straße überschritten, so erscheint alles wie umgewandelt, der Herr wie sein Rock, die Frau wie ihr Hut, der Kaufmann wie seine Waren. Die Häuser stehen nach europäischer Weise in Reih und Glied nebeneinander. Dieser französische Bezirk gleicht hinsichtlich der Lebendigkeit und Regsamkeit einer wimmelnden Ameisenkolonie. Die Fenster sind ohne Verhüllung und gestatten den freien Einblick in die Zimmer, von welcher Freiheit auch allgemein Gebrauch gemacht wird. Abends besorgt man die Toilette und setzt sich vor das Tor, um eine strenge Revue zu halten. Im

amerikanischen Viertel herrscht mehr Ruhe. Hier sind weniger Gewölbe aber desto mehr Wollmagazine zu finden, und die Säcke stehen auf den Plätzen und Straßen so gedrängt beisammen, daß man oft nicht imstande ist, durchzukommen. Als Orte des Vergnügens müssen betrachtet werden: das große St. Charles-Theater, wo aber wegen Mangel einer guten Gesellschaft nur gespielt wird, wenn ein „Star" erster Größe Gastrollen gibt; dann die zwei Muschelwege oder jene Straßen, die sich neben dem Kanale hinziehen. Die Franzosen besitzen ein gutes Theater, das Sänger- und Schauspielpersonal würde jeder Provinzbühne in Frankreich Ehre machen, das Orchester kann vorzüglich genannt werden. Hier gelangen die großen Opern von Meyerbeer, sowie die komischen von Auber, Halevy und Adam dann solche Komödien und Vaudevilles, welche in Paris Beifall erhalten haben, zur Aufführung. Die erste Sängerin bat Fanny, auch in ihrem Benefiz tanzen zu wollen. Meine Freundin zeigte sich willig, wie sich überhaupt bei jedem Anlasse ihre Freundlichkeit im schönen Lichte darstellt. Als wir am Schlusse von Fannys Benefiz nach Hause fuhren, nahmen wir die Sängerin mit. Vom Theater angefangen zog durch die ganze Rue Royal eine große Menschenmenge dem Wagen nach, und als wir unser Hotel erreicht hatten, fanden wir den Weg mit dichten Gruppen Neugieriger verstellt. Wir wurden durch ein glänzendes Souper überrascht. Als wir mit den Geladenen im fröhlichen Zirkel beisammensaßen, ließ sich eine wohlbesetzte Nachtmusik vernehmen. Nach dem ersten Stücke wurden wir durch lauten Feuerruf erschreckt und die Feuerspritzen fuhren mitten durch die aufgestellten Musiker. Man ließ die Musiker in den großen Salon des Hotels treten. Nun pflanzten sich die Pompiers vor das Tor hin und läuteten alle ihre hundert Glocken, die an den Maschinen zur Verstärkung des Feuerlärms angebracht waren. Das ganze zeigte sich nur als das Werk der Bosheit von Seite der Amerikaner, gegen die Franzosen angezettelt. Fanny ist im ganzen in 26 Vorstellungen vor dem Publikum erschienen und die Bewohner von New Orleans haben ihr in jeder Beziehung den Tribut der Auszeichnung gezollt. Wir haben drei Frühlinge hier verlebt, den ersten in der Habana, den zweiten in New Orleans und den dritten in New York. Hinlängliche Entschädigung für die lange Seereise bieten die Naturschönheiten, welche Amerika in reicher Fülle entfaltet. Ich habe die Fortsetzung unserer Rückreise noch nicht geschildert. Dies soll bei nächster Gelegenheit geschehen. Gestern haben wir das erstemal seit unserer Überfahrt von Europa das Schiff „Great Western" wiedergesehen.

* * *

New York, den 3. August 1841.

Als wir der Stadt Cincinnati Lebewohl sagen wollten, konnten wir nur mit Mühe ein „Steamboot" erhalten, welches uns nach Wheeling brachte. Während der Fahrt hatten wir eine kleine Angst zu bestehen. Das Schiff war als ein Schnellboot anzusehen, und der Kapitän machte die Wette, drei andere Schiffe einzuholen, die schon einen Vorsprung von vier, sechs und zehn Stunden hatten. Wir wußten keine Silbe von dieser Wette und bewunderten das pfeilschnelle Forteilen. Der Kapitän beschwichtigte durch seine Überredungskunst unsere Furcht und hatte das Vergnügen, das dritte Schiff einzuholen und seine Wette auf die glänzendste Weise zu gewinnen. Wir haben durch diese Fahrt einen Begriff von einer Luftreise erhalten. In dem Städtchen Wheeling wurde Fannys Ankunft bald bekannt und nach einem Zeitraume von vier Stunden war das Hotel von

Neugierigen umrungen. Wir bestellten einen Wagen, um über die westlichen romantischen Gebirge nach dem Städtchen „Friedrich" zu gelangen. Wir erhielten einen schönen, bequemen Wagen, die „Queen" genannt, und mußten uns durch die Menschenmasse eine Gasse brechen. Fanny wurde wie eine Wundererscheinung angestaunt, und nach gestillter Neugierde war auf jedem Gesicht der Ausdruck der Zufriedenheit zu lesen. Ich finde keine Worte, um die Schönheit dieser Gebirgslandschaft zu bezeichnen, deren Reiz noch durch freundliche Städte, malerische Dörfer und durch den glänzenden Spiegel des Flusses erhöht wird. Wir stiegen oft aus dem Wagen, um die Bilder der herrlichen Natur schweigend zu bewundern. Auf dem Flusse Ohio haben wir gerade eine Strecke von tausend Meilen zurückgelegt. Wir wurden immer von dem schönsten Wetter begünstigt; nur an einem Abende hatte uns das Donnerwetter in einer Gebirgskette überrascht. Der Anblick der erzürnten Natur war furchtbar schön. Wir blieben auf einer Anhöhe stehen, um diesem Naturschauspiel unsere ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Endlich wurden wir durch den Platzregen doch von dieser Loge verjagt, und nun fuhren wir mit geflügelter Eile über Berg und Tal, bis wir das Städtchen Cumberland als Asyl erreichten. Das Hotel hatte eine herrliche Lage gegen Westen, hinter welchem am Saume dunkler Berge die scheidende Sonne zwischen zerrissenem Gewölke hervorglänzte. Wir verfolgten dann unsern Weg weiter und sind noch vor dem Eintreten der Dunkelheit in Friedrich angekommen. Hier hielten wir Nachtruhe und begaben uns am anderen Tag mit der Eisenbahn nach Baltimore. Wir bewohnten daselbst das nämliche Hotel, wohin Fanny bei ihrer früheren Anwesenheit im Triumphe gebracht wurde. (Fortsetzung folgt.)

— — — —

R. M. Werners Hebbel-Biographie.

Von Josef Seemüller.

Es ist kein Zufall, daß Richard Maria Werner intensives Interesse und langjährige Arbeit dem Werke und der Persönlichkeit Friedrich Hebbels gewidmet hat: sein Vater, Karl Werner, gehörte zu dem engen Kreis junger Männer, der in dem Wien der Fünfzigerjahre seinen Mittelpunkt in der mächtig beherrschenden Erscheinung des Ditmarschen hatte. So übernahm der Sohn bereits die Überlieferung des Interesses und der Pietät für die höchst eigenartige Persönlichkeit Hebbels, und das Verständnis liebevoller Neigung, das nur die direkte Beziehung vom Menschen zum Menschen schaffen kann, vererbte sich auf ihn. Richard M. Werner hat uns das gesamte literarische Werk Hebbels in einer vortrefflichen Ausgabe, deren textliche, historische, kritische Beigaben eine reiche Fundgrube für den Literarhistoriker sind, erneuert; dieselbe Sorgfalt läßt er den Tagebüchern und Briefen seines Helden angedeihen, nunmehr hat er auch das Lebensbild Hebbels, wie er es schaute, im 47. und 48. Band der Biographien-Sammlung „Geisteshelden (Führende Geister)" gezeichnet.

Die reife Frucht solcher Vorarbeiten verdient denn sowohl in Rücksicht auf den Verfasser, als wegen des Gegenstandes teilnehmendste Aufmerksamkeit.

Umfassende Kenntnis der heute uns zugänglichen Quellen für Hebbels Leben, unmittelbare und intime Vergegenwärtigung seiner Werke, innere Aneignung und Verarbeitung des gesamten Stoffes hat der Biographie den Zug aus dem Vollen gegeben. Der knappe Raum von 23 Bogen hat auch zu großzügiger Komposition geführt, in der das Episodische und Anekdotenhafte vor den beherrschenden Linien der Entwicklung zurücktritt. Hebbels Leben baut sich in langer und langsamer Exposition auf, peinlich dadurch, daß es ein fortwährendes Ringen mit sehr drückenden äußeren Verhältnissen, schmerzlich dadurch, daß es in der Zeit der jungen Mannesjahre auch ein innerer Kampf mit sittlicher Pflicht ist — der schwersten, die es gibt, der Verleugnung des eigenen Selbst um eines anderen Menschen willen; dann der lange vorbereitete Schnitt, mit dem er sich von dem Mädchen trennt, dessen Existenz er zuerst in der Überraschung der Sinne, dann in freier seelischer Hingebung an sich genommen hatte — für unser Empfinden verschärft durch den Sophismus: „Schüttle alles ab, was dich in deiner Entwicklung hemmt und wenn's auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen anderen fördern" (Tageb. III., 47), gemildert durch die neue tiefe Neigung, die den Entschluß zur Tat machen half. Um den Preis jener Schuld ist aber ein neues Dasein gewonnen, in dem der Ruhelose diejenige Einheit des inneren und äußeren Lebens und dasjenige Maß des Glückes erreicht, das ihm überhaupt beschieden war. Den entscheidenden Moment — die erste Zeit des Wiener Aufenthalts, da Christine Enghaus in Hebbels Leben tritt, Elise Lensing ausscheidet — hebt die Biographie gebührend hervor. Das Element der Spannung, das den Zuschauer jenes sich Emporringens, jenes inneren Zwiespaltes in Atem hält, kam auch der Darstellung Werners zu gute, so sehr, daß die Erzählung der folgenden anderthalb Jahrzehnte dagegen abfällt. Tatsächlich verfließt Hebbels äußeres Leben von da an ohne Ereignisse, die entscheidend auf seine geistige Existenz zurückgewirkt hätten, und seine künstlerische Tätigkeit ist, sobald er die „Julia" und das „Trauerspiel in Sizilien" hinter sich hatte, nicht mehr Entwicklung, sondern Entfaltung. Es ist freilich die Zeit seines schönsten Werkes, des „Gyges", und seines bedeutendsten Versuches, der „Nibelungen". Aber Werners Buch gewährt den Werken nicht selbständigen Platz, sondern ordnet ihre Nennung und Besprechung der Erzählung der Lebensumstände unter. In der Frage, wie soll der Biograph eines Dichters die rein historischen und die literarhistorischen Partien seiner Aufgabe gegeneinander abwägen, wie sie anordnen, soll er sie überhaupt trennen oder ineinanderarbeiten, läßt sich weder theoretisch noch empirisch ein Weg vorschreiben. Werner durfte um so gewisser den seinigen gehen, weil er vieles von dem literarhistorischen Detail schon früher in den Einleitungen der Ausgabe gebracht hatte.

Je nach seinem verschiedenen Standpunkt wird dieser und jener Leser eines oder das andere vermissen oder ausführlicher wünschen — etwa eingänglichere Zeichnung des Wiener Milieus, näheres Eingehen auf den engsten Hebbel-Kreis und den bitteren Konflikt, der sich da ergab, auf das Verhältnis zu Laube; solchen Wünschen stellt sich aber zumeist die Frage gegenüber, ob die Disposition des ganzen, das wohlerwogene Gleichmaß in Auswahl und Verteilung der Einzelheiten dadurch nicht gestört würde. Eines zu seiner vollen Geltung und Wirkung zu bringen, hat, meine ich, ohne Notwendigkeit dennoch Werner sich entgehen lassen. In der Vorrede lesen wir, daß er das Literarhistorische nicht zur Hauptsache machte, „weil Hebbel während seiner Epoche stets seitwärts

stand und seinen Einfluß erst nach seinem Tode, dann freilich immer stärker zu entfalten begann". Auch ich glaube, daß es zunächst gilt, die Eigenart seiner Persönlichkeit zu erfassen und der Nation wert zu machen, und daß die sichere literarhistorische Einordnung erst nach rückwärts, noch nicht nach vorwärts möglich ist. So gewiß er nun während seiner Epoche seitwärts stand, so wünschenswert ist es, die Punkte des Gegensatzes sowohl als der Anknüpfung an Vorgänger und Zeitgenossen stärker hervorgehoben zu sehen, als Werner diesmal tat. Was ist es, was ihn zum „Nachfolger" Heinrichs von Kleist macht, was hat Jean Pauls Einfluß in ihm hervorgerufen, wie ist seine andauernde, außerordentliche Verehrung Uhlands zu verstehen, was band ihn an Tieck, was kam literarisch dem tief schon in Hebbels eigenem Wesen begründeten Element des Mystischen und Symbolischen entgegen, das z. B. die „Judith", „Genoveva", „Gyges", die „Nibelungen" an sich tragen? Von all dem ist bei Werner — und mehr als einmal — die Rede, aber es fehlt der zusammenfassende Abschnitt, der das und mehr vereinigte und auch dem literarischen Verständnis mancher Züge des Gesamtwerkes zu gute käme. Man vermißt ihn um so mehr, weil alle Voraussetzungen für ihn da sind.

Der Wert einer Leistung liegt nicht bloß in den positiven Ergebnissen, die sie bringt, sondern auch in den Fragen, zu denen sie anregt. Seit mehr als zwei Jahrzehnten kennen wir den außerordentlichen, nicht bloß biographischen, sondern allgemein menschlichen und literarischen Gehalt des Buches, das sich „Hebbels Tagebücher" nennt. Sie scheinen dem, der Hebbels Leben schreibt, die Aufgabe sehr zu erleichtern, ja ihm gebahnten Weg zu zeigen; die Analyse der Persönlichkeit, ihres innersten Denkens, Wollens, ihrer Beweggründe, Absichten ist hier ja, wie es scheint, von dem vorweggenommen, dem das allererste Wort darüber zukommt. Und so läßt auch Werner ab und zu sein eigenes Konzept in den Wortlaut der Tagebücher übergehen, sein und Hebbels Eigentum nicht mehr sondernd, wie es sein Recht war, sobald das Tagebuch ihm die sicherste Beurteilung des Lebensmomentes an die Hand zu geben schien. In vielen Fällen wird das Richtige zweifellos damit getroffen. In anderen aber kann auch ein direktes Zeugnis des Tagebuches — natürlich nicht bei äußeren Tatsachen, aber in der Spiegelung innerer Vorgänge, in der Reflexion darüber — dem Biographen doch nur den Wert einer abgeleiteten Quelle haben: denn Hebbel hat große Strecken nicht im Selbstgespräch, sondern im Gedanken an die Öffentlichkeit geschrieben, hat dort bereits stilisiert, ästhetische Absichten, psychologische Deduktionen bestimmter Tendenz im Auge gehabt. Sofort wird dadurch die Confessio zu einem schriftstellerischen Werk und legt für die Persönlichkeit des Verfassers nicht in anderer Weise Zeugnis ab, als ein anderes, zu selbständigem literarischen Leben hinausgegebenes Werk. Man denke an die Art, wie er die mannigfachen Traumbilder erzählt, an Erfahrungen, Einfälle, die sofort als Keime literarischer Gebilde bezeichnet werden. Es wird berichtet, daß Hebbel gut sprach, daß er das Gesprächsthema gerne zu einer kleinen, abgerundeten Rede gestaltete. In langen Epochen seines Lebens war er aber ein Einsamer, dessen Mitteilungsbedürfnis im Tagebuch sich Luft machte, auch dort oft zu abgerundetem Einzelbild sich formend. Das Schreiben war ihm auch im Tagebuch oft ein hohepriesterlicher Akt.

So ist es denn in erster Linie doch wieder Zeugnis für den Schriftsteller, erst in zweiter für den Menschen. Ähnlich steht es mit zahlreichen Briefen. Ein Aufsatz „Geistige Lunten" geht in einen Brief an Elise Lensing über. Selbst in schweren Lebenskrisen, die

sein sittliches Empfinden in Gegensatz zum egoistischen Lebenstrieb bringen, z. B. in den Zeiten, da sein Verhältnis zu Elise sich löst, schriftstellert er in Briefen. In einen Brief hinein kopiert er Stellen aus dem Tagebuch. Der Herzenserguß, den er auf die Nachricht vom Tode seines Söhnchens Max ins Tagebuch schreibt, erschüttert zuerst, wirkt gegen Schluß aber erkältend, weil man den Eindruck erhält, als ließe Hebbel — in einem Drama — eine dritte Person reden. Man verstünde nicht, wie erschütternde Lebenserfahrungen bei ihm in so viele — und oft so ergreifende — Worte sich kleiden mochten, wenn man nicht den Objektivierungstrieb des Schriftstellers voraussetzte. Ein derartig stilisiertes Selbstzeugnis ist aber als solches zu werten.

Daneben fehlen jedoch die Maßstäbe nicht, um Hebbels Reflexionen über sich selbst und seine Tätigkeit objektiv zu messen, in den Empfindungen und Urteilen, die andere Personen und Dinge der Außenwelt in ihm hervorrufen, in den Widersprüchen, in die sein späteres Urteil zum eigenen früheren gerät, in Tatsachen des Empfindungslebens, die als solche, ungetrübt durch die deutende Reflexion, zur Aufzeichnung kommen, wobei man z. B. an die Tagebuchstelle vom 13. April 1837 denke: „Heute ist ein glücklicher Tag für mich gewesen; 1. erhielt ich heut morgen 8 Louisd'ore aus Berlin; 2. kam Rousseau; 3. kam er 1½ Tag früher, als er mir geschrieben hatte; 4. ließ ich heut abend mein Licht zu Boden fallen, ohne daß es zerbrach." Naives und Reflektiertes wird denn in den Tagebüchern zu sondern und die Kraft ihrer Zeugnisse demgemäß zu revidieren sein.

Werner hat vorzugsweise, möchte ich sagen, die oberirdische Erscheinung der Menschenpflanze Hebbel gezeichnet — die ihm ja in der Fülle seiner eigenen indirekt-persönlichen Beziehungen zu ihm vor allem nahe lag —; wer Hebbel fremder gegenübersteht, wem Quelle der Erkenntnis vor allem seine literarische Hinterlassenschaft ist, wird geneigter sein, auf jene zerstreuten Zeugnisse des naiven Selbstabdruckes einzugehen.

Das Zweite, zu dem die Biographie mittelbar auffordert, ist die Analyse der Grundlagen von Hebbels philosophischen Ansichten. Werner bedient sich in der Darlegung der dramatischen Theorie des philosophierenden Dichters mit Recht der Terminologie, die dieser selbst gebraucht. An sich nicht ohneweiters klar, bedarf sie der Erklärung aus der zeitgenössischen Philosophie. Hebbel schreibt einmal: „Was kann ich Besseres wünschen, als daß die Hegelsche Philosophie mein Verhältnis zu ihr zu begreifen anfange." Eben dieses scheint mir einer besonderen Darstellung wert, die denn freilich in monographischen Charakter überginge.

Werners Buch ist Christinen Hebbel „in alter Familientreue" zugeeignet. Und in der ungebrochenen Ganzheit, in der diejenigen, die Hebbel liebten und ihm persönlich nahe standen, seine Erscheinung in sich tragen mögen, tritt sie aus diesem „Lebensbild" — wie Werner sein Buch nennt — hervor. Das ist, mag auch mancher Einzelstrich, namentlich in den literarischen Abschätzungen, einmal vielleicht anders zu setzen sein, ein unvergleichlicher Gewinn für das Andenken und Fortleben des Toten.

Chronik.

Finanzrecht.*

I. Finanzstrafrecht.

Die vieljährigen Bemühungen um die Reform der direkten Besteuerung haben bekanntlich in der Regelung der direkten Personalsteuern durch das Gesetz vom 25. Oktober 1896 ihren vorläufigen Abschluß gefunden. Von diesem Gesetze erweckte das V. Hauptstück, betreffend die Strafbestimmungen, ein besonderes Interesse bei Fachschriftstellern, offenbar aus dem Grunde, weil bis dahin das Strafrecht der direkten Steuern ebensowenig geordnet war, wie das Verwaltungsstrafrecht überhaupt und nun wenigstens in einem wichtigen Teile desselben die größten Mängel behoben wurden. Wie begreiflich, hielt die Regierung den Anlaß der Reform einiger direkten Steuern nicht für passend, um eine an und für sich gewiß wünschenswerte grundsätzliche Änderung des Finanzstrafrechts in Anregung zu bringen. Der damalige Zeitpunkt schien nämlich einer so umfassenden Reform nicht günstig, die überdies die noch dringlichere Regelung der Personalsteuern zu lange verzögert, wenn nicht gar gefährdet hätte. Immerhin ist es bedauerlich, daß bei dem erwähnten Anlasse nicht wenigstens der Versuch gemacht wurde, für alle direkten Steuern, also einschließlich der Gebäudesteuern, ein gleichartiges Strafverfahren zu schaffen.

Abgesehen von einigen gelegentlichen Bemerkungen zu den Strafbestimmungen des Personalsteuergesetzes in den Artikeln von Dr. Groß, Reisch und Sieghart über die Reform der direkten Steuern hat R. v. Bauer eine Abhandlung, betreffend die „Amts- und Antragsdelikte in den neueren Personalsteuergesetzen" („Juristische Blätter", Nr. 33 bis 45, ex 1902), geliefert und darin die Subsumtion jener Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften des Personalsteuergesetzes unter das allgemeine Strafgesetz erörtert, welche nicht von den fassionspflichtigen Parteien sondern von den an der Steuerveranlagung beteiligten Funktionären begangen werden. In einem weiteren Aufsatze über „Das Delikt der Steuerverkürzung in den neueren Personalsteuergesetzen" („Österreichische Zeitschrift für Verwaltung", Nr. 1 bis 6, ex 1903) hat derselbe Schriftsteller einen interessanten Vergleich der Strafbestimmungen unseres Personalsteuergesetzes mit den analogen Bestimmungen der neueren Steuergesetze in den deutschen Staaten, in den Niederlanden und in einigen Kantonen der Schweiz angestellt und gezeigt, wie das positive Recht hinsichtlich des objektiven und subjektiven Tatbestandes der Steuerverkürzung (dieses Steuervergehens per eminentiam) durch Unterlassung oder Unwahrheit der Steuererklärung, ungeachtet der prinzipiell übereinstimmenden Anschauungen über das genannte Delikt, differiert. In der gleichen Zeitschrift (Nr. 8 bis 29, ex 1903) hat R. v. Bauer auch „Das Steuerstrafverfahren in der neueren Personalsteuergesetzgebung" einer eingehenden Prüfung auf seinen juristischen und praktischen Zweck hin unterzogen und nach einer Schilderung dieses Verfahrens im Deutschen Reiche sowie in den deutschen Bundesstaaten, dann in einigen angrenzenden Ländern (Luxemburg, Niederlande, Solothurn und Basel) die großen Mängel unseres Steuerstrafverfahrens hervorgehoben. Insbesondere wendet er sich mit Recht gegen das von Dr. Meisel in dessen Abhandlung über „Das Strafrecht der österreichischen Einkommensteuer" (Finanzarchiv, XIX. Jahrg., 2. Bd.) vertretene Opportunitätsprinzip bei der Strafverfolgung, „die wieder zu jenem Zustande der Rechtlosigkeit in Steuersachen führen würde, den Parteien, Behörden und gesetzgebende Körper mit seltener Einmütigkeit verdammt haben".

Sehr eingehend behandeln unsern Gegenstand Dr. Siebenschein und Lichtenstern in einer bei Manz 1904 erschienenen Monographie (VII. und 229 S.) über „Das Strafrecht der direkten Personalsteuern". In dieser Schrift bieten die Verfasser an der Hand der Gesetzesmaterialien, der parlamentarischen Verhandlungen und der Vollzugsvorschriften, dann mit Benützung der bisherigen Erkenntnisse des Verwaltungsgerichtshofes einen systematischen Leitfaden sowohl für die Studierenden und Aspiranten des Finanzdienstes als für diejenigen,

* Vergl. Bd. II, Heft 19 der „Österr. Rundschau".

welche, sei es als Parteien oder als Veranlagungsorgane, mit jenen Strafbestimmungen praktisch zu tun haben. Auch nehmen sie zu den nächstliegenden Fragen auf dem Gebiete des Steuerstrafrechts zumeist in zutreffender Weise Stellung und zwar, da wo erforderlich, unter Beziehung auf das allgemeine Strafrecht und das Gefällsstrafgesetz. Sehr wertvoll erscheint uns ihre Begründung der solidarischen Verbindlichkeit mehrerer Mittäter zu einer bloß einmaligen Leistung der gesetzlichen Geldstrafe wegen Steuerverkürzung. Schade, daß den Verfassern bei der Erörterung des für das Strafrecht der direkten Besteuerung neuartigen Institutes der persönlichen Haftung die einschlägige Abhandlung von R. v. Bauer im Österreichischen Verwaltungsarchiv (I. Jahrg., 2. Heft) noch nicht vorgelegen war. Ungern vermißt wird allerdings das Eingehen auf gewisse im Personalsteuergesetze offen gelassene Fragen des Strafverfahrens, wie die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, die Ausschließung und Delegierung von amtlichen Funktionären u. dergl., ferner eine Kritik des nach ziemlich allgemeiner Überzeugung unzulänglichen Rechtsschutzes in Steuerstrafsachen. Die Einrichtung eines aus richterlichen und Finanzbeamten zusammengesetzten Spruchsenates, der im Namen der Finanzlandesbehörde über Rekurse gegen die Straferkenntnisse der Steuerbehörde erster Instanz in den wichtigeren Steuerstrafsachen entscheidet und offenbar den in den bedeutenderen Gefällsstrafsachen erkennenden Gefällsgerichten nachgebildet ist, reicht hiezu wohl kaum aus. Denn im Spruchsenate führt nicht allein ein Beamter der Finanzverwaltung das Referat, sondern auch der Vorstand der Finanzlandesbehörde oder dessen Stellvertreter den Vorsitz und dieser gibt bei Stimmengleichheit den Ausschlag, ähnlich wie beim Gefällsbezirksgerichte (anders bei den oberen Gefällsgerichten). Eine Strafrechtspflege soll jedoch das unbedingte Vertrauen der Staatsverwaltung sowie der Staatsbürger genießen und auch nicht einmal den Schein einer Befangenheit aufkommen lassen; sonst büßt sie die volle moralische Wirkung ihrer Straferkenntnisse ein, mögen diese innerlich noch so wohlbegründet sein.

Ebenfalls bei Manz 1904 ist eine Monographie: „Der Beweis im Gefällsstrafprozesse nach österreichischem Rechte" von Karl Kraus (V. und 80 S.) erschienen, die ein wichtiges Hauptstück des formellen Teiles unseres Gefällsstrafgesetzes behandelt. Bekanntlich stammt dieses Strafgesetz für Übertretungen der Vorschriften zur Handhabung der indirekten Abgaben (Gefälle) aus dem Jahre 1835 und ist noch ganz von der gesetzlichen Beweistheorie beherrscht. Hienach sind die in Gefällsstrafsachen erkennenden Finanzbehörden und Gefällsgerichte bei der Entscheidung an bestimmte Beweisregeln gebunden. Infolgedessen kann der einer Gefällsübertretung Beschuldigte nur dann verurteilt werden, wenn die vom Gesetze abstrakt bestimmte Anzahl und Beschaffenheit von Belastungsbeweisen vorliegt; sind solche Beweismittel oder „rechtliche Anzeigungen" nicht in zureichendem Maße vorhanden, so wird der Beschuldigte nicht etwa gänzlich freigesprochen, sondern bloß aus Abgang rechtlicher Beweise (ab instantia) losgesprochen. Diese strengen Beweisregeln, welche nebst dem schriftlichen und inquisitorischen Verfahren als der größte Übelstand des Gefällsstrafprozesses bezeichnet werden müssen, haben den Nachteil, daß einerseits mancher Gefällsübertreter mangels der genau vorgeschriebenen rechtlichen Beweise straflos ausgeht, anderseits mancher Beschuldigte nicht imstande ist, die gegen ihn vorliegenden formellen Beweise zu entkräften. In beiden Fällen muß es dem erkennenden Richter schwer ankommen, auf Grund des gesetzlichen Zwanges vielleicht gegen seine innere Überzeugung den einen loszusprechen, den anderen zu verurteilen. Unser Gefällsstrafgesetz kennt auch noch den alten Erfüllungs-(Reinigungs-)Eid und läßt die freie richterliche Beweiswürdigung nur hinsichtlich des Handschriftenvergleiches und zur Erweisung des bösen Vorsatzes oder der Fahrlässigkeit gelten.

Diese gesetzlichen Beweisregeln hat nun Dr. Kraus in seiner Schrift übersichtlich dargestellt und die Beweislast der Untersuchungsbehörde, eventuell des Beschuldigten, näher auseinandergesetzt. Bei der Wichtigkeit einer erschöpfenden Beweisaufnahme für die Entscheidung in Gefällsstrafsachen, welcher bekanntlich keine Hauptverhandlung, sondern ein sogenannter Schlußvorhalt vorausgeht, behandelt er sodann die einzelnen Beweisarten (Geständnis, Urkunden, Zeugen und Sachverständige, Indizien), erläutert dieselben an Beispielen, namentlich aus der Gebührenpraxis, und stellt schließlich sogar mathematische Formeln über die zu einem vollen Beweise erforderlichen Beweismittel auf. Leider bedarf es so kleinlicher Behelfe, um die künstlichen, für unsere Zeit sonderbaren Beweiskonstruktionen des Gefällsstrafprozesses leichter verständlich zu machen. Den angehenden Finanzbeamten und dem Anwaltstande mag das Büchlein als willkommener Pfadfinder in dem einen modernen Juristen geradezu anwidernden Beweisverfahren nach dem Gefällsstrafgesetze dienen. Besser wäre es, wenn sich mit diesem allgemein längst aufgegebenen Kunststücke niemand mehr zu befassen hätte.

Noch im Jahre 1903 erschien im Selbstverlage von Josef Sladeček: „Das österreichische Gefällsstrafgesetz" (CXVIII und 303 S.).

Das ungewöhnlich lange Vorwort dieser Schrift enthält teils historische, teils reformatorische Bemerkungen und einzelne Urteile aus industriellen Kreisen über dieses Gesetz, von dessen Reformbedürftigkeit wir wohl alle überzeugt sind. Außerdem enthält das Büchlein einige Bruchstücke aus dem ersten (materiellen) Teile und einen etwas ausführlicheren Auszug aus dem zweiten (formellen) Teile unseres Gefällsstrafgesetzes, welche beide zunächst für die Bier-, Branntwein- und Zuckerindustriellen, dann für Advokaten und Anwälte, also hauptsächlich für die Zwecke der Verteidigung bestimmt sind. Der Verfasser bezeichnet es als einen Leitfaden für die Praxis, bietet den Lesern statt dessen aber eine, wie er selbst betont, „etwas rauhe" Kritik des veralteten, antisozialen und angeblich ganz unbrauchbaren Gefällsstrafgesetzes und seiner Handhabung sowie der neueren Verzehrungssteuergesetze. Bei einer solchen Polemik geht es natürlich ohne Einseitigkeiten, Mißverständnisse und manche unbegründete Vorwürfe nicht ab; auch passieren dem Verfasser allerlei Sprachfehler, so z. B. nennt er das Biersteuer-, Branntweinsteuer- und Zuckersteuergesetz stets Bier-, Branntwein- und Zuckergesetz. Zum Schlusse illustriert Sladeček das Gefällsstrafverfahren „an einem aktenmäßigen Falle über ein schwarzes Gebräu".

Auch seine Reformideen können unseren Beifall nicht finden. So z. B. wenn er alle Zuwiderhandlungen gegen die Steuer- und Gefällsvorschriften den ordentlichen Gerichten (welchen ein Konzeptsbeamter der Finanzbehörde beizugeben wäre) überweisen und sie zu diesem Behufe in „Steuerverbrechen, Steuervergehen (Grenze 3000 K Geld und 6 Monate Freiheitsstrafe) und Steuerübertretungen" (bis zu 100 K Geldstrafe) einteilen, wenn er die Anklage vor Gericht wegen solcher Delikte der Finanzprokuratur übertragen, oder wenn er Finanzbeamte als Einzel- und Untersuchungsrichter aufstellen will.

Der Beitrag von Dr. Gustav Lippert: „Zur Reform des österreichischen Gefällsstrafwesens" in Grünhuts „Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart" (XXXI. Band, 2. Heft) ist großenteils eine Paraphrase eines im k. k. Finanzministerium ausgearbeiteten Referentenentwurfes, der im Jahre 1888 den Finanzbehörden und Gefällsgerichten zur Begutachtung mitgeteilt wurde und gegenwärtig wohl kaum mehr aktuell ist.

Auch dieser Schriftsteller möchte die minder bedeutenden Finanzdelikte Einzelrichtern, die übrigen hingegen den wie bisher als gemischte Senate organisierten, aber nach modernen Prozeßgrundsätzen judizierenden Gefällsgerichten übertragen wissen; an letztere Gerichte wäre übrigens der Einspruch gegen die Strafverfügungen der Einzelrichter zu leiten. Die Kognition in erster Instanz bliebe hiebei zwischen den Gefällsbezirks- und Obergerichten (Kompetenzgrenze 10.000 Kronen Geldstrafe) geteilt. Eine solche Zweiteilung können wir zwar bei einem schriftlichen, aber nicht bei einem unmittelbaren Strafprozeß für zweckmäßig erachten. Die Anklage hätte nach Lipperts Ansicht, der auch wir zuneigen, die am Ausgange des Strafprozesses interessierte Finanzbehörde zu vertreten. Beide obgenannten Schriftsteller sprechen sich mit Recht für die Beibehaltung der sogenannten Ablassung vom Verfahren (Strafabfindung) aus.

Von größerer Bedeutung erscheint uns eine Studie von Dr. Král: „Der österr. Steuer- und Gefällsstrafprozeß" (Juristische Blätter, XXXII. Jahrgang), welche sich gegen ein rein oder de facto administratives Finanzstrafverfahren wendet und die Heranziehung von Laien zur Rechtsprechung in Finanzstrafsachen befürwortet. Hinsichtlich der direkten Besteuerung hätte der Bezirkshauptmann* als Amtsrichter, der Steuerinspektor aber als Erhebungsorgan und Ankläger zu fungieren. Zwecks einer unparteiischen Rechtsprechung wäre von den Laienbeisitzern einer aus der Klasse der Höchstbesteuerten, der andere aus jener der Minderbesteuerten zu wählen. Der Berufungssenat sollte nur periodisch nach Bedarf zusammentreten und aus zwei Beamten der Steuerverwaltung und zwei Vertretern der Handels- und Gewerbekammer unter dem Vorsitze eines höheren richterlichen oder Finanzbeamten bestehen. Eine allfällige dritte Instanz denkt sich Dr. Král als einen Senat am Sitze der Finanzlandesbehörde ohne Laienelement.

Viel dringender sei jedoch die Reform des Gefällsstrafverfahrens. Hier wäre wegen der komplizierteren Natur dieses Prozesses schon in erster Instanz (beim Gefällsbezirksgericht) außer zwei Vertretern der Handels- und Gewerbekammer und dem Vorsitzenden ein rechtskundiger Fachmann der Gefällsbehörde als erster Votant (Referent?) zu bestellen. Den Vorsitz hätte in Gebührenstraffällen der Vorstand der Gebührenabteilung, in anderen Gefällsstrafsachen der Vorstand der Finanzbezirksdirektion einzunehmen; von den zwei Laienbeisitzern wäre bei Gefällsübertretungen, betreffend die Verzehrungssteuer, einer aus dem Großbetriebe, der andere aus dem Kleinbetriebe der bezüglichen Gewerbeabteilung, bei Zollgefällsübertretungen aber einer aus dem Großhandel, der andere aus dem Kleinhandel, hingegen in Gebührenstraffällen je einer aus dem Stande der Advokaten

* In Städten, wo Steueradministrationen als Steuerbehörden erster Instanz fungieren, also wahrscheinlich der Steueradministrator.

und Notare zu wählen. Von den vier Beisitzern des Gefällsobergerichtes wäre je einer aus dem Richterstande, den Finanzbeamten, der Gewerbe- sowie der Handelsabteilung der Handels- und Gewerbekammer, in Gebührenstraffällen aber der Advokaten- sowie der Notariatskammer zu entnehmen; den Vorsitz in zweiter Instanz hätte der Oberlandesgerichtspräsident oder dessen Stellvertreter zu führen. Als dritte Instanz hätte das oberste Gefällsgericht in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung zu fungieren.

Für das Finanzstrafverfahren selbst empfehle sich, da das Steuervergehen ein Mittelding zwischen Zivil- und Kriminaldelikt sei,* weder die einfache Rezeption der Regeln des allgemeinen Strafprozesses noch jene des Zivilprozesses, sondern das Einschlagen eines Mittelweges. Es bedürfe hier einer förmlichen Versetzung in den Anklagestand ebensowenig wie bei Übertretungen, weder einer eigenen Voruntersuchung noch einer zwangsweisen Vorführung des Beschuldigten, auch nicht der Zuweisung der bedeutendsten Strafsachen an die Obergerichte, sondern eines intensiveren Kontumazial- und eines extensiveren Mandatsverfahrens, wie im allgemeinen Strafprozesse. Doch müsse der objektive Tatbestand von Amts wegen erhoben und auch auf die schriftlichen Äußerungen des Beschuldigten tunlichst Rücksicht genommen worden. In den Oberinstanzen wäre einfach nach den Bestimmungen der allgemeinen Strafprozeßordnung vorzugehen. Die Anklage und der Gnadenweg wäre den Finanzbehörden zu überlassen und die Ablassung vom Verfahren beizubehalten.

In Anbetracht der Misere des gegenwärtigen Gefällsstrafprozesses sowie der Aussichtslosigkeit einer Reform des ganzen Finanzstrafwesens unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen macht Dr. Král den folgenden bemerkenswerten Vorschlag einer provisorischen Regelung des Gefällsstrafverfahrens, den er in 12 Punkten skizziert. Hienach hätten die bestehenden Gefällsbezirksgerichte (unseres Erachtens allerdings unter dem Vorsitze eines im allgemeinen Strafprozesse geschulten richterlichen Beamten) über sämtliche den Gefällsgerichten zustehenden Gefällsübertretungen in erster Instanz zu erkennen, die Gefällsobergerichte hingegen nur als Berufungsgerichte und das oberste Gefällsgericht als Revisionsinstanz zu fungieren, und zwar alle diese Gerichte nach den für das Verfahren bei Übertretungen geltenden Bestimmungen der allgemeinen Strafprozeßordnung. Die Finanzbehörde hätte die etwa erforderlichen Vorerhebungen zu pflegen und durch hiezu geeignete Beamte die Anklage vor Gericht zu vertreten.

* Vergl. Eglauer, „Das österreichische Steuerstrafrecht", (Innsbruck, 1886, Seite 193).

Vorstehender Vorschlag verdient nach unserer Meinung viel erntere Beachtung als der von Dr. Schücker und Genossen im Abgeordnetenhause eingebrachte Initiativantrag „auf Erlassung eines Gesetzes zur Regelung des Verfahrens bei Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle" (Nr. 1993 der Beilagen zu den stenographischen Protokollen des Abgeordnetenhauses, XVII. Session, 1904). Der diesem Antrage beigegebene Gesetzentwurf zielt nämlich auf eine Reform des Steuer- und Gefällsstrafverfahrens nach dem Vorbilde der deutschen Reichs-Strafprozeßordnung durch Einräumung des Einspruchs gegen Vermögensstrafen der Finanzbehörde an das ordentliche Gericht ab. Ohne Änderung der materiellen Strafbestimmungen ist aber eine Aufhebung der bestehenden Gefällsgerichte nicht ausführbar; denn man könnte sich zwar vorstellen, daß die Gefällsbehörden unter der Rechtskontrolle der Gerichte berufen wären, auch höhere Vermögensstrafen, als für welche sie gegenwärtig zuständig sind (bis zu 200 K), zu verhängen, aber wohl kaum selbständige Freiheitsstrafen und Strafverschärfungen, wie etwa den Verlust von Rechten und Befugnissen, die Abschaffung aus dem Grenzbezirke, die Stellung unter Polizeiaufsicht u. a. m. Solche Strafen müßten wohl entweder den Gefällsgerichten oder nach deutschem Muster den ordentlichen Gerichten vorbehalten bleiben, was leider der erwähnte Entwurf im unklaren läßt.

Außerdem sind auf dem Gebiete des Finanzstrafwesens zwei sehr gründliche Abhandlungen von R. v. Bauer hervorzuheben: „Über Steuervergehen" und „Das österreichische Finanzstrafverfahren und seine Reform" (Finanzarchiv, XIX. Jahrg., 1. Bd. und XX. Jahrg., 2 Bd.). Ihre eingehendere Besprechung würde den Rahmen unserer Chronik überschreiten, weshalb wir uns auf nachstehende Bemerkungen beschränken müssen. Der Verfasser, der hiebei hauptsächlich die direkten Steuern im Auge hat, geht von der Anschauung aus, daß das Steuervergehen keine Verletzung des materiellen Rechtes, sondern eine Verwaltungswidrigkeit, das heißt bloßer Ungehorsam gegen die Anordnungen der Finanzverwaltung sei. Demzufolge gelangt er, den Anschauungen Goldschmidts* folgend, zu der Forderung, die Finanzdelikte von besonderen Verwaltungsgerichten ahnden zu lassen. Wäre seine Annahme richtig, so würde daraus folgen, daß die Finanzdelikte ganz einfach im Verwaltungswege unter der Rechtskontrolle des Verwaltungsgerichtshofes zu ahnden seien, eine Einrichtung, welche wir bereits überwunden zu haben glaubten. In der öffentlichen Meinung herrscht gerade darüber allgemeine Übereinstimmung, daß die Judikatur

* Verwaltungsstrafrecht. Berlin, 1902.

in Steuer- und Gefällsstrafsachen nicht vollständig den Finanzbehörden überlassen werden könne, sowie darüber, daß für die bedeutenderen Finanzstrafsachen wenigstens im Einspruchswege ein öffentliches, mündliches und kontradiktorisches Verfahren vor Gerichten einzuführen sei, welche von der Finanzverwaltung möglichst unabhängig sind und nach freier richterlicher Überzeugung urteilen.

Die Reform des Finanzstrafprozesses und die Reorganisation der darin tätigen Strafbehörden hängt natürlich von der Auffassung des Steuervergehens ab, weil sich hienach die Art seiner Bestrafung (Strafensystem) richtet. Wir wollen nun nicht so weit gehen wie viele Vertreter der Strafrechts- und Finanzwissenschaft, welche die vorsätzliche Abgabeverkürzung (Steuerdefraudation) als **Betrug** ansehen und deshalb von den ordentlichen Gerichten mit **Kriminalstrafen** geahndet wissen wollen. Ohne Zweifel hat die Steuerdefraudation und noch mehr die dolose Gefällsverkürzung, womit regelmäßig eine rechtswidrige Bereicherung des Defraudanten auf Kosten der Konsumenten des Steuerobjekts verbunden ist, viele wesentliche Merkmale mit dem Betrug gemein; bestritten ist nur der Unterschied zwischen beiden, der, genau besehen, auf dem etwas zu laxen Rechtsgefühl des Volkes in Steuersachen und der daraus folgenden milderen Beurteilung der Steuerdefraudation beruht, wie R. v. **Bauer** selbst zugibt. Keinesfalls ist letztere jedoch eine bloße „Verwaltungswidrigkeit“, wie er meint, sondern formell und materiell eine **Rechtswidrigkeit**, ersteres, weil der Steuerdefraudant die gesetzliche Finanzrechtsordnung wissentlich verletzt, letzteres, weil er ein Rechtsgut des Steuerberechtigten unmittelbar und das Interesse der übrigen Besteuerten mittelbar schädigt. Man darf also die wissentlichen Steuerhinterziehungen und dolosen Gefällsverkürzungen mit den übrigen Steuer- und Gefällsverkürzungen, -kontrollsvergehen und -ordnungswidrigkeiten nicht in einen Topf werfen und gleichartig behandeln.

Es begegnet sicherlich keinem Anstande, die sogenannten Steuer- und Gebührenerhöhungen, wie bisher, im Verwaltungswege aufzuerlegen. Auch wird es keinem wesentlichen Bedenken unterliegen, wenn bloße Ordnungswidrigkeiten und Kontrollsvergehen, ja selbst kulpose Steuer- und Gefällsverkürzungen, wie z. B. die verspätete oder unterlassene Einbringung der Steuererklärung, auf dem gleichen Wege geahndet werden. Aber Steuerdefraudationen, wie insbesondere wissentlich falsche Steuererklärungen, vorsätzliche Monopols- und Regalsverletzungen, die Erschleichung einer Steuerrückvergütung oder Exportbonifikation, sind gewiß unredliche, betrügerische Handlungen und verdienen es, daß sie durch peinliche Bestrafung vor den Augen der Bevölkerung zu unehrenhaften Handlungen gestempelt werden. Wenn schon nicht das **Finanzunrecht** überhaupt, so müssen doch die schwersten und bedenklichsten Fälle desselben nach den Grundsätzen des strengen Rechts gestraft, also dem Strafrichter überantwortet werden; dagegen mögen die früher erwähnten Verwaltungswidrigkeiten nach finanzpolizeilichen Rücksichten geahndet werden. Die Beantwortung der Frage, ob zur Judikatur über das Finanzunrecht die ordentlichen oder besondere (Finanz-) Strafgerichte geeigneter erscheinen, würde uns hier zu weit führen. Dies ist schließlich eine Frage der Zweckmäßigkeit und des Vertrauens, welche vielleicht ungefähr nach dem Vorschlage Dr. Králs am besten zu lösen wäre.

Theodor Eglauer.

Besprechungen.

„**Die Zuchthaus- und Gefängnisstrafe, ihre Differenzierung und Stellung im Strafgesetze.**“ **Ein Beitrag zur Strafrechtsreform mit Berücksichtigung des Vorentwurfes zu einem Schweizerischen Strafgesetze von Dr. Emil Spira, k. k. österr. Gerichtssekretär i. zt. R., Privatdozent an der Universität in Genf. München, 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.**

Nach **Leuß**, **Treu** und **Auer** kommt jetzt **Spira** mit seiner hochinteressanten Arbeit über die Freiheitsstrafe, die freilich ihrem Titel insofern nicht entspricht, als sie sich nicht nur mit der Zuchthaus- und Gefängnisstrafe, sondern mit dem Strafensystem des schweizerischen Entwurfes überhaupt befaßt. Dieser Strafgesetzentwurf gilt mit Recht als die hervorragendste kriminalpolitische Leistung der letzten Jahre und insofern ist eine Schrift, die sich mit ihm befaßt, auch für Österreich von Bedeutung, da der schon so lange angekündigte Entwurf eines österreichischen Strafgesetzes gewiß in mehrfacher Hinsicht sich an den schweizerischen Entwurf anlehnen dürfte, zumal sein Verfasser, Karl **Stooß**, inzwischen einem Ruf an die Wiener Universität gefolgt und Mitglied der Redaktionskommission des österreichischen Entwurfs geworden ist.

Spira erörtert in ausführlicher Darstellung die verschiedenen Ansichten, die als Kriterium der Scheidung von Zuchthaus- und Gefängnisstrafe aufgestellt wurden, und gelangt zu der Ansicht, daß „die Gesinnung, das sittliche Konterfei des Täters, welches durch die konkrete, an sich schwere strafbare Handlung in Erschei-

nung tritt", das zuverlässigste Kriterium bildet. Übersichtlich schildert er sodann die äußere Scheidung von Zuchthaus und Gefängnis, verweilt insbesondere bei den Strafanstalten für Jugendliche und rügt hier sowie in der Folge mit Recht die Bestimmung des schweizerischen Entwurfs, daß nicht der Tag der Deliktsbegehung, sondern der der Aburteilung maßgebend sein soll, ob jemand als jugendlicher Verbrecher zu behandeln sei. In erschöpfender Weise befaßt er sich hierauf mit der Frage, inwiefern der Rückfall die schärfere Strafart rechtfertigen soll, und präzisiert seinen Standpunkt dahin, daß nicht dem Rückfall an sich, sondern nur dem Rückfall durch Begehung eines ähnlichen Delikts diese Bedeutung zuzukommen habe. Ein umfangreiches Kapitel widmet der Verfasser der Art des Strafvollzugs und stellt hierin sehr beachtenswerte Reformvorschläge auf, insbesondere hinsichtlich der Regelung des bedingten Straferlasses im internationalen Rechtsverkehr und gewinnt auf diese Weise einem viel behandelten Thema ganz neue Seiten ab.

Überhaupt ist Spiras Buch ganz modern gehalten und gelangt als erstes zu einer Kritik der Personen, in deren Händen derzeit der Strafvollzug liegt, wobei der Verfasser die Forderung aufstellt, es möge der richterliche Nachwuchs auf eine gewisse Zeit zum Gefängnisdienst herangezogen werden.

Mag auch die Kritik dem Verfasser in dieser und jener Einzelheit die Zustimmung versagen, so tut dies keinen Abbruch der Anerkennung, die seinem Werk in Anbetracht der Fülle von Anregungen, die es enthält, gezollt werden muß und um derentwillen wir ihm Verbreitung und Beachtung vom Herzen wünschen. Ernst Lohsing.

„Die Technik des Welthandels." Ein Handbuch der internationalen Handelskunde von Prof. Dr. Rudolf Sonndorfer, k. k. Regierungsrat, Direktor der Wiener Handelsakademie. Dritte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Wien und Leipzig, 1905. Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Die von Tag zu Tag an Intensität zunehmende Kompliziertheit der modernen Verhältnisse hat auch im Bereiche des Handelswesens und der Handelsbeziehungen eine Fülle bisher unbekannter fachlicher Schwierigkeiten gezeitigt: „Handel" — vor nicht zu langer Zeit ein Beruf, den wenigstens in großen Zügen universell zu beherrschen dem gewiegten Kaufmann nicht allzuschwer fiel; „Handel" — heute ein beinahe unübersehbarer Komplex grundverschiedener Materien, die in ihrer Totalität zu überblicken ein Ding der Unmöglichkeit geworden ist. Bei solchen Verhältnissen benötigt der Kaufmann, dessen Blick sich auf neue, in ihrer Wesenheit fremde Märkte richten muß, wenigstens theoretischer Hilfsmittel, die ihn in stand setzen, sich ohne eigene, in spezieller Praxis gewonnene Erfahrungen sofort über alle in Frage kommenden Verhältnisse eines fremden Absatzgebietes, eines neuen Verkehrsgegenstandes zu informieren. Solchen Zwecken dienen kommerzielle Revuen, die, von fachmännischer Seite bedient, wissenswerte Aufschlüsse über alle Fragen des Importes und Exportes geben, dienen Konsularberichte, Handelskorrespondenzen und nicht zuletzt auch kommerzielle Handbücher, die gewissermaßen als Konversationslexika der Handelswissenschaften gedacht sind. Als ein derartiges Handbuch der internationalen Handelskunde ist in erster Linie das vor kurzem in dritter Auflage erschienene Werk des Regierungsrates Sonndorfer: „Die Technik des Welthandels" gedacht, und dem Verfasser ist es in Wahrheit gelungen, das Ziel, das ihm beim Entwurfe des Buches vor Augen schwebte, auch wirklich zu erreichen: ein Handbuch für Praktiker aller Nationen zu schaffen. Alle Möglichkeiten des kompliziertesten Handelsverkehres sind vorausgesehen und in erschöpfender Weise behandelt, jeder der einzelnen Abschnitte mit ihrem verschiedenartigen Inhalte kann als Fundgrube wertvollsten Wissens bezeichnet werden. So bildet das Werk Sonndorfers einen erfreulichen Bestandteil im schmächtigen Inventar der heimischen Kommerzialliteratur; und im Bewußtsein dieses Besitzes können unsere Kaufleute wenigstens mit einiger Ruhe den Blick auf die Nachbarschaft im Westen richten, die einen nicht geringen Teil ihrer gewaltigen Erfolge auf dem Weltmarkte gewiß jenen erschöpfenden Informationen verdankt, die durch die nationale Fachliteratur und Fachpresse unermüdlich immer wieder und wieder geboten wird.

Dr. Alfred Neumann.

Jan Ingen-Housz. Sein Leben und sein Wirken als Naturforscher und Arzt. Unter Mitwirkung von Escherich, Mach, Töply und Wegscheider herausgegeben von Julius Wiesner, Wien. Verlag C. Konegen, 1905.

Zur Zeit Maria Theresias wirkte in Wien ein Dreigestirn holländischer Gelehrter, Van Swieten, Jacquin und Ingen-Housz. Während sich die Erinnerung an die beiden erstgenannten in weiten Kreisen erhalten hat, ist Ingen-Housz selbst unter den Gebildetsten ein fast Unbekannter geworden. Ist doch das

Bild seiner Tätigkeit bis vor kurzem selbst in fachwissenschaftlichen Kreisen nur unvollkommen bekannt gewesen. Der Verfasser des vorliegenden Werkes, selbst einer der Führer auf pflanzenphysiologischem Gebiete, kann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, das Andenken eines Mannes der Vergessenheit entrissen zu haben, der mit vollem Rechte als einer der Begründer und genialsten Vertreter der Pflanzenphysiologie bezeichnet werden muß. Man kann sich bei der Lektüre der Wiesnerschen Biographie des Staunens nicht enthalten über die alles umfassende Kenntnis und die Schärfe der Urteilskraft dieses Mannes, welcher grundlegend oder doch stets fördernd in die Gebiete der Medizin, Physik, Chemie, vor allem aber der Pflanzenphysiologie eingriff. Als Arzt gebührt ihm unter anderem das Verdienst, trotz Anfeindungen und Schwierigkeiten aller Art der Blatternimpfung Eingang in Österreich verschafft zu haben, als Physiker war er auf dem Gebiete der Elektrizität, des Magnetismus, der Wärme und Optik tätig. Ebenso vielseitig waren seine chemischen Arbeiten, welche die Grundlage seiner pflanzenphysiologischen Untersuchungen bildeten, denen er seinen unsterblichen Ruf zu verdanken hat. Sein wesentlichstes Verdienst bestand in der Klarlegung der Ernährung der Gewächse. Er erkannte mit bewundernswertem Scharfblick den antagonistischen und dadurch höchst komplizierten Gaswechsel der Pflanze: einerseits die in den grünen Organen vor sich gehende Bildung organischer Substanz aus der Kohlensäure der Luft unter Vermittlung des Sonnenlichtes, wobei Sauerstoff ausgeschieden wird; die Atmung anderseits, welche, dem analogen Vorgange des tierischen Organismus entsprechend, in der Aufnahme von Sauerstoff und Ausscheidung von Kohlensäure als Endprodukt des Stoffwechsels besteht. Es würde zu weit führen, näher auf diese und andere pflanzenphysiologischen Entdeckungen einzugehen, für welche Wiesner Ingen-Housz' Priorität feststellte. Trotz der streng wissenschaftlichen Behandlung dieses Teiles der Biographie, der gleichzeitig einen überaus wertvollen Beitrag zur Geschichte der Pflanzenphysiologie liefert, ist die Darstellung eine durchwegs fesselnde und geeignet, auch das Interesse des Nicht-Fachmannes dauernd festzuhalten. Ebenso gründlich wie der wissenschaftliche, ist auch der rein biographische Teil behandelt, in welchem unter Benützung aller verfügbaren Quellen der Lebenslauf und die Persönlichkeit des großen Physiologen dargestellt wird. Zahlreiche interessante Anekdoten und manche Streiflichter auf damalige Wiener Verhältnisse liefern einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis des geistigen Lebens in Österreich. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das schön ausgestattete Werk, die Frucht eindringender Forscherarbeit, welche den Verfasser Jahrzehnte hindurch beschäftigte, nicht nur in der Fachwelt, sondern auch in weiteren Kreisen allgemeine Anerkennung und vollen Beifall finden wird. K. L.

Der Kampf der Geschlechter. Von Philipp Frey. Wiener Verlag, 1904.

Das Helldunkel unserer Gefühle, das Geheimnisvolle unserer sexuellen Triebe scheint noch immer mit so rätselhaften, lockenden Schleiern verdeckt zu sein, daß sie fortwirkend zu wissenschaftlicher Durchbrechung und Durchleuchtung verlocken. Der Schwall der theoretischen Sexualliteratur ist bereits so hoch gestiegen, daß ein Buch dieser Materie besondere Verdienste und Reize haben muß, wenn es beachtet werden will.

„Kampf der Geschlechter" — es könnte ebenso gut heißen: Kampf der Welten! Der Titel ist zu tönend und versprechend in Hinsicht der aphoristischen, mehr geistvollen als systematischen Behandlung des Themas. Das schlanke Büchlein bietet keine polemische Behandlung bestehender Klassengegensätze zwischen Mann und Weib, sondern eine sichtlich zur Ruhe bemühte Auseinandersetzung aller Gegensätze, Gegensätze physio-psychologischer und wirtschaftlich-gesellschaftlicher Natur! Eine festgefügte Disposition fehlt. Ziemlich willkürlich wechselt die exakte logische und psychologische Darstellung mit der mehr feuilletonistischen, und die Gliederung des komprimierten Inhaltes in Kapitel ist durch keinerlei „System"motive hergestellt. In dem Buche hat ein geistvoller, sittlich ernster Denker und Mitfühler einfach seine Stimmungen und Niederschläge aufgezeichnet. Wie gesagt: irgend eine Systembasis fehlt. Das ist gewiß ein Mangel, aber für viele Leser ein reizender Mangel. Der Glanz der Darstellung entschädigt reichlich. Freys Buch ist sozusagen eine Phantasie, eine Variation der wissenschaftlichen Behandlung der sexuellen Frage. Das in seinem Grundton von wissenschaftlichem Ernste erfüllte Buch setzt die Vertrautheit mit den Hauptwerken der einschlägigen Literatur voraus. Anderseits wurde die langweilige Umständlichkeit oder augenverdrehende Lüsternheit der angeblich und wirklich populär-wissenschaftlichen Sammelschriften vermieden. Der Verfasser wendet sich an einen Kreis von geistig Geschulten und mit der „Frage" einigermaßen Vertrauten.

Vieles in dem Buche ist knappest gefaßte Wiedergabe immer wiederholter und wenig fortschreitender Kontroversen in der Sexualfrage, die der Autor mit skeptischer Glossierung wiedergibt. Es sei gesagt: Frey läßt uns endlich wieder

einmal einen Männerstandpunkt sehen; es ist wohltuend, wie er der femininen Darstellung — unsere Literatur ist völlig verseucht und verweiblicht davon — entgegentritt. Ruhig, aber bestimmt! Originelle und scharfsinnige Urteile blitzen auf. Ansichten, voll Kraft und Wahrheit, erhellen die Meinungen oder rücken zumindest das sexuelle Thema in verstärkte kritische Beleuchtung. Als originelles Erkenntnis erscheint die viele Klassenmißverständnisse zwischen Mann und Weib aufklärende Formulierung in dem Kapitel „Mehrwert der geschlechtlichen Hingabe der Frau gegenüber der des Mannes", ferner die Ausführungen der Kapitel „Sexuelle Dynamik" und schließlich der Versuch einer psychologischen Analyse der Prostituierten in ihren Haupttypen.

Gewiß wird es Leser geben, die selbst an der diskreten Polemik Freys gegen das bekannte Weiningersche Buch, an seiner Stellungnahme zu der viel überschätzten modischen Ellen Key, an der minder aktuellen Kritisierung von Schopenhauers Sexualansichten Kritik üben werden! Es gibt auch Zustimmende, namentlich was Weininger und die Key betreffen. Im allgemeinen sind die Ausführungen des ganzen Buches von einem so fürsichtigen Skeptizismus, daß es bei niemandem die heftige Empörung, den instinktiven Widerstand wecken wird, dessen Summe den buchhändlerischen Erfolg vieler Werke derselben Materie ausmacht. —lz—

„Aus dem dramatischen Irrgarten." Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen. Von Paul Goldmann. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening, 1905.

Der Verfasser will ein Bild von der Wirrnis der modernen dramatischen Produktion geben. Das ist schön und löblich. Es genügt ihm dazu die Sammlung von zwanzig Feuilletons, die er für ein Wiener Blatt über einige hervorragende Berliner Bühnenereignisse während der letzten zwei Jahre geschrieben hat. Das ist für das weitgesteckte Ziel ein wohl zeitlich recht eng gesteckter Rahmen. Tut nichts. Man muß nicht immer mit Adam und Eva anfangen, wenn man über David oder Salomon etwas Bedeutsames sagen will. Die Tendenz der Aufsatzsammlung ist, darzutun, daß die modernen deutschen Dramatiker keinen Anspruch darauf haben, für groß zu gelten. Bei der dogmatischen Überschätzung, die Gerhart Hauptmann und seinen Mitstrebenden und Mitirrenden zuteil wird, kann eine solche Tendenz nur Nutzen stiften. Denn das Beste an jedem Dogma ist und bleibt der dazugehörige Ketzer; und jeder Einsichtige wird mit Paul Goldmann zu der gleichen Folgerung kommen, daß Deutschland in der letzten Epoche nur einen einzigen großen Dramatiker hervorgebracht hat: Richard Wagner. Mit der Beschwörung des Bayreuther Meisters beginnt in dem Buche Goldmanns aber auch schon die Wirrnis. Statt uns an dem Ariadnefaden einer klaren dramaturgischen Erkenntnis aus dem dramatischen Irrgarten der Gegenwart herauszuführen, führt es uns in einen neuen hinein: in eine völlige Verwirrung unserer kaum kristallisierten Begriffe vom „Dramatischen" und „Theatralischen". Das ist die Achillesferse des Buches, das sonst von einem ästhetisch geschulten Kopf zeugt und von dem anerkennenswerten Mute, auch gegen den Strom der Mode und des Übereinkommens zu schwimmen. Paul Goldmann wendet sich hauptsächlich gegen jene Verächter der Bühnentechnik, die aus ihrer dramatischen Not eine literarische Tugend machen. Nur unterläuft ihm dabei geflissentlich der Lapsus, die Begriffe „dramatisch" und „theatralisch" zu verwechseln. Dieser Mangel an Unterscheidungsvermögen verleitet ihn auch, Hermann Sudermann gegen Gerhart Hauptmann auszuspielen und die „Einsamen Menschen" als das Bühnenwidrigste zu bezeichnen, was Hauptmann geschrieben hat. Folgerichtig müßte er auch Schiller gegen Goethe ausspielen und „Iphigenie" und „Tasso" als die bühnenwidrigsten Werke verwerfen, die wir aus der Periode unserer Klassiker besitzen. Sind nun „Iphigenie" und „Tasso" wirklich bühnenwidrig, weil ihre Wirkungen andere sind, als die der „Stuart" oder des „Tell"? Ich hoffe, selbst Paul Goldmann dürfte sich scheuen, diese Frage so ohneweiters zu bejahen. Er wird vielmehr vorerst die Möglichkeit ins Auge fassen, ob Goethes Begriff vom „Dramatischen" nicht etwa doch ein anderer war als der Schillers, und er wird schließlich in seinem Radikalismus vor der Frage Halt machen, ob der Begriff „dramatisch" überhaupt ein fester, ein unwandelbarer ist, unabhängig von der Entwicklung unseres künstlerischen Empfindens. Und rückblickend auf die Umwälzungen, die die dramatische Kunst im Laufe der Zeit durch den Zuwachs an Ausdrucksmitteln erfahren hat, wird er vielleicht gewahr werden, daß uns heute als theatralisch gilt, was uns gestern noch als dramatisch gegolten hat. Und er wird vielleicht auch finden, daß Hauptmanns Begriffe vom „Dramatischen" sich gerade in den „Einsamen Menschen" mit denen Goethes decken und uns, die wir durch die Schule Richard Wagners gegangen sind, viel fortgeschrittener erscheinen als die Schillers oder — Sudermanns. Es sei hier bloß an die auch auf die „Einsamen Menschen" anzuwendenden Worte erinnert, womit Wilhelm Scherer zuerst auf die neue Gattung des Schauspiels aufmerksam gemacht hat, die Goethe mit „Iphigenie" und „Tasso" angebahnt hatte. „Äußere Handlung," sagt er von ihnen, „fehlt beinahe ganz und der routinierte Theaterpraktiker weiß nichts mit ihnen

anzufangen. Alles ist innere Begebenheit natürlicher, aber sittlich hochstehender Menschen. Sie kämpfen nicht mit Schlechtigkeit, nicht mit der Gemeinheit, sondern nur mit den Wünschen, Regungen, Erschütterungen des eigenen Herzens, um die siegreiche Kraft der Selbstverleugnung, der Selbstüberwindung zu bewähren. Goethe hat mit ‚Iphigenie‘ und ‚Tasso‘ eine neue Gattung des Schauspieles geschaffen — das Seelendrama.“ Freilich konnte dieses Seelendrama, wie es Scherer nennt, weder bei Goethe noch bei Hauptmann deutlich genug in die Erscheinung treten, weil der musikalische Gehörsinn, durch den allein die innersten Seelenbewegungen sich unmittelbar der Seele mitteilen können, noch nicht zur Mitwirkung herangezogen erscheint. Diesen entscheidendsten Schritt zur letzten großen Entwicklung der dramatischen Kunst hat erst Richard Wagner getan, ihm erst, dem Dichterkomponisten, wurde es möglich, Handlungen, die sich in der inneren Welt des Menschen vollziehen, auch bühnenwirksam darzustellen. Es ist darum eine Ungerechtigkeit, Richard Wagner als den größten Dramatiker zu feiern und in einem Atem als bühnenwidrig das Bestreben gerade derer kritisch zu zerzausen, die bereits auf halbem Wege zu seinem neuen dramatischen Ziele sind und es nur deshalb noch nicht erreichen konnten, weil sie in Ermangelung der Tonsprache gezwungen waren, auf Umwegen umständlich anzudeuten, was der Bayreuther Meister unmittelbar aussprechen konnte. Man braucht Gerhart Hauptmann keineswegs zu überschätzen. Man kann aus diesen oder jenen Gründen, wie Paul Goldmann, sogar sein schärfster Gegner sein. Eines aber darf man, zumal in einem Buche, das nicht, wie das Zeitungsblatt, mit dem Tage verweht, auch von seinem Gegner verlangen, daß er seinem Streben und Irren gegenüber ebensoviel Courtoisie besitze wie jener Scharfrichter, der Karl I. köpfte und ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat.

Theodor Antropp.

Schloß Ewich. Roman von Kurt Aram. Berlin, Fleischel. 1905.

Die oberflächlichen Leser dieses Romans — und die heutigen deutschen Romane finden zumeist mit Recht nur solche — werden, eingeübt wie sie auf solche Dinge sind, seine Tendenz vor allem sehen und wahrscheinlich nur diese, um so mehr, als Aram selbst in einem Kapitel seines Buches etwas zu prinzipiell darauf hinweist, auf den Gegensatz zwischen der Lebensführung in der Stadt und auf dem Lande, wobei die Stadt nicht gut wegkommt. Nun darf man bei dem so fein und allmenschlich organisierten Kunstverstande Arams nicht glauben, daß dieser Gegensatz plump in der materiellen, nervösen Art der Stadt und der sentimentalen oder stallduftenden Idylle des Landes hingesetzt wird. Aram weist keine Bildkraft des Milieus auf, eher meint er, daß der Mensch auf sein Milieu bildend wirke oder, wenn dazu seine eigentümliche Kraft nicht reicht, er sich doch das Milieu seiner individuellen Art entsprechend wählt, daß es diese fördere oder wenigstens erhalte. Und so werden die Gegensätze Stadt und Land solche rein menschlicher und nicht zufälliger Art. Das rasche Leben der Stadt verlangt Menschen schnellen Entschließens; Festigungen nach innen begünstigt es nicht, denn die verlangen Zeit; in der Stadt ist der wechselnde Mensch des Menschen Feind und nicht die ewig gleiche Natur; Klugheit muß man sich da erwerben, zur Weisheit kann es nicht kommen. Aber es ist eine Klugheit, die sofort versagt oder Erbärmlichkeit wird, sowie sie vor die großen Einfachheiten des Lebens zu stehen kommt, vor „Schloß Ewich“: da heißt es neu beginnen oder, vermag man das nicht mehr, sich im alten klugen Leben erst recht verlieren in wütender Ohnmacht. Aram führt dieses Schicksal an den zwei Menschen, die von der Stadt herkommen, von dem Wahn der eigenen Selbstherrlichkeit, sehr fein aus, ohne sich die Aufgabe in bequemer Kontrastierung von Schwarz und Weiß leicht zu machen; im Gegenteil. Er nimmt dem Leben nicht die Halbtöne, die es erst lebendig machen. Das Bedeutende an Arams Buch scheint mir dies zu sein, daß er eine so einfache Geschichte ins Große zu führen weiß, bewußt von der unverstellten Kunst seiner Prosa geleitet, unbewußt, da er von der symbolischen Beziehung des kleinsten Teiles zum Ganzen die innere Erfahrung hat. Er zeigt an einem Stück die Welt.

F. B.

Feuilleton.

Wiener Aussichtspunkte. I.

1. Historisches.

Seit alters haben die Menschen Gefallen daran gefunden, Orte und Landschaften von Höhenpunkten aus zu überblicken, und schon in grauer Vorzeit standen die Heiligtümer, wie noch heute die meisten Wallfahrtskirchen, gewöhnlich auf Berghöhen, die rings weite Umschau boten. Der Mensch hat ein urtümliches Behagen daran, sich über die gewohnte Umgebung und überhaupt über die Stätten des

Alltagsdaseins zu erheben und kaum minder urtümlich als diese „Gipfelfreude“ ist die „Raumlust“, der Drang, mit einem Blick Nähe und Ferne zu umspannen und möglichst viel Mannigfaltigkeit zu überschauen. Zeitweise durch einen Stieg zur Höhe den physischen Sehhorizont zu erweitern, bietet eine Befriedigung ganz ähnlich jener, mit welcher wir durch Studium unseren geistigen und speziell durch Reisen unseren geographischen Horizont erweitern. Wie aber in den ältesten Zeiten die Ersteigung von Höhenpunkten das erste Mittel war, geographischen Überblick zu gewinnen, so folgen die Menschen noch heute trotz Karten und Stadtplänen gern dem Beispiel Goethes, der in jedem Orte, den er zum erstenmal besuchte, vor allem einen Höhenpunkt aufsuchte, um sich allgemeine Orientierung zu verschaffen. Diese Orientierung ist nun aber im Bannkreis der modernen Großstädte keine so einfache Sache mehr, da nicht nur die geschlossenen Häusermeere ins Riesenhafte angewachsen, sondern auch die Umgebungsterrains viel komplizierter geworden sind.

Vergegenwärtigen wir uns flüchtig das Bild, das Wien im XVII. Jahrhundert darbot, ehe die Karolische Periode der großen Palastbauten begann. Die von Mauern umwallte Altstadt hob sich damals scharf von den jenseits der breiten Zone der Glacis gelegenen Vorstädten ab und zählte samt diesen kaum 200.000 Einwohner. Innerhalb der Mauern fielen in dem Gewirre altersgrauer Dächer nur die Kirchtürme besonders auf, vor allem der Stephansturm, der das viel kleinere Stadtbild natürlich in höherem Maße beherrschte, als es heute der Fall ist. Die Vorstädte machten noch den Eindruck von Dörfern, ähnlich wie heute die entfernteren Umgebungsorte, alle Dörfer der weiteren Umgebung aber waren ebenfalls viel kleiner als heute, die zahlreichen breiten Straßenzüge fehlten noch, es gab weder Eisenbahnlinien noch Fabriksschlote, weder Gasometer noch sonstige große und auffällige Industriestätten, und wenngleich einzelne Herrensitze dank dem damals noch erhaltenen Burgencharakter malerischere Erscheinungen als die heutigen Villegiaturen geboten haben mögen, so hatte doch die ganze Landschaft noch eine einfachere Struktur, eine ruhigere Physiognomie, war übersichtlicher und weniger verwirrend für den Betrachter, dem es zu seiner Orientierung ausreichte, wenn er sie von einigen wenigen Punkten betrachtete.

Anders wurde dies, als, teils noch unter Kaiser Leopold I., besonders aber unter Karl VI., nicht nur in der Stadt zahlreiche Paläste entstanden, sondern auch in den Vorstädten Bauten wie die Karlskirche, das Schwarzenbergpalais, das Belvedere und Schönbrunn sich erhoben, so daß in den Umgebungen der Altstadt die Zahl der auffälligen Punkte zunahm, während zugleich nach der Errichtung der Linienwälle (1704) die, bisher durch weite Garten- und Feldbezirke getrennten Vorstädte zusammenzuwachsen begannen. Da dieser Zusammenschluß bis in die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts sehr langsam erfolgte und ebenso lange auch die Festungsmauern und Glacis bestanden, blieb aber Wien immerhin bis vor etwa zwei Menschenaltern eine „übersichtliche“ Stadt, in deren Struktur man von irgend einem Höhenpunkte der Umgebung und besonders vom Stephansturme leicht Einblick gewann. Sie zählte auch, die heutigen alten Bezirke eingerechnet, noch 1845 erst 430.000 Einwohner — ein Viertel der heutigen Seelenzahl.

Seither hat sich die Stadt nicht nur durch enormes Wachstum zum wahren Häusermeer entwickelt, sondern dieses erscheint auch um so ungegliederter und uferloser, als die Altstadt mit den alten Bezirken und diese mit den neuen zu einem, in keiner Richtung mehr schärfer begrenzten Ganzen verwuchsen. Zudem ist auch das umgebende Wienerbecken durch Wachstum der Orte, dichtere Verbauung und Schaffung von industriellen und sonstigen Anlagen der mannigfaltigsten Art, so reich an auffälligen Punkten geworden, daß selbst der „Ortskundige“ auf einen der dominierenden Höhenpunkte versetzt, Mühe hat, sich zurechtzufinden.

Ortskundige im weiteren Sinne gibt es aber bei der Größe der Stadt jetzt kaum mehr; jeder kennt in der Regel nur kleine Bezirke genauer und vom übrigen bloß einige ganz hervorragende Bauten, und so oft man auf einen Aussichtspunkt kommt, hört man Leute hin und her raten, was wohl dieses oder jenes auffällige Gebäude sein möchte. Dazu kommt, daß von den Höhenpunkten der einen Stadtseite die entgegengesetzten Stadtteile so weit abstehen, daß ein gewöhnliches Opernglas gar nicht mehr hinreicht, um zum Erkennen genügende Details auszunehmen. Hilfsmittel zur Entzifferung des Stadtpanoramas aber fehlen bisher, da es noch keinem Photographen einfiel, das Stadtbild von verschiedenen Aussichtspunkten in genügendem Maßstabe aufzunehmen und nach den Aufnahmen gut bestimmte Panoramen herzustellen. Die Panoramen vom Leopoldsberg, Kahlenberg und so weiter, welche existieren, dienen wohl dem Erkennen ferner Berggipfel und Ortschaften, nicht aber der genaueren Orientierung im Häusermeer der Stadt.

Vergebens suchen wir ferner in der „Führer“-literatur über Wien nach einer Übersicht und Beschreibung der wichtigsten Punkte, von welchen sich das Totalbild der Stadt in charakteristischer Ausprägung zeigt, oder welche hervorragend schöne Dioramen und Veduten bieten. Daher

mag im folgenden versucht werden, diese Punkte nach ihrer Besonderheit zu charakterisieren, und zwar sei mit jenen die Stadt umkränzenden Gipfeln begonnen, welche noch zu den bewaldeten Haupthöhen des Wienerwaldes gehören.

2. Die Aussichtsberge.

In erster Linie haben wir hier den „historischen Berg Österreichs", den einst Kahlenberg genannten, 423 *m* hohen **Leopoldsberg** ins Auge zu fassen, der von 1100 bis 1679 eine von Leopold dem Heiligen erbaute Burg trug und als Sommerresidenz dieses Babenbergers wohl der älteste Aussichtsberg der Umgebung Wiens genannt werden darf. Charakteristisch für sein Panorama ist der unmittelbare Abblick zu der 266 *m* tiefer flutenden Donau, die sowohl in der, an die Rheinlandschaften erinnernden Strecke von Klosterneuburg bis Wien, als in der regulierten Strecke unterhalb Wiens schön wie von keinem anderen Höhenpunkte des Wienerwaldes zu überschauen ist. Das gleiche gilt hinsichtlich des Marchfeldes, wo die Orte am Fuße des Bisamberges, die Fabrikstadt Floridsdorf und der Halbbogen des Kaiserwassers, eines Restes des alten Donaulaufs, den Vordergrund einer weiten Ebeneschau bilden, deren Grenzwall schon zu Ungarn gehört. Es ist der lange blaue Kamm der kleinen Karpathen, der im spitzen Thebnerkogel (513 *m*) zur Donau abfällt und im Verein mit dem kleinen Braunsberg und dem massigen Hundsheimerberg (476 *m*) die Pforte bildet, durch welche March und Donau ihre eben vereinigten Gewässer auf ungarisches Gebiet hinüberwälzen. Charakteristische Details im Panorama des Leopoldsberges bilden auch der Aspekt des eigenartig konfigurierten Bisamberges, an dessen Fuß die weiße Häuserzeile von Langenzersdorf aus grünen Auwäldern lugt, der Einblick in die Korneuburger Bucht, in deren Nordumwallung das im mittelalterlichen Bürgerstil restaurierte Schloß Kreuzenstein auffällt und die liebliche Szenerie des in die Mündungsbucht des Waldlgrabens eingebetteten Kahlenbergerdörfchens.

Gegen Westen hat das Panorama insoferne eine Lücke, als durch den breiten, von der Kolonie Josefsdorf gekrönten Rücken des Kahlenberges einige interessante Fernpunkte, wie der Ötscher und Hermannskogel gedeckt werden.

Ein vielbegangener Kammweg führt vom Leopoldsberg auf den 438 *m* hohen **Kahlenberg** hinüber, wo wir auf der 1887 errichteten, 22 *m* hohen Stephaniewarte (Seehöhe 458 *m*) zwar den unmittelbaren Abblick zur Donau vermissen, uns dafür aber einer vollkommenen Rundschau erfreuen, die auch im nächsten Umkreise schon beträchtliche Waldmassen umfaßt. Interessant ist der Abblick auf den kirchengekrönten Leopoldsberg und auf die nahe Kolonie Josefsdorf sowie zwischen beiden hinaus über das Marchfeld gegen die Donaupforte, in welcher man an klaren Tagen zwischen dem Thebenerkogel und dem kleinen Gupf des Braunsberges mittels des Fernrohres die Ruine auf dem Preßburger Schloßberg ausnimmt.

Der Überblick der großräumigen Talbucht, in deren Hintergrund sich das weiße Schloß Kobenzl von dem gleichnamigen waldigen Kegelberge abhebt, während talaus vom Krapfenwaldl die Zahnradbahn in die Vorposten des Häusermeeres hinabzieht, bildet ein Spezifikum der Kahlenbergrundschau; auch hat letztere vor dem Panorama des Leopoldsberges voraus, daß man — und zwar zwischen dem Kobenzl und dem wuchtig aufragenden Hermannskogel — den Ötscher erblickt.

Der **Hermannskogel**, als der (542 *m* hohe) Hauptgipfel des Kahlengebirges, bietet von der 1888 im Burgenstil erbauten Habsburgwarte* die schönste und umfassendste Rundsicht unter allen Gipfeln des nördlichen Wienerwaldes. Die Waldmassen rings sind noch gewaltiger als am Kahlenberg und in größerer Ausdehnung auch gegen die Stadt hin vorgelagert, von der wir nicht wie am Kahlenberg nur durch mit Kulturen bedeckte Vorhöhen, sondern auch durch die Flucht des waldigen Sieveringer Tals getrennt werden. Dadurch erscheint die Stadt, obwohl die Distanz zum Stephansturm kaum einen Kilometer größer ist als vom Kahlenberg, doch mehr in die Ferne gerückt; zugleich haben sich, da wir uns genau 100 *m* höher als auf der Stephaniewarte befinden, die hinter Wien gegen das Leithagebirge gelegenen Flächen mehr erhoben und so nimmt Wien einen relativ viel kleineren Teil der Gesamtrundschau ein, als im Kahlenberg-Panorama. An das Stadtbild schließt rechts die Gebirgsschau, die in Quadranten zwischen Süd und West, sowohl durch die stattliche Reihe der hintereinander aufragenden Waldkämme des Wienerwaldes und der Voralpen, als durch die mächtige Erscheinung des Schneebergs imponiert, von dessen Nordgipfel (Kaiserstein, 2061 *m*) uns eine Luftlinie von 67 *km* trennt. Weiter rechts ragt über dem Hameau der 112 *km* entfernte, in Steiermark gelegene Hochschwab (2278 *m*) auf, dann folgt der Kegel des 1892 *m* hohen Ötscher (94 *km*) und dann bemerken wir nahe dem Westpunkt an sehr klaren Tagen noch zwei Spitzchen: den 180 *km* entfernten Großen Priel (2514 *m*) und den fast 190 *km* entfernten Traunstein (1691 *m*), der den äußersten Fernpunkt der Alpenschau dar-

* Die Warte ist 27 *m* hoch, die Aussichtsgalerie erhebt sich aber nur 16 *m* über den Gipfel.

stellt. Sehr hübsch ist zwischen Westen und Norden die Tiefschau ins Weidlingbachtal und der Überblick über den vom Dorf Hadersfeld dominierten nordöstlichen Wienerwald. Jenseits seiner Wälder und Wiesen blinken weiß die Orte, die am nördlichen Ufer der Donau Wagram entlang ziehen und den Abfall der in blauen Duft gehüllten Höhen des Waldviertels (Jauerling), des Manhartsberges und des Viertels unterm Manhartsberg besäumen. Auch über diesen blicken wir aber an klaren Tagen noch hinweg, denn im Nordnordwesten bildet der 197 *km* entfernte Plöckenstein im Böhmerwalde (1375 *m*), in Nordnordosten das schon in Mähren gelegene Polauergebirge (567 *m*) die Grenzen des Horizonts. Gegen Sonnenaufgang endlich ragen über den hinabgesunkenen Kuppen des Kahlenberges und Vogelsangs die kleinen Karpathen auf, in welchen die Visoka (753 *m*) genau ebenso weit von uns absteht (70 *km*) wie der nur 264 *m* hohe Preßburger Schloßberg. Der überm Kobenzl sichtbare Thebnerkogel ist nur 57 *km* entfernt und wird daher viel besser gesehen als der Karpathenzug.

Vom Hermannskogel senkt sich der Kahlengebirgskamm zum Sieveringer Straßensattel (380 *m*) und erhebt sich dann wieder in dem, vom Dreimarkstein zum Hameau und zur Sophienalpe ziehenden Waldrücken, der wenig entschiedene Gipfelbildung zeigt und mangels einer Warte keine Rundsichten mehr bietet. Beim vielbesuchten Hameau oder Holländerdörfel, bekanntlich eine Schöpfung des Feldmarschalls Lacy, genießt man eine reizende Vedute gegen den Hermannskogel, erblickt vom Panorama Wiens aber nur einen Sektorausschnitt, und noch viel kleiner ist letzterer von der Franz Karl-Aussicht bei der Sophienalpe. Bei diesen nach den Eltern des Kaisers benannten Punkten ist übrigens die Nahszenerie in eigenartiger Weise bestimmt, da als Restaurationsgebäude ein riesiger, von der 1873er Weltausstellung auf die Berghöhe versetzter Pavillon dient.

Südlich der Sophienalpe breitet sich zwischen dem Dornbacher- und dem Haltertal die Heuberggruppe, in welcher der vom Heuberg (464 *m*) zum Satzberg (453 *m*) ziehende Waldkamm seit 1899 die Ottakringer Kaiser-Jubiläumswarte trägt. Die Warte steht auf der Vogeltennwiese (430 *m* Seehöhe) und gehört als eiserner Bau von 27½ *m* Höhe zu den höchsten Gerüstwarten des Wienerwaldes. Im Ausflugsbereich der dicht bevölkerten Bezirke Ottakring und Hernals liegend, dürfte sie auch wohl die stärkstbesuchte Warte des Wienerwaldes sein. Von ihrer Höhe übersieht man fast ebenso ausgedehnte Waldmassen wie vom Hermannskogel, das Stadtbild aber ist nähergerückt und besonders die westlichen Teile, z. B. die lange Perspektive der Thaliastraße, die Häusermassen im Umkreise des großen Exerzierfeldes „Schmelz", vor welchem die Komplexe des Wilhelminenspitals und der Kaiser Franz Josef-Stiftung für Volkswohnungen auffallen, sowie die südwestlichen Vororte mit Schönbrunn, der riesigen Lainzer Versorgungshauskolonie und dem Lainzer Schlößchen sind schön erschlossen. Westlich hat man einen charakteristischen Abblick auf die Cottagekolonie bei Weidlingau, um die sich in instruktiver Weise die Bergwelt des mittleren Wientals gruppiert.

Südlich des Wientals gehören die von Wien schauenden höheren Waldberge dem für das Publikum nicht zugänglichen kaiserlichen Tiergarten an und für Rundsichten kommen daher erst wieder die Gruppe der Föhrenkogel (zwischen Liesing- und Mödlingtal) und das Anningermassiv in Betracht.

Die 11 *m* hohe eiserne Josefswarte auf dem 575 *m* hohen Hinteren Föhrenkogel ist vom Stephansplatz schon 15 *km* (6 *km* weiter als der Hermannskogel) entfernt und am Anninger (674 *m*) beträgt der Abstand bereits 21 *km*. Von der Josefswarte hat man aber noch eine prächtige Totalübersicht über Wien und besonders die Ortschaften südlich der Stadt bis zu dem vom Anninger nicht sichtbaren Mödling sind sehr schön erschlossen, während von der Wilhelmswarte vom Anninger, einem niederen steinernen Rundturm, die Stadt wie in einer, scheinbar vom waldigen Rücken des Vierjochkogels und dem Kahlengebirge gebildeten Talung erscheint. Überhaupt bietet die Josefswarte eine der besten Übersichten des Nordteils des Wiener Beckens, während man den Südteil des letzteren nur vom Anninger überblickt. Von der Wilhelmswarte sieht man in der Pforte zwischen Leithagebirge und Rosalia die Türme von Ödenburg und im Pittental Schloß Sebenstein und den Türkensturz. Am meisten fesseln jedoch die nahen Randorte des Wiener Beckens: Maria Lanzendorf mit seiner Wallfahrtskirche, Laxenburg mit dem großen Park, in welchem man die Franzensburg erkennt, das direkt an den Bergfuß geschmiegte Gumpoldskirchen, die gleichfalls als Weinorte berühmten Dörfer Traiskirchen und Pfaffstätten, endlich das ausgedehnte Baden und das am Fuße des wartengekrönten Harzbergs hoch ansteigende Vöslau. Die Sooser Bucht zwischen Baden und Vöslau und im Helenental der große Wasserleitungsaquädukt sowie die Ruine Rauheneck bezeichnen die Richtung gegen die fernen Semmeringberge und gegen den markanten Abfall der Hohen Wand, vor welcher die mächtige Ruine Starhemberg auffällt. Mit der Hohen

Wand beginnt das Voralpen- und Alpenpanorama, in welchem der hier schon auf 40 *km* nahegerückte Schneeberg viel großartiger und markanter als auf den Kahlengebirgs-Gipfeln in Erscheinung tritt.

Reinhard E. Petermann.

Von der Woche.

27. Juli. Eröffnung des siebenten Zionistenkongresses in Basel. Gedenkfeier für Dr. Theodor Herzl.

30. In der Generalversammlung der „Neuen Partei" in Dees entwickelt Baron Desider Banffy das Programm der Partei.

31. Professor Dr. Josef R. v. Metnitz (geb. 1861) in Bleiberg in Kärnten †.

2. August. Emil Grohmann (geb. 1855), Großindustrieller und schlesischer Landtagsabgeordneter, in Wien †.

*

Der internationale Preßkongreß. Am 2. August wurde in Antwerpen unter dem Vorsitz des Chefredakteurs des „Neuen Wiener Tagblattes" Wilhelm Singer der zehnte internationale Kongreß der Preßvereinigungen in demselben Saale feierlich geschlossen, in welchem vor elf Jahren der erste eröffnet worden war. Inzwischen hatten die Journalisten in den verschiedensten Städten Europas, in Bordeaux, Budapest, Stockholm, Lissabon, Rom, Paris, Bern und zuletzt in Wien getagt. Der diesjährige Kongreß begann am 24. Juli in Lüttich. Es wurde hier mehr gearbeitet als das letzte Mal, wahrscheinlich, weil die Stadt trotz der Ausstellung weniger Zerstreuung bot als Wien. Zur Erledigung der Tagesordnung bedurfte es zwar nur dreier Sitzungen, aber die Sitzungen waren gut besucht und einige Punkte entfesselten sogar lebhafte Debatten. Der Kongreß, zu dem bekanntlich jetzt nur mehr und in beschränkter Zahl die Delegierten der vom internationalen Zentralbureau anerkannten Vereinigungen Zutritt haben, darf sich statutenmäßig nur mit rein beruflichen Fragen beschäftigen. Bedeutung kommt jenen seiner Beschlüsse zu, die durch die Vereinigungen wirklich ausgeführt werden können, Wert natürlich nur jenen, die auch tatsächlich durchgeführt werden. In dieser Hinsicht verdient vor allem die Errichtung des internationalen Standesgerichtes erwähnt zu werden, die auf Grund des in Wien beschlossenen Statutes durch die in Lüttich vollzogene Wahl der Richter und Anwälte für die einzelnen Länder erfolgte. Diesem Gerichte wird es nun obliegen, die Würde der Presse zu schützen, beizutragen, daß dem Stande der Journalisten jenes Ansehen zuteil werde, das ihm seiner Aufgabe entsprechend zukommt.

Eine Schädigung der Standesinteressen liegt in dem ziemlich verbreiteten Unfug, gewisse Mitarbeiter nicht zu bezahlen, insbesondere jüngere Leute unter allerlei Vorspiegelungen als Volontäre auszubeuten. Diese wichtige Angelegenheit bildete auf Anregung eines Wiener Redakteurs einen eigenen Punkt der Tagesordnung, fand aber leider keine sachgemäße Behandlung. Anstatt, was ja am nächsten gelegen wäre, das Standesgericht, beziehungsweise die Anwälte desselben mit der Verfolgung dieser Mißstände zu betrauen, nahm man eine nichtssagende Resolution an und sprach den Wunsch aus, daß die Journalistenvereinigungen künftig nur wirkliche Berufsjournalisten als ordentliche Mitglieder aufnehmen mögen. Dagegen ist die Einführung einer internationalen Identitätskarte und der Beschluß, daß die einzelnen Vereinigungen Listen geeigneter Korrespondenten unter ihren Mitgliedern zusammenstellen sollen, beachtenswert. Die Identitätskarte soll in erster Linie ein Empfehlungsbrief sein, um den Inhaber als Mitglied einer anerkannten journalistischen Vereinigung seinen Standesgenossen in andern Ländern gegenüber zu legitimieren. Es wird dann Sache der einzelnen Vereinigungen sein, diesen Identitätskarten in den betreffenden Ländern auch weitergehende Bedeutung zu verschaffen, wie dies die Portugiesen bereits berichten konnten, denen es gleich ihren Kollegen in Frankreich durchzusetzen gelang, daß die vom Zentralbureau ausgestellten Karten nunmehr kraft einer königlichen Verordnung von den Administrativbehörden vidiert und als Identitätsdokument anerkannt werden. Durch die herzustellenden Korrespondentenlisten soll die Möglichkeit geschaffen werden, daß die Zeitungsherausgeber leichter als bisher geeignete Persönlichkeiten für den Nachrichtendienst ausfindig machen können.

Zwei Fragen gaben zu lebhaften Debatten Anlaß: jene betreffend das journalistische Berufsgeheimnis und jene über das Duell unter Journalisten. In der Behandlung der ersten Frage zeigte sich die Versammlung ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Mit Rücksicht auf die große Verschiedenheit der gesetzlichen Bestimmungen über die Zeugenpflicht in den einzelnen Staaten und die Dürftigkeit des vorgelegten Referates wurde die Angelegenheit von vielen Rednern gar nicht verstanden, von

anderen gründlich mißverstanden. Die von den Referenten beantragte Resolution, das Duell unter Journalisten als unstatthaft zu erklären und zu verlangen, daß Streitigkeiten vor Schiedsgerichte gebracht werden müssen, stieß auf den Widerstand der Mehrzahl der deutschen Delegierten. Sie erklärten, eine solche Resolution mit ihrer Stellung als Reserveoffiziere nicht in Einklang bringen zu können und überdies nicht gewillt zu sein, sich Vorschriften über die Austragung von Ehrenhändeln machen zu lassen. Dagegen wollten die Portugiesen durchsetzen, daß die Zeitungen künftig gar keine Berichte über stattgehabte Duelle bringen. Schließlich wurde die beantragte Resolution angenommen, nach einer — infolge der ungeschickten Leitung der Verhandlung durch einen holländischen Vizepräsidenten — endlosen Debatte.

Einige weitere Beschlüsse haben kaum akademischen Wert, weil die Möglichkeit, sie international durchzuführen, vollkommen fehlt. Sie betreffen die Verminderung der Post- und Telegraphengebühren, die Entziehung des Postdebits, die Schaffung eines Weltrepertoriums von Zeitungsartikeln und die Einsetzung einer Kommission, um die Art und Weise sowie die üblichen Fristen der Kündigung von Verträgen zwischen Herausgebern und Redakteuren zu studieren. Durchwegs fromme Wünsche, deren Liste sich leicht noch ins Unendliche fortsetzen ließe. Im allgemeinen kann auch dem Organisationskomitee der Vorwurf nicht erspart werden, in der Wahl der Beratungsgegenstände und in der Vorbereitung derselben nicht genügend sorgsam vorgegangen zu sein. Sollen auf dem Kongreß wertvolle Beschlüsse gefaßt werden, so sollten nur Fragen behandelt werden, die ein internationales Interesse haben und auch international geregelt werden können. Diese Fragen müßten aber dann auch in Referaten weit eingehender und sorgfältiger als bisher durchgearbeitet und diese Referate dann auch rechtzeitig, d. h. mindestens einen Monat vor Eröffnung des Kongresses gedruckt vorliegen. In Lüttich sowie in Wien erhielten die Delegierten die Referate erst am Tage der Eröffnung und die meisten Referate waren insbesondere diesesmal sehr oberflächlich gearbeitet. Auch sollte künftig davon abgegangen werden, die Führung der Verhandlungen der Reihe nach den verschiedenen nationalen Ehrenvizepräsidenten anzuvertrauen. Die Bestellung nationaler Vizepräsidenten ist eine internationale Höflichkeit, zur Leitung einer großen Versammlung ist aber nur ein mit den Beratungsgegenständen genau vertrauter, energischer und sprachenkundiger Mann, also hier in erster Linie der Präsident des Kongresses, berufen.

Freilich ist die Fassung von Beschlüssen nicht der einzige Zweck der Preßkongresse. Sie sollen — und darin liegt vielleicht der wichtigste Teil ihrer Aufgabe — den persönlichen Verkehr der Journalisten der verschiedensten Länder vermitteln, den Männern der Feder neue Anregungen, interessante Bilder, wichtige Ausblicke bieten. Das haben die Belgier auch in dankenswerter und weitgehender Weise ermöglicht. Mit großer Liberalität wurden die Teilnehmer des Kongresses in die Lage versetzt, eine Menge von Neuem und Interessantem kennen zu lernen. Die Ausstellung in Lüttich, die Sehenswürdigkeiten Brüssels und vieler anderer Städte, die Schönheiten Ostendes wurden ihnen mit größter Liebenswürdigkeit zugänglich gemacht. Unter den zahlreichen Ausflügen verdient neben der Besichtigung der neuen Hafenanlagen Antwerpens besonders der Besuch des Etablissements Cockerill in Seraing erwähnt zu werden. In diesem Riesenunternehmen, dessen leitender Chefingenieur M. Kraft ein Österreicher ist, der schon fast ein halbes Jahrhundert in den Diensten der Gesellschaft steht, konnte man den ganzen Prozeß verfolgen, wie aus Erz und Kohle das Eisen wird und wie dieses zu den mächtigsten Kanonen und den kompliziertesten Maschinen verarbeitet wird. Die lokalen Komitees und die Stadtvertretungen von Lüttich, Brüssel, Antwerpen, Ostende, Brügge und Gent, ja König Leopold II. selbst wetteiferten, die Teilnehmer am Kongreß glänzend zu bewirten und zu feiern. Klappte die Organisation auch nicht überall ganz, so hatte man doch stets das Gefühl, daß jeder sein Bestes gab. —nk—

Österreichische Rundschau, Heft 41. □ Redaktionsschluß 5. August 1906. □ Ausgegeben 10. August 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 42: 12. August 1906.

Die gemeinwirtschaftlichen Bestrebungen in Österreich.

Von Dr. Max Reinitz.

I.

Die Quellen der Gütererzeugung sind beim Landbaue andere, als beim Gewerbe und bei diesem wieder andere, als beim Handel, doch sind die Mittel zur Produktion überall dieselben. Alle müssen sich heute des Kredites bedienen, um den Mangel der nötigen Barmittel ersetzen zu können; auch sind sie alle auf das bewegende Element angewiesen, welches das Wort: Verkehr ausdrückt.

Beim Handel treten die Erfolge klar zu tage. Er bringt stets neue Werte zu stande. Wir finden auch in Österreich die reproduzierten Güter in den großen Barmitteln der Kassen, in den aufgespeicherten Natur- und Kunstprodukten, in den Werteffekten der Reichen. Man kennt wohl nicht genau die Ziffer, aber man sieht die stete Steigerung des Besitzes, nämlich des mobilen Besitzes, zunächst in der Befriedigung der wachsenden Lebensbedürfnisse der Menschen, aber auch in den Einnahmen des Staates, in den Sparkassaeinlagen, in den Reingewinsten der Institute u. s. w.

Vom Landbaue und vom Gewerbestande kann mit ebensolcher Gewißheit das Gegenteil konstatiert werden. Denn nur scheinbar hat sich das reine Grundkapital gesteigert und vom Gewerbestande, vom Kleingewerbe, kurz vom Mittelstande kann getrost gesagt werden, daß sich die Verhältnisse in Österreich geradezu verschlechtert haben und daß er nicht reproduziert.

Auf das Konto dieser beiden Produktionsquellen sind also gewiß nicht die wirtschaftlichen Erfolge zu setzen, welche sich in nachstehenden Ziffern bemerkbar machen. Die direkten Steuern sind in 20 Jahren, das ist von 1881—1901 von 190 Millionen Kronen auf 292·25 Millionen Kronen, und die indirekten Steuern von 385·5 Millionen Kronen auf 605·7 Millionen Kronen gestiegen. Die Einlagen der österreichischen Sparkassen waren 1885: 1971·6 Millionen Kronen und 15 Jahre später bereits 3700 Millionen Kronen. Dagegen waren für Sparkassen auf Grund und Boden im Jahre 1884 nur 1000 Millionen Kronen einverleibt und 15 Jahre später bereits 3393 Millionen Kronen. Diese letzte Ziffer spricht genug beredt. Was Handel und Industrie, insbesondere aber das Geldkapital reproduziert hatten, absorbierte zum Teile die Verschuldung von Grund und Boden. Gewiß soll und muß auch der Grundbesitzer den Kredit in Anspruch nehmen, aber richtigermaßen

nur als Hilfsmittel zur Reproduzierung, sei es durch Neuschaffung, sei es durch Ameliorierung von Grund und Boden.

Vor unseren Augen vollzieht sich die gewaltige Ausbildung des Kreditwesens, daß das Kapital in seinen Ansprüchen wohl bescheidener, aber wegen der Deckung rücksichtsloser geworden ist. Das Losungswort des Kreditgebers ist heute: Garantie. Die bessere Garantie macht die Ansprüche an den Schuldner sehr bescheiden, denn gute Fundierung wiegt heutzutage jedweden höheren Ertrag auf. Gute Garantie bietet aber in Österreich nur der Staat oder der Grundbesitz. Staatskredit und Realkredit sind daher heute in Österreich gleichwertig. Der österreichische Pfandbriefkurs ist nicht niedriger, wie der der Staatswerte. Daher auch das Bestreben der Aktionäre, direkte Gläubiger des Staates zu werden, und die Vorliebe für Verstaatlichungen, für Prioritäten, für Pfandbriefe, die bekanntlich Grund und Boden zur Deckung haben. Der Wechselkredit, der Personalkredit, die kurzfristigen Darlehen eignen sich heute nur zu Handelszwecken und für riskante Geschäfte.

In Österreich haben sich aber die Grundbesitzer den Kreditumschwung viel zu ausgiebig zu Nutze gemacht. Sie haben wohl große neue Werte geschaffen, aber auch große Lasten übernommen, welche in ertragslosen Jahren gefahrbringende Sorgen schaffen. Das Grundvermögen und die Bodenrente sind wohl gestiegen, aber auch die Verschuldung, und wenn die Bilanz gezogen würde, wäre der Saldo kein erfreulicher.

Die Popularisierung des Hypothekarkredits hat aber, trotz der Verschuldung, eine so ungeahnt günstige Wendung hervorgerufen, daß die dermalen noch mit großen Schulden kämpfenden Grundbesitzer schließlich den Landbau wieder werden aufrichten können. Denn die Verschuldung ist ja zum größten Teile nur die Folge alter Schäden und der jahrzehntelangen Zurückschiebung der finanziellen Rangierung der Grundbesitzer und was nun die Gegenwart anstrebt, ist, die Konsequenzen geheim gebliebener Verwüstungen zu verwischen, die Grundbücher zu reinigen und einen wohlfeilen Betriebskredit zu schaffen, um jedem momentanen Geldbedarfe, ohne lästige Nachhypotheken, abhelfen zu können.

Die Verschuldung des österreichischen Realbesitzes rührt eigentlich noch aus den Zeiten her, in welchen es keine Hypothekarinstitute gegeben hat, oder nur solche, deren Zinsenansprüche sich von den üblichen hohen Zinsen nicht viel unterschieden haben. Noch in den Siebzigerjahren haben österreichische Hypothekarinstitute 5½ bis 6 Prozent Zinsen bedungen und dabei die Pfandbriefe zu 90 Prozent, und auch noch niedriger, zugezählt. Und weil alle onerosen Schulden in Österreich, gleichwie in Ungarn, auf das Grundbuch überwälzt wurden, haben sich die Grundbesitzer der Schuldentilgung enthoben erachtet; sie haben die Ertragsüberschüsse wohl zur Arrondierung ihres Besitzes, zur Urbarmachung brach gelegener Grundstücke verwendet, aber sich anderseits große Sorgen geschaffen, wenn ertragslose Jahre gekommen sind, weil ihnen dann, selbst für die Zinsen, das Geld fehlte. Und mit dieser Überschuldung kämpfen, wie schon bemerkt, noch heute die österreichischen Grundbesitzer und insbesondere die kleinen Grundleute.

Allein die neuesten gemeinwirtschaftlichen Bestrebungen haben gerade auf diesem Gebiete des Kreditwesens bereits segensreiche Erfolge erzielt. Sie haben der Sache mehr genützt, als sonstige Maßnahmen, mehr als selbst die nicht unbedeutenden Gebührenbegünstigungen, welche der Staat bei der Konvertierung hochverzinslicher Grundschulden in niedriger verzinsliche gewährt. Und wenn auch die gemeinwirtschaftlichen Hypothekarinstitute Österreichs: die Landes-Hypotheken-anstalten, nicht alle Grundschulden sanieren können, so werden sie doch immer für alle Hypothekarinstitute des Reiches maßgebend, ja geradezu die Regulatoren für die Zinsfußpolitik sein. Die österreichischen Landes-Hypothekenanstalten stehen ganz ebenbürtig neben den deutschen Landschaften. Ihre Organisation ist zwar verschieden von der der Landschaften, indem diese auf rein genossenschaftlicher Basis, jene auf der Gutstehung des ganzen Landes fußen, aber bei beiden Institutsformen ist die Solidarhaft eine umfassende. Sie erstreckt sich bei vielen deutschen Landes-Kreditanstalten sogar auf die Besitzer nicht verpfandbriefter Rittergüter, bei den österreichischen Landes-Hypothekenanstalten auf das ganze Vermögen des Kronlandes. Diese Institutionen sind in Österreich nicht alt und es wird wohl noch eine geraume Zeit erfordern, bis sie die Bedeutung der alten preußischen Landschaften, etwa der schlesischen Landschaft, erlangen werden. Immerhin kann konstatiert werden, daß sie denselben Weg wandeln, wie die bewährten Landschaften und gleich diesen bahnbrechend sind für die Popularisierung des billigsten Zinsfußes für den Kleingrundbesitz. In Deutschland arbeiten sie schon werktätig für den 3prozentigen Hypothekarzinsfuß, die österreichischen Landes-Hypothekaranstalten, erst seit neuerer Zeit für den 3½prozentigen.

Und ein Zinsfuß von 3½ Prozent für ein Bauerndarlehen spricht ganze Bände wirtschaftlichen Fortschrittes. Er begründet die wichtigste Etappe zur Bodenentschuldung, also zur Lösung eines wirtschaftlichen Problems, das namentlich für den landwirtschaftlichen Besitz bedeutungsvoll ist. Freilich wird dazu noch anderes unerläßlich sein, worauf wir unten zurückkommen, nämlich die Kultivierung des landwirtschaftlichen Personalkredits durch Raifeisenkassen, ferner die Gewährung kurzfristiger Hilfsdarlehen zum Ausgleiche der Pfandbriefdifferenzkurse.

In Österreich hat jedes Kronland eine Landes-Hypothekaranstalt mit dem ausschließlichen Zwecke, gemeinwirtschaftlichen Realkredit zu pflegen. Sie sind sozusagen öffentlich rechtliche Hypothekarinstitute und gewähren unkündbare tilgbare Darlehen mit festem Zinsfuße. Die Mittel beschaffen sie durch Emission von Pfandbriefen, welche nur bis zur Höhe der kontrahierten Darlehen, und mit dem Zinsfuße der Darlehen, ausgefertigt werden dürfen. So wäre denn das Ziel, dem Landwirte billiges Geld zur Verfügung zu stellen, auch in Österreich erreicht, und selbst für die Bequemlichkeit der Beschaffung dieses billigen Hypothekenkredits ist Vorsorge getroffen.

Die Ziffer ist imponierend, welche die Hypothekenforderungen der österreichischen Landes-Hypothekenanstalten von heute repräsentieren. Ende 1904 hatten dieselben

einen Hypothekarstand von über 1 1/4 Milliarden Kronen, wofür die Schuldner, mit geringer Ausnahme nur 4prozentige Zinsen zu zahlen haben. Wenn man bedenkt, daß die analogen gemeinwirtschaftlichen Hypothekenkreditinstitute Deutschlands, nämlich die Landschaften, schon seit Ende des XVIII. Jahrhunderts bestehen — die schlesische seit dem Jahre 1770, die kurmärkische seit 1777, die Pommerische seit 1781, die westpreußische seit 1787 und die ostpreußische seit 1788 — während die älteste österreichische Landes-Hypothekenanstalt, der galizische Bodenkreditverein erst 1842, die meisten aber erst in den letzten zehn Jahren gegründet wurden, dann ist der Hypothekarstand der österreichischen Landesanstalten relativ unbedingt größer, wie der der Landschaften mit 2540 Millionen Mark.

Auf rein genossenschaftlicher Basis, und zwar zu bäuerlichen Zwecken, bestehen in Österreich, wie schon bemerkt, keine Hypothekeninstitute, man empfindet dafür auch kein Bedürfnis, weil die Provinzsparkassen in den kleinsten Gemeinden, billigen Kredit gewähren und weil das Bestreben der maßgebenden Faktoren ist, die Landeskreditinstitute selbst den allerkleinsten bäuerlichen Kreisen direkt zugänglich zu machen. Und wenn es in Österreich gelänge, was jetzt angestrebt wird, den Kredit der Landwirte nach seiner Zweckbestimmung zu organisieren, so daß für die Erwerbung, die Erhaltung und Ameliorierung des Realbesitzes, die gemeinwirtschaftlichen Realkreditorganisationen, und in erster Linie die Landeshypothekaranstalten, unkündbare, mit unveränderlicher Zinshöhe ausgestattete Tilgungsdarlehen als Besitzkredite — für die Verbesserung des Betriebes, für Anschaffung von Fundus instructus, von Samen- und Futtervorräten aber an die Raiffeisenkassen kurzfristige Betriebskredite, als Personaldarlehen, gewähren würden, dann könnte es nicht mehr vorkommen, daß in nur sieben Jahren, wie dies im Zeitraume von 1892 bis 1899 vorgekommen, der Realbesitz — ohne landtäflichen und städtischen Besitz — 792 Millionen Kronen neuer Schulden im Grundbuch hatte. Es ist dies eine horrende Summe, wenn man bedenkt, daß die österreichischen Landwirte gerade in diesem Zeitraume wenige Notjahre hatten.

Für die Bodenentschuldung arbeiteten die gemeinwirtschaftlichen Institute ganz besonders auch damit wesentlich vor, daß sie die Darlehen voll, d. h. ohne die bei den Hypothekarinstituten sonst übliche Zuzählungsdifferenz liquidieren. Durch die niedrigeren Zinsen ermöglichen sie dem Landwirte, den Betriebskredit aus der Bodenrente zu tilgen und durch die volle Zuzählung entheben sie ihn der Notwendigkeit, die bisher unvermeidlichen Kursabgänge der Darlehensvaluta, durch teure Nachhypotheken zu decken.

Im Wege der Konvertierungen wurden in Österreich schon Tausende von Hypothekarschuldnern saniert und die Liegenschaften von drückenden Lasten befreit. Nach einer für das Jahr 1898 vorliegenden Berechnung sind von zehn Milliarden Hypothekarschulden etwa vier Milliarden bei gemeinschaftlichen Kreditinstituten, und zwar vornehmlich bei den Sparkassen, kontrahiert. Diese Schulden können durchgehends als nicht drückend gelten, soweit nämlich die Verzinsung und die Tilgung in Frage

kommen. Allein die restlichen, auf die sonstigen Institute und auf Private entfallenden sechs Milliarden Kronen sind zum großen Teile hochverzinsliche, unorganisierte Schulden und tragen in sich große Gefahren für den ruhigen Besitz. Unsere Landeshypothekenanstalten sind in erster Linie berufen, aber auch in der Lage, mit den lästigen Grundschulden gründlich aufzuräumen. Sie haben es auch schon in der relativ kurzen Zeit ihrer Tätigkeit getan. Ihr Hypothekenstand beträgt heute gut 1¼ Milliarden Kronen — gegen 900 Millionen im Jahre 1898 — und die Zinsenschuld der Grundbesitzer ist, wenigstens in jüngster Zeit, gewiß in dem Maße gesunken, als die Hypothekenschulden gestiegen sind.

Die kaum 15 Jahre bestehende niederösterreichische Landeshypothekenanstalt allein hat heute bereits einen größeren Hypothekenstand in Österreich als sämtliche Wiener Aktienhypothekenbanken (Österreichisch-ungarische Bank, Allgemeine österreichische Bodenkreditanstalt, Österreichische Zentralbodenkreditbank und Österreichische Hypothekenbank) zusammengenommen. Die Solidarhaft, in welch verschiedenen Formen immer sie eingeführt wird, hat in Österreich überall den Hypothekenkredit billiger und das Geschäft solider gestaltet. Und weil die vielen kleinen Kreditorganisationen immerhin eine große Geldausgleichsstelle benötigen, eignen sich in Österreich einzig und allein die Landesanstalten, vermöge der sichersten Solidarhaftung, zu den erwünschten gemeinwirtschaftlichen Zentralstellen aller dieser Faktoren der Hypothekarentschuldung.

Das übrige wird der Staat durch seine Machtmittel auf dem Gebiete der Verwaltung fördern. Die neue Exekutionsordnung hat bereits durch die Einrichtung des geringsten Gebotes, durch Reformierung der Zwangsverwaltung, durch Hintanhaltung vexatorischer Exekutionsschritte vorgeschützt, daß keine Verschleuderung der exekutierten Liegenschaften platzgreife.

Es wird sich unseres Erachtens die Idee, deren legislatorische Durchführung von den Agrariern vorgeschlagen wird, daß nämlich den gemeinwirtschaftlichen Landeshypothekenbanken das Monopolrecht der hypothekarischen Kreditgewährung eingeräumt werde, allmählich schon durch die Praxis realisieren, wenn einmal diese Institute, Hand in Hand mit den kleinen landwirtschaftlichen Kreditvereinen, nämlich mit den Raiffeisenkassen, sich die unmittelbarste Fühlung mit allen kleinen Grundbesitzern gesichert haben werden. Der kleine und mittlere Grundbesitz wird erst dann die Wohltaten der gemeinwirtschaftlichen Kreditorganisation vollends kennen lernen und auch genießen.

II.

Es ist in Österreich wie in allen Kulturstaaten, daß der Bauer, der kleine Landwirt, der besonderen Fürsorge des Staates teilhaftig wird. Er ist ja das staatserhaltende Element, welches das Land mit Nahrung und Rohstoffen versorgt. Kein Kapital von gleicher Größe setzt mehr produktive Arbeit in Bewegung als das der Landwirte, und indem der Staat die Hufe vor Verderben schützt, schützt

er sich selbst. Dies erklärt denn auch die große Bedeutung der Agrarpolitik und das Bestreben aller Staaten, den bäuerlichen Besitz vor Verschuldung zu bewahren. Gewiß hat auch der Kleingewerbetreibende, was zweifellos ist, unbedingten Anspruch auf besonderen Schutz seiner materiellen Verhältnisse, allein für ihn liegt die Sache doch noch bequemer. Bei ihm ist die Möglichkeit der Veränderung seiner Betriebsstätte vorhanden und er kann im äußersten Falle fortziehen, sich selbst helfen, wenn es ihm an einem Orte nicht gut geht. Nur der an die Scholle gebundene Bauer ist verloren, wenn er seinen Boden nicht bebauen und nicht ernten kann, wenn die Zinsen der Bodenschuld die Rente verschlingen und die Mittel für Saatkorn und Viehbestand fehlen.

In der Geschichte der gemeinwirtschaftlichen Tätigkeit hat sich Raiffeisen, der schlichte Bürgermeister von Flammersfeld, wohl das schönste Denkmal selbst damit gesetzt, daß seine agrarische Institution der landwirtschaftlichen Vorschußkassen überall bekannt ist, und daß die autonomen Behörden geradezu wetteifern, jede Dorfgemeinde mit einer solchen Kreditorganisation zu versehen. Es wird noch dazu kommen, daß die Kirche und die Raiffeisenkasse die schönsten Wahrzeichen des Dorfes sein werden.

Sehen wir nun, was Österreich auf diesem Gebiete leistet. Der niederösterreichischen Landesvertretung bleibt das Verdienst, bahnbrechend gewirkt zu haben. Von dieser gingen die ersten Studien und die größten materiellen Opfer zur Einbürgerung der Raiffeisenkassen aus. Die erste Raiffeisenkasse entstand in dem kleinen Dorfe Mühldorf im Jahre 1887. Jeder sich neubildende Vorschußverein erhielt sofort eine Gründungssubvention von 250 fl., außerdem auch dreiprozentige Darlehen bis zum Betrage von 2000 fl., wenn das Betriebskapital nicht aufgebracht werden konnte. Dann kam die Geldausgleichquelle für alle Raiffeisenkassen in Niederösterreich, als welche die niederösterreichische Landeshypothekenanstalt fungiert, wo die überschüssigen Beträge der einzelnen Raiffeisenkassen fruktifiziert, anderseits aber Darlehen zu $4^1/_2$ Prozent entnommen werden. Heute finden wir in allen Kronländern die Raiffeisenkassen, so zwar, daß Böhmen sogar schon Niederösterreich überflügelt hat. Und um diese Kassen bildeten sich andere wichtige Geldfunktionen heraus, deren der Bauer sehr bedarf. Die Raiffeisenkasse ist sein Bankier, sein Berater, sein Advokat, sein Geschäftsführer. Denn sie gewährt nicht nur Personalkredit, sondern vermittelt die Konvertierung hochverzinslicher Grundschulden gegen niedriger verzinsliche Darlehen, sie kauft für den Bauer durch die genossenschaftlichen Verbände das Saatkorn und verkauft wieder die Ernte, sie belehrt ihn in der Geschäfts- und Buchführung.

Die Betriebsmittel der österreichischen Raiffeisenkassen werden durch Geschäftsanteile der Mitglieder, durch Spareinlagen, durch Anlehen, durch Beitrittsgebühren und durch die Darlehenszinsen beschafft. Die Verzinsung der Geschäftsanteile darf den Zinsfuß der Spareinlagen nicht übersteigen. Spareinlagen dürfen wohl auch Nichtmitglieder machen, dagegen werden Kredite nur an Mitglieder der Raiffeisenkasse

gewährt. Die Frist für die Darlehen ist eine ziemlich kurze, höchstens bis zu einem Jahre. Nur ausnahmsweise bewilligt der Aufsichtsrat längere Rückzahlungsfristen. Der vorhandene Gewinn wird bei den Raiffeisenkassen, nach Abzug der auf die Geschäftsanteile entfallenden Zinsen, als Reservefonds angesammelt und dieser wird, wenn er eine ausreichende Höhe erreicht, zur Herabsetzung des Darlehenszinsfußes verwendet. Mit einem Worte diese gemeinwirtschaftlichen Vereine dienen zugleich als Wohlfahrtsinstitutionen im besten Sinne des Wortes, und unterscheiden sich schon dadurch wesentlich von den gewerblichen und sonstigen Kreditorganisationen, daß sich diese, wie vielfach geklagt wird, für die kapitalistischen Interessen ihrer Spareinleger, aber auch einzelnen Mitgliedern dienstbar machen und hohe Zinsen nehmen.

Man hat in Österreich leider viel zu spät auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Kredits die Vorteile der genossenschaftlichen Betätigung erkannt. Wie ein genauer Kenner der österreichischen Agrarverhältnisse, der Ministerialsekretär des k. k. Ackerbauministeriums Dr. Moritz Ertl in seiner Arbeit: „Versuche einer Agrarreform in Österreich" (Wien, 1899) ganz richtig bemerkt, hat „man sich lieber mit den Ideen des wirtschaftlichen Individualismus gefüttert, mit der Vervollkommnung des technischen Betriebes und mit den aus der freien Teilbarkeit von Grund und Boden für Einzelne erwachsenden momentanen Vorteilen zufriedengegeben, anstatt das fruchtbare Gebiet gemeinwirtschaftlicher Tätigkeit zu bearbeiten". Erst die Not hat beten gelehrt, nur sie hat endlich auch in Österreich das Bedürfnis nach genossenschaftlichem Zusammenschluß auf wirtschaftlichem Gebiete wachgerufen, vorerst wohl nur auf dem Gebiete des Kreditwesens. Denn von den Wirtschaftsgenossenschaften kann auch das noch nicht gesagt werden, weil für Absatzgenossenschaften das Verkaufsproblem noch immer nicht gelöst ist. Die schon bestehenden Absatzgenossenschaften: die Getreidegenossenschaften, die Winzergenossenschaften können vorderhand nur als Versuche gelten. Nur die Molkereigenossenschaften prosperieren, ganz wie in Deutschland, in hohem Maße. Es ist sehr bemerkenswert, daß sich bei der notorisch geringen Bildung unserer Bauernbevölkerung, ohne jedwede berufsgenossenschaftliche Organisation, ein solches Interesse gerade für die Raiffeisenkassen erwecken ließ und es ist ein Zeichen großen Einflusses, wenn dies die Organe der Landesvertretungen ohne großen Apparat zu stande bringen konnten.

Nur vor einer großen Gefahr müssen die Raiffeisenkassen beschützt werden und da wird sich die Oberaufsicht des Staates über diese so wichtige gemeinwirtschaftliche Kreditorganisation mit voller Strenge zu bewähren haben, nämlich vor der Gefahr der schlechten Verwendung der Kassagelder. Die Geldmittel der Raiffeisenkassen sollen weder als Hypothekendarlehen noch als Aushilfsmittel für Nichtlandwirte zur Verwendung kommen. Sie sollen, wie schon ausgeführt, einzig und allein zu Betriebskrediten für die kleinen Landwirte verborgt werden, um sie von der Versuchung fernzuhalten, auch solche Kapitalien durch Grundschulden zu beschaffen, welche vom Wirtschaftsbetriebe nur vorübergehend verlangt werden und daher im Wirtschaftsbetriebe aus den Bodenerträgnissen getilgt werden müssen. Nun, in dieser Beziehung

bestehen noch immer Übelstände bei den österreichischen Raiffeisenkassen. In einem Ende 1903 erstatteten Referate an den Landwirtschaftsrat des Ackerbauministeriums, über die Bodenentschuldung in Österreich, schildert Regierungsrat v. Hattingberg alle Zustände, welche einer tadellosen Wirksamkeit der österreichischen Raiffeisenkassen noch immer hinderlich sind. In vielen Gemeinden werden nämlich die Sparpfennige der Landwirte von Gemeindefunktionären, Kasinos und Feuerwehren in Anspruch genommen. Auch werden sie vielfach für Kommunaldarlehen und Hypothekarkredite hergegeben. So verwendete Deutschböhmen im Jahre 1901 von 25·4 Millionen Kronen Spareinlagen der Raiffeisenkassen 4·5 Millionen Kronen, Deutschmähren von 15·2 Millionen Kronen 2·3 Millionen für Hypothekardarlehen. Verhältnismäßig groß sind auch die Bestände, die überhaupt keine Verwendung finden und zur Fruktifizierung an die genossenschaftlichen Zentralverbände, an die Landeshypothekaranstalten überleitet werden müssen. Das sind wohl unerfreuliche Erscheinungen in bezug auf die Popularisierung des Personalkredits unter den Landwirten, aber immerhin doch Zeichen großen Sparsinnes.

Es ist ja wahr, daß eine regere Inanspruchnahme der Spareinlagen zu Betriebskrediten, auch eine intensivere Wirtschaft bedingt, als sie heute bei der bäuerlichen Bevölkerung in ganz Österreich gebräuchlich ist, aber selbst der vorhandene geringe Bedarf an Betriebskredit wird noch zum größten Teile mit Inanspruchnahme des Grundbuches gesucht. Wesentlich kann sich die Inanspruchnahme der Raiffeisenkassen im übrigen nur dann steigern, wenn bei Gewährung der Darlehen nicht besondere Kautelen, so namentlich die Bestellung guter Bürgen verlangt würde. Die Beschaffung von Bürgen ist eine schwierige Sache und besonders bei Bauern, die mißtrauisch aber auch unbeholfen sind. Mit dem charitativen Charakter dieser Institutionen verträgt es sich gewiß nicht, die Gewährung von Darlehen an Bedingungen zu knüpfen, welche den Personalkredit eigentlich zu einem fundierten Kredit machen. Füglich sind selbst die kleinsten Landwirte, mit Rücksicht auf deren Grundbesitz, noch immer kreditfähiger, als beispielsweise die Kleingewerbetreibenden und die Beamten. Mindestens sollte bei sehr kleinen Darlehen, wobe wenig riskiert wird, die Bürgschaft ausgeschlossen sein. Mit den Reserven würden etwaige Verluste aus kleinen Darlehen der wirtschaftlich Schwachen leicht zu decken sein. In den engbegrenzten Gebieten der Raiffeisenkassen bleibt ja den Verwaltungen nicht verborgen wer kreditunwürdig ist und so erscheint in den meisten Fällen die Bestellung von Bürgen nur als ein erschwerendes und entbehrliches Requisit der Darlehenstransaktion.

Es muß aber festgehalten werden, daß schon das gemeinsame Zusammenhalten der kleinen Landwirte in der Kreditpflege ein großer Erfolg ist, weil schon der Besitz einer, wenn auch noch so kleinen Kreditorganisation das wirtschaftliche Niveau der Dorfgemeinde zu heben geeignet ist.

Nach den letzten, bis Ende 1901 reichenden Angaben, bestanden in Österreich 3360 Raiffeisenkassen mit 315.472 Mitgliedern, die über 191,813.000 Kronen

Spareinlagen, 2,726.000 Kronen Reserven verfügten, und deren Geschäftsumsatz 397 Millionen Kronen betrug. Und wenn es gelingt, was zum Teil bereits organisiert ist, die Raiffeisenkassen mit großen, einflußreichen Zentralkreditinstituten in Verbindung zu bringen, dann werden sie in Österreich nicht nur den billigsten, sondern auch den bestorganisierten Personalkredit einbürgern.

Nach den bisherigen Erfolgen begreifen wir es, daß die Regierung und der Landtag dahin zielen, die Wirtschaftsführung der Landwirte mit den Raiffeisenkassen enge zu verknüpfen und sie auf diese in allen Staaten beliebten landwirtschaftlichen Genossenschaften zu gewöhnen.

Die Agrarpolitik wendet sich denn auch in Österreich in erster Linie diesem gemeinwirtschaftlichen Institute zu und hier ist auch das Gebiet, wo noch große Erfolge erzielt werden können, wenn nur die Organe in der Lage sind auf die Lebens- und Wirtschaftsführung der Landwirte erziehlichen Einfluß zu nehmen. Bei der österreichischen Landbevölkerung wird die Hinlenkung auf dieses Gebiet der Kreditbeschaffung nicht leicht sein, denn es wird zur Sicherung der Institution für alle Zeiten, wohl noch aufklärender Belehrung und besserer Schulbildung bedürfen.

Auch da soll Deutschland als Beispiel dienen, was mit dem landwirtschaftlichen Personalkredit beim Bauer erzielbar ist. Der kleine deutsche Landwirt hat mit dem alten Wirtschaftsbetrieb gänzlich aufgeräumt und sein Kreditbedürfnis zweckdienlich geregelt. In Deutschland bestanden im Jahre 1899 bereits 8585 landwirtschaftliche Personalkredit-Organisationen mit 640.382 Mitgliedern und mit einem Gesamtumsatz von 1171 Millionen Mark. Diese großen Summen hätten sich, wenn die gemeinwirtschaftlichen Kreditorganisationen nicht bestanden hätten, die deutschen Landwirte einfach durch weitere Belastung von Grund und Boden verschaffen müssen. Der intelligente deutsche Landwirt hat es aber längst erfaßt, daß er nicht mit jedem Kreditbedarfe zur Hypothek rennen darf, sondern nur mit Besitzkrediten, welche der Hufe kein Verderben bringen. Wo eine reale Grundlage vorhanden ist, wie beim Hypothekarkredit, oder auch nur der Rückhalt auf Realbesitz, wie beim landwirtschaftlichen Kredit überhaupt, da ist freilich die Förderung der Sache durch gemeinwirtschaftliches Eingreifen leicht. Die Landeshypothekenanstalten, die Sparkassa und die Raiffeisenkassa bedürfen nur kleiner Begünstigungen seitens des Staates und die Organisationen können bald nach Tausenden zunehmen.

Allein sehr groß ist der Kreis jener kleinen Leute, die gar keine Deckung bieten, und welche, als wirtschaftliche Individualitäten zu erhalten, nicht nur Pflicht, sondern geradezu Bedingung der Selbsterhaltung des Staates ist. Der ganze Mittelstand in Österreich, die Kleingewerbetreibenden, die Kleinhändler, bilden in Österreich ein bedeutendes Kontingent der Steuerträger. Mit ihrem Schicksale ist das der Staatswirtschaft eng verknüpft und weil der Staat ihre wirtschaftlichen Verhältnisse nicht selbst regeln und betreuen kann, das Kapital aber hier leider zu einer Mithilfe keinen Impuls erhält, stehen wir vor einem Probleme, das noch immer nicht gelöst ist. Da wäre aber gerade der fruchtbarste

Boden für die gemeinwirtschaftliche Tätigkeit. Die Versuche waren bisher nicht von dem gewünschten Erfolge begleitet, wenigstens nicht überall. Wir werden ja sehen, woran die Schuld liegt und warum die Raiffeisenkassen prosperieren, während die gewerblichen Wirtschaftsgenossenschaften nach dem System Schulze-Delitzsch bisher wenigen Zuspruch fanden.

Und doch bleibt auch für den österreichischen Mittelstand, gleichwie in anderen Staaten, nichts übrig, als gemeinwirtschaftlich zusammenzuhalten, wenn er kampffähig bleiben soll gegenüber dem stets mächtiger werdenden Kapitalismus. In Deutschland haben die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften gutes Material vorgefunden in dem sparsinnigen Volke, welches, wenn auch in bescheidenem Maße, bereits die Früchte der organisierten Selbsthilfe genießt. Die Kleingewerbetreibenden in Österreich aber können sich zu Kreditgenossenschaften gar nicht, und zu Wirtschaftsgenossenschaften nur in bescheidenen Grenzen aufraffen. Sie nehmen lieber vom Privatgeldgeber teures Geld, als daß sie sich an organisierte Vorschußkassen wenden, weil da eine gewisse Pünktlichkeit beim Zahlen gefordert wird. Die gewerblichen Vorschußkassen vegetieren nur, sie haben bis nun auch keinen merklichen Einfluß auf die kleingewerblichen Zustände geübt.

Es ist bezeichnend, daß in Wien, wo 116.078 Kleingewerbetreibende leben, die alle Kredit brauchen, kein großes gewerbliches Kreditinstitut existiert, auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage überhaupt kein nennenswertes. Der bedeutendste Verein dürfte noch der Erste Margaretner Spar- und Vorschußverein für Gewerbetreibende sein, welcher 40.933 Anteilbesitzer, aber 1903 im ganzen nur 142.471 K an Vorschüssen erteilt hat. Und in den übrigen Städten liegen die Verhältnisse nicht besser. Österreich hat wohl 5544 Schulze-Delitzsche Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, aber sie werden von allen anderen Berufsständen — von Beamten, Landwirten, Kaufleuten — eher in Anspruch genommen, als von Kleingewerbetreibenden. Es fehlt diesen, wie allen mit knappen Mitteln lebenden Leuten die moralische Kraft, für künftige Verpflichtungen schon lange vorher zu sorgen oder übernommenen Verpflichtungen pünktlichst nachzukommen, wie es die gemeinwirtschaftliche Assoziation mit sich bringt. Der Kleingewerbetreibende in Österreich hat aber auch zu wenig Sparsinn, um die Barmittel für die Anteilscheine zu sichern, und wenn er schon glücklicherweise in den Besitz einer nennenswerten Summe gelangt, dann verwendet er sie lieber für den Ankauf von Rohstoffen.

So gewiß es nun ist, daß sich die österreichischen Kleingewerbetreibenden aus eigenem Antriebe, im Wege der Selbsthilfe zu Kreditgenossenschaften niemals organisieren werden, so evident ist es auch, daß es die Regierung bei den jetzigen Verhältnissen und gewerblichen Kreditzuständen nicht lassen kann. Sie versucht gerade jetzt durch ein Auskunftsmittel dem Übel zu begegnen, indem sie durch eigens bestellte Organe, durch sogenannte Genossenschaftsinstruktoren, auf die Gewerbegenossenschaften einwirken will. Nicht die Kleingewerbetreibenden, sondern die Gewerbegenossenschaften selbst sollen Kredit- und Wirtschaftsorganisa-

tionen schaffen und unterstützen. Freie Gemeinwirtschaften haben immer einen beschränkten Spielraum, weil der Eintritt freiwillig und der Austritt leicht möglich ist. Nur wo ein Zwang besteht, ist auch der Erfolg gesichert, und den Zwang vermag nur die Autorität einer Behörde zu üben.

Es ist ja bei unseren kleinen Landwirten nicht anders. Auch bei diesen müssen die Landesvertretungen intervenieren, um sie zu Raiffeisenkassen zu organisieren. Die Landesausschüsse entsenden nicht nur ihre Organe in die Dorfgemeinden zur Propagierung für die gemeinwirtschaftliche Idee, sondern widmen dem Zwecke große Subventionen und bestreiten sogar die Kosten der Verwaltung der landwirtschaftlichen Darlehenskassen. An Subventionen hätte es bisher wohl auch für gewerbliche Vorschußkassen nicht gefehlt. Das Handelsministerium, die Handelskammern und große Fonds würden bereitwillig Opfer bringen, wenn sich die Kleingewerbetreibenden zu wirtschaftlichen Körpern organisieren wollten. Aber sie wollen sich nicht zusammentun und könnten es auch nicht. Die Kleingewerbetreibenden würden sich, selbst wenn sie die Mittel hätten, gegenseitig keinen Personalkredit einräumen; es traut einer dem andern nicht und nur selten wird der Gewerbetreibende für Berufskollegen bürgen. Aber die Bürgschaft ist heutzutage leider noch ein notwendiges Requisit in der gewerblichen Kreditfrage. Personalkredit gewährt in Österreich eigentlich der Bürge, nur er tritt für den Schuldner ein. Denn in Wirklichkeit wird der Kredit dem Bürgen eingeräumt, der das in ihn gesetzte Vertrauen auf den Darlehensnehmer überträgt. Bürgen heißt zahlen, und weil das Risiko ein großes ist, können Kleingewerbetreibende Bürgen nur schwer aufbringen. Es muß auffallen, daß auch dieses Moment bei der Organisierung des kleingewerblichen Kredits zu wenig in Betracht gezogen wird.

In der Vergesellschaftung der arbeitenden Klasse zur Verbesserung ihrer materiellen Lage liegt zudem so viel Erzieherisches und Versittlichendes, daß die Regierung jede darauf hinzielende gemeinwirtschaftliche Bestrebung nicht nur fördern, sondern geradezu zu erzwingen trachten soll. In Deutschland waren es zunächst sehr bedeutende materielle Unterstützungen, durch welche die einzelnen Staaten das Interesse für die gemeinwirtschaftlichen Kredit- und Wirtschaftsgenossenschaften erweckten. Die „Preußische Zentralgenossenschaftskasse" wurde als Zentralgeldquelle für alle gemeinwirtschaftlichen Verbände mit 50 Millionen Mark dotiert und Sachsen, Bayern und Württemberg haben auch viele Millionen zur Förderung des genossenschaftlichen Personalkredits hergegeben. Die deutschen Kreditgenossenschaften aller Systeme betrugen schon vor vier Jahren 11.895, und wenn die sonstigen Wirtschaftskorporationen hinzugerechnet werden, waren 1900 bereits 18.538 Genossenschaften in Tätigkeit mit über 1½ Millionen Mitgliedern. Heute würden aber auch in Deutschland die staatlichen Geldmittel allein nicht mehr genügen, um die wirtschaftlichen Organisationen zu schaffen, welche der ausgebreitete Mittelstand benötigt.

Wo das gemeinwirtschaftliche Prinzip nur schwer feste Wurzel fassen kann, dort müssen die Hebel bei jenen Faktoren angesetzt werden, welche einen bestimmenden

Einfluß auf die zu beschützenden Kreise haben. In Österreich wird nun dieser Hebel, wie schon bemerkt, bei den Gewerbegenossenschaften angelegt. Die sollen nun zur Schaffung von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften angeregt werden. Der bureaukratische Weg durch die Regierung, und selbst durch die Gewerbekammer, hat nichts zuwege gebracht, und nun bleibt es den Genossenschaftsinstruktoren vorbehalten, als besondere Organe des Handelsministeriums, mit allen Mitteln die Schaffung genossenschaftlicher Einrichtungen aller Art zu fördern. Und weil sie nach dem Gesetze vom 31. Mai 1899 mit den Gewerbegenossenschaften und Genossenschaftsverbänden in direkten Verkehr treten müssen, kann der Wert dieser Institution nicht genug hoch angeschlagen werden. Mehr als drei Viertelmillionen Gewerbetreibender unterstehen den österreichischen Gewerbegenossenschaften, und wenn es den Instruktoren gelingen würde, auf diese Einfluß zu üben, dann wäre das wichtige Problem der Hebung des wirtschaftlichen Niveaus des österreichischen Mittelstandes auf dem Wege der Lösung. Die Zeit der Wirksamkeit der Instruktoren ist zu kurz, um auf greifbare Resultate verweisen zu können. Immerhin ist es in einigen Kronländern, namentlich in Böhmen und Mähren, gelungen, die gemeinwirtschaftlichen Vereinigungen direkt aus den Gewerbegenossenschaften hervorgehen zu lassen. Die Genossenschaften und beziehentlich deren Funktionäre haben den größten Einfluß auf die Genossenschaftsmitglieder, und wenn sie sich mit eigenem Vermögen an den zu gründenden Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften beteiligen oder bis zu gewissen Grenzen die Haftung für ihre Genossenschaften übernehmen, dann werden sich die Mitglieder von wirtschaftlichen Gründungen nicht leicht ausschließen. Nach den bisherigen Erfahrungen und Erfolgen steht zu erwarten, daß unter der Ägide der Gewerbegenossenschaften die kleingewerblichen Gründungen in ähnlicher Weise fortschreiten würden, wie sich die Organisation des landwirtschaftlichen Personalkredites durch die Intervention der Landesbehörden entwickelt hat.

Eine wohl nur technisch vortrefflich organisierte gemeinwirtschaftliche Personalkreditorganisation besitzen die Beamten in Österreich in den Vorschußkonsortien des „Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie." Wir glauben kaum, daß in einem anderen Staate eine analog große gemeinwirtschaftliche Kreditorganisation der Beamten besteht. Der große Verein patronisiert 67 in den einzelnen Städten des Reiches gegründete Vorschußkonsortien, von welchen in Wien allein 11 fungieren. Sie zählen nach dem letzten Ausweise 36.419 Mitglieder und die mit Ende 1904 geleisteten Vorschüsse betrugen 45·9 Millionen Kronen. Seit dem Bestande dieser Vorschußvereine wurden an Beamte rund 281 Millionen Kronen Vorschüsse erteilt. So technisch vollkommen diese Kreditorganisationen sind, so groß sind aber auch die Klagen über deren Gewinnsucht, über hohe Zinsen und sonstige Gebühren, über die enormen Verwaltungskosten, welche die Schuldner bezahlen müssen. Die österreichischen Beamten haben in letzter Zeit durch die große Verschuldung ihrer Kreise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und zu vielen Diskussionen und sogar zu einer Enquete Anlaß gegeben. Und bei dieser kam vielfach

die Unzufriedenheit mit dem Vorgehen dieser Konsortien zum Ausdrucke, welche eigentlich als Wohlfahrtsinstitute ins Leben gerufen und als solche von den Beamten gefördert wurden. Die Enttäuschungen auf dem Gebiete der Beamtenkreditorganisationen können jedoch den großen wirtschaftlichen und sozialen Wert der sonstigen gemeinwirtschaftlichen Institutionen in keiner Weise herabmindern. Vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte verdient der Beamtenkredit, als gänzlich unproduktiv, in allerletzter Linie die Förderung seitens des Staates und nur sozialpolitische und insbesondere humanitäre Rücksichten gebieten es auch diesen sterilen Personalkredit zu pflegen und zu organisieren. Für den Personalkredit fehlt hier so ziemlich jede Sicherheit. Selbst die gemeinwirtschaftlichen Institute der Beamten müssen sich deshalb eine Risikoprämie in Form hoher Zinsen bezahlen lassen; sie bedingen sich aber auch noch andere Kautelen, wie Bürgschaft und Lebensversicherung, so daß der genossenschaftliche Beamtenkredit in der Regel wucherisch wird. Obgleich die österreichischen Beamten zu den bestbezahlten des Kontinentes zählen, so sind sie doch durch die Lebensgewohnheiten sehr verschuldet. Der österreichische Mittelstand lebt im allgemeinen besser als der deutsche, der französische oder italienische. Und das Beispiel wirkt zwingend, die gesteigerten Bedürfnisse erhöhen alle Preise und folgerichtig auch die Ausgaben für das Leben. In der Gemeinschaft mit den bürgerlichen Kreisen, welche wohl über reichlichere Mittel verfügen als die Beamten, nehmen auch die Bedürfnisse der letzteren zu, ohne daß die Mittel zu ihrer Befriedigung vorhanden sind. Kurz, der Beamte wird sich stets zu Sitten und Gewohnheiten der Gesellschaft hingezogen finden, welche seine Lebensentwicklung bedingt. Angemessen ist wohl das Gehalt des österreichischen Beamten im Verhältnisse zu den Beamten anderer Staaten, vielleicht auch zu seinen Leistungen, aber nicht hinreichend, um nach angeborener und anerzogener Gewohnheit leben zu können. Das ist aber eine gesellschaftlich örtliche Frage und sie gehört ausschließlich in das Gebiet des sozialen Hilfswesens.

Zur gemeinschaftlichen Betätigung ist eine, wenn auch noch so beschränkte materielle Leistungsfähigkeit erforderlich, dieses Requisit vermag aber der verschuldete Beamte nicht zur Verfügung zu stellen. Auch dieses Moment wird bei der ökonomischen Beurteilung des Personalkredits stets außer acht gelassen, und es ist unbegreiflich, daß der sterile Personalkredit des Beamten in der Regel dem des produzierenden Mittelstandes ganz gleich gestellt wird.

III.

Bei allen gemeinwirtschaftlichen Bestrebungen ist in erster Linie die Verbesserung der Existenzbedingungen in der Gesellschaft, Zweck der Vereinigung. Die Privatwirtschaft soll und braucht hiedurch keine Einbuße zu erleiden; sie wird eben ein Glied der Gemeinwirtschaft, deren Erfolge und Mißgeschicke sie teilt und genießt. Auch sie partizipiert an dem Vorteile der vereinigten Kraftentwicklung. Nur wo sie verkehrshemmend wirken will, wo sie ausbeuterisch wird, ist sie im Kampfe

mit der Gemeinschaft. Solche Kämpfe endigen aber stets mit der Niederringung der partikularistischen Sonderinteressen. Wo das Kapital, der Besitz, allzu egoistisch auftritt, sehen wir die Gemeinschaft durch genossenschaftliche Assoziationen tätig und die Nichtbesitzenden setzen sich durch Zusammenlegung ihrer Ersparnisse zu eigenen Kreditinstituten und durch Schaffung besonderer Kredit- und Warenbeschaffungsinstitutionen energisch zur Wehre. Aber nicht immer genügt das Zusammentun einzelner Gesellschaftsschichten, oft nicht einmal die gemeinwirtschaftliche Tätigkeit einer Stadt oder gar eines Kronlandes, weil es wirtschaftliche Faktoren gibt, die über die Grenzen dieser Gebiete hinaus ihre Macht üben. In den Händen der einzelnen werden solche wichtige Mittel mitunter Gefahren für die Wirtschaftssphären ganzer Bezirke, denn sie entscheiden über den allgemeinen Verkehr wie über eine private Sache.

Die am wenigsten lokalisierbaren Faktoren der Wirtschaft sind die Verkehrsmittel. Deren Tarife wirken bis in die fernen Weltteile und wer die Administration der Eisenbahnen und der Schiffahrt in Händen hat, besitzt auch einen maßgebenden Einfluß auf die Wertbildung im allgemeinen und auch im speziellen. Die Tarife können die Produktion schaffen, aber auch eine bestehende vernichten. Nicht nur der Handel, sondern auch Grund und Boden und der Gewerbestand erhalten ihren großen Sukkurs von den Verkehrsmitteln, wie dies die Volkswirtschaftslehre des näheren lehrt.

Nun steht es fest, daß im Wettbewerb mit den anderen großen Staaten hohe Eisenbahntarife nachteilig sind, daß aber anderseits die österreichischen Privatbahnen von ihren hohen Tarifen nicht lassen können. Da muß nun die höhere Gemeinwirtschaft, die des Staates, eingreifen, welche allein materiell in der Lage ist, in der Abschätzung der wirtschaftlichen Faktoren die Tarife der Verkehrsmittel, selbst auf die Gefahr großer Opfer hin, zu ermäßigen, wenn sie nur in der Bilanz der Staatswirtschaft ihre Rechnung findet. Die Eisenbahn und das Dampfschiff hören auf individuelle kapitalbildende Quellen zu sein, sondern sinken zu Hilfsmitteln herab, dazu bestimmt, den Produktionsgebieten billige Rohstoffe zuzuführen und die Produkte durch Verwohlfeilung des Transportes konkurrenzfähig und bestmöglichst verwertbar zu machen.

In der Verstaatlichung der Verkehrsmittel liegt also die größte gemeinwirtschaftliche Aktion, denn sie erstreckt sich nicht auf bestimmte Berufssphären und nicht auf einzelne Bezirke, sondern auf das ganze Reich, auf jeden Einwohner des Reiches. Sie ist nicht gegen einzelne Interessen im Reiche selbst gerichtet, sondern gegen die Invasion fremdländischer Interessen. In dieser großen Bedeutung der Verkehrsmittel für das Gemeinwesen, liegt auch der Gedanke der Regalität derselben, der Begriff des öffentlichen Eigentums, welches bis nun an die Privatwirtschaft lediglich zur befristeten Benützung und Ausnützung überlassen worden ist.

Für Österreich erscheint heute, allerdings nach wiederholtem Prinzipwechsel, die Tatsache festzustehen, daß die Eisenbahnen lediglich als Verwaltungssache im Staate zu gelten haben, weder als Erwerbsquelle für Privat-, noch als Einnahms-

quelle für die Staatsfinanzen. Sie haben keinen unbedingten Anspruch auf Produktivität, sondern sind meistens nur Bedingungen für dieselbe. Die gemeinwirtschaftlichen Bestrebungen auf diesem Gebiete stoßen aber gerade in Österreich noch auf Schwierigkeiten; das Gebiet ist zu groß und die finanziellen Opfer sind zu bedeutend, um mit einem Sprunge ein Ziel zu erreichen. Aber immerhin wird redlich vorgearbeitet, daß das Prinzip der gemeinwirtschaftlichen Behandlung des Verkehrswesens in Österreich erstarke. Neue Eisenbahnen, Lokalbahnen von minderem Wert ausgenommen, werden in Österreich nicht mehr konzessioniert und auch die großen Wasserstraßen: der Donau—Oder-Kanal, der Elbekanal, der Weichselkanal, werden nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, durch Privatgesellschaften, sondern durch den Staat gebaut werden. Große Anlehen sind es, welche Österreich für diese Arbeiten, aber auch für die neuen Eisenbahnbauten aufnehmen muß, sie sind so groß, daß die Regierung die Verstaatlichung der großen Privatbahnen einstweilen zurückstellen mußte.

Diese Aktion wird folgenschwer und in die Privatrechte nachhaltig eingreifend sein, wenn es einmal zur kompletten Eisenbahnverstaatlichung kommen wird. Die größeren, ertragsreichen Privatbahn-Unternehmungen Österreichs: die Kaiser Ferdinands-Nordbahn, die Südbahn, Buschtiehrader Bahn, Nordwestbahn und die österreichische Staatseisenbahn-Gesellschaft, stehen noch außer staatlichem Verkehrseinflusse. Und gerade diese Eisenbahnen sind es, welche für den allgemeinen Verkehr wichtig sind und deren Verstaatlichung geboten erscheint. Die hohen Tarife der privatwirtschaftlich betriebenen Eisenbahnunternehmungen schädigen heute in hohem Maße die Gemeinwirtschaft und wo nur möglich, löst nun der Staat, wenigstens stückweise, den Transport von dem Einflusse der Privatkapitale los. Man war früher anderen Sinnes, denn alle Verkehrsunternehmungen sollten durch Privatunternehmungen gebaut und betrieben werden. Und weil jeder Einzelne im Staate an den Vorteilen interessiert ist, sind die materiellen Opfer, welche der Staat bringt, nicht einmal Opfer zu nennen, sie sind Geschäftsanteile der einzelnen Mitglieder bei einer großen Gemeinwirtschaft, die reichliche Zinsen liefert.

Und dieser Anteilswert zeigt sich heute überall, wo die Gemeinwirtschaft, sei es der Staat, das Land, die Stadt oder die Vereinigung einzelner Bürger, privatwirtschaftliche Leistungen ausführt, um den allgemeinen Zwecken zu dienen. Oft wirkt ein von den höchsten gemeinwirtschaftlichen Faktoren geführtes Unternehmen monopolistisch, aber in günstigem Sinne, indem es durch Konkurrenzlosigkeit andere ähnliche Unternehmungen unmöglich macht. Die Gesellschaft genießt dann die Vorteile der billigen und guten Leistungen, während sich die Gemeinwirtschaft, der Staat, für etwaige Verluste durch den Nutzen entschädigt, welchen er indirekt anderwärts erhält. In den meisten Fällen bestehen aber neben den gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen des Staates auch privatwirtschaftliche Betriebe derselben Art fort, und es werden dann jene die Regulatoren für die Preise, womit eben auch der allgemeine Zweck vollends erfüllt erscheint.

In Österreich finden wir in den Bestrebungen aller großen Gemeinschaften diese Aufgabe gestellt. Der Verstaatlichung der Privateisenbahnen stehen die Verstadtlichung der Straßenbahnen, der Elektrizitätswerke, der Wasserleitungen zur Seite. In Wien hat die Stadtverwaltung mit großen Kosten neue Gasrohre legen lassen und die gesamte Beleuchtung in eigene Regie genommen. Für die Verstadtlichung des Beleuchtungswesens wurden viele Millionen verausgabt, weil die Kommune mit der Privatgesellschaft wegen Ablösung der Werke nicht einig werden konnte. Die alten Rohre wurden mit großem Verluste ausgegraben und andere wieder hineingelegt. Die Landesvertretung von Niederösterreich und die Wiener Stadtgemeinde haben unter anderem auch Versicherungsunternehmungen, Lagerhäuser, Versatzämter gegründet, der Staat Auktionshallen, also durchgehends Unternehmungen, aus welchen die Privatwirtschaft reichlichen Gewinn erzielt hätte, während Staat, Land und Stadt sich in den Dienst der Gemeinwirtschaft stellen ohne Anspruch auf Entgelt, oder doch nur gegen Ersatz der Selbstkosten.

Da, wo sich die einzelnen zur wirtschaftlichen Gesellschaftung, vermöge der örtlichen und materiellen Verhältnisse, leicht zusammenfinden, wie bei den Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, oder wo, im Interesse der Gesamtheit, der Staat, das Land oder die Gemeinde selbst die gemeinwirtschaftlichen Organisationen erhalten, sind freilich die Mittel stets vorhanden, welche die ungestörte Betätigung der neu geschaffenen wirtschaftlichen Verwaltung ermöglichen. In all diesen Fällen deckt sich der Kreis der Interessenten mit den Bedürfnissen derselben. Für die Lasten, die jeder einzelne zu tragen hat, steht ihm auch ein direkter Anspruch auf Befriedigung gewisser Bedürfnisse oder auf einen aliquoten Nutzen zu. Und diese Wirtschaftsformen sind es denn auch, welche in Österreich bereits Terrain gefaßt haben und sich in aufsteigender Zunahme befinden.

Schwierig gestaltet sich dagegen, wie überall so auch in Österreich, die Anwendung der gemeinwirtschaftlichen Form auf solche Interessentenkreise, die nur das Bedürfnis für sie haben, aber weder die Mittel noch die Intelligenz besitzen, um sich zur Selbsthilfe aufzuraffen. Die große Masse der A r b e i t e r wird sich niemals und nirgends aus eigener Initiative, aber auch nicht ausschließlich aus eigener Kraft zu einer wirtschaftlichen Vergesellschaftung zusammenfinden. Es werden stets auch fremde Helfer, die von der Gemeinwirtschaft mehr profitieren, so der Staat, der Arbeitgeber, Lasten übernehmen müssen, wenn der Arbeiter für alle Zeiten wenigstens vor Not und Elend geschützt sein soll. Indirekt kommen wohl die Vorteile des Arbeiterschutzes auch dem Staate durch die Minderung der Lasten für die Armenpflege und auch dem Arbeitgeber durch die Entlastung von in der Regel nicht abweisbarer Versorgungspflichten in Erkrankungs-, Invaliditäts- und Sterbefällen zugute, aber die Verpflichtung zu stets wiederkehrenden Geldleistungen ist ohne Zweifel ein großes Opfer, das dem Arbeitsgeber oft sehr schwer fällt.

Die österreichische Regierung hat, wie sie erst kürzlich im Parlamente kundgegeben hat, die Absicht, das große soziale Werk der Arbeiterversicherung ins

Leben zu rufen. Die Botschaft hört man wohl, allein es fehlt der Glaube. Denn diese Bestrebung der Regierung wird, wenigstens jetzt, an den desolaten parlamentarischen Verhältnissen scheitern, so daß sich die Gemeinwirtschaft auf dem Gebiete des materiellen Schutzes der Arbeiter eigentlich nur auf die Krankenversicherung und Unfallversicherung beschränken wird. Gegenüber Deutschland, wo über sechzehn Millionen Arbeiter versichert sind und in allen Zweigen der Arbeiterversicherung schon im Jahre 1900 über 2 Milliarden Mark ausbezahlt waren, ist das Virement der Arbeiterversicherung in Österreich ein geradezu armseliges. So waren 1901 gegen Unfall nur 2,530.178 und gegen Krankheit 2,374.419 Mitglieder versichert. An Renten wurden nur 12,749.349 K gezahlt.

Wo also die Selbsthilfe versagt, sind die Erfolge auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Gesellschaftung wirklich noch mäßig. Aus diesem Grunde macht auch das Heimstättenwesen, die gemeinwirtschaftliche Organisation der Arbeiter, Beamten und sonstigen Angestellten zur Herstellung billiger, gesunder Wohnungen, absolut keine Fortschritte trotz der bewilligten Steuerbegünstigungen und sonstigen Vorteile, welche für Volkswohnhäuser erlangt werden können. Größere Unternehmungen, so die Staatsbahnen, Privatbahnen, die Salinenwerke, mehrere Großindustrielle, auch einige Wohlfahrtsinstitute haben wohl Wohnhäuser für Arbeiter und Bedienstete hergestellt und vermieten mitunter zu sehr mäßigem Mietzinse gesunde und praktische Wohnungen, allein damit hat die Gemeinwirtschaft nichts zu schaffen. Diese Bauten entspringen nicht der wirtschaftlichen Betätigung der Arbeiter, sondern der Betriebsökonomie der Unternehmer oder dem Humanitätssinne derselben zum Zwecke der Verbesserung der Existenz der Familien.

Im ganzen Reiche bestehen nur 55 Baugenossenschaften, deren Häuser und Baugründe nicht einmal 10 Millionen Kronen betragen. Das ist kaum als Anfangsstadium einer gemeinwirtschaftlichen Wohnungsfürsorge zu bezeichnen in einem Staate, in welchem die Wohnung einen großen Teil des Verdienstes absorbiert.

In ethischer und auch in sozialpolitischer Beziehung hat die Gemeinwirtschaft den unbestrittenen Erfolg für sich, daß sie wirtschaftlichen Ausschreitungen entgegentreten und auf die Preisbildung Einfluß nehmen kann.

In Österreich haben bereits viele gemeinwirtschaftliche Assoziationen, so insbesondere die Sparkassen, die Landes-Hypothekaranstalten, die Konsumvereine, aber auch die verstaatlichten und verstadtlichten Verkehrs- und Industrieunternehmungen in dem Sinne gewirkt und sich auch bewährt. Aber der Kampf gegen die wirtschaftlichen Vergesellschaftungen wird noch so erbittert geführt, daß sich die Gemeinschaft in sehr vielen Berufssphären bisher nicht entwickeln konnte.

Der gesunde Lebensprozeß der Gemeinwirtschaft wird sich indessen auch in Österreich durcharbeiten; er wird ohne Zweifel schon in nicht allzuferner Zeit weitgehende Organisationen schaffen, welche einerseits den wirtschaftlich Schwachen die Existenz erleichtern und anderseits die Produktionsmittel erbringen werden, welche die Einzelwirtschaften den größeren Unternehmungen nur gegen gutes Entgelt zur Verfügung stellen wollen.

Auch die Gemeinwirtschaft entspringt bekanntlich dem Sozialismus. Und die Theorie wird sich nun auch in Österreich bald zu einer recht praktischen Gestaltung entwickelt haben. Denn die Erfolge können nicht ausbleiben, wenn sich die Einzelnen zu Unternehmungen mit dem beharrlich verfolgten Ziele vereinigen, den Unternehmungsgewinn selber zu erwerben und ihn als weitere Produktionsmittel zu verwenden.

Josef Danhauser.

Geboren am 18. August 1805.

Von Julius Leisching.

„Danhauser ist ein anspruchsloser liebenswürdiger Umgangsmensch; ein schönes Äußere, gutmütiger Humor und ein offener gerader Charakter nehmen jeden, der mit ihm zusammentrifft, augenblicklich für ihn ein, und je näher man ihn kennen lernt, desto lieber gewinnt man ihn. Dabei ist er ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, besonders Beethovens, und war früher selbst ein trefflicher Virtuose auf der Violine und einer der besten Schüler Mayseders. Er ist ein Künstler durch und durch, aus innerem Berufe, aus warmer echter Liebe zur Kunst."

Ein Wort bei Lebzeiten wie dieses, aus dem Munde des Zeitgenossen, schildert greifbarer als die schönsten Nachrufe. An ihnen fehlte es ja auch nicht, als Danhauser vor nunmehr sechzig Jahren starb. Eine eigentliche Biographie aber erschien erst zwei Jahrzehnte nach seinem Tode, von treuer Freundeshand verfaßt, in der „Österreichischen Revue", und sie blieb — heute kaum mehr gekannt — die einzige, mit Ausnahme der kleinen liebevollen Skizze, welche Wilhelm Englmann als Vorläufer der Schubert-Ausstellung im „Wiener Jahrbuch" veröffentlicht hat.

Dieses Schweigen der Mit- und Nachwelt ist sehr merkwürdig.

War Danhauser nicht einer unserer oder vielleicht geradezu der volkstümlichste Maler Altwiens? Noch hängen seiner Bilder mehr in den alten Bürgerhäusern als in den Galerien — immer ein gutes Zeichen. Noch findet man Stiche danach dort überall im Wiener Familienbesitz, selbst an den Wänden alter Gasthöfe, wo das Original unerschwinglich blieb. Die Ausstellung zur Schubert-Feier 1897 hat Danhauser mit Schwind und Kupelwieser auch offiziell zu neuen Ehren gebracht. Aber über sein Leben und Schaffen gehen mehr hübsche Märchen, wie sie der Volksmund überliefert, denn wahre Schilderungen um. Daran mahnt uns die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages. Der Wert seiner Bilder ist längst abgewogen und festgestellt, nicht aber die Persönlichkeit, der sie entsprangen.

Wien jubiliert jetzt sowieso ohne Unterbrechung.

Sie kamen ja alle, die Großen des Vormärz, Schlag auf Schlag, wie auf Bestellung: 1804 Schwind, 1805 Danhauser und Ranftl, 1806 Eybl und Albert

Schindler, 1807 Gauermann. Waldmüller war, als Danhauser geboren ward, erst zwölf, Fendi sieben, Kriehuber vier Jahre alt. Sie alle bildeten eine große, vielköpfige Familie mit gar verschiedenen Fähigkeiten und Eigenschaften. Dabei mit einer so sprechenden Familienähnlichkeit, daß man ihre Zusammengehörigkeit überall leicht herausfindet. Ihre Mundart? Unverfälschtes Wiener Bürgertum.

Bei Danhauser kam freilich noch ein kleiner, ungewöhnlicher Einschlag hinzu. Die Großmutter war niederländischer Herkunft. Als Frau eines wohlhabenden Eisenhändlers gebar sie 1782 Danhausers Mutter. Ein Jahr zuvor war Josef Danhauser, der Vater, zur Welt gekommen. Er wurde Bildhauer. Die Beiden fanden sich in jungen Jahren, heirateten 1804 und schenkten am 18. August 1805 Josef, dem Maler, das Leben.

Ein trauriges Kriegsjahr: Austerlitz und Jena! Doch ein seltsames Schicksal wollte, daß von den französischen Kriegern, die damals Österreich überschwemmten, der Ein' und Andere in Wien hängen blieb und hier seine heimatlichen Künste friedlich fortsetzte. Sie kamen eben zurecht. Denn auf der Wieden hatte sich Vater Danhauser in den Kopf gesetzt, Wien mit jenen Pariser Bronzemöbeln zu versorgen, die für die Napoleonische Zeit so bezeichnend sind. Jene geradlinigen Möbel von schnörkelfeindlicher Einfachheit. Nüchtern und beinahe kriegerisch schlicht, wie es die Zeit will. Sphinxköpfe, Löwen und Trophäen, aus wertvoller Goldbronze ins Wienerische, ein klein wenig Bürgerliche und Billigere übersetzt. Für patiniertes Metall grüngestrichene Holzarbeit. Auch kräftig gefladerte ungarische Esche. Spärliche, aber wetterfeste Beschläge, alles gediegen und ehrenfest. Keine gesuchte Originalität, nichts zierlich Kokettes. Es wird Mode, die gute Stube einheitlich zu möblieren, ganz uniform nach militärischem Muster. Danhauser, der Vater, schafft nicht einzelnes Gerät, sondern gleich ganze Einrichtungen. Da fehlt es nicht an guter und vornehmer Kundschaft bis in die allerhöchsten Kreise. Und in einem wirklichen Palast mit adeligen Ahnen als Vorbesitzern, gegenüber der kaiserlichen Favorita — wo heute das Wiedener Krankenhaus zum Theresianum hinüberblickt — hatte der unternehmende Mann seine Werkstätten eingerichtet. An die Bildhauer und Tischler reihten sich die Vergolder, die Tapezierer, die Schlosser. Auf dem Lobkowitzplatz, im Herzen der Stadt, hatten sie ihre Niederlage. Da gab es im „Danhauserschlössel" Arbeit genug.

Ein wahres Glück, daß dem Erstgeborenen in rascher Folge noch drei Brüder nachwuchsen: Franz, Karl und Anton. Man wird unwillkürlich an Schwind und seine Schar erinnert. Nur wissen wir von dem kreuzfidelen Leben in „Schwindien" — das war ja auch auf der Wieden, im nahen Mondscheinhause — weit mehr als vom Danhauserschen Kleeblatt. Daß es hier wie dort an jugendlichen Leibesübungen nicht fehlte, ist selbstverständlich. Ein kühner Ritt über die Gartenmauer des Elternhauses in den heiligen Blumenfrieden der benachbarten Mädchenschule bezeugt, daß es auch in der Favoritenstraße an einer Sturm- und Drangperiode nicht gebrach.

Vor allem aber wurde geschauspielert und musiziert.

Josef, der Sohn, galt beizeiten als Komiker der Familie. Ein urwüchsiger Humor und der scharfe Blick für die Schwächen der lieben Mitmenschen, auf der väterlichen Hausbühne dramatisch geschult, erfüllt bald auch seine Malereien mit übermütigem Lachen. Schon in jungen Jahren erwirbt er sich den Ruf der Künstlerschaft. Zunächst vor allem als Musikant. Ohne leidenschaftliche Pflege der Musik kann man sich das Wien der Beethoven und Schubert ja überhaupt nicht vorstellen. Schwinds Schaffen beruht ganz auf musikalischem Empfinden, er selbst spielt Cello. Theodor Körner wirkt während seines Wiener Aufenthaltes als Bassist bei den Aufführungen der eben begründeten Gesellschaft der Musikfreunde mit. Der junge Danhauser gilt als Geigerkönig. Der berühmte Mayseder hatte ihn unterrichtet, und aus dem Danhauser-Schlössel im Vereine mit Schuppanzigh, dem Begründer der Wiener Quartette, und anderen einen Hort der Kammermusik gemacht, indes im nahen Schwindien Schubert regierte.

Zu Namenstagen mußte der Stammesälteste seine Kunst zeigen. Dafür sorgte schon Herr Josef Schwanenberg, theoretisch-praktischer Lehrer der Tonkunst im Gesange, auf dem Pianoforte, dann auf der Pedal- und Hackenharfe, wie auch auf der Violine. Dieser verfaßt eine „Aria für Soprano und Pianoforte, dem zärtlichsten Gatten und besten Vater Joseph Danhauser, Innhaber der k. k. priv. Landes-Fabrik bronzirter Möbel, zur Nahmens-Feyer von seiner Gattinn Johanna, geb. Lambert, und Familie geweiht". Diese gedruckte und vom erstgeborenen Pepi vorgetragene Aria verzeichnet gewissenhaft, was der sechsjährige „Schüler von nicht mehr als drey Monathen" in den Lehrsätzen der Tonwissenschaft alles zu beantworten weiß. Eine gar nicht üble Anpreisung zugleich für den stolzen Lehrer selbst, dem diese Hoffnung anvertraut war. Zum Glück hat der Pepi nicht auch das Dichten bei Herrn Schwanenberg gelernt, denn das ist offenbar nicht dessen Stärke. „So liebevoll, so fehlerfrey, Gibts keinen Gatten nicht", heißt es in der Aria.

Die frühgepflegte musikalische Begabung hat dann den Vierundzwanzigjährigen in das Sterbezimmer Beethovens geführt, um in scheuer andachtsvoller Verehrung von dem Entschlafenen die Totenmaske abzunehmen und darnach seine einzige bildhauerische Arbeit, die Beethoven-Büste, zu formen, welche von den besten Freunden des Meisters als äußerst ähnlich bezeichnet worden ist.

Der Geist, der damals im Sonnenschein des Elternhauses herrschte, wird uns durch drei unveröffentlichte Dichtungen anmutig offenbart, welche Demeter Goaga Pazzani zum Verfasser haben und 1821—1823 das Namensfest des jungen Josef priesen. Da sie den Gedankenkreis des Besungenen verraten dürften, mögen einzelne Strophen hier eingeflochten sein.

Was wogen für umleuchtete Gefilde Mit einem Mahl vor meinem trunk'nen Geist,
Der mir die überirdischen Gebilde Homers und Phidias entgegenweist?
Torquato's Helden seh' ich sich erheben, Ein Rubens wandelt an dem Silberquell,
Und um den ewig heitern Gipfel schweben Die Engelsbilder eines Raphael....

Des Neides unermüd'te Furie schreitet, Verderben lauernd um des Künstlers Bahn;
Wohl Dir, denn eine starke Führung leitet Die sturmbedrohten Pfade Dich hinan!
Mag auch ein jäher Abgrund Dich umgähnen, Vom starren Felsen drohend überhängt;
Getrosten Muthes kannst Du ihrer höhnen, Da Deinen Schritt der eigne Vater lenkt.
Ein Vater, der, in reifer Künstlerfülle, Im hohen Meer der regsten Thätigkeit;
Dich einst zu seh'n an dem erhab'nem Ziele, In stolzer Ahndung sich entgegenfreut;
Und in dem rastlos-eifrigen Bestreben, Das Deinen Busen auf und niederrollt,
Sein eig'nes thatenreiches Künstlerleben, In Dir, dem Erstgebohrnen, widerhohlt.

Daß Danhauser so von frühester Jugend auf von allen Seiten zur Kunst hingewiesen ward, unterscheidet sein Schicksal wesentlich von dem der meisten anderen Künstler. Er mußte sich seinen Beruf nicht gegen die Eltern und gegen die ganze Welt schwer erkämpfen. Der Vater hatte die Gipsabgüsse nach Antiken, wertvolle Kunstgegenstände aus Paris, kurz alles, was das Auge erfreut und bildet, zwar zunächst für die Kundschaft aufgestellt, es kam aber auch mit vollem Bewußtsein der Jugend zu statten. Und als die Schule zu St. Anna „mit Vorzug" überstanden war, galt es als selbstverständlich, daß der Pepi den Zeichenunterricht an der Akademie genieße. Er hat sie erst dreizehn Jahre später als Schüler Redls und Enders wieder verlassen. Als Historienmaler.

Da war es nun freilich für des Vaters Willen zu spät, ihn der Fabrik zu erhalten, wie ursprünglich geplant gewesen. Aber dieser Widerstreit der Lebensziele hat offenbar nicht lang gedauert. Zudem hatte der Sohn ja auch bereits die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Allerdings in ungewöhnlicher Weise. Er hatte, noch ganz von den Erlebnissen der Studienzeit erfüllt, zwei lustige Bilder mit dem eigenartigen Treiben einer Künstlerwerkstatt gemalt. Sie sind von J. B. v. Rettich sogar in Hexametern besungen worden. „Seht hier des unvergeßlichen Hogarths würdige Zeichnung, meisterhaft stellt sie und treu künstlerisch Leben uns dar." Den mutwilligen Schüler, der durch den Riß eines gemalten Kopfes den Finger wie eine Zigarre hervorsteckt; den bellenden Hund und die lachenden Kunstjünger, und den grimmig eintretenden Meister mit Brille, Palette und Malstock, der vom einzig sittsamen seiner Zöglinge des Lärmens Ursach' erfragt. Der polternde Alte, der scheinheilig sich bückende Junge — gewiß ist es eine Satire auf schulfuchsige Kameraden akademischen Angedenkens.

Man kennt auch das Gegenstück dazu aus dem Hofmuseum. „Hier treten wir in die Hallen des vielfach bewanderten Künstlers, welcher für schnöden Gewinn eben ein Nilpferd skizziert." Der Hund seines gerade eintretenden Bestellers hat die Katze unter der Staffelei entdeckt und rennt, indem er dieser nachsetzt, den ahnungslosen Künstler in die zerreißende Leinwand, während sich die Katze auf den Rücken des ängstlichen Farbenreibers flüchtet.

Diese zwei frühzeitig in kaiserlichen Besitz gelangten Bilder hatten einen kunstsinnigen Zuckerbäcker dermaßen begeistert, daß er beschloß, sie in — Tragant nachzubilden. Damit war in Ermangelung einer ständigen Kunstausstellung der Ruf

des jungen Malers in wahrem Sinne des Wortes auf die Straße, nämlich in das Auslagefenster der Zuckerbäckerei, gelangt. Ein zweitesmal ging es noch besser. Es kam sein Name in aller Leute Mund, als Wien sich Kaiser Franz zu Ehren festlich illuminierte. Da schreibt der jüngere Bruder Franz am 12. April 1826 ganz stolz an unseren Künstler: „. . . der H. von Haberl hatt bey der jetzigen Beleuchtung deinen Kaiser vor seyn Haus im ersten Stock gestellt. und bey der Sinnreichen Beleuchtung des Vatters hatt er ungeheuer viel Effeckt gemacht. es wahren immer eine Menge Menschen vorm Hause das man gar nicht hinkommen konnte, ich habe H. von Haberl noch nie in so großen Vergnügen gesehen. Die Mutter und Frau von Haberl, er ging gar nicht fort vom Hause, fuhren in ganz Wien herum, um einen ähnlichen Kaiser zu sehen, aber vergebens."

Welch glückliches Familienbild: Vater und Sohn in künstlerischer Wirksamkeit vereint, die Mutter überzeugt, daß es niemand den beiden gleichmache, und der Bruder als gewissenhafter Berichterstatter. Von ihm und auch den beiden Jüngeren ist noch eine Reihe von Briefen vorhanden, welche des Künstlers Tochter liebevoll aufbewahrt und mir in dankenswertester Weise zur Durchsicht anvertraut hat. Sie fallen in jene Jahre, da Josef, der Einladung des Erzbischofs Pyrker folgend, zeitweilig in Italien und in Ungarn weilte. Diese Wanderjahre begannen im Februar 1826, als Pyrker ihn nach Venedig rief.

Ladislaus Pyrker von Oberwart (Felsö-Eör) war 1772 geboren und hatte sich durch seinen Heldensang auf Rudolf von Habsburg den Ruf eines Dichters erworben. Wird auch seine „Rudolphias" heute schwerlich mehr gelesen, so bleibt die Freundschaft und Förderung, die er als hoher Kirchenfürst Künstlern aller Art angedeihen ließ, sein bestes Denkmal. Auch Schubert hat sie genossen, als er im Sommer 1825 in Gesellschaft seines Freundes Vogl durch Oberösterreich und Salzburg nach Wildbad-Gastein wanderte, wohin Pyrker ihn eingeladen hatte. Von seiner Hand stammt ja auch der Text zu Schuberts „Allmacht".

Als er ein Jahr darauf den jungen Danhauser zu sich lud, residierte er als Patriarch in Venedig, von wo er dann auf den erzbischöflichen Stuhl von Erlau gelangte. Für seine warmherzige Förderung auf allen Gebieten der Kunst und Gelehrsamkeit ist er zum Ehrenmitglied der Wiener Kunstakademie und der Münchener Akademie der Wissenschaften ernannt worden und gehörte auch den damals noch k. k. Akademien zu Venedig und Padua an. Seinen klugen, edlen Kopf mit den ernsten, feurigen Augen voll lebhafter Beredsamkeit hat Danhauser in einer schönen Lithographie verewigt.

Im Danhauser-Schlössel hat er in frohen wie trüben Tagen sich als wahrer Freund und wertvoller Besteller treu bewährt. Namentlich den jungen Maler schloß er in sein Herz. Seine zum Teil noch erhaltenen zahlreichen Briefe offenbaren gerade durch die frische, tatkräftige Unmittelbarkeit des lebhaften Pyrkerschen Temperamentes die tiefsten Blicke in Danhausers Seele. Und dies zu einer Zeit, da dessen künstlerische Entwicklung am entscheidenden Kreuzweg angelangt

war und sich eine Zukunft voll nie geahnter Sorgen und Kümmernissen vor ihm auftat.

Nach Beendigung seiner akademischen Studien war Danhauser zu dem hochangesehenen Geschichtsmaler Krafft gegangen, der es gewagt hatte, an Stelle der Brutusse und Germanikusse der alten Welt die erschütternden Ereignisse der Gegenwart, der Befreiungskriege, auf Riesenleinwanden zu bannen. Ihn hat Danhauser immer als seinen eigentlichen Meister verehrt.

Kraffts künstlerische Bedeutung, die sich im Hofmuseum und im Invalidenhause vollkommen überblicken läßt, wird heute niemand mehr allzuhoch einschätzen. Aber historisch genommen, ist sie in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Einerseits durch den damals noch so seltenen Mut, mit dem er seine Mitwelt überhaupt für würdig hielt, malerisch dargestellt zu werden. Anderseits durch die nicht minder auffällige Entschiedenheit, mit der er gleichzeitig gegen zwei Seiten — sowohl gegen die streng akademische Anlehnung an das Altertum wie gegen die eben erwachte romantische Neigung der jungdeutschen Schule — angekämpft hat. Krafft zuerst wagt es, uns die Heldengeschichte der zünftigen Historienmalerei durch genreartige Behandlung menschlich nahe zu rücken. Er ist der Vater der Anekdotenmalerei im besseren Sinn des Wortes. Er erzählt rein chronistisch, wie nach ihm Schwind und Danhauser mehr dichterisch und Waldmüller realistisch.

In Kraffts Schule hat Danhauser sich den Mut geholt, selbst in die religiösen Stoffe, zu welchen ihn seine zahlreichen kirchlichen Aufträge geführt, volkstümliche Züge im Sinne der neuauftauchenden Sittenmalerei einzuweben. Zunächst ebenfalls im Kampfe gegen seine Zeit. Das erkennen wir am besten aus dem Briefwechsel mit Pyrker.

Von den vielen hin und wieder gehenden Briefen ist nur ein Teil erhalten, und leider gerade die von Danhausers Hand sind nicht mehr vorhanden. Daß sie schon oftmals auf der Post verloren gingen, beklagt Pyrker wiederholt. Danhauser schreibt ihm nie genug, hat auch sonst allerlei Besorgungen für den hochgestellten Gönner, bald einen Hund, bald eine „Spielmaschine" von Seyffert, dann wieder Musterzeichnungen aus der Akademie zu St. Anna, besonders architektonische, für die Erlauer Zeichenschule, oder einen Stich nach Paolo Veroneses Hl. Georg in Verona — „Es gäbe eine Idee zu dem großen Altarblatt für die neue Kathedrale" in Erlau — dann wieder hat ihm der „liebe Pepi" künstlerische Verbindungen zu vermitteln. Immer nimmt Pyrker herzlichen Anteil an Eltern und Geschwistern und besonders an Danhausers künstlerischer Entwicklung, aber auch an seinen jugendlichen Zerstreuungen. „Ich wünsche Ihnen recht viele Unterhaltung im Fasching", heißt es einmal. Der schöne, stattliche Jüngling wird es daran nicht haben fehlen lassen. Ein anderes Mal beschwört er ihn: „Gott gebe Ihnen nur Gesundheit — und schonen Sie diese bei Ihrer etwas schwächlichen Brust. Nicht zu schnell Stiegen auf und ab — und aus und ein in die Stadt, wie im vorigen Sommer."

Am 14. Jänner 1826 schreibt Pyrker aus Venedig:

„Lieber Herr v. Dannhauser! Eben in diesem Augenblicke kam die Kiste von dem Freyhafen herüber, worinn die beyden Bilder sehr wohl erhalten angekommen sind." Es war die nach Pyrkers Heldengedicht gemalte Darstellung Rudolfs von Habsburg, welcher in der Kapelle der Lilienfelder Alpe denselben Einsiedler, der ihm kurz zuvor die künftige Größe seines Hauses vorhergesagt hatte, entseelt vor dem Kreuz findet. Und eine andere Szene daraus: Walstein, der sich im Zelte König Ottokars ersticht. „Welche Freude Sie mir mit diesen verursachen, kann ich Ihnen gar nicht beschreiben! Empfangen Sie meinen innigsten Dank dafür!! Sie bleiben mir für immer ein hochwerthes Denkmahl von Ihrem Künstlergenie, und von dem Wohlwollen, das mir in dem freundschaftlichen Zirkel Ihrer theuren Aeltern, die ich vielmahl herzlich grüßen lasse, zu Theil geworden ist! Mein Rudolph ist mir um so lieber, da ich sehe, welche Theilnahme er allenthalben, also um so mehr, weil er sie bey meinen Freunden findet. — Ja, ich gestehe es Ihnen unverhohlen, daß ich wünschte: Sie, und jene Künstler, die Sie noch aufforderten, bis zu der heurigen Kunstausstellung wenigstens ein halbes Dutzend solcher Szenen aus der Rudolphias für selbe liefern möchten, da ich überzeugt bin, daß Ihre Bilder gewiß allgemeiner Beifall finden werden, und der Sinn und Geschmack für Vaterländische Gegenstände (also auch mit für die Rudolphias selbst) bei dem Publikum immer mehr geweckt werden wird."

Noch deutlicher wird das väterliche Verhältnis Pyrkers zu Danhauser in einem Briefe vom Ende desselben Jahres, in welchem es heißt: „Schon einigemal wollte ich Ihnen, mein lieber junger Freund, schreiben, und Rechenschaft von Ihnen fordern, was Sie seit jener Zeit, als ich Sie aus meinen strengen Augen verlor, wirken und schaffen? und wirklich freute mich Ihr Schreiben, voll bedeutenden und sehr gut verfaßten Innhalts, umsomehr, da Sie meine Wünsche und Sorgen für Sie so gut errathen hatten. Sehr angenehm wird es mir seyn, Ihre Versuche im Frescomahlen zu sehen, mit welcher Gattung Mahlerey sich die größten Künstler des goldenen Zeitalters der Mahlerey befaßt und sich, wie mir scheint, in das Große gesteigert hatten!"

1826 hatte Danhauser den für einen so jungen Künstler doppelt auszeichnenden Auftrag erhalten, an der Rückseite der Stephanskirche das leider längst vom Wetter zerstörte und von Groll wiederhergestellte Fresko „Die Mutter Gottes als Fürbitterin der armen Seelen" zu malen.

Durch Danhauser stand Pyrker auch mit den Malern Petter und Kupelwieser in Verbindung, denen er auf diesem Wege Aufträge und Ratschläge zukommen ließ. Beide sollten ja mithelfen, die „Rudolphias" malerisch zu verwerten, worauf Pyrker in kleiner Verfassereitelkeit gar großen Wert legt. Er drängt im Jänner 1828 in seinen „lieben Pepi", er möge doch trachten, daß Professor Petter mit seinem Bilde bis zur Ausstellung fertig werde. Es freut ihn, daß er Petter „elektrisiert" habe, und er behauptet zu besserm Ansporn, „die Kaiserin hätte eine große Freude, beide

(Bilder) zu sehen, und vielleicht kommt sie gar zu ihm, wenn er sie einladet; denn die ist die größte Gönnerin meines Rudolph."

Besonders bedeutsam ist dann, wie gesagt, das Echo, welches Danhausers Befreiungsversuche von der kirchlichen Geschichtsmalerei in Erlau fanden. Da schreibt der Erzbischof am 20. Jänner 1828 mit scharfem Blick, doch nicht ohne Bangen und sanften Zwang: „Sehr überraschend war mir Ihr letzter Brief vom 19. d. M., denn ich sehe daraus, daß Sie sich nun ernstlich jener Kunst widmen wollen, für welche Sie mit vorzüglichem Talent begabt sind und davon auch neuerdings Proben gegeben haben." — Bis dahin schien es also unbestimmt, ob seine Tätigkeit nicht im Geschäft des Vaters aufgehen sollte, der seinen Erstgeborenen begreiflicherweise gern darin festgehalten hätte. — „Daß die Künstler Ihr schalkhaft dargestelltes Atelier bewundern und rühmen, brachte mich auf die Idee, ob Sie, der auf dem Haustheater die komischen Rollen so vortrefflich gab, nicht für diese Gattung gemacht wären? und dann wäre es gut, der Meisterschaft wegen, sich auf die einzelne zu verlegen. Allein besonders das dritte Probestück aus dem Rudolph und Ihre eigenen Äußerungen in Hinsicht des höheren Aufstrebens lassen von Ihnen was Größeres mit Recht hoffen. Ringen Sie darnach — das Studium der Natur, das Sie sich vorsetzen, führt Sie gewiß zum Ziele!"

Bald darauf wandern auch die ersten Lithographien des Zweiundzwanzigjährigen nach Erlau. Sie werden freundlich, aber kühl aufgenommen. „Die Verlegenheiten sind sehr hübsch und sind ein neuer Beweis für die Reichhaltigkeit Ihres Genius; umsomehr freut es mich aber, daß Sie die ganze Kraft desselben vorzüglich auf einen Gegenstand — auf die Mahlerey — richten, denn Sie werden Außerordentliches leisten. Wie sehr mich nun daher Ihr Entschluß, das Grab Wallsteins (aus der Rudolphias) zu mahlen und noch zur Kunstausstellung zu bringen entzückt habe, kann ich Ihnen gar nicht beschreiben."

Im Sommer 1829 muß in Danhauser eine tiefgreifende Veränderung vor sich gegangen sein. Am 10. Jänner war sein Vater plötzlich gestorben. Aus seinen Jugendträumen und der Ungebundenheit einer sorglosen Wohlhabenheit schrecklich geweckt, sah sich der Jüngling mit einem Schlag zum Manne gereift, mit der Verantwortlichkeit für die Mutter und jüngeren Brüder und für ein großes Geschäft beladen, dem er sich niemals widmen wollte. Eine leicht erklärliche Unentschlossenheit schien sich seiner zunächst zu bemächtigen. Sie mußte verstärkt werden durch die in Wien herrschende „Ebbe des Kunstlebens", in der Bilder keine Käufer fanden, wenn sie nicht auf Bestellung gemalt waren. Es fehlte ja selbst an Gelegenheit, sich dem Publikum bekannt zu machen. Einen Kunstverein gab es nicht. Ausstellungen wurden außerhalb der akademischen, die aber auch nur alle zwei Jahre stattfanden, nur fallweise veranstaltet.

Es war eine Zeit des Sterbens und Verwelkens, ohne daß ein neuer Frühling über das Veraltete zu siegen schien. Die Geschichtsmalerei bestand nur aus akademischen Regeln; die Bildhauer lebten ganz von der Antike. Die Landschafter fingen

eben erst an, die Heimat zu entdecken. Die Darstellung der Natur galt noch als eine „gefährliche Neuerung".

Auch in diesen schweren Tagen erwies sich der Erzbischof als Freund der Familie. Andeutungen seiner Briefe — es ist von einem Christus im Grab, von einer Statue des Hl. Johannes, von den sieben Stationen die Rede — lassen auf Holzbildhauerarbeiten der Danhauserschen Fabrik schließen oder zeigen doch an, daß der „Pepi" auch jetzt noch immer die rechte Hand Pyrkers in allen künstlerischen Fragen und Bedürfnissen war. Und da kommt aus seiner Feder — am 10. Oktober aus Pest — die vorwurfsvolle, aufstachelnde Mahnung: „Mir ist es nicht recht, daß Sie den Moses zur Preisaustheilung (der Akademie) zu stellen, aufgeben wollen. Gehen Sie mit Muth und Begeisterung daran, und es wird gelingen. Was wäre dem Tintoretto eine solche Aufgabe gewesen? eine Arbeit von einer Woche! Er hatte Muth und Genie — das letztere haben Sie auch — also nur d'ran!... Wären Sie bei mir, so würde Ihr Moses auch bestimmt früher fertig."

Er ist es nie geworden. Damals schrieb Danhauser in stillem Schmerz die vielsagenden Worte in sein Tagebuch: „Große Pause!"

Aber die Zuversicht kam wieder. Frohlockend bestätigt es Pyrker im Frühjahr 1831 mit den schönen Worten: „Ihr letzter Brief vom 5. April hat mich sehr gefreut, denn er trägt die Bestättigung in sich von allem dem, was ich je von Ihrem Gemüt und Talent gedacht und erwartet habe. Ja, er vergegenwärtigt mir meine eigenen Ideen und Empfindungen aus jener Zeit, wo ich mit Ihnen die gleichen Jahre zählte. Dieses Trauern in sich selbst über sich selbst führt in der Folge zu besseren Resultaten, als die leere stolze Zuversicht! — Der Himmel erhalte Sie nur bei Ihrem regen Streben gesund! Lesen Sie nur mitunter," fügt Pyrker eifrig hinzu, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, „lesen Sie nur mitunter fleißig Geschichte — heilige und profane — und studieren Sie die Natur — da sind Sie auf dem rechten Wege, wenn Sie nebstbei die Reinheit Ihres Wandels erhalten." Um ihn darin recht sicher zu machen, treibt er ihn gleich zu neuen Kirchenbildern, deren eines über drei Klafter großes für Jászapáthy zunächst nur 400 fl. C.-M. in Aussicht stellte, wenngleich Pyrker hofft, dafür noch mehr sammeln zu können. Ein zweites, „Mariens Geburt", sollte Danhauser für J. Lonovics malen.

Im Dezember desselben Jahres empfängt Pyrker von ihm außer der „Hl. Anna" und zwei kleinen Bildern noch „Ottokars Tod", nicht ohne leisen Tadel auszusprechen. Ottokars Schimmel ist ihm zu groß und den auf dem Annenbilde fehlenden Heiligenschein muß Pyrkers Hausmaler Lieb nachträglich daraufsetzen. Daraus scheint — da doch nicht angenommen werden kann, daß Danhauser dieses wichtigste Symbol einfach vergessen haben sollte — die bemerkenswerte Folgerung hervorzugehen, daß der Künstler sich von den strengen Vorschriften richtiger Kirchenmalerei langsam loszulösen suchte und vielleicht schon in diesem Annenbilde, wie späterhin so oft, eine mehr genremäßige Auffassung religiöser Stoffe angestrebt hat.

1832 schloß der Künstler dann auch mit der undankbaren Illustrierung der „Rudolphiade" ab, nachdem er mit „Ottokars Tod" das fünfte Bild zu Ende geführt. Als wollte er ganz bewußt einen Abschnitt seines Lebens abschließen, eilt er, zugleich auch die bestellten Altarbilder zu vollenden.

In diesem Jahre folgt dann auch schon jenes vom Erzbischof erworbene Genrebildchen, dem er den Titel „Maleratelier mit der Jeanne d'Arc" gegeben hatte. Ein recht übermütiger, schalkhafter Einfall in jener scharf pointierten dramatischen Ausdrucksweise, die in Danhauser jetzt immer stärker hervortritt: die gepanzerte, unnahbare Jungfrau, ein allzuhübsches Modell, hat den Maler aus der Fassung gebracht und läßt ihn seine und ihre Mission so weit vergessen, daß er ihr zu Füßen fällt und ihre Knie umfaßt. Es bildet den Übergang zu jenen größeren und bekannteren Werken, deren modern anmutenden Erzählerton das biblische Vorbild ganz in den Hintergrund drängt. Danhauser muß damit im eigenen Genossenkreise anfangs auf Widerspruch gestoßen sein. Dies deuten Pyrkers Zeilen vom 20. Dezember 1831 an: „Sie haben vollkommen Recht, sich durch die Urtheile Ihrer Collegen nicht beirren zu lassen — Sie sind auf dem rechten Wege — dem Wege der Natur — die sich Ihrem Genius liebend darbiethet. Die fabriksmäßigen Akademiker sind es, mit den Stylistikern, die weit davon irren." Dieser Satz allein würde genügen, um Pyrkers gesundes, frisches Urteil und seinen wohltätigen Einfluß auf Danhauser zu bezeugen. Daß er in einem Atemzuge ihn gleich mit dem folgenden Satze zu der soeben Mode werdenden Schönfarbigkeit anhält, lag zu sehr im Geschmack der Besten jener Zeit, als daß es uns verwundern dürfte. „Suchen Sie nur in der Anwendung des schönen Colorits fest zu werden, und in der Zeichnung vollkommen zu seyn, so haben Sie alles, was Sie brauchen, denn die schaffende Kraft ist in Ihrer Brust schon vorhanden."

Zum Jahresschluß fliegen die guten Wünsche und Bekenntnisse regelmäßig zwischen Wien und Erlau oder Preßburg hin und wieder, von wo Pyrker am Silvestertage 1832 schreibt: „Freue mich sehr über Ihren gefaßten Entschluß, eine vorübergehende Aufwallung durch verdoppelten Fleiß niedergekämpft zu haben."

Danhauser, der sich damals in Erlau befand und sich nach Pyrkers Worten für jetzt und künftig als ein zu seinem Hause Gehöriger betrachten sollte, hat sich hier, wie schon früher, offenbar weit wohler, frischer und unternehmender gefühlt als daheim, wo es so viele Sorgen und Ablenkungen gab. Dort genoß er die vollste Freiheit und konnte sich — freilich wohl nur in Pyrkers Galerie — „durch Studium und Kopieren der Alten" ausbilden. Der Erzbischof läßt es dabei nicht an freundschaftlichen Überredungskünsten bei den Domherren fehlen, damit sie sich von seinem Schützling auch porträtieren lassen. Daneben aber hält er ihn, der sich nun auch zu den zeichnerischen Entwürfen für die väterliche Möbelfabrik bequemen muß, gleichzeitig fest in religiöse Stoffe gebannt.

Schon 1829 hatte Pyrker beschlossen, in Erlau einen neuen Dom zu erbauen. Er wurde in seinem Auftrage 1832 von dem Pester Architekten Josef Hild, der sich

in Rom ausgebildet hatte, begonnen und 1834 vollendet. Ein ehemaliger Schüler der k. k. Akademie zu Venedig, Marcus Casagrande, übernahm die Bildhauerarbeiten, Danhauser das Hochaltarblatt: den Evangelisten Johannes in dem Augenblick, da er vor der Porta latina zu Rom in einem Gefäße siedenden Öles den Märtyrertod erleiden sollte. Nach acht Monaten, im August 1835, war das fast zwanzig Schuh hohe und mehr als dreizehn Schuh breite Riesenbild vollendet, worauf es „im Graf Karolyischen Palaste in der Mayerhofgasse Nr. 203“ — das ist die Danhausersche Fabrik — zur allgemeinen Besichtigung unter großem Zulauf ausgestellt war.

In der Familie war indessen viel Unglück eingekehrt. Das allzu groß angelegte Geschäft hatte eine solche Schuldenlast aufgehäuft, daß man an seine Auflösung denken mußte. Haus und Garten waren durch eine Verlosung veräußert worden, deren Ergebnis hinter den Erwartungen zurückblieb. Die Mutter war vom Schlage gerührt und stützte sich ganz auf ihren Erstgeborenen, der mit bewundernswerter Tatkraft sich allen auf ihn einstürmenden Sorgen entgegenstemmte und inmitten aller Kümmernisse nunmehr Schlag auf Schlag jene vielbeschriebenen Gemälde schuf, die seinen Namen begründeten. 1835 die „Verstoßung der Hagar“, welche den Hofpreis der Akademie erhält; in demselben Jahre den „Prasser“, 1837 den „Augenarzt“, die „Dichterliebe“, das „Lotterielos“, 1838 die „Klostersuppe“ als zweiten Akt der im „Prasser“ erzählten Geschichte und den „Pfennig der Witwe“. 1839 die „Testamentseröffnung“ und „Wein, Weib, Gesang“, 1840 die große „Schachpartie“ und die „Erinnerung an Liszt“. Das ist der Höhepunkt seines Schaffens. Zahlreiche kleinere Genrebilder, graphische Arbeiten und Bildnisse fallen in dieselbe fruchtbarste und glücklichste Zeit.

Auch die Gründung seines Ehestandes, die ihm sichtlich die nötige Heiterkeit und innere Ruhe verleiht, um allem Wirrsal und Widerspruch nach außen hin zu trotzen. 1838 hat er Josefine Streit, die Tochter einer Jugendfreundin seiner Mutter, heimgeführt. Auch sie hatte ihren Vater, einen Arzt, schon verloren. Um so fester schloß sich das Liebespaar aneinander. Unzählbar sind die Studien, Handzeichnungen und Gemälde, welche die hübschen, gütigen Züge der jungen Frau tragen. Sie war sein liebstes Modell, überall kehrt sie wieder, als könnte er sich kein Werk ohne ihre Mithilfe denken. Und nun gar, als diese glückliche Ehe ein paar fröhlichen Kindern das Leben schenkt, wird Danhausers Pinsel nicht müde, auch die kleine, herzige Schar in sein Atelier zu locken. Spielend, singend, tollend, schlafend hat er sie mit jener zarten, fast mädchenhaften Hingebung geschildert, die seine Kunst kennzeichnet. Immer ist das Herz dabei, zärtlich sich freuend, sorgend und sinnend, mahnend und nur im Familienglück rastend. „Die Mutterliebe“ mit dem Kind an der Brust, das oft wiederholte „Kind und seine Welt“, die „Brautschau“, „Vor und nach der Hochzeit“, die „Romanlektüre“, die „Großmutter“, die „Bibelleserin“, die „Sonntagsruhe“ u. v. a. atmen in breitem Behagen diesen Frieden des häuslichen Glücks, dem das Treiben und Stoßen der großen Welt mit ihren Kämpfen fremd und häßlich scheint.

Diese gingen indessen auch an seiner Türe nicht vorüber. Die Schwiegermutter hatte in begreiflicher Sorge gewünscht, daß der nun schon dreiunddreißigjährige Künstler eine feste Stellung erhalte. Nach dreijährigem Warten findet er sie endlich in dem Amte eines Korrektors der Akademie. Sie wird ihm am 1. Mai 1838 mit der ärmlichen Besoldung von jährlichen dreihundert Gulden und einer Wohnungszulage von sechzig Gulden verliehen, aber nur als dreijähriges Provisorium! Noch vor dessen Ablauf wird er allerdings zum außerordentlichen Professor ernannt. Aber auch als solcher hält er es nicht lange aus. Nach anderthalb Jahren schon, im Mai 1842, erbittet er sich zunächst einen viermonatlichen Urlaub, da er sich „durch ungünstige Einflüsse in seiner Gesundheit zurückgesetzt" sehe. Und gleich nach seiner Rückkehr einen weiteren zweijährigen Urlaub zur „ferneren Ausbildung im Auslande". Beides wird von Metternich als Kurator der Akademie bewilligt. Als er sich auch nach Ablauf dieser Zeit nicht entschließen kann, sein Lehramt wieder auszuüben, wird ihm eröffnet, daß „Seine Durchlaucht sich nicht befugt halten, Ihnen noch einen weiteren Urlaub zuzugestehen und sonach nichts erübriget, als Ihre vorgelegte Resignierung, wenn gleich mit Bedauern, anzunehmen". Er war inzwischen zum Kunstmitgliede der Akademie gewählt worden, welche nach dem Wortlaute der offiziellen Verabschiedung das Bedauern Sr. Durchlaucht über den „Austritt eines so ausgezeichneten Künstlers" insgesamt teilt.

Trotz der Versüßung dieser bitteren Pille wird man das Gefühl nicht los, daß die Verstimmung Danhausers eine tief im Wesen der Akademie begründete gewesen ist und nicht bloß aus dem persönlichen Verkehre, sondern namentlich aus dem herrschenden Lehrsystem und aus der unüberbrückbaren Kluft entsprungen war, die ihn wie jeden selbständigen Künstler von den akademisch sanktionierten Kunstanschauungen für immer trennen mußte. Er zog sich in seiner stillen, scheuen, jeder rauhen Berührung ausweichenden Art unbemerkt zurück. Wenige Jahre darauf hat Waldmüller, von kräftigerem Schrot und Korn, den ungleichen Kampf mit dem ganzen Professorenkollegium aufgenommen und sich schließlich mit lebhaften Erklärungs- und Verteidigungsschriften in die Öffentlichkeit geflüchtet.

Danhauser war keine Kampfnatur, aber er hatte den Mut persönlicher Überzeugung und ließ sich darin durch niemand irre machen. An Freunden, die ihn aufzumuntern bemüht waren, fehlte es ja nicht. Mit Rudolf v. Arthaber, dem Besitzer des „Prassers" und der „Klostersuppe", verbrachte er den ersten Urlaub in Gastein, von wo dann endlich die langersehnte Wanderung in die Fremde glücklich vonstatten ging. Über Süddeutschland geht es nach Holland ans Meer und wie im Fluge über Belgien den Rhein bergauf wieder heimwärts. Ihm war es versagt, in Ruhe zu weilen, wo er neue Anregungen hätte in sich aufnehmen können. Sein Paß vermerkt vier Tage bloß von Amsterdam über Rotterdam bis Antwerpen und schon vier Tage später ist er über Brüssel in Aachen eingetroffen. Frankreich und England, wohin sein Reisepaß lautete, hat er überhaupt nicht betreten. Wohin ihn seine Begabung, sein Geschmack, sein künstlerischer Wille drängen mußte — zu

Delaroche nach Paris, den er so hoch verehrte, ins Land der Hogarth und Wilkies, mit denen er schon damals immer verglichen wurde — ist er nie gekommen. Bei diesem Anlasse muß auch festgestellt werden, daß trotz der unleugbar großen Verwandtschaft mit Wilkies „Testamentseröffnung" Danhauser die seinige doch gemalt hat, ehe er auch nur einen Stich seines angeblichen englischen Vorbildes gesehen hatte.

Die Verwandtschaft lag in der Zeit. Zwei volle Menschenleben nach dem Eindringen des bürgerlichen Dramas auf die Bühnen der Schauspielkunst kam dies endlich auch in der Malerei zu Ehren. Danhauser kündet es mit den Worten an, er wolle „den Geist der Zeit, die Gegenwart, wiedergeben und so auf eine unmittelbare Art der Gegenwart Bedürfnis werden".

In seinen letzten Schaffensjahren gelang ihm dies vor allem durch seine viel zu wenig bekannten Gruppenbildnisse „Erinnerung an Liszt" und „Die Schachpartie".

Beide haben seinerzeit gewaltiges Aufsehen erregt, Lob und Tadel mächtig herausgefordert und damit erst recht das Ungewöhnliche ihrer Erscheinung erwiesen. Im Liszt-Bild hat Danhauser zunächst die Schwierigkeit mit großem Geschick überwunden, Leute zu porträtieren, die er nie von Angesicht gesehen hatte. Denn in seinem Geiste hatte sich der Auftrag, Liszt für den Wiener Klavierfabrikanten Konrad Graf zu malen, sofort zu einer Darstellung der ganzen romantischen Zeitgeschichte erweitert. So umgibt er den jungen vergötterten Tonheros mit ihren Häuptern Viktor Hugo, Dumas, Georges Sand, Rossini und Paganini. Lord Byron blickt wenigstens von einem Wandbilde wohlwollend auf seine Getreuen.

Noch gewaltigere Aufgaben hatte sich Danhauser mit dem zweiten Gruppenbilde gestellt, das nicht weniger als achtzehn Personen, meist wohl Porträts, vereinigt. Es war Danhausers Bekannten- und Freundeskreis, reiche Bürger und Kunstfreunde, Musiker, Künstler, Schauspieler und namentlich schöne Frauen in der entzückend kleidsamen Tracht der Vierzigerjahre, denen er dieses Denkmal gesetzt hat. Den Malern seiner Zeit, Gauermann, Ranftl, Rudolf Alt, Waldmüller, der seine „Malerwerkstatt" erwarb, Castelli und Eitelberger, wohl auch Löwe, der an Danhausers Sarg den von Eitelberger verfaßten Abschiedsgruß sprach, stand der Künstler nahe. Von Kunstfreunden namentlich P. von Littrow, R. von Arthaber, dem Obergerichtsrate Karl von Remy, dem Klavierfabrikanten Graf.

Im Hause Pereira verkehrten Künstler und berühmte Fremde. Hier lernte Danhauser Goethes Tochter kennen, hieher versetzte er seine „Schachpartie". Den Hausherrn selbst als Verlierenden, eine vornehm junge Frau ihm gegenüberstehend als stolze Siegerin. Und wieder Liszt und zahlreiche bekannte Köpfe der damaligen Wiener Gesellschaft als lebhaft bewegten Chor. Auf langen Umwegen war der Künstler zu dieser modernen Auffassung gekommen, die in frühen Studien mit der Schachpartie aus dem „Götz von Berlichingen" angefangen und den Bischof und Adelheid noch in historischer Tracht dargestellt hatte.

Bei den häufigen Wiederholungen seiner bekanntesten Gemälde, die er auf Wunsch immer wieder malen mußte, läßt sich leicht erkennen, wie sehr sein künstlerisches Schaffen vom persönlichen Erlebnis abhing. So ward z. B. in der „Testamentseröffnung" aus dem alten Vater und den beiden erwachsenen Kindern, als Danhauser sich inzwischen eines eigenen Familienglücks erfreute, ein junger Vater mit Weib und Kind.

Nach jenen beiden großen Schöpfungen schien Danhausers Schaffenslust vorübergehend zu erlahmen. Er war überarbeitet und ermüdet.

Was in den letzten vier Jahren an Danhausers physischer und künstlerischer Kraft zehrte, läßt sich nur ahnen. Er schien unproduktiv geworden, und das mag ihn mit Bangen und Bitterkeit erfüllt haben. Aber gerade die schaffensfreudigsten und fähigsten Naturen lassen in dem Alter, in welchem sich der Künstler damals befand, eine nach zwanzig Jahren ununterbrochener Tätigkeit nur zu begreifliche Abspannung beobachten. Er hatte soeben noch eine Fülle von Bildern, darunter die große „Schachpartie" im Salon Pereira, die „Landpartie" und die „Erinnerung an Liszt" in die Welt geschickt. Er hätte sich füglich einige Zeit ausruhen können. Er zwang sich aber und schuf 1841 noch das vielbesprochene Bild der Kaiserin Josefine, welcher die Trennung von Napoleon geweissagt wird, und das Krönungsbild des Kaisers Matthias im Auftrage Kaiser Ferdinands für den Römer in Frankfurt — Werke, von denen man annehmen darf, daß sie nicht aus voller Seele geschöpft wurden. Seine Neigung war ja inzwischen so ganz andere Wege gegangen, auf denen er sich in kleineren Bildern auszuruhen und zu erfrischen hoffte, wie der „Großmutter", die einem Kinde das Einmaleins lehrt und im „Violinspieler". Oder er kehrte bei guten Freunden ein und porträtierte sie, wie den Astronomen C. L. von Littrow und seine Gattin Auguste, geborene Bischoff, die dem Künstler späterhin ein so schönes literarisches Denkmal verständnisvoller Freundschaft gesetzt hat. Aber gerade an diesem Doppelbildnisse, welches die Porträtausstellung bei Miethke in diesem Frühjahr wieder einmal an die Öffentlichkeit gebracht hat, merkt man doch eine starke Abspannung, die nur aus anderen Gründen zu erklären ist. Gründen seelischer Art. 1841, in demselben Jahre, welches ihm seine Tochter Marie geschenkt, ward ihm nach langem schwerem Siechtum seine Mutter geraubt. Sie hatte mit seiner Schwiegermutter gemeinsam in seinem Haushalt Stütze und Pflege gefunden. Auguste von Littrow-Bischoff deutet in ihrer aus persönlichem Verkehr geschöpften Schilderung an, daß sich der Künstler durch die von seiner Mutter übernommenen geschäftlichen Verpflichtungen keine geringe Last aufgebürdet hatte. Der Gedanke, hiedurch der Möglichkeit beraubt zu sein, der eigenen Familie einmal den klingenden Erfolg all seiner Begabung und seiner Bemühungen zu hinterlassen, mag den einst so lebensfrohen Mann schon damals schwer bedrückt haben.

Bald traf ihn dort, wo er am verwundbarsten war, in seinem Künstlerstolz und seinem häuslichen Glück, ein Schlag nach dem anderen.

Mancher der sogenannten maßgebenden Kunstkritiker hatte ihn schon längst mit Nadelstichen verfolgt und gekränkt.

Grillparzer pflegte in einer solchen Aufwallung gerechten Zornes auszurufen: „Der Henker hole die Journale." Danhauser wollte das Henkeramt selbst besorgen. All, was sich seit Jahren an Groll und ätzender Satire in ihm aufgehäuft, sollte sich nun Luft verschaffen. Die Kritiker in Gestalt wütender, toll und blindlings verwüstender „Hunde in der Werkstatt" eines sorglos eingeschlafenen Malers. Der Mops, der auf dem Tische eine Schale umgestoßen hat und soeben mit teuflischem Vergnügen ein Bild zerreißt, wird für Zedlitz gehalten. In einem zweiten vermutete man Saphir. Auch Mitglieder des Kunstvereines fühlten sich getroffen. Grund genug, um das vom Künstler zur Ausstellung eingereichte Bild zurückzuweisen. So fest hatte der Hieb gesessen. Aber die Demütigung, daß sich diese Pforten vor ihm schlossen, hat auch der Künstler nie verwunden. Damals mag er die stolzen Worte niedergeschrieben haben, die sich auf der Rückseite einer Bleistiftskizze finden: „Halte dich stets werth, neben dem Würdigen hinzutreten, das Große zu übertreffen, das Schöne dir zuzueignen; und du darfst frey seyn, von jeder Sorge über den Werth oder Unwerth deiner selbst und handeln ohne Scheu vor den Augen anderer."

Bald darauf stand ihm noch Schwereres bevor.

Der Typhus, der in Wien in jenen Jahrzehnten solch furchtbare Opfer forderte, hat auch in der Danhauserschen Familie schreckliche Musterung gehalten. 1843 war Karl, der jüngste der Brüder, daran zugrunde gegangen. Zwei Jahre später, im Jänner 1845, hatte der Typhus auch Josefs Lieblingsbruder Franz gepackt. Er starb in Josefs Armen, der ihn noch kurz zuvor wie zum Abschiede gemalt und den schönen Kopf auch lithographiert hatte. Schon im April trug Josef selbst bereits den Todeskeim in sich.

Seine letzte Arbeit erinnert noch einmal an jenes geistige Wien des Vormärz, welches sich im „Silbernen Kaffeehaus" in der Plankengasse zu versammeln pflegte und dem außer Lenau, Grillparzer, Castelli, Bauernfeld, Seidl, Anastasius Grün auch der „Franz von Piesenham", Stelzhamer, angehörte, wenn er, von seinen Reisen zurückgekehrt, draußen im Meidlinger Theater „Vorträge" hielt und seine Lieder in obderennsischer Mundart drucken ließ. Stelzhamers Bildnis lithographierte Danhauser noch, ohne es fertig machen zu können. „Weil er vollendet, blieb ich unvollendet", schrieb der Dichter darunter.

Als Danhauser am 4. Mai 1845 starb, ging mit ihm der liebenswürdigste und einschmeichelndste Schilderer jenes alten, von hohen Linienwällen engumschnürten Wien und seiner vom „Ausland" fürsorglich abgeschlossenen Kleinstadtluft zu Grabe. Im besten Mannesalter, in welchem andere erst ihre entscheidenden Siege zu erringen pflegten. Er hatte indessen sein Ziel bereits erreicht: er war gleich Ferdinand Raimund, dem man ihn so oft verglichen hat, ins Volk gedrungen.

Fanny Elßlers amerikanische Kunstreise in den Jahren 1840/42.

Geschildert in Briefen ihrer Cousine Kathi Pr.

Mitgeteilt von Prof. Julius Neßler.

(Fortsetzung.)

Philadelphia, den 21. August 1841.

Während unseres Aufenthaltes in Long Island gingen wir am Gestade des Meeres spazieren, woselbst einige hölzerne Gebäude für Badelustige sich befinden. Hier betrachteten wir das Spiel der Wellen, ein ewiges Kommen und Gehen, ein Bild des Wettlaufes, oder wir verfolgten mit den Augen die kleinen Schnepfen, welche mit besonderer Geschicklichkeit die Insekten aus dem Sande herausschnäbelten und sich vom Schaume des beweglichen Wassers ereilen ließen, gleichsam als wünschten sie auch ein Fußbad zu nehmen. Durch die Dreistigkeit dieser Strandläufer erhielten wir endlich selbst Mut und Lust, uns badend in die kühlen Fluten zu tauchen. Wir trieben lachend ein neckisches Spiel mit den Wellen, die in unbedeutender Größe daherschwammen, sich in Gestalt eines Hügels erhoben, endlich uns in eine grüne Wölbung einschlossen und mit einem schäumenden Gebrause über unserem Haupte zerfielen. Mit dem Rücken gegen die See gewendet, oder sitzend und einander fest umklammernd, ließen wir diese Wasserberge auf uns losstürmen. Von Long Island begaben wir uns nach New York und von dort nach Philadelphia, woselbst uns die Nachricht ereilte, daß Therese Elßler nach Amerika kommen werde. Die Hitze war sehr groß, darum hatte Fanny das „Lebewohl-Engagement" für den ersten September festgesetzt. Da sie jedoch den Wunsch hatte, noch einige Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, so gingen wir von hier wieder nach New York und machten von da einen Ausflug nach dem Trenton-Fall: wir fuhren auf dem North River bis Albany und waren sehr erfreut, diesen schönen Fluß wieder zu sehen. Von Albany gingen wir nach Utica, wo sich die Eisenbahn befindet, welche auch über die Berge steigt. Man läßt die Zugmaschine am Fuße derselben stehen. Ein Karren, welcher mit Steinen beladen ist, läuft auf der anderen Seite des Berges hinab und zieht durch seine Schwerkraft mittels eines langen, starken Seiles die Waggons den steilen Berg hinauf. Von Utica reisten wir nach dem Trenton-Fall. Schon im vorigen Jahre, als wir den Niagara-Fall besuchten, wollten wir diese merkwürdigen Wasserstürze beschauen. Wir widmeten also diesmal dem anziehenden Schauspiel unsere Aufmerksamkeit. Aus einer Felsenschlucht stürzt sich ein schwarzer Fluß hervor und fällt in mehreren Zwischenräumen, einige Male auch über aufgehäufte Felsenwände herab. Der Besuch dieses Schauspiels ist aber mit einiger Gefahr verbunden, so daß uns der verhängnisvolle Gang zuerst gar nicht behagen wollte. Längs des Weges sind auf einer Seite eiserne Ketten angebracht, welche dem Betrachtenden zum Anhalten dienen. Der Felsenpfad ist aber durch die Einwirkungen der Luft und des Wassers so verwittert, daß die Steine an manchen Stellen das Ansehen von zerbröckelten Stufen haben. Wir wagten es endlich, diesen rauhen Weg zu betreten, und je weiter wir fortschritten, desto pittoresker zeigte sich die Umgegend. Bald war jede Furcht verschwunden; wir brauchten drei Stunden, bis wir den vorletzten Fall erreichten. Den letzten Fall besuchen nur beherzte Männer und selbst diese haben nicht den Mut, bis ans Ende vorzudringen. Die Felsen, worauf man stößt, sind sehr glatt, und der Führer wies uns die Plätze, wo ungeachtet der schützenden Ketten verschiedene Personen und darunter auch

Kinder hinabfielen. Vor mehreren Jahren stürzte der Jäger eines Grafen Zichy, welcher Amerika besuchte, in diese rauschenden Fluten. Er trug auf dem Arme ein Mädchen von einer hier ansässigen Familie. Die Eltern waren Augenzeugen dieses fürchterlichen Ereignisses. Den Jäger hatten herbeigeeilte Personen nach vielen Anstrengungen gerettet, die arme Kleine aber wurde mit solcher Schnelligkeit von den Wellen fortgerissen, daß man nur ihren Leichnam neben einer Felsenwand, wo das Wasser einen Wirbel bildet, nach einigen Tagen auffinden konnte. Hier fände ein Landschaftsmaler herrliche Gelegenheit, seine Studien nach der Natur zu machen. Blühendes Leben und Todesmahnung zeigen sich an diesen Stellen in effektvollen Kontrasten. Von hier aus nahmen wir den Weg nach Saratoga. Man hatte schon im vorigen Jahr Fanny daselbst erwartet, und die glänzende Aufnahme konnte daher als ein Triumph angesehen werden. Wir speisten an der großen Tafel mit zahlreichen Honoratioren und meine Cousine war hier der alleinige Gegenstand der Aufmerksamkeit. Wir begaben uns dann zu unserem Wagen, um nach Lake George zu gelangen. Hier hatte sich eine große Zahl von Neugierigen aufgestellt und der Garten bot einen ganzen Blumenstrauß von hübschen Ladies und Kindern zur Schau. Die letzteren hüpften freundlich lächelnd an Fannys Seite voran und riefen einander zu: »this is Fanny!« Nach Verlauf von fünf Stunden hatten wir Lake George erreicht. Es war bereits Mitternacht bei unserer Ankunft; wir gingen also zu Bette und fuhren um 7 Uhr morgens auf einem niedlichen Dampfschiffe durch den pittoresken See, welcher 36 Meilen lang und mit 265 reizenden Inseln besät ist. Eine Reihe der herrlichsten Landschaftsbilder wurde vor unseren Blicken aufgerollt. Am Ende des Seespiegels stehen einige Wagen, welche gewöhnlich die Lustreisenden nach dem einzigen in dieser Einsamkeit sich befindlichen Hotel bringen. Wir sind aber noch vier Meilen weiter nach einem besseren, am Lake Champlain erbauten Hotel gefahren. Am folgenden Tage traten wir unsere Rückfahrt an. Als wir wieder den romantischen See erreichten, wurden wir durch eine Höflichkeit überrascht, welche wahrscheinlich zu Ehren meiner Cousine arrangiert war. Es erhoben sich bei diesem Anlasse mehrere Knallraketen in die Luft, auch wurden Pöller abgefeuert, um Fanny einen Begriff von dem wunderbaren Echo zu verschaffen, welches wie ein Donnerrollen vom Gebirge des Ufers vielfach zurückgeworfen wurde. Von da begaben wir uns wieder nach dem freundlichen Saratoga, nach Albany und New York, und gestern sind wir hier in Philadelphia angekommen.

* * *

Philadelphia, den 9. September 1841.

Seit meinem letzten Briefe hat die gute Cousine am 1. d. M. ihre Vorstellungen wieder eröffnet. Sie tanzte die Cachucha in dem malerischen wertvollen Kleid, welches ihr zu ihrem Benefiz in der Habana verehrt wurde. Es ist aus rotem Atlas verfertigt, reich mit Silber gestickt und mit zwei Falben geschmackvoll geziert. Fanny gewährte in diesem Gewande eine höchst anziehende Erscheinung. Wir erwarten Therese Elßler in zehn oder zwölf Tagen. Wir empfinden schon im voraus die Freuden des Wiedersehens. Ehe Fanny nach der Habana ging, hat hier ein Künstler, aus Verehrung für sie, eine Statue in Lebensgröße zu meißeln angefangen. Sie ist nun beendigt und wird dem Publikum zur Beschauung ausgestellt. Die Statue versinnlicht Fanny als Gipsy, wie sie, aus ihrer Traumwelt erwachend, über die süßen Bilder der Phantasie nachzu-

denken scheint. Sie ist mit Porträtähnlichkeit gehalten und sie erscheint, wie im Ballett, leicht hingegossen, in einer halb sitzenden, halb liegenden Stellung, als wäre sie gerade im Begriffe, sich vom Lager zu erheben. Das Gesicht ist fein und ausdrucksvoll und Nacken und Arme sowie die ganze Gestalt der Natur abgelauscht. Sie trägt ein Leibchen und einen Rock mit griechischem Faltenwurf; ihr Haar ist geordnet nach ihrer täglichen Toilette und harmoniert vollkommen mit der ganzen Zeichnung; die rechte Hand ruht auf dem Kissen, die linke an der Brust; der Kopf links gedreht, ist in den magischen Widerschein des entflohenen Traumes versenkt; der rechte Fuß liegt etwas gebogen in das Bett eingedrückt, der linke lehnt sich in malerischer Haltung über ihn. Der Künstler hat in der Tat eine schöne Probe von seinem Talent geliefert. Er will die Statue im kommenden Jahre nach Europa schicken.

* * *

Philadelphia, am 29. September 1841.

Heute um fünf Uhr abends verlassen wir Philadelphia. Das Finale ihres Auftretens darf ein wahrer Triumph genannt werden. Sie gab den zweiten Akt des schönen Balletts „La Gipsy", worin sie auf den Pariser Brettern einen glänzenden Beifall gefunden hatte. In jeder Szene fehlte ihr Therese, welche zu Paris die Königin in der „Gipsy" spielte, eine Rolle, die ihr ausgezeichnetes Talent von der herrlichsten Seite bewundern ließ. Die Bewohner von Habana werden sich glücklich schätzen, da sie Fanny mit ihrer Schwester im Monat Jänner erwarten können. Garantiert sind zweitausend Piaster an jedem Abend und zwei Vorstellungen zu ihrem Vorteile. Dafür haben sie nur die Obliegenheit, dreimal in der Woche zu tanzen. Als Fanny zum letzten Male hier im Theater tanzte und nach Beendigung der Produktion im Begriffe war, den Wagen zu besteigen, um nach ihrer Wohnung zu fahren, trat ihr eine einfach gekleidete Frau mit einem Kinde auf dem Arme in den Weg und sagte in bittendem Tone: „Nehmen Sie doch einen Augenblick mein Kind!" Fanny war ganz erstaunt und wußte nicht, was sie von diesem Begehren denken sollte. Sie hob also das Kind auf ihren Arm und küßte es mit ihrer unnachahmlichen Freundlichkeit. Das kleine Geschöpf mochte etwa zwei Monate alt sein und hatte ein allerliebstes Gesichtchen. Die Frau schien nun außer sich vor Freude, nahm das Kind wieder, deckte es mit ihrem Tuche zu und sagte: „Niemand soll dich jetzt berühren, weil es dieser Engel tat, der unter einem glücklichen Himmelszeichen geboren sein muß. Genie, Grazie und Milde liegen in der Gestalt dieser Gefeierten ausgesprochen, dich mein liebes Kind hat das Glück berührt, kein Unglück wird sich nun in deine Nähe wagen!" Diese Worte, beinahe in poetischer Begeisterung gesprochen, bildeten einen grellen Kontrast zu dem schlichten, fast ärmlichen Gewande der unbekannten Frau. Wir haben das Staatsgefängnis der Pennsylvanier besucht, welches schon als Gebäude durch die herrliche Architektur alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die Organisation des Instituts erregt jedoch das Interesse eines Europäers in hohem Grade. Die Todesstrafe ist abgeschafft; die Besserung böswilliger Menschen soll als Grundprinzip der strafenden Gerechtigkeit gelten. Selbst für Mörder kann ein nur zehnjähriger Aufenthalt im Gefängnisse als höchster Termin der Strafe angesehen werden. Die Gefangenen tragen keine Ketten und bewohnen kleine, niedliche Zimmer, an welche ein Garten von gleicher Größe grenzt, worin sie eine Stunde des Tages frische Luft schöpfen können. In jedem Zimmer sind zu sehen: ein gutes Bett,

ein Tisch, ein gepolsterter und ein ungepolsterter Stuhl, eine Fontaine mit stets frischem Wasser, und Röhren, die im Winter zur Erwärmung der Lokalität mit heißem Wasser gefüllt werden. Ihre bescheidenen Wünsche dürfen nicht unbefriedigt bleiben. Sie arbeiten ohne Zwang, denn die Willensfreiheit wird nicht gehemmt. Sie erhalten täglich eine liebreiche Unterweisung zur Veredlung des Herzens, zur Ausbildung der Vernunft, und fallen dann der Einsamkeit anheim, um über den Unterschied des Guten und Bösen nachzudenken und aus eigenem Antriebe das Auge auf die Lichtseite des Lebens zu richten. Der Direktor führte meine Cousine in den einzelnen Abteilungen herum und gab ihr die Versicherung, daß die meisten Verbrecher reumütig und gebessert den Ort ihrer Gefangenschaft wieder verlassen.

An jedem Sonntage erscheint der Prediger, um die Gefangenen in einer erbaulichen Rede auf die Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und den Nebenmenschen aufmerksam zu machen. Da der Geistliche in der Halle steht, so können ihn alle Zuhörer in den sechs Abteilungen durch ihre Gittertüren vernehmen. Unter den Besuchern dürfen in der Regel Personen des weiblichen Geschlechts die Männerlokalitäten nicht betreten; aber der Führer machte bei uns eine Ausnahme, und ließ uns als Vorgeschmack das Zimmer eines Gefangenen beschauen, welcher in Deutschland geboren war. Er hatte sich die Wände auf eine freundliche Weise mit bildlichen Darstellungen ausgeschmückt, die von ihm selbst in den Erholungsstunden gemalt worden sind. Wir besuchten nun mehrere Frauen in ihren einsiedlerischen Stübchen. Alle schienen guten Mutes und auf dem Wege der Besserung zu sein.

Eine Mulattin hatte lesen und schreiben gelernt, und eine Deutsche uns von dem Vorrate ihrer Arbeiten niedliche Körbchen zum Geschenke gemacht. Sie war sehr erfreut, ihre Muttersprache wieder einmal reden zu können. Es standen ihr zwei Zimmer zur Disposition, eines diente zum Schlafkabinette, das andere zu einer Art Wollmagazin, worin sie als Spinnerin ihre Arbeit verrichtet. Zwei Mannspersonen, Schulden halber auf drei Jahre zur Haft verurteilt, wurden eben während unserer Anwesenheit in das Korrektionshaus gebracht. Sie mußten zuerst in einer Stube ein Bad nehmen, die vorgeschriebenen grobwollenen Kleider anziehen und sich hierauf mit einer Kapuze auf dem Kopfe durch den Hofraum in die angewiesene Wohnstätte begeben. Die Fregatte „Belle Poule", von dem Prinzen Joinville kommandiert, ist in New York angekommen.

Boston, den 12. Oktober. Als wir in New York eingetroffen waren, mußte die gute Fanny Halt machen; es befanden sich daselbst viele Fremde, besonders Franzosen, die sie bewundern wollten. Fanny gab auf vielseitiges Verlangen ihre Einwilligung, an fünf Abenden zu tanzen. Die Offiziere von der „Belle Poule" haben ihr einen Kranz von Rosen auf die Bretter geworfen: er war mit einem ähnlich gestickten Bande gebunden, welches sie auf den Mützen tragen. In Goldbuchstaben prangten die Worte: „Belle Poule". Am Sonntage den 10. Oktober holten uns mehrere Offiziere ab, um die Fregatte in Augenschein zu nehmen. Wir erinnerten uns bei dieser Gelegenheit an einen früheren Besuch, den wir der „North-Karolina" abzustatten ersucht waren. Als Fanny mit ihrem Fuß den Boden des schönen Fahrzeuges berührte, wurde sie mit der gut exekutierten „La Cracovienne" musikalisch begrüßt, und dann in den eleganten Salon des Prinzen geführt, welchen die Miniaturgemälde des Königs und der Königin zierten. Daselbst waren noch zu sehen: eine kleine Statue, Johanna d'Arc darstellend, nach einem Original kopiert, welches sich in Versailles befindet, und von der Prinzessin Marie in Marmor

gemeißelt wurde; dann ein Pianoforte, eine Bibliothek, zwei Kanonen, Zeichnungen, vom Prinzen selbst entworfen, mehrere Souvenirs von seinen interessanten Reisen und die Geschenke vom türkischen Sultan, welche durch den Diamantenschimmer ihren hohen Wert zeigten. Fanny wurde in Abwesenheit des Prinzen von dem Kommandanten der Fregatte empfangen, und nachdem wir allen Einzelheiten unsere Aufmerksamkeit gewidmet hatten, besonders aber dem Raume, den Napoleons Sarg eingenommen, ließ der Kommandant Erfrischungen servieren, und brachte einen Toast aus auf meine Freundin, welcher von ihrer Seite auf die herzlichste Weise erwidert ward.

Ein Offizier überreichte ihr ein Stück von der Trauerweide, welche Napoleons Grab beschattet, und einen Splitter von seinem Sarg als Geschenk. Sie wurde bleich und rot vor Rührung wegen solcher Auszeichnung. Sie besitzt nun Fragmente von Napoleons und Washingtons Särgen. Nach einem Aufenthalte von zwei Stunden wurde sie von den Offizieren mit allen Ehrenbezeigungen wieder nach ihrer Wohnung zurückbegleitet. Wir haben gestern um 5 Uhr abends New York verlassen und sind um 7 Uhr morgens in Boston unter Regen und kaltem Winde angekommen. Wir erwarten in Amerika Therese Elßler seit dem Monate August. Bereits sind ihre Kleidungsstücke und andere Utensilien in sieben Kisten hier angelangt. Diesen Vorläufern dürfte die langersehnte Besitzerin wohl bald nachfolgen.

* * *

Boston, 30. Oktober 1841.

Ich schrieb in einem meiner früheren Briefe von einem Skelette des vorweltlichen Tieres „Leviathan", welches in Missouri von einem Deutschen entdeckt wurde. Dieser Körper, das Resultat einer Geldspekulation, war zum Teil aus knochenähnlichen Stücken zusammengesetzt, die eine geschickte Hand aus gebeiztem Holze künstlich geformt hatte. Das Gerippe wurde, ehe man den Betrug entdeckte, um eine namhafte Summe verkauft und sollte zum Gegenstande einer öffentlichen Ausstellung dienen. Gestern wehte ein sturmähnlicher Nordwind, der alle Blätter von den Bäumen wie Spreu in die Luft streute. Heute ist dagegen ein wunderherrlicher Tag. Von der Cousine Fanny schreibe ich bei nächster Gelegenheit. Am 16. November ist wieder ein Schiff reisefertig. Meine Freundin befindet sich wohl und grüßt alle ihre Freunde und Bekannten auf das herzlichste. Die Tage, an denen für sie Briefe aus Europa kommen, betrachtet sie als Festtage. Sie erwartet gegenwärtig mit jedem Tage ihre Schwester Therese und sieht dieser Ankunft mit freudig klopfendem Herzen entgegen. Das Nationaltheater in New York ist im Monat März durch eine Feuersbrunst in Asche verwandelt worden. Ich habe mehrere Monate vorher daselbst der Oper „Don Juan" beigewohnt, welche von englischen Sängern exekutiert wurde. Das Theater ist in dem Zeitraume von einigen Jahren schon zweimal ein Raub der Flammen geworden. In Amerika leiht man dem Sprichworte: „Gebt acht aufs Feuer und aufs Licht" u. s. w. nur sehr geringe Aufmerksamkeit.

* * *

Boston, den 16. November 1841.

Man nennt Boston die Stadt der Puritaner. Die Einwohner zeigen durch ihre Lebensweise eine festere Hinneigung zu den Dogmen ihrer Religion als in anderen Örtlichkeiten. Sie lieben mehr die stille Häuslichkeit als die geräuschvolle Öffentlichkeit. Sie sitzen in den Feierstunden gewöhnlich bei den wärmenden Flammen versammelt, um sich mit einer

gemütlichen Konversation zu ergötzen. Sie besuchen in der Regel mehr die Konzerte und moralischen Vorlesungen als die Schauspiele, Ballette und Opern. Fanny hatte durch den Zauber ihrer Kunst sogar diese klösterlichen Puritaner bestrickt und sie gegen ihre Gewohnheiten an den Kreis ihrer Darstellungen gefesselt. Bei jeder Produktion ist der erste Rang mit den ausgezeichnetsten Familien besetzt. Fanny erhielt wieder viele Auszeichnungen außer dem Theater. Eine derselben wurde besonders ein Gegenstand des Tagesgespräches. Meine Cousine hatte nämlich das Kriegsschiff „Kolumbus" besucht und wurde von den Frauen des Kommandeurs, Kapitäns und der Offiziere sowie von den Herren selbst auf eine beinahe festliche Weise empfangen. Die Mannschaft erschien in Uniform, fröhliche Musik erschallte und die Schiffsobern wetteiferten, ihrem Gaste durch Erfrischungen, Lobsprüche u. s. w. ihre Verehrung an den Tag zu legen. Für eine solch ausgezeichnete Aufnahme sollte Fanny ihre Erkenntlichkeit zeigen. Sie hatte aus diesem Grunde 250 Matrosen und Schiffsjungen in das Theater eingeladen. Sie gab zur Unterhaltung derselben den ersten Akt der „Sylphide", den zweiten Akt der „Bajadere" und den schönen, neuen Bolero-Tanz, den sie in der Habana gelernt hatte. Die Geladenen erschienen sämtlich in ihrer Galauniform und unter der Leitung des Kapitäns B**. Als sie in geschlossener Ordnung durch die Straßen von Boston schritten, wurde von der Musik die „Cracovienne" als Marsch gespielt. Dieser festliche Einzug des Matrosenkorps erregte die allgemeine Aufmerksamkeit der Stadtbewohner. Aus allen Fenstern guckten die Leute heraus und die Trottoirs waren besät mit Neugierigen. Als Fanny vor den Augen der Schiffsmannschaft auf den Brettern erschien, wurde ihr ein einstimmiges, dreimaliges Hurra zugerufen. In den Zwischenakten trug ihr Musikorchester Nationalstücke vor und auch aus besonderer Berücksichtigung einen Straußschen Walzer. Nach der Vorstellung wurde Fanny von ihnen unter einem ungewöhnlichen Beifallssturme herausgerufen. Sie hatten als Gäste alle im Parterre ihre Plätze eingenommen und gewährten mit ihren blauen Beinkleidern und Jacken, weißen Hemden, lichtblauen Krägen und schwarzen Hüten einen malerischen Anblick. Einer unter ihnen erhob sich von seinem Sitze und hielt an Fanny, die nahe an den Lampen stand, eine Dankrede mit dem Wunsche, daß die Fortuna sie auf allen ihren Wegen begleiten möge. Der Ärmste war aber so befangen, daß er die Worte seines Vortrages vergaß und daher ganz verschämt ein beschriebenes Papier herauszog, um seinem ungetreuen Gedächtnis zu Hilfe zu kommen. Es ging aber doch nicht viel besser und nur mit Mühe konnte Fanny entziffern, daß er die Schlußworte gesprochen hatte. Nun hielt sie eine Rede an die Matrosen, die durch ein dreimaliges Hurra unterbrochen wurde.

21. November. Am 18. November verließen wir Boston und heute früh sind wir wieder in New York angelangt. In Amerika liegen beinahe alle Theaterunternehmungen in den letzten Zügen. Die Schauspielenden reisen oft von einer Stadt zur andern, um sich ein Engagement zu verschaffen, so daß bei der geringen Einnahme der Direktion in pekuniärer Hinsicht immer zu wünschen übrig bleibt. Nur wenn vorzügliche Talente kommen, die sie Sterne (Stars) nennen, füllt sich das Theater ein- oder zweimal mit Neugierigen.

Fanny läßt in Amerika nicht nur ihre Kunst, sondern auch ihr Wohltätigkeitsgefühl im schönen Lichte erglänzen. Von ihrer Goldernte hat sie immer einen Teil auf den Altar der Menschenliebe gelegt. In Boston verteilte sie namhafte Summen an die Armen,

spendete fünfzig Paar Schuhe für die Waisenkinder und einen bedeutenden Beitrag zur Erbauung eines Waisenhauses für die katholische Jugend. Nach dem neuesten Berichte erwarten wir Therese Elßler noch am 3. Dezember, indem sie mit dem Schiffe „Akadia" kommen soll, welches seiner Schnelligkeit wegen berühmt ist und in zwölf oder längstens fünfzehn Tagen die Überfahrt von Europa nach Amerika beendigt. Sobald Therese angekommen sein wird, begeben wir uns nach New Orleans.

* * *

New York, den 8. Dezember 1841.

Nach einem kürzlich erhaltenen Briefe aus Europa soll Therese Elßler sich am 19. November mit der „Akadia" eingeschifft haben. Wir schreiben heute den 8. Dezember und noch ist keine Spur von ihrer Ankunft zu sehen. Der Prinz Joinville hat mit seiner „Belle Poule" Amerika verlassen und die Reise nach Lissabon angetreten. Er wurde hier von allen tonangebenden Personen wetteifernd mit Bällen, Soireen, Diners, Banketts ausgezeichnet. Er war vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt, um alle Etablissements zu besuchen, sich von deren Verbesserungen und Fortschritten zu überzeugen und den Einladungen Folge zu leisten.

9. Dezember. Beim Eintreffen der Briefe ersahen wir aus dem Schreiben der Frau M., durch welche Therese nach London begleitet wurde, daß diese aus Furcht vor dem stürmischen Meere in der vorgerückten Jahreszeit sich durchaus nicht zur Reise entschließen konnte.

* * *

New York, den 24. Dezember 1841.

Therese Elßler ist nach Berlin gegangen. Ihre Furcht vor dem Meere läßt sich entschuldigen, besonders da sie, als sie zur Abfahrt bereit war, dieses Element in seiner ganzen abschreckenden Aufregung gesehen hat. Die Nachricht von ihrem Nichterscheinen war für Fanny sehr betrübend und hat ihrer Unternehmung eine ganz andere Richtung gegeben. Wir treffen nun allmählich unsere Vorbereitungen zur Reise nach Habana, weil gegenwärtig das Klima hier etwas nachteilig auf Fannys Gesundheit wirkt. Fanny tanzt heute zum ersten Male in ihrem Leben am Christabend, der in Österreich ꝛc. als kirchlicher Normatag gilt.

* * *

Philadelphia, den 12. Jänner 1842.

Morgen nach Sonnenuntergang sagen wir dieser Stadt Lebewohl, um uns an Bord des Schiffes „Louisa" bringen zu lassen, dessen Eigentümer ein Deutscher ist und welcher meiner Cousine als Landsmann und Kunstverehrer alle mögliche Aufmerksamkeit erzeigt. Der erste Tag des Jahres wird hier wie überall durch kirchliche Andacht und wechselseitiges Glückwünschen gefeiert. Nur besitzt jedes Land seine eigentümliche Farbe in dem Zeremoniel. Hier machen nicht die Damen, sondern nur die Herren die Kreuz- und Querwanderungen, um ihre Gratulationen der Reihe nach auszukramen. Die Frauen des Hauses sitzen im Salon bei einer kostbar servierten Tafel, und jeder Gratulant wird als willkommener Gast bewirtet. Es werden bei diesem Anlasse auf ein glückliches neues Jahr viele Toaste ausgebracht und wer sich dieser Sitte nicht unterzieht, wird als Beleidiger der Hausfrau und als Verächter der Gastfreundschaft angesehen. Fanny hat sich im neuen

Jahre eine neue Equipage zum Geschenk gemacht. Am Neujahrstag wurde auch die erste Probefahrt unternommen, welche ganz nach unserem Wunsch ausgefallen ist. Als Fremde konnten wir uns schon eine Ausnahme von der Regel erlauben und waren daher als die einzigen Personen weiblichen Geschlechtes auf der Straße bemerkbar. Die meisten Damen mußten am nächsten Tag aus Müdigkeit das Bett hüten, und die männlichen Gratulanten waren ohne Zweifel ebenfalls gezwungen, von ihrer Laufbahn und von den Folterqualen der neuen engen Stiefel auszuruhen. Fanny hatte ihre Vorstellungen hier sehr brillant beendigt. Sie wirkte in einem Stücke mit, welches zum Vorteile der Feuermännerwitwen gegeben wurde.

* * *

Habana, den 3. Februar 1842.

Heute ist der sechste Tag, seit wir uns hier befinden. Es herrscht eine warme, angenehme Witterung. Wir sind von Philadelphia den 15. Jänner, um 1 Uhr nachmittags abgereist. Das Wetter war freundlich und die Luft vom Sonnenschein erwärmt. Am 29. Jänner hatten wir den schönen, von der Natur gebauten Hafen der Stadt Habana erreicht. Auf der ganzen Reise benützten Fanny und ich die Gelegenheit, dem gestirnten Himmel unsere Aufmerksamkeit zu widmen, und unserer Vorliebe für die Astronomie freien Lauf zu lassen. Unsere Reise ging diesmal nicht über Indien-Key-West, wie mit dem kleinen Schiffe im verflossenen Jahre. Wir sahen nur einen Teil von Florida, und zwischen den Salt Banks durchfahrend, steuerten wir in gerader Richtung auf Matanzas los. Hier drehten wir uns, hatten das Land zur Linken und begrüßten endlich, das Kastell umgehend, den ersehnten Hafen. Dort waren wir natürlich schon erwartet. Wir gingen jedoch erst nach Tische in unsere Wohnung, welche eine ausgezeichnet schöne Lage hat und in einem Privathause sich befindet, das von einer uns freundlich gesinnten Frau gemietet wurde, als sie hörte, daß Fanny dieses Land wieder besuchen werde. Diese Frau besitzt das Haus erst seit 14 Tagen eigentümlich. Es ist groß, luftig, reinlich, liegt an der Nordseite der Stadt und hat eine Terrasse, auf welcher man das Kastell, das Meer und einen großen Teil der anziehenden Häusergruppen erblickt. Die meisten Häuser sind mit Terrassen geziert, von denen Holzstiegen zu überraschenden Ansichten hinaufführen. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und der Hafen so geräumig, daß über 1000 Schiffe zugleich darin Schutz vor Stürmen finden. Habana, der Zentralverein für den spanisch-amerikanischen Handel, zählt über 4000 Häuser und gegen 200.000 Einwohner. Die Stadt ist mit gemeinnützigen und wohltätigen Anstalten reichlich ausgestattet, und sucht auch den Anforderungen der Unterhaltung durch verschiedene Lokalitäten zu begegnen.

9. Februar. Aschermittwoch. Fanny erhielt die Einladung zu einem Gesellschaftsballe, woselbst sich die Honoratioren von Habana versammelten. Sie war während der ganzen Zeit der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Sie erschien in einem weißen Kleide von Krepe mit Chenillen gestickt, welches ihr Therese, ihre Schwester, aus Paris geschickt hatte. Ein so schöner geschmackvoller Anzug war im ganzen Saale nicht zu sehen. Sie wurde von den Anwesenden im wahren Sinne des Wortes umschwärmt, besonders wagten die Masken recht in der Nähe ihre Glanzseiten zu mustern. Die Unmaskierten hielten sich in einiger Entfernung und suchten in allen edleren Sprachen ihre Verehrung auszudrücken. Wir waren erstaunt über die Feinheit und Poesie mancher laut gewordenen Schmeicheleien. Die Frauen bemühten sich um die Wette, meiner Cousine sprechende Beweise ihrer Wohl-

gewogenheit zu geben. Man tanzte einen Habana-Walzer von Strauß, unter anderem: „Das Leben ein Tanz“, und die Gewandheit der Tanzenden bei diesen deutschen Walzern nahm unsere ganze Bewunderung in Anspruch. Fanny tanzt zuerst achtmal im kleinen Principal-Theater, und gibt hierauf nach Willkür eine Reihe von Produktionen im Tacon-Theater. Als Honorar empfängt sie 1000 Piaster (à 2 fl. 4 kr. C.-M.) an jedem Abende und zwei freie Einnahmen. Überdies erhält das mitgenommene Tänzerpersonale eine anständige Bezahlung. Wir gedenken bis anfangs oder Mitte April hier zu bleiben und dann unsere Fahrt nach New Orleans anzutreten, in welcher Stadt Fanny ohne Zweifel durch einen Monat verweilen wird.

* * *

Habana, den 14. März 1842.

Übermorgen sagen wir der Hafenstadt Habana Lebewohl, um uns nach New Orleans zu verfügen. Fannys erster Produktion im Principal-Theater folgten noch sieben Vorstellungen, denen ebenfalls ein ungewöhnlich günstiger Erfolg zuteil wurde. Nach Beendigung dieses Zyklus hatte meine Cousine das Tacon-Theater auf kurze Zeit gegen eine bestimmte Summe vom Theaterdirektor gepachtet und sich auf diese Weise gleichsam zur Impresaria erhoben. Sie gab nur vier Vorstellungen, und hierauf fand ihr Benefiz statt. Wie im verflossenen Jahre saß Fanny auch diesmal mit aller Anmut neben einem zierlichen Tische, welcher mit Tassen garniert und mit duftenden Blumenbuketts ausgeschmückt war. Fanny hat ebenso viele als schöne Sachen bekommen, welche ihr die Damen beim Hereintreten selbst übergaben. Die Marquise de Arco überreichte ihr ein elegantes Körbchen, mit schimmernden, gelben Blumen ausstaffiert; die Komtesse de Fernandine einen besonders schönen Buketthälter; die Komtesse de la Reunion ein kostbares Schnupftuch; die Komtesse de Penoluer einen wunderherrlichen Fächer mit fein gearbeiteten Goldemblemen, worunter eine bildliche Hindeutung auf die Cachucha vorzüglich das Auge anzieht. Fanny wurde in wahrem Sinne des Wortes überschüttet mit freundlichen Zeichen der Aufmerksamkeit, und sie könnte mit diesen Gaben eine eigene Kunstausstellung veranstalten. Als zum Schlusse der Produktion Fanny die „Cracovienne“ getanzt hatte, entstand mit dem Jubelrufe des Publikums plötzlich ein dichter Blumen-Platzregen. Zu gleicher Zeit erschienen aus den Kulissen gegen 40 junge Männer, den ersten Familien der Stadt angehörig; diese schlossen einen Kreis um die angenehm Überraschte, nahmen das Körbchen von der „Cracovienne“ aus ihren Händen und setzten ihr einen Lorberkranz auf das Haupt. (Schluß folgt.)

Franz von Assisi.

Von Franz Blei.

Die Legende erzählt, daß Franz in einer Winternacht in den Garten von Portiunkula ging, sein Gewand abwarf und sich in einen Dornbusch legte, um etwas von den Leiden seines Herrn zu fühlen. Aber die Stacheln und Dornen verwandelten sich in Rosen und taten ihm keinen Harm. Die kleine Legende könnte für ein Symbol dieses heiligen Lebens gelten, das, wenn auch nur für eine Weile, die Dornen dieses Daseins in Rosen

verwandelte. Denn er war ein Dichter, der ein ewiges Laetare sang, ein Heiliger von einer bis auf ihn fremden Art, ein selig Lachender. Er predigte nicht den Asketismus verzweifelter Mönche, er stritt nicht um Dogmen wie die catharischen Sektierer, er gab dem Evangelium keine neue Interpretation wie Joachim und rief nicht gegen die Hierarchie der Kirche auf wie Arnold von Brescia. Er sprach nicht von den Schrecknissen der Hölle, denn er hatte einen herzlichen, kindlichen Glauben, und die Seligkeiten des Himmels wußte er nicht anders zu erzählen, als daß er sie im Licht dieser Erde aufwies, in diesem Leben der Kreatur, er selber ein Bruder von allen —

> Laudate sie, mi signore, com tucte le tue creature,
> Specialmento messer lo frate sole
> Lo quale jorna, et illumini per lui;
> Et ello è bello e radiante com grande splendore.

Nach einer Krankheit, da der glänzende und ausgelassene Jüngling zum erstenmal wieder die lachende Natur seiner umbrischen Heimat sah, da stand es groß vor seinem Gewissen auf: alles lebt in Sonne und Glücklichkeit, nur der Mensch ist wie ein Enterbter im Kampf mit sich und seinesgleichen. Da entschied sich in wenigen erschütterten Stunden sein Los. Nicht zur Kirche und nicht in ein Kloster trieb ihn die Not des Gewissens — er zog, ein Freier, singend durch das Land: „ich bin der Herold eines großen Königs", sagte er lachend Räubern, die ihn anfielen, den Armen, der auf allen seinen Reichtum verzichtet und sich der Armut vermählt hatte, nicht wie die Mönche und Eremiten des eigenen Heiles und größerer Leichtigkeit es zu erreichen willen, sondern aus Scham vor den Armen und um den andern zu zeigen, daß die Freiheit ein größeres Gut sei. So ging er auch nicht in ein Kloster, um in dessen stillen Mauern Gott zu finden, sondern trug durch Länder und Städte seine lachende fröhliche Kunde. Er wollte heitere Gesichter sehen und sagte einem Novizen: „Bruder, weshalb bist du traurig? Hast du gesündigt, so geht das nur dich und Gott an. Geh beten. Aber vor mir und den andern sei dein Gesicht fröhlich — im Dienste des Herrn schickt sich kein grämliches Gesicht."

Die Fröhlichkeit, die Liebe, das Mitleid — darin lagen die Kräfte seines Apostolates, mit dem er ohne Häresie und Kampf, ohne Theologie und Scholastik das primitive Christentum neben der sekularen Kirche restaurierte, der er jeden Gehorsam gab, da ihre Macht über diesen ganz Freien doch nichts vermochte, dem zu seinem vollen Glücke nur der Tod, die Einigung mit Gott fehlte. Der mystische Heilige, wie Franz einer war, ist der Einzelne und Andere, der sich selbst genügt und die Menschen nicht braucht; er flüchtet nicht vor ihnen, sondern sucht sie auf, und lebt unter ihnen, denn er ist so ganz in sich beschlossen, daß ihm nichts geschehen kann. An Franz sahen die Zeiten seit Christus zum erstenmal einen, der genau das lebte, was er dachte und sagte, und es war ein Leben hingebender Liebe und freudiger Religiosität, das in die mittelalterliche Nacht der Angst vor dem Weltgerichte fiel wie ein Licht, dem sich Augen und Herzen zuwandten.

Sein Beispiel ist — wenn es dessen noch bedürfte — ein Beweis dafür, daß der Einzelne nichts über Moral der Menschennatur vermag, denn wenn einer, so hätte dieser gütige und doch entschlossene Mann es vermocht, die Moral durchaus zu ändern und auf die Freiheit zu stellen, die stolz und herzlich zum Nächsten Bruder sagen kann. So bleibt nur ein Gedanke davon und hat das Werk in des Franz Persönlichkeit Anfang und Ende, denn was als Franziskanerorden aller Observanzen nach ihm kam, ist ein von Franz

durchaus Verschiedenes. Er lehrte die Armut, nahm das Almosen für das unmittelbare Bedürfnis und dachte nicht an den nächsten Tag. Seine Nachfolge machte aus dem Bettel ein Werk der Frömmigkeit, das besondere Gnaden verleihe, selbst dann, wenn das Betteln nur Form war. Diese seine Brüder hätte Franz von Assisi gütig und lachend gebeten, ihn zu verlassen, denn er war nur arm der Armen und nicht eigener Seligkeit wegen. An diesem einen Beispiele schon zeigt es sich, daß der Orden das Leben des Heiligen nur ironisch weiterführte.

Die »Fioretti«*, das Evangelium des heiligen Franz, diese wundervolle Sammlung von Geschichten und Sinnsprüchen, und die »Vita a tribus sociis«, deren deutsche Übertragung sehr zu wünschen ist, sind die Strahlen aus dem Lichtschein, der um des Heiligen Haupt liegt, Bücher und mehr als Bücher der glücklichen Einfalt des fröhlichen Herzens, die ihren Zauber durch die Jahrhunderte bewahren, da sie einfach von einem der größten Menschen Bericht geben.

Den Zusammenhang der Lehre des Franz und der Ordensverbreitung mit dem Aufwachen der italienischen Kunst aufzuweisen, dies ist Gegenstand von Thodes großem Buch, das in zweiter verbesserter Auflage vor kurzem erschienen ist.** Mehr noch als den Zusammenhang — die mehr oder minder direkte Abhängigkeit der Frührenaissance von Franz festzustellen unternimmt Thode, mit diesem leitenden Gedanken: Das Verlangen nach der Verherrlichung des Heiligen bietet einen neuen künstlerischen Stoff, für dessen Gestaltung es keine Traditionen gab, was den Maler auf die direkte Beobachtung des Lebens hinwies. Es handelt sich hier um den prinzipiellen Standpunkt, den man in ästhetischen Dingen einnimmt. Wer den Thodes teilt, daß das Stofflich-Gedankliche das primär die Entwicklung einer Kunst bestimmende ist, der wird das mit allem Wissen geschriebene Buch mit ungeteiltem Vergnügen lesen. Ich möchte meinerseits dem Stofflich-Gedanklichen nicht eine so mächtig bestimmende Wirkung in den bildenden Künsten zuschreiben, wie sie das Entstehen der neueren Malerei zeigt. Mit Franz ist es ein Zusammentreffen von verschiedenen Wegen her. Der Heilige war für die neue Malerei vielleicht Anlaß im einzelnen, doch nicht Grund im ganzen; er wirkte als künstlerischer Mensch großer Artung natürlich stärker auf die Persönlichkeit der Künstler als z. B. Benediktus. Aber daß er irgendwie auf Form und Mittel der Künste von Einfluß war, wird nur der ohne Beweis behaupten, dem diese ersten Dinge der Kunst die letzten sind, und dem so immer unverständlich bleiben muß, daß und weshalb die heutige Malerei in Hals und Velasquez und Goya ihre Ahnen verehrt, eben weil nicht Stoffe und Gedanken das Bestimmende sind, welche Anschauung Thodes Buch kathedral dokumentiert. Den Gedanken des Franz aber führten, solange er noch etwas von der Glut seines Herzens hatte und noch nicht Problem geworden war, die Dichter weiter, wie Jacopone da Todi.

* „Blütenkranz des heiligen Franziskus von Assisi". Aus dem Italienischen übersetzt von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig. Diederichs. 1905.

** Henry Thode: „Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien". 2. Auflage. Berlin. Grote. 1904. Die erste Auflage war 1886 erschienen.

— - — —

Chronik.

Chemie und chemische Technologie.

III.*

Wenden wir uns nun einem, dem täglichen Leben näher liegenden Gebiete zu, der Nahrungsmittelkunde, einem Gebiete, dessen Anführung unter der Rubrik „Chemie und chemische Technologie" wohl für weite Kreise den unangenehmen Gedanken an Nahrungsmittelfälschungen oder mindestens doch an Surrogate erweckt. Die Chemiker sind daran recht unschuldig. Ihnen haben wir es vielmehr zu danken, daß wir eine ganze Menge von Nahrungsmitteln in besserer Qualität, in größerer Reinheit und oft auch billiger als früher herstellen können. Ihnen obliegt ferner auch die Untersuchung der im Verkehre befindlichen Nahrungsmittel auf ihre gute Beschaffenheit, Unschädlichkeit und Vollwertigkeit. Wenn es überhaupt eines Beweises für die Wichtigkeit der Kontrolle des Lebensmittelmarktes bedürfte, sei nur auf eine vor nicht langer Zeit entdeckte Fälschung hingewiesen, die darin bestand, daß Magermilch mit billigen Fetten (Sesamöl, Baumwollsamenöl, Margarine u. s. w.) emulgiert wurde. Nur durch einen sehr geübten Geschmack konnte man erkennen, daß die so erzeugte „Vollmilch" gefälscht sei.** Was will dagegen das „Wässern" der Milch bedeuten?

Zur Regelung des Verkehres mit Nahrungsmitteln besitzen daher heute fast alle Staaten einen recht stattlichen Apparat. In Österreich besitzen wir ein Lebensmittelgesetz, einen Lebensmittelbeirat, wir besitzen staatliche Untersuchungsanstalten, Marktkommissäre u. s. w. Es fehlen uns aber, wie den meisten Staaten, Normen für die Beurteilung der Nahrungsmittel. Ohne Normen aber müssen sich in zahlreichen Fällen Konflikte ergeben. Ein Beispiel möge dies erläutern. In einem in Deutschland vorgekommenen Falle handelte es sich, soweit es uns hier interessiert, um die Frage, ob mit Kirschsaft aufgefärbter „Himbeerlimonadensirup" schlechtweg unter dieser Bezeichnung verkauft werden dürfe, oder ob der Bezeichnung das Wort „gefärbt" beigefügt sein müsse*. Von einer irgend gesundheitsschädlichen Verfälschung kann hier keine Rede sein. Auch können wir den Zusatz des Kirschsaftes so gering annehmen, daß eine Minderwertigkeit der Rohstoffe des Sirups nicht in Frage kommt.

Zulässig ist der Zusatz demnach sicher. Es bleibt jedoch zu entscheiden, ob es handelsüblich ist mit Kirschsaft aufgefärbten Himbeerlimonadensirup ohne Angabe des Zusatzes zu verkaufen.

Diese Frage kann vom Chemiker allein nicht entschieden werden. Auch die Gutachten der Fabrikanten pflegen in solchen Fällen zu schwanken, so daß eine bedenkliche Rechtsunsicherheit entsteht, der nur durch Aufstellung von Normen gesteuert werden könnte. Diese aber stößt wieder auf Schwierigkeiten, weil eine zu enge Fassung der Bestimmungen Landwirtschaft, Industrie und Handel gefährden, eine zu weite aber vieles Unzulässige durchschlüpfen lassen würde, Übelstände, welche durch gesetzliche Festlegung der Normen nur verschärft werden können. So hat denn auch der Minister des Innern gelegentlich der Beratung des Staatsvoranschlages eine Interpellation des Abg. Dr. Marchet in dem Sinne beantwortet**, daß die Regierung mit Rücksicht auf die häufigen Veränderungen es ablehnen müsse, einen Codex alimentarius als offizielles Handbuch herauszugeben. Die Herausgabe eines Codex alimentarius wolle das Ministerium jedoch im übrigen gerne tunlichst fördern. Zu einem solchen Werke sind bereits ziemlich umfangreiche Vorarbeiten gemacht worden, denn schon im Jahre 1891 beschloß die erste Versammlung von Nahrungsmittelchemikern und Mikroskopikern mit der Ausarbeitung desselben eine Kommission zu betrauen, welche auch im Laufe der Jahre eine Reihe von Normen aufgestellt hat, die als „Entwürfe für einen Codex alimentarius Austriacus" in der „Österreichischen Chemikerzeitung" veröffentlicht wurden.

In Deutschland ist man — und zwar ebenfalls unter Vermeidung gesetzlicher Festlegung — eben daran, eine solche Grundlage

* Vergl. Bd. III, Heft 37 u. 38 der „Österreichischen Rundschau".
** Chemische Zeitschrift", 3, 664.

* „Chemiker-Zeitung", Cöthen, 28, 1096, 1133.
** „Österreichische Chemikerzeitung", 8, 234.

zu schaffen und es ist erfreulich, festzustellen, daß die Anregung dazu gerade aus den Kreisen der mit der Erzeugung und dem Vertriebe der Nahrungsmittel beschäftigten Personen ausgeht. Bisher bestanden nur Vereinbarungen der Nahrungsmittelchemiker, sowie einzelner Industriegruppen, so der Teigwarenfabrikanten, Schokoladefabrikanten, Fruchtsaftpresser, Weinessig- und Senffabrikanten *. Das in Aussicht genommene „Nahrungsmittelbuch“ soll nun „eine Sammlung von Begriffsbestimmungen und Handelsgebräuchen im Gebiete des Nahrungs- und Genußmittelgewerbes enthalten, um die Bedingungen festzulegen, unter denen nach Ansicht der beteiligten Industrie- und Handelskreise im Einverständnis mit den in Frage kommenden Kreisen der Wissenschaft, insbesondere der Nahrungsmittelchemie, Nahrungsmittel als handelsübliche, nicht verfälschte und nicht gesundheitsschädliche Ware gelten sollen“.

Hingegen hat das Landwirtschaftsministerium der Vereinigten Staaten Nordamerikas kürzlich die Veröffentlichung von Bestimmungen über die Reinheit und Definitionen von Lebensmitteln begonnen **. In den meisten Fällen geben diese Bestimmungen Grenzwerte für den Gehalt an bestimmten Stoffen an. So darf „Wein“ „nicht weniger als 7 und nicht mehr als 16% (Volumen) Alkohol enthalten und in 100 cm^3 nicht mehr als 0·1 g NaCl und 0·2 g K_2SO_4 enthalten. Rotwein darf nicht mehr, als 0·14 g und Weißwein nicht mehr als 0·12 g flüchtige Säure, durch Gärung erzeugt und als Essigsäure berechnet in 100 cm^3 enthalten“. Zur Begriffserklärung dient meist das übliche Herstellungsverfahren, beispielsweise ist „Rahmkäse“ „Käse, welcher von Milch und Sahne gemacht worden ist, oder von Milch, welche nicht weniger als 6% Fett enthält.“ Mit der Feststellung, daß unter einer bestimmten Handelsbezeichnung ein nach einem bestimmten Verfahren erzeugtes Produkt verstanden wird, ist schon viel gewonnen, da nunmehr verläßliche analytische Daten für die Beurteilung der Güte und richtigen Deklarierung der zu untersuchenden Waren gesammelt werden können.

Eine besondere Gruppe derartiger Normalvorschriften betrifft die Zulässigkeit des Zusatzes von Konservierungsmitteln, Farben u. s. w. Hiebei ist aber notwendige Voraussetzung die Ermittlung der Schädlichkeit, beziehungsweise Schädlichkeitsgrenze der Konservierungsmittel u. s. w., da es gilt ein Kompromiß zu schaffen: Einerseits wirken die meisten Konservierungsmittel auch in kleinen Mengen als Gifte, andererseits können die Nahrungsmittelindustrien ihrer um so weniger eintraten, als sich in vielen Nahrungsmitteln bei ungenügender Konservierung bekanntlich selbst Gifte bilden. Über in ziemlich großem Maßstabe angelegte Versuche mit einem der wichtigsten Konservierungsmittel, Borax und Borsäure, berichtet der Vorsteher der chemischen Abteilung des Ackerbauministeriums der Vereinigten Staaten, Prof. H. W. Wiley*. Die Versuche wurden an 12 Personen vorgenommen und ergaben, daß die Menge von nur 0·5 g Borsäure täglich von normalen Menschen auf die Dauer nicht vertragen wird. Diese Quantität kann jedoch kurze Zeit hindurch ohne Schaden genommen werden. Mengen von mehr als 3 bis 4 g täglich werden bereits nach kurzer Zeit nicht mehr vertragen. Die Wirkungen der Borverbindungen bestehen in Verminderung des Appetits, Gefühl von Vollheit und Unbehagen im Magen, zuweilen bis zur Brechneigung gesteigert, Gefühl von Schwere im Kopf, oft mit dumpfem, anhaltendem Kopfschmerz. Interessant ist, daß die durch den regelmäßigen Genuß von Borverbindungen herbeigeführte Gewichtsabnahme des Körpers auch noch einige Zeit nach dem Aufhören der Verabreichung von Borverbindungen andauert.

Die Gewinnung von Alkohol aus Sägespänen ** nach dem Chassenschen Verfahren hat sich nunmehr bereits technisch bewährt. Aus 100 Kilogramm Sägemehl sollen in der Praxis ungefähr 12 Liter reinen Alkohols in der Weise gewonnen werden, daß man 3 Teile Sägemehl mit einem Teil einer wässerigen Auflösung von schwefliger Säure in Autoklaven auf 120 bis 145° C erhitzt, die überschüssige Säure abbläst, den Zucker auslaugt und die Lösung zur Gärung anstellt. Die ausgelaugten Rückstände liefern ohne Zusatz von Bindemitteln Briketts; oder man verwandelt sie durch Erhitzen unter Luftabschluß in Holzkohle, wobei die Destillationsprodukte (Methylalkohol, Azeton, Essigsäure u. s. w.) gewonnen werden können. In Nordamerika und Frankreich sollen bereits mehrere Fabriken bestehen.

Das Problem der synthetischen Gewinnung von Alkohol ist, wie in Anbetracht der einfachen chemischen Zusammensetzung dieses wichtigen Körpers nicht anders möglich, ein altes und beliebtes. Nichtsdestoweniger wurde ein voller Erfolg bisher nicht erzielt. Kaum war es möglich geworden, Kalziumkarbid in größeren Mengen billig darzustellen und daraus Azetylen zu gewinnen, als die Verwendung dieser Stoffe

* „Zeitschrift für angewandte Chemie“, 18, 641. Die einzelnen Bestimmungen s. a. „Chemiker-Zeitung“, Cöthen, 28, 1189.

** „Zeitschrift für angewandte Chemie“, 18, 699.

* U. S. Departm. of Agricult., Bureau of Chemistry-Circular Nr. 15; vergl. „Pharmazeutische Zentralhalle“, 46, 151.

** „Chemische Zeitschrift“, 4, 161, nach „Zeitschrift für Spiritus-Industrie“.

zur Herstellung von Alkohol vorgeschlagen wurde. Einer dieser Vorschläge dürfte noch in allgemeinerer Erinnerung sein, da seinerzeit die Nachricht die Zeitungen durchlief, es sei eine Aktiengesellschaft zur Verwertung des betreffenden Verfahrens gegründet worden. Allerdings konnte damals jeder Chemiker nachweisen, daß von einer Rentabilität keine Rede sein könne, da das Karbid noch viel zu teuer war und da zur Gewinnung des Alkohols der kostspielige Umweg über Bromverbindungen gemacht werden müßte.

Neuerdings ließ sich nun die Société S. Jay & Co. in Paris* ein Verfahren schützen, um Alkohol aus einem trockenen Gemenge von Azetylen, Wasserstoff und Ozon zu erzeugen. Einen anderen Weg schlägt Arachequenne** ein, indem er durch Zusammenschmelzen von Metalloxyden mit Koks im elektrischen Ofen ein Karbid erzeugt, welches mit Wasser nicht Azetylen, sondern Äthylen ergibt. Dieses in Schwefelsäure geleitet, ergibt Ätherschwefelsäure, aus der dann durch Verdünnen mit Wasser und Abdestillieren Alkohol erhalten wird. Die Ausbeute beträgt allerdings nur ein Viertel der theoretisch möglichen.

Als heiterer Zwischenfall sei der Vorschlag erwähnt, Alkohol durch trockene Destillation menschlicher Fäzes zu gewinnen, der von Dornig in Trachau ausging. Er ist erwähnenswert, weil dabei der alte Kniff unredlicher Alchemisten zur Anwendung kam, den Stoff, den man erzeugen wollte, den Rohstoffen zuzusetzen. Dornig hatte behauptet, aus Fäzes sieben und mehr Prozent Alkohol gewinnen zu können. Es entspann sich ein ziemlich lebhafter Streit über die Möglichkeit des Verfahrens, die von vielen Chemikern geleugnet wurde; es gelang Dornig jedoch trotzdem, eine Gesellschaft zur Verwertung seiner Idee zu gründen, die ihm etwa 200.000 Mark zahlte.*** Nun hat sich das Ganze als grober Schwindel erwiesen, Dornig wurde empfindlich verurteilt: er hatte während der Versuche in geschickter Weise — Alkohol in die Retorten gegossen! Bemerkenswert ist, daß gelegentlich der Überprüfung des Verfahrens durch drei Chemiker festgestellt wurde, daß auf diesem Wege tatsächlich Alkohol, wenn auch nur in ganz geringfügigen Mengen erhalten wird, † aus 1 Kilogramm Fäzes nur 3·8 cm^3, eine Tatsache, die allerdings nur wissenschaftliches Interesse besitzen kann.

* D. R. P. Nr. 149893; vergl. „Chemische Zeitschrift", 4, 55.

** »Annales de la Brass et de la Destillation«. 1903. S. 387; vergl. „Chemische Zeitschrift", 4, 55.

*** „Österreichische Chemiker-Zeitung", 8, 236.

† „Chemische Zeitschrift", 4, 55.

Sprechen wir von Alchemie, so ist die Sucht nach Gold ein naheliegendes Thema. Wem würde es so rasch gelingen, für die Gewinnung irgend einer Substanz aus Meerwasser das nötige Kapital zu beschaffen?

Durch die Tageszeitungen wurde aber kürzlich die Nachricht verbreitet, daß eine englische Gesellschaft die Gewinnung von Gold aus Meerwasser fabriksmäßig und zwar mittels eines elektrolytischen Verfahrens aufnehmen wolle. Daß Seewasser goldhältig ist, ist seit langer Zeit bekannt, es gibt auch eine Reihe von Patenten, welche dessen Gewinnung zum Gegenstande haben. Auch soll 1898 in Quebeck eine Aktiengesellschaft zu diesem Zwecke gegründet worden sein, deren Gründer jedoch samt dem Aktienkapital verschwand.* Obwohl Sir William Ramsay für das neue Verfahren gewonnen sein soll, dürfte die Möglichkeit eines Erfolges doch zu bezweifeln sein, da 1 Tonne Seewasser nach den bisherigen Daten höchstens einen Bruchteil eines Milligrammes Gold enthält, also weniger als 1 : 1.000,000.000!!! Nach Berechnungen von Sir William Ramsay und Littlefield** beträgt der Goldgehalt des Meerwassers allerdings 0·065 Gramm in 1 Tonne Wasser. Man soll im Stande sein, mittels eines Wasserbeckens von 8 Acres Flächeninhalt in 300 Arbeitstagen für 144.000 £ Gold zu gewinnen.

Weit wichtiger als die problematische Gewinnung von Gold aus neuen Quellen ist wohl die Herstellung hochwertiger Produkte aus minderwertigen Rohstoffen, die vornehmste Aufgabe der technischen Chemie. Die ungeheure Macht des Fortschrittes zeigt sich hier nicht nur in der erfreulichen Höhe der den Gewinn ausdrückenden Zahlen, sondern, weniger erfreulich, ja furchtbar in ihren Rückwirkungen auf bestehende Industrien. So ist bekanntlich die Krappindustrie durch die Entdeckung des Alizarins fast gänzlich zugrunde gerichtet worden. Und so glaubte man auch den Indigoplantagen ihr Ende prophezeien zu können, als es gelungen war, Indigo synthetisch zu erzeugen. Ganz so rasch scheint es aber diesmal nicht zu gehen. Obwohl der Preis künstlichen, ganz reinen Indigos nur mehr 6 Mark pro Kilo beträgt, beginnt sich anscheinend die Indigogewinnung aus der Pflanze, die anfangs sehr zurückgegangen war, wieder zu erholen. Die Anbauflächen werden wieder vermehrt.*** Diese Entwicklung mag stark unterstützt werden durch die Bestrebungen, den Indigo rationeller und reiner aus der Pflanze zu gewinnen, ein Zweck,

* „Chemiker-Zeitung". Cöthen. 1906, 213.

** „Chemische Zeitschrift", 4, 160.

*** „Chemische Zeitschrift", 4, 84.

dem große, mit erheblichen Mitteln gegründete Institute dienen.

Endlich sei noch eine durch den gegenwärtigen Krieg aktuell gewordene Frage besprochen. Für die russische Heeresverwaltung bildete die Versorgung ihrer Feldballonabteilungen mit dem zum Füllen der Ballons nötigen Wasserstoffgase* ein wichtiges Problem. Zur Zeit des Ausbruches des Krieges besaß sie bloß Apparate zur Erzeugung von Wasserstoff aus verdünnter Schwefelsäure und Eisen. Die großen Nachteile dieses Verfahrens führten in allen europäischen Armeen zur Anwendung komprimierten Wasserstoffes, welcher in stählernen Flaschen mitgeführt wird. Auch dieses Verfahren hat große Nachteile, da der Rücktransport der leeren Flaschen auf dem Etappenwege lästig ist und Störungen hervorrufen kann, welche besonders auf wenig kultivierten, weglosen Kriegsschauplätzen, wie es die Mandschurei ist, möglichst zu vermeiden sind. Das Gewicht der zur Füllung eines Ballons von 400 Kubikmeter Inhalt nötigen Flaschen beträgt über 4000 Kilogramm. Man griff mit gutem Erfolge zu einem alten, aber erst seit wenigen Jahren zu erschwinglichen Preisen durchführbaren Verfahren, nämlich zur Darstellung des Wasserstoffs aus Aluminium und Natronlauge.

Dr. Ferdinand R. v. Arlt jun.

* „Chemiker-Zeitung", Cöthen. 1905. 54.

Kleine Mitteilungen.

Die Lannaschen Kunstsammlungen in Prag. Es war seit langem auch in weiteren Kreisen bekannt, daß der reiche Prager Bauunternehmer Adalbert Ritter v. Lanna eine ganz bedeutende Sammlung von Kunstwerken aller Art, von Gemälden, Radierungen, Zeichnungen und von kunstgewerblichen Gegenständen besitze. Kein Antiquitätenhändler, kein Kolporteur von Prachtwerken besuchte die Moldaustadt, ohne bei Herrn v. Lanna anzuklopfen und dem reichen Kunstmäcen irgend etwas von seinen Artikeln anzuhängen. Und Herr v. Lanna kaufte unverdrossen — aber er schenkte auch unverdrossen und mit vollen Händen. Waren seine kostbaren Sammlungen auch nicht jedem ohneweiteres zugänglich, so spendete er dafür aus ihnen nach allen Seiten, vor allem der von ihm bevorzugten Anstalt, dem von der Prager Handels- und Gewerbekammer vor etwa 20 Jahren begründeten Kunstgewerbemuseum, welches erst vor kurzem sein neues, elegant eingerichtetes und künstlerisch reich ausgestattetes Heim an der Nordgrenze des weltberühmten alten jüdischen Friedhofes beziehen konnte. Der kunstbegeisterte kleine Herr mit dem interessanten Greisenkopf, eine ständige Figur im Prager Deutschen Theater und bei allen künstlerischen Unternehmungen, hat nunmehr seinen Verdiensten um das Prager Kunstleben und um die Entwicklung des Prager Kunstgewerbes die Krone aufgesetzt, indem er anläßlich der Eröffnung des zweiten Stockwerkes des Kunstgewerbemuseums in vier großen Sälen desselben seine kostbare kunstgewerbliche Sammlung zur dauernden Besichtigung für die Öffentlichkeit aufstellen ließ. Die bisher in einem einzigen Raume schlecht und recht untergebrachte einzige Sammlung bildet nunmehr, in 58 großen Vitrinen in übersichtlicher und äußerst geschmackvoller Zusammenstellung arrangiert, das Entzücken aller Kunstfreunde. Tausende der mannigfaltigsten Gegenstände in Porzellan, Steingut, Fayence, Glas und Ton, von den ältesten ägyptischen und phönizischen Erzeugnissen bis zu den künstlerischen Produkten der Moderne, füllen die weiten Schränke und dienen nunmehr den Zwecken des kunstgewerblichen Studiums in ganz hervorragender Weise.

Im ersten Saale fesseln vor allem kostbare Emailarbeiten, Holzschnitzereien, figurale Plastiken und Ornamente die Blicke der Beschauer. Man sieht da herrliche Reliquiare aus Kupfer, reich mit Email eingelegt, Miniaturporträts aus unserer Großeltern Zeiten in Email, Perlmuttertassen, große Zinnkrüge, Bleiplaketten, Goldsachen, Elfenbeinreliefs, prachtvolle Arbeiten in mittelalterlichem Champlevé-Email u. dgl. Besondere Kostbarkeiten birgt dieser erste Saal in großen Mengen, so eine venezianische Schüssel aus Kupferblech mit reicher Vergoldung, aus dem XVI. Jahrhundert, zwei emaillierte Kupferplatten aus Limoges aus dem XVII. Jahrhundert mit plastischen Darstellungen König Ludwigs XIII. von Frankreich und seiner Gattin Anna von Österreich, vor allem aber eine großartige Pietà aus glasiertem Ton, eine herrliche Arbeit des XV. Jahrhunderts. Der zweite Saal birgt eine geradezu überwältigende Fülle von Majolikagegenständen: Krügen, Vasen, Schüsseln, Tellern u. dgl. Auch hier bewundert man Kunstwerk auf Kunstwerk. Zuerst fesselt eine große runde Tonplatte aus dem XV. Jahrhundert die Blicke, auf welcher die Kreuzigung Christi in fesselnd realistischer Weise plastisch dargestellt erscheint, dann eine große grüne Tonschale aus dem Jahre 1534, mit einer ebenfalls sehr realistisch gehaltenen Darstellung der Geburt Äskulaps, weiter eine 1529 hergestellte blaue Majolikaplatte aus Faenza mit der Geißelung Christi, eine große Tonschüssel, ebenfalls aus dem XVI. Jahrhundert, mit dem Brustbilde des berühmtesten deutschen Predigers dieser Zeit, Berthold von Regensburg, u. v. a.

Keine Grenzen kennt jedoch unsere Bewunderung im dritten Saale, welcher eine über 1600 Nummern enthaltende, streng historisch angeordnete Sammlung von Keramiken enthält. Hier gibt es zuerst eine reiche Sammlung von ägyptischen, griechischen und römischen Tonarbeiten, antike Gefäße, Amphoren, Vasen, ägyptische Mumien aus Ton, Köpfe, griechische Figürchen, dann eine Sammlung von chinesischen Porzellanarbeiten zu bewundern. Unter diesem chinesischen Porzellan fallen besonders die zahlreichen charakteristischen Kannen, welche die Form eines Kegelstumpfes darstellen, dann einige Porzellangruppen, Europäer in China darstellend, auf. Nun folgen Vitrinen mit persischen und rhodischen Fayencen und mit zahlreichen geradezu einzigen spanisch-maurischen Tonerzeugnissen. Zahlreiche Delfter Produkte, so große Kannen und feingegliederte Kelche, imitieren glänzend die chinesischen Erzeugnisse; es folgen dann bunt glasierte Tonarbeiten deutscher und österreichischer Provenienz. Groß ist namentlich die Sammlung von Ton- und Majolikaschüsseln vom XVI. bis ins XVIII. Jahrhundert, von deutschen Fayence-Krügen, von Steingutwaren aller Völker und Zeiten. Und nun die unendlich kostbare Schaustellung von Meißner Porzellan! Diese Tassen und Schalen, diese Teller und Schüsseln und diese graziösen Figürchen und zartgegliederten Leuchter! Neben einer mit den charakteristischen böhmischen und slowakischen buntbemalten Tongefäßen gefüllten Vitrine steht eine zweite mit dem köstlichen Altwiener Porzellan, Tassen und Schalen mit feinster Goldreliefarbeit, und eine dritte mit kostbaren englischen Wedgwood-Steingutwaren, mit den berühmten englischen Servicen. Die ganze Porzellansammlung ist wohl einzig in ihrer Art, und enthält unendlich kostbare Stücke, deren Erwerbung wohl nur unter Aufwendung enormer Geldmittel zu ermöglichen war. Eine große Anzahl von Büsten historischer Persönlichkeiten fällt natürlich am meisten in die Augen, so eine Büste des heldenmütigen Erzherzogs Karl aus Biskuitporzellan mit vergoldetem Sockel, eine Steingutbüste des Reichsgrafen Franz von Vrtba, schließlich eine Büste Karls II., Herzog von Steiermark, aus gebranntem grauen Ton hergestellt, aus dem XVII. Jahrhundert. Einigermaßen fällt aus dem Charakter der ganzen Saalaufstellung ein großes, sehr charakteristisches Wachsmodell einer Büste des jungen Goethe aus dem XVIII. Jahrhundert heraus.

Der vierte Saal birgt eine ebenso großartige Sammlung von Glasarbeiten, und stellt eine wahre praktische Entwicklungsgeschichte dieses Industriezweiges dar. Wieder eröffnen phönizische, griechische und römische Erzeugnisse die Ausstellung, persische und maurisch-spanische Becher, Erzeugnisse des Mittelalters folgen, endlich eine wahre Auslese der herrlichsten Erzeugnisse der alten venezianischen Glasindustrie. Weiße, opalfarbige und verschieden bemalte Gläser in allen möglichen Techniken, Flügelgläser in reichster Auswahl gibt es da zu bewundern. Daneben deutsche und böhmische Glasarbeiten, emailliertes und doppelwandiges Glas, Hallorengläser und endlich Schapergläser mit prächtigen Malereien auf dunklem Grunde. Da glänzen die beliebten geschliffenen Gläser aus Böhmen mit Wappen und Bildnissen, fesseln die kunstvollsten Hinterglasmalereien u. a. Schließlich verdienen aber auch noch die zahlreichen alten Glastafeln mit auf der Rückseite eingeschliffenen Brustbildern besondere Erwähnung; besonders fällt da eine um 1600 hergestellte Glastafel mit dem Brustbilde des sächsischen Kurfürsten Christian II. durch ihre Dimensionen und die freie künstlerische Ausführung auf. Man fände kein Ende, wollte man weitere Einzelheiten anführen. Zweifellos stellt sich die Sammlung Lanna jetzt ebenbürtig neben die entsprechenden Sammlungen der ersten Kunstgewerbemuseen Deutschlands und Österreichs, sie wird ebenso zweifellos wie diese, bald einen Sammelpunkt für alle jene bilden, die sich für die Geschichte der hier vereinigten kunstgewerblichen Techniken interessieren. Und dies wird um so mehr der Fall sein, als die Aufstellung der Sammlung, welche der Direktor des Prager Kunstgewerbemuseums, Dr. Chytil, besorgt hat, in ihrer Übersichtlichkeit und ihrer Berücksichtigung des malerischen Gesamteindruckes geradezu mustergültig genannt werden darf.

—a.

Zeitschriftenschau. Adelheid Popp bespricht vom Standpunkt der Sozialdemokraten in den „Sozialistischen Monatsheften" die christlichsoziale Partei in Österreich. Sie meint, daß von dem ursprünglichen Programm der Partei: Rettung des kleinen Mannes, Vernichtung des Großkapitales, Vertreibung der Juden, nichts übrigblieb als Dr. Lueger. — Das Juliheft von „Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften" veröffentlicht eine Schilderung der Schlacht von Königgrätz und des Rückzuges des österreichisch-sächsischen Heeres, die dem Tagebuch des Hauptmannes Kurt von Einsiedel entnommen ist. Der Verfasser war Kommandant der 1. Kompagnie des 15. Bataillons der sächsischen Leibbrigade: seine Aufzeichnungen über den Feldzug des Jahres 1866 sollen später in Buchform erscheinen. — In der „Nation" erörtert Graf Apponyi, „die dringende Notwendigkeit, der Episode Fejervary ein rasches Ende zu machen, ehe sie in einen unheilbaren, akuten Verfassungskonflikt ausartet." — Der

anonym erschienene Artikel „Österreichs Erhaltung — Deutschlands Selbsterhaltung" im Juliheft der „Deutschen Revue" hat in der Tagespresse Österreichs starken Widerhall gefunden. Er tritt bekanntlich den deutschnationalen Phantastereien entgegen und gelangt zum Schlusse, daß eine Vergrößerung des Deutschen Reichsverbandes um österreichische Gebietsteile der erste Schritt wäre zur Auflösung des heutigen Deutschen Reiches unter der Führung Preußens und der Hohenzollern. — Das 12. Heft des 135. Bandes der „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" enthält zwei politische und einen literarischen Artikel, die sich auf Österreich beziehen, nämlich: „Gefährdung des Hauses Habsburg durch die Ungarn", „Das geplante österreichische Auswanderungsgesetz" von Professor Dr. W. Feierfeil in Teplitz und „Die literarischen Leistungen der Chorherrenstifte Österreichs seit 300 Jahren" von Adolf Franz in München. — Prof. Kleinwächter schreibt in der „Zukunft" (Nr. 41) über die österreichische Gebäudesteuer. Im selben Heft veröffentlicht Hugo Salus ein Gedicht „Griechische Legende".

Österreich-Ungarn in Rußland. Soeben erschien der erste Band der Ergebnisse der ersten russischen Volkszählung im Jahre 1897. Die in vielen Beziehungen höchst interessanten Ziffern weisen eine ortsanwesende Bevölkerung von 125,640.021 Personen auf, und zwar russische Bevölkerung 125,034.521 und ausländische Bevölkerung 605.000. Unter der ausländischen steht Österreich-Ungarn mit 158.103 an zweiter Stelle; das Deutsche Reich hat 158.000, die Türkei 120.000 ihrer Untertanen in Rußland. —r.

Feuilleton.

St. Martinus und St. Germanus.

Legende.

I.

Glockenklang! Von Feld und Flur
Drängt heran die fromme Menge —
Sechzehn Kleriker von Tours
Ziehn daher im Festgepränge.

Wechselnd tragen acht und acht
In dem schwarzen Eichenschreine,
Überdeckt von gold'ner Pracht,
Schweigend Sankt Martin's Gebeine.

Nach Auxerre, allwo ruht
Sankt German seit grauen Tagen,
In der Weihkapelle Hut
Wird der Leib Martin's getragen.

Unterweges harrt bereits
Heißen Aug's die Schar der Kranken
Trost und Heilung ihres Leid's
Seiner Wunderkraft zu danken.

Wer zum Schreine aufwärts schaut —
Alle Siechen, alle Wunden —
Fühlt im Tiefsten sich erbaut,
Und der Schaden ist geschwunden.

Mit im Volk, das drängt und schwillt,
Bettelnd zwei Gesellen wandern,
Brüchig, lahm, ein Jammerbild,
Und der eine spricht zum andern:

„Bruder, jetzt nur fortgeeilt!
Unsre Krankheit nährt uns heute —
Wenn uns Sankt Martinus heilt,
Sind wir, Freund, geschlag'ne Leute!"

Doch umsonst, der Schragen naht,
Und es hilft kein Widerstehen:
Ihre Glieder werden g'rad
Und sie können aufrecht gehen.

Mit dem Leib gesund zugleich
Ward die Seele, krank nicht minder,
Und sie suchten Gottes Reich
Seit dem Tag als Gottes Kinder.

II.

Unterm Purpurbaldachin
Ruhn in ihrem schweren Schreine
Sankt German und Sankt Martin
Vor dem Antlitz der Gemeine.

Und es wächst allüberall
Die Verehrung der Kapelle,
Immer dichter drängt der Schwall
Frommen Volks zur Gnadenquelle.

Und in der Genesung Glück,
Das da öffnet Herz und Hände,
Läßt es Geld und Gut zurück
Überreiche, gold'ne Spende.

Und die Kleriker von Tours,
Die Martin geleitet haben,
Ernten gleich der Frucht der Flur
Frohgemut die Weihegaben.

Aber endlich wächst der Neid
In den Mönchen von Auxerre,
Und sie sagen: „Jederzeit
Geben wir Martin die Ehre!"

„Doch die Wunder, die vollbracht,
Kommen nicht von ihm alleine –
Sie geschehen durch die Macht
Der vereinten heiligen Schreine!“

„Sankt Martin und Sankt German
Wirken hier zu gleichem Heile –
D'rum wär' es nach Recht getan,
Daß man die Geschenke – teile!“

Die von Tours mit lautem Hohn
Fallen ein: „Ihr seid verblendet!
Wie das Werk, so auch der Lohn,
Hier wird nur Martin gespendet.“

„Sankt German, wir ehren ihn,
Der uns mild hier aufgenommen,
Doch die Wunder tut Martin –
Und zutage soll es kommen!“

„Einen Mann von Süden her,
Den der Aussatz deckt seit Jahren,
Sparen wir für morgen – er
Soll die Wahrheit offenbaren!“

„Das Gerechte bricht sich Bahn,
Unsrem ewigen Gott zum Lobe –
Hier Martin und dort German,
Morgen sei gemacht die Probe!“

III

Hier German und dort Martin!
Die von Tours und von Auxerre
Liegen betend auf den Knien,
Daß sich ihr Patron bewähre.

Sie erheben sich, und dann
Mitten zwischen beide Schreine
Wird gestellt der kranke Mann,
Daß die Wirkung klar erscheine.

Sankt Martin hat er von links,
Sankt German hat er zur rechten –
Und nun harren sie des Winks,
Wem der Siegeskranz zu flechten.

Plötzlich jubeln hell und laut
Die von Tours, da sie entdecken,
Links ist glatt und weich die Haut,
Rechts entstellt von dunklen Flecken.

„Heil Martin, der Sieg ist dein,
Und dich preist der Mund der Beter –
Sankt German ist gut und rein,
Doch er ist kein Wundertäter!“

Als die rechte Seite auch
Sankt Martin ward zugewendet,
Schwand der Aussatz wie ein Hauch,
Und die Heilung war vollendet.

Schweigend, in verbiss'nem Grimm
Schau'n die andern nach dem Sarge –
Ist schon das Verlieren schlimm
Häuft der Ärger noch das Ärge.

Und sie seufzen: „Was wir sah'n
Ach, wir müssen still uns fassen,
Doch vergib uns, Sankt German,
Du hast bös uns sitzen lassen!“

IV.

Sankt German im Himmel hört,
Wie ihn seine Treuen schmählen,
Doch er lächelt ungestört:
„O, ihr schwachen Christenseelen!“

„Ob Germanus Wunder tut?
Tote weiß er aufzuwecken!
Und ihr zweifelt, ob er gut,
Wegzuwischen ein paar Flecken?“

„Kinder, seid ihr wankelhaft!
Wenn der Glaube schon geschwunden,
Weil ich meine Wunderkraft
Einmal rückzuzieh'n befunden“.

„In den Fingern juckt' es fast,
Doch ich wußt' mich zu bezwingen –
Durft' ich meinen lieben Gast
Um sein halbes Wunder bringen?“

Prag. Friedrich Adler.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 42. □ Redaktionsschluß 12. August 1906. □ Ausgegeben 17. August 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 43: 19. August 1906. □□

Völkerkunde, Volkskunde und Völkerwissenschaft.

Von R. F. Kaindl (Czernowitz).

„Der Menschheit wahres Studium ist der Mensch", sagt Pope. Er hat damit eine tiefe Wahrheit ausgesprochen, zugleich eine Mahnung, die leider noch immer nicht genügend beachtet wird. Noch lange wird es dauern, bis das Studium der Menschheit in ihr volles Recht getreten sein wird.

Schon im Altertume hatte man zwar für die Schilderung der Völker, ihrer Sitten und Gebräuche ein gewisses Interesse. Bei Homer fließt so manches davon ein und Herodot bietet bereits ausführliche Schilderungen; dazu kommt die bei beiden überlieferte Fülle von Mythen, Sagen u. dergl. Von den anderen klassischen Schriftstellern nennen wir nur Cäsar und Tacitus; des letzteren „Germania" darf man die erste ethnographische Monographie nennen. Auch in späteren Jahrhunderten ist dieses Interesse nicht geschwunden, doch ist es von einer kindischen Freude an Abenteuerlichem und Absonderlichem derart beherrscht worden, daß einerseits die unglaublichsten Berichte auch für die wertvollsten und interessantesten gehalten wurden, und daß man anderseits zumeist nur nach Außergewöhnlichem und Monströsem haschte und dieses vor allem der Beschreibung und Schilderung für wert und würdig hielt. Erst mit dem Zeitalter der Entdeckungen trat ein Wandel zum Besseren ein. Ein weiterer Schritt ist im XVIII. Jahrhundert gemacht worden. Der allgemeine Aufschwung des wissenschaftlichen Denkens, der sich damals bemerkbar machte, kam auch diesen Forschungen zugute. Man begann die Menschheit sowohl in physischer als in psychischer Hinsicht von einem allgemeineren, höheren Gesichtspunkte zu betrachten. Man begnügte sich nicht mehr, die einzelnen Völker nach ihren Merkmalen kennen zu lernen, vielmehr beginnt man sie nach gemeinsamen natürlichen Kennzeichen in größere Gruppen zu fassen: Blumenbach schafft die Einteilung in fünf Rassen, eine Einteilung, die trotz aller neueren Versuche noch immer die beste ist. Lafiteau, Voltaire, Herder, Schiller, Meiner u. a. verweisen darauf, daß die psychischen Äußerungen der verschiedensten Völker nicht willkürlich und unzusammenhanglos sind; sie betonen, daß sie von festen Gesetzen beherrscht werden. Eine Reihe neuer Reisender, voran Cook, beginnt neue, wertvolle Materialien für die Kenntnis der Völker zu sammeln; und anderseits erscheinen Publikationen, welche uns die Seelentätigkeit des Volkes zu ergründen behilflich sind, Veröffentlichungen von Liedern, Sagen u. dergl. Im XIX. Jahr-

hundert werden diese Studien immer eifriger betrieben. In den letzten vier Jahrzehnten haben sie vor allem unter dem Einflusse von Bastian einen bedeutenden Aufschwung genommen. Aber noch immer haben sie sich nicht die volle Anerkennung errungen, die ihnen gebührt; Beweis dafür der Umstand, daß sie nur an einigen wenigen Hochschulen Vertreter gefunden haben.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts hat sich eine Reihe von Disziplinen entwickelt, die unseren Studien dienen. Zu ihrer Bezeichnung pflegt man jetzt häufig die Ausdrücke: Ethnologie, Anthropologie, Völkerkunde, Ethnographie, Volkskunde, Folklore ziemlich willkürlich zu verwenden. Kaum zwei Forscher stimmen in dem Gebrauche dieser Ausdrücke völlig überein, so daß es zumeist nötig ist, sich bei der Lektüre der einzelnen Werke über die Terminologie derselben klar zu werden. Noch sind die Grenzen zwischen diesen so vielfach verwandten Wissenschaften nicht scharf gezogen, noch greift eine in das Gebiet der andern, was füglich niemals ganz vermieden werden wird und vermieden werden kann. Jedenfalls wäre es aber überaus ersprießlich, wenn eine möglichst einfache und klare Namengebung um sich greifen würde. Dies würde vor allem für das Eindringen unserer Wissenschaft in weitere Kreise von Wichtigkeit sein; denn man muß zugeben, daß die ungenaue, geradezu widersprechende Art der gegenwärtig üblichen Bezeichnungen vielfach verwirrend und daher auf zahlreiche Leser abstoßend wirkt. Welche andere Wirkung soll z. B. der Umstand hervorrufen, daß in verschiedenen Bänden desselben einführenden Handbuches die Völkerkunde bald als die umfassendste Menschheitswissenschaft aufgefaßt wird, so daß sie auch die Ethnologie einschließt, bald wieder als gleichbedeutend mit physischer oder somatischer Anthropologie genommen wird, also als der Ethnologie untergeordnet hingestellt wird. Es ist daher wohl notwendig, daß größere Klarheit geschaffen wird, daß vor allem auch für den häuslichen Gebrauch passende deutsche Ausdrücke gewählt werden und diesen zur Seite die Bedeutung der internationalen festgestellt werde.

Von einer guten, verwendbaren Namengebung darf man erwarten, daß sie zunächst das Ding, welches benannt werden soll, mit e i n e m Worte kurz und bündig benennt. Es ist daher zu vermeiden, daß man Bezeichnungen wie Anthropologie „im engeren" und „im weiteren Sinne" verwendet, jene für die physische oder somatische Völkerkunde, diese identisch mit der Ethnologie als der umfassendsten Bezeichnung der Wissenschaft. Ebenso unpassend ist es, wenn z. B. in einem neueren Werke von Völkerkunde im engeren Sinne, im weiteren Sinne von beschreibender Völkerkunde und endlich von vergleichender Völkerkunde gesprochen wird u. dgl. mehr. Ferner darf man von richtig gewählten Namen erwarten, daß sie ihren Inhalt gewissermaßen andeuten, daß die Etymologie der Namen möglichst auf den bezeichneten Gegenstand hinweise; also Name und Gegenstand sich möglichst decken. Es ist dies vor allem bei verwandten Wissenschaften oder Wissenszweigen sehr angezeigt, um Verwirrungen möglichst zu vermeiden. Endlich wird man es gewiß auch bequem finden, wenn eng zusammengehörige Wissenszweige durch ihre Namen

schon auch als solche gekennzeichnet werden. So wird z. B. selbst der Laie leicht merken, daß Geographie, Geologie, Geodäsie verwandte Wissenszweige sein müssen. Wer wollte zweifeln, daß allen diesen Forderungen zu genügen schwer, ja unmöglich ist, da man doch mit den bereits vorhandenen und verbreiteten Bezeichnungen rechnen muß. Aber ein Versuch darf doch gemacht werden.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Dementsprechend muß ein Zweig unserer Wissenschaft sich mit der Physis, ein anderer mit der Psyche befassen. Jeder von ihnen wird das zu sammeln und zu bearbeiten haben, was zur vollen Erkenntnis der leiblichen oder seelischen Zustände beizutragen vermag, sie charakterisiert und kennzeichnet. Auf diesen zwei Grundfesten wird sich sodann eine Wissenschaft aufzubauen haben, die das Gemeinsame und Charakteristische in der leiblichen und geistigen Entwicklung aller Völker festzustellen haben wird.

Es ist leicht begreiflich, daß die Forschungen, welche die Physis der Menschheit zu ihrem Studium machten, am frühesten einsetzten und am weitesten fortgeschritten sind. Ihr Studiengegenstand war der sinnfälligste. Eine höhere Stufe konnte diese Disziplin erst mit dem vervollständigten Überblick über die Völker der Erde erklimmen. Jetzt betrachtet sie alle Völker der Erde in ihrem gegenseitigen Verhältnisse und in ihrer Verwandtschaft, sie teilt sie in Rassen und Stämme, kennzeichnet ihre verbindenden und trennenden Merkmale, sie schildert ihre Ausbreitung, den Einfluß der Erde auf ihre Bewohner u. s. w. Sie betrachtet also den Menschen mehr vom naturgeschichtlichen (physischen) Standpunkt, anderseits vom geographischen. Gerade deshalb muß diese Forschung stets alle Völker des Erdballs in ihren Bereich ziehen; ihre Darstellung der Verwandtschaftsverhältnisse der Menschen ist anders nicht möglich; ihre Anführung von Maßzahlen u. s. w. hat nur Interesse, wenn sie vergleichend geschieht. Daher hat sie auch erst seit dem Zeitalter der Entdeckungen Wurzel fassen können, wie dies schon oben angedeutet wurde. Diese Disziplin vermittelt also die Kunde von den Völkern der Erde; sie kann sich nie auf ein Volk beschränken, sondern muß alle in ihre Betrachtung ziehen: sie muß die Völker zu ihrem Gegenstande machen. Diese Betrachtung macht es uns klar, daß für diese Studien die Bezeichnung Völkerkunde völlig passend erscheint. Das Wort besagt möglichst genau das, was Ziel und Zweck dieses Wissenszweiges ausmacht. So vermittelt auch die Staatenkunde die Kenntnis der Staaten der Erde, sie muß aber auch alle berücksichtigen und deren Verhältnis, Abgrenzung u. s. w. in Betracht ziehen. Von den fremden, zur internationalen Verbreitung gelangten Ausdrücken ist zur Bezeichnung der Völkerkunde in unserem Sinne der Name Anthropologie zur weitesten Anerkennung gelangt. Forscher, welche diesen Ausdruck auch in einem anderen, weiteren Sinne gebrauchen möchten, bezeichnen die eben besprochene Disziplin als physische oder somatische Anthropologie (Anthropologie im engeren Sinne). Da jedoch für die Anthropologie im weiteren Sinne ein anderer internationaler Ausdruck vorhanden ist, so ist es gar nicht nötig, die eben besprochenen Unterscheidungen zu machen; diese sind daher zu verwerfen und

es ist Völkerkunde in der eben besprochenen Bedeutung kurzweg gleich Anthropologie zu setzen.

Wie die Völkerkunde oder Anthropologie in den Kreis ihrer Studien alles zieht, was die Physis des Menschen betrifft, muß ein anderer Wissenszweig alles sammeln, was zur Beurteilung der seelischen Tätigkeit (Psyche) dienlich ist. Sie wird also alle Mythen und Äußerungen der lebenden Volksreligion, alle Sagen, Märchen, Lieder, Sprüche, die sogenannten Aberglauben, Sitten u. dgl. zu sammeln haben, sie hat alle Überbleibsel (survivals) der früheren älteren Anschauungen aufzudecken, die zur Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhanges der menschlichen Geistesentwicklung unumgänglich notwendig sind. Sie wird aber auch die materielle Kultur in Betracht ziehen, insoferne sie die primitiven Zustände kennzeichnet und von der allgemeinen Volksseele geschaffen wurde. Es ist selbstverständlich, daß diese Wissenschaft, ebenso wie die Völkerkunde, alle Völker der Erde in ihr Forschungsgebiet ziehen wird; es ist durchaus unrichtig, wenn hie und da die Ansicht geäußert wird, daß sie sich nur mit Halbkultur- und Kulturvölkern zu befassen habe, die wilden Völker aber ganz der Anthropologie überlassen soll. Nicht durch den Umfang, sondern durch den Gegenstand ihres Studiums unterscheiden sich beide Wissenszweige: jene hat sich mit den psychischen Äußerungen, diese mit der Physis zu befassen. Während aber die Völkerkunde, wie oben gezeigt wurde, notwendigerweise ihre Betrachtung auf alle Völker richten muß, kann ihre Schwesterwissenschaft sich auch nur auf ein Volk beschränken, ohne an Interesse zu verlieren. Man kann von deutscher, ungarischer, polnischer Volkskunde sprechen, was bei der Völkerkunde ausgeschlossen ist. Die Volkskunde bietet uns schon ein dankenswertes Ganzes, wenn sie die Sitten, die Gebräuche, die lebendige Volksreligion, die Kleidung und die Lebensweise, das Haus und dessen Geräte, die Volksüberlieferung und die Volksdichtung, kurz alles schildert, was kulturgeschichtlich das innere Wesen, die Psyche, den Volksgeist eines Volkes charakterisiert. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß die Volkskunde nicht auf breiteren Grundlagen aufgebaut werden kann, nicht z. B. benachbarte Völker gleichzeitig und in ihrem Verhältnisse betrachten oder das Gemeinsame in Volkssitte und Volksglaube der Völker ergründen darf. Darin zeigt die Volkskunde, wie bei ihrer ganzen Betrachtungsweise überhaupt, ihre Verwandtschaft mit der Geschichte. Jedes Volk hat wie seine Volkskunde so auch seine in sich bestehende Geschichte; aber ebenso gibt es eine europäische und in etwas uneigentlichem Sinne eine Weltgeschichte. Wie es die Aufgabe der letzteren ist, die weltbewegenden Faktoren zu ergründen, dabei sich aber immer wieder das Bestreben des Autors zeigt (auch gegen seinen Willen), alles in Beziehung zu seinem Standpunkte, seinem Volke zu bringen, so wird die Volkskunde auch ihrer höchsten Entwicklung, die den Volksgeist, die Menschenseele bewegenden allgemeinen Gefühle und Gedanken, die naive Philosophie der Menschheit, ihre Auffassung der Weltordnung zu ergründen suchen, aber doch immer wieder in bezug auf den engeren Studienkreis, mit Bezug auf das eine Volk, von dem sie ausgeht. Daher ist auch

der Name Volkskunde (gegenüber Völkerkunde) durchaus passend gewählt. Als gleichbedeutend mit „Volkskunde" wird zumeist der Ausdruck Folklore aufgefaßt. Derselbe wurde zuerst vom Engländer W. J. Thoms aufgebracht, welcher in einem am 22. August 1846 im Londoner »Athaenaeum« veröffentlichten Artikel die Sammlung der volkstümlichen Überlieferung (Popular antiquities, popular literature) anregte. In diesem Aufsatze empfiehlt er das Wort Folklore oder Folk-Lore, wie das Wort in England zumeist geschrieben wird, als zusammenfassende Bezeichnung für alle wie immer gearteten Äußerungen des Volksgeistes und charakteristischen Erscheinungen des Volkslebens, welche zum Material der Ethnologie gehören, ohne daß in ihnen das ungemein weite Forschungsgebiet derselben vollständig abgegrenzt wäre. Aus England hat sich das Wort rasch über die anderen Länder verbreitet, daß es heute wohl international ist. Und deshalb mag man es nebst seinen Fortbildungen (Folklorist, folkloristisch) immerhin dulden, wenn es im Deutschen auch häßlich klingt und neben dem trefflichen „Volkskunde" (Volksforscher, volkskundig) entbehrlich ist. Bemerkt sei noch, daß Folklore, wie aus dem eben Bemerkten hervorgeht, zunächst für die Materie der Volkskunde, nicht aber für die Wissenschaft selbst galt. Trotzdem ist die Gleichsetzung von Folklore (das Wissen des Volkes) und Volkskunde (Wissenschaft vom Volke) jetzt ziemlich allgemein üblich. Nur darf man nicht die Folklore, sondern der Folklore sagen.

Gegenwärtig begnügen wir uns aber nicht mehr mit der Kenntnis der Physis der Völker, auch genügt uns nicht die uns die Entwicklung der Volksseele vermittelnde Volkskunde. Wir streben danach, eine Wissenschaft zu schaffen, die das Gemeinsame, Beständige, allgemein Gültige in der Entwicklung der Völker auf Grundlage der Völkerkunde und der Volkskunde erforscht. Mit ihrer Hilfe hoffen wir, ein richtiges Bild der Anfänge der Kultur und ihrer ersten Entwicklung zu erlangen; sie soll uns über die Familie, die Anfänge des Staates u. s. w. belehren; sie vermag uns allein auch Klarheit darüber zu verschaffen, wie es sich mit den Begriffen des Schönen, Sittlichen u. dgl. verhalte, nachdem abstrakte Philosophie sich vergebens darum bemüht hat. Daraus ist zu ersehen, daß wir als die höchste unserer Wissenschaften jene zu bezeichnen haben, die uns mit dem Völkergedanken, mit dem Typischen, Beständigen in der Entwicklung aller Völker vertraut machen soll; sie soll uns den Kern alles Wissens dieser Völker lehren und zugleich für uns den Höhepunkt aller Wissenschaft bilden. Für diese Philosophie der Zukunft wird meist der Name Ethnologie verwendet. Bastian, der ihm zumeist zum Siege verhalf, begründet seine Richtigkeit folgendermaßen: „Etymologisch entspricht derselbe so sehr dem, was dadurch ausgedrückt werden soll, daß die allgemeine Adoptierung keine Schwierigkeiten finden konnte, und auch die historisch anhaftenden Nebenbedeutungen zeigten sich für die richtige Einordnung eher fördernd als hindernd. Mit Ethnizismus wurde aus der Zeit der alten Kirchenschriftsteller her noch über das Mittelalter hinaus das Heidentum bezeichnet, also die Gesamtmasse jener Völker, die sich weder unter die christlichen rangieren ließen, noch unter die Juden."

Da nun Bastian in der Ethnologie zunächst nur die nichtkultivierten Naturvölker berücksichtigen möchte, so ergibt sich daraus die Richtigkeit der gewählten Bezeichnung. Wenn sich Bastian diese Disziplin auch auf die kultivierten Völker ausgedehnt denkt, so spricht er von einer „Geschichte der Menschheit" oder einer „Wissenschaft vom Menschen". Diese etwas unbequemen Ausdrücke scheinen aber keine Verbreitung gefunden zu haben. Dagegen hat man sich gewöhnt, die Bezeichnung Ethnologie auch für die mit Recht über alle Völker der Erde ausgedehnte Wissenschaft zu gebrauchen. Mir scheint die Verdeutschung „Völkerwissenschaft" die passendste zu sein. Dieses Wort bringt ganz klar den Inhalt unserer Disziplin zum Ausdruck. Es ist eben die Wissenschaft von dem, was im Bildungsgange und in der Geschichte der Völker typisch und gemeinsam ist. Das Wort „Völker" ist geeigneter als etwa das Wort „Mensch", die Tatsache festzustellen, daß wir es hier nicht mit dem „Einzel-", sondern mit dem „Völkergedanken" zu tun haben.* Das Wort „Wissenschaft" ist aber derjenige deutsche Ausdruck, der das höchste, beste, in ein System gebrachte Wissen bezeichnet, und dieser allein ist für die Philosophie der Zukunft geeignet. Das Wort Philosophie muß wohl vermieden werden, weil die Aufnahme dieses vieldeutigen und mißbrauchten Wortes leicht Irrtümer zur Folge haben könnte. Aber auch den Namen „Völkerkunde" als gleichbedeutend mit Ethnologie, wie ihn Achelis, Winternitz, Schurtz und andere einführen möchten, kann ich nicht gutheißen. Er besagt nämlich zu wenig. Es ist kaum anzunehmen, daß unter Völkerkunde in der Regel mehr als die Kunde, die Kenntnis von allen Völkern verstanden würde, so wie man etwa unter „Warenkunde" die Kenntnis von allen Waren, und unter „Staatenkunde" jene von den Staaten der Erde versteht. Dieser Begriff deckt sich aber gar nicht mit dem, was wir unter Ethnologie oder Völkerwissenschaft verstehen; er kommt vielmehr, wie schon oben ausgeführt wurde, der Anthropologie im gewöhnlichen engen (physischen) Sinne viel näher. Der Zweck dieser Wissenschaft ist ja tatsächlich, die Kunde von allen Völkern zu vermitteln, ihre Zusammenfassung in Rassen, ihre Unterschiede u. s. w. festzustellen. Das versteht man heute gewöhnlich unter Anthropologie und man wird es in der Regel auch unter Völkerkunde begreifen. Während diese, wie wir schon oben gezeigt haben, durchaus nur dem Begriffe der Staatenkunde entspricht, ist die Völkerwissenschaft dem höheren Begriffe Staatswissenschaft gleichzustellen, denn beide lehren das Gemeinsame, Wesentliche, Typische.

Würden wir übrigens den Namen „Völkerkunde" als deutsche Bezeichnung für Ethnologie annehmen, so bleibt uns kaum ein passendes Wort für Anthropologie; das einzig mögliche „Rassenkunde" ist zu eng, weil die Anthropologie doch weit mehr als die Rassenunterschiede zu lehren hat. Aber die Wortverbindungen „Völkerwissenschaft" und „Völkerkunde" in unserem Sinne erscheinen auch deshalb passend,

* Aus diesem Grunde ist auch die Bezeichnung der Ethnologie als Anthropologie im weiteren Sinne zu verwerfen; denn die Ethnologie nimmt nicht auf den Menschen als solchen, auf den Anthropos, sondern auf das Menschengeschlecht, also das Ethnos, Rücksicht.

weil sie zu dem in ihrer Bedeutung allgemein anerkannten technischen Ausdruck Volkskunde (Folklore) und ebenso zur Völkerbeschreibung (Ethnographie) im besten Einklang stehen. Durch die Wahl dieser Ausdrücke wird der Zusammenhang dieser eng verwandten Wissenszweige deutlich gekennzeichnet, was sicher wichtig und wertvoll ist und zur Klarlegung der Terminologie beiträgt.

Die Gründe, welche uns also zur Gleichstellung der Ausdrücke Ethnologie und Völkerwissenschaft veranlassen, sind folgende: Völkerwissenschaft ist eine ganz natürliche, sinngemäße Verdeutschung des allgemein in Gebrauch stehenden internationalen Ausdruckes. Es ist zugleich der passendste Terminus, um das Wissen vom Typischen des Völkergedankens festzustellen, und dieses höchste, in ein System gebrachte Wissen als Wissenschaft zu kennzeichnen; der Ausdruck Völkerkunde ist hiefür zu wenig (man vergleiche Staatswissenschaft und Staatenkunde!). Endlich steht der Name Völkerwissenschaft zu den verwandten Wissenszweigen (Völkerkunde, Völkerbeschreibung und Volkskunde) im engsten und richtigsten Verhältnisse.

Es erübrigt schließlich nur noch, einige Worte über die Ethnographie zu sagen. Wir verstehen darunter die nicht tiefer eindringende Völkerbeschreibung; ihr fehlt der streng wissenschaftliche Charakter, welcher z. B. der Völkerkunde eigen sein muß. Ein ähnlicher Unterschied besteht bekanntlich zwischen der Geographie oder Erdbeschreibung und der Erdkunde. Die Ethnographie bietet vor allem etwas; sie berücksichtigt Psyche und Physis, ohne den Stoff erschöpfen zu müssen. Daß sie sich nur auf die wilden und halbkultivierten Völker beschränken müsse ist unrichtig. Während die Ethnologie und Anthropologie alle Völker umfassen muß, kann die Ethnographie alle in ihr Bereich ziehen.

Nach unserer Ansicht würde man also für unsere Wissenschaft und ihre nächstverwandten Zweige im Deutschen die Ausdrücke: Völkerwissenschaft, Völkerkunde, Völkerbeschreibung und Volkskunde anwenden. Ihnen entsprechen die internationalen Bezeichnungen: Ethnologie, Anthropologie, Ethnographie und Folklore. Selbstverständlich ist es, daß auch der Völkerkunde und Volkskunde sowie etwa der Erdkunde durchaus wissenschaftlicher Charakter zukommt; nach den vorangegangenen Ausführungen wird man es aber auch begreiflich finden, warum bei der Völkerwissenschaft dieser Charakter schon in ihrem Namen zum Ausdruck gebracht wird.

Völkerkunde, Volkskunde und Völkerwissenschaft sind also die drei großen Zweige des Wissens vom Menschen. Sie können ihre überaus schwierige Aufgabe nur mit Hilfe der meisten anderen Wissenschaften erreichen. Diese traten daher zu ihnen in das Verhältnis von Hilfswissenschaften, was natürlich nicht eine Abstufung nach Rangordnung zur Folge hat.* So wird die Völkerkunde die Anatomie und Erdkunde, die Sprachenwissenschaft, die Prähistorie oder Urgeschichte, aber auch die Geschichte und Statistik herbeiziehen. Für

* Anderseits kann natürlich z. B. die Volkskunde Hilfswissenschaft der Philologie und Geschichte sein u. dgl.

die Volkskunde ist die Sprachenkunde und vergleichende Sprachwissenschaft ebenso unentbehrlich, wie die Prähistorie zur Erkenntnis der ursprünglichen Kultur. Aber auch die Religionswissenschaft, Kulturgeschichte, Geschichte und Literatur sind für den Volksforscher von höchster Bedeutung; die Völkerwissenschaft wird vor allem auch noch die Gesellschaftswissenschaft und Völkerpsychologie herbeiziehen.

Vergessenes und Verschollenes.

Erinnerungen aus dem österreichischen Literaturleben.

Von Alfred Klaar.

Eine Geschichte des Ruhmes ist noch nicht geschrieben — vielleicht weil die Geschichte, die des Tages und die der Jahre, die selbst den Ruhm zu machen glaubt, sich nicht in ihre Werkstatt blicken lassen will, vielleicht auch weil die Wege des Ruhmes zu dunkel sind. Wir sind gewohnt, die großen Namen als gegebene Tatsachen hinzunehmen, deren Berechtigung wir allenfalls prüfen, von denen wir aber fast nie erfragen, wie sie geworden sind oder wie sie gemacht wurden. Die wenigsten bilden sich eine Vorstellung davon, wie ein Weltname oder eine Nationalberühmtheit sich aus der Flut des Alltagslebens herauskrystallisiert hat. Was für Mächte dabei mitgewirkt haben, daß ein Name eine Art symbolischer Gewalt erhielt, so, daß bei seinem bloßen Klange die Vorstellung einer ganzen geistigen Seite des Lebens lebendig wird, was für Einflüsse sich geltend machten, um irgend eine Person für eine Zeit oder für ein Gebiet mit dem Nimbus der Außerordentlichkeit zu umgeben. Weder in dem einen noch in dem andern Falle ist man gewohnt, dem Werdeprozesse der Berühmtheit nachzugehen. Hand aufs Herz, wer hat sich je lebendig vorgestellt, wie die guten Pfälzer sich zu dem hergelaufenen jungen Manne stellten, dessen „Räuber" man in Mannheim probierte, oder wie die Weimarer Philister, die es zu allen Zeiten gab, über den Frankfurter Patriziersohn raisoniert haben mögen, der, von der Gunst des Herzogs getragen, sich gar so viel in seinem Übermute herausnahm? Wir sehen all das in der retrospektiven Beleuchtung, wie sie von der Literaturgeschichte ausgeht, die die innere Entwicklung unserer großen Poeten mit Recht unter ein Gesetz zu stellen sucht, und die uns doch die Auskunft darüber schuldig bleibt, wie die äußere Geltung sich festsetzte und ausbreitete. Die größten Autoritäten leuchten so früh in unser Leben hinein, daß wir zu ihnen aufblicken wie zum Sternbilde am Himmel, wie zu Erscheinungen die zur Schöpfung gehören, und an deren Beginn zu denken, schwindlig macht. Goethe und Schiller, das war für mich als Knaben etwas so Feststehendes, wie Himmel und Erde, wie Berg und Tal, und als ich später ihre Biographien kennen lernte, erschien mir das Leben beider wie eine zurechtgemachte Stufenleiter. So wird es ja auch mit Vorliebe dargestellt.

Neben diesen Großen, deren Ruhm immer mythischer wird, gibt es Ruhmesepisoden, die konstatiert, aber nicht erklärt werden, so erklärungsbedürftig sie auch sind. Irgendwo und irgendwann beherrscht ein Mensch einen ganzen Kreis, gibt den Ton für das öffentliche Urteil an, wird umworben, nimmt Einfluß auf die Gestaltung wichtiger Dinge, und alles Faßliche, was von dieser Persönlichkeit erhalten ist, gibt uns keine Vorstellung davon, worauf diese Bedeutung ruht, was diesen Namen und diesen Einfluß begründete. Die Literatur- und Kulturgeschichte wimmelt von solchen Namen; was ist uns Merck, von dem sich Goethe die derbsten Vernichtungsurteile gefallen ließ, oder Boje, vor dessen Votum Gottfried Bürger und der ganze Hainbund so großen Respekt hatte, was bedeutet uns in Wahrheit Varnhagen von Ense, der jahrzehntelang eine geistige Macht in Berlin war, was Adolf Bäuerle, der als eine Art Modetyrann in Wien wirtschaftete, was August Gottlieb Meißner, der in Deutschland und Österreich einmal eine Koryphäe gewesen ist? Ginge man all diesen Dingen einmal nach, so würde man mit Staunen finden, wie viel scheinbar Allgemeingültiges, das als ein Naturphänomen hingenommen wird, auf das Bemühen einzelner, ganz bestimmter Personen zurückzuführen ist. Eine Geschichte des Ruhmes müßte zu einer Geschichte des sozialen Lebens werden und die wunderlichsten Beziehungen zwischen Persönlichkeiten aufdecken.

Ich möchte nicht mißverstanden werden, ich bin kein Skeptiker, vollends kein Nihilist in solchen Dingen, vielmehr fest überzeugt, daß Menschenwerk, soweit es überhaupt zu individueller Wirkung gelangt, zuletzt gerecht eingeschätzt wird, daß die Menschen auf die Dauer nur dasjenige werthalten, worin sie tatsächlich ein Gut, eine Bereicherung erblicken. Sofern sich ein geistiger Prozeß nicht ganz nach innen wirft, sofern nicht hochgestimmte Egoisten oder mißtrauisch verzagende Naturen einen bedeutenden geistigen Ertrag ihres Lebens völlig in sich verzehren, wenn nur irgend eine Spur von dem Schritte eines Großen sich dem Boden, auf dem er wandelte, eingeprägt hat, so kommt auch die Zeit der Erinnerung und der Erneuerung, so wird die Furche auf Erden niemals für alle Zeit verschüttet. Aber ein Menschenleben ist oft zu kurz für diesen Prozeß der Entdeckung, ja manchmal reichen mehrere Menschenalter nicht aus. Und weil dem so ist, scheint es mir nicht unwesentlich, über die Bedingungen, unter denen ein Ruhm rasch entsteht oder langsam durchdringt, nachzudenken; das führt zu Orientierungen und bisweilen zu Entdeckungen.

Wer durch mancherlei Umstände, wie Einblick in die Journalistik, die, wenn sie auch nicht den Ruhm macht, doch zumeist sein Echo wird, und andere Lebensbeziehungen mehr als dreißig Jahre in der Lage war, das Werden und Schwinden so manchen Ruhmes zu verfolgen, der macht seine besonderen Erfahrungen darüber, wie dieser Rausch der Zustimmung, der die Rühmenden und manchmal auch den Berühmten trunken macht, entsteht und sich verflüchtigt. Vor allem unterschätzt man gewöhnlich dabei die streng persönliche Propaganda. Sie ist die größte

Macht bei der Prägung eines Namens. Sie wirkt sogar bei der raschen Durchsetzung der Genies mit, die früher oder später durchdringen müssen; sie ist der einzig wirksame Keil, der dem stumpfen Widerstand der Menge gewachsen ist. Sie kann natürlich auch durch die Presse wirken; aber sie tut Wunder neben der Presse und weit über diese hinaus. Denken wir einmal an den Fall, der sich am häufigsten vor unseren Augen abspielt und um seiner konzentrierten Öffentlichkeit willen am besten kontrolliert werden kann, an den Erfolg der Theaterstücke. Gewiß: die Kritik, namentlich die sachgemäße, bei der keinerlei egoistische Erregung mitspielt, kann ein schlechtes Stück totmachen, oder vielmehr es kann die Tatsache, daß es sich um etwas Totes handelt, zur allgemeinen Kenntnis bringen. Die Kritik ist in solchem Falle weit weniger Hinrichtung als Totenbeschau. Ein gutes Stück aber braucht die Kritik nicht, um lebendig zu werden und wird niemals von ihr totgeschlagen. Haben so und so viel Menschen eine ehrliche Freude an der Darbietung empfunden, so wirken unzählige Naturtriebe, das Vergnügen an der Mitfreude, das bei vielen weit stärker entwickelt ist als das Mitleid, die Eitelkeit, andere für etwas Neues zu gewinnen, der Wunsch, andere zu verpflichten, die ansteckende Gewalt einer Kollektivstimmung zu einer persönlichen Propaganda zusammen, gegen die jede ablehnende Ansicht, selbst wenn sie von gewichtiger Seite ausgeht, nahezu machtlos ist.

Das gilt noch weit mehr von Dichtungen, die in Buchform ihren Weg machen sollen. Die reichste Quelle ihrer Berühmtheit ist die persönliche Empfehlung und Werbung. Man weiß ja, wie es um unsere deutsche Buchkritik bestellt ist; sie ist in der Regel ebenso ehrlich wie spärlich. Da bis auf weiteres das Rezensieren von Büchern zu den weniger dankbaren journalistischen Beschäftigungen gehört, sind nur wenige Berufene dafür zu haben, und diese können beim besten Willen sich nur mit einem geringen Teil der Publikationen beschäftigen. Es gäbe keinen Bücherruhm ohne jene mündliche Reklame, die von Freund zu Freund, von Familie zu Familie geht. Bald gibt die ehrliche Freude dabei den Ton an, bald die Eitelkeit, etwas Neues zu künden, bald der Sport, der Mode die Richtung zu weisen; die Kritik wird zumeist erst von einer solchen Bücherbewegung ins Schlepptau genommen. Liegen die Zeiten, in denen eine Dichtung selbst mündlich verbreitet wurde, auch weit hinter uns, so wird das wirksamste Lob der Dichter doch immer noch von Mund zu Mund getragen. So erklärt sich auch die räumliche und zeitliche Umgrenzung jungen Ruhmes. Gemeinden und Kulte krystallisieren sich und haben ihre Kanten und Ecken. Viele Kulturmomente wirken dabei mit, nicht nur die Geschmacksrichtung, die den Dichter mit dem Publikum verbindet, sondern auch landschaftliches Interesse, Lokalpatriotismus und der Zusammenschluß einer literarischen Gemeinde. Ich meine nicht die vielbesprochene, in ihrer Macht überschätzte Clique, die mit ihrer gegenseitigen Ruhmesversicherung im Grunde blutwenig vermag, sondern die halb unbewußte Solidarität eines großen Kreises, der dieselbe Luft atmet und der zur gemeinsamen Freude und zum Heimatsstolze neigt.

Seit Berlin den Ehrgeiz besitzt, auch literarisch ein Zentrum zu bilden, hat es Jahr für Jahr ein Paradebuch, dessen alle Welt sich annimmt, eine epische Prosadichtung, die man den Roman des Winters nennen könnte. „Renate Fuchs" von Wassermann, „Trucks Lebensweg" von Holländer, „Jörn Uhl" von Frenssen, „Jena oder Sedan" von Beyerlein behaupteten diesen Rang in den letzten vier Jahren. Diese Ernennung eines Buches zum leitenden einer kürzeren oder längeren Zeit (die alten Spanier hatten bezeichnenderweise dafür eine Rangordnung wie für ihre Hofämter) wird von keinem einzigen Machthaber, auch von keinem kritischen, vollzogen, sondern geht von einer großen Gruppe von Menschen aus, denen es ein Bedürfnis ist, immer wieder ein Literaturereignis zu haben und dafür Stimmung zu machen. Selbstverständlich gibt die Zustimmung dieser Gruppe und ihr eifriges Werben noch lange keine Bürgschaft für die dauernde Wirkung eines Buches. Aber es bildet die normale Voraussetzung für den weitergreifenden Einfluß einer Dichtung. Es ist wie bei der Weinlese, der ganze Eigenbau wird mit Eifer eingeheimst, die Auslese und die besten Jahrgänge behalten dann ihren Wert für die Zukunft. Auch der Weltruhm ist zuerst ein lokaler; wo die Bedingungen für den letzteren fehlen, vergehen oft Jahrzehnte, manchmal Jahrhunderte, ehe ein Name, eine Persönlichkeit oder ein Werk sich durchsetzt. Wer weiß, ob unsere größten deutschen Klassiker so frühe zu ruhiger weitverbreiteter Geltung gelangt wären, wenn ihr Wirken sich nicht in der geistigen Residenz Weimar lokalisiert und von da aus konzentrische Kreise gezogen hätte.

In der Technik ist es die verblüffende Wirkung, die von der plötzlichen Befriedigung eines allgemeinen Bedürfnisses ausgeht, die gleichmäßige Überraschung der ganzen Kulturwelt, durch die der Weltruhm einer Erfindung und eines Erfinders begründet wird. In der Wissenschaft ziehen sich, wie in einem gewaltigen Netze, die Fäden der Verständigung von den Höhen, die weit voneinander entfernt liegen. Was da am geistigen Himmel gewoben wird, schwebt über der ganzen Kulturwelt. In der Kunst, insbesondere im Bereiche der Dichtung, ist die Entstehung des Ruhmes unvergleichlich mehr an den Ort gebunden. Das ist auch vollkommen verständlich, wenn man sich vorhält, daß es da vor allem auf die persönliche Empfindung ankommt. Diese verstärkt, ja potenziert sich, wenn eine zusammenhängende Gruppe von Menschen, die im Gefühle erregt werden, sich zu einem starken Eindrucke bekennt. Hier ist ja nichts zu beweisen, sondern in erster Linie auf einen Reiz zu reagieren. Und das steigert sich ins Große, wenn eine Kollektivstimmung entsteht. Die Feuerchen da und dort können leicht verflackern und erlöschen. Aber wenn die dicht benachbarten Flammen ineinander schlagen, gibt es eine ungeheure Lohe, vielleicht einen Weltbrand.

Hat man es einmal lebendig vor Augen, wie der literarische Ruhm mit der persönlichen Propaganda zusammenhängt, wie sich die Macht eines Namens natürlich entwickelt, so erklärt sich eine ganze Menge auffälliger Erscheinungen ganz von selbst. So sieht man zuweilen einen wohlverdienten Schriftstellerruhm dahinwelken,

ohne daß etwa die Minderwertigkeit der Werke behauptet werden könnte, sondern einfach nach einem Gesetze der Abspannung und Ermüdung, dem nur die großartigsten Leistungen der Weltliteratur zu trotzen vermögen. Die persönliche Parteinahme für irgend einen Dichter hat sich überspannt und es tritt eine Reaktion ein, an der der Autor und seine Werke unschuldig sind. Das Wort „Mode", das mehr die launenhafte Vorliebe für ganz kleine und flüchtige Reize bezeichnet, deckt diese Erscheinung durchaus nicht. Es handelt sich nicht um eine Kaprize so und so vieler Salonmenschen, sondern um ein ehrliches Mitgehen großer volkstümlicher Kreise, die sich nur zu einseitig in eine Richtung getrieben fühlen und eines Tages in einer Art von Abstumpfung, die dem Überreize folgt, abschwenken und lange nicht mehr in die verlassene Linie zu bringen sind. Oft hängt die Krisis mit dem Tode eines Mannes zusammen. Bewußt und unbewußt hat seine Person die persönliche Propaganda zusammengehalten. In dem Moment, da sich diese Bande lockern, löst sich alles wie von einem Zwange, der aus ursprünglich freier Regung entstanden war. Wobei gar nicht ausgeschlossen ist, daß sich später einmal neue Kreise um die Werke und den Wirkenden bilden, daß künftige Generationen einen Namen neuentdecken, der schon einmal berühmt und umworben war. Das wird z. B. meiner Überzeugung nach bei Berthold Auerbach und Jos. Viktor Scheffel ganz gewiß der Fall sein, nur konnten beide nicht die ungeheure Propaganda aushalten, die sich eine Zeitlang wie ein Schwergewicht an ihre Werke hängte. Als der Zauber des persönlichen Lebens nicht mehr von ihnen ausging, gewann die Reaktion Oberwasser. Ein ruhiges Wirken und Genießen wird beide wieder ins Gleichgewicht ihrer Wirkung bringen.

Umgekehrt kann der Fall eintreten, daß in irgend einem Leben und Wirken alle Bedingungen fehlen, durch die eine persönliche Propaganda bewirkt wird, alle jene lokalen, landschaftlichen und sozialen Reizmittel, die für den Kristallisierungsprozeß eines Namens nötig sind. Da liegen oft ungenützte Güter, weil sich kein Nutznießer meldet. Sie kommen mitunter gar nicht ans Licht, oder erst lange nach dem Tode ihres Erzeugers, wenn irgend jemand ihre Anerkennung gleichsam zu seiner persönlichen Angelegenheit macht und mit seiner Werbung an die Stelle des Entschlafenen tritt. Wieder ein Beispiel für unzählige. So hoch ich Karl Egon Ebert, den Tonangeber und Erwecker der mir sehr vertrauten deutsch-böhmischen Literatur im vorigen Jahrhundert, stelle, gibt es meiner Meinung nach nur zwei aus diesem Boden erwachsene Poeten, die aus dem verflossenen Jahrhundert in die Gegenwart kräftig herüberwirken können: Adalbert Stifter und Moritz Hartmann. Stifter, unser eigentlicher Schöpfer der landschaftlichen Stimmungsnovelle, hatte eine Gemeinde, die sich in dem engen Kreise, in Wien und Oberösterreich, wo er lebte, um ihn gebildet hatte, keine laute und lärmende, aber eine stillbeflissene, stetige, die das Interesse an ihm nicht sinken ließ; so ist sein Ruhm, für den neben den inneren auch die äußeren Vorbedingungen vorhanden waren, langsam, dauernd und organisch gewachsen. Moritz Hartmann war ein Nomade

des Lebens und der Literatur. In dem tschechischen Neste Duschnik als Sohn einer deutschredenden Familie geboren, machte er seine Gymnasialstudien in Prag, lebte als Hofmeister in Wien, als Literat in Leipzig, als Parlamentsmann in Frankfurt, verbrachte ein Jahrzehnt in Paris, mehrere Jahre in Genf und in Stuttgart, um endlich in der österreichischen Heimat, in Wien, sein Leben nach kurzem Wirken allzu früh zu beschließen. Einem Zyklus seiner eigenartigen Novellen hat er selbst den treffenden Namen „Erzählungen eines Unsteten“ gegeben. Aus diesem wechselvollen Leben heraus erklärt es sich einzig und allein, daß Moritz Hartmann, der zu den reichsten und liebenswürdigsten Poeten gehört, die der österreichische Boden hervorgebracht hat, dem großen Lesepublikum niemals recht vertraut geworden ist. Hartmann hat Vorzüge, die seine Bücher zur Lieblingslektüre von vielen, vielen Tausenden machen könnten: er ist voll Temperament, voll Fabelfreudigkeit, witzig, geistsprühend modern und dabei doch immer von einem großen Zuge der Weltanschauung getragen. Weltkundigkeit vereinigt sich in seinen Erzählungen mit der Feinhörigkeit für stillere psychologische Vorgänge. Er verbindet Talent für die Novelle im alten italienischen Sinne, die einen merkwürdigen Vorfall plastisch vor uns hinstellt, mit der seelenkündenden Gewalt der neueren Erzählung; er war vor Heyse und mit diesem zugleich einer der Bahnbrecher unserer psychologischen Novelle. In all seinen Versen, seinen gereimten Erzählungen, Balladen und lyrischen Gedichten (welch ein Prachtstück ist das kleine Epos „Sackville“!) fesselt die souveräne Freiheit des Ausdrucks, der Reiz eines gewissen Helldunkels, die Mischung von Pathos und Satire, die Vereinigung von ehrlicher Empfindung und kunstvollem Farbenauftrag. In den zehn Bänden seiner Werke, die sein intimster Freund, Ludwig Bamberger, im Verein mit W. Vollmer herausgegeben, ist kein mattes Stück, keine ungenießbare Seite — ein Lob, das man den wenigsten Gesamtausgaben erteilen kann — aber Bamberger war viel zu wählerisch; er hat manches Genießbare ausgeschieden und eine Gesamtausgabe, die man jetzt vorbereiten will, wird sich noch viel reicher gestalten. Dennoch ist die große Lesewelt mit Hartmann sehr wenig vertraut. Ich weiß dafür eine einzige Erklärung, jene gekennzeichnete Unstetheit seines Lebens. Nirgends weilte er lange genug, um eine Gemeinde um sich zu sammeln, um lokalpatriotische Empfindungen für seine Werke zu wecken und der persönlichen Propaganda Zeit zur Entfaltung zu lassen. Nirgends konnte sich der Kern seiner Popularität recht ansetzen. Bildet sich einmal so ein Kern, wie es jetzt vielleicht der Fall sein wird, wenn die deutsche Akademie in Prag, die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft und Kunst in Böhmen, eine populäre Ausgabe seiner Werke veranstaltet, für die sie sich einsetzt, dann kann er ein Menschenalter nach seinem Tode einer unserer gelesensten Schriftsteller werden.

Noch häufiger sind die Fälle, in denen die persönliche Artung des Wirkenden es zu keiner Propaganda kommen läßt, also gleichsam die Quelle des Ruhmes, die in den Werken liegt, durch die Eruptionen des Charakters wie durch Steine und Ge-

rölle verschüttet wird. Die psychologischen Fälle dieser Art sind äußerst verschieden. Da sind z. B. die halb kritischen, halb produktiven Naturen, denen der apostelhafte Glaube an sich selbst versagt ist, die an sich die strengste Kritik anlegen, vieles unterdrücken und zurückziehen, sich nie entschließen können, ihre Werke selbst zu sammeln oder andere für ihre Produktionen ins Feuer zu schicken, starke Geister, die überdies so scharf mit ihren Mitmenschen ins Gericht gehen, daß sich kein Anhang um sie sammelt und die etwa noch die Eigentümlichkeit besitzen, niemanden recht an sich herankommen zu lassen. Unter dem unmittelbaren Eindruck ihrer Produktionen bildet sich eine gewisse Summe von Anerkennung, die sich indes verflüchtigt, weil niemand sie zusammenfaßt, weder sie selbst, noch Freunde, noch eine Sekte, wie sie Virtuosen der Zuversicht da und dort zu bilden pflegen. Die Hervorbringungen solcher Männer bleiben nicht ungenossen, aber es fehlt der Elan für ihre Verbreitung, Würdigung und Empfehlung. Die Anhänger, die Liebhaber, die so viel für einen Namen tun, haben das Gefühl, als ob solche Schriftsteller selbst Liebe und Lob von sich abwehrten. Es bildet sich keine warme Atmosphäre um solche Naturen, die persönlich alle Wärme in sich hineinarbeiten. Der Respekt, den sie erwecken, reicht nicht aus, um das verbindende Medium zwischen dem immer engen Kreise der ersten Leser und einer größeren Menge zu bilden. Und wenn sie die Augen für immer schließen, so tritt derselbe Fall ein, wie bei jener erwähnten Gruppe, für die zu viel und zu rastlos Propaganda gemacht wurde, wenn auch aus ganz entgegengesetzten Gründen: die Bewegung für sie war so schwach, daß sie ohne den Anstoß, der doch immer wieder von der produzierenden Persönlichkeit ausgeht, gar nicht mehr fortbestehen kann.

Eine Hauptgestalt in dieser Gruppe ist der deutsch-österreichische Novellist, Satiriker und Essayist Ferdinand Kürnberger. In meiner ersten Universitätszeit — Ende der Sechzigerjahre — habe ich in Wien eine gewisse Art von Kürnbergerschem Ruhm miterlebt und damals auch als blutjunger Mensch in der literaturfreundlichen, liebenswürdigen Familie Tauber, an die ich empfohlen war, die Bekanntschaft des merkwürdigen Mannes gemacht. Es war damals eine Blütezeit des Feuilletons in Wien; mit Ludwig Speidel, Hanslick, dem Humoristen Spitzer wetteiferten heute vergessene und halbvergessene Männer, die in der glänzenden Beherrschung der Kunstform gegen sie nicht zurückstanden, wie Rudolf Valdek und Emil Kuh. Aber selbst aus solchem Milieu hob sich Kürnbergers urmännliche Eigenart, sein Gedanken hämmernder Stil, die klassische Epigrammatik seiner satirischen Zeitbilder heraus. Ein Feuilleton Kürnbergers war ein lokales Literaturereignis — man sprach davon wie von einer interessanten Theaterneuheit. Den Ausschlag dafür gab außer der eigentümlichen Gedankenprägung die Tendenz, die unerschrockene Wahrheitsliebe und taciteische Strenge, mit der dieser durch die Schule der Selbstzucht gegangene Wiener seinen Heimatsgenossen ihre Schwächen entgegenhielt. Es waren Anklagefeuilletons, die in ihrem Ernste über die vergnügte Selbstironie, mit der die Wiener zu allen Zeiten über ihr eigenes Tun und Lassen räsonierten

weit hinausgingen. In die Form eines höheren Witzes war da der Geist von Apostelbriefen eingeschlossen. Ich erinnere mich eines Kürnbergerschen Feuilletons aus dem Jahre 1873, eines halb geschichtlichen, halb sozialpolitischen Essays, in dem die Folgen des großen wirtschaftlichen Krachs mit denen des Dreißigjährigen Krieges verglichen waren, eines Zeitbildes, das mit geradezu erschreckender Wahrhaftigkeit auf die Gemüter wirkte, etwa so, wie es die fanatischen Sittenrichter auf der Kanzel gerne möchten, wenn ihnen so viel Überzeugungskraft, Wissen und Witz zur Verfügung stünde. Daß dieser eindrucksvolle Redner von der Kanzel der Tageszeitung, der so gar nichts flach Rhetorisches an sich hatte, jede dröhnende Phrase und jede abgegriffene Wendung verschmähte, zugleich einer unserer eigenartigsten Novellisten war, ist selbst zu Kürnbergers Lebzeiten nur einem engen Kreise bekannt gewesen. Daß er vor Jahren eine treffliche längere Erzählung „Der Amerikamüde" geschrieben, war doch wenigstens ein leidlich öffentliches Geheimnis; seine übrigen Novellen, die zumeist in Revuen erschienen waren, wurden von wenigen Feinschmeckern genossen, und selbst „Der Amerikamüde" war viel mehr auf guten Glauben hin gerühmt, als gelesen. Nach seinem Tode im Jahre 1879 planten einige seiner literarischen Kollegen, voran Schembera, der auch schon längst dahingegangen ist, eine Gesamtausgabe der Kürnbergerschen Werke. Aber davon ist es bald stille geworden und die Vergessenheit hüllte immer mehr ein schriftstellerisches und dichterisches Wirken von höchster Eigenart ein. Kürzlich gab der Vierteljahrhundert-Gedenktag des Kürnbergerschen Todes einer pietätvollen Feder Gelegenheit zu später Erinnerung und Würdigung. Aber auch in diesem Gedenkaufsatze konnte man es deutlich gewahren, wie langsam sich die Schleier heben, die lange Verkennung und Gleichgültigkeit um einen Namen dicht gewoben haben. In den herzlich rühmenden Worten war der Feuilletonist hoch über den Novellisten gestellt, ja noch mehr, zwischen den Zeilen war deutlich die Meinung zu lesen, daß Kürnberger etwa wie Börne, der ja trotzdem einer unserer größten deutschen Schriftsteller ist, von der Tendenz des Tages zu stark bewegt und beherrscht war, um ruhig gestalten und künstlerisch komponieren zu können. Ich zweifle sehr, daß eine ferne Zukunft dieses Urteil bestätigen wird. Kürnbergers Feuilletons, von denen eine Anzahl (in zwei Bänden) gesammelt vorliegt, sind kleine Meisterwerke; aber seine Novellen sind es nicht weniger und sind es in höherem Grade, weil auch noch das Moment der verzweigten Komposition und der fesselnden Charakterisierung von Einzelgestalten hinzutritt. Gerade diesem glänzenden Publizisten fehlte weder die Sammlung, noch die erfinderische Kraft für die vom Tage freie künstlerische Komposition. Vielmehr war Kürnberger voll Fabelfreudigkeit und voll von jenem gestaltenden köstlichen Humor, der sich in das Phantastische einspinnt. Die Fanatiker der Moderne werden ihn vielleicht nicht anerkennen, weil seine Art und Weise des Darstellens nicht der künstlerischen Methode, die man eine Weile für allein seligmachend ausgab, entspricht. Es ist oder war eine Krankheit unserer Zeit, die Vielfältigkeit der Geister, in denen die natürlichen Vorgänge sich spiegeln, durch rasche

und seichte Abstraktion auf das Schema einiger literarischen Erscheinungen, die gerade die Mitwelt am stärksten beschäftigen, zurückführen zu wollen. Nur einige wenige große Namen sind diesem Getriebe entrückt. Aber wir nähern uns ja bereits einer Übergangsperiode, in der das Wort, daß nicht allen Bäumen eine Rinde wachsen kann, auch in der Literatur sich zur Geltung durchringt. Gewiß: Kürnberger ist kein Naturalist, der sich den Anschein gibt, alles Zufällige, wie es leibt und lebt, nachzuzeichnen. Er ist auch kein Mann der gedeckten Komposition, der sich aufs ängstlichste scheut, den Witz der Erfindung merken zu lassen, und er ist keiner von den großen „Objektiven", die so darstellen, als hätten sie keinen Anteil an der berichteten Sache, als würde sich die Zeit selbst — etwa durch den Mund eines Chronisten — erzählen. Ich zweifle gar nicht an der Berechtigung aller dieser Methoden — aber es gibt auch jenseits ihrer Darstellungsweisen, die der Bedingung der Kunst entsprechen, etwas Bedeutendes lebendig an uns herantreten zu lassen. Es gibt dichterische Darsteller, die sozusagen offen mit der Komposition spielen, sich sogar ironisch subjektiv dazwischen drängen, und doch immer wieder überzeugen, überraschen und fesseln. Fast alle großen englischen Humoristen gehen auf diesem Wege, unser Jean Paul hat sich selbsttätig eine Straße in dieser Richtung gebahnt, den Gotthelf, Auerbach und Rosegger kann man, wenn man diese Richtung weiter verfolgt, begegnen, und weitaus einer der geistvollsten und originellsten von diesen Erzählern, die sich gar nicht scheuen das Fabulieren einzugestehen, ist Ferdinand Kürnberger. Es fällt ihm gar nicht ein, die Konturen und Schnörkel zu verbergen, oder das Lächeln zu verheimlichen, mit dem er selbst eine glückliche Wendung begleitet. Aber wie köstlich sind diese Linien und Ornamente, wie feingeistig ist die Individualität, die sich da als mitbeteiligt sorglos eingesteht. Der Witz, die vollgültige, geprägte Wendung spielt bei Kürnberger etwa die Rolle, wie bei manchen Epikern von Bedeutung der Vers; perlengleich reiht sich Satz an Satz, so daß das Kunstwerk aus lauter kleinen Kunstwerken zu bestehen scheint. Das gilt nicht nur von seiner meistgenannten Erzählung „Der Amerikamüde", die gar nicht der Beziehung auf Lenau bedurft hätte, um zu fesseln und lebhaft zu interessieren, sondern von einer längeren Reihe seiner kleinen Novellen, die man als feingeschliffene Juwelen bezeichnen kann. Ich will beispielsweise nur zwei hier erwähnen. Zunächst die Erzählung: „Die Kinder der Vornehmen". Die witzige Fabel berichtet von dem Lord Walpole, einem Manne, der über alle Vorurteile hinaus ist, aber doch in den furchtbarsten Schrecken gerät, da sein Sohn ihm eines Tages enthüllt, daß er eine Goldschmiedstochter, in die er sich verliebt hat, heimführen will. Woher dieser Schreck? Walpole hat Grund, anzunehmen, daß dieses Mädchen sein eigen Fleisch und Blut ist und daß der Sohn im Begriffe stehe, das Verbrechen der Blutschande durch den Priester einsegnen zu lassen. Natürlich setzt der Lord alles daran, diese Verbindung unmöglich zu machen, aber der Konflikt löst sich trotz alledem gütlich. Denn bei seinen ängstlichen Nachforschungen gerät Walpole an die Entdeckung, daß seine eigene, längst verstorbene Frau schwache Stunden hatte, wie er selbst, und daß

der junge Mann, um den er so ängstlich besorgt ist, auf die Zärtlichkeit eines anderen Vaters mehr Anspruch hätte als auf die seine. Damit ist das Gespenst der Gefahr gebannt und der vorurteilslose Mann kann der Neigung der Liebenden freien Lauf lassen. Welche zarte Ironie schwebt über jedem Zuge dieser Erzählung! Der Witz der Erfindung spiegelt sich in unzähligen Facetten des Ausschliffs. Noch merkwürdiger, ein kleines Meisterwerk herauszisilierten Stils und souveränen Humors ist die phantastisch kapriziöse Erzählung „Löwenblut", eine Geschichte von den Leiden und Freuden des Virtuosentums, die in unzählige feine Spitzen ausläuft und in die Charakteristik eines Sonderlings die blutigsten Anklagen gegen die Gesellschaft hineinarbeitet. Wedekinds ziemlich plumpe Satire „Der Kammersänger", die ein ähnliches Motiv behandelt, verhält sich zu diesem Kabinettstück des spielenden Witzes und der Stilkunst wie eine mit derbem Kiel hingeworfene Karikatur, zu einer wundersam feinen Federzeichnung. In Revuen und Heften verschiedener Sammlungen, z. B. der Weicheltschen, verstreut, in vergriffenen oder vielleicht auch nur verschleuderten Einzelausgaben verzettelt, fristen diese Kürnbergerschen Meisternovellen das Dasein jener Bücher, die nicht leben und nicht sterben können. Als sie jung waren, hat ihnen aus angegebenen Gründen jene großziehende Propaganda gefehlt, aus der Bücherruhm hervorwächst, später bedarf es schon einer starken, idealistischen, manchmal sogar opferwillig heroischen Bemühung, um das Genießbare für den Genuß zu retten.

Eine andere hochbedeutende literarische Persönlichkeit, deren Werke nie zu gesammelter Wirkung gelangten, weil sie, wie Kürnberger, dem äußeren Schicksal der eigenen Produktion fast teilnahmslos gegenüberstand und in ihrer scharf-kritischen Veranlagung keinen Anhang werben konnte, ist der deutschböhmische Dichter und Denker Seligman Heller. Heller — einer der genialsten Sonderlinge, denen ich im Leben begegnet bin — war eine von Kürnberger grundverschiedene Natur, kam aber mit diesem darin überein, daß sein Lebensinteresse weit mehr daran hing, sich in ein energisches Gedankenleben einzubohren, als sich in irgend einem äußeren Erfolge zu bespiegeln. In dem böhmischen Städtchen Raudnitz geboren, studierte er unter großen Schwierigkeiten in Prag und schöpfte mit leidenschaftlichem Eifer aus zwei Quellen, aus denen der deutschen Bildung und der jüdischen Gelehrsamkeit, eine imposante Fülle von Wissen, die ihn indes nicht belastete und niederdrückte, sondern über die er sich als philosophischer Kopf erhob, um, ähnlich wie der geniale, ungarisch-deutsche Schriftsteller Julius Leopold Klein, der Historiker des Weltdramas, in der Überschau großer Entwicklungen weit auseinander liegende Dinge zu verknüpfen und durch imponierende Fernblicke zu überraschen. Er war in den Jahren 1866 bis 1873 der gefeierte und gefürchtete Schauspielkritiker der „Bohemia" in Prag, dann einige Jahre Feuilletonredakteur der „Deutschen Zeitung" in Wien und zog sich endlich ganz auf das Gebiet gelehrter Arbeit zurück. In der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre, wenn ich nicht irre 1888, ist er, etwa siebenundfünfzig Jahre alt, aus dem Leben geschieden. Heller war in seinen Prosaschriften nicht der Mann der

geschlossenen stilistischen Kunst; ganz von seiner Stimmung abhängig, gab er sich bald in leidenschaftlichem Flusse der Rede, bald wieder salopp, in kurzen abgebrochenen Bemerkungen. Immer aber überraschte er durch merkwürdige Gesichtspunkte, geniale Einfälle, originelle Gedankenfolge. Eine Auslese seiner in Journalen erschienenen Arbeiten gäbe das Bild eines Geistes von ungewöhnlicher Tiefe, der die zeitgenössischen Erscheinungen souverän behandelte und immer dem Antriebe einer starken Überzeugung folgte. Wichtiger aber ist, daß dieser wunderliche Mann uns ein geschlossenes Werk hinterlassen hat, das zu den imponierendsten Ausnahmeerscheinungen aller Literatur gehört, eine episch-philosophische Dichtung: „Ahasver" in Tausenden von Terzinen, die die großartige Idee verwirklicht, an das Leben und Leiden des Ewigen Juden, der durch die Zeiten wandert, die Geschichte der geistig ringenden Menschheit anzuknüpfen. An eine solche Aufgabe durfte sich nur ein außerordentlicher Kenner der Geistesgeschichte heranwagen, dem über dem angestrengten Studium die Leidenschaft des Empfindens nicht erloschen war. Bei Heller trafen diese Bedingungen zu. Er schrieb diese große Historie in Versen in seinem ersten Mannesalter, in einer Stimmung trotzigen Kraftbewußtseins, das sich unter widrigen Verhältnissen emporrang, unter dem frischen Eindruck weit ausgreifender erkenntnistheoretischer Studien und von der Leidenschaft eines hochgemuten Freidenkertums getragen. Es gehörte eine ungeheure Energie dazu, das Werk zu Ende zu führen, den Faden der Ahasver-Komposition, die dem Ganzen Einheit gibt und immer wieder eine kontemplative Grundstimmung aufleuchten läßt, in den vielverzweigten Bewegungen festzuhalten und den großartigen Gehalt in jene danteske Form zu gießen, die entweder gedrängte Naturlaute des Affekts oder epigrammatische Zusammenfassung des Gedankens verlangt. Die kleine Schar geistig bewegter Menschen, die das Werk gelesen, hat daraus nicht nur die tiefste Anregung geschöpft, sondern auch Seite für Seite jenen eigentümlichen Genuß empfunden, der mit dem Geschmacke edlen, hältigen Weins zu vergleichen ist. Der Extrakt ganzer Geschichtsperioden liegt in mancher dieser klassischen Terzinen; in andern drängt sich eine glücklich verbildlichte Weltanschauung zusammen. Gewiß, es ist vielfach Gedankenpoesie; aber wir sind doch wohl darüber hinaus, uns durch derartige Schlagwörter verblüffen zu lassen. So unpoetisch jede kahle Begriffskonstruktion wirkt, so künstlerisch bedeutend kann sogenannte Reflexionspoesie sein, wenn der Erkenntnisdrang zum Gegenstande der Leidenschaft geworden und das Ringen nach geistiger Erlösung in Menschen und Handlungen Gestalt gewonnen hat. Das ist fast durchwegs in Hellers großartigem Werke der Fall, und wie er das Instrument der Sprache für diese merkwürdige Geisteshistorie gestimmt, und der schwierigen Form das Geheimnis ihrer Wirkung abgelauscht hat, darüber hat einer der kompetentesten Männer auf diesem Gebiete, nämlich Friedrich Rückert, in einem Briefe an den Autor ein Urteil voll begeisterten Lobes abgegeben.

Wer aber hat diesen „Ahasver" gelesen, wer liest ihn zurzeit? Ja, welche Literaturgeschichte verzeichnet diese deutsche Geistestat? Wilhelm Scherer, der so

vieler Kleinen und Kleinsten gedenkt, hat nicht ein Wort für Heller und seinen „Ahasver". Der einzige, der, wenn auch nicht erschöpfend, so doch in einigen ehrlichen, würdigen Worten dem Dichter und seiner Dichtung gerecht wird, ist meines Wissens Johannes Scherr in seinen beiden Weltliteraturwerken (der „Geschichte" und dem „Bildersaal"). Mit Recht erinnert Scherr bei der Erwähnung des „Ahasver" an die „Völkerwanderung" von Hermann Lingg, einen höchst verunglückten Versuch mit einem ungeheuerlichen Stoffe. Lingg, dem viele reizende poetische Stimmungsbilder und kleine epische Dichtungen gelangen, verfiel in der Völkerwanderung, deren Motiv er nicht gewachsen war, in die flachste und trockenste Reimerei. Man kann die Menschen, die das Buch von Anfang bis zu Ende gelesen, (leider gehöre ich zu diesen Märtyrern) mit der Laterne suchen; aber das Lob der „großen Schöpfung" wird vielfach nachgeplappert. Von Hellers „Ahasver" weiß man in unserer Literatur und Schulwelt so gut wie gar nichts. War in Kürnbergers persönlichem Wesen ein Zug der Verschlossenheit und Unschmiegsamkeit, eine Art Trotz, den er in sich nährte und vielleicht als eine Quelle der Produktion gar nicht entbehren konnte, so entschied für Hellers Vereinsamung ein starker, das ganze Leben durchsetzender philosophischer Hang. Der wunderliche Mann, mit dem Kopfe eines antiken Denkers, mit dem Gehaben eines protestantischen Pastors, mit den Manieren eines weltfremden Gelehrten, vom Lebenskampfe stark durchgerüttelt, unglücklich in seinen Privatverhältnissen, in denen er einen großen Edelmut betätigte, gehörte seiner Studierstube und dem Verkehr mit wenigen vertrauten Menschen, die auf die Probleme seiner Gedankenarbeit eingingen. Was er journalistisch an die Öffentlichkeit brachte, war von rücksichtslosem Idealismus; er verletzte oft über das gebotene Maß hinaus, weil ihm das soziale Leben fremd war; er ging aber auch für Dinge und Menschen, die er für bedeutend hielt, ins Feuer. Zuletzt drängte ihn die tiefe Anlage seiner Natur ganz von der Aktualität hinweg. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens widmete er dem Studium, dem Unterricht und der Erziehung seines Sohnes. Nie hat er für sich geworben, nie an sein Lebenswerk in späteren Jahren erinnert, nie einen Anhang gesammelt oder für seine Schriften einen Finger gerührt. Wenige feine Geister, die in der Regel die schlechtesten Werber sind, hielten zu ihm — kein Anstoß zur persönlichen Propaganda im Publikum war gegeben. Wenn heute sein „Ahasver" neu erschiene, so wäre das eine Offenbarung für Tausende.

Eine andere Gruppe von Vergessenen besteht aus jenen weichen lyrischen Naturen, die einen kurzen poetischen Lenz durchleben, ohne eine weitere literarische Entwicklung durchzumachen, die, einmal von Leid und Liebe berührt, wie Äolsharfen von selber ertönen und dann verstummen, als wenn sie gar kein Gefühl für den Nachklang dieser ersten jugendlichen Regung hätten. Naiv produzierende Menschen, denen nicht nur der Mut, sondern auch die Neigung fehlt, in der Literatur eine Rolle zu spielen, die mit ihren Liedern vielleicht nur eine Mädchenseele rühren oder einen Freund sich inniger verketten wollten und die im übrigen dem Kampf

um literarische Ehren ganz gleichgültig gegenüberstanden. Typisch für diese Erscheinungen war mir in meiner deutschböhmischen Heimat immer der lenauverwandte Poet Friedrich Bach, ein Freund Moritz Hartmanns und Alfred Meißners, der in den Vierzigerjahren seine ersten Gedichte in Rudolf Glasers „Ost und West" veröffentlichte, dann nach 1848 als junger Doktor der Medizin nach Oravicza in Serbien auswanderte und dort, seinen Freunden entfremdet und fern von jeder literarischen Betätigung, gegen Mitte der Sechzigerjahre sein Leben beschlossen hat. Er war mir natürlich persönlich unbekannt — seine Prager Blütezeit fällt in die Vierzigerjahre, in die Zeit vor meiner Geburt — aber durch unmittelbare Überlieferungen ist mir manches aus seinem Leben vertraut geworden. Etwas kränklich, schwärmerisch, unglücklich in die Schwester eines Freundes, eines bedeutenden Publizisten, verliebt, in ein Mädchen aus angesehener jüdischer Familie, dessen Verbindung mit einem Christen damals unmöglich war oder doch schien, war er der verzogene Benjamin des sehr ansehnlichen deutschböhmischen Literatenkreises der Vierzigerjahre. Joseph Bayer zeigte seine ersten Gedichte, das schlanke Bändchen „Sensitiven" in der Prager Zeitschrift „Ost und West" wahrhaft enthusiastisch an. Briefe Moritz Hartmanns an ihn, atmen eine rührende Zärtlichkeit. Liest man Bachs Gedichte, so begreift man diese Stimmung. Wir haben nicht viel, was sich an klangfreudiger Weichheit, an holder und doch nicht süßlicher Jugendempfindung, an zarter, sinniger Schwärmerei mit diesen sanft dahinströmenden Liedern vergleichen läßt. Hier zum Beispiel ein Bildchen, ein lyrisches Epigramm, das unsäglich viel in wenigen Worten sagt:

Zweie zieh'n die Straße fort,
Keiner kennt den andern. —
„Wüßtest du, o Wandersmann,
Was ich Armer leide!"
Seufzen alle beide.

Zweie zieh'n die Straße fort,
Keiner kennt den andern —
Beide seht ihr tiefgebeugt
Ihre Straße wandern.

Und hier ein zweites Gedicht, das für die innere Melodie und für den Stimmungszauber charakteristisch ist.

Wenn ich nur wüßte!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Blätter schallen,
Wenn sie welk vom Baume
Herunterfallen!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Mauern sprechen,
Wenn sie morsch vor Alter
Zusammenbrechen!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Wellen sagen,
Wenn sie um die Häupter
Versinkender schlagen!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Sterbenden lallen,
Wenn schlaff schon die Arme
Herunterfallen!

Sind es Klagelaute?
Ist dann nichtig alles Streben?
Sind es Jubellieder?
Sagt, was ist dann unser Leben?

Die hier zitierten Verse wurden mir zuerst durch einen an Jahren weit überlegenen Freund, der sie nächtlicher Weile in rührseliger Stimmung gerne zitierte, bekannt. Bach lebte damals, in den Siebzigerjahren, wie die Sänger uralter Tage, nur in mündlicher Überlieferung fort. Seine beiden Publikationen („Sensitiven", Leipzig, 1839, Paul Baumgärtner, und der Band „Gedichte", der die „Sensitiven" wiederholte und viel Neues hinzufügte, Leipzig, J. J. Weber, 1847), Bücher, die ich mir später mühsam verschaffte, waren vergriffen und verschollen. Der Dichter selbst, der kaum fünfundvierzig Jahre alt, verstarb, hat sich nie um seine Jugendpoesie gekümmert. Wie mir Ludwig August Frankl einmal erzählte, war er, durch den schwierigen Beruf eines Landarztes in halb zivilisierter Gegend stark angestrengt, an der Seite einer volkstümlichen, braven, aber bildungslosen Frau völlig literaturfremd geworden und ließ sich an seine poetische Jugendepisode nicht einmal gern erinnern.

In den Siebziger- und Achtzigerjahren habe ich in Wort und Schrift oft auf Friedrich Bach hingewiesen, später auch im engeren Literaturrat unserer deutschböhmischen Gesellschaft für Literatur und Kunst die Neuausgabe seiner Gedichte angeregt; diese ist denn auch von der genannten Gesellschaft ins Werk gesetzt und von dem jungen Literaten Reinwarth mit Fleiß besorgt worden. Literarisch ist also Friedrich Bach nicht mehr umzubringen, aber um seine holden Lieder in die Kreise zu tragen, die für solche Anregungen empfänglich sind, müßte ein schlankes Bändchen ausgewählter Gedichte in einem rührigen Verlage und in jener schmucken Form, die für solche Darbietungen heute unerläßlich ist, erscheinen. Seine Gabe, eigenartige Gleichnisse auszugestalten („Schon naht die stille Nacht, das dunkle Perlenhuhn"), würde die Zeichner anregen, die Tonkünstler würden später durch den weichen Wohllaut angezogen werden. Hier ist wirklich die Aussicht, einen neuen Dichter ins Leben einzuführen.

Zu den Gruppen der Vergessenen und Halbvergessenen, die ich hier zu charakterisieren versuchte, der Poeten, in deren Anlage oder Umgebung die Bedingungen eines werdenden Ruhmes fehlten — gesellt sich eine andere, die der hochbegabten

Naturen, in deren Wesen die Wirksamkeit selbst durch widerstreitende Charaktereigenschaften bedrängt war, die große literarische Sippe jener Unglücklichen, die unbewußt ihre eigenen Feinde sind und die man kurzweg Grabbe-Naturen nennen könnte. Sie sind in der Regel auch ein Stück Unglück derjenigen, die sich ihrer annehmen, und die trotz alledem die Verpflichtung fühlen, das Gold aus den Schlacken zu läutern. Sie sind in aller Welt zu Hause, aber nirgends häufiger als in Österreich, wo sich die Literaturschätzung so langsam durcharbeitete und die Verhältnisse für den Lebenskampf junger Poeten bis in das Ende der Sechzigerjahre hinein so unglücklich wie möglich lagen. Von einer Reihe solcher Gestalten, mit denen mich das Leben in Beziehung gesetzt hat, will ich demnächst einmal in diesen Blättern sprechen.

Fanny Elßlers amerikanische Kunstreise in den Jahren 1840/42.

Geschildert in Briefen ihrer Cousine Kathi Pr.

Mitgeteilt von Prof. Julius Nestler.

(Schluß.)

Matanzas, den 30. März 1842.

Am 16. März sollten wir unsere Pilgerfahrt nach New Orleans antreten. Alles war schon in reisefertigem Zustande, als ein brillanter Engagementantrag von Matanzas an meine Cousine gestellt wurde. Fanny Elßler hatte keinen triftigen Grund, dieses Anerbieten auszuschlagen, und um demselben vollkommen entsprechen zu können, mußte sie die Gastrollen in New Orleans bis zur Mitte des Monats April hinausschieben. Wir befinden uns seit sechs Tagen in Matanzas und zwei Tage wurden der schönen Natur gewidmet. Fanny hat bereits zweimal, nämlich am Ostersonntag und gestern, vor den hiesigen Bewohnern getanzt. Ich muß doch eine kleine Beschreibung machen von der Art und Weise, wie hierorts der Charfreitag gefeiert wird. Es ist hier wie in Italien und wahrscheinlich auch wie in Spanien Sitte, daß von Donnerstag abends bis Samstag früh nach der Auferstehung kein Wagen in den Straßen fahren darf. Wir erfuhren, daß eine Prozession sich um die Kathedralkirche bewegen werde, und begaben uns dahin, um die Zeremonie in Augenschein zu nehmen. Den Zug eröffnete die Geistlichkeit, worauf der Gouverneur und die Konsuls folgten. Nun erschien eine plastische Nachbildung des Leichnams Jesu Christi von zehn Negern getragen, derselbe lag auf einer schön verzierten Bahre und war mit einem goldgewebten Tuche bedeckt, so daß nur der Kopf gesehen werden konnte. Den Beschluß machten Generäle, Offiziere und die Statue der Mutter Gottes, schwarz gekleidet, mit einem goldenen Schein am Haupte und einem schwarzen Schleier, der in eine Schleppe hinabfiel. Auf mich und Fanny konnte diese kalte Zeremonie keinen tiefen Eindruck hervorbringen. Die Auferstehungsfeste in Wien hatten mich stets mit dem Gefühle der innigsten Andacht beseelt. Wir gingen auch in die Kirche, welche schon mit Frauen besetzt war, die alle auf Teppichen saßen, welche ihnen ein kleiner Sklave hingetragen, der sich dann an der Ecke des Teppichs hinknien muß. Wir blieben nur eine kurze Zeit. Am

Ostersonntag, mit Sonnenaufgang, begibt sich das Militär mit dem Musikkorps in voller Parade nach allen Hauptstraßen und der ganze Tag wird festlich begangen. In Habana sollen diese Festlichkeiten eine größere religiöse Tendenz behaupten.

* * *

Habana, den 12. April.

Deutsche Stimmen aus einem Gärtchen neben unserer Wohnung versetzten uns in das liebe Vaterland. Sie sangen nämlich: „Auf, ihr lustigen Jäger“ und mehrere andere echt deutsche Lieder. Den Eindruck, welchen dieser Gesang auf uns hervorbrachte, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Fanny führte das Ballet „Die Fee und der Ritter“ zum ersten Male vor, diese brillante Produktion, welche in Wien unzählige Male gegeben wurde und sich auch in Berlin, London u. s. w. eines großen Beifalls zu erfreuen hatte. Soll ich von den Kränzen, von den Blumen, von den Tauben, von den vollen Häusern schreiben? Ich schilderte schon oft im Detail solche Abende, nur kann ich jetzt noch beifügen, daß Fanny von den ausgezeichnetsten und hübschesten Damen in den Zwischenakten besucht wird, welche aus Neugierde sie und ihr Kostüm in der Nähe sehen wollen.

* * *

Habana, den 25. April 1842.

Fanny hat bereits achtzehnmal getanzt, und gestern fand die letzte Vorstellung statt. Unter ihren zahlreichen Verehrern herrschte ein eigener Wetteifer, um neue Auszeichnungen und Überraschungen auszusinnen. An jedem Abende flatterten Tauben, ganz mit Gold verziert, als Boten der Huldigung zu Fannys Füßen. Eine suchte ihre Gegenwart gar durch ein silbernes Glöckchen am Halse vernehmbar zu machen. Zwölf Zelebritäten von Habana sprachen gegen Fanny den Wunsch aus, sie möge den Nationaltanz der Insel Kuba, den „Zapateado“, lernen und auf dem Theater mit ihrer unnachahmlichen Grazie produzieren. Sie hatte diesem Verlangen mit Vergnügen zu genügen gesucht, und beim Einstudieren dieses Tanzes einen gewandten Bauernburschen zum Vorbild gewählt. Der „Zapateado“ wurde also am letzten Abende als Schlußtanz vorgeführt. Als sie geendigt hatte, warf sie dem Publikum nach allen Seiten herzliche Küsse zu. Plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, verwandelt sich die Dekoration in einen Olymp. Zu Fannys Rechten stand eine weibliche Gestalt, Amerika darstellend, zur Linken Terpsichore mit einem Lorbeerkranze. Aus einer rosigen Wolke traten die Grazien mit ihren Attributen. Meine Cousine war im höchsten Grade überrascht. Sie erkannte sogleich das personifizierte Amerika an dem Kostüme, an dem Landeswappen und dem Strauße von Rosen und Oliven an der Brust. Zum Zeichen der Verehrung für diesen Weltteil umarmte sie die Darstellerin und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Sie war vom Gefühl der Rührung so innig ergriffen, daß die Tränen ihr über die Wangen herabliefen; Amerika reichte nun Fanny den Blumenstrauß, den sie an ihr Herz drückte; während die Grazien Palmen, Blumen und den goldenen Apfel ihr zu Füßen legten, und Terpsichore Miene machte, ihr den Lorbeerkranz auf das Haupt zu drücken. In diesem Augenblicke nahm Amerika den Kranz aus den Händen der Muse und schmückte damit Fannys Locken, welche sich zu dieser Zeremonie auf ein Knie herabgelassen hatte. Während diese malerische Gruppe von einem magischen Lichtglanze erhellt wurde, schwebten Engel aus den Wolken

nieder, und in der Entfernung ließ sich ein vielstimmiger Chorgesang mit Musikbegleitung vernehmen. Zugleich erschien in einer Rosengirlande die Inschrift: »A la celebre Fanny Elssler.« Die Engelsgestalten streuten Blumen aus ihren Füllhörnern und bei der dritten und letzten Gesangstrophe zeigte sich goldener Sternenregen. Während dieser Szene blieb Fanny, auf das innigste gerührt, immer in kniender Stellung. Die Zuschauer spielten bei dieser Freudenbezeigung keine stumme Rolle. Sie waren beinahe in gleichem Grade überrascht wie die Gefeierte, ließen von allen Richtungen Kränze, Blumen, Gedichte auf die Bühne gleiten und riefen im Vereine die Worte: »A Dios Fanny!« zum Abschiede. Die Lorbeerbekränzte erhob sich nun, um in einigen herzlichen Worten ihren Dank und ihr Lebewohl auszudrücken. Sie warf sich dann noch einigemal mit Tränen in den Augen an Amerikas Brust, während ein stürmischer Beifallsjubel ertönte und der Vorhang sich langsam senkte. Meine Cousine war von dieser theatralischen Festlichkeit so ergriffen, daß sie schluchzend selbst nach dem Herabfallen der Kurtine einige Momente noch in den Armen jener Dame liegen blieb, welche die allegorische Veranschaulichung von Amerika übernommen hatte. Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß nach einem herrlichen Pas de deux, welches Fanny tanzte, Dublonen und Silberstücke auf die Bühne geworfen wurden. Eine solche pekuniäre Auszeichnung war ihr früher nirgends zuteil geworden. Heute erhielt sie Besuch von ihren Freunden und Verehrern, welche die errungenen Schönheiten alle besehen wollten. Die Marquise de Arkos machte ihr das gelungene Porträt des Christoph Kolumbus zum Geschenk, welches in Rom von einem ausgezeichneten Künstler geschaffen wurde. „Amerika hat Sie gekrönt," sagte die Dame, „und so müssen Sie auch den Entdecker dieses Weltteiles besitzen." Erst jetzt haben wir erfahren, daß durch die geachtetsten Damen von Habana der Impuls zu dieser Festlichkeit gegeben wurde. Fanny steht in allgemeiner Verehrung sowohl ihrer Kunst als ihres freundlichen Benehmens wegen. Es werden ihr täglich die bestzubereiteten Speisen, die ausgesuchtesten Früchte und köstliches Konfekt in die Wohnung getragen, und wenn sie in ihrem Wagen durch die Straßen fährt, so fliegen ihr von allen Seiten duftige Blumensträuße in den Schoß. Allenthalben empfängt sie Grüße von bekannten und unbekannten Personen, und oft lassen vornehme Damen ihre Wagen von den schwarzen Kutschern anhalten, um Fanny nach landesüblicher Höflichkeit auf einige Minuten zu sich bitten. Ich schrieb das letztemal, daß wir von Habana Abschied genommen. Aber der Mensch denkt, und der Himmel lenkt.

30. April. Wir haben unseren Entschluß geändert und gehen nicht nach New Orleans. Dort befindet sich das eigentliche Theaterpublikum bereits auf dem Lande, daher wird Fanny ihr Glück weiter versuchen und einen Ausflug nach Mexiko machen. Fanny ist gesonnen, sobald sie den Boden von Europa wieder begrüßt, dem Theater für immer Lebewohl zu sagen, darum will sie noch die goldenen Früchte pflücken, welche hier ihrer Kunst einladend entgegenwinken.

* * *

Habana, den 12. Mai 1842.

Wir gehen nicht nach Mexiko, sondern kehren nach Europa zurück. Der Hauptbeweggrund ist unser vergebliches Warten auf ein Schiff, mit dem wir die Reise antreten könnten, denn unter den englischen Fahrzeugen war keines zu finden, welches

sich nach Veracruz begibt. Fanny sagte mir heute, daß wir uns nach New York und von da, wenn das kurze Engagement beendigt ist, bestimmt nach Europa begeben.

* * *

New York, den 28. Mai 1842.

Wir sind gestern um 5 Uhr nachmittags nach einer angenehmen Reise von sechs Tagen in New York angekommen. Wir haben die Zwischenzeit recht angenehm zugebracht. An jedem Nachmittag, sobald sich die Sonne neigte, machten wir Lustfahrten in Fannys Equipage, welche die Aufmerksamkeit und Bewunderung allgemein anregte. Fanny erhielt zwei niedliche Seidenhündchen von der Marquise de Arkos zum Geschenk, welche täglich bei den Promenaden unsere Begleiter sind und uns durch ihr drolliges Wesen viel Spaß bereiten. Ihre Gestalt ist winzig klein, beinahe bis zur Lächerlichkeit. Man hat ihnen die Ohren gestochen und da die Löcher einmal da sind, so ziehe ich Bändchen durch und knüpfe sie zur Schleife, wodurch die Miniaturhündchen ein recht neckisches Ansehen gewinnen. Auf der Herreise waren sie recht lustig, und ich glaube, wenn sie niemals einer Kälte ausgesetzt sind, wird auch in Europa ihr Leben zu erhalten sein. Fanny hat auch allerlei bunte Vögel bekommen, welche ebenfalls die Reise nach unserem Vaterlande mitmachen sollen. Von allen Seiten wurden Andenken und Einladungsbriefe zu Soireen gesendet. Die Soireen waren sehr amüsant und boten viel Abwechslung. Das eine Fräulein vom Hause z. B. spielte die Harfe, das andere sang, das dritte ließ sich am Klavier hören, die Tochter der Marquise tanzte die „Hotta aragonesa"; die junge Gräfin Penalune trug Nationallieder vor u. s. f. Fanny blieb immer die Königin der Feste. Kein Tag war ohne Unterhaltung vergangen und es wurde sogar ein Ball auf einem englischen Kriegsschiff arrangiert, welches den Namen „Illustrius" führt.

Samstag den 21. Mai um 5 Uhr nachmittags haben wir der Habana ein ewiges Lebewohl gesagt. Der Kapitän, General der Marine, ließ Fanny in seinem eigenen Boot von dem Kai bis an Bord des „Natchez" befördern. Über zwanzig andere Boote bildeten die Begleitung. Eine große Menschenmenge hatte sich auf dem Kai versammelt, um der beliebten Künstlerin das letzte Lebewohl nachzurufen. Darunter waren alle ihre Gönner und Verehrer, welche von ihr noch mit einem Händedruck beglückt sein wollten. Die Glocke gab das Zeichen, die Räder des Schiffes setzten sich in Bewegung, adieu! adieu! und getrennt waren wir von allen, die uns in Habana schätzten und liebten.

* * *

New York, den 13. Juni 1842.

Cousine Elßler äußert mit Bestimmtheit, daß wir am 15. Juli nach Europa zurückkehren. Mit dem letzten Steamer von Liverpool erhielten wir Nachricht von den fürchterlichen Unglücksfällen, die sich auf der Pariser Eisenbahn und in Hamburg durch die Feuersbrunst ereignet hatten. Wir haben alle Details gelesen und wurden beinahe von einer Ohnmacht ergriffen. Die Amerikaner muß man bei Brandunglücken mit vollem Rechte loben. In zehn Minuten nach dem Signale arbeiten oft schon 20 Spritzen an Ort und Stelle, und tausend und tausend Menschen versammeln sich freiwillig, um den Flammen Einhalt zu tun. Sobald der Amerikaner die Feuerglocke hört, zieht er seinen Rock aus, hängt ihn über die Schultern, und läuft nach dem angezeigten Orte zur Hilfe-

leistung und Rettung. Die Nachricht von dem verheerenden Feuer erregte eine große Sensation hier, besonders unter den Deutschen. Es leben viele Hamburger Familien in Amerika.

New York hat seit unserer Abwesenheit eine etwas traurige Physiognomie angenommen. Die Leute haben kein Geld und darum fehlt die Heiterkeit. Allenthalben hört man von Verlusten, schlechten Geschäften, Bankerotten und Diebstählen. Es herrscht ein allgemeines Klagen und Jammern. Betrüger aller Art, selbst Mitglieder der Banken, haben ganze Familien ruiniert. Für solche Frevel ist keine Gerechtigkeit in diesem Lande zu finden und es hat den Anschein, als wolle man den Betrug noch unterstützen, statt ihn zu hintertreiben.

16. Juni. Heute über einen Monat sind wir in Boston, um uns dort einzuschiffen. Fannys Sukzeß war außerordentlich brillant. Die New Yorker haben ihren Enthusiasmus in vollem Glanze gezeigt.

* * *

New York, den 26. Juni 1842.

New York ist eine schöne, lebendige, angenehme Stadt. Der Broadway hat eine Länge von vier Meilen, und kann in diesem Augenblicke nicht befahren werden. Die Wasserleitung ist in der Errichtung begriffen und aus diesem Grunde die Straße in ihrer Ausdehnung untergraben. Das immense Reservoir befindet sich am Oberteil der Stadt in der Nähe des wunderschönen Blumentals, welches von den Bewohnern häufig zum Zielpunkt ihrer Spazierfahrten erwählt wird. Hier stehen viele elegante Sommerwohnungen, besonders auf der anziehenden Nord-Riviere. Das Amerikan-Museum, welches dem Astor-House und unserer Wohnung gegenüber liegt, wird seit dem 1. Juni, an jedem Abend durch brillante Beleuchtung und ansprechende Musik verherrlicht. Gestern um zwei Uhr nachmittags fuhren wir bei heiterem Wetter in einem Boote nach der reizenden Insel Staten-Island, welche, ihrer malerischen Lage wegen, meine volle Aufmerksamkeit gefesselt hielt. Wir speisten in dem Hotel New Brigton, und als wir uns um sieben Uhr abends zurückbegaben, wurden wir von einem furchtbaren Gewitter überrascht.

Fanny nährt den Wunsch, zuerst ihr teures Wien wieder zu besuchen, doch soll der Plan für die Reiseroute in Europa erst zu London entworfen werden. Am 16. Juli beginnen wir von Boston aus die Fahrt mit dem Schiffe „Caledonia" und dürften nach meiner Berechnung am 30. Juli in London eintreffen. In London angekommen, werde ich wahrscheinlich ausrufen: Wie schnell sind die zwei Jahre und 55 Tage unseres Aufenthaltes in Amerika ins Meer der Vergangenheit gesunken, obwohl wir während dieser Zeit die Erfahrungen von vielleicht zehn Jahren durchgelebt hatten.

Das Ballett „Die Fee und der Ritter", war von einem überraschenden Erfolge begleitet. Die Ausstattung erschien in New York befriedigender als es in der Habana der Fall sein konnte. Das Park-Theater besitzt ohne Widerrede das reichste Tanzpersonal und besonders dürfen die Zuschauer den Leistungen des weiblichen Ballettkorps alle Anerkennung zollen. Fanny komponierte während ihres Hierseins einen neuen spanischen Tanz, der die Lebhaftigkeit selbst ist, und die Zuschauer im Saale und in den Logen zum Mittanzen gleichsam elektrisierte. Dieser Tanz, der „Zapateado de Cadiz" heißt, brachte meiner Cousine eine reiche Ernte von Blumen und Kränzen. Sie hat sich auch mit dem „Zapateado" vor der Habana produziert, der in seinem Geburtsorte zwei Namen trägt, nämlich: „Buscapies Cubano und Zapateado." Dieser Tanz übertrifft an Originalität alle Kom-

positionen dieser Art; er glänzt wie eine feurige Sonne unter den Sternen, und ich bin überzeugt, daß er in Europa einen ungeheueren Beifall finden dürfte. Fanny tanzt am 1. Juli zum letzten Male in Amerika, zum Besten des Pensionsfonds für die Künstler des Park-Theaters. Seit einigen Tagen ist hier auf den Straßen alles in lauter Bewegung; es werden die Vorbereitungen zu dem jährlichen Feste der Unabhängigkeitserklärung unternommen, welches man für den 4. Juli anberaumt hat.

* * *

An Bord der „Caledonia" in der Nähe von Halifax, den 18. Juli 1842, um 11 Uhr vormittags.

Vor einigen Minuten blieben wir auf unserer Rückfahrt nach Europa in der Nähe von Halifax stehen, welches die Hauptstadt von Neuschottland im britischen Nordamerika ist. Mit einer seltsamen Mischung von heitern und trüben Empfindungen verließen wir Amerika, dessen Erde Fanny Elßler bei ihrer Ankunft vor zwei Jahren als Begrüßung geküßt hatte. So wie in New York und Philadelphia hatten sich auch in Boston Fannys zahlreiche Verehrer eingefunden und Auge, Mund, Händedruck und Umarmung sprachen ein tiefgefühltes Lebewohl. Wir hatten uns dem Schutze des Allmächtigen empfohlen, als wir unser schwimmendes Wohnhaus bestiegen. Nach dem Verlaufe weniger Augenblicke bewegten sich die Räder, und das stolze Wassergebäude schwamm aus dem geräumigen Hafen von Boston. Das Musikkorps des Kriegsschiffes „Ohio" spielte zum Adieu die Nationalhymne: »God save the Queen!« und die Matrosen kletterten auf die Strickleitern der Mastbäume, uns ein einstimmiges Hurra! zurufend. Als wir den Hafen verlassen hatten spielte das Korps als letztes Abschiedswort die „Cracovienne". Fanny hat die „Cracovienne" 220mal getanzt und mit stets gesteigertem Beifall. — Wir sind am Samstag den 16. Juli um fünf Uhr von Boston abgereist und nach Verlauf von 42 Stunden hier in Halifax angekommen. Es ist eine hübsche Stadt, auf einer Höhe erbaut. Man sieht viele Häuser, deren Fenster mit Blumen geziert sind. Meist haben jedoch die Gebäude ein winterliches Ansehen, und die Tore erscheinen, der Sicherheit wegen, mit weißen Holzverschlägen verkleidet. Nova Scotia liegt mehr nördlich. Die Stadt Halifax dürfte von den Nordstürmen in der kalten Jahreszeit viel zu leiden haben. Wir sind bis zum Gipfel der Anhöhe hinangestiegen, woselbst der Telegraph sich befindet und eine unermeßliche Aussicht ausgebreitet vor Augen liegt.

Samstag den 23. Juli, an Bord der „Caledonia". Wir haben schon 1100 Meilen bei stets ungünstigem Winde zurückgelegt. Alle Segel sind aufgespannt, seit wir Halifax verließen. Es befinden sich gegen 70 Passagiere auf der „Caledonia"; der Kapitän, ein angenehmer junger Mann, ist ein geborner Engländer. Wir sind zwei Stunden von Halifax entfernt dem Schiffe „Acadia" begegnet. Gerade, als wir das Dessert aßen, hörten wir ein allgemeines Rufen: „Acadia!" Sie war schon 14 Tage auf dem Ozean und in Halifax mit Sehnsucht erwartet. Bei ihrem Anblick ließ der Kapitän als Begrüßung sogleich Raketen steigen. Der Gegengruß von Seite der „Acadia" geschah auf dieselbe Weise. Als wir näher kamen, wurde von beiden Schiffen blaues Feuer angezündet; die majestätischen Wassergebäude boten in dieser magischen Beleuchtung einen herrlichen Anblick. Beide Schiffe blieben in einer gewissen Nähe stehen und die

Kapitäne korrespondierten wechselweise. Viele Passagiere schickten Briefe zurück, vermutlich um den Freunden Nachricht von ihrer bald überstandenen Reise zu geben.

Donnerstag den 28. Juli, an Bord der „Caledonia". Es ist Mittag, und um acht Uhr abends sind wir bereits in Liverpool. Das Schiff scheint nicht mit Rädern, sondern mit Flügeln auf der Wasserfläche dahinzugleiten. Gestern um drei Uhr nachmittags sahen wir schon die irländischen Gebirge. Dieser Anblick erregte unter der Schiffsbevölkerung die heiterste Stimmung. Alles begab sich auf das Verdeck, um das Land, die felsigen Gebirge und die zerstreuten Fischerfahrzeuge zu begrüßen. Das Ganze gewährte ein anziehendes Bild.

Liverpool, den 29. Juli um acht Uhr früh. Wir sind unter der Obhut des Himmels glücklich in Liverpool angelangt. Gestern, um elf Uhr nachts, haben wir wieder den europäischen Boden betreten. Die Empfindung läßt sich nicht beschreiben, welche mich und Fanny Elßler beseelte, als wir wieder die Luft unseres heimatlichen Bodens einatmen konnten. Wir umarmten einander in sprachloser Rührung und die Tränen waren der innigste Gruß, das beste Symbol unserer tiefempfundenen Freude. Der Regen hat uns verspätet. Wir konnten nur mühsam das Land sehen und die Leuchttürme, und die Beleuchtung der Stadt, welcher wir uns immer mehr und mehr näherten. Endlich blieb die „Caledonia" stehen. Ein kleines Dampfschiff wartete auf die Briefpakete. Es war ein Charge d'affaire mit Depeschen von Südamerika auf unserm Schiffe. Dieser wurde so schnell befördert wie die Briefe. Es ist mehreren Passagieren gelungen, mit ihm zugleich das „Paket Steamer" zu besteigen. Unter dieser Zahl waren auch Fanny und meine Person. Schon war eine andere Dame mit ihrem Gemahl im Begriffe, uns zu folgen, aber die Leiter wurde aufgezogen, und in wenigen Minuten waren wir auf das feste Land geschifft. Während wir uns entfernten, mußten wir immer die „Caledonia" bewundern, welche zu den schönsten Schiffen zu rechnen ist, und die uns, ohne den geringsten Unfall, 3000 Meilen weit geführt hat. Die erste Neuigkeit, welche wir hier vernahmen war äußerst traurig. Sie betraf den plötzlichen Tod des Herzogs von Orleans. Wir sind in die Notwendigkeit versetzt, unserer Koffer und der Eisenbahn wegen, bis um vier Uhr nachmittags hier zu bleiben. In Manchester werden wir ebenfalls mehrere Stunden verweilen und dann am Samstag in London eintreffen.

Saloniki.

Von Dr. R. A. Koernig.

Einer der schönsten Häfen der Welt öffnet sich vor dem Reisenden, den von den Küsten Griechenlands das Schiff durch die azurblaue Ägäa nordwärts an das Gestade von Makedonien trägt. Rechts streckt die Halbinsel Chalkidike aus ihrer breiten Hand drei Finger über das Meer aus, links hebt sich in blendendem Schneeglanze der dreizackige Olympos empor, der Götterberg Thessaliens, ein Alpengebirge des Nordens, hiehergesetzt aus einer rauheren Landschaft. Weiße Gipfel spiegeln sich in der tiefblauen Flut des südlichen Meeres, in den Falten des purpurnen Mantels bergen sich Elfen, Nix und Neck spielen an den rauschenden Wassern zu Füßen des weißen Riesen.

Nach Norden hin öffnet sich eine weite grüne Ebene, durchströmt von Wistritza und Wardar, die bräunliche Fluten in den Thermäischen Golf werfen. An einen Hügel gelehnt, einem weißen Dreieck vergleichbar, breitet die Stadt sich aus, Thessalonike im Altertum genannt, wie sie heute noch bei den Griechen heißt, Saloniki in der neueren Zeit, Solun bei den Slawen. Mit einem Blicke umfaßt man die ganze Stadt, die Häuserreihen, die weißen oder buntbemalten Wohnstätten, die Gärten dazwischen, ein Dutzend schneeweißer Minaretsäulen, die neben hohen Kuppeln emporragen, auf denen der goldene Halbmond schimmert. Da und dort auf einer Kirche ohne Türme das Kreuz, über den Synagogen die Gesetzestafeln mit goldenen Inschriften. Bis an den Rücken des Berges hinan reicht die Stadt, überragt von einer alten Zitadelle, neben der die Stadtmauer entlang läuft, der einstige feste Wall, den in West und Ost die Neuzeit eingerissen hat, damit die sich erweiternde Stadt hinausreichen kann in das grüne Gelände, das den Hafen reizvoll umgibt.

Das Schiff legt sich auf der Reede vor Anker. Der Kai, vor etlichen Jahren durch eine französische Gesellschaft erbaut, erweist sich schon heute als ungenügend für den stärker werdenden Hafenverkehr, und so bleibt, da andere Dampfer am Ufer liegen, das Schiff draußen und ist bald umgeben von einer Menge Boote, geführt von laut schreienden braunen, schwarzbärtigen Männern, die dem Fremden ihre Dienste anbieten. Die meisten dieser Männer sprechen Französisch: es sind Juden, die in der Schule der Alliance Israélite die Sprache gelernt haben, die im Orient für den Verkehr mit den Fremden die maßgebende ist. Nach lebhaftem Feilschen mit den Barkenführern gelangt man in das auf den blauen Wellen tanzende Boot. Am Kai warten die Diener des Gasthofes und unter ihrer Beihilfe ist verhältnismäßig rasch die lästige Zollwache durchschritten. Bald ist das gastliche Heim erreicht, der „Olympos-Palast", ein großes Haus, dessen Einrichtungen uns vergessen lassen, daß wir im Orient sind, um so mehr, als ein echtes Wiener Café im Hause ist, nur daß „Jean" hier Aristides, Themistokles oder Wassili heißt.

Die Straße aber erinnert uns in allem an den Orient. Der Fes herrscht als Kopfbedeckung; der lange Talar und Pelzmantel, der wallende schwarze Bart ist das Kennzeichen der Juden; weißer Fes, buntgestickte Jacke, breiter Gürtel, schwer von Pistolen und Dolchen, Schnabelschuhe ist die Tracht der Albaner, der ungezähmten Söhne jener Bergeshöhen, die schneebedeckt nordwärts emporragen. Bulgarische Frauen in grellbunten Röcken, gelbe und grüne Tücher um den Kopf gewunden — ganz wie „böhmische Madeln" — kommen durch die Menge. Hochgewachsene, überschlanke Männer rufen ihre Zuckerwaren aus, es sind Wlachen, die als Schekerdschi, Zuckermänner, im ganzen Oriente berühmt sind. Türkische Offiziere reiten durch die Menge, die vor dem gedeckten Basar versammelt ist. Die Herren in moderner Kleidung sind Griechen oder Juden, die die alte Tracht schon abgelegt haben — alles zusammen ein so buntes Völkergemisch als man sich nur denken kann.

Saloniki zählt nach verschiedenen Aufstellungen an 120.000 Einwohner. Davon sind 55.000 spanische Juden, 26.000 Türken, 16.000 Griechen, 10.000 Slawen, Bulgaren und Serben, 8500 Fremde, 2500 Zigeuner, 1000 Rumänen, beziehungsweise Kutzo-Wlachen, 1000 Albaner. Die Juden, die die Mehrheit der Bevölkerung bilden, sind 1492 aus Spanien eingewandert, von dort durch eine harte Verfolgung vertrieben; sie, die von Christen aus ihrer spanischen Heimat verjagt wurden, haben seitdem unter der Herrschaft der Türken in Sicherheit und Ruhe gelebt, auch zu Zeiten, wo sie

im heiligen römischen Reiche deutscher Nation Furchtbares erduldeten. Sie haben neben ihrer mittelalterlichen Tracht die spanische Sprache bewahrt, die sie in einer Mundart sprechen, in der auch drei hiesige Blätter »Avenir«, »Época« und »Telegrafo« geschrieben und mit hebräischen Lettern gedruckt sind. Hier kann man sehen, daß es jüdische Arbeiter gibt, die so schwer arbeiten als irgend einer. Unter zentnerschweren Lasten gebückt, gehen die Männer den Hafen entlang; sie plagen sich als Barkenführer, als Schiffer, als Docker. Sie sind Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Schreiner, Fischer, Gärtner, Bäcker, Fabrikarbeiter in der Gießerei und Dampfmühle, betreiben alle Handwerke und Geschäfte. Daß sie auch Kaufleute sind, ist natürlich, bilden sie doch die Mehrheit in dem hiesigen Völkergewirre. Der Groß- und Kleinhandel liegt in ihrer Hand, soweit ihn nicht Griechen oder Ausländer an sich genommen haben; der fremde Kaufmann handelt aber lieber mit den Spaniolen als mit den Griechen, weil sich die letzteren oft ihren Verpflichtungen entziehen. Zu den spanischen Juden muß man auch einen großen Teil der hiesigen Türken, beziehungsweise Mohammedaner rechnen, denn diese sind Donmeh, d. h. Bekehrte. Im Jahre 1626 wurde in Smyrna ein Kind geboren, Sohn spanisch-jüdischer Eltern, der ein Gelehrter wurde, genannt Sabbatai Sewi. Mit der Geheimlehre der Kabbala vertraut, die die Geister auf den Messias vorbereiten sollte, verkündete Sabbatai sich selbst im Jahre 1648 als Messias. Die Kabbala zeigte gerade für dieses Jahr — 5408 nach der Schöpfung — die Erlösung durch den Messias an. Es erging ihm, wie allen Propheten, die Rabbiner Smyrnas vertrieben ihn. Die Schar seiner Anhänger aber wuchs, Sabbatai Sewi begab sich mit ihnen nach Saloniki und versammelte eine Gemeinde um sich, die nach einer Rundreise, die er von Kairo bis Jerusalem, Smyrna, Aleppo, Konstantinopel ausdehnte, sich noch um Tausende vermehrte. Er unterschrieb sich: „Ich, der Herr, euer Gott, Sabbatai Sewi". Da ließ ihn, durch die lärmenden Kundgebungen seiner Anhänger zu Smyrna aufmerksam gemacht, die türkische Regierung verhaften und nach Konstantinopel bringen. Man hütete sich aber schon, den Einfluß seiner ihm blindlings ergebenen Schar fürchtend, ihn umzubringen. Vor Gericht erklärte mit einem Male Sabbatai, seine ihm von Gott erteilte Aufgabe sei, die Juden zum Islam zu führen, und er trat öffentlich, nebst vielen seiner Anhänger, zum Glauben des Propheten über. Die Türken entließen ihn und er wohnte danach in Saloniki, wo ein fester Stamm seiner Anhänger um ihn blieb.

Später, abermals verdächtig, wurde Sabbatai Sewi, der sich weiter als Messias verehren ließ, nach Dulcigno verbracht, wo er 1676 starb. Von den Anhängern dieses Mannes stammen die zahlreichen mohammedanischen Juden ab, die Saloniki zählt. Äußerlich türkisch, auch in der türkischen Schule erzogen, vielfach des Spanischen nicht mehr mächtig, haben sie doch zahlreiche altjüdische Gebräuche bewahrt, sie heiraten auch nur unter sich und niemals eine Fremde. Wegen ihrer Zugehörigkeit zum Islam von den Türken begünstigt, nahmen sie von jeher eine bevorzugte Stellung ein, viele sind hohe Beamte. Die echten Türken Salonikis sind Beamte, Offiziere, einige Kaufleute, viele Gutsbesitzer der Umgegend, die in der Stadt und der reizenden Vorstadt Kalamaria ihre prächtigen Wohnhäuser haben. Die Griechen, der an Bildung hervorragendste Teil der Bevölkerung, betreiben Handel, sind wie ihre Landsleute im Orient fast alle gewandte Kaufleute, alle aber sind groß im Politisieren, sind begeisterte Panhellenen und durch ihren Fleiß fast durchweg wohlhabend. Dieselben Leute, die für sich sehr einfach leben, haben eine fürstliche Opferwilligkeit für nationale Zwecke, Gründung von Kirchen, Schulen,

Errichtung von Denkmälern, Herstellung altberühmter Stätten des einstigen Hellas. Die Rumänen oder Kutzo-Wlachen, auch Zinzaren genannt, sind zumeist, wie schon erwähnt, Zuckerbäcker oder Köche, Diener, Schäfer in den Umgegenden, Gemüsehändler, Pferdetreiber. Unter ihnen wird jetzt eine lebhafte Propaganda im nationalen Sinne gemacht, um diese versprengten Reste ehemaliger römischer Kolonisation mit ihren Landsleuten im Königreiche Romania in nähere Fühlung zu bringen. Die Zigeuner führen in ihrem abgelegenen Viertel dasselbe schmutzige Dasein von Tagedieben wie anderswo; die Kinder treiben sich bettelnd in den Straßen herum. Die Albaner sind Soldaten und Beamte, manche sind geschickte Goldarbeiter, die die zierlichsten Ziselierarbeiten und Drahtgeflechte aus Gold und Silber herstellen. Sie fallen sowohl durch die Tracht, wie ihr hochmütiges Wesen auf, wozu ja freilich das ihnen inmitten einer christlichen Bevölkerung allein erlaubte Waffentragen hilft. Ihnen sind Philipp von Makedonien und Alexander der Große Albaner, Makedonien ihr Stammland, auf das sie ihrer Ansicht nach die vornehmsten Rechte haben. Sie sagen stolz: „Wisse, Herr, das Albanerland ist vier tausend Jahre hier in dem Europa, und noch mehr!" Anrecht auf Makedonien aber wollen auch die beiden feindlichen Slawenbrüder haben, Bulgaren und Serben. Die Bulgaren rufen die Erinnerung an die Zaren Simeon und Asen an, die einst bis zur Ägäa herrschten, die Serben aber verweisen auf ihren Kaiser Stephan Duschan Nemanja, der sich 1346 zu Üsküb zum „Kaiser aller Serben und Wlachen" krönen ließ, und ebenfalls Solun (Saloniki) beherrschte. Noch 1897 hielt König Milan zu Nisch eine Rede, in der er Saloniki nebst Makedonien für Serbien in Anspruch nahm. Nun schlagen sich längs ihrer Sprachgrenze Bulgaren und Serben die Köpfe blutig, um ihr Anrecht auf ein Land, das — der Türke beherrscht.

Saloniki hat unter diesen und anderen Kämpfen — die Griechen fechten jetzt mit den Bulgaren aus Kirchenhaß — schwer zu leiden. „Der Hafenverkehr," so sagte mir der Generalinspektor Rumeliens, Hilmi Pascha, unlängst, „ist ja trotz der andauernden Beunruhigung in den letzten drei Jahren fortwährend gestiegen. Was aber könnte er sein! Europa soll die Komitatdschis wissen lassen, daß sie von den Mächten keine Intervention zu erwarten haben, dann wird Ruhe eintreten und das Land großartig aufblühen." Dieser türkische Patriot, dem bereits die Durchführung tiefeinschneidender Reformen gelungen ist, die hoffentlich auch Bestand haben werden, wenn seine Amtsperiode um ist, wünscht aufrichtig, das seiner Verwaltung anvertraute Land zu heben — leider findet er auf seinem Wege zu viele Hindernisse.

Das schlimmste davon ist, daß der Türke nicht bloß 1321 — Jahr der Hedschra — schreibt, sondern auch meint, er lebe in jener Mittelalterzeit, wo wir doch wahrhaftig im XX. Jahrhundert sind, das an uns immer wichtigere Forderungen stellt, die mit wuchtiger Kraft sich geltend machen. Die größte davon ist die schleunige Aufschließung aller Reichtümer, die des alten Europas Boden birgt, damit wir im Wettbewerbe gegen den Erdteil Amerika bestehen können. Eine Forderung der europäischen Staatsklugheit ist es daher auch, dieses Makedonien aufzuschließen, zu entwickeln, Saloniki zu der Bedeutung zu erheben, die dieser Prachthafen mit seinem großartigen Hinterlande verdient, und die er ganz bestimmt erhalten muß.

Was könnte aus Saloniki werden! Im abgelaufenen Jahre 1904 liefen ein 958 Dampfer mit 870.179 Tonnen, 2491 Segler mit 65.201 Tonnen, zusammen 3449 Fahr-

zeuge mit 935.380 Tonnen. Die Dampfer waren aus Österreich-Ungarn 146, Griechenland 303, Türkei 151, England 79, Frankreich 61, Rußland 58, Italien 57, Deutschland 57, Belgien 17, Norwegen 1. Diese Ziffern sind gegen andere Jahre zufriedenstellend, und zeigen einen Fortschritt; die Ziffern könnten aber das Zehnfache besagen. So lebhaft würde der Handel sich gestalten, hätte das Land die Gewerbe, zu denen es die Rohstoffe liefern kann.

Im Altertum war Makedonien und Thrakien seines Bergbaues wegen berühmt. Thukidides, der Athener großer Feldherr und Geschichtsschreiber, war ein thrakischer Fürstensohn, der selbst Goldwerke besaß und eine Millionärstochter aus Makedonien geheiratet hatte, die ihm zu seinen noch etliche Bergwerke zubrachte. Als er das Schicksal aller berühmten Männer Athens teilte und in die Verbannung gehen mußte, zog er sich zurück auf sein Gut Skapta Hyla, wo eines seiner Goldwerke lag, und schrieb seine große Geschichte. Was ist aus jenen einst so reich lohnenden Bergwerken geworden? Bei der Anlegung der Bahnen nach Serbien, nach Monastir, nach Mitrowitza, fanden die Ingenieure massenhaft erzführende Gesteine, Gold, Silber, Eisen, Kupfer, in manchen Gegenden war kaum ein Stein ohne Erzader. Hier könnte eine Schmelzhütte an der anderen stehen! An einer Stelle in Südmakedonien gibt es Petroleum, es quillt aus der Erde und bildet einen Sumpf. Auch hier liegen Millionen im Boden. Die Wistritza, der alte Haliakmon bildet mehrfach hohe Wasserfälle, Tausende von Pferdekräften könnten hier durch Turbinen nutzbar gemacht werden. Aber die Anwendung der Elektrizität ist in der Türkei verboten! Das ringsum liegende Land ist sehr fruchtbar. Baumwolle, Maulbeerbaum für Seidenwebereien, Ramieh, die tropische Nessel, Tabak — alles das gedeiht hier üppig, und kaum genug Fabriken könnten gebaut werden, um die Fülle des Rohstoffes zu verarbeiten, den der reiche Boden hervorbringen könnte, benützte man ihn nur. In den Sandschaks Serres und Drama hat sich der Tabakbau entwickelt, Baron Herzog in Pest, der seine Tabakfabriken in Kawalla hat, weiß, welche Summen er von dort bezieht.

Der verstorbene Hofrat v. Müller, damals österreichischer Zivilagent in Makedonien, sagte mir einmal: „Hier kann man so recht sehen, was aus diesem Lande werden könnte, wenn Ruhe und Ordnung herrscht." Aber der Tabakbau ist eine Ausnahme, und daß er aufkommen konnte ist bei den Schwierigkeiten, die auch dieser Industrie, wie allen, gemacht worden sind, ein wahres Wunder. In Saloniki besteht eine Dampfmühle — man zeigt sie als eine Merkwürdigkeit, denn sie ist wohl die größte Fabrik in der ganzen Türkei. Einige andere Industrien, die mit gutem Erfolge in der Stadt begonnen wurden, sind von ihren Begründern wieder aufgegeben worden; es wurden ihnen zu viele Schwierigkeiten gemacht. Das wird und muß anders werden! Hier ist ein Land, so groß wie Belgien, mit Naturschätzen überreich gesegnet, die nicht benützt werden. Hier ist ein Hafen, so prächtig, so groß und sicher als einer, der nach Verkehr laut ruft. Hier sind Eisenbahnlinien, die angefangen aber nicht vollendet worden sind und die ausgebaut werden müssen. Der eiserne Weg führt bereits von Saloniki, an den rauschenden Wassern des Wardar entlang, nordwärts nach Serbien, nach Belgrad, Budapest und nach Wien. Wackere österreichische Männer sind es, die die Bahnstrecke erbaut haben, den Betrieb führen, den Dienst ordnungsmäßig und pünktlich versehen, den Eingeborenen ein leuchtendes Muster. Aber mit welchen schier unglaublichen Mißständen, oft auch Bosheiten

der Behörden, haben sie noch immer zu kämpfen! Könnte der Betrieb, wie man wünschte, vergrößert, könnten Nachtfahrten — auch die sind bis auf eine Strecke bei Konstantinopel verboten — eingeführt, Schlafwagen, Restaurants mitgenommen, vor allem die Schnelligkeit gesteigert werden, so würde Saloniki, wie andere Städte am Mittelmeere, einen Touristenstrom ankommen sehen. Es könnte die Geschwindigkeit ganz wesentlich erhöht werden — dann ginge gleichzeitig eine gute Postlinie nach Alexandrien und nach Port Said, dann würde die indische Post hierher ihren Weg nehmen, über Wien nach London geführt werden. Eine Ersparnis von 22, vielleicht 24 Stunden wäre leicht möglich, und ein Tag bedeutet für den englischen Geschäftsmann unendlich viel. Die Strecken nach Monastir und Mitrowitza laufen in eine Sackgasse. Ihr Ausbau eröffnete eine glänzende Aussicht. Im Altertume führte von Thessalonike die Heerstraße über Cellae (Ostrowo) nach Lychnidus (Ochrida), Skampes (Elbasan), Dyrrhachium (Durazzo). Nun, eben denselben Weg durch das Albanerland soll von Monastir ab die Bahn nehmen bis nach Durazzo, ein Zweig aber südwärts nach Avlona (Aulona), Santi Quaranta (Korfu gegenüber), Joannina, mit Anschluß an die griechische Eisenbahn in Thessalien. Von Saloniki südlich muß die längst geplante Strecke ausgeführt werden, die von Karaferia aus der Wistritza nach Süden folgt und Anschluß findet an die Bahn von Larissa nach dem schönen Hafen von Volo, und weiterführen soll bis nach Athen. Für Österreich-Ungarn aber von nächster Bedeutung ist der Ausbau der Bahnen Bosniens, besonders der von Serajewo nach Fotscha, Nowibasar, Mitrowitza, Üsküb. Dann wird der Verkehr nicht allein auf die Linie durch Serbien angewiesen sein.

Die Bahn quer durch Albanien, von der Ägäa zur Adria, die Bahn nach Bosnien, die Anschlüsse nach Griechenland — das sind Aufgaben, die ernsthaft und mit Nachdruck angestrebt werden müssen, um Österreichs Handel den Zugang zu einem Gebiete zu sichern, den unsere Kaufleute und Industriellen dringend wünschen, damit sie in dem immer stärker sich geltend machenden Wettbewerbe sich behaupten können.

Ich sehe den Tag, da in der Wardar-Ebene und längs der Bahnen die Fabriken stehen werden. Man sage nicht, daß dann Fabriksschlote, rußige Schornsteine die herrliche südliche Landschaft verunzieren werden — es ist in diesem Lande der Schönheit noch übergenug, der Arbeit aber zu wenig. Vor Jahren stand ich bei Duisburg auf dem Monninkberge und schaute in der Abenddämmerung weithin über das Rheinland, über das Industrieviertel an der Ruhr: da lag Oberhausen, da Essen, mit ihren Riesenwerkstätten. Hunderte von Schornsteinen steigen empor, Hunderte von Essen flammen. Jetzt glüht es da auf und dann da, dort zucken schwefelgelbe und grüne Gluten empor, weißer Dampf zischt auf. Dumpfer Donner klingt herüber: das Pochen und Hämmern von Tausenden fleißiger Hände, das Rollen und Schwirren unzähliger Räder. Das ist ein großer Anblick, ein gewaltiger Eindruck: das ist die Poesie der Arbeit und ihr hohes Lied. Möge vom Kortiatsch-Berge, der sich über Saloniki erhebt, sich bald ein ähnlicher Anblick bieten — die Wardar-Ebene in der Arbeit, Wohnort von Hunderttausenden, die ob Türken, ob Griechen, Juden, Bulgaren, Serben, Rumänen, durch die Arbeit vereinigt und versöhnt, den jahrhundertelangen Haß und Hader vergessen haben und einmütig an dem einen Ziele arbeiten, die Schätze Makedoniens zu heben. Dann wird Saloniki jener Welthafen sein, der zu werden es durch seine unvergleichliche Lage bestimmt ist.

Chronik.

Hochschulwesen.

Das österreichische Abgeordnetenhaus hat nach jahrelanger Pause, welche durch die inneren politischen Verhältnisse und den Stillstand der parlamentarischen Maschine bedingt war, Mitte Mai wieder eine Hochschuldebatte absolviert, indem es über Andrängen der italienischen Abgeordneten die Regierungsvorlage über die Errichtung einer juristischen Fakultät mit italienischer Vortragssprache in der südtirolischen Landstadt Rovereto der ersten Lesung unterzog. Die Debatte brachte eigentlich wenig Neues, sie bot nur den Wortführern der einzelnen Nationalitäten Gelegenheit, ihre schon oft vorgebrachten Wünsche nach Errichtung neuer nationaler Universitäten neuerlich zu erörtern und deren baldige Erfüllung bei der Regierung zu urgieren. Die Debatte war also eigentlich eine rein politische und sie konnte deshalb nur wenig neue sachliche Gesichtspunkte zutage fördern. Größeres Interesse erregte nur die Rede des Unterrichtsministers Ritter von Hartel und vor allem seine Erklärung, daß die Regierung den verschiedenen Wünschen nach neuen Hochschulgründungen im Prinzipe sympathisch gegenüberstehe, daß sie jedoch unverrückt an dem Standpunkte festhalte, daß eine solche Gründung schon in Rücksicht auf die notwendige Bereitstellung der finanziellen Mittel und der nötigen Lehrkräfte einer sorgfältigen Vorbereitung bedürfe. Eine neue Universität müsse ein bodenständiges, aus den natürlichen Verhältnissen seiner Umgebung hervorgegangenes Gewächs sein, man könne eine Hochschule nicht künstlich und auch nicht über Nacht entstehen lassen. Neben der schwierigen Beschaffung der großen Geldmittel, welche eine moderne Universitätsgründung erheische, mache die Beschaffung der Lehrkräfte gerade für nationale Hochschulen die größten Schwierigkeiten. Der Minister hatte da jedenfalls hauptsächlich den Mangel an solchen Lehrkräften ruthenischer und slowenischer Nationalität im Auge, während in dieser Rücksicht für die seit Jahren erstrebte, noch immer im Mittelpunkte der innerpolitischen Erörterungen stehende zweite böhmische Universität, gegen deren Errichtung in Brünn oder Olmütz freilich die Deutschen Mährens aus politischen Rücksichten Einsprache erheben, durch zahlreiche Habilitierungen an der Prager böhmischen Universität unleugbar besser vorgesorgt ist.

Dafür trat jedoch der Minister für die Notwendigkeit der schleunigen Neuerrichtung der italienischen Rechtsfakultät ein, weil die italienische Nation, wenn sie auch den notwendigen akademischen Nachwuchs noch nicht vollständig aufgebracht habe, gewiß einen Anspruch auf ein Zentrum ihrer wissenschaftlichen Betätigung habe. Und dies umsomehr, als diese Nation infolge der bekannten Innsbrucker Vorfälle, der Demolierung der von der Regierung provisorisch errichteten italienischen Rechtsfakultät im Innsbrucker Vororte Wilten, augenblicklich ihrer bereits errichteten nationalen Bildungsstätte verlustig gegangen sei. Schon in Rücksicht auf die für diese Fakultät bereits ernannten Professoren und auf die italienischen Studierenden, welche sich nach den Innsbrucker Vorfällen und der Schließung der provisorischen Fakultät für das laufende Sommersemester wieder an den deutschen Universitäten inskribieren mußten, befürwortete der Minister die baldige endgültige Erledigung der Regierungsvorlage.

Die Debatte förderte auch das interessante Moment zutage, daß die Wahl von Rovereto als Standort der neuen Fakultät keine der beteiligten Parteien befriedigt. Die italienischen Abgeordneten traten sämtlich auf das energischeste für Triest als Sitz der zukünftigen italienischen Universität ein, nachdem diese bedeutende Stadt mit ihren Spitälern, Bibliotheken u. dergl. allein den richtigen Nährboden für eine solche Anstalt bieten könnte. Ebenso energisch sprachen sich aber die Deutschtiroler gegen die Wahl von Rovereto oder irgend einer anderen südtirolischen Stadt aus,* während die Slowenen, welche in der Umgebung von Triest das Übergewicht haben, sich ebenso energisch gegen Triest als italienische Universitätsstadt verwahrten. Minister v. Hartel erklärte denn auch in Rücksicht auf diese diver-

* Die Ansichten der deutschen Abgeordneten entwickelt und kommentiert eine unlängst erschienene Broschüre: „Die italienische Universitätsfrage in Österreich. Eine deutsche Stimme aus dem Küstenlande“ (Innsbruck, Wagner 1906).

gierenden Ansichten, daß die Regierung auf Rovereto als Standort der neuen Fakultät nicht bestehen wolle, daß sie sich jedoch von vornherein gegen die Wahl von Triest, als einer gemischtsprachigen Stadt, in welcher also die Wiederholung ähnlicher Vorgänge wie in Innsbruck nicht ausgeschlossen sei, aussprechen müsse. Die Entscheidung über den Standort der Fakultät liegt nunmehr beim Abgeordnetenhaus, hoffentlich wird diese Entscheidung die Lösung aller Schwierigkeiten bringen.*

Von den zahlreichen neuen Verordnungen und Erlässen, welche das Unterrichtsministerium für die Hochschulen in den letzten Monaten publizierte, haben namentlich zwei Erlässe allgemeine Aufmerksamkeit erregt, jedoch nur geteilte Zustimmung gefunden. Besonders der Erlaß, welcher den Universitätsrektoraten neuerlich den Auftrag vermittelte, den Privatdozenten die Führung des Titels „Dozent" oder „Universitätsdozent" aufs strengste zu untersagen, erfuhr in Rücksicht auf die bisherige Gepflogenheit namentlich der medizinischen Privatdozenten, und in Rücksicht auf die schwierige materielle Lage der übrigen Privatdozenten in der Tagespresse abfällige Besprechungen. Zweifellos sind jedoch die Gründe, welche das Ministerium in dem Erlasse selbst für sein Vorgehen anführt, sehr stichhältig. Die Bezeichnung „Dozent" oder „Universitätsdozent" führt das Publikum über das Verhältnis dieser Lehrpersonen zur Universität umsomehr irre, als an verschiedenen ausländischen Hochschulen bezahlte und fest angestellte Dozenten vorhanden sind, mit denen unsere Privatdozenten als lediglich zugelassene Lehrpersonen nicht zusammengestellt werden können. Auch das Institut der an den österreichischen technischen Hochschulen für bestimmte Lehrfächer fest angestellten honorierten Dozenten verbietet die weitere Anwendung des Dozententitels für die einheimischen Privatdozenten.

Ebenso erlitt der Erlaß über die Einführung von Inskriptionsgebühren für außerordentliche Studierende und Frequentanten (Hospitantinnen) ganz ungerechtfertigterweise mancherlei Angriffe in der breiteren Öffentlichkeit. Die neueingeführten Gebühren sind im Verhältnisse zu den entsprechenden Gebühren im Deutschen Reiche so niedrig bemessen, daß von einer neuerlichen Behinderung des ohnedies kaum mehr normal zu nennenden Zudranges zu unseren Hochschulen wohl nicht die Rede sein kann, umsomehr als diese Gebühren wieder nur einem Hochschulzwecke, der Stärkung der bereits sehr unzulänglich gewordenen Dotationen der Universitätsbibliotheken, zu dienen haben. Nach dem neuen Erlasse werden vom nächsten Wintersemester an die außerordentlichen Hörer der Pharmazie eine Inskriptionsgebühr von 5 K für das zweijährige Studium, die außerordentlichen Hörer und Hörerinnen für zwei Semester eine solche von 3 K, die Hospitantinnen für jedes Semester 2 K zu erlegen haben. Wie man bei der geringen Höhe dieser Gebühren von einem Rückschritte, von einer beabsichtigten Unterbindung des Hochschulstudiums der Frauen reden kann, bleibt ganz unerfindlich.

Mit großer Spannung wird allgemein die prinzipielle Entscheidung des Unterrichtsministeriums über die Zulassung weiblicher Privatdozenten an den Universitäten erwartet. Wie bereits im letzten Chronikartikel berichtet wurde,* hat sich das Professorenkollegium der Wiener philosophischen Fakultät in einem bestimmten Falle mit großer Majorität für die Zulassung einer Philologin zur Habilitation ausgesprochen. Inzwischen ist diese Angelegenheit weiter gediehen; Fräulein Dr. Elise Richter — dies der Name der betreffenden Dame — hat inzwischen, nachdem die überreichte Habilitationsschrift approbiert worden war, das vorgeschriebene Kolloquium zufriedenstellend abgelegt und auch schon den Probevortrag über ein spanisches Drama des XVI. Jahrhunderts gehalten, welches in seiner Fabel große Ähnlichkeit mit der Fabel von Shakespeares „Romeo und Julia" aufweist, ohne daß eine Benützung des spanischen Stückes durch den englischen Dramatiker nachzuweisen wäre. Der Habilitationsakt harrt nun der Entscheidung des Ministeriums, der im gegebenen Falle, da es sich um das Prinzip der Zulassung weiblicher Privatdozenten zu den Universitäten handelt, größere Bedeutung zukommt. In jedem Falle, auch wenn das Ministerium zu einem ablehnenden Bescheide gelangen sollte, hat Fräulein Richter als Vorkämpferin des weiblichen Geschlechtes in dieser Frage schon jetzt die große persönliche Genugtuung, von der Universität als vollständig qualifiziert für die angestrebte Habilitation bezeichnet worden zu sein.

Unverhältnismäßig groß sind auch diesmal die Verluste, welche die österreichischen Hochschulen, vor allem aber die Wiener Alma mater, durch den Hintritt oder die Pensionierung bedeutender Gelehrter erlitten haben. Man braucht da bloß die beiden großen Wiener Philologen Richard Heinzel und Adolf Mussafia zu nennen, um die Größe dieser Verluste ganz ermessen zu können. Merkwürdigerweise sind diese beiden bedeutenden Sprachforscher, die bei aller Verschiedenheit ihres äußeren Lebensganges und ihrer ganzen Lebensanschauung die größte Ähnlichkeit in ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit

* Inzwischen hat der Budgetausschuß des Abgeordnetenhauses die Regierungsvorlage bereits vollinhaltlich angenommen.

* Vergl. Bd. II, Heft 23 der „Österr. Rundschau".

aufweisen, beinahe gleichzeitig aus dem Leben geschieden. Es ist hier keineswegs der geeignete Ort, um der wissenschaftlichen Bedeutung und dem Lebenswerke der beiden Gelehrten irgendwie gerecht zu werden. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß mit dem Germanisten Heinzel und dem Romanisten Mussafia zwei Meister der wissenschaftlichen Kleinarbeit und der streng philologischen Methode dahingegangen sind, daß mit ihrem Hintritte ein wichtiger Abschnitt philologischen Studienbetriebes, wie er in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts an den österreichischen Universitäten blühte, abgeschlossen vorliegt. Leider waren die Umstände, unter denen der Tod der beiden berühmten Hochschullehrer erfolgte, sehr betrübend! Heinzel kehrte, noch mitten in seinem so reich befruchtenden Lehrberufe stehend, die todbringende Waffe gegen sich selbst und Mussafia mußte sich, körperlich seit langen Jahren gebrochen, schon vor längerer Zeit, noch vor Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze, von der Ausübung seiner geliebten Lehrtätigkeit nach dem Süden zurückziehen, wo er nunmehr in Florenz gestorben ist. Allgemeines Bedauern löste auch das frühe Ableben des Ordinarius für Ägyptologie und Geschichte des alten Orients an der Wiener Universität, Dr. Jakob Krall, aus, der erst nach jahrelanger Wartezeit im Jahre 1890 eine außerordentliche Professur und dadurch die Möglichkeit erlangte, sich mit der längst geliebten, reich veranlagten Tochter des verstorbenen Historikers Büdinger einen Hausstand zu gründen. Kaum drei Jahre nach seiner Ernennung zum Ordinarius seines Faches und zum Nachfolger des berühmten Ägyptologen Reinisch ist Krall gestorben und damit sind auch seine reichen wissenschaftlichen Pläne, welche sich zunächst auf die Vollendung seines Grundrisses der altorientalischen Geschichte richteten, dessen erster bis Kyros reichender Band im Jahre 1899 erschienen ist, zunichte geworden.

Die Wiener medizinische Fakultät betrauert das Ableben des eben in den Ruhestand getretenen tit. ordentl. Professors für experimentelle Pathologie Samuel Ritter v. Basch und des langjährigen Privatdozenten für Kinderheilkunde Dr. Andreas Hüttenbrenner, eines hervorragenden Spezialisten. Basch ist vornehmlich durch seine Anteilnahme an dem kühnen mexikanischen Abenteuer des Kaisers Max, welchem er in den letzten Lebensstunden treu zur Seite gestanden ist, sowie durch seine großen Verdienste um die Hebung des Kurortes Marienbad, in welchem er seit 1869 als vielbeschäftigter Saisonarzt weilte, weit über die Kreise der engeren Fachgenossen hinaus bekannt geworden. Seine hübsch geschriebenen „Erinnerungen aus Mexiko" (Leipzig, 1868) wurden seinerzeit viel gelesen. Die Grazer juristische Fakultät verlor in den letzten Monaten drei der angesehensten Mitglieder ihres Lehrkörpers. Karl Hiller, ein bekannter Strafrechtslehrer, war aus Bayern, seinem Heimatlande, über Czernowitz erst im Jahre 1898 als Ordinarius nach Graz gekommen und nahm dort bald eine sehr angesehene Position ein, welcher ihn Ende April eine schnell verlaufende Krankheit entriß. Noch jäher trat allerdings das Ende an seine beiden jüngeren Kollegen, den reichbegabten Kirchenrechtslehrer Viktor Wolf Edler v. Glanwell und den Privatdozenten für politische Ökonomie Dr. Leo Petritsch heran, die leider auf einer in tollkühner Weise unternommenen Frühjahrspartie in das Hochschwabgebiet verunglückten. Professor Wolf war als kühner Bergsteiger weit bekannt und die von ihm veröffentlichten Touristenführer, namentlich sein „Führer in die Pragser Dolomiten" haben größte Verbreitung gefunden. Auch unter den bereits im Ruhestande lebenden ehemaligen Universitätslehrern räumte Freund Hein in den letzten Monaten tüchtig auf; so beklagt die tschechische Nation den Tod des Historiographen der Prager Universität und der Stadt Prag, des ersten Rektors der böhmischen Universität, des Herrenhausmitgliedes Wenzel W. Tomek, die Wiener technische Hochschule das Hinscheiden des langjährigen Vertreters der Naturwissenschaften im Lehrkörper Andreas Kornhuber, die Grazer technische Hochschule das Ableben zweier ehemaliger verdienter, langjähriger Mitglieder Wilhelm Heyne und Franz Hlawatschek. Schließlich mag hier auch der Tod des seit langen Jahren infolge eines verunglückten Experimentes gänzlich erblindeten, ehemaligen Chemieprofessors an der Universität Lemberg Franz Pleß, und des langjährigen Professors der Anatomie an der längst geschlossenen medizinisch-chirurgischen Lehranstalt in Olmütz Artur Willigk angemerkt werden.

Wesentlich geringer sind die Verluste, welche die österreichischen Hochschulen in letzter Zeit durch Pensionierungen erlitten haben; diese Verlustliste wird erst gegen den Anfang des nächsten Wintersemesters hin aller Voraussicht nach reichhaltiger werden. Immerhin ist auch dieses Konto nicht unerheblich, wenn man bloß den einzigen Namen Pfaff in Betracht zieht. Leopold Pfaff ist nach längerer Krankheit, welche ihm leider die Lehrtätigkeit vorzeitig unmöglich machte, von seiner Lehrkanzel für bürgerliches Recht an der Wiener Universität geschieden. Der geistvolle Vortrag, die rege literarische Tätigkeit, welche durch die Herausgabe von vielbenützten praktischen Kommentaren zum Österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche und von zahlreichen Neubearbei-

tungen älterer bewährter Lehrbücher (Arndts' Pandekten, Krainz' System u. a.) und durch seine Mitarbeit an der „Sammlung von zivilrechtlichen Entscheidungen des obersten Gerichtshofes" die juristische Tagesarbeit und das juristische Studium wesentlich förderte, wird Pfaffs Namen in der österreichischen Universitätsgeschichte unvergessen machen.

Zweifellos wird das Unterrichtsministerium große Schwierigkeiten zu überwinden haben, wenn es bis zum Beginne des nächsten Wintersemesters die ungewöhnlich zahlreichen vakanten Hochschul-Lehrstühle wieder zweckentsprechend besetzen will. Bis jetzt ist in dieser Hinsicht noch nicht allzuviel vorgekehrt worden, es finden erst Verhandlungen nach allen Richtungen statt, die nur betreffs des Ersatzes für den nach Leipzig abgegangenen Prager Anatomen Rabl bereits zu einem festen Resultate geführt haben. Wieder ist zu diesem Zwecke ein reichsdeutscher Gelehrter an die Prager deutsche Universität berufen worden, der bisherige Leipziger Extraordinarius Rudolf Armin Fick, ein Sohn des unvergeßlichen Würzburger Physiologen Adolf Fick. Auch mit dieser Berufung hat das Ministerium zweifellos Glück gehabt, indem mit Fick ein ausgezeichneter Fachmann auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Histologie für unsere Monarchie gewonnen wurde. Sein bisher im ersten Bande vorliegendes Hauptwerk, das „Handbuch der Anatomie und Mechanik der Gelenke" hat die Aufmerksamkeit der medizinischen Welt auf den kaum 40jährigen Anatomen gelenkt. Als ein willkommenes Geschenk des Schicksals kann es weiters das Ministerium betrachten, daß sich an österreichischen Hochschulen in der letzten Zeit zwei bisher auf hervorragenden politischen Posten stehende Staatsmänner, welche ehemals im Hochschuldienste gestanden waren, dem Lehrberufe freiwillig wieder zugewendet haben. Der berühmte Nationalökonom und langjährige Finanzminister Eugen Ritter v. Böhm-Bawerk, der Autor des berühmten Buches über „Kapital und Kapitalzins", trat als Ordinarius extra statum in den Verband der Wiener Universität, der polnische Lehrer des römischen Rechts und langjährige Statthalter des Königreichs Galizien Leo Graf Pininski nahm seine Vorlesungen an der Universität zu Lemberg wieder auf. Beide Staatsmänner sind Fachmänner ersten Ranges und die österreichischen Universitäten können sich zu diesem vornehmen Lehrerzuwachse nur gratulieren.

Im übrigen ging das Ministerium vorläufig nur mit wenigen Besetzungen von Universitätsordinariaten vor; so wurden zu ordentlichen Professoren der aus der Wiener Schule hervorgegange Botaniker Karl Fritsch in Graz, der klassische Philologe Stanislaus Witkowski in Lemberg und der bekannte junge Historiker Josef Pekář, letzterer zum Ordinarius der österreichischen Geschichte an der böhmischen Universität in Prag, befördert. An dieser letzteren Universität wurden überdies drei hochverdiente, schon längere Zeit habilitierte Privatdozenten: Josef Vančura für römisches Recht, der überaus fleißige Sekretär des böhmischen Nationaltheaters in Prag, Karl Kadlec für slavische Rechtsgeschichte und der klassische Archäologe Ignaz Vysoký zu außerordentlichen Professoren befördert. Schließlich erlangte der Germanist und Literarhistoriker Richard Maria Werner in Lemberg endlich die langersehnte Entlastung in seinem schwierigen, auf exponiertem Posten ausgeübten Lehrberufe durch die Ernennung des bisherigen Innsbrucker Privatdozenten Josef Schatz zum Lemberger Extraordinarius für ältere deutsche Sprache und Literatur.

Für die technischen Hochschulen ist hier nur die Ernennung des bekannten Maschinenbauers Kamillo Körner, welcher bisher der Maschinenbauaktiengesellschaft vormals Ruston und Co. in Prag seine Dienste geleistet hatte, zum ordentlichen Professor an der Prager deutschen technischen Hochschule, sowie jene des tschechischen Malers Ferdinand Heršík, eines Schülers Brožiks, an die Stelle des so früh verstorbenen Jenewein zum außerordentlichen Professor des technischen Zeichnens an der Brünner böhmischen Technik anzuführen.

Reiche Förderung erfuhren die österreichischen Hochschulen gerade in letzter Zeit durch die vollzogene Eröffnung einiger bereits seit Jahren im Bau begriffenen neuen Institutsgebäude. Da ist vor allem die Anfangs April erfolgte Eröffnung des glanzvoll eingerichteten neuen botanischen Universitätsinstitutes in Wien zu nennen, bei welcher der Direktor des Institutes, Professor v. Wettstein eine gehaltvolle Festrede hielt, eine Feierlichkeit, die eben vor der Eröffnung des glänzenden, im Juni abgehaltenen internationalen botanischen Kongresses ganz zur richtigen Zeit gekommen ist. Nicht minder festlich vollzog sich, beinahe zur gleichen Zeit, die Eröffnung des neuen physiologischen Institutsgebäudes der deutschen Universität in Prag, welches allerdings schon seit Anfang des Wintersemesters für Vorlesungen in Anspruch genommen worden war und die Einweihung des neuen Gebäudes der Lemberger Universitätsbibliothek. Mitte April erfolgte auch die Eröffnung des neuen, für den aus Marburg in Hessen nach Wien berufenen berühmten Pharmakologen Hans Horst Meyer eingerichteten Wiener pharmakologischen Institutes, welches in den ehemals vom physiologischen Universitäts-

institute innegehabten, neu adaptierten Räumlichkeiten in der alten Gewehrfabrik untergebracht wurde und namentlich trefflich ausgestattete Räume für medizinisch-chemische Arbeiten, für experimentelle Untersuchungen an Tieren, für Mikroskopie und für Untersuchungen an Bakterien und ihren Toxinen aufweist. Die zukünftige bessere Unterbringung einzelner Prager Universitätsinstitute wurde ebenfalls der Verwirklichung näher gerückt; mit dem Beginne der Bausaison wurde mit dem Baue des hygienischen Institutes der deutschen und des physikalischen Institutes der böhmischen Universität gleichzeitig begonnen, während die Fertigstellung des im großen Hofe des Hauptgebäudes der böhmischen technischen Hochschule im Baue begriffenen physikalisch-elektrotechnischen Institutes dieser Hochschule bereits bedeutende Fortschritte zeigt.

Sehr lobenswert sind die an allen Hochschulen herrschenden Bestrebungen, den ärmeren Studierenden während ihrer Studienzeit durch Erbauung von Studentenkonvikten, durch Eröffnung von billigen Speisehäusern u. dgl. beizuspringen. Im laufenden Studienjahre sind die sehr praktisch eingerichteten Studentenheime an der Wiener Hochschule für Bodenkultur und an der böhmischen Universität in Prag, zuletzt auch ein kleineres Studentenkonvikt in Czernowitz zur Eröffnung gelangt. Am besten dotiert ist unter diesen Anstalten jedenfalls das neue, für 215 Studierende eingerichtete, tschechische Studentenheim, dessen Erbauung durch reiche Schenkungen des bekannten Mäcens Baurates Hlavka in Prag und der Prager Stadtgemeinde ermöglicht wurde.

Leider muß die Hochschulchronik diesmal mit einem trüben Ausblick in die Zukunft schließen. Eine unlängst veröffentlichte Berechnung eines Supplentenvereins rückt die ohnedies trüben Zukunftsaussichten der Studierenden der augenblicklich unendlich überfüllten österreichischen philosophischen Fakultäten in eine neue und traurige Beleuchtung. Die Berechnung berücksichtigt allerdings nur die Aussichten der deutschen Philosophen, sie schweigt ganz von den immerhin besseren Aussichten der polnischen und von den geradezu entsetzlichen Aussichten der tschechischen Philosophen. Augenblicklich studieren darnach zirka 3100 Philosophen an den deutsch-österreichischen Universitäten, von denen etwa 20 Prozent, welche die Lehrbefähigung für anderssprachige Mittelschulen an diesen Hochschulen anstreben, abgezogen werden können. Es handelt sich also um etwa 2480 Studenten gegenüber 2300 vorhandenen deutschen Lehrerstellen, wobei allerdings die Supplenturen nicht in Anschlag gebracht erscheinen Nun sind aber von den vorhandenen 115 deutschen Gymnasien, 65 Realschulen und 54 Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten 17 von Bischöfen oder Klöstern erhaltene Gymnasien und 12 Lehrerbildungsanstalten mit ihrem größtenteils geistlichen Lehrpersonale kaum in Rechnung zu bringen, ebenso wie etwa 42 Prozent aller Hauptlehrerstellen an Lehrerbildungsanstalten, welche schon derzeit mit Nichtakademikern besetzt sind. Weiters sind auch 22 katholische Religionslehrerstellen von vornherein von der oben angegebenen Gesamtzahl der vorhandenen Lehrstellen abzurechnen. Die wenigen für Philosophen erreichbaren Stellen an Hochschulen (Professoren-, Adjunkten- und Assistentenposten), an Bibliotheken und Museen, an der geologischen Reichsanstalt, im journalistischen Berufe u. dgl. kommen als Gegengewicht gegen diesen Abfall kaum in Betracht. Überdies ist aber schon derzeit ein Überfluß an geprüften Kandidaten in einzelnen Fächern, so in den Fachgruppen: Naturwissenschaften, Mathematik und Physik, Geschichte, Germanistik und klassischer Philologie, vorhanden und sind derzeit eigentlich nur mehr bessere Anstellungsaussichten für Anglisten und Romanisten bei den Realschulen zu konstatieren. Welchen traurigen Zukunftsaussichten also die Hörer der deutsch-österreichischen philosophischen Fakultäten schon in den nächsten Jahren entgegensehen werden, das geht aus den angeführten trockenen Ziffern nur zu klar hervor. Man muß also schon jetzt allen Ernstes den Absolventen der Mittelschulen, welche sich vor die Berufswahl gestellt sehen, abraten, sich den philosophischen Studien zuzuwenden. Ein hartes Los und jahrelange Wartezeit müßten sie erwarten, während ihnen an den anderen Fakultäten, so sehr sich auch an diesen, abgesehen von den noch immer mehr Zuzug ersehnenden theologischen Fakultäten, in letzterer Zeit die Aussichten verschlechtert haben, doch immer noch zahlreiche Wege offen stehen, um zu einer gesicherten und befriedigenden Lebensstellung zu gelangen.

Mitte Juni 1905.

Dr. Richard Kukula.

Besprechungen.

The portrait of Mr. W. H. By Oscar Wilde. 425 copies (second edition) printed on Japan Vellum (type distributed). Portland Maine. Thomas B. Mosher. MDCCCCIV.

Die Mache dieser kurzen Geschichte ist die für Wilde typische: gelassene, aber persönlichst gefärbte Berichterstattung, Dialog mit charmanten Reflexlichtern, kleine Sensationen. Die Mache bei Wilde ist immer sehr wohlerzogen und meist ganz nebensächlich, nach einmaligem

Lesen total erschöpft, tot: es kommt nur auf die Pointen an. Bei dieser 1889 zum ersten Male gedruckten „Erzählung" — als solche eine Bagatelle, über die hinweg man zu Wilde liest, immer zu ihm — ist der „springende Punkt" eine Theorie, eine pure literarische Theorie, aber von einer so unerhörten Romantik, wie man sie sich nur in „Erzählungen", im Versteck, erlaubt. Eine Theorie, genial, großartig und blendend, ja verführend wie etwas ganz Sinnliches, eine rein malerische Valeur, ein Edelstein, ein bunter Vogel. Shakespeares Sonette seien an einen schönen jungen Schauspieler gerichtet gewesen: W. H. Das ist alles. Aber wie das allmählich aus dem Zigarettendampf eines Gesprächs hervortritt, wie das wächst, sich erfüllt mit Blut, Geist bekommt, sich betont, sich an einen klammert, über alles Menschliche wächst, endlich gar mordet (die „Sensation"), das ist einfach wundervoll und überzeugender als wissenschaftlichste Paragraphenkanonaden. Was liegt daran, daß es nur wie in einem wieder entschwindenden Traum überzeugt? Daß es im Grunde eine „Forgery" ist, eine Mystifikation, eine graziöse Konstruktion aus dem Hauch einer Stimmung? Es ist mehr als eine literarische Hypothese: eine künstlerische Schöpfung, innerhalb ihrer Sphäre gebietend mit koketter Ironie, mit melancholischer Selbstironie vielleicht: eine Theorie, die sich ein wenig schämt, die eigentlich gerne an sich glaubte und glauben machen möchte... Und noch mehr ist da: das tiefste Problem der Kunst: die Seelenwiederkehr, die Selbstbefruchtung aus der Unendlichkeit, dem Reservoir der geistigen Moleküle. Es schafft einer sich selbst gleichsam noch einmal, indem er sich, wie die Literarhistoriker sagen, in eine Gestalt versenkt: das Gesetz der Identität. Nur wer selbst einmal Cäsar war, „ein Stück von ihm", kann Cäsar empfinden. So hat Cyrill Graham den jungen schönen Liebling Shakespeares empfunden. Und W. H. wurde, weil Cyrill Graham ihn in sich selbst erlebte. Ist das nicht weit mehr als — Realität, die immer erst „bewiesen" werden muß?

Richard Schaukal.

Albert Matthäi: Gedichte. Stuttgart und Berlin, 1904. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

„Ich mag die meisten Menschen nicht;
Ich mag die meisten Bücher nicht;
Ich mag einmal die meisten nicht.

Doch euch, die ihr die Wenigsten
Der Menschen und der Bücher seid,
Euch mag ich; euch gehör ich zu.

Von allen Menschen seid ihr nur
Einhunderttausend. Nach und nach,
Mein Hunderttausend sind ich dich.

In diesen Zeilen an seine Freunde sagt uns der Dichter selbst: es ist kein Gedichtbuch für die Vielen, Vielzuvielen, sondern eines für die Wenigen. Für seine Freunde, für Freunde einer ernsten, in einsamen Stunden voll gereiften Kunst. Solche finden mühelos, des kostbaren Genusses sich freuend, auch alle anderen Vorzüge dieses Buches. Vor allem den seltenen, daß man keine Gedichtsammlung, sondern eine Gedichtauslese vor sich hat, daß ein kritischer, selbstbeherrschender Sinn sich beschied, nur Gutes, Starkes und Sicheres zu geben, ähnlich wie ein tüchtiger Goldschmied, ein strenger Meister seines Handwerkes nur schön gelungene Kleinode zu einer wertvollen Kette fügt. Jedes Stück schmiedet er besonders. Verschieden ist ein jedes, verschieden in der Form, in der Wahl der Zierate, der Wahl und Farbe der Steine. Aber alle tragen sie dasselbe Zeichen reifer und schöner Kunst, das Mal ihres formsicheren Meisters.

Eines besonders gibt diesen Gedichten einen besonderen und nachhaltenden Wert. In den kunstvoll gearbeiteten Versen, klar und stets seiner Eigenart entsprechend geformt, liegt überall, einem schön gefaßten Steine gleich, ein schöner Gedanke, dessen Glanz selbst jeder Fassung bar, noch fesseln und erfreuen würde. Aber der Künstler in Matthäi gab nichts Unfertiges, nichts Halbes.

Ein Junger, vom Leben Berauschter, feiert er die Liebe. Ein Mann, schönheitsfrohen Auges, besingt er die wundersame Natur. Ein Reifer, aus Werdemühen Starker, nachdenkend und geklärt, zwang er den großen Gedanken vom Heimbegehren, die Religion, in rhythmische Formen. In den Gedichten des Heidenchristentums gibt er das Tiefste, das Beste aus seiner Dichterseele. Heidenchrist nennt er sich selbst und meint damit die Religion des großen Pan, vertieft und verinnerlicht durch den Adel christlichen Empfindens. Keiner Sekte rechnet er sich damit zu, sondern er geht seinen Weg unter denen, die stumm, bangen Herzens, ihre Knie vor den Wahrheiten der frohen Götter Hellas und Roms, der starken Helden Walhalls und des milden, segnenden Christus beugen. Er ist denen nicht gram, die nur vor einem Altare beten. Aber ein Sehender, Freier, Weitblickender, will er durch seine Kunst unserem Herzen alle frohen, starken und milden Götter lieb machen. Und dies gelingt ihm.

Wir lesen seine „Germanischen Klänge" und fühlen die rauhe, frische Meerluft des Nordens. Wir lesen „Auf eine zweifelhafte Antike", „Catullus an Albertus", „Albertus an Catullus" und atmen den lauen Hauch attischer Gärten. Und wenn wir „Der Heiland und die Tiere", „Rosensage" und „Ave Maria" lesen, dann überkommt uns

Andacht vor jenem Hohen, dem edelsten aller Dulder.

Damit wäre der Gedankenreichtum Matthäis noch nicht erschöpft. Ein Vielseitiger, führt er uns in anderen Versen an die Zufälle und Begebenheiten des Alltags und weist uns hier, wie große und starke Schönheit in jedem Geschehen, in allem Leben und Leiden ist. Dann nimmt er uns lächelnd auf eine Höhe, ein wenig abseits, daß wir das Treiben und Drängen der Dumpfen und Kleinlichen übersehen können und spricht von dort aus, treffend und mit gutem Spott kurze, mit sonnigem Humor gewürzte Worte.

Das kann nur einer tun, der wert ist, daß wir ihm folgen. Matthäi kann sicher sein, daß es viele tun. Denn wer sein Buch liest, wird mit ihm gehen, wohin er ihn führt, ein Bewunderer seiner Art, seiner gedankenreichen, sprachschönen Kunst, und wird, dankbar seinen Geschenken, sich stolz fühlen als einer von „seinem Hunderttausend".

Hans von Hoffensthal.

H. P. Berlage. Gedanken über Stil in der Baukunst. Leipzig, 1905. Julius Zeitler.

Unter allen bildenden Künstlern sind die Architekten diejenigen, welche am häufigsten zur Feder greifen, um ihren künstlerischen Absichten und Anschauungen Nachdruck zu verleihen. Ihre umfassende theoretische Vorbildung hat ihnen dazu den Weg gezeigt und die Lücken der praktischen Betätigung haben bei ihnen stets das Bedürfnis geweckt, wenigstens mit Wort und Stift zu sagen, was sie durchführen wollten und nicht konnten. Heute tritt das Bedürfnis der Aufklärung und Popularisierung hinzu. Denn man hat richtig erkannt, daß der künstlerische Wille machtlos bleibt, wenn die Resonanz im Publikum fehlt; daß es notwendig ist, vorerst zu wissen, was man braucht, bevor man entscheiden kann, wie man es zu machen hat.

Berlage ist eine künstlerische Persönlichkeit, deren Wort Gewicht hat. Der Bau der Amsterdamer Börse und manches andere seiner Werke, von denen reizvolle Skizzen in den Text seines Essays eingestreut sind, geben Zeugnis von dem hohen Mut seiner Überzeugungen, von der bedeutenden Kraft seiner Gestaltungsgabe. Die Auseinandersetzungen über seine „Gedanken vom Stil in der Baukunst" wirken daher wie ein Glaubensbekenntnis einer Künstlerseele, deren Flug hoch empor geht.

Zuerst ist es eine Abrechnung mit der älteren und der jüngsten Vergangenheit, die Berlage gründlich hält und die uns Wiener besonders interessieren muß, weil wir an ihr mit unseren Monumentalbauten so stark beteiligt sind. Ausgehend von einer warmen Freude an alter Kunst, deren Geschlossenheit und Ruhe der moderne Künstler so rückhaltlos bewundert und doch so kritisch untersucht, kommt er zu dem Schlusse, daß es die „Einheit in der Vielheit" ist, welche diesen natürlichen und überzeugenden Werken die schlagende Wirkung gibt. Gerade diese Eigenschaft ist es aber auch, welche den Werken des XIX. Jahrhundertes am meisten fehlt. So klar auch die glänzenden Theoretiker Semper und Viollet le Duc das Wesen der Stilfrage erkannt und studiert haben, ihre eigenen Schöpfungen, wie jene der Zeitgenossen krankten an dem Grundübel ihres Jahrhunderts — an der Zerfahrenheit der Anschauungen und Bedürfnisse ihrer Zeit.

Berlage hat stets den Monumentalbau vor Augen; er, dem Holland eine der besten modernen Leistungen auf diesem großen Gebiete verdankt, er zögert nicht zu erklären, daß unsere Zeit noch nicht reif ist, der alten Kunst Ebenbürtiges an die Seite zu reihen. Aber er erkennt an, daß wir am Wege dazu sind und zeigt die Richtung, in welcher das Ziel zu erreichen sein wird. Ihm ist die Grundforderung konstruktiver Ehrlichkeit und Einfachheit, die ihm am überzeugendsten die mittelalterliche Bauart vor Augen führt, das natürliche Hilfsmittel, aber die wahre Triebkraft der Kunsttätigkeit muß nach ihm die aufrichtige Begeisterung für einen neuen Lebensinhalt bilden, dem wir zustreben. Er erblickt in der Umgestaltung und Neubildung der sozialen Verhältnisse, in der Vernichtung des Kapitalismus die unerläßliche Vorbedingung für einen Nährboden der Kunst. Nur wenn die Lebensformen und -Bedingungen Einheit des Grundcharakters besitzen, kann ein einheitlicher Ausdruck derselben, den wir Stil nennen dürfen, gewonnen werden.

Es fehlt auch in unserer Zeit nicht an Bestätigungen dieses Gesetzes, an baulicher Tätigkeit auf Einzelgebieten, die sich ganz mit einer neuzeitlichen Lebensform eines bestimmten nationalen und sozialen Bevölkerungsteiles deckt.

Berlages Ziel ist aber höher gesteckt. Er strebt über nationale und persönliche Eigenarten hinaus zu einer Gemeinschaft, wie sie einer Zeit gebührt, welche auf dem Gebiete der geistigen Mitteilung wie der räumlichen Fortbewegung keine Grenzen mehr kennen will. Er sieht für das XX. Jahrhundert eine neue Baukunst wieder als Heerführerin der Künste, als wahre Volkskunst, als Kunst der Gemeinschaft, in der sich der Zeitgeist spiegelt. Er fühlt sich stolz in dem Gedanken, sie vorbereiten zu helfen, in der Vergegenwärtigung dieses Traumbildes zu leben, dessen Verwirklichung zu erleben er nicht hoffen darf.

Hartwig Fischel.

Kleine Mitteilungen.

Die Salzburger Hochschulferialkurse. Wie in den beiden letztvergangenen Jahren, wird auch heuer wieder, und zwar in der Zeit vom 1.—15. September, der Verein für wissenschaftliche Ferialkurse in Wien eine Reihe von Vorlesungen in Salzburg veranstalten. Die Anregung zu diesen Kursen ging seinerzeit von Wiener akademischen Kreisen aus und fand in Salzburg nachhaltige Förderung. Besonderes Verdienst um sie hat sich der im vorigen Jahre leider so früh verstorbene Salzburger Archivdirektor Dr. Richard Schuster erworben, der auch das Entstehen und die Entwicklung des Unternehmens in dem Buche „Der Salzburger Kulturkampf" eingehend darstellte. Mit Rücksicht auf die Bestrebungen der klerikalen Kreise, in Salzburg eine „katholische" Universität zu gründen, wurde den vom Wiener Verein ins Leben gerufenen Kursen eine bestimmte Tendenz zugeschrieben, die ihnen aber im Prinzip nicht zukommt. Während die von anderer Seite veranstalteten, im August abgehaltenen „pädagogischen" und „soziologischen" Kurse sowie die „Philosophatkurse" durch die Person der Vortragenden und die gewählten Themen einen ausgesprochen klerikalen Charakter, zum Teil auch im politischen Sinn haben, bezwecken die Hochschulkurse ganz allgemein, eine Stätte zu schaffen, an der die Forscherarbeit der verschiedensten deutschen Hochschulen jedem deutschen akademischen Bürger zugänglich gemacht werden soll, einen Vereinigungspunkt für deutsche Hörer und deutsche Lehrer.

Diesem Zwecke wird auch das mit großem Geschick zusammengestellte Programm der diesjährigen Vorträge vollauf gerecht. Überwogen 1903 die staatswissenschaftlichen, 1904 die historischen Themen, so geben die philologisch-ethnographischen den diesjährigen Kursen ihren Charakter. Das Komitee hat es verstanden, eine Reihe namhafter Vertreter aus allen Gegenden, wo die deutsche Zunge klingt, für das Unternehmen zu gewinnen und der Gegenstand der Vorträge ist nicht weniger interessant als die Person der Vortragenden. Die Vorlesungen umfassen drei Fachgruppen: eine juristische, eine humanistische und eine naturwissenschaftliche. Die meisten Vorlesungen weist die zweite auf. Hier wird der berühmte Leipziger Historiker Lamprecht über vergleichende Geschichtswissenschaft, Professor Dieterich (Heidelberg) über den Untergang der antiken Religion, Professor Schneegans (Würzburg) über Rabelais, Professor Seeck (Greifswald) über die wirtschaftliche Entwicklung des römischen Reiches, Professor Simmel (Berlin) über Schopenhauer und Nietzsche sprechen. Der an der Handelshochschule in Köln wirkende Österreicher, Professor Arnold Schröer, wird die englische, Professor Sauer die deutsche Literaturgeschichte behandeln. Professor Sieger hat einen Kurs über den modernen Begriff der Nation und seine geographische Grundlage angekündigt, ein Thema, das der Gelehrte auch in der „Österreichischen Rundschau" ausgeführt hat. Die Vorträge des Professors Reisch haben die Götter Griechenlands, die des Professors Meringer das deutsche Haus zum Gegenstand. Von besonderem Interesse dürfte der Zyklus von Vorträgen des Professors Kohler werden. Der berühmte Berliner Rechtslehrer wird nämlich über das Recht der Natur- und Halbkulturvölker, über das Recht der Kulturvölker des Altertums und über „modernste Rechtsprobleme" sprechen. Ein mit Rücksicht auf die geplante Reform besonders aktuelles Interesse kommt auch den Vorträgen des Professors Wahrmund über die rechtliche und soziale Bedeutung der Ehe zu. In die juristische Abteilung gehören noch die Vorlesungen der Professoren Binder (Erlangen) und Walker (Wien), die den Zivilprozeß im allgemeinen und den österreichischen insbesondere betreffen. Die naturwissenschaftliche Fachgruppe umfaßt nur drei Vorlesungen, die aber sicherlich viele Hörer finden werden. Professor Ostwald (Leipzig), dessen Ausführungen stets helle Begeisterung erwecken, wird über Naturphilosophie, Professor Lampa über das so interessante Thema der Physik der radioaktiven Substanzen sprechen, Professor Schattenfroh endlich liest über Volkswohlfahrt und öffentliche Gesundheitspflege.

Bei diesem Programme ist an einen vollen Erfolg auch der diesjährigen Kurse nicht zu zweifeln. Bisher hat sich die Hörerzahl von Jahr zu Jahr gehoben, was nicht zu verwundern ist. Jeder, der einmal die anregenden und genußreichen Tage, während welcher die an so vielen landschaftlichen Reizen und historischen Erinnerungen reiche, schöne, deutsche Stadt an der Salzach ihre „Sommeruniversität" beherbergt, miterlebt hat, der kommt wieder und bringt neue Kommilitonen mit, die er für das so glücklich inszenierte und durchgeführte Unternehmen gewonnen hat.

—r.

Neues über die Sonne. Herr See hat den im Mittelpunkt der Sonne herrschenden Druck berechnet und gefunden, daß er 212 Billionen Atmosphären (Kilogramm auf den Quadratzentimeter) beträgt. Das ist ein Druck der jenem gleichkäme, der von einer unter der Anziehungskraft der Erde stehenden Quecksilbersäule ausgeübt würde, wenn diese eine Höhe hätte, die die Entfernung der Erde von der Sonne um etwas überträfe. Ob der Druck im

Sonneninnern und überhaupt im Innern der Weltkörper ein so großer ist, wie derartige Rechnungen ergeben, scheint aber fraglich, denn man darf nicht vergessen, daß wir über das Wesen der Schwerkraft nichts wissen. Es wäre daher wohl möglich, daß die Schwere im Innern der Weltkörper anderen Gesetzen als jenen folgt, denen sie in ihren oberflächlichen Teilen und zwischen denselben, im Raume, gehorcht. Dies wäre besonders dann nicht unwahrscheinlich, wenn, wie es ja auch möglich wäre, die Schwerkraft durch Strahlung verursacht würde.

Es ist bekannt, daß flammenähnliche Bildungen von veränderlicher Form, hoch emporgeschleuderte, glühende Dampfmassen über die Sonnenoberfläche vorragen. Die am scheinbaren Rande der Sonne befindlichen sind, wenn der Körper der Sonne selbst (bei einer vollständigen Sonnenfinsternis) vom Monde ganz bedeckt ist, gut sichtbar und bilden die Korona mit ihren Fackeln 2c. Bei einer solchen Sonnenfinsternis können sie leicht photographiert werden, es ist bisher jedoch nicht möglich gewesen, sie auch dann zu photographieren, wenn die Sonne nicht vom Monde bedeckt ist. Herrn Hansky ist dies nun gelungen. Er hat in dem Beobachtungshause auf dem Gipfel des Montblanc ein zwölfzölliges Fernrohr aufgestellt, den Sonnenkörper mit einer kleinen, im Fernrohr angebrachten Messingscheibe abgeblendet, durch Lichtfilter die kurzwelligen Strahlen aufgehalten und dann die Umgebung der Sonne photographiert. Auf den Platten sind die leuchtenden Dampfstrahlen sehr deutlich zu sehen. Der berühmte Forscher Janssen hat in der Pariser Akademie einige von diesen Photographien demonstriert und darüber bemerkt, daß sie die Korona in ähnlicher Weise wie die bei Sonnenfinsternissen aufgenommenen Bilder zeigen.

Es ist bekannt, daß die Zahl und Größe der weniger hellen Stellen der Sonnenoberfläche, der sogenannten Sonnenflecken, schwankt und daß diese Schwankung der Sonnenfleckenentwicklung eine elfjährige und auch noch eine weniger deutliche, etwa 33—35jährige Periode erkennen läßt. Herr Anceaux hat jetzt eine Erklärung für diese Periodizität gegeben. Er sagt, daß die Anziehung, welche die Planeten auf die Sonne ausüben, Flutströmungen in ihrer Atmosphäre hervorbringen. Diese werden, je nach der Lage der Planeten, verschieden heftig und dann am stärksten sein, wenn mehrere von den sonnennahen ungefähr in derselben Richtung von der Sonne aus liegen. Diese Flutströmungen der Sonnenatmosphäre sind Stürme, welche die Bildung von Sonnenflecken zur Folge haben. Es ist Anceaux gelungen, nachzuweisen, daß eine Beziehung zwischen der Zahl und Größe der Sonnenflecken und der Stärke der Flutströmungen der Sonnenatmosphäre besteht. Die ersten zeigen dann die größte Entwicklung, wenn durch die Anordnung mehrerer großer Planeten in einer Richtung ungewöhnlich heftige Springflutströmungen in der Sonnenatmosphäre hervorgerufen werden. Da nun diese Planetenkonstellationen periodisch eintreten, ist auch die Entwicklung der Sonnenflecken periodischen Schwankungen unterworfen. A. S.

Augenuntersuchungen in der Schule. Die Zahl der Kurzsichtigen steigt mit den Anforderungen der Schule an das Auge von der niedrigsten Volksschule bis zum Gymnasium hinauf stetig an, sie wächst in allen Schulen von Klasse zu Klasse, desgleichen nimmt der durchschnittliche Grad der Kurzsichtigkeit zu. Diese Ergebnisse fand H. Cohn auf Grund der Untersuchung von zehntausend Breslauer Schulkindern in den Jahren 1864—1866, seither wurden sie durch Nachuntersuchungen an mehreren hunderttausend Kindern in allen Ländern durch die hervorragendsten Augenärzte sichergestellt und zu Gesetzen erhoben. Mit Recht wird daher vom Münchener Generalarzt Seggel der Schule die Verantwortung für die Entstehung und Zunahme der Kurzsichtigkeit, für die Verschlechterung der Sehschärfe und die Schädigung des Lichtsinnes zugesprochen. Ihre Pflicht ist es somit, alle Vorkehrungen zu treffen, um Schäden zu verhüten und trotzdem entstandene zu beheben oder doch zu mildern. In erfolgreicher Weise kann dies nur durch Einführung von Schulärzten geschehen. Leider steht Österreich erst am Beginne dieser segensreichen Neuerung. Trotzdem könnte viel Unheil verhütet werden, wenn Lehrer und Lehrerinnen wenigstens eine grobe Vorprüfung auf gutes und schlechtes Sehen vornähmen. Kinder, deren Sehvermögen als anormal befunden würde, wären dem Augenarzte zuzuweisen, um den Grad der Kurzsichtigkeit, Übersichtigkeit und Astigmatismus durch Augenspiegelungen und Gläser genau zu bestimmen und die entsprechende Behandlung einzuleiten. Die Sehschwächen vieler übersichtigen und schielenden Kinder würden entdeckt und durch Übungen mit Konvexgläsern und Stereoskop gebessert werden.

Aber auch dort, wo Schulärzte vorhanden sind, sollen die Lehrkräfte vorarbeiten, die anormal sehenden Kinder herausfinden und namentlich die Lernanfänger für die ärztliche Untersuchung einüben. Dies geschieht bereits in zahlreichen Städten Deutschlands, z. B. in Quedlinburg, Breslau 2c.

Dem Zwecke der vorprüfenden Massenuntersuchungen dienen die Snellenschen Haken, besonders in ihrer Modifikation von H. Cohn,

ferner die E. Heymannsche Fingertafel. Hiezu kommt als neuester Behelf der F. R. v. Arltsche „Taschenapparat zur Prüfung der Sehleistung und des Farbensinnes" (Verlag Gustav Gruber in Wien). Seiner handlichen Form und praktischen Einrichtung wegen empfiehlt er sich vorzugsweise für Massenuntersuchungen sowohl durch Ärzte wie gebildete Laien. Im Gegensatze zu allen übrigen Behelfen ermöglicht er auch eine vollständige Augenuntersuchung, soweit nicht optische Apparate zur Anwendung kommen müssen. Die beigegebene kurze Anleitung orientiert in unzweideutiger Weise. Als besonderer Vorteil erscheint die Ansetzung einer Normaldistanz von vier Metern, wodurch die Länge der Untersuchungsbahn auf zwanzig Meter herabgesetzt wird.

Dr. Franz Moßhammer.

Feuilleton.

Wiener Aussichtspunkte. II.

3. Die nahen Hügelrücken.

Von all den Gipfeln zwischen Leopoldsberg und Anninger, die in flachem Bogen die eigentliche Wienerbucht umgeben, strahlen Ausläufer stadtwärts, die, ehe sie zur Donau abdachen, unter das Häusermeer tauchen. Diese behäbigen Hügelrücken, zwischen welchen die Stadt mit Polypenarmen in den Tälern gebirgwärts greift, sind zumeist selbst nahe ihrer Abzweigung nur mehr teilweise bewaldet; im allgemeinen überwiegt auf den Kammhöhen freies Wiesengelände, durchsetzt von Büschen und Äckern, während an den Flanken von den Häuserzeilen der Talorte aus ausgedehnte Weinriede hoch hinaufreichen. Gemeinsam ist allen diesen Höhenrücken, daß sie zwar im allgemeinen nur Dioramen gegen die Stadtseite darbieten, in welchen das Häusermeer einen verhältnismäßig sehr großen Raum einnimmt, daß man aber anderseits der Stadt schon sehr nahe ist und sie weit besser als von den höheren Hauptgipfeln in ihren Details einsehen kann. Die Verschiedenheiten der Aussicht von Rücken zu Rücken ergeben sich naturgemäß daraus, daß immer andere Stadtteile in den Vordergrund treten und daß die Höhenrücken selbst eine große Mannigfaltigkeit der Terrainformen, der Kulturen und der Besiedlung zeigen.

So könnte man sich z. B. auf der Höhe des Nußbergs, in dem wenig begangenen, von Wiesen, Feldern und Obstbäumen erfüllten Muldengraben, der vom eigentlichen Nußbergrücken den gegen das Kahlenbergerdorf abdachenden Burgstall absondert, in einer ländlichen, weit von der Stadt entfernten Idylle wähnen, grüßten nicht Kahlenberg und Leopoldsberg in das agrikole Gelände nieder, das an Sommertagen wie eine stille Oase inmitten großstädtischen Ausflüglerlebens daliegt. Denn unten auf der letzten Strecke des Berges geht es lustig zu im Bockkeller, oben am Fuß des Kahlenberggipfels drängen sich die Gäste im Garten des Wirtshäuschens „zur eisernen Hand" und seitwärts ziehen auf der Kahlenbergerstraße Prozessionen Menschen, sich des Rückblickes auf Wien freuend, der sich hier in jener Face zeigt, die Hlawaczeks Gemälde von Wien darstellt. Charakteristisch für das Nußbergpanorama ist auch die Donauschau speziell gegen das von steinernen Löwen flankierte Sperrtor bei der Abzweigung des Donaukanals.

Im Gegensatz zum breiten, behäbigen Nußberg ist der Krapfenwaldlrücken, der die Trasse der Zahnradbahn trägt, nur schmal und die berühmten Grinzinger Weinriede reichen längs der aussichtsreichen Krapfenwaldlstraße bis zu dem als Nadelwaldoase inmitten weiter Laubwälder gelegenen Krapfenwaldl empor. Hier biegt die Straße ins Gebiet des Sieveringer Rückens ab, der vom Kobenzl und Pfaffenberg in der behäbigen Breite von $1\frac{1}{2}$ *km* niederstreift und nachdem er in mehreren Zungen zur Grinzinger Allee abgedacht hat, nochmals in der Hohen Warte nicht unbeträchtlich ansteigt. Drei von Parks umgebene Schlösser — Kobenzl, Himmel und Bellevue — schauen von der Sieveringer Höhe ins Land hinaus, aber auch weite Wiesen unterbrechen den Wald und hier stehen noch zwei jener „Meiereien" die früher im Wienerwald allenthalben so zahlreich waren. Ihnen gesellt sich ferner, unweit der an einem herrlichen Aussichtsplätzchen erbauten Elisabethkapelle, die Restauration „Himmel", und so erscheint das ganze obere Gelände der Sieveringer Höhe belebt von verschiedenartigen Bauten und tritt in Gegensatz zur westlich folgenden Salmansdorfer Höhe, die im ganzen oberen Teile ohne Siedlung ist. Auch eine Mulde, ähnlich jener am Nußberg, hat die Sieveringer Höhe aufzuweisen, sie erscheint aber besiedelt von der kleinen Kotbauer-Kolonie, die ihr hübsches Kirchlein der Munifizenz des gleichnamigen, auf einem Heurigenschank reich gewordenen Wirtes verdankt. Vordergründe sehr verschiedener Art sind es also besonders, welche die zahlreichen Aussichten von der Sieveringer Höhe

kennzeichnen; letzteren aber reiht sich als vollkommene Rundsicht jene von der Meteorologischen Zentralanstalt auf der Hohen Warte an, deren Turm das Stadt-, Marchfeld- und Gebirgspanorama um die Villen- und Parkszenerien der Hohen Warte gruppiert zeigt, die sonst von wenigen Punkten genauer einzusehen sind.

Die schon oben erwähnte Salmannsdorfer Höhe zweigt am Dreimarkstein vom Kahlengebirgskamm ab und wird nordöstlich vom Sieveringer-, südwestlich vom Krotenbachtale begrenzt. Gepriesene Weingärten reichen hier noch über den von der Sievering—Neustifter Straße überschrittenen Sattel und über die Schloßvilla am Haseleck empor, höher aber zieht der Kammweg über Wiesen und zwischen Gebüschen hin, in welchen sich eine reiche, zum Teil subalpine Flora besser als auf allen Nachbarrücken erhalten hat. Da die Wiesen bis zum Dreimarkstein emporreichen (454 *m*) ist die Fernsicht die ausgedehnteste unter den Hügelrücken; man hat nordöstlich, jenseits des Sieveringer Tales, den Hermannskogel mit der ganz nahegerückten Habsburgwarte und das Elisabeth-Kirchlein am „Himmel“, im Vordergrund des Stadtbildes fällt besonders das mächtige Gebäude der Hochschule für Bodenkultur auf, neben welchem man das Cottage, den Turm des Türkenschanzparkes und die Kuppeln der Sternwarte bemerkt, im Süden beherrscht der Michaelerberg mit dem an seinen Fuß geschmiegten Neustift die Aussicht.

Die nächsten Rücken — des Michaelerbergs und Schafbergs — zeigen die Eigentümlichkeit, daß sie durch die Salmannsdorf—Neuwaldegger Straße schon bei ihrem Ursprung vom Kahlengebirgshauptrücken abgeschnürt sind. Der Michaelerbergrücken erhebt sich zunächst im eigentlichen Michaelerberg (386 *m*), dessen bewaldeter Westteil nur von einzelnen Punkten, wie bei der Geroldsbank, Veduten gegen Wien bietet, und wird dann in einer Senke von der ganz mit Häusern besetzten, Neustift und Pötzleinsdorf verbindenden Khevenhüllergasse überschritten. Darauf erhebt sich der Rücken wieder in der von mehreren Sträßchen übersetzten Pötzleinsdorfer Höhe, die bei der Josefshöhe eine sehr hübsche Aussicht über Wien und das Kahlengebirge bietet, und geht schließlich in das Plateau der Türkenschanze über, wo jetzt die Warte im Türkenschanzpark den Hauptaussichtspunkt bildet. Charakteristisch für die Rundschau hier ist vor allem der Blick über die riesigen gelben Schottergruben im Westen, in deren Mitte die schwarze Öffnung eines Tunnels der Vorortelinie gähnt, während am jenseitigen Rande die ziegelrote Kirche von Gersthof von den weißen Häusern dieses im Laufe der letzten zwanzig Jahre riesig angewachsenen Cottage absticht, die den ganzen Auslauf des grünen Schafbergrückens bedeckt. Über dem Schafberg bemerken wir den Heuberg und den Galizinberg mit dem Schloß Wilhelminenberg, weiter rechts grüßen von einem Absatz des Michaelerberges die hochgelegenen Häuser von Pötzleinsdorf und Neustift und anschließend baut sich hinter weitem grünen Vorterrain der ganze Kahlengebirgszug auf. Wo er im Nußberg rechts absinkt, fällt der Blick auf die nahe Hochschule für Bodenkultur, um den Türkenschanzpark zu Füßen gruppieren sich Cottage und Sternwarte und dann erstreckt sich in enormer Ausdehnung zwischen Riesenrad und Rotunde einerseits, Schönbrunn anderseits das Häusermeer, dessen Westteile in das mit dem Anninger beginnende Gebirgspanorama eingreifen.

Die Waldstraße von Pötzleinsdorf nach Neuwaldegg trennt den Michaelerberg vom Schafberg, der in seiner allmählichen, von keinen Straßen übersetzten Abdachung mehr der Salmannsdorfer Höhe als dem Michaelerbergrücken gleicht, der wie kein anderer von Straßen und Wegen übersetzt wird. Der Nordhang ist auf eine beträchtliche Strecke bewaldet, der Wald schneidet aber auf der Kammlinie ab und man hat von der, nahe der Kulmination (388 *m*) gelegenen Ladenburgerhöhe eine prächtige Schau über das in großer Ausdehnung und gerade gegen seine zentralen Teile hin erschlossene Stadtbild. Etwas abwärts tritt auch über der Türkenschanze, auf der sich sehr hübsch die Sternwarte präsentiert, das Kahlengebirge in Erscheinung. Der breite Rücken des Schafberges ist mehrfach eingemuldet und trägt außer dem „Schafberg-Hotel“, die Restaurationen Stahlener und „Zur Himmelmutter“, letztere am Rande gegen das Dornbacher Tal, an dessen jenseitigem Gehänge die Villenkolonie von Dornbach zum Galizinberg und Heuberg ansteigt. Auch Gärtnereien, ein Wasserreservoir der Hochquellenleitung und — wie auf den anderen Rücken ebenfalls — mehrere Friedhöfe finden sich: zwei inmitten der Weingärten, welche als Reste der berühmten Alsecker Riede noch jetzt die Dornbacher Seite auf 2 *km* Erstreckung bedecken (der Hernalser und der Dornbacher Friedhof) und der Gersthofer Friedhof auf dem Südostabhange, wo ihn die ausgreifenden Häuser von Gersthof schon fast erreicht haben.

Zwischen dem Dornbacher- oder Alsbachtal und dem Wiental dachen die Ausläufer des vom Heuberg zum Satzberg ziehenden Waldrückens gegen Wien ab, und zwar zunächst — unter den großen Wiesen, denen der Heuberg seinen Namen verdankt — der Kleine Heuberg, auf welchem ober den Dornbacher Villen die von tanzlustiger Jugend gern aufgesuchte Restauration „Gräserhütte“ liegt. Sie bietet eine hübsche Perspektive gegen Wien, und zwar besonders auf

die vor der Mündung des Dornbacher Tales erschlossenen Stadtteile. Zwischen dem Graben, in welchem die Zieglerhütte liegt, und der Fuchslucke geht dann ein weiterer aussichtsreicher Rücken nieder, welcher die weithin sichtbare Villa „Sängerwarte“ trägt, die Hauptabdachung aber bildet der von Galizinberg niedersteigende Wilhelminenbergrücken, dessen Höhe das vom Erzherzog Rainer eben neuerbaute und zu einem der auffälligsten Fixpunkte im Umgebungsgelände der Stadt ausgestaltete Schloß trägt. Zu einem letzten, zwischen Liebhartstal und Ameisberg abdachenden Rücken führen vom Ottakringer Friedhof die Galizin- und Steinhofstraße empor und bieten schöne Ausblicke über die weiten, „Spiegel“ genannten Wiesenhänge gegen die Mündung des Wientales in das Wienerbecken. Am diesseitigen Gehänge, wo sich in Bälde der große Komplex der neuen Wiener Irrenanstalt erheben wird, bilden zurzeit die Kuffnersche Sternwarte, das Wilhelminen-Spital und die großen Gebäudeblocks der Kaiser-Jubiläumsstiftung für Volkswohnungen die vorstechendsten Punkte, über das im Tal gelegene Baumgarten aber sieht man gegen die malerischen Höhen von St. Veit, zum Lainzer Schlößchen des Tiergartens, auf Schönbrunn und bis zum Wasserturm.

Wenden wir uns nun den Hügelaussichten südlich des Wientals zu, so haben wir zunächst des Gemeindeberges zu gedenken, jener Vorhöhe der Tiergartenberge, welche die Restauration „Einsiedelei“ trägt. Hier erschließt sich nämlich ein sehr charakteristisches Diorama, das besonders St. Veit mit der erzbischöflichen Sommerresidenz und die St. Veiter „Klippen“ (aus dem Sandstein des Wienerwaldes sich aufbohrende bewaldete Kalkgupfe), sowie Teile von Hietzing und Lainz mit der Lainzer Versorgungshauskolonie umfaßt. Auch von den St. Veiter Klippen selbst (Girzenberg und Roter Berg) trägt eine einen Aussichtspavillon und bildet den Gegenpart der Aussicht von der Steinhofstraße.

Den schönsten und eigenartigsten Aussichtspunkt dieses Rayons bietet jedoch die inmitten des Schönbrunnerparks aufragende Gloriette. Der unter Kaiser Josef 1775 geschaffene mächtige Hallenbau erhebt sich 35 *m* über die Glorietteanhöhe und 86 *m* über das riesige Blumenparterre des Parkes,* das im Verein mit der ausgedehnten weißen Schloßfront den schönsten aller Vordergründe bildet, hinter welcher sich das Stadtpanorama entrollt.

Geht man zur Gloriettehöhe hinauf, so sieht man schon nach den ersten Serpentinen beiderseits des Schlosses die Stadtteile jenseits des Wienflusses emporsteigen, den linksseitigen von der Breitenseer-, den rechtsseitigen von der Rudolfsheimerkirche dominiert und man erkennt, daß diese Stadtteile eine ganz hübsch in Terrassen aufsteigende Uferstadt bilden. Über ihre linksseitigen Teile erheben sich alsbald die Ottakringer Warte, das Schloß Wilhelminenberg und der Kahlengebirgszug, und auf der ausgedehnten Plattform der Gloriette angekommen, die einst den Lieblingsaufenthalt Metastasios bildete, überrascht uns eine vollkommene Rundsicht. Zunächst fesseln die Veduten im Hintergrund der vom Parkzentrum ausstrahlenden Alleen, zum Beispiel ostwärts gegen das Häusermeer der Stadt und den Stephansturm, südöstlich gegen den Wasserturm und die Ringofenschlote der Wienerberger Ziegeleien. In dieser Richtung sehen wir weit gegen Süden; gleichwohl ist viel schöner der über den hinteren Teich und den Fasangarten hin erschlossene Aspekt der Orte vor dem Anninger, und des über den Föhrenkogeln und dem Eisernen Tor sich aufbauenden Schneebergs. Im Westen fesselt der Anblick der verschlossenen Tiergartenberge, in deren Ostgehänge wir hier wenigstens aus der Entfernung einigen Einblick gewinnen. Die Tiergartenforste, an deren Rand das weiße Lainzer Schlößchen blinkt, schließen mit dem Schönbrunnerpark die Lainzer Mulde ein, in welcher wieder am meisten der große Pavillonkomplex des neuen Wiener Versorgungshauses auffällt.

Von den zwischen Liesing- und Mödlingtal gelegenen Hügelaussichten ist wohl jene des Petersdorfer Hochbergs (306 *m*), die den um die altertümliche Kirche gruppierten Ort zum Mittelpunkt hat, die interessanteste. Aber auch die hochgelegenen Orte Gießhübel und Hochleithen mit der Doppelschau gegen den Kessel der Brühl und das Wienerbecken, die restaurierte Burg Liechtenstein und der Husarentempel (484 *m*), der einerseits einen weiten Überblick über die Ebene, anderseits zwischen Waldgrün eine reizende Vedute gegen den Schneeberg, das Hocheck und die Lilienfelder Alpen gewährt, zählen zu den beliebtesten Aussichtspunkten des südlichen Wienerwaldes. Ihnen reihen sich die künstlichen Ruinen an, welche Fürst Joh. Liechtenstein zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts auf dem dolomitfelsigen Kalenderberg errichten ließ, wie der Schwarze Turm und das Amphitheater, sowie auf dem gegenüberliegenden Frauenberg die ebenfalls renovierte Ruine der Burg Mödling, der alten Wächterin der Mödlinger Klausen, deren romantische Szenerie im Verein mit dem von der Othmarkirche dominierten Stadtbilde Mödlings das Spezifische dieser Aussichtspunkte bildet. Auch der kleine vom Anninger in die Ebene vorgeschobene Eich-

* Seehöhe des Blumenparterres 186 *m*, der Glorietteanhöhe 237 *m*, der Glorietteplattform 272 *m*.

kogl (366 m), von dessen Höhe Maria Theresia einst den Exerzitien der in der Ebene manövrierenden Truppen zusah, bietet eine eigenartige Aussicht, da er uns vom Kahlengebirge bis zum Pittental das ganze Wienerbecken zu übersehen ermöglicht, und zwar einerseits über die malerische Möblingerbucht gegen Wien hin, anderseits über die weiten Weingefilde, in welche sich idyllisch der ummauerte, dem Stift Heiligenkreuz gehörende Meierhof Thallern und der Markt Gumpoldskirchen betten. Reinhard E. Petermann.

Von der Woche.

5. August. Paul Schönthan Edler von Pernwald (geb. 1853) Schriftsteller, in Wien †.

6. Kongreß italienischer Studenten in Trione.

7. Eröffnung des internationalen Kongresses für Volks- und Arbeiterwohnungen in Lüttich.

12. FML. Anton Freiherr Malowetz von Malowitz und Kosor (geb. 1846) in Nisko (Galizien) †. – Eröffnung des internationalen Kongresses für physikalische Therapie in Lüttich.

13. Dritter österreichischer Krankenkassentag in Wien. – Parteitag der christlichsozialen Arbeiterschaft Österreichs in Salzburg. – Die sozialdemokratische Partei in Budapest veranstaltet eine große Demonstration zu gunsten des allgemeinen geheimen Wahlrechts.

14. Dr. Daniel Thum (geb. 1842) Advokat, in Wien †.

15. Der König von England besucht den Kaiser in Ischl. – Enthüllung des Kaiser Franz Josef- und Kaiserin Elisabeth-Denkmals in Tetschen. – Eröffnung der internationalen Konferenz für Erdbebenforschung in Berlin.

16. Eröffnung des internationalen Kongresses für Mittelstandspolitik in Lüttich.

17. Reichsratsabgeordneter Dr. Ernst Bareuther (geb. 1838) in Freiburg im Breisgau †.

18. Der fünfundsiebzigste Geburtstag des Kaisers wird überall in Österreich und vielfach auch im Ausland gefeiert. – Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die Ernennung von 32 Mitgliedern des Herrenhauses auf Lebensdauer. Es sind dies: Hofrat Professor Dr. Albin Braf; Landtagsabgeordneter Dr. Matthäus Campitelli; Bischof Konstantin Czechowicz; Großgrundbesitzer Rudolf Graf Czernin v. Chudenitz; Sektionschef Wilhelm Exner; Oberkurator der Ersten österreichischen Sparkasse in Wien, Moritz Faber; Hofrat Professor Dr. Johann Gebauer; Minister a. D. Hugo Freiherr Glanz v. Eicha; Superintendent, Reichsratsabgeordneter Dr. Theodor Haase; Abt Dr. Gilbert Johann Helmer; Präsident des Verwaltungsrates des Stabilimento tecnico Triestino, Johann Georg Ritter von Hütterott; Sektionschef Dr. Franz Klein; Fabriksbesitzer Krzizik; Hofrat Professor Dr. Viktor Edler v. Lang; Fürst-Großprior des souveränen Malteser-Ritterordens Bailli Heinrich Prinz von und zu Liechtenstein; Hofrat Professor Dr. Arnold Ritter Luschin v. Ebengreuth; Landesprälat Franz Marat; Großgrundbesitzer Franz Freiherr v. Moll; Professor Josef Myslbek; Fabriksbesitzer Alois Neumann; Großgrundbesitzer Karl Erwein Graf Nostiz-Rieneck; Botschafter a. D. Marius Freiherr Pasetti v. Friedenburg; Minister a. D. Alois Freiherr v. Spens-Booden; Großgrundbesitzer Stanislaus Graf Stadnicki; Fürst-Großmeister des souveränen Malteser-Ritterordens Galeazzo Maria Graf Thun und Hohenstein; Hofrat Professor Dr. Karl Toldt; Hofrat Professor Dr. Josef Ulbrich; Großgrundbesitzer Josef Vinzenz Graf Waldstein-Wartenberg; Großgrundbesitzer Alfons Freiherr v. Widmann v. Staffelfeld und Ulmburg; Hofrat Professor Dr. Julius Wiesner; Minister a. D. Dr. Heinrich Ritter v. Wittek; Großgrundbesitzer Anton Graf Wodzicki.

Österreichische Rundschau, Heft 43. Redaktionsschluß 19. August 1905. Ausgegeben 24. August 1905.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 44: 26. August 1905.

Warum uns die ungarische Verfassung imponiert.

Von Rudolf Springer.

Wer würde sie nicht bewundern, die altehrwürdige ungarische Verfassung? Aber wer von den zahllosen Bewunderern kennt sie? Ihre Wirkungen freilich haben wir oft genug verspürt, solange sie unangefochten in Kraft stand, sie treffen uns heute ebenso empfindlich, da sie angeblich gebrochen wird. Ihre Wunderkraft hat den Volksstamm der Magyaren vom politischen Tode des Bachschen Einheitsstaates errettet und droht heute die Reste desselben, die gemeinsamen Reichsinstitutionen dem Tode zu widmen. Alle Krisen des Reiches hat sie überlebt und steht nun davor, das Reich selbst zu überleben. Die politische Welt Österreichs, vor allem unsere Journalistik ist — und wie es scheint, mit Recht — voll resignierter Bewunderung vor dieser unnahbaren, unversehrbaren Wesenheit.

In zwei Richtungen wirkt diese Verfassung beispiellos, als Schutz- und Trutzwehr gegen die Krone und als eherner Wall gegen die Nationalitäten. In ersterer Hinsicht gewinnt sie die Sympathien aller Ideologen des Konstitutionalismus, die in dem Gegensatz von Fürst und Volk den Inhalt allen politischen Kampfes erschöpft sehen. Ihnen ist die Krone, wer immer ihr Träger sei, was sie sich immer zum Ziele setze, ja selbst wenn sie passiv bleibt, immer das böse, reaktionäre, das Parlament aber, und sei es noch so jämmerlich oder verderblich zusammengesetzt, das gute, fortschrittliche Prinzip. Als Wall gegen die Nationalitäten findet die ungarische Verfassung die meisten neidvollen Bewunderer. Die Deutschen bestaunen sie, weil angeblich durch sie der Magyar das vermocht hat, was ihnen selbst versagt blieb, die Tschechen und Polen, weil sie das verwirklicht, was sie selbst für ihre historischen Kronländer anstreben. Indem derart die meisten sie bewundern, die übrigen sie verfluchen, unterlassen es alle sie begreifen zu lernen.

Eine Verfassung in allen ihren Funktionen begreifen, ist deshalb so schwer, weil sie einerseits mit dem Ganzen der Gesetzgebung und Verwaltung innig verflochten ist, anderseits in ihren Wirkungen auf die ganze Gesellschaft, das ist auf alle Klassen, und bei uns noch dazu auf alle Nationalitäten zu prüfen ist. Wer nicht die Grundzüge der englischen Selbstverwaltung kennt, wer sich von der Eigenart des englischen Adels, Bürgertums und Proletariats nicht Rechenschaft gibt, dem wird das englische Parlament mit seinem Zweiparteiensystem ewig ein Rätsel bleiben, er wird sich vergebens fragen, entweder warum dort zwei Parteien

politisch genügen oder warum nicht auch bei uns auf dem Kontinente zwei Parteien ausreichen sollen.

Und ebenso steht es um Ungarns Verfassung. Ihre vollständige Analyse müßte den Geist der ungarischen Gesetze, Geist und Technik seiner Verwaltung treffen und sich außerdem zu der sozialen Klassenschichtung Ungarns in Beziehung setzen.

Nicht allen diesen Aufgaben kann — und das ist sofort klar — hier entsprochen werden. Aber zwei wesentliche Seiten des Problems sollen hier in Angriff genommen werden.

Es ist notorisch, daß die magyarische Nation in ihrer Komitatsverfassung jahrhundertelang Rückhalt gefunden hat und daß diese mit dem ungarischen Parlamentarismus in wesentlichem Zusammenhang steht. Diesen Zusammenhang und seine inneren Wandlungen aufzudecken, wird die notwendigste Vorbedingung eines begründeten Urteils über den ungarischen Konstitutionalismus sein. Die zweite Frage, die sich jeder von selbst stellt, lautet, wieso bei einer freiheitlichen Konstitution — eine solche ist „notorischerweise" die ungarische — die notorische Vorherrschaft der Gentry sozial, die notorische Alleinherrschaft des Magyarentums national möglich sei. Diese zwei Fragen also beschäftigen uns vor allem und die gegebene Antwort soll ein erster Versuch sein, in Dingen zu einem gesicherten Urteil zu kommen, die uns auf den Nägeln brennen: Ist einmal ein Spatenstich getan, dann wird wohl bald auch tiefer gegraben und fester gebaut werden.

Wir gehen also daran, von unten auf, von der Gemeinde, emporzusteigen bis zum Parlament, dem Machtzentrum der „magyarischen Nation", dem Brennpunkt des „Willens der Nation", der sich uns täglich manifestiert.

I.

Das ungarische Gesetz unterscheidet fünf Kategorien von Selbstverwaltungskörpern.

1. Die Komitate und

2. die mit Jurisdiktionsrecht bekleideten Städte, welche den Komitaten gleichgestellt und mit diesen zusammen als sogenannte Munizipien inartikuliert sind. Unter Jurisdiktion versteht die ungarische Gesetzessprache nicht Rechtsprechung, sondern — nach dem Vorgang des kanonischen Rechtes — die obrigkeitliche Gewalt, das volle historische Selbstverwaltungsrecht der Grafschaften (Komitate) und königlichen Freistädte; wie das englische kennt das ungarische also neben den städtischen auch ländliche Kommunitates und bezeichnet beide mit dem Namen Munizipium. Die mit dem Jurisdiktionsrecht bekleideten Städte sind demnach aus dem Komitatsverband eximiert und unterstehen unmittelbar dem Ministerium. Eine Mittelinstanz zwischen Zentral- und Lokalverwaltung nach Art der österreichischen Statthaltereien kennt Ungarn nicht.

3. Städte mit geregeltem Magistrat, die ihr eigenes Statut beschließen.

4. Großgemeinden, die allein, aus eigenen Mitteln einen Notär (Gemeindeschreiber) halten.

5. Kleingemeinden, welche im Verein mit anderen Gemeinden einen Notär (Kreisnotär) bestellen.

Für die Komitate und mit Jurisdiktionsrecht bekleideten Städte gilt als Rechtsquelle der XXXI. G.-A. vom Jahre 1886 über die Munizipien — für Budapest und Fiume bestehen besondere Bestimmungen; für Gemeinden der XXII. G.-A. vom Jahre 1886.

Die Verfassung der Gemeinden (P. 3—5) interessiert uns hier nur in bezug auf ihre Vertretung, auf die Ausdehnung und Wirksamkeit des Wahlrechts, das heißt also auf die Klassen der Bevölkerung, die auf dem Boden der Repräsentativverfassung an der Verwaltung teilhaben.

Die Gemeinde übt ihr Selbstverwaltungsrecht durch ihren Vertretungskörper aus, sagt § 32 des Art. XXII. Die Bezeichnung Vertretung, Repräsentation hat einen durch die Verfassungsentwicklung Westeuropas bestimmten staatsrechtlichen Sinn, der vor allem durch den Gegensatz zum Ständewesen fest abgegrenzt ist. Das Ständemitglied ist kraft Geburt, Amt oder Würde aus eigenem Rechte berufen und durch das Gesetz persönlich bezeichnet; der Vertreter geht aus Volkswahlen hervor, das Volk bezeichnet, das Gesetz beruft ihn, er handelt nicht im persönlichen, sondern in des Volkes und Staates Namen.

Danach wollen wir beurteilen, mit welcher Berechtigung die ungarische Gemeindeordnung von einem Vertretungskörper spricht.

„Der Vertretungskörper besteht zur Hälfte aus den, die höchste direkte Staatssteuer bezahlenden Gemeindebewohnern, zur andern Hälfte aber aus den Gewählten der Wählerschaft und überdies aus den Vorstandsmitgliedern, welche vermöge ihrer Stellung das Stimmrecht besitzen" (§ 32).

Die Hälfte der sogenannten Vertreter sind also vorweg nicht Repräsentanten, sie sind persönlich, viritim, durch das Gesetz kraft eigenen Besitzes berufen: in Kleingemeinden als die 5—10, in Großgemeinden die 10—20, in Magistratsstädten die 24—100 reichsten Leute. Und wer sind diese? In der Landgemeinde die adeligen oder jüdischen Meierhofbesitzer, die Händler, der eine oder andere Großbauer oder industriöse Handwerker. Sie sind durch Gesetz ernannte Herren der Gemeinde kraft eigenen Besitzes, Gemeindestände, denen die Gemeinde zur Hälfte eingeantwortet ist.

Für die Land- und Magistratsstädte stellt sich die Sache noch anders dar. Es wird die direkte Staatssteuer der Professoren, der Volksschullehrer, der Mitglieder der Akademien der Wissenschaften, der akademischen Künstler, der Redakteure(!) von Zeitschriften und Blättern, der Priester, der inneren und auswärtigen Mitglieder der Handels- und Gewerbekammern sowie der Doktoren, Advokaten, Richter, königlichen Notare, Ärzte, Ingenieure, Apotheker, Chirurgen, Bergleute, Forstleute, Ökonomen, Wirtschaftsbeamten und Tierärzte für alle Selbstverwaltungs-

körper **doppelt gerechnet** (§ 33). Zur Mitherrschaft persönlich berufen sind also neben der Klasse des Größtbesitzes die wohlhabendsten der Intellektuellen.

Und nachdem so die Hälfte der Mandate an die Gemeindestände vergeben ist, mag die Misera plebs wählen — nie kann sie die Mehrheit erreichen, selbst wenn sie ihre Liste voll durchsetzte. Das Repräsentativsystem ist in der Gemeinde ein wirkungsloses Anhängsel des Ständeprinzips: aber dieses beruht nicht mehr auf dem Adel der Geburt, sondern ausschließlich auf dem Vermögen — auch innerhalb der Klasse der Intellektuellen! Eine abgeschlossene, dem Vertrauen und dem Haß des Volkes gleich unzugängliche Klique von 5—100 Leuten — je nach der Größe des Ortes — verfügt über die Gemeinde: erb- und eigentümlich.

Aber an der nutzlosen Komödie der Wahlen hat nicht die ganze Plebs, sondern nur die Misera plebs **contribuens** Anteil, die Plebs der direkten Steuerzahler.

Aber noch wäre es möglich, daß einzelne Überläufer der **Herren** („úr ember = Herrenmensch", sagt der Magyar) mit der Plebs stimmen. Das muß unschädlich gemacht werden. Darum wird noch weiters ein ständisches Element berufen: die Vorstandsmitglieder.

Der Gemeindevorstand besteht: 1. In Kleingemeinden aus dem Richter und Vizerichter (unser Gemeindevorsteher und Stellvertreter), zwei Ratsmitgliedern („Geschworenen") und außerdem aus drei Funktionären, dem Kreisnotär, Kreis-Waisenvater und dem Kreisarzte; 2. in Großgemeinden aus dem Richter, Vize-richter, vier Geschworenen, dem Kassier und folgenden Funktionären: den Notären, dem Waisenvater, dem Gemeindearzte; 3. in den Magistratsstädten aus dem Bürger-meister und folgenden Funktionären: dem Polizeihauptmann, den Magistratsräten, dem Obernotär mit den Notären, dem Oberfiskal und den Fiskalen, den Waisen-gerichtsbeisitzern, dem Kassier, Buchhalter, Kontrollor, Waisenvater, Archivar, Arzt, Ingenieur, Gemeindeforstbeamten (§ 63).

Diese Funktionäre, die überwiegend auf Lebenszeit „gewählte" Beamte sind — welch ein Mißbrauch westeuropäischer Begriffe — haben zum großen Teile (es gibt Ausnahmen) in der „Vertretung" Sitz und Stimme.

Der Großbesitz also, verdünnt durch eine homöopathische Dosis von Bureau-kraten und Intellektuellen, hat die sichere absolute Mehrheit inne, eine Mehrheit von Virilstimmen in einer „Vertretung"!

Ein solcher Vertretungskörper, sollte man meinen, sei verläßlich genug, ihm könne man ohne Bedenken volle **Autonomie** einräumen, ohne daß er dem magyarischen Staatsgedanken gefährlich würde. Wir wollen sehen.

Alle Funktionäre der Gemeinde sind nach der Sprache des ungarischen Gesetzes „gewählt". Also Konstitutionalismus bis herab in die Gemeinde! Zum Zwecke der Neubesetzung der Ämter wird der Vertretungskörper zu einer eigenen Restaurations-versammlung einberufen. Offenbar, damit sie wähle? Weit gefehlt!

Vorsitzender der Restaurationsversammlung ist in Klein- und Großgemeinden der Oberstuhlrichter; in Magistratsstädten der Vizegespan (§ 72). Bei der Besetzung

aller Vorstands-, Hilfs- und Manipulationsbeamtenstellen in Städten und Landgemeinden findet eine „Kandidation" statt (§ 77).

Offenbar — wenn gewählt werden soll — muß wohl auch kandidiert werden. Aber so westeuropäisch denkt der Magyar nicht.

Das Recht der Kandidation wird in Klein- und Großgemeinden vom Vorsitzenden der Restaurationsversammlung (Oberstuhlrichter) ausgeübt; in Magistratsstädten wird die Kandidatenliste von einem Kandidationsausschuß zusammengestellt. Dieser besteht aus dem Vorsitzenden (Vizegespan), aus zwei vom Vertretungskörper gewählten und zwei vom Vizegespan ernannten Mitgliedern; zwischen den gewählten und ernannten dirimiert der Vizegespan.

„Das Resultat der Kandidation wird in der Restaurationsversammlung vom Präsidenten enunziert und der Ausschuß braucht seine Beschlüsse nicht zu motivieren. Für jede Stelle sind zum mindesten drei Personen zu kandidieren. Bloß für ‚Kandidaten' kann gültig gestimmt werden" (§ 77).

So mißbraucht die ungarische Verfassung die konstitutionellen Begriffe und Formen. In Westeuropa würde man einfach sagen: Der Vizegespan oder Stuhlrichter macht einen Terna- oder Pluralvorschlag, an den der Gemeinderat gebunden ist.

Das ist die freie Gemeinde, der Hort des freien Staates in Ungarn.

Des langen Gesetzartikels kurzer Sinn ist: Die Handvoll Höchstbesteuerter verfügt wie über ihr Eigen über die Gemeinde, deren Funktionäre überdies die Oberbehörde ernennt; zu einer wirkungslosen Kontrolle sind Gewählte zugelassen, das Wahlrecht besitzen aber nur die direkten Steuerzahler. Bildet sich unter ihnen eine nationale oder soziale Opposition, so mag sie eine Zeitlang mitwählen, selbst siegen. Aber die eiserne Mehrheit der Virilisten belehrt sie bald über die Nutzlosigkeit aller politischen Betätigung: die Wahlbeteiligung läßt nach, die Opposition dankt ab. Politische Agonie ergreift alle Klassen und Nationalitäten bis auf die Klasse der magyarischen Höchstbesteuerten. Die Politik wird ihr Monopol.

II.

Die Landstädte, die Groß- und Kleingemeinden, bilden für die Masse der nichtgroßstädtischen Bevölkerung das politische Exerzierfeld, wo sich die Parteien organisieren und schulen. Volksschichten, die von dieser Arena ausgeschlossen sind, vermögen sich nur schwer zur einheitlichen Aktion, zur Teilnahme an den Parlamentswahlen zu schulen, sie treten erst um Jahrzehnte später in die Politik ein, dann aber unvermittelt, mit der Gewalt der Überschwemmung beim Dammbruch.

Die herrschende Klasse der Magyaren steht heute noch vor diesem Dammbruch.

Ihre starke Festung aber, von der aus sie das Land niederhält und zugleich das Parlament beherrscht, bald antreibt und bald beschränkt, ist das Komitat und die königliche Freistadt, ist das Munizipium — bis heute!

Welcher Europäer denkt nicht, wenn er von den Komitatskongregationen hört, die wie Parlamente tagen, ministerielle Verordnungen als ungesetzlich zurück-

weisen, zu allen Angelegenheiten des Staates Stellung nehmen, untereinander korrespondieren und Beschlüsse austauschen, die ihre eigenen Beamten — die politischen Verwaltungsbeamten! — wählen, wer denkt da nicht an die englischen Grafschaften und ihre Räte?

Aber das Beispiel der Gemeinde hat uns schon vorsichtig gemacht. Sehen wir näher zu:

„Der Ausschuß — des Munizipiums, des Komitats wie der königlichen Freistadt — besteht zur Hälfte aus Staatsbürgern, welche auf dem Gebiete des Munizipiums die größte direkte Staatssteuer zahlen und zur Hälfte aus den von der wählenden Bevölkerung Gewählten. Außerdem haben noch in der Generalversammlung Sitz und Stimme die im § 51 aufgezählten Munizipalbeamten." (§ 22 des XXI. G.-A. 1886.)

Dieselbe ständische Kammer mit wirkungslosem repräsentativem Zusatz wie in der Gemeinde! Allerdings beruft sie andere Leute zur Herrschaft.

Nach § 24 hat die Komitatskongregation 120—600 Mitglieder, darunter sind also 60—300 Höchstbesteuerte. In einem so hochagrarischen Lande wie Ungarn mögen im Komitate kaum zehn Angehörige der Intelligenz und der Industrie unter den Höchstbesteuerten fungieren, der Rest ist Großgrundbesitz. Im Komitat bilden also der Magnat und der Junker die überwältigende Mehrheit der Virilisten, sie sind persönlich, erb- und eigentümlich, kraft ihres Besitzes, durch Gesetz und nicht durch Wahl berufen, also *ständische* Mitglieder der Kongregation; Vertrauen und Mißtrauen des Volkes reichen an sie nicht heran, sie stehen jenseits der Politik der Massen. Und während die Virilisten der Gemeinde noch den vermögenden Handwerker, Kaufmann oder Bauern einschließen, sind hier alle Klassen bis auf *eine* eliminiert. Neben dieser ist allerdings eine gleiche Zahl von wirklichen Repräsentanten berufen, aber auf Grund eines *engeren* Wahlrechts als zur Gemeinde.

„Die Wahl der Ausschußmitglieder erfolgt nach Wahlbezirken. (§ 29.) Wähler ist jeder Bewohner der Jurisdiktion, der in die Namenliste der Reichsratswähler aufgenommen worden ist." (§ 31.)

Das ungarische Reichstagswahlrecht ist nun nicht so einfach zu charakterisieren, es ist kein einheitliches, sondern es gibt etwa zwei Dutzend Titel zum Wahlrecht: Der Besitz desselben von früher her, Haus- und Grundbesitz, Intelligenz u. s. w. und sie sind verschieden nach Landesteilen, ja Komitaten! Die magyarischen Komitate haben ein breiteres, jene der Nationalitäten, insbesondere des rumänischen Siebenbürgen, ein engeres Wahlrecht. Wir hören davon noch.

Die Reichstagswähler sind also auch Komitatswähler. Das sind also im Kerne vor allem die Höherbesteuerten der Gemeinden, die in der Gemeinde schon für den magyarischen Staatsgedanken vorgeschult sind, die Virilisten der Gemeinde und ferner ihr Anhang von Meistbesitzenden, die in die Gemeindevertretung gewählt worden sind. Wohl umfaßt die Wahlberechtigung größere Kreise, aber niemals

entscheidet über die Funktionsweise eines beschränkten Wahlrechts seine Ausdehnung absolut. Von den Wahlberechtigten sind diejenigen abzurechnen, welche die Mehrzahl ihrer nationalen und sozialen Interessengenossen durch den Zensus ausgeschlossen sehen und also von ihrer Wahlberechtigung keinen politischen Gebrauch machen können — sie verwerten dieselbe höchstens privat, kommerziell: So bis vor kurzem die ganze ländliche Kleinbauernschaft und kleinstädtische Zwergbürgerschaft, soweit sie mitwählt. Die Mandate aus diesen Wahlbezirken holt sich der Beamte, der journalistische oder industrielle Glücksritter, der Advokat. Er füllt die zweite Hälfte der Kongregationssitze.

Nach magyarischer Berechnungsweise kennt das Gesetz außer den zwei Hälften der ganzen Kongregation abermals noch einen dritten integrierenden Teil, Virilisten kraft des Amtes: „In den Komitaten haben der Vizegespan, der Ober- und die Vizenotäre, der Ober- und die Vizefiskale, der Präses und die Beisitzer des Waisenstuhles, der Oberphysikus, die Oberstuhlrichter, die Kassiere, die Zentralbuchhalter, die Archivare und die Bürgermeister der Städte mit geordnetem Magistrat Sitz und Stimme in der Generalversammlung, auch wenn sie nicht Mitglieder des Munizipalausschusses sein sollten." (§ 51.)

Das, glaube ich, genügt, die konstitutionellen Hochburgen des freien Ungarn kennen zu lernen! Dieses Land hat keine Selbstverwaltung durch die Bevölkerung, es hat keine Repräsentativvertretung im Komitat, sondern steht unter der Verwaltung von Besitzständen mit einer wirkungslosen Kontrolle durch gewählte Mitglieder.

In den städtischen Munizipien, d. i. den königlichen Freistädten, nebst sechs anderen, größeren, den sogenannten mit Jurisdiktionsrecht bekleideten Städten, ist die rechtliche Ordnung annähernd dieselbe, wenn auch der gleiche Buchstabe hier eine andere Klasse zur Macht bringt als im Komitate. Die Höchstbesteuerten der Stadt stellt der Hausbesitz und daneben der Großbetrieb in Handel und Gewerbe bei. Da auch bei den Virilisten der Munizipien die Steuerleistung der Intellektuellen doppelt gezählt wird (§ 26), so kommen außer den erwähnten häufig auch aus dieser Gruppe Virilisten in den Ausschuß, während der Intellektuelle in den Komitatskongregationen sich sein Mandat erst erobern muß. Die Virilstimmen der Jurisdiktionsstädte stellen eine Interessenvertretung des Großbürgertums dar, der Blüte des bürgerlichen Liberalismus in Ungarn. Die Wählerschaft des Munizipalausschusses ist städtisches Kleinbürgertum, wie überall dem Radikalismus des großen Schlagworts untertan, wankelmütig und verständnislos. Das bureaukratische Ingrediens wird repräsentiert durch den Bürgermeister, den Ober- und die Vizenotäre, den Polizeihauptmann, die Magistratsräte, den Ober- und die Vizefiskale, den Präses und die Beisitzer des Waisenstuhls, den Oberphysikus, den Oberingenieur, die Kassiere, die Buchhalter, den Waisenvater, die Archivare und den Chef des Staatsbauamtes, die mitstimmen, auch wenn sie nicht Mitglieder des Munizipalausschusses sind. Diese Elemente fallen umsomehr ins Gewicht, als die

städtischen Munizipalausschüsse weniger Mitglieder zählen (48—400) als die Komitatskongregationen, und als ein großer Teil derselben vom Obergespan frei ernannt ist.

Im allgemeinen (§ 79) werden die Beamten durch die Generalversammlung des Munizipiums auf sechs Jahre gewählt, was wahrlich nicht viel sagen mag, denn wieder erstattet ein Kandidationsausschuß von drei gewählten, drei dazu ernannten Mitgliedern und dem dirimierenden Obergespan einen Terna- oder Pluralvorschlag, an welchen sich die Restaurationsversammlung hält*. Auf diese Weise werden nur die Amtsleiter und Räte bestellt, die neueintretenden Hilfsorgane, die Verwaltungspraktikanten, sowie das Manipulations- und Hilfspersonal werden in den Komitaten vom Obergespan frei ernannt.

Wie man sieht, vermochte ein solcher Wahlmodus die Entstehung einer geschlossenen Beamtenhierarchie, einer bureaukratischen Kaste, nicht zu verhindern, eher kann man sagen, daß der Bureaukratismus die ehemals ehrenamtliche Selbstverwaltung beinahe völlig aufgesogen und die Wahl zur reinen Formalität herabgedrückt hat. Wie weit steht dieses Komitat, diese königliche Freistadt von der englischen Grafschaft ab. Es gibt keinen von einer vollen Repräsentativkörperschaft freigewählten Vizegespan oder Bürgermeister, sie sind alle in versteckter Weise vom Obergespan ernannt.

Und dieser Obergespan, der Vertrauensmann des Ministers, von ihm frei ernannt und ad nutum abmovibel, wächst sich immer mehr zum französischen Präfekten aus, der die absolute, nur dem Parlament verantwortliche Regierungsgewalt im Munizipium vertritt. Gegen Regierungsverordnungen hat das Munizipium kein Jus resistendi mehr, sondern bloß das Recht der „Vorstellungen" (Repräsentationen) wegen Gesetz- oder Zweckwidrigkeit. Wenn aber der Minister trotz der vorgebrachten Motive den Vollzug fordert oder dem Munizipium die Effektuierung seines Beschlusses zum zweitenmal untersagt, dann muß der Regierungsverordnung unbedingt und sofort entsprochen und dieselbe vollzogen werden. *Eine Verordnung aber, welche eine wegen der gefährdeten Interessen des Staates unaufschiebbare Verfügung enthält und sich ausdrücklich als solche bezeichnet* (§ 19), *muß* sofort vollzogen werden und ihr gegenüber bleibt dem Munizipium allein übrig, bei dem Abgeordnetenhause Remedur zu suchen (§ 19, i. f.). Diese dem französischen Verwaltungsrecht entnommene Rechtsregel bezieht sich jedoch nicht auf die faktische *Eintreibung* nicht votierter Steuern oder auf die *faktische Beistellung* nicht votierter Rekruten. (§ 20.) Der Wortlaut schließt absichtlich die *freiwillige* Leistung nicht in die Ausnahme ein. Wenn das Munizipium dennoch den Gehorsam weigert, dann stehen dem Obergespan weitgehende disziplinarische Maßregeln zu, welche die Durchführung garantieren, außer für den Fall revolutionärer Gegengewalt. Schließlich

* Wenigstens für die Regel der Fälle. Eine geschlossene Opposition kann die Wahl so lange vereiteln, bis die Restauration in ihrem Sinne erfolgt.

kann das Ministerium den Obergespan dahin ermächtigen, daß er über alle Beamten und Organe der Jurisdiktion unmittelbar verfüge.

Die Verstaatlichung und Bureaukratisierung aller Selbstverwaltungsorgane, die versteckt im Systeme liegt, wird dann — im entscheidenden Moment — eine offene.

Der Budapester Munizipalausschuß endlich, der größte Selbstverwaltungskörper des Landes, ist teilweise abweichend konstituiert (G.-A. XXXVI, 1872). Er besteht aus 100 Mitgliedern, die sämtlich gewählt sind. Wähler ist jener Staatsbürger, der das Wahlrecht für den Reichstag besitzt, wenn er des Schreibens und Lesens kundig und seit zwei Jahren in der Hauptstadt beständig wohnhaft ist. (§ 24.) Die Wahlberechtigten wählen die eine Hälfte der Ausschußmitglieder aus der Mitte der 1200 Höchstbesteuerten — die Virilstimme der königlichen Freistädte ist also in einen Eligibilitätszensus umgewandelt — die zweite Hälfte wird aus der Mitte der gesamten Wähler gewählt (§ 26). Dieser passive Zensus garantiert dem Großbesitz keine sichere Vertretung, da sich aus jeder privilegierten Klasse ehrgeizige Demagogen rekrutieren lassen; er garantiert den städtischen Kleinbürgern die sichere Mehrheit auf der weithin sichtbaren Tribüne der Hauptstadt, welche heute die öffentliche Meinung des Landes bestimmt.

In diesen Selbstverwaltungskörpern organisiert sich also das magyarische Staatsvolk, liest es seine politischen Kapazitäten aus, schärft es seine Waffen; und von hier aus besetzt es das Budapester Parlament. Sie sind die Stätten der Erziehung zum Staatsleben für die Magyaren, die Barrieren, welche die übrigen Nationalitäten vom Staate abhalten, schon weil sie die Wahlmaschinerie in Händen haben. Wie man sieht, sind sie für das Proletariat und die Nationalitäten uneinnehmbar, selbst für das Kleinbürgertum und die Bauernschaft nicht zu ersteigen. Das Institut der Virilisten ist die feste Schutzwehr des magyarischen Großbesitzes — man kann und wird sie einst beseitigen, aber nie überspringen. Und es ist sehr bezeichnend, daß die Widerstandskraft der herrschenden Rasse nicht in den — im modernen, europäischen Sinne — verfassungsmäßigen, sondern in halb ständischen Einrichtungen basiert, also nicht in der Vollendung, sondern in der Mangelhaftigkeit des Repräsentativsystems, nicht im Fortschritt, sondern in der Rückständigkeit der „Verfassung".

Man wird einwenden, daß selbst England seine „Pairs", daß auch Frankreich seinen „Senat" besitzt. Und in der Tat kann man in den Virilisten das Pairsprinzip, in den mitstimmenden Beamten das Senatsprinzip verwirklicht sehen. Aber in dieser Auffassung liegt eine grobe Täuschung. Wenn der Konstitutionalismus Pairs und Senatoren zuläßt, so doch nur in einer völlig getrennten Ersten Kammer, welche die freie Entschließung der Zweiten nicht beeinträchtigt. Die öffentliche Meinung und das Gesetz werden geschaffen durch die Volkskammer und erhalten in der Überprüfung durch das Herrenhaus höchstens ein Korrektiv. Das ganze System aber ist auf den Kopf gestellt, wenn der Repräsentant als ewige

Minorität von Pair und Senator in die Mitte genommen ist: dann geht die Entscheidung auf die Stände, die Kontrolle aber auf den Repräsentanten über und vom Repräsentativsystem bleibt nichts als die Form. Eine ähnliche Verkehrung findet mit den gegensätzlichen Begriffen der bureaukratischen und Selbstverwaltung statt: nicht der erfahrene Staatsbürger verwaltet Ungarn mit Hilfe beruflich geschulter Beamter, sondern der Berufsbeamte, infolge einer Scheinwahl durch den Bürger. Und dieses Kunststück einer Umkehrung aller Funktionen vollzieht das ungarische Gesetz durch eine erstaunliche Fertigkeit in der Umprägung der europäischen politischen und staatsrechtlichen Begriffe, eine Umprägung, welche man je nach dem Standpunkte versucht sein könnte verflucht gescheit oder herzlich dumm zu nennen.

III.

Das in Gemeinde und Munizipium organisierte Magyarentum gibt sich im Pester Parlament eine Zentrale, gleichsam einen gemeinsamen Beschluß- und Vollzugsausschuß.

Aber es ist in Gemeinde und Munizipium ständisch organisiert, plutokratisch geführt und überbietet das Parlament Louis Philipps, mit dem es die größte innere Verwandtschaft aufweist. Im Pester Parlament dagegen tritt es als reine Repräsentation auf, als wirkliches Parlament mit zwei Kammern, von denen eine die Pairs und Senatoren, die andere aber alle in der Lokalverwaltung mitwählenden, aber ständig minorisierten Schichten aufnimmt — ein Gegensatz, welcher sich politisch hochbedeutsam erweisen muß; denn hier geht die Führung auf die dort Geführten über, sobald letztere eine selbständige Politik zu machen lernen, und die im Lande Herrschenden sind in Pest auf die Kontrolle durch die erste Kammer beschränkt.

Vom Beginne der deakistischen Epoche an ist das Munizipium der bestimmende Faktor für das Parlament und die Persönlichkeiten, die sich dort bewährt haben, werden nach Pest gesendet, obwohl der Wählerkreis des Parlaments über den Interessenkreis der Gentry hinausgeht: das parlamentarische Wahlrecht ist rechtlich ein bürgerlich-bäuerliches und tatsächlich wird nur die Gentry und ihr intellektueller Anhang gewählt. Da die Abstimmung einheitlich nicht nach Kurien getrennt ist, so ist seiner Stimmenzahl nach der Großbesitz gegen den Mittelbesitz und den „kleinen Mann" in der Minderheit; der kleine Mann ist selbst wieder durch den Zensus vor einer Majorisierung durch das Proletariat geschützt, er kann sich also — einmal dieses doppelten Vorteiles bewußt geworden — politisch voll ausleben, das Wahlsystem schafft keine Hemmungen für die volle Klassenherrschaft des Mittelstandes. Dieser Schicht hält, wo kein Zensus besteht, das proletarische Element das annähernde Gleichgewicht und zwischen beiden geben dann meist die Stimmen der liberalen oder konservativen Großbourgeoisie den Ausschlag. Dies der innere Grund, warum in Ländern des allgemeinen Stimmrechts doch immer das Großbürgertum die Macht der Entscheidung und die parlamentarische Führung behält. Im Widerspiel a l l e r Klassen ergibt sich die faktische Resultierende auch politisch.

Anders aber bei beschränktem Wahlrecht, das niemals eine Volksvertretung, immer eine Klassenvertretung liefert.

Das Wahlrecht besitzen in Ungarn:

1. auf Grund alten Rechtes, d. i. der vor dem Jahre 1848 bestandenen Privilegien, diejenigen, welche schon in der Zeit 1848—1872 in die Wählerliste eingetragen waren (im Jahre 1901 waren dies noch immer 41.000 Wähler);
2. in Jurisdiktions- und Magistratsstädten diejenigen, welche ein Haus mit wenigstens drei steuerbaren Wohnbestandteilen oder Grund und Boden mit mindestens 16 fl. Grundsteuerreinertrag besitzen;
3. in Ungarn — ohne Siebenbürgen und Militärgrenze — derjenige Bewohner einer Groß- oder Kleingemeinde, welcher eine Viertel-Urbarialsession besitzt;

   In den Militärgrenzgebieten werden zehn Joch kultivierten Bodens zu 1600 □°, in einigen (magyarischen) Gebieten acht Joch zu 1200 □° einer Viertelsession gleichgehalten;
4. in Siebenbürgen diejenigen, welche Grund und Boden mit mindestens 84 fl. Grundsteuerreinertrag besitzen. Dieser Zensus mindert sich auf 79·8 und 72·8 fl. herab, wenn steuerbarer Hausbesitz hinzukommt.

   Außerdem diejenigen, welche die Staatssteuer nach einem der Grund-, Haus- oder aber der Einkommensteuer I. oder III. Klasse unterliegenden jährlichen Gesamtreinertrage von mindestens 105 fl. zahlen.

   Dazu stellt noch jede kleine Gemeinde einen, jede größere Gemeinde zwei Wahlmänner, analog dem jetzt in Rußland oktroierten Modus.
5. Hausbesitzer, welche einen hauszinssteuerpflichtigen, Grund- und Kapitalbesitzer, Kaufleute, Fabrikanten, welche einen steuerpflichtigen Reinertrag von 105 fl. ausweisen; Handwerker in Jurisdiktions- und Magistratsstädten, welche ein Jahreseinkommen von 105 fl. versteuern; Handwerker in sonstigen Gemeinden, welche wenigstens für einen Gehilfen Einkommensteuer zahlen; Beamte, welche die Einkommensteuer von einem Jahreseinkommen von mindestens 500 fl. entrichten u. s. f.;
6. die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, Professoren, Doktoren rc., Seelsorger, Kaplane, Gemeindenotäre, Lehrer und diplomierte Kleinkinderbewahrer.

Charakteristisch ist dem System erstens die weitgehende Differenzierung zwischen den Staatsteilen, zwischen Stadt und Land, zwischen den verschiedenen Steuerkategorien, zwischen den Berufen; — es gibt kein einheitliches Stimmrecht, sondern eine lange Reihe von Stimmrechtstiteln — zweitens die Berechnungsweise des Zensus. Nicht eine bestimmte Höhe der subjektiven Steuerleistung, sondern die Wertgröße des Besteuerungsobjekts ist in der Regel Grundlage des Zensus. Und das ist ein Vorteil, da der Wechsel im Steuerfuß das Wahlrecht nicht alteriert. Wir bemerken noch, daß die umfangreichen Gesetzesbestimmungen (§ 2

bis 12 des G.-A. XXXIII. v. J. 1874) hier nicht wörtlich wiedergegeben, sondern die Bevölkerungsschichten bezeichnet sind, die an der Wahl teilnehmen.

Die Ungleichmäßigkeit des Wahlrechtes wird durch die Statistik der Wahlbezirke scharf beleuchtet*. Es ist klar, daß Wahlergebnisse auf dieser Basis nichts beweisen als die alte Wahrheit von der Wirksamkeit der Wahlgeometrie.

Die soziale Verschiebung innerhalb der Wählerschaft in der Zeit zwischen 1879 und 1901 ergibt sich aus folgender Tabelle:

Anzahl der eingeschriebenen Wahlberechtigten, deren Verhältnis zur Bevölkerung und zu den Abgeordneten:

	Zahl der Wahlberechtigten	auf einen Abgeordneten	Wählerschaft in Prozent der Bevölkerung
1879	824.602	1997	6·0
1896	889.714	2154	5·6
1901	1,025.245	2482	6·1
Hievon:			
in den Komitatsbezirken (332) .	850.516	2562	6·0
in den Magistratsstädten (41) . .	121.908	2973	7·0
in den sonstigen Städten (40) . .	52.821	1321	7·4

Hievon besitzen die Wahlberechtigung auf Grund:

	alter Rechte	Grundbesitz	Hausbesitz	Einkommen	Intelligenz
1879	101.550	540.100	22.497	95.524	56.715
1896	48.229	587.073	30.305	145.653	67.763
1901	41.287	665.996	41.900	193.480	71.821
Hievon:					
in den Komitatsbezirken (332) .	39.947	622.000	16.109	103.220	57.900
in den Magistratsstädten (41) . .	129	18.000	19.314	74.842	9.200
in den sonstigen Städten (40) . .	1.211	25.000	6.477	15.418	4.600

* Im Jahre 1901 gab es 1 Wahlbezirk mit weniger als 200, 4 mit 200—300, 2 mit 300 bis 400, 1 mit 400—500, 15 mit 500—700, 26 mit 700—1000, 34 mit 1000—1500, 54 mit 1500—2000, 165 mit 2000—3000, 74 mit 3000—4000, 24 mit 4000—5000, 8 mit 5000—7000 und nur 5 mit mehr als 7000 Wahlberechtigten. Die durchschnittliche Wählerzahl eines Bezirkes ist also 2000 bis 3000.

Wahlberechtigt waren also 1901 im ganzen 6·1 % der Bevölkerung oder ungefähr 27 % aller Männer, die das einundzwanzigste Jahr erreicht haben; 73 % derselben besitzen kein Wahlrecht. Die Zahl der Wahlberechtigten hat im Verhältnis seit dreißig Jahren nicht merklich zugenommen (6 % : 6·1 %). Innerhalb der Wahlberechtigten sind allerdings Verschiebungen vor sich gegangen: Während die Grundbesitzwähler sich von 540.000 auf 666.000, also um 23 % vermehrt haben, sind die Hausbesitzwähler von 22.000 auf 42.000, also um 90 %, die Einkommenwähler von 95.000 auf 193.000 oder um 103 %, die Intelligenzwähler von 56.000 auf 71.000 oder um 27 % gestiegen. Bei der Vielfältigkeit der Wahlrechtstitel bilden diese Zahlen keinen Beweis, sondern sind nur ein Symptom. Viel zwingender sind die Schlüsse, welche aus der bekannten Umbildung und Umschichtung der Klassen in den vergangenen drei Jahrzehnten gezogen werden müssen. In diese Epoche fällt die Einbeziehung Ungarns in die volle Verkehrswirtschaft, die Umwandlung der grundherrlichen Gutswirtschaft in den Ackerbau mit freien Taglöhnern für den Markt, die Entfesselung der freien Konkurrenz in Handwerk und Handel, die Durchbildung des Geld- und Kreditwesens. Das Ungarn von heute ist bei weitem nicht dasselbe wie vor dreißig Jahren, eine Umwandlung, die politisch von Bedeutung werden mußte.

Offenbar ist nun vorerst, daß das Wahlrecht im allgemeinen — Siebenbürgen etwa und somit die Rumänen ausgenommen — bis zum Kleinbauern, zum Handwerkertum und zur untersten Stufe der Beamtenschaft noch herabreicht, aber diese Schichten doch nicht ganz aufnimmt wie unser Vierguldenzensus. Es ist von Beginn des parlamentarischen Lebens an ein Mittelstands-, nicht wie heute bei uns ein Wahlrecht des „Kleinen Mannes". Dieser überwiegt numerisch den Mittelstand weitaus und liebt in Programm und Temperament eine ganz andere Politik. Der alte Mittelstand, der gefestigte, ökonomisch gesicherte, in ererbter Stellung zugleich gebietende und arbeitende Bürger und Bauer, ist das geborene Maß und Ziel; der kleine Mann aber, nicht Unternehmer und doch nicht Arbeiter, zwischen Aufstieg und Untergang ringend, voll Furcht und Haß nach oben und unten, ist die verkörperte Maß- und Ziellosigkeit. Ein höhergegriffener Zensus gibt dem Mittelstand im guten alten Sinne das Übergewicht über den Großbesitz, ein niedriggegriffener aber zwingt Groß- und Mittelbesitz unter die absolute Diktatur jener Schicht, welche die Franzosen die Boutique nennen, und gibt das Parlament dem lächerlichsten und sinnlosesten Krakehl, den haltlosesten, politischen und ökonomischen Experimenten preis. Der Zensus ist überhaupt eine sehr umstrittene politische Maßregel, ein niedriggegriffener Zensus aber ist eine blanke Sinnlosigkeit, ein Verbrechen am Staat, denn er bringt die Durchgangsstufe aller Klassen, die alldeutige Unbestimmtheit, die Summe aller Leidenschaft und Hilflosigkeit zur Herrschaft. Zur absoluten Herrschaft noch dazu, da das Großbürgertum und der Mittelstand innerhalb des Zensus hilflose Minorität, das Proletariat aber hilflos und einflußlos außerhalb desselben steht. Fallen oder

fehlen diese Schranken, dann sieht sich der kleine Mann als Minderheit in die Gefolgschaft des Mittelstandes gedrängt und der politische Schwerpunkt rückt weit ab von ihm.

Das ungarische Wahlrecht ist 1874 geregelt worden und war von Anbeginn an ein Mittelstandswahlrecht. Und die lokal herrschende Gentrypartei verstand, es vorerst allein zu handhaben; auch wenn es anders gewesen wäre, hätte es damals keine andere Klasse als die Gentry zur Macht geführt.

An zwei Punkten setzt nun die Entwicklung ein: Das politische Schwergewicht geht, je länger das Parlament funktioniert, umsomehr auf das Parlament über. Nun bestimmt nicht der Komitatsgeist das Parlament, sondern das Parlament den Geist und die Politik des Landes, die Herrschaft geht — obwohl die persönlichen Träger dieselben sein können — von einer Gruppe des Mittelstands, der Gentry, auf den ganzen bürgerlichen Mittelstand über. Die repräsentativen Elemente, im Munizipium früher majorisiert, geben jetzt dem Lande die Mehrheit, Budapest schickt seine Kandidaten hinaus und läßt sie in den Komitaten wählen.

Zugleich aber verändern sich auch sozial die Grundlagen des Parlaments. Seit diesen dreißig Jahren hat der gute alte Mittelstand die persönlichen Träger und den politischen Charakter verändert. Es sind in Ungarn die dreißig Jahre der frühkapitalistischen Entwicklung. An Stelle des Gutsherrn trat der Gutspächter, an Stelle des gefestigten Erbbürgertums der gegen alle Wechselfälle der Konkurrenz ringende Unternehmer, an Stelle des alten Grundwirts der von Hypotheken und Steuerlast, von Preisdruck und Arbeiterflucht bedrängte Getreideproduzent. Durch die konstante Preissteigerung aller Dinge gelangen breitere Schichten des kleinen Mannes herauf über den Bord des Zensus: Das ruhige Maß, das feste Ziel der Deákschen Zeiten weicht der nervösen, bald leidenschaftlichen Ruhelosigkeit und politischen Zielunsicherheit. Die demagogische Politik des Kleinbürgertums gewinnt an Raum, besonders in den kernmagyarischen Bezirken, die, dem Zentrum nahe, der kapitalistischen Entwicklung am meisten ausgesetzt sind und noch dazu einer breiteren Wählerschaft Raum geben.

In demselben Maße als die Politik von dem engeren Kreis der Gentry auf den breiten des bürgerlichen Mittelstandes überging, in demselben Maße glitt sie immer mehr herab auf das kleinbürgerliche Element. Nun beginnen auf der einen Seite die Nationalitäten — sie bestehen aus kleinen Leuten — über die Schranke der Lokalverwaltung hinweg die ersten Vertreter ins Parlament zu senden — der Dammbruch kündigt sich an; zugleich schlagen die kleinbürgerlichen Denkformen durch: Antisemitismus, Konfessionalismus, zänkischer Nationalismus, Zünftlertum werden im Parlamente laut, und die Vieldeutigkeit des kleinbürgerlichen Daseins zeigt sich in einer Vielfältigkeit der oppositionellen Parteien: die geschlossene Aufmarschordnung der magyarischen Nation ist zerstört, die Rekrutenschule der Gemeinde, das Exerzierfeld des Munizipiums, die geborene Offiziersschaft der Gentry — all das wirkt nicht mehr; in ungegliederten, schlecht geschulten Haufen wälzt sich die kleinbürgerliche und neue Mittelstandsklasse herein in die parlamen-

tarische Arena. Die Politiker der Gentry, unfähig, den innersten Grund des Wandels zu begreifen, lassen sich von diesen Haufen fortreißen, als Führer engagieren wie Götz von den revoltierenden Bauern oder sie ziehen sich macht- und einflußlos zurück auf ihre Kastelle. Der den neuen Klassen homogene Apponyi wird ihr Führer und Tisza zieht sich zurück. Ist auch der alte Tokajer verschüttet, so bleibt doch das tönende Faß. Ob die Gentryleute wissen, was mit ihnen vorgeht?

Wohl haben sie als Pairs und Senatoren noch ihre feste Organisation in der Ersten Kammer; aber hier wird ihnen in sehr unliebsamer Weise der Unterschied zwischen einer repräsentativen und einer ständigen Verfassung eingebleut! Ja, wenn sie unten, im Unterhaus, hätten mitstimmen können! Aber so bleibt ihnen nichts als die vorsichtige, leise Korrektion des „Willens der Nation" im Magnatenhaus!

Das also ist die ungarische Verfassung, die uns so lange imponiert hat! Sie konnte uns imponieren, weil wir sie nie näher besehen, nie gekannt haben; sie mußte es, da sie so großartige Wirkungen hervorgebracht, die wir nicht nur gekannt, sondern am eigenen Leibe gefühlt haben. Welch ein Wunder von einer Verfassung mußte das sein, die imstande war, eine Volksvertretung zu schaffen und dennoch das Volk nicht zur Vertretung zu bringen, ein Staat auf das Nationalbewußtsein aufzubauen und doch das Nationalbewußtsein von fünf Nationen zu ertöten, gegen den Hof alle Mittel der Demokratie spielen zu lassen und doch die Aristokratie als unumschränkte Herren einzusetzen, die Freiheit zum Triumphe zu führen und die halbe Bevölkerung in nationaler, neun Zehntel derselben in sozialer Knechtschaft zu erhalten: Welches Wunder staatsmännischer Weisheit!

Und welche Kraft von dieser Verfassung ausströmte! Ein Volksstamm, der ein Sechstel der Monarchie ausmacht, beherrschte durch sie die halbe Monarchie direkt und die ganze mittelbar durch die Rechtsfiktion ihres konstitutionellen Königs, den sie als absoluten Gebieter über die Interessen der anderen Hälfte präsumiert. Welches Wunder politischer Stärke!

Aber solche Weisheit und Stärke steckt in dieser Verfassung nur, soweit sie nicht Verfassung ist, soweit sie ständisch und nicht repräsentativ, Klassen- und nicht Volksvertretung, Unterdrückung und nicht Förderung des Nationalbewußtseins, aristokratisch und nicht demokratisch, beschränkt und nicht allgemein, Knechtschaft und nicht Freiheit ist. Genau so weit reicht ihre Kraft. Und ihre Agonie, die Verfassungsverletzung setzt genau an dem Tage ein, wo eine große Klasse, das Kleinbürgertum, die ständischen Schranken überspringt und die Volksvertretung, die Verfassung — nicht für das Volksganze, sondern für sich — zur Wahrheit machen will.

Eine Verfassung, die zerfällt, wenn sie den Versuch macht zu leben!

Die ungarische öffentliche Meinung ist gedrillt auf das Wort Verfassung. Und das ist gut: denn derjenige Machthaber, der in Ungarn aus dem Worte Wahrheit, der das Repräsentationssystem in Gemeinde, Munizipium und Parlament zur Tatsache machen will, gegen ihn hat das Ständewesen Ungarns und das Budapester Klassenparlament keine Waffe.

Und dennoch — wir haben noch immer Ursache, uns von dieser Verfassung imponieren zu lassen. Sie gibt dem Lande zwar keine Volksvertretung, aber doch wenigstens ein Parlament: ein Parlament des Unrechts, aber ein Parlament. Wir haben dagegen eine Volksvertretung, eine Körperschaft, die alle Klassen und Nationen zur Vertretung bringt, aber wir haben dafür — kein Parlament: Wir haben alle Teile in der Hand, fehlt leider nur das einigende Band! Wir haben Vertreter des Großbesitzes, des Kleingewerbes, der Bauernschaft, der Arbeiterschaft, aber Vertreter des Ganzen, vom Ganzen gewählt und dem Ganzen verantwortlich, eine Vertretung des Staates, ein Parlament haben wir nicht. Und so bleibt uns nichts übrig: Ob wir wollen oder nicht, wir müssen uns von dieser ungarischen Verfassung imponieren lassen!

Das Leben in der Tiefe des Meeres.

Von Robert von Lendenfeld.

In früheren Zeiten hat man nur den Spiegel und die oberflächlichen Teile des Weltmeers gekannt. An eine genauere Untersuchung der Tiefe dachte niemand; es schien, als verlangte keiner zu schauen, was die Götter gnädig bedecken mit Nacht und Grauen. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der Gedanke auftauchte, England mit Amerika durch ein telegraphisches Kabel zu verbinden, und es galt, genauere Aufschlüsse über die Gestaltung und Beschaffenheit des nordatlantischen Meeresgrundes zu erlangen, wandte man sich der Tiefseeforschung zu. Die aus der Tiefe heraufgebrachten Grundproben und die merkwürdigen Organismen, die an den später zwecks Ausbesserung emporgezogenen Kabelteilen saßen, erweckten das Interesse der Biologen. Man begann, zunächst in der Nähe der britischen Küsten, in größeren Tiefen zu fischen und in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts sandten die Engländer den „Challenger" aus, um die Tiefen der Ozeane zu erforschen. Die in einer langen Reihe stattlicher Bände niedergelegten Ergebnisse der wissenschaftlichen Bearbeitung des Materials, das dieses Schiff auf seiner fünfjährigen Weltreise zusammengebracht hatte, ermöglichten die Bildung einer Vorstellung von der Gestalt und Natur des tiefen Meeresgrundes, dem Wesen der abyssalen Fauna und der Art der Anpassung der Tiefseetiere an die besonderen Verhältnisse ihrer Heimat.

Als wir — von Österreichern nahmen an der Bearbeitung der „Challenger"-sammlung Hofrat von Graff und ich teil — das Werk vollendet hatten, ward eine Gedenkmünze geschlagen mit einem Ritter, der am Strande steht und dem Meere seinen Handschuh hinwirft. Mit vielem Erfolge hatte dieser Herausforderer („Challenger") seine Fehde gegen die Nacht und das Grauen geführt, welche wie ein Schleier die

Geheimnisse der Tiefsee bedeckten, und mancher andere Streiter ist seither in diese Fehde eingetreten und hat das Seinige zur Erweiterung unserer Kenntnis von der Tiefsee und ihren Bewohnern beigetragen, so daß jetzt unsere Erfahrungen ausreichen, um von ihnen in großen Zügen ein Bild zu entwerfen.

Das Meer nimmt bei 71 Prozent der Erdoberfläche ein und ist im Mittel etwas über $3^1/_2$ Kilometer tief. Die Senkungen der Erdrinde, die davon erfüllt werden, stehen mit einander in Verbindung und bilden so eine zusammenhängende Tiefe, die sich vorwiegend auf der Südhalbkugel ausbreitet. Ihr Boden ist größtenteils flach. Er wird von Böschungen eingefaßt, die zu dem gleichfalls zusammenhängenden höheren Teil, der Festlandtafel, der die Kontinente und die allermeisten Inseln angehören, hinaufziehen. Diese unterseeischen Böschungen, von denen manche den Abfällen des Monterosa gegen Macugnaga und der Jungfrau gegen Lauterbrunnen an Höhe und Steilheit gleichkommen oder sie noch übertreffen, sind zumeist durch Flachseestreifen vom Festlandstrande getrennt. Die Tausendmetertiefenlinie, welche jene Böschungen durchquert, kann als Grenze der eigentlichen Tiefsee angesehen werden. So begrenzt, hat diese eine Ausdehnung von ungefähr zwei Dritteln (nach Lapparent 68, nach Murray 63·7 Prozent) der ganzen Oberfläche der Erde. Von der Tausendmetertiefenlinie fällt der Grund fast überall steil ab, um, unten an Neigung abnehmend, in den flachen, größtenteils 4000 bis 5000 Meter tiefen eigentlichen Boden des Weltmeers überzugehen. Ausgedehntere, weniger als 4000 Meter tiefe Strecken finden sich im Nordatlantik (der Streifen Azoren—Island), im Pazifik (die gekreuzten Streifen Galopagos—Dougherty und Paumotu—Chile) und in der Umgebung der Antarktis. Ausgedehntere, mehr als 5000 Meter tiefe Strecken kommen im westlichen Nordatlantik, im östlichen Südatlantik und namentlich im Nordpazifik vor. An einzelnen Stellen senkt sich der Meeresgrund bis zu 8000 und 9000 Meter, ja noch tiefer hinab. Diese größten Tiefen haben keine bedeutende Ausdehnung; sie liegen stets in der Nähe von Untiefen oder Land, am Westrand großer, tiefer Ozeanbodenteile. Die bedeutendsten sind jene des Westrandes des tiefen Teiles des Pazifik bei Japan und bei dem unterseeischen Rücken, dem die Tonga- und Kermadekinseln entragen. Östlich vom letzteren wurde die größte bekannte Tiefe von 9430 Meter gelotet.

Die grünen Land- und Süßwasserpflanzen, sowie die Meeresalgen bereiten aus dem Wasser und der in diesem und in der Luft enthaltenen Kohlensäure Stärke, aus der dann andere organische Verbindungen hergestellt werden. Im Wasser und in der Kohlensäure sind die chemischen Elemente (Wasserstoff und Sauerstoff, beziehungsweise Kohlenstoff und Sauerstoff) ungemein fest verbunden. Um sie auseinander zu reißen und in den Stand zu setzen, andere chemische Verbindungen mit geringerem Sauerstoffgehalt zu bilden, ist sehr viel Kraft erforderlich. Diese wird jenen Pflanzen von der Sonne geliefert, und die Energie der Sonnenstrahlen ist es, welche die Kohlensäure und das Wasser zerlegt und ihre Bestandteile miteinander und mit andern Stoffen zu jenen Körpern verwebt, aus denen die Pflanzen

bestehen. Die gesamte Lebenstätigkeit dieser Pflanzen ist nichts anderes als eine Umsetzung der bei der Kohlensäure- und Wasserzerlegung festgehaltenen und so aufgespeicherten Sonnenkraft in Arbeit. Und ebenso sind auch alle Lebenserscheinungen der Tiere und vegetabilischen Schmarotzer, die sich unmittelbar oder mittelbar von jenen Lichtpflanzen ernähren, nichts anderes als Bewegungen, die auf der Umsetzung der von jenen Lichtpflanzen aufgespeicherten Sonnenenergie in Arbeit beruhen: so erscheinen die Lichtpflanzen als der Ausgangspunkt alles Lebens.

Die Sonnenstrahlen vermögen das Wasser nicht gut zu durchdringen. Schon in verhältnismäßig geringen Tiefen des Meeres herrscht Dunkelheit. Deshalb können die Sonnenkraft speichernden Algen nur nahe der Oberfläche gedeihen. Hier werden aber oft außerordentlich große Mengen von ihnen angetroffen. In der Südsee, gegen die Antarktis hin, sind die einzelligen Algen an der Oberfläche so zahlreich, daß die Eisberge, soweit sie vom Wogenprall bespritzt werden, mit einem braunen Algenüberzuge bekleidet erscheinen.

Wie die Kulturpflanzen des Landes die Energie bereitstellen, die dann in den Haustieren und im Menschen zu Arbeit und Bewegung wird, so beruht das Leben des Meeres auf der Energie, welche die Algen der oberflächlichen Wasserschichten den Sonnenstrahlen entnehmen.

Zwischen den Algen leben allerlei Tiere. Einige nähren sich unmittelbar von den Algen, andere von diesen Algenfressern: wie am Lande gibt es auch hier Pflanzen, Pflanzenfresser und Raubtiere. Alle festen Auswurfstoffe dieser Lebewesen, sowie, wenn sie gestorben sind, auch ihre eigenen Leiber sinken hinab in die Tiefe, wie ein Regen von Nahrung, der die oben gespeicherte Energie der Sonnenstrahlen hinabträgt zum Grunde des Meeres.

Von den feuchten Tiefländern der heißen und gemäßigten Zone, wo die günstigsten Verhältnisse herrschen und das Leben am üppigsten gedeiht, ausgehend, ist es überall hin, wo es Nahrung gab, in die wasserarmen Wüsten, die schneebedeckten Hochgebirge und die froststarrenden Polargebiete, ja selbst in lichtlose Höhlen und in warme Quellen gedrungen. Überall ging mit dieser Verbreitung der Lebewesen eine Anpassung an die besonderen Verhältnisse ihres neuen Standortes Hand in Hand, und in dem Maße, in dem diese Anpassung fortschritt, faßten die Organismen in jenen unwirtlichen Gegenden immer fester Fuß und breiteten sich darin immer weiter aus.

Die Fänge des „Challenger", des „Albatross", der „Princeß Alice", der „Valdivia" und anderer Expeditionen haben dargetan, daß im Meere eine ebensolche Verbreitung der Tiere wie am Lande stattgefunden hat. Von der Oberfläche, wo die Verhältnisse dem Leben günstig sind, ausgehend, sind die Tiere, dem durch das Wasser hinabsinkenden Nahrungsregen folgend, in die Tiefe gewandert und haben sich den dort herrschenden Verhältnissen angepaßt: in den ungeheuren Räumen der Ozeantiefe fanden sie eine Heimat und Platz zu ungeahnter Ausbreitung und Entwicklung.

Es kann keinen größeren Gegensatz geben als den, zwischen den Verhältnissen des Tieflandes und der Meeresoberfläche wärmerer Erdstriche und jenen abyssalen Regionen, die von den Tiefseetieren besiedelt worden sind. Dort Licht und Wärme, reichliche Nahrung, geringer Druck und ein ewiger Wechsel von Tag und Nacht, Regen und Sonnenschein, Sturm und Stille; hier Kälte und ewige Nacht, wenig Nahrung, hoher Druck und dauernde Ruhe. So groß, wie diese Unterschiede zwischen den Verhältnissen der Oberfläche und der Tiefe sind, so eigenartig und weitgehend sind auch die Anpassungen, welche die Tiefseetiere in der abyssalen Region heimisch gemacht haben. Langsam sinkt der Nahrungsregen durch das Wasser herab. In jedem Niveau leben freischwimmende Fische, Krebse und andere Organismen, die der sinkenden Nahrung auflauern oder einander auffressen. Was von der Oberfläche herabfällt und nicht am Wege erfaßt wird, sowie alle Auswurfstoffe und Leichen der zwischen dem Spiegel und dem Grunde des Meeres lebenden Tiere, die nicht vorher verschlungen werden, erreichen den Boden des Ozeans. Hier leben andere, teils festsitzende, teils bewegliche Tiere, welche das am Boden sich ablagernde Nahrungsmaterial und einander verzehren.

Die Besonderheiten der Tiefe sind, wie gesagt, Stetigkeit, Ruhe, hoher Druck, niedere Temperatur, Spärlichkeit der Nahrung und Finsternis.

Kein von Organismen bewohnter Teil der Erde ist so unveränderlich wie das Wasser der Tiefe. Die Temperatur ist dort immer dieselbe und nie wird es von einem Sonnenstrahl erhellt. Solche Veränderungen, wie sie an der Oberfläche, im Kleinen durch Hochwässer und Bergstürze, im Großen durch tektonische Störungen, Strandverschiebung und periodische Änderungen der Sonnenstrahlung herbeigeführt werden, gibt es in der Tiefe nicht. Mögen die Gewässer Gebirge abtragen, möge das eine Festland an Ausdehnung zunehmen, das andere durch relatives Ansteigen des Meeresspiegels verkleinert oder in eine Inselgruppe aufgelöst werden; möge die Sonnenwärme zeitweise abnehmen und mögen zusammenhängende Eismassen über weite Gebiete gebreitet werden; mögen selbst die Meeresströmungen abgelenkt werden: die Tiefe bleibt von alldem unberührt. Ob Teile des tiefen Meeresbodens infolge tektonischer Störungen emporgehoben und in trockenes Land verwandelt werden, und umgekehrt Teile der Festlandtafel in abyssale Tiefe versinken, ist zweifelhaft, wenn das aber auch geschähe, so würden die physikalischen Verhältnisse der Tiefsee dadurch nicht verändert und ihre Kontinuität dadurch nicht unterbrochen werden. Wir können sagen, daß seitdem die Erde ihren jetzigen Charakter angenommen hat, seitdem organisches Leben auf ihr besteht, die Tiefsee völlig unverändert geblieben ist. Diese Unveränderlichkeit ist der Anpassung sehr förderlich gewesen und die Ursache, warum die Tiefseetiere im allgemeinen in so weitgehendem Maße den Verhältnissen ihres Aufenthaltortes angepaßt sind. Denn wie immer auch die Anpassung zustande kommen mag, darüber kann kein Zweifel bestehen, daß sie in letzter Linie auf der Einwirkung äußerer Umstände beruht. Deshalb muß sie einen um so höheren Grad erreichen, je weniger sich diese Umstände im Laufe der Zeit

verändern. Eine weitere Folge jener Unveränderlichkeit ist, daß die, soweit es ihre innere Organisation zuläßt, vollkommen angepaßten Tiere der Tiefsee weitere Veränderungen nicht mehr durchmachen. Ehe man die Tiefseefauna wirklich kennen gelernt hatte, hegte man, in Erwägung dieses Umstandes, die Hoffnung, Vertreter längst ausgestorbener Tierformen in der Tiefsee zu finden. Diese Hoffnung ist aber nur in sehr beschränktem Maße erfüllt worden: von Ammoniten, Belemniten, Trilobiten und dergleichen Tieren, die in früheren Erdperioden die Meere belebten, hat man keine Vertreter unter den Tiefseetieren gefunden. Das dürfte wohl darauf zurückzuführen sein, daß fortwährend Formen von der Oberfläche in die Tiefe hinabsteigen und sich dort durch Anpassung einbürgern. Die späteren Einwanderer sind Abkömmlinge von Formen, welche, dank ihrer größeren Tüchtigkeit, die Stammeltern der früheren Einwanderer von der Oberfläche verdrängt haben, und es liegt die Annahme nahe, daß jene neuen Tiefseebürger den alten ebenso an Tüchtigkeit überlegen waren und sie ebenso verdrängt haben, wie früher an der Oberfläche ihre eigenen Ahnen, die Ahnen jener. Die Typen, denen die jetzt in der Tiefsee lebenden Formen angehören, sind etwas, aber nicht viel älter als die jetzt an der Oberfläche lebenden.

Ebensowenig wie die oberflächlichen Veränderungen dringen die Bewegungen der oberen Wasserschichten in die Tiefe hinab. Selbst beim heftigsten Sturm und beim höchsten Wellenschlag bleibt die Tiefe vollkommen ruhig. Die ozeanischen Strömungen und die Flutwelle sind in der Tiefe weit langsamer als an der Oberfläche. Die Zirkulationsströmung, welche durch Erwärmung des Wassers infolge von Abgabe der Erdwärme erzeugt wird, ist so schwach, daß sie die Ruhe nicht stört. Die einzigen merklichen Bewegungen in der Tiefe werden durch Erdbeben hervorgerufen, denn die dabei entstehenden Wellen rütteln das Wasser bis zu seinem Grunde auf.

Die Ruhe beeinflußt die Gestaltung der Tiefseetiere mittelbar und unmittelbar. Ihr mittelbarer Einfluß liegt darin, daß sie eine gleichmäßige Ablagerung des ins Meer fallenden Staubes und der festen, feinen Zerfallprodukte der Organismen am Grunde ermöglicht, weshalb dieser mit einem weichen, aus jenen festen Teilen bestehenden Schlamm bedeckt ist. Um in diesem Schlamme nicht zu versinken und von ihm nicht erstickt zu werden, erzeugen viele festsitzende Tiefseetiere längere Stiele. Sehr schön sind solche bei gewissen Glasschwämmen ausgebildet. Alle diese Schwämme sind mit Kieselnadeln ausgestattet, die aber gewöhnlich nicht mehr als einige Zentimeter lang werden. Bei gewissen Formen (Hyalonema) sind größere, eine Länge von einem halben Meter erreichende Nadeln vorhanden, welche zu einem Strange vereint sind und einen Stiel bilden, mit dem der Schwamm am Meeresgrunde festsitzt. Bei einem von der „Valdivia" in größerer Tiefe erbeuteten Glasschwamme, der Monorhaphis chuni, ist an Stelle dieses Stranges eine einzige, doppelspitzige Nadel getreten, welche Daumendicke und eine Länge von mehreren Metern erreicht. Ihr unteres Ende ist dem Grundschlamme eingepflanzt, an ihrem

oberen Ende sitzt der Körper des Schwammes. In anderer Weise sind gewisse Seeigel an das Leben auf jenem Schlamme angepaßt. Diese tragen an den Enden der langen Stacheln, die sie als Schreitbeine benützen, schneereifartige Endverbreiterungen, welche sie vor dem Einsinken in den Schlamm bewahren.

Eine unmittelbare Einflußnahme der Ruhe des tiefen Wassers ist an dem Baue der festsitzenden Tierstöcke der tieferen Gründe zu erkennen. Während die bedeutendere Größen erreichenden Korallen- und Hydroidpolypstöcke des seichten Wassers mit starken und schweren Skeletten ausgestattet sind und dadurch in den Stand gesetzt zu sein pflegen, sich in dem lebhaft bewegten Wasser der Brandungszone zu behaupten, sind jene der Tiefe zart und oft so hoch, daß jede lebhaftere Bewegung des Wassers sie zerbrechen müßte. Die Natur ist sparsam; sie pflegt alles Unnötige zurückzubilden. In der Tiefe sind, der Ruhe des Wassers wegen, starke und schwere Skelette unnötig. Deshalb verschwanden sie, als die in die Tiefe hinabgestiegenen Nachkommen dieser Tiere sich den Verhältnissen ihrer neuen Heimat anpaßten.

Der Druck nimmt auf je zehn Meter Tiefe ungefähr um eine Atmosphäre (ein Kilogramm pro Quadratzentimeter) zu. Er ist deshalb in großen Tiefen außerordentlich stark. Im Niveau des Meeresspiegels lastet auf der Oberfläche des menschlichen Körpers ein Druck von beiläufig 20 Tonnen, in 9000 Metern Meerestiefe hätte er einen Druck von 18.000 Tonnen, das wäre so das Gewicht zweier tüchtiger Schlachtschiffe, auszuhalten. Wie groß dieser Druck aber auch ist, so übt er doch auf die Tiere, welche keine gaserfüllten Höhlen besitzen, keinen erkennbaren Einfluß aus und es scheinen diese Druckverhältnisse nur für die mit einer Schwimmblase ausgestatteten Tiefseefische von Wichtigkeit zu sein. Wenn so ein Fisch über sein gewohntes Niveau emporsteigt, dehnt sich die in seiner Schwimmblase enthaltene Luft infolge der Druckabnahme stark aus. Ist der Fisch nicht imstande, dieser Ausdehnung durch Muskelzusammenziehung rechtzeitig hinreichend kräftig entgegenzuwirken, so steigt er wegen seines nunmehr geringeren spezifischen Gewichtes rasch empor. Er kommt in Regionen mit immer niedrigerem Drucke; die Schwimmblase dehnt sich immer mehr aus; er verliert die Herrschaft darüber und die von der Schwimmblase auf die benachbarten Organe ausgeübte Pressung schwächt, betäubt und tötet den Fisch: tot und unförmlich aufgedunsen, mit zum Maule herausschauender oder geplatzter Schwimmblase kommt er an der Oberfläche an. Natürlich geht es den schwimmblasenbesitzenden Fischen, die mit dem Netz aus der Tiefe emporgezogen werden ebenso wie denen, die aus anderen Gründen emporsteigen.

Abgesehen von den geschlossenen Senkungen des Meeresbodens, wo vom Niveau der niedrigsten Stelle der Einfassung bis hinab zum tiefsten Punkte dieselbe Temperatur herrscht, nimmt die Wärme des Meerwassers im allgemeinen mit zunehmender Tiefe stetig ab. In 1000 Meter Tiefe hat das Wasser meist 4 bis 5 Grad über Null, bei 2000 Metern etwa $2^1/_2$ Grad. In (nicht abgeschossenen)

Tiefen von 4000—5000 Metern ist die Temperatur annähernd Null Grad. Stellenweise wurden am Grunde Temperaturen von — 0·4 bis — 0·6 Grad beobachtet.

Die Tiefseetiere sind durchwegs Fische und Wirbellose, deren Verwandte an der Oberfläche wechselwarm sind und annähernd dieselbe Temperatur wie ihre Umgebung haben. Deshalb und weil sie solcher Wärmeschutzeinrichtungen, wie wir sie bei den in kaltem Wasser lebenden Seeottern (Pelz) und Walen (Speck) antreffen, entbehren, wird anzunehmen sein, daß auch bei den Tiefseetieren die Körpertemperatur jener der Umgebung ähnlich ist, also nur wenig über Null Grad beträgt. Diese Kälte scheint keinen unmittelbaren Einfluß auf ihre Gestaltung auszuüben. Dagegen dürfte ein mittelbarer Einfluß derselben anzunehmen sein, der darin besteht, daß die toten organischen Körper, die von oben herabfallen und den Tiefseetieren zur Nahrung dienen, infolge der niederen Temperatur in der Tiefe von Fäulnisbakterien nicht befallen werden und daher auch nicht in Fäulnis übergehen, was die Menge der den Tiefseetieren zur Verfügung stehenden Nahrung erhöht und verhindert, daß sich giftige Fäulnisprodukte im Grundschlamm und in dem wenig bewegten Tiefenwasser ansammeln.

Die Spärlichkeit der Nahrung hat zur Entstehung mancher interessanter Anpassungen Anlaß gegeben. Da sie nur selten Gelegenheit haben sich zu sättigen, ist es für die Tiefseetiere höchst vorteilhaft, im stande zu sein, sich gehörig anzuessen, wenn einmal ihr Tisch reichlicher gedeckt ist. In der Tat sind viele befähigt, in dieser Richtung ganz Außerordentliches zu leisten. Manche Tiefseefische sind mit ungemein langen, stark gekrümmten Zähnen ausgestattet, die ihnen das Erfassen und Festhalten großer Gegenstände erleichtern. Die meisten haben einen sehr weiten Rachen, einen überaus dehnbaren Schlund und einen ebenso erweiterungsfähigen Magen. Eine sehr weitgehende Anpassung in dieser Richtung zeigt der von der „Valdivia" erbeutete Megalopharynx. Das ist ein Fisch, der einem flachen, breiten und niederen umgekehrten Trichter gleicht, dessen weiter Eingang durch einen in einem Scharnier beweglichen Deckel verschlossen werden kann und dessen schmales Ende in einen langen, zur Seite gelegten Schwanzanhang ausläuft. Die Höhle dieses Trichters ist die Rachenhöhe des Fisches und der Deckel daran sein Unterkiefer; der Vorderteil des schwanzartigen Anhanges ist sein Leib, der Hinterteil sein Schwanz. Vorn am Trichterrand sitzen zwei Augen, die die Lage des sonst nicht erkennbaren Kopfes bezeichnen. Dieser Fisch kann einen Bissen in seine Rachenhöhle (das Trichterlumen) einführen, der fünfmal so dick als sein Leib ist. Wüchse er zur Dicke des menschlichen Körpers heran, so wäre ein ausgewachsener Elefant für ihn ein einziger Bissen. Unter den vom „Challenger" erbeuteten Fischen habe ich einen gesehen, der einen anderen Fisch verschluckt und im Magen hatte, welcher mehr als doppelt so groß als er selber war: in Gestalt eines Bruchsackes mit dünner, durchsichtiger Wand trat bei diesem der den verschluckten Fisch enthaltende Magen über die Bauchfläche vor. Es läßt sich wohl denken, daß so eine Mahlzeit eine

Zeitlang vorhält und daß ein solcher Fisch, wenn er auch nur alle Vierteljahre einmal einen derartigen Bissen erwischt, ganz gut gedeihen kann.

Es ist nachgewiesen worden, daß im Mittelmeer das Seewasser in 400 Meter dicker Schicht das Licht aufhält. Sind viele schwebende Lebewesen darin, so ist seine Durchsichtigkeit noch weit geringer. Bis zu Tiefen von 80 Metern hinab leben im Meere Lichtpflanzen, bis 350 Meter Schatten-Algen, darunter kommen keine Lichternergie verarbeitende Pflanzen vor. Daraus läßt sich schließen, daß beträchtliche Teile des Tageslichtes die obersten 80 Meter des Wassers durchstrahlen, daß etwas Licht bis 350 Meter herabgelangt, daß aber unter diesem Niveau fast nichts mehr davon zu spüren ist und in Tiefen von 400 Metern und darüber gar kein Tageslicht mehr dringt. Die Tiere der Tiefsee leben also in ewiger Nacht und die auffallendsten Eigentümlichkeiten, die wir an ihnen wahrnehmen, sind die Einrichtungen, welche bei ihrer Anpassung an diese Finsternis zur Ausbildung gelangt sind. Diese Einrichtungen nehmen nicht nur an sich, sondern auch deshalb unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, weil sie von den Dunkelheitsanpassungen der Bewohner anderer lichtloser Orte wesentlich abweichen.

Außer den Tiefseetieren entbehren bekanntlich auch die in Höhlen, in der Erde, im Grundwasser und — als Schmarotzer — im Innern anderer Organismen lebenden Tiere des Lichtes. Die auffallendste Dunkelheitsanpassung aller dieser Höhlen-, Erd- und Grundwasserbewohner sowie der Endoparasiten ist die auf der Sparsamkeit in der Natur beruhende Rückbildung der Hautfarbe und der Augen. Der Dunkelheit sehr vollkommen angepaßte Tiere dieser Art, wie der Grottenolm, der Engerling und der Bandwurm sind farblos und blind. Dem entgegen ist bei den Tiefseetieren die Haut in der Regel gefärbt, bei Fischen oft tiefschwarz, und die Augen meist groß und wohlentwickelt, nur ausnahmsweise rückgebildet. Diese auffallenden Unterschiede beruhen darauf, daß es in der Tiefsee nicht, wie in der Erde, in Höhlen, im Grundwasser und im Innern von Organismen, ganz finster ist. Zwar erhellt nie auch nur das schwächste Tageslicht die abyssale Region, dafür erzeugen aber viele Bewohner der Tiefsee selber Licht. Deshalb ist der für die Höhlentiere 2c. nutzlose Besitz einer Hautfarbe und guter Augen für die Tiefseetiere vorteilhaft; und deshalb sind auch die meisten gefärbt und mit Augen ausgestattet.

Daß in der Tiefe auch ganz blinde Fische (Ipnops) neben solchen mit großen, hochentwickelten Augen vorkommen, dürfte auf der Schwäche des da unten herrschenden Lichtes beruhen. Wenn eine an der Oberfläche lebende Fischart ursprünglich gute Augen besaß und die immer tiefer hinabsteigenden, aufeinanderfolgenden Generationen ihrer Nachkommen, welche die abyssale Region besiedelten, langsam in die Tiefe sanken, konnten ihre Augen schnell genug besser werden, um sie in den Stand zu setzen, auch unten, wo es kein anderes als das von den Tieren selbst ausgestrahlte Licht gibt, etwas zu sehen: solchen Fischen blieben die Augen stets nützlich und sie wurden bei ihnen hoch und in besonderer Weise ausgebildet. Wenn aber ihre Augen ursprünglich nicht besonders gut waren und die aufeinanderfolgenden

Tiefen von 4000—5000 Metern ist die Temperatur annähernd Null Grad. Stellenweise wurden am Grunde Temperaturen von — 0·4 bis — 0·6 Grad beobachtet.

Die Tiefseetiere sind durchwegs Fische und Wirbellose, deren Verwandte an der Oberfläche wechselwarm sind und annähernd dieselbe Temperatur wie ihre Umgebung haben. Deshalb und weil sie solcher Wärmeschutzeinrichtungen, wie wir sie bei den in kaltem Wasser lebenden Seeottern (Pelz) und Walen (Speck) antreffen, entbehren, wird anzunehmen sein, daß auch bei den Tiefseetieren die Körpertemperatur jener der Umgebung ähnlich ist, also nur wenig über Null Grad beträgt. Diese Kälte scheint keinen unmittelbaren Einfluß auf ihre Gestaltung auszuüben. Dagegen dürfte ein mittelbarer Einfluß derselben anzunehmen sein, der darin besteht, daß die toten organischen Körper, die von oben herabfallen und den Tiefseetieren zur Nahrung dienen, infolge der niederen Temperatur in der Tiefe von Fäulnisbakterien nicht befallen werden und daher auch nicht in Fäulnis übergehen, was die Menge der den Tiefseetieren zur Verfügung stehenden Nahrung erhöht und verhindert, daß sich giftige Fäulnisprodukte im Grundschlamm und in dem wenig bewegten Tiefenwasser ansammeln.

Die Spärlichkeit der Nahrung hat zur Entstehung mancher interessanter Anpassungen Anlaß gegeben. Da sie nur selten Gelegenheit haben sich zu sättigen, ist es für die Tiefseetiere höchst vorteilhaft, im stande zu sein, sich gehörig anzuessen, wenn einmal ihr Tisch reichlicher gedeckt ist. In der Tat sind viele befähigt, in dieser Richtung ganz Außerordentliches zu leisten. Manche Tiefseefische sind mit ungemein langen, stark gekrümmten Zähnen ausgestattet, die ihnen das Erfassen und Festhalten großer Gegenstände erleichtern. Die meisten haben einen sehr weiten Rachen, einen überaus dehnbaren Schlund und einen ebenso erweiterungsfähigen Magen. Eine sehr weitgehende Anpassung in dieser Richtung zeigt der von der „Valdivia" erbeutete Megalopharynx. Das ist ein Fisch, der einem flachen, breiten und niederen umgekehrten Trichter gleicht, dessen weiter Eingang durch einen in einem Scharnier beweglichen Deckel verschlossen werden kann und dessen schmales Ende in einen langen, zur Seite gelegten Schwanzanhang ausläuft. Die Höhle dieses Trichters ist die Rachenhöhe des Fisches und der Deckel daran sein Unterkiefer; der Vorderteil des schwanzartigen Anhanges ist sein Leib, der Hinterteil sein Schwanz. Vorn am Trichterrand sitzen zwei Augen, die die Lage des sonst nicht erkennbaren Kopfes bezeichnen. Dieser Fisch kann einen Bissen in seine Rachenhöhle (das Trichterlumen) einführen, der fünfmal so dick als sein Leib ist. Wüchse er zur Dicke des menschlichen Körpers heran, so wäre ein ausgewachsener Elefant für ihn ein einziger Bissen. Unter den vom „Challenger" erbeuteten Fischen habe ich einen gesehen, der einen anderen Fisch verschluckt und im Magen hatte, welcher mehr als doppelt so groß als er selber war: in Gestalt eines Bruchsackes mit dünner, durchsichtiger Wand trat bei diesem der den verschluckten Fisch enthaltende Magen über die Bauchfläche vor. Es läßt sich wohl denken, daß so eine Mahlzeit eine

diesen die Funktion zuschreiben, Ätherschwingungen (Licht) zu erzeugen. Der Grund, warum das Leuchten so selten beobachtet wurde, ist teilweise wohl darin zu suchen, daß die Fische infolge der kolossalen Druckabnahme beim Heraufziehen tot oder doch sehr geschwächt an die Oberfläche kommen. Chun hat an einem, mit Leuchtorganen ausgestatteten Kopffüßler der Tiefe verschiedenfarbige, rote, blaue und weiße Leuchtorgane beobachtet. Dies und die Verschiedenheit der Leuchtorgane der Fische untereinander lassen vermuten, daß vielerlei Ätherschwingungen, das heißt verschiedenfarbige Lichter, von ihnen ausgehen. Es ist deshalb recht gut möglich, daß einige, vielleicht sogar die meisten, Ätherschwingungen (Lichtwellen) erzeugen, die außerhalb des für das menschliche Auge sichtbaren Teiles der Regenbogenfarbenreihe liegen. Die erwähnte Verlängerung der Augen vieler Tiefseefische läßt es nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß die Augen zur Wahrnehmung von weniger stark brechbarem Licht, d. h. von Ätherschwingungen mit größerer Wellenlänge dienen, als die nicht verlängerten Augen der Fische der Oberfläche, und es ist wohl möglich, daß sie hauptsächlich überrotes, für das menschliche Auge unsichtbares Licht wahrnehmen. Sind aber die Augen hauptsächlich auf überrotes Licht eingestellt, so wird anzunehmen sein, daß das von den Leuchtorganen ausgehende, auf sie einwirkende Licht auch zum großen Teil überrot ist und daher von uns nicht wahrgenommen werden kann.

Die drei erwähnten Leuchtorganarten der Fische haben vermutlich verschiedene Aufgaben zu erfüllen. Es ist bekannt, daß nächtliche Insekten durch das Licht angelockt werden. Die mit im Meer versenkten, von Netzen umgebenen Glühlampen angestellten Versuche, sowie die Erfahrungen der Fischer zeigen, daß auch die Meerestiere dem Lichte zustreben. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die Leuchtorgane an den Lippen, Barteln und Stirnfortsätzen den Zweck haben, jene kleinen Tiere, die den Fischen, welche solche Leuchtorgane besitzen, zur Nahrung dienen, anzulocken.

Die unter den Augen liegenden Leuchtorgane sind von allen die größten und daher wohl auch lichtstärksten. Bei einem unter einem halben Meter langen Tiefseefisch der „Challenger"-Sammlung, den ich untersucht habe, hatten sie die Größe mittlerer Bohnen. Diese Leuchtorgane sind durch Lider verschließbar und oft mit besonderen Muskeln ausgestattet, durch die sie bewegt werden können. Ich bin der Ansicht, daß sie als Laternen oder, da sie mit hohlspiegelartigen Reflektoren ausgestattet und beweglich sind, besser gesagt, als Scheinwerfer dienen, welche den Fisch in den Stand setzen, beliebige Teile seines Gesichtsfeldes zu beleuchten und so die Umgebung zu durchmustern. Bemerkt er eine kleinere Beute, so fährt er darauf los und frißt sie, bemerkt er aber einen größeren Feind, so zieht er die Lider über den Organen zusammen, um das Licht auszulöschen und sich unsichtbar zu machen.

Die über den Körper zerstreuten Leuchtorgane pflegen um so zahlreicher zu sein, je kleiner und einfacher sie sind. Ihre Anordnung ist bei verschiedenen Stücken derselben Art die gleiche. Als Lockmittel oder zur Beleuchtung des Gesichtsfeldes



können diese Organe nicht dienen, ihr Zweck ist, entweder Artgenossen aufeinander aufmerksam zu machen und so die Paarung und die Bildung von Schwärmen zu erleichtern oder Feinde abzuschrecken. Vielleicht dienen einige von ihnen jenem, einige diesem Zwecke.

Bisher sind nur kleine und mittelgroße Organismen aus der Tiefe heraufgeholt worden. Wer weiß, ob es da nicht auch große Tiere gibt, die mit den in Anwendung gebrachten Fangnetzen nicht erbeutet werden können. Die Untersuchungen des Fürsten von Monaco haben gezeigt, daß Zahnwale in ihrem Magen Stücke riesiger, sonst nicht bekannter Kopffüßler enthalten. Wenn solche Ungeheuer in jenen mäßigen Tiefen, bis zu denen die Wale hinabtauchen, vorkommen, so ist es in Anbetracht der ungeheuren Ausdehnung der abyssalen Region wohl nicht unwahrscheinlich, daß da unten Riesentiere leben, von denen wir noch keine Ahnung haben und die in den ungeheuren Räumen der Tiefe ebenso herrschen, wie in den Lüften der Adler.

Der fahrende Grieche.

Von J. L. Windholz.

„Es begab sich im Jahre 1393, daß der griechische Kaiser Manuel II. Palaiologos eine Gesandtschaft in das Abendland entsenden wollte, um Hilfe wider die Türken von der Christenheit zu erbitten. Denn seit mehr als zwanzig Jahren bereits hatte der Großtürke seinen Hofstaat in Adrianopel aufgeschlagen. Die unabhängigen Fürsten im Norden der Halbinsel waren ihm alle tributpflichtig geworden, und seine Erhebung wider das Türkenjoch mußte der Serbenkönig Lazarus auf dem Amselfelde mit einer vernichtenden Niederlage büßen. Zwar war auch der siegreiche Sultan Murad auf dem Schlachtfelde geblieben, aber sein Sohn Bajesid rüstete sich nach mancherlei glücklichen Kriegszügen bereits zur Belagerung der alten Kaiserstadt Byzanz. Denn von dem ganzen großen Kaiserreich des Ostens war nichts als die Hauptstadt und ein sie umgebender Landstrich übrig geblieben.

Der Kaiser sah wohl ein, daß er den wilden und grausamen Kriegsscharen der Türken für die Länge der Zeit allein nicht werde widerstehen können, so sich nicht die abendländische Christenheit zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind aufzuraffen vermöchte. Er wählte deshalb unter seinen Ratgebern zwei Männer aus, welche fähig erschienen, durch die Gabe der Überredung und des gezügelten Verstandes die Herrscher des Abendlandes zur Hilfeleistung zu bewegen, Manuel Chrysolaros und Demetrios Kydonios, beide hochgelehrt in den philosophischen Schriften und Gedichten der Alten und geehrt und geachtet wegen der Lauterkeit ihres Wesens und Wandels. Diese begaben sich nun mit Geleitsbriefen und allem Nötigen versehen vorerst nach Venedig, um die Republik für den Kaiser zu gewinnen. Die ruhmreiche Republik Venedig befand sich damals in jener glücklichsten Zeit ihrer Blüte, wo sie nach Vernichtung der genuesischen Flotte die unumschränkte Herrschaft auf dem Mittelmeere errungen und dadurch den ganzen Warenhandel aus den reichen Ländern des fernen Ostens an sich gebracht hatte. Dieser

so rühmliche und segenbringende Zustand wurde nur durch das immer raschere Vordringen der Türken getrübt, welche nicht nur ganze Piratenflotten unterhielten, sondern auch die zahlreichen Faktoreien und Herrschaften der Republik auf den östlichen Inseln und Gestaden des Meeres hart bedrängten und sogar manche bereits mit bewaffneter Hand an sich gebracht hatten. Hievon ausgehend, waren die Gesandten bemüht, den Großen Rat der allmächtigen Republik für sich zu gewinnen, wobei sie darauf verwiesen, wie der Kaiser auch eine Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen anstrebe. Aus diesem Grunde begaben sie sich auch nach Rom zum Papste Bonifazius, und manche behaupten, daß Chrysolaros schon damals in die römische Kirche eingetreten wäre. Aber, wie jedermann weiß, sind unter allen Nationen die Venezianer die Geübtesten in dem Gebrauch der schönen und gefälligen Worte, um aus jedem Geschäft den größten Vorteil und Nutzen für die Republik zu ziehen. Und so gelang es den beiden Gesandten trotz wochenlangen Harrens nicht, einen Beschluß und eine Entscheidung des Großen Rates zu erzielen; sei es, daß die alte Eifersucht gegen das immer mit Genua verbündete Byzanz den Venezianern gebot, besondere Vorsicht walten zu lassen, oder sei es, daß sie andere geheime Absichten im Einverständnisse mit dem Sultan Bajesid verfolgten. Genug an dem, die Wochen und die Monate vergingen, ohne daß die Griechen etwas anderes hörten, als die schmeichlerischen und Hoffnung gebenden Worte des Großen Rates. Bedrückten Gemütes gingen sie in dem blühenden und reichen Venedig umher. Mit Wehmut betrachteten sie auf der Kirche San Marco die goldenen Rosse, welche einst den Stolz von Byzanz gebildet, und das Tor, das einst die Hagia Sofia geschmückt hatte.

Wenn nun auch die Tätigkeit der beiden Gesandten in den Geschäften des Staates von keinem Erfolge für ihr Vaterland begleitet war, so gereichte dennoch ihre Anwesenheit in Italien jener stillen Gemeinschaft edelster Geister, die immer und zu allen Zeiten ein unsichtbares Band um die Nationen und Völker schlingt, zu besonderem Vorteil und Nutzen. Wie wir alle wissen, waren zu jener Zeit die vornehmsten und gebildetsten Männer in den Städten Italiens damit beschäftigt, die Gedichte, Schriften und Denkmäler des alten Rom zu neuem Leben zu erwecken. Groß war auch unter ihnen die Begierde nach den unvergänglichen Gedichten und Philosophien der Griechen. Denn die Kenntnis der griechischen Sprache war zu jener Zeit eine seltene und kostbare Sache, und es war damals auf dem italienischen Festlande kaum jemand zu finden, der im stande gewesen wäre, die unsterblichen Gedichte des Homeros in den süßen und tönenden Lauten der jonischen Sprache zu lesen. Mit frohen Erwartungen wurde jedesmal das Eintreffen eines schriftgelehrten Griechen in Italien begrüßt und über die Maßen groß war deshalb die Erregung in den Kreisen dieser Männer, als es bekannt wurde, daß zwei so berühmte Gelehrte wie Chrysolaros und Kydonios zu längerem Aufenthalte nach Venedig gekommen seien. Von dem Ruhme ihrer Gelehrsamkeit angezogen, hatte ja schon der edle Guarino von Verona trotz der Dürftigkeit seiner Jugend die Reise nach Byzanz gewagt und im Hause des Chrysolaros als Lernender und Dienender gastliche Aufnahme gefunden. So nun waren die beiden Griechen in Venedig schnell von einem Kreise von Dichtern und gelehrten Männern umgeben, welche alle bestrebt waren, von ihrem Umgange Nutzen zu ziehen und in die Geheimnisse der griechischen Sprache eingeführt zu werden. Und so groß war die Begierde danach, daß auch aus den übrigen Städten Italiens viele nach Venedig reisten, um des Verkehrs mit den Griechen teilhaftig zu werden. Unter diesen befanden

sich zwei junge Florentiner aus vornehmem und reichem Hause, Giacomo d'Angelo da Scarparia und Roberto de' Rossi, und der Wissensdurst war in Giacomo so mächtig, daß er, als die Griechen unverrichteter Dinge wieder heimkehrten, ihnen nach Byzanz folgte und der Schüler des Chrysolaros wurde.

In jenen Zeiten war Coluccio di Piero aus dem Geschlechte der Salutati Kanzler der vornehmsten Republik Florenz, ein Mann von strengem und finsterem Blick, aber hochgeachtet ob der Reinheit und Unbestechlichkeit seines Wandels, berühmt durch die Kraft und Gewandheit seiner Worte und von antiker Größe der Seele, wie ein Fels in der Unruhe des modernen florentinischen Geistes. Die größte aber von allen seinen Vorzügen und Tugenden war die Liebe zu seiner Vaterstadt, und er war bestrebt, ihren Ruhm und ihr Ansehen auf alle erdenkliche Weise, durch kunstvolle Bauten und nützliche Unternehmungen zu mehren und zu vergrößern. So vor allem lag ihm auch die Ausgestaltung der hohen Schule von Florenz am Herzen, und sein Wunsch wäre es gewesen, sie zur ersten und angesehensten in allen Städten Italiens zu machen. Er, der Meister des Stils und der Fürst der lateinischen Beredsamkeit seiner Zeit, hatte die Unkenntnis der griechischen Sprache immer schwer und bitter empfunden, und als nun Roberto de' Rossi aus Venedig zurückkehrte und die Gelehrsamkeit und das Wissen des Chrysolaros in begeisterten Worten pries, da erwachte in Salutato das brennende Verlangen, diesen als Lehrer des Griechischen für die Schule von Florenz zu gewinnen. Dem Scarparia, welcher dem Chrysolaros als Schüler nach Byzanz gefolgt war, hatte er aufgetragen, so viel als nur möglich griechische Bücher aufzukaufen oder abschreiben zu lassen; so insbesondere sollte er trachten, ein deutlich und korrekt auf Pergament geschriebenes Exemplar des Homeros zu erwerben und auch nicht die nötigen Vokabularien hiezu vergessen. Jetzt bestürmte er ihn mit Briefen, ihm doch behilflich zu sein, den Chrysolaros zur Niederlassung in Florenz zu bewegen. Aber auch in der Stadt selbst war er eifrig bemüht, das von Rossi entzündete Feuer zu entfachen und da er hierin von vielen angesehenen und vornehmen Herren unterstützt wurde, gelang es ihm auch, einen Beschluß der Prioren herbeizuführen, demgemäß Chrysolaros auf zehn Jahre zum Lehrer des Griechischen mit einer Besoldung jährlicher hundert Goldgulden bestellt wurde.

So geschah es, daß an einem Nachmittage im November des Jahres 1396, als Salutato im Palast der Signorie beschäftigt war, dem jungen Lionardo Bruni ein Staatsschreiben an Giangaleazzo Visconti, den Herrn von Mailand, in die Feder zu diktieren, während in einer Ecke des Gemaches der damals erst sechzehnjährige Gian Francesco Poggio Bracciolini einige Briefe des Cicero für den reichen Herrn Palla de' Strozzi kopierte, ein Knabe mit einem Zettel vor dem Kanzler erschien, welcher die Botschaft enthielt, daß Scarparia und Chrysolaros bereits in Florenz angekommen seien. Hastig entnahm Salutato dem ledernen Behältnis einen geschliffenen Kristall, denn sein Augenlicht war damals schon trüb geworden und seine Stimme zitterte vor Aufregung und seine gewaltigen Kinnbacken bebten vor Freude, als er den beiden Jünglingen die Nachricht mitteilte. Alsbald verließen alle drei den Palast der Signorie, und während sie die Stufen vor dem Palaste hinunterschritten und den mit stehenden Ziegeln gepflasterten Platz betraten, verweilte Salutato in dem Anblick der prächtigen Loggia des Orcagna. „Wohl dem Manne, der im Alter beglückt ist", sprach Salutato zu den Jünglingen. „In Wirrnis und Trübsal habe ich diese Stadt gesehen, vom Feinde bedroht und am Rande

des Unterganges, und jetzt, da meine Augen und mein Geist müde geworden sind, blüht sie in Pracht und Wohlstand, gefürchtet von ihren Feinden und geliebt und bewundert wegen des Reichtums und der Schönheit ihrer Paläste, Kirchen und nützlichen Unternehmungen und der Gelehrsamkeit und Begabung ihrer Söhne. Welches euer Schicksal darum auch immer sein mag und wohin es euch treiben mag, liebet diese Stadt und bleibet ihr treu, wie Dante und Petrarca und auch wie Herr Niccolò Acciajuoli, der, obgleich er Groß-Seneschall des Königs von Neapel geworden, die große Kartause zum Ruhme dieser Republik und zum Heile seiner Seele auf eigene Kosten errichten ließ. Vieles habe ich werden und entstehen gesehen, Großes, Nützliches und Schönes. Die Straßen und Plätze sind mit Platten und Ziegeln gegen die Plage des Staubes und Schmutzes gepflastert, Kasernen für die Söldner, Spitäler für die Kranken errichtet worden. Die Staatshandlungen werden in dieser herrlichen Säulenhalle vollzogen; die Kirchen und Kapellen werden durch Malereien und Bildwerke geschmückt. Or San Michele ist zu neuem Glanze erstanden und die Zünfte wetteifern, es durch kunstvolle Statuen zu verschönern. Die Arbeiten bei Santa Maria del Fiore sind im besten Gange, und wenn mich die Pläne und Modelle des Benci di Cione und des Neri di Fioravante nicht trügen, so wird es zum herrlichsten Tempel der Welt erstehen. Nicht lange mehr kann ich unter euch verweilen und bald werde ich die Stätte meiner Arbeit verlassen und euch erst wird es gegönnt sein, die größte Pracht und Blüte der ruhmreichen Fiorenza zu sehen und dazu beizutragen. Wenn aber die Seele unsterblich ist, wie der ehrwürdige Marsiglio sagte, dann wird meine Seele, wohin ihr auch befohlen werde zu gehen, sich dieser unvergleichlichen Bauwerke freuen und sich daran in Ewigkeit ergötzen."

Nachdem Salutato so zu Poggio und Bruni gesprochen hatte, setzten sie den Weg nach dem Hause des Scarparia fort, welches am Arno in der Nähe der Pfandbänke gelegen war. Hier hatten sich bereits viele angesehene Männer, wie Carlo Marsuppini, Palla Strozzi, Corbinelli und andere versammelt, begierig, die Bekanntschaft des berühmten Lehrers zu machen und seine Schüler zu werden, und alle schwiegen, als die beiden sich nun gegenüberstanden, die mächtige Gestalt Salutatos im roten Mantel und mit der roten Kappe auf dem kahlen Kopfe, und Chrysolaros, etwas kleiner und zierlicher an Körper, mit einem langen, gesprenkelten Barte und in ein weites, faltiges Gewand von gelber Seide gekleidet. Eine kleine Zeit hielten sich beide an den Händen gefaßt und dann umarmten sie sich und hierauf begann Salutato mit ruhiger und fester Stimme zu sprechen: „Oh, des Glückes! Daß es meinen alternden und trüben Augen noch vergönnt war, dich zu sehen, göttlicher Chrysolaros! Wie der entblätterte Baum im Winter steht der Mensch am Ende seines Lebensweges, einsam und ohne Freude. Der erhabene Petrarca ist von uns gegangen, ihm folgte der unsterbliche Bocaccio, zwei Leuchten, die mit denen des Himmels wetteifern und denen das Altertum nicht ähnliche an die Seite stellen könnte. Ich habe Marsiglio zu Grabe getragen; Söhne starben mir, die ich heranzog und liebte; und erst vor kurzem stand ich an der Bahre Pierias, die die Gefährtin und Freundin meines Lebens war. Nimmer hätte ich mir noch eine Freude erwartet und nun des Glückes! Der strenge Cato hat noch im hohen Alter die Mühe nicht gescheut, die griechische Sprache zu erlernen. So will auch ich wie ein Knabe zu deinen Füßen sitzen und mich die Grammatik lehren lassen. Möge deine Ankunft uns allen zum Nutzen, der blühenden Fiorenza zum Ruhme und auch dir selbst zum Heile und

Vorteil gereichen." Nachdem Salutato also gesprochen hatte, traten auch die anderen an Chrysolaros heran und begrüßten ihn, ein jeder in seiner Weise, mit vielen artigen und schönen Worten. Während dessen hatte der junge Poggio sich um den Griechen herumgedrückt, seinen Bart von allen Seiten besehen und sein Gewand berochen und beschnuppert wie ein junger Hund. Salutato darob verwundert fragte ihn, warum er dies tue, und munter erwiderte Poggio: „Jeder Grieche trägt Läuse im Bart und stinkt wie ein Bock. Und da wollte ich sehen, ob der edle Chrysolaros auch ein wahrhaftiger Grieche sei. Aber so gut er auch sonst den Homeros und Plutarchos verstehen mag, will es mich doch bedünken, als ob unterwegs Herrn Giacomo der echte Chrysolaros gegen einen falschen vertauscht worden wäre; denn ich habe, weiß Gott, nichts gesehen und nichts gerochen." Die mutwilligen Worte erzürnten den Salutato und er schalt seinen Schützling mit lauten Worten und entschuldigend fügte er hinzu: „Und das will ein Schüler Ciceros sein, des Meisters der Wohlredenheit! Verzeiht, edler Chrysolaros, dem Spötter und Schwänkemacher das lose Maul." Freundlich lächelnd sprach der Grieche:

„τέτλαθι δή, κραδίη. καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης."

„Dulde nun aus, mein Herz, noch Härteres hast du geduldet."

„Die Jugend hat die Kraft Wunden zu schlagen, aber das Alter die Gabe des Verzeihens." Und gegen Poggio gewendet, fragte er: „Woher aber, mein junger Freund, kommt dir diese Wissenschaft von den Griechen?"

Poggio legte die Stirn in Falten und hob die Schultern in die Höhe, wie dies so in seiner Gewohnheit war und sagte: „Das ist wahrhaftig keine einfache Geschichte, edler Chrysolaros, denn ich habe bis zu diesem Tage noch keinen leibhaftigen Griechen in der Nähe besehen. Aber ihr anderen alle kennt Guccio Porcellana, den alten Junggesellen und reichen Wachszieher, der die schönen Weingärten in San Domenico von seinem Vater geerbt hat. Dem ist nun die Liebe in die alten Knochen gefahren, und da sein Fräulein an Versen Gefallen findet, so bin ich ihm hierin behilflich und das blödsinnige Keuschheitsgedudel des unsterblichen Petrarca —"

Hier unterbrach sich Poggio, denn sein Auge war einem finsteren Blicke Salutatos begegnet und mit einer gespreizten Verbeugung und übertriebener Stimme sprach er die Verse Dantes:

>Di cui la fama ancor nel mondo dura
>E durerà quanto 'l moto lontana«,

so daß alle in ein fröhliches Gelächter ausbrachen. Hierauf fuhr Poggio fort: „Wie dem auch sei, jedenfalls haben mir die Verse des Petrarca schon viele schöne Solidi und manche Flasche des vortrefflichen Weines der Porcellanas getragen. Der brave Guccio ist nicht gerade mit Gelehrsamkeit belastet, aber, ausgenommen seine Verliebtheit, ist er auch kein Tölpel und hat manches im Leben gesehen und erfahren, und die Muhme, welche sein Hauswesen in Ordnung hält, bäckt, Gott ist Zeuge, die vortrefflichsten Pasteten, welche je in Florenz gegessen wurden. Und so habe ich schon manchen Abend in dem Gärtchen hinter seinem Hause zugebracht, denn meinem Guccio hat die Liebe den Hunger verschlagen, und so lange ich noch ein Stück von der Pastete vor mir sehe, stören mich weder sein Liebesgeschwätz noch die Seufzer, die er ausstößt, und die mehr dem Blöcken eines Hammels gleichen als dem erregten Atem eines in süßer Liebe erglühenden Herzens. Wenn ich dann mit dem Essen fertig bin, so verstehe ich es, die Unterhaltung in ge-

schickter Weise auf andere Dinge zu bringen, und so habe ich schon allerlei erfahren und darunter eines, was selbst euch, verehrte Herren, so wohlunterrichtet ihr auch sonst sein möget, unbekannt geblieben ist. Der gute Guccio kannte nämlich in seiner Jugend den Leonzio Pilato, jenen Griechen, welchen der edle Bocaccio nach Florenz gebracht hatte, und seit jener Zeit sagt Guccio, daß jeder Grieche ein Lausebart wäre und wie ein Bock stänke. Das Geschichtchen aber, welches ich euch erzählen will, kennt außer Guccio und mir sonst niemand in Florenz, und er erzählte es mir eines abends, als der Wein ihn bereits seines Verstandes beraubt hatte, und es handelt davon, warum Leonzio Pilato bei Nacht und Nebel Florenz verließ und seine gräßliche Homer-Übersetzung mitsamt dem gutmütigen Herrn Giovanni Bocaccio im Stiche ließ, nachdem er diesen ja bereits arm gefressen hatte.

Wie ihr wißt, war Maso Porcellana mit Bianca, der Tochter des reichen Pfandleihers Gaëtano Cilio, verheiratet. Diese Bianca war eine sanfte und unbedeutende Kreatur, welche die üble Laune und die Quälereien des geizigen Griesgrams mit großer Geduld und Ergebenheit ertrug, und die gewiß niemals daran zu denken gewagt hatte, die Hilfe ihres Vaters und ihrer Brüder gegen den Peiniger anzurufen. Von ihr stammt unser Guccio, welcher, als sie starb, etwa sechs Jahre zählen mochte. Ihr Tod verursachte dem Maso keine Trauer, sondern nur Freude, denn er bedachte bei sich, daß er mit der alten Magd, die er im Hause hielt, jetzt ganz gut allein das Auskommen finden könnte, und somit ein hungriges Maul weniger zu stopfen hätte. Aber wie es immer und zu allen Zeiten der Fall war, daß wir den Lohn und die Strafe für unsere Taten in uns selbst tragen, so geschah es auch mit Maso. Denn der Teufel ritt ihn, daß die tolle Weibsbegierde wieder in seinen morschen Gliedern erwachte und ihn zum Narren machte; und wenn es auch keineswegs erwiesen ist, daß die guten und hervorragenden Eigenschaften von den Vätern auf die Söhne übergehen, so scheint dies bei den schlechten und lächerlichen doch der Fall zu sein, und ich glaube, daß der gute Guccio hierin seinem Vater nachgeraten ist. Kurze Zeit schon nach dem Tode Biancas heiratete Maso abermals, und zwar die Tochter eines Maurers aus dem niederen Volke, mit Namen Tessa, ein munteres, dralles Weibchen von 22 Jahren, mit rötlichem Haar und weißer durchsichtiger Haut und von weichem und festem Fleische. Ich weiß nicht, ob Maso ihr den Kalender auch voller Fest- und Fasttage anstrich, wie es nach der Erzählung des Bocaccio Herr Ricciardo di Chinzica seinem Weibe getan hatte; jedenfalls aber regte sich in der hübschen Tessa gar bald die Neugier, zu wissen, ob denn jeder Mann ein solch schmutziges und lahmes Tier wäre, wie ihr eigener Gatte. Und da ihre Schönheit in dem warmen Neste, welches sie bei Maso gefunden, sehr erblüht war, so dauerte es nicht lange, bis einige elegante Kavaliere und vornehme junge Herren ihr begannen Aufmerksamkeiten zu erweisen. In den Stunden, wo sie die schöne Wachsziehersfrau am Fenster wußten, gingen sie in der Straße vor ihrem Hause vorüber und grüßten sie in der artigsten und verbindlichsten Weise; und der Verliebteste unter ihnen, der reiche und schöne Herr Felice Brancacci, sandte ihr durch eine vertraute Frau Briefe und verschiedene kostbare Geschenke, damit sie ihm zu Willen wäre. Tessa nahm alles mit Freuden entgegen; da sie jedoch ein listiges und verschlagenes Frauenzimmer war, so mochte ihr bei dem Argwohn und der Eifersucht des alten Maso ein Einverständnis mit einem so vornehmen jungen Manne doch wohl zu gefährlich erscheinen, so sehr ihr auch dessen Huldigungen schmeicheln mochten. Dessenungeachtet

verstand sie es auf eine vortreffliche Weise, ihn und die anderen Verehrer durch eine lange Zeit hinzuhalten und an der Nase zu führen und durch das Spiel ihrer Augen und die Botschaften, welche sie ihnen ausrichten ließ, zu stets größerer Leidenschaft und reicheren Geschenken anzuspornen. Zu dieser Zeit hatte Maso Porcellana einen Gehilfen für seine gewerbliche Tätigkeit im Hause, einen hübschen, schlanken Burschen von sechzehn Jahren, namens Filippo, mit einem regelmäßigen Gesicht, frischen roten Lippen, großen glänzenden Augen und besonders wohlgeformten und kräftigen Beinen. Dieser Filippo hatte sich von allem Anfange in die niedliche und muntere Herrin verliebt und jede ihrer Bewegungen verfolgte er mit glühenden und verlangenden Augen und begleitete ihre Anwesenheit mit unzähligen zärtlichen Seufzern, welche seiner Brust entstiegen. Tessa hatte die arge Verliebtheit des armen Jungen bald bemerkt und sie durch zärtliche Blicke und manche wie zufällige Berührung der Hände immer mehr gesteigert. Da nun in Anbetracht ihres heißen Blutes und ihrer Jugend und des Zustandes des Maso ihr eigenes Liebesbedürfnis ein sehr großes war und sie, die Schönheit des Filippo mit derjenigen des Brancacci und ihrer anderen vornehmen Verehrer vergleichend, fand, daß Filippo hierin den jungen Kavalieren nicht nur nicht nachstehe, sondern sie noch bei weitem übertreffe, so beschloß sie bei sich, diese günstige und, wie ihr schien, gefahrlose Gelegenheit zu benützen, und die Liebe des an der süßen Flamme sich verzehrenden Filippo zu erwidern. Zu allem übrigen war Maso wohl infolge der Anstrengung in seiner neuen Ehe auch noch in das Laster der Unmäßigkeit verfallen, so daß er sich an Speise und Trank nicht genug tun konnte und jeden Tag gleich nach dem Abendessen in einen todesähnlichen Schlaf verfiel. Da Tessa nun durch bewegliche Klagen über ihr unglückliches und unbefriedigtes Leben mit dem alten Säufer und Schlemmer und durch reichliche Geldgeschenke die alte Magd Peronella, welche noch im Hause war, bald für sich gewonnen hatte, so dauerte es nicht lange, bis sie erfahren konnte, um wie viel angenehmer und feuriger die Küsse und Umarmungen eines Liebhabers als die des Gatten wären. Also erfreuten sich Tessa und Filippo ihrer Liebe und da sie klug und vorsichtig zu Werke gingen, so dauerte ihr Einverständnis ungestört eine lange Zeit, wie es einem jeden von uns ein günstiges Geschick in gleicher Weise vergönnen möge. Der Sinn der Frauen aber ist unbeständig und ihre Neigung dem Wechsel unterworfen, und so kann es nicht verwundern, daß auch Frau Tessa des süßen Jungen mit den Rosenlippen überdrüssig wurde und in einer anderen Leidenschaft entbrannte. Dieses trug sich jedoch folgendermaßen zu: der täppische Maso hatte, ich weiß nicht auf welche Weise, die Bekanntschaft jenes Griechen Leonzio Pilato gemacht, welcher damals, wie ich bereits erwähnt habe, im Hause des unsterblichen Boccaccio lebte, um auf seine und des Petrarca Kosten die Gedichte des Homeros in das Lateinische zu übertragen. Dieser Leonzio war kein geringerer Fresser und Säufer als Maso und da er in dem armen Hause des Bocaccio gewiß nicht sein Genügen fand, so hängte er sich an jeden, bei dem er hoffen durfte, sich seinen Wanst gehörig stopfen zu können. Ein so ungebildeter und schmutziger Geselle dieser Grieche auch sonst war, so verstand er doch auf eine gute Art derbe und leichtfertige Geschichten zu erzählen, woran Maso besonderen Gefallen fand, und schon nach kurzer Zeit war Leonzio der ständige Abendgast im Hause des Maso. Tessa hatte anfangs den Griechen nur mit Widerwillen gesehen und sich gescheut in seine Nähe zu kommen. Da aber auch ihr seine schlüpfrigen und närrischen Schwänke gefielen, so nahm sie alsbald an den Gelagen der beiden Männer

teil. Man sagt, daß die Frauen, wenn sie schwanger gehen, oft von den widernatürlichsten Begierden ergriffen werden. Ich glaube jedoch, daß dies überhaupt in der Natur des weiblichen Geschlechtes gelegen sein muß, denn auf eine andere Weise ließe es sich nicht erklären, wie so das muntere und artige Dämchen in eine große und unwiderstehliche Neigung zu diesem stinkenden und lausigen Griechen verfallen konnte. Schlau und vorsichtig, wie sie jedoch war, mochte sie trotz ihrer eigenen großen Begierde und der lüsternen und begehrlichen Blicke des Leonzio sich mit ihm doch in kein Verständnis einlassen, so lange Filippo noch im Hause war, da sie wohl wußte, wie gefährlich es für eine Frau sei, zwei Liebhaber zu gleicher Zeit in einem und demselben Hause um sich zu haben. Sie begann daher sich gegen Filippo, der freilich schon viel von seiner Munterkeit verloren hatte und dessen Augen stumpf und glanzlos geworden waren, immer spröder und zurückhaltender zu erzeigen, und ihrem Manne lag sie so lange mit falschen und verläumderischen Worten über die Faulheit und Unredlichkeit des Filippo in den Ohren, bis er schließlich selbst daran glaubte, und den Gehilfen entlohnte und aus seinen Diensten entließ. Die Hindernisse, welche sie zu überwinden gehabt hatte, um Filippo zu entfernen, hatten in Tessa die Gier nach dem Griechen ins Maßlose gesteigert, und gleich an demselben Abende, an welchem der erste Liebhaber das Haus verlassen hatte, warf sie sich in die Arme des zweiten. (Schluß folgt.)

Österreich in Lüttich.

Von Carl Junker.

Der echte Wiener schimpft gern, er schimpft immer und über alles, insbesondere über das, was er am meisten liebt — über sein Wien. Aber es gibt bei uns auch andere Leute, die ganz im Gegensatz wieder alles loben. Manche von ihnen glauben damit eine patriotische Tat zu vollbringen, andere haben andere Gründe. Diesen letzteren winkt dann auch häufig der erhoffte Lohn; die Patrioten aber irren. Wohl mag es politisch sein, die Heimat vor dem Fremden herauszustreichen, es ist aber ganz falsch, verkehrt, ja gefährlich, das was Österreicher im Ausland überdies noch mit einem repräsentativen Anschein tun, in der Heimat kritiklos hinzunehmen und nur deshalb zu loben, weil es eben außerhalb der Grenzen geschieht. Dieser Gedankengang mag sich manchem aufgedrängt haben, der die überschwenglichen Berichte aus Lüttich gelesen, von den verschiedenen Toasten und Feierlichkeiten gehört und dann die österreichische Abteilung der Ausstellung selbst besucht hat. Das, was hier zusammengetragen wurde, ist ebensowenig eine Vertretung Österreichs, als etwa ein Berliner Warenhaus die deutsche Industrie darstellt. Nicht, daß das Gebotene durchwegs nur Jahrmarktskram wäre, aber mit Bedauern sieht der Einheimische auf den ersten Blick — alle, die da fehlen!

Belgien feiert das fünfundsiebzigjährige Jubiläum seiner staatlichen Selbständigkeit und hat in einer Ausstellung zeigen wollen, was seine Industrie diesem Dreivierteljahrhundert dankt. Warum es auch die anderen Nationen sich an dieser Schau zu beteiligen einlud, ist nicht ganz klar, vielleicht wollte es sich mit ihnen messen. Jedenfalls haben ihm die Fremden nicht geschadet, denn obgleich die nächsten Nachbarn, Frankreich und Deutschland Großes geleistet haben, bleibt die belgische Abteilung doch das beste

und weist glänzend die segensreiche Entwicklung des Landes nach. Schon die Stadt Lüttich ist für diese Entwicklung ein Beweis. Wer sie vor wenigen Jahren noch gesehen, erkennt sie kaum wieder: breite Straßen, prächtige Boulevards sind heute an Stelle der dunklen schmutzigen Gassen von ehemals getreten, und so unfreundlich ihr Eindruck früher war, so weltstädtisch und elegant zeigt sie sich jetzt. Mit viel Geschick hat man es verstanden, der Ausstellung einen reizenden Rahmen zu schaffen. Am Zusammenfluß der Maaß und Ourthe, die mehrere neue und sehr elegante Brücken überspannen, liegt mitten in herrlichen Gartenanlagen die Ausstellung, die eine Fläche von 700.000 Quadratmetern bedeckt, weshalb sie, mit Ausnahme der Pariser Weltausstellung, als die bisher ausgedehnteste europäische Ausstellung bezeichnet werden kann. Sie besteht aus einer großen Zentralhalle, einem Festsaal und zahlreichen Spezialgebäuden.

Quantitativ und qualitativ nimmt Belgien natürlich die erste Stelle ein. Das beste, was seine so hoch entwickelte Industrie zu bieten vermag, ist in vorzüglichen Stücken zu sehen. Wie Kohle und Eisen und Zink gewonnen, wie das Metall zu den gewaltigsten Kanonen, zu den kompliziertesten Maschinen und zu feinsten Waffen verarbeitet wird, ist dargestellt. Neben riesigen Glasscheiben und geschmackvollen Vasen findet man die feinsten Gewebe und jene herrlichen Spitzen und Gobelins, die seit alters den Ruhm des Landes bilden. Ungemein reich ist die wissenschaftliche Abteilung, eine Fundgrube interessanter Anregungen, ein ergiebiges Feld für eingehende Studien. Hunderte von Diagrammen, Karten, Tabellen und Plänen erweisen bis ins Detail die Erscheinungen des sozialen und ökonomischen Lebens, die staatliche und kommunale Verwaltung, das Unterrichtswesen, die Wohlfahrtseinrichtungen und — wieder eine Spezialität des Landes — die reich entwickelten, auf gegenseitiger Selbsthilfe beruhenden Institutionen. Ein hervorragender Platz ist auch den Erfolgen der weitausblickenden kolonialen Bestrebungen des genialen Souveräns eingeräumt. Doch eines fehlt der Ausstellung — sie hat keinen Clou.

Neben Belgien ist Frankreich am besten vertreten. Seine Ausstellung zeichnet sich durch feinen Geschmack und eine kaum zu übertreffende Eleganz aus. Auch Deutschland hat Großartiges zur Schau gestellt, doch ist seine Abteilung ungleichmäßig. Staunen erregt, wie großartig Japan vertreten ist. Die Ausstellungen Italiens, Englands, der Türkei, die heute noch unfertige der Vereinigten Staaten gleichen dagegen besseren Jahrmärkten. Eine Reihe anderer Staaten, wie Dänemark, China, Griechenland u. s. w., haben nur ihre Visitkarte abgegeben. Geschmackvoll ist die schwedische Abteilung, die russische zeichnet sich durch gediegene Pracht und Eleganz aus, die Schweizer ist verhältnismäßig gut. Anerkennenswert sind die Bestrebungen Luxemburgs. Norwegen, Serbien, Montenegro und Bulgarien haben eigene kleine Gebäude. Erwähnung verdient, daß Bulgarien durch eifrige Bemühung seine Ausfuhr nach Belgien in den letzten Jahren enorm zu heben verstanden hat. Der Wert dieses Exportes betrug 1899 3·2 Millionen Francs, 1904 dagegen 54·7 Millionen. Reich und mit dem ausgesprochenen Zweck für die Einwanderung Propaganda zu machen, ist die Ausstellung Kanadas, die ebenfalls wie jene von Tunis, Algerien und Asien ein eigenes Gebäude einnimmt.

In den Zentralhallen zwischen den Ausstellungen von Rußland und der Schweiz liegen jene von Österreich und Ungarn, während die bosnische nur am Papier des offiziellen Planes steht. Die österreichische Abteilung umfaßt 1000 Quadratmeter und dürfte damit ungefähr an

neunter Stelle, hinter Japan und der Schweiz stehen; die ungarische bedeckt nur die Hälfte dieses Raumes. Der Katalog nennt 108 österreichische Aussteller; da er aber mehrere öfters anführt und sich gelegentlich auch einfach wiederholt, so dürften in Wirklichkeit kaum 100 Aussteller vorhanden sein. Trotzdem wir gerade jetzt in Österreich uns durch eine wirksame und geschmackvolle Kunst der Dekoration auszeichnen, ist die Ausstattung des langgestreckten Raumes, in dem unsere Ausstellung untergebracht ist, nüchtern und gewöhnlich: ein paar besonders geschmacklose Fahnen, einige minderwertige Teppiche, schablonenhafteste Malereien sollen als Schmuck dienen. An der einen Längswand befinden sich die Ausstellungen der Stadt Wien, der Südbahn, der Abbazianer Kuranstalten und des Tiroler Landesverbandes. Die Ausstellung der Stadt Wien besteht aus einigen Bildern und Büsten, die Südbahn macht in dankenswerter Weise für den Semmering, die Abbazianer Kurkommission für unser immer noch zu wenig gekanntes Juwel am Quarnero Reklame; recht hübsch ist auch die von Professor Tapper entworfene Tiroler Bauernstube. In der Mitte des Raumes fällt eine Reihe großer Schaustände auf. Böhmisches Glas zum Teil in sehr schönen Formen und farbenreichen Stücken wird da von den Firmen Ludwig Moser & Söhne in Karlsbad, Joh. Lötz Witwe in Klostermühle und Tschernich & Co. in Haida ausgestellt. Die Terrakotta- und Marmorerzeugnisse von Friedrich Goldscheider in Wien sowie seine neuere Spezialität, die elektrischen Beleuchtungsobjekte, wo neben wenig Gelungenem manches Groteske zu finden ist, sind bekannt. Wenig Neues bringt auch die Kunstterrakottenfabrik von J. Pilar in Wien, während die Porzellanmalereien von F. Dörfl Beachtung verdienen. Schöne Arbeiten sieht man in der Ausstellung der Metallwarenfabrik A. M. Beschorner. Die Firmen M. Würzl & Söhne und Aug. Sirk sind leider die einzigen Vertreter der heute noch im Ausland mit Recht so geschätzten Wiener Leder- und Galanteriewarenindustrie. Die Aktiengesellschaft „Universal-Edition“ ist durch ihre mustergültig ausgestatteten und dabei so billigen Musiknoten, Ed. Hölzel durch seine bekannten vorzüglichen Wandtafeln und Karten für den Schulgebrauch vertreten. In übersichtlicher und instruktiver Weise ist das Dr. Hillischersche Knopfkontaktsystem für elektrische Bahnen dargestellt. Um diese größeren Objekte schart sich eine Reihe anderer; bei manchen von diesen denkt man unwillkürlich, daß ihre Aussteller die alte Wahrheit, daß man im Ausland weit leichter als im eigenen Vaterlande ein Prophet werden kann, an sich erproben möchten. Was ausgestellt ist, ist zumeist gut und gereicht Österreich nicht gerade zur Unehre, nur zeigt eben eine von kaum einem halben Dutzend hervorragender und bestenfalls 20—30 mittlerer Industriellen beschickte Ausstellung nicht würdig und wirksam, was wir zu leisten im stande sind.

Eines freilich macht von dem Gesagten eine Ausnahme und gereicht uns geradezu zur Schande: es ist dies der von der „Österreichischen Kommission für die Weltausstellung Lüttich 1905“ herausgegebene „Offizielle Spezialkatalog der österreichischen Abteilung“, der in der Ausstellung um 50 Centimes verkauft wird. Dieser Katalog ist, obgleich er in Wien gedruckt wurde, voll von stilistischen und sachlichen Lächerlichkeiten, enthält zahlreiche grammatikalische und sonstige Fehler. Da lernen wir einen „prinzlichen Mundkoch“ kennen und hören von einer „Dreschmaschine des Getreides“. Eine Dampfmolkerei bei Prag wird kühn „das größte in Privatbesitz befindliche Unternehmen Österreich-Ungarns“ genannt. Freilich besitzt sie eine besondere Originalität. Es wird nämlich berichtet: „Den Vertrieb der Milch für den Stadtkonsum besorgen 53 Pferde“. Wer sucht, findet „1 Bällchen

Saazer Bezirkshopfen" und „1 Bällchen Saazer Kreishopfen" und kann auch ein „Ridikül" sehen, wiewohl ihm daneben im französischen Text richtig gesagt wird, daß es ein Réticul ist. Eine bisher unbekannte Spezialität der Firma Würzl sind die „Toilettesäcke". Eine Anstalt „besorgt Arbeiten aus Holz über kirchliche Kunst in jeder Stilart und Größe", die „viel auch nach dem Ausland geliefert" werden. Bei einem Aussteller heißt es: „Besitze das Geschäft erst das zweite Jahr und konnte bisher an keiner Ausstellung teilnehmen; besitze daher noch keine Diplome und Medaillen", bei einem anderen: „Derzeit erzeuge ich diesen Geradehalter nur für Detail, kann aber für Interessenten auch exportiert werden" u. s. w. An der Spitze dieses österreichischen Ausstellungsobjektes für unfreiwillige Komik steht der Name Seiner Exzellenz des Handelsministers, der es freilich kaum angesehen haben dürfte und der des Delegierten des Handelsministeriums, Sektionsrates Dr. Poppovic, der diesen Katalog schon hätte durchsehen können.

Ein Trost ist uns geblieben: noch dürftiger ist die ungarische Abteilung. Fast ein Drittel ihres Raumes nehmen die leeren Flaschen des „besten Abführmittels" Hunyadi János ein und als einzig originell ist nur hervorzuheben, daß nicht eine einzige Schote Paprika zu finden ist. Dem „unabhängigen" Magyarember, der unter einem kräftigen vaterländischen Fluch meinte, er schäme sich, daß „dieses Zeug" unter der nationalen Trikolore ausgestellt sei, können wir den Groll aufrichtig nachfühlen.

Man wird einwenden, daß sich Österreich ja nicht wie andere Staaten (Frankreich, Rußland, Japan, Serbien, Bulgarien 2c.) an der Ausstellung offiziell beteiligt habe. Was soll dann aber eine „Kommission" mit einer Reihe offizieller Persönlichkeiten an der Spitze, deren Namen den Anschein erwecken, als ob die Ausstellung einen repräsentativen Charakter habe, mit mehreren hervorragenden Industriellen als Mitgliedern, die es selbst nicht der Mühe wert finden, auszustellen? Auch das Deutsche Reich ist nicht offiziell beteiligt; trotzdem seine Ausstellung zehnmal größer ist als die unsrige, sucht man vergebens einen Vertreter der Regierung in der Kommission. Unsere Regierung kann allerdings nicht verbieten, daß eine Anzahl Österreicher irgendwo eine „österreichische Spezialausstellung" veranstaltet und sie mit österreichischen Staatsemblemen schmückt; aber dann sollte sie alles aufbieten, daß diese Veranstaltung deutlich den Charakter einer Privatsache der betreffenden Aussteller zur Schau trägt. Sendet sie aber einen Vertreter in die Kommission, dann hat sie die Pflicht, moralisch und materiell dafür zu sorgen, daß die Ausstellung des Landes auch würdig sei.

Auch unsere Industrie hat in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Aufschwung genommen und Österreich hätte schon deshalb in Lüttich offiziell vertreten sein sollen. Wenn auch der Name „Weltausstellung" etwas zu hoch gegriffen ist, so ist doch der Ausstellung Bedeutung nicht abzusprechen. Ihr Besuch ist enorm; die Stadt liegt an einer der bedeutendsten Verkehrslinien und ist von allen Seiten billig und leicht zu erreichen; zahllose Kongresse führen hervorragende Vertreter aller Länder dorthin. Es hätte also der österreichischen Industrie und Produktion gewiß nur genützt, hier in würdiger Weise zu zeigen, was sie vermag. Die Regierung hätte ihr dies im Interesse des Landes in jeder Hinsicht erleichtern und ermöglichen sollen: entsprechende materielle Unterstützung und würdige Beschickung hätte genützt, die bloße Beteiligung offizieller Persönlichkeiten konnte nur irreführen und daher schaden.

Chronik.

Die tschechische Literatur. I.

Nur sechs Stunden fährt von Wien nach Prag der Schnellzug. Trotzdem muß ich gefaßt sein, daß manches, was ich über das tschechische Geistesleben berichten will, den deutschen Leser fremdartiger anmuten wird, als wenn er über die Kulturbestrebungen jedes anderen europäischen Volkes erzählen hörte. Man darf annehmen, daß der deutsche Leser — dank den großen Schriftstellern der betreffenden Völker — die französische, die englische, ja auch die russische Seele kennt. Ob er sich aber in das Denken und Empfinden des kleinen, ihm geographisch zunächst stehenden Volkes hineinzufühlen vermag, ist mehr als zweifelhaft. Von den politischen Wortführern wird niemand tiefe Offenbarungen des nationalen Geistes erwarten und dies umsoweniger, als sie bei uns in Böhmen weit weniger mit der eigentlichen Kulturentwicklung zusammenhängen, als in irgend einem anderen Land. Außer der politischen Sprache des tschechischen Volkes kennen aber die Deutschen von seinem geistigen Leben leider beinahe nichts als seine Tonsprache, die tschechische Musik, die freilich den Vorteil internationaler Verständlichkeit hat, und die Schöpfungen der tschechischen bildenden Kunst, deren beste Namen in Wien mit Lob genannt werden. Dagegen hat das Bekanntwerden unserer Literatur unter den engen Verhältnissen einer kleinen Nation sehr gelitten. Ohne Kenntnis der Literatur aber kann man sich keinen Begriff machen von den Ideen eines Volkes, von seinen geheimsten Seelenregungen, seinen Schmerzen, Wünschen und Träumen, von alledem, was sein besonderes Wesen auf dem Hintergrunde des kosmopolitischen Kulturlebens ausmacht.

Und es gibt doch kein anderes Volk, das durch seine Vergangenheit und Gegenwart mit dem Deutschtum so eng verknüpft wäre, das sich in so unmittelbarem Zusammenhange mit der deutschen Kultur entwickelt hätte, dessen Denken und Fühlen dem Deutschen so verwandt wäre, wie gerade das tschechische. Aber daß die so eng beisammen innerhalb eines Staates lebenden und in ihrer Existenz durch tausendfache Fäden und Beziehungen miteinander verflochtenen Völker so wenig voneinander wissen, gehört schon einmal zu den Anomalien des österreichischen Lebens. Der nationale Kampf zwischen Tschechen und Deutschen ist eben deswegen so verwickelt, wird deshalb durch so viele Irrtümer und falsche Ansichten getrübt, weil man auf deutscher Seite in Sachen der Kultur zu hoch zu stehen glaubt, um dem geistigen Leben des kleineren Nachbarvolkes ernstere Aufmerksamkeit widmen zu müssen. Auf tschechischer Seite, wo man mit der deutschen Kultur in fortwährender Berührung steht, liegt der Vorteil der besseren Kenntnis des Gegners. Nichts könnte künftig das Niveau des Kampfes so heben, ihn schönen Zielen entgegenführen, als wenn man ihn von den fanatischen Vorurteilen säubern und lernen wollte, den Gegner besser zu begreifen.

Die Jahrhunderte haben freilich zwischen Wien und Prag ganze Berge von Mißverständnissen aufgetürmt, tiefe Abgründe des Mißtrauens ausgehöhlt. Nur sechs Stunden fährt von der Donau an die Moldau der Schnellzug. Aber man ist, wenn er die Sprachgrenze überschritten hat, wie in einer anderen Welt. Zwar ist das Aussehen der Städte und Dörfer, sind die Sitten der Bewohner nur wenig von denen in den deutschen Gebieten verschieden. Aber das geistige Leben ist auf tschechischem Boden ein völlig anderes als auf deutschem. Wien ist eine Stadt alter, feiner Kultur, die ihre Tradition ununterbrochen bewahrt hat und in engen Beziehungen zur Staatsidee und zur Dynastie steht. Das Bewußtsein des Herrschens, des Besitzes und des Genusses erfüllt hier die Luft. Die Atmosphäre Prags ist dagegen von den melancholischen Erinnerungen des Besiegten durchtränkt. Noch ragen die stolzen Türme als Zeugen der heroischen Rolle, welche die Nation in der Geschichte Europas gespielt hat. Aber Prag ist heute nur die Hauptstadt eines Landes, das als Provinz verwaltet wird. Im Angesichte des Hradschin wird das moderne Leben als etwas Ödes empfunden, grau sticht der Realismus des

Alltages von den romantischen Kulissen ab. Das Lebensbewußtsein des ganzen Volkes ist in seinem tiefsten Innern zerspalten, es gähnt eine Kluft zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Die alte große historische Aufgabe ist längst vollbracht und das neu erweckte Volk muß für seine Existenz einen neuen Sinn suchen. Aber es ist ihm schmerzlich, sich von den Erinnerungen an die große Vergangenheit loszusagen. Daher das Schwanken zwischen den Träumen des Historismus und den Ideen der Zukunft, für welche doch gerade dieses auf durchaus demokratischer Grundlage lebende, zum Radikalismus neigende Volk ein guter Boden sein könnte. Das Bewußtsein, daß die Entscheidung über die Schicksale der Nation nicht in ihrer eigenen Hand liege, hat die ganze tschechische Gesellschaft in ein besonderes Verhältnis zu der herrschenden Staatsgewalt gebracht. Bei uns stehen die nationalen und politischen Arbeiten in keinem so direkten Zusammenhang mit dem Interesse des Staates, wie in jenen Ländern, wo sich der Begriff der Nation mit der Staatsidee deckt. Bis in die jüngste Zeit verstand der national fühlende Tscheche unter dem Worte „Politik" nicht die positive politische Arbeit, sondern einen Kampf gegen den Staat. Der Staat, die Verwaltung, die Armee waren ihm entweder verhaßt oder gleichgültig, im besten Falle wurden sie als notwendiges Übel betrachtet.

Ich erwähne dies alles, um die Grundgefühle anzudeuten, in welchen das tschechische Kulturleben wurzelt. Dieses entwickelt sich ohne direkte Beziehungen zum politischen und staatlichen Leben Österreichs, es steht nicht im geringsten Zusammenhange mit den maßgebenden Faktoren der Monarchie. Dagegen sind die Beziehungen zu dem eigenen Volke sehr rege. Für den geistigen Luxus, der die Wiener Literatur kennzeichnet, fehlen bei uns die sozialen Bedingungen. Der Schriftsteller, der Dichter, der Künstler weiß, daß er für ein Publikum von Arbeitenden, nicht nur Genießenden schafft. Der Aristokratismus ist in der tschechischen Kunst nur eine vereinzelte Allüre. Der Adel spricht vorwiegend deutsch und hat für die tschechischen Bücher keinen Platz auf seinen Tischen. Er hat der neuen tschechischen Literatur keinen einzigen Schriftsteller gegeben und die tschechischen Maler und Bildhauer verzichteten längst darauf, in diesen Kreisen ihre Mäcene zu suchen. Alles Kulturleben entwickelt sich bei uns auf demokratischem Boden. Die Schicht der geistigen Elite ist noch dünn, die vermögende Bourgeoisie ist noch neuen Datums und ohne feinere Kultur. Aber die mittleren Klassen sind intelligent und im Volke wird viel gelesen. Der Sozialismus macht rasche Fortschritte, der Klerikalismus als Partei existiert beinahe gar nicht. Die ganze geistige Atmosphäre hat noch ihre Frühlingsfrische. Das Werk der nationalen Renaissance ist noch lange nicht beendet, es gibt viel zu bauen und zu erobern. Bei uns ist die Kultur noch mehr Arbeit als Genuß.

Wir nennen unser Land stolz das „Herz Europas". Ein kleines Volk, inmitten des großen Kontinents, wo sich die verschiedensten Einflüsse kreuzen, die mächtigsten Kulturkräfte messen, muß sich ihnen gegenüber empfänglich zeigen, soll es nicht als störrisches Element von den großen Nachbarn ausgemerzt werden. Anderseits muß es mit Kraft den eigenen Charakter behaupten, soll es nicht den fremden Strömungen erliegen, die fortwährend über seinen Boden ziehen. Prag war zu allen Zeiten ein Kreuzungspunkt der Kulturbahnen und seine Lage als am meisten nach Westen vorgeschobener slawischer Posten gibt seinem geistigen Leben einen eigentümlichen Charakter. Zwei Seelen wohnen in jedes Tschechen Brust. Eine slawische, die gen Osten blickt und eine europäische, die sich nach Westen wendet. Die große slawische Welt im Osten lockt aus der Ferne mit dem süßen Heimatston der Rasse und aus ihr schöpft das tschechische nationale Bewußtsein den Glauben an die Zukunft. Das kleine Volk fühlt sich nicht vereinsamt, sondern als Mitglied einer großen Völkerfamilie. Diese Gefühle wurden dem Tschechen jedoch erst durch die Literatur und Politik eingeflößt. In Wirklichkeit steht er mit beiden Füßen auf dem Boden der westlichen Kultur. Er schwärmt mit sentimentaler Sehnsucht von den slawischen Stammesbrüdern, aber ist selbst dem europäischen Westen zu nahe, um sie wirklich zu verstehen. Er atmet mit allen Poren die Atmosphäre der deutschen Kultur ein, aber wehrt sich gegen sie und möchte ihre Einflüsse verleugnen. Um sie zu paralysieren, bemüht man sich, Beziehungen zu Frankreich anzuknüpfen. Die Pariser Literatur wird eifrig gepflegt, aber man ist noch zu kleinstädtisch, um die Pariser Großstadtkultur, zu slawisch-germanisch, um den lateinischen Geist zu begreifen. Daraus ergibt sich dann in der Literatur ein ununterbrochener Kampf zwischen dem Kosmopolitismus und Nationalismus, daraus entstehen jene speziell tschechischen Typen, wie unsere Liberalen, welche für den russischen Zarismus schwärmen, oder wie unsere jungen Literaten, welche die europäischen Literaturen bis in die entlegensten Winkel kennen, obzwar sie ihren Fuß nicht über den heimatlichen Bezirk gesetzt haben, die bei ihrer bescheiden kleinbürgerlichen Existenz die feinsten Raffinements der europäischen Kultur in der Phantasie auskosten und alle möglichen Krisen

des europäischen Geistes auf dem Papier durchleben.

Die geistigen Strömungen wurden jederzeit mit den nationalen Bedürfnissen sowie mit den politischen Sympathien und Antipathien in Beziehung gebracht. Die literarische Generation der Siebziger- und Achtzigerjahre stand entweder noch in vollem Einverständnisse mit dem Nationalismus der großen Masse, wurzelte im alten Idealismus, schwärmte für heimatliche Stoffe, hatte die schönsten Illusionen über das Slawentum und wollte nichts von westeuropäischen Einflüssen wissen; oder sie empfand eine heiße Sehnsucht danach, sich die Schätze der Literatur anzueignen, übersetzte viel von den fremden Dichtern, zumeist den französischen und italienischen, weshalb sie von der erstgenannten nationalistischen Gruppe als eine ruchlos unpatriotische Kosmopolitengesellschaft verschrien wurde. Im Grunde war aber der Unterschied zwischen beiden nicht groß und hat sich bald ausgeglichen. Der Hang der Kosmopoliten zu der romanischen Literatur fand schon deshalb allgemein freundlichen Anklang, weil er einen Schritt zur Emanzipation von der deutschen Gedankenwelt bedeutete. Im Unterschiede zu der Generation der Fünfziger- und Sechzigerjahre, die noch in den Schulen deutsch erzogen worden war und für Heine und das junge Deutschland schwärmte, war die Generation der Siebziger- und Achtzigerjahre beinahe gänzlich deutschen Einflüssen entzogen. In diesen Jahren wurde fast gar nichts aus der deutschen Literatur übersetzt. Der typische Mann dieser Generation der Siebziger- und Achtzigerjahre und zugleich ihr glänzendster Vertreter ist Jaroslav Vrchlicky, ein reichbegabter, ungemein produktiver Dichter und unermüdlicher Übersetzer. Er ist der erste große Verkünder des europäischen Geistes in Böhmen, aber es ist nicht der Geist des modernen Europa, der aus seinen Werken spricht. Seine Anschauungen, seine Gefühle, seine dichterischen Formen sind jenen der romantischen Epigonen Frankreichs und Italiens verwandt. Ein enthusiastischer Bewunderer alter Schönheiten, ein dankbarer Sammler, ein feiner Nachempfinder und Genießer, hatte er niemals Verständnis für die Kämpfe und Ziele der modernen Zeit. Deshalb hat sich die folgende Generation, deren Vater er doch eigentlich war, von ihm losgesagt.

Diese Generation, die zu Beginn der Neunzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts auftrat, ist heute die für die tschechische Geisteswelt maßgebende, denn sie ist die Trägerin der Entwicklung. Von der vorhergehenden Generation unterscheidet sie sich dadurch, daß sie eine heftige Abneigung gegen die nationalistische Phrase zur Schau trägt und mit der herrschenden nationalen Politik und Journalistik vollständig gebrochen hat. Sie bietet, was ihren Ursprung, ihre Psychologie und ihre Tendenz betrifft, reiche Analogien zu der deutschen Moderne. Neue Horizonte des modernen Denkens und Empfindens taten sich ihr auf: Ibsen und Nietzsche, Dostojewskij und Maeterlinck, das moderne deutsche Drama und der französische Symbolismus, der theoretische Anarchismus und die soziale Kritik, der Mystizismus und die angelsächsischen Apostel der Schönheit, Emerson und Ruskin. Jede dieser Ideen und Personen hat auf tschechischem Boden ihre Jünger gefunden. In wenigen Jahren hat man so den ganzen Kreislauf der Moderne durchlaufen und landet jetzt ermüdet und unbefriedigt wieder dort, wo die frühere Generation ausgegangen. Nach all den Entdeckungsfahrten in die fernen Länder, nach dem fieberhaften Aufsuchen aller möglichen Probleme der Weltkultur läßt man sich wieder in der Heimat nieder und faßt jene Fragen ins Auge, welche die eigentümliche Situation des tschechischen Volkes erzeugt hat und die für dessen geistige Existenz wahre Lebensfragen sind. Damit ist das letzte Stadium der tschechischen Literatur angedeutet. Noch stehen die Jungen gegen die Alten, aber der Kampf, der vor zehn Jahren so heiß tobte, hat sich beruhigt. Still arbeitet man nebeneinander und jede Gruppe sucht den eigenen Weg zur Verwirklichung ihrer Ideen.

Es wird daher im folgenden von keinen geistigen Revolutionen und von keinen literarischen Schlachten die Rede sein, es wird vielmehr in ruhiger Übersicht davon erzählt werden, was im verflossenen Jahre auf allen wichtigen Gebieten der tschechischen Literatur geschaffen wurde. Das in flüchtigen Linien skizzierte Bild der allgemeinen Kulturverhältnisse in Böhmen sollte nur den gemeinsamen Hintergrund für die einzelnen Erscheinungen bilden und dem deutschen Leser das Verständnis erleichtern.

* * *

Wenn die folgende Darstellung nicht besonders reich ist, so trage nicht ich, sondern der Mangel an Stoff die Schuld. Die zwei letzten Jahre der tschechischen Literatur waren so arm an bedeutenden Erscheinungen und neuen Talenten, daß man im Vergleich zu den früheren Jahren berechtigt ist, von einer Stagnation zu sprechen.

In der lyrischen Poesie war die Ernte besonders dürftig. Seit Jahren glänzt schon kein neuer Stern an unserem Dichterhimmel, wir hören nur wohlbekannte Stimmen und Töne. Die lyrische Überproduktion, die noch vor kurzem ein wahrer Krebsschaden der tschechischen Literatur war, beginnt abzunehmen. Nach der Hochflut

der modernen Lyrik, in der die Stimmungen der Decadence, des Symbolismus, der kosmischen und sexuellen Mystik bis zur Erschöpfung ausgenutzt, bis zur Pose und Karikatur verzerrt wurden, ist jetzt eine Reaktion zu bemerken, die, im Gegensatze zu dem Artistischen und Fiktiven, auf das Lebenswahre den Nachdruck legt. Als verspäteter Nachklang der Decadence ist „Sodoma" von Jiři Karasek zu bezeichnen, eine Dichtung, in der sich eine exotisch stilisierte geschlechtliche Orgiastik mit tristem, dem Leben abgewandten Spiritualismus paart. Diese Verse wurden vor einigen Jahren konfisziert. Die kürzlich erschienene neue Ausgabe fand ein neues Geschlecht. Es ist nicht mehr Mode, sich satanisch und pervers zu gebärden, man hört lieber Dichtern zu, welche die Nation zur Kraft und Gesundheit erziehen wollen. J. S. Machar, der männlichste unter den tschechischen Poeten von heute, hat im vorigen Jahr eine Sammlung von Epigrammen unter dem Titel „Satiricon" veröffentlicht, in der er die jungtschechische Politik, den Klerikalismus und das patriotische Maulheldentum angreift. Machar ist gegenwärtig der gelesenste tschechische Dichter. Aus seiner einsamen Vedette in Wien – eine Beamtenstelle in der Bodenkreditanstalt ist da sein irdisch Los – übt er einen mächtigen Einfluß auf die jüngere Intelligenz und die aufgeklärten Massen des Volkes. Ein Buch, das gleichfalls aus den Ängsten und Hoffnungen des Tages geboren wurde, sind »Tři zpěvy dnešku a zítřku« („Drei Gesänge der heutigen und künftigen Tage") von Antonin Sova. Der Dichter mißt die Kleinheit und Mattigkeit des tschechischen Lebens an den großartigen Eindrücken, die in ihm der mächtige Lebenspuls des Deutschen Reiches wachrief und versteigt sich bis zu dem Kassandra-Ruf: „Für unser unabwendbares Schicksal wird schon in Essen die Mordwaffe gegossen, die wir einmal mit unserem Blute unter dem preußischen Joche bezahlen werden." Es muß aber gesagt werden, daß diese grundlose Furcht keineswegs für die Stimmung in Böhmen charakteristisch ist, wie auch dieses Werk nicht zu den besten Sovas zählt. Das neueste Buch von Jaroslav Vrchlicky, »Tiché Kroky« („Leise Schritte"), erwähne ich zuletzt, weil es sich von den zahllosen früheren Sammlungen des unermüdlichen Dichters nicht eigentlich unterscheidet. Es sind Herbstblüten eines reichen Geistes, matt in der Farbe, ohne Duft, und nicht ohne Bedauern gedenkt man bei ihnen der vergangenen Tage eines leuchtenderen Sommers. Nach wie vor bringt jedes Jahr von Vrchlicky einen Gedichtband, der aber längst nicht mehr als literarisches Ereignis begrüßt wird.

Hier bin ich schon mit der Übersicht der jüngsten tschechischen Lyrik zu Ende. Ja, es gibt auch jetzt bei uns in Böhmen schlechte Zeiten für die Dichter. Niemand schreibt mehr größere Werke in Versen, wie sie in den Siebziger- und Achtzigerjahren, in der schöpferischen Epoche Swatopluk Čechs und Julius Zeyers im Schwange waren. Niemand schreibt sie, weil sie niemand lesen möchte. Das edle Pathos und die üppig wuchernde Wortkunst werden nicht mehr geschätzt. Die Lyrik beschränkt sich darauf, Stimmungen, Gedankenblitze und Nervenschwingungen impressionistisch festzuhalten. Und je wortkarger sie wird, desto gesprächiger wird der moderne Roman. Schon in seiner Wiege wurde der moderne tschechische Roman mit dem Fluch der Langweile belastet. Er wurde auf der subjektiven Selbstzerfleischung aufgebaut und hatte wenig Verständnis für Handlung. Unter der Devise der „Innerlichkeit" wurde ein Kultus der psychologischen Phraseologie und minutiösen Stimmungsmalerei getrieben. Aus der Not der unbeholfenen Romantechnik machte man eine künstlerische Tugend. In der letzten Zeit ist glücklicherweise eine Reaktion gegen diese Richtung zu bemerken. Man beginnt wieder die Romanform und ihre Technik zu schätzen. Aus dem grauen Jammer des selbstquälerischen Ichs und seiner Träume ist man in die harte Wirklichkeit des Lebens mit seinen Leidenschaften und Schicksalen hinausgetreten.

Schon in dem Roman »Milenky« („Die Geliebten") von der echtesten Dichterin der tschechischen Prosa, Frau Ružena Svobodova, dem soeben die bei uns so seltene Ehre der zweiten Auflage zu teil wurde, ist zu beobachten, wie die Autorin bei aller Innigkeit ihres Lyrismus ihre Gestalten durch die Dornenwege der modernen Seelenkrisen zu den Ahnungen einer leichteren und freudigeren Kultur führt. Auch Antonin Sova, der obengenannte Lyriker, hat sich zweimal im Roman versucht. Das erste Buch: »Jour roman«, ist ein schöner Anlauf zur Beseelung der Erotik, in dem zweiten: »Vypravy chudych«, ist der Autor formloser Geschwätzigkeit verfallen. Zwei Romane aus dem vorigen Jahre: »Passiflora« von Karel Sezima und »Exotikove« von Josef Matejka zeigen dagegen Sinn für knappe Form und stilistische Feinheiten. Auch sind beide insoferne verwandt, als sie sich im Gebiete der schmerzlichen Paradoxen einer exzentrischen Erotik bewegen, die einen starken Beigeschmack des Perversen hat. Ihre dritte gemeinsame Eigenschaft, der Hang zur Eleganz, kennzeichnet auch die Romane von Vaclav Hladik, im denen Pariser Salonleidenschaften mit mehr Gewandtheit als Kunst und nicht immer ohne Banalität ins Pragerische übersetzt werden. Übrigens ist dieses Bestreben, salonfähig und weltmännisch zu wirken, die neueste Tendenz in der tschechischen Prosa. Sie entspricht der Entwicklung der tschechischen Gesellschaft, ihrem

Wunsch sich die eleganten Formen des kosmopolitischen Lebens anzueignen. Aber noch immer ist der Roman den tatsächlichen Verhältnissen weit voraus und was ihm an festem Boden im Leben fehlt, muß er durch Fiktion und Pose ersetzen. F. V. Krejci.

Besprechungen.

Ignaz Philipp Semmelweis. Sein Leben und Wirken. Von Dr. Fritz Schürer v. Waldheim. Mit 2 Porträts. Wien und Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 1905.

In temperamentvoller und doch vornehmer Weise, quellenmäßig und durch frische Darstellung lebhaft anregend, schildert der Verfasser den bedeutungsvollen Lebenslauf des großen Arztes Semmelweis. Es ist ein leuchtendes und zugleich mit Tränen geschriebenes Blatt aus der Geschichte der Medizin in Österreich. Im Jahre 1847 machte der junge Arzt des Allgemeinen Krankenhauses in Wien eine der weittragendsten Entdeckungen — die Auffindung der Krankheitsursache des Kindbettfiebers — eine Entdeckung, die zahllosen Müttern das Leben rettet, und erntete zum Danke für diese unvergängliche Leistung, die sich an die Großtat Jenners anschließt und derjenigen Listers vorangeht — Spott und Verfolgung der meisten Fachgenossen. Nur langsam drang die Wahrheit durch, wiewohl ein Skoda und Hebra zu den ersten Aposteln der Heilsbotschaft zählten. Die spätere Anerkennung kam dem Märtyrer Semmelweis, der bekanntlich dem Wahnsinn verfiel, nicht mehr zugute. Schlimmer noch als das empörende Unrecht bei Lebzeiten, ist das noch jetzt übliche Stillschweigen über die Tatsachen, welche wenigstens die Nachwelt, besonders die heimatliche, in das Licht rücken müßte. Das Ausland ist hier nicht, wie sonst bei österreichischen Größen, einer Schuld zu zeihen, machte doch der deutsche Gynäkologe Hegar das Leben und Wirken Semmelweis' zum Gegenstand einer biographisch-psychologischen Studie, „während in Wien rein gar nichts, weder eine Straße oder ein Platz, noch eine Gedenktafel oder ein Denkmal daran erinnert." Des Verfassers vorliegende Schrift ist ein literarisches Denkmal, und es wäre zu wünschen, daß seine tiefdringende, interessante und äußerst lehrreiche Arbeit nicht nur die weitesten Kreise mit den glorreichen Taten des edlen Mannes bekannt mache, sondern daß auch der kräftige Appell an die Universität nicht verhallen möge. Schon längst gebührt dem großen Semmelweis ein Platz in ihrer Ruhmeshalle! Es ist nicht zu zweifeln, daß man endlich, wenn auch recht spät, dieser Pflicht nachkommen wird. Dann möge man auch des trefflichen Biographen ehrend gedenken, der seinen Namen mit demjenigen verknüpft hat, der über Jahrhunderte hinaus fortdauern wird. Schürer v. Waldheims Schrift ist selbst eine, mit Unerschrockenheit, unter Mühen vollbrachte Tat! Neuburger.

Sensitive Novellen. Von A. De Nora, Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1905.

Trotz allen Künsteleien, die den Anschein erwecken sollen, als sei das Stoffliche der Erzählungen aus den Zufälligkeiten des realen Lebens erwachsen, muten diese nichts weniger als sensitiven Novellen in der Naivetät und Gesuchtheit ihrer Konstruktion höchst unglaubwürdig an. Daß diese Unglaubwürdigkeit nicht einmal durch einwandfreie künstlerische Form gemildert ist, fällt bei einem ständigen Mitarbeiter der „Jugend" doppelt ins Gewicht.

Man hat den Eindruck: Einige „gebildete Deutsche" sitzen beim Stammtisch; sie diskutieren natürlich über Moral, Recht, Wissenschaft und Liebe. Und nun lehnt Herr A. De Nora — der ein Münchener Arzt sein soll — in seinen Sessel zurück, tut noch jenen berühmten tiefen Zug aus dem Becher (er kommt in den Sensitiven Novellen vor!) streicht sich nach uraltem Muster und Brauch über die Stirne und Augen, „als wollte er eine hartnäckige Fliege verjagen" (kommt auch vor) und dann, nach einem gewissenhaft hingesetzten Doppelpunkt, erfindet er wohlgemut eine Erzählung nach der anderen, um die Richtigkeit seiner These und seiner Anschauung über Welt und Leben zu erweisen. Manchmal hart am Dilettantischen vorbei. Denn wenn auch die eine dieser krausen Novellen »Fin de siècle«, die andere „Das rote Korsett" heißt, und wenn einzelne Momente und die Sphäre dem Ideen- und Geschehniskreise der jüngsten Tage entnommen sind, die Technik bleibt familienblattmäßig. Auch die Sprache zuweilen. „Ja denn! Werter Freund!" heißt es an einer, und „Nicht doch, entgegnete sie," an anderer Stelle. — Wie weit aber der Romantizismus seiner Biertischphantasie zu entgleisen vermag, sei nur an einem einzigen Beispiel gezeigt. Bei der moralischen Entlastung einer Diebin, die eine junge Dame aus gutem Hause ist, sagt der Verfasser: „Wäre sie ein Mann gewesen, so hätte sie nachts ihr Gesicht geschwärzt uud irgend einem Reisenden mit dem Revolver in der Faust sein Geld abgenommen. Allein sie war ein schwaches Weib" u. s. w. Da die Geschichte nicht im Mittelalter, sondern in der Gegenwart spielt, so wirft dieser Satz ein schlechtes Licht auf die Sitten und die Sicherheitsverhältnisse in München ...

A. De Nora ist durch politische Glossen, die seine gute deutsche Gesinnung verraten, bekannt geworden; in dieser Tüchtigkeit liegt seine Stärke. Sensitive, phantastische und mystische Novellen jedoch werden heute in Deutschland anders und besser erzählt.

Das effektvolle Umschlagbild von Adolf Münzer zeigt eine große offene Männerhand, die nach einem fliehenden Frauenzimmer hascht; eine irreführende Symbolik, die sich nur an den Titel hält. —a.

„Soldaten." Von Roda-Roda. L. W. Seidel & Sohn. Wien, 1905.

Roda-Roda ist ein Held an Fruchtbarkeit. Man nimmt nicht leicht eine Zeitung oder Zeitschrift zur Hand, ohne bei näherer Betrachtung eine größere oder kleinere Arbeit von Roda-Roda darin zu entdecken. Um so rühmlicher, daß er selten Minderwertiges zutage fördert. Tiefe geht ihm allerdings ab, wie den meisten Autoren, die fabriksmäßig schaffen. Dafür bewegt er sich mit besonderer Eleganz auf der Oberfläche. In diesem Buche wie in allen früheren. Die Geschichte vom Militärzögling Rudi Medwedowitch, der seinem süßen Mädel durch einen allzu hohen Kragen imponieren will und es gerade wegen dieser Vorschriftswidrigkeit an den treulosen Kameraden verliert, ist in ihrer Art ein Meisterstück, an dem es nichts zu deuteln gibt. — „Deutsche im Walde", „Falkenflug in Nöten", „Josef" sind flott gezeichnete, amüsante Bilder. Man hat das Gefühl, als werde der Autor durch eine ganz ungewöhnliche Einbildungskraft verleitet, Ereignisse, die er dank derselben als fertige Dichtungen erlebt oder zur Kenntnis genommen hatte, gleichsam aus seinem Gedächtnisse abzuschreiben. Er scheint die Motive wenig in sich zu verarbeiten. Deshalb steckt auch wenig Persönlichkeit in seinem Schaffen. Seine Haupttätigkeit ist boshaftes Lächeln und mit Vorliebe leuchtet er in die verborgensten Winkel, wo es am interessantesten zugeht. Nichts ist ihm fremder als sittliche Entrüstung. Er entrollt düstere Bilder, vom Hause der „Tante Baritza", von anderen Häusern, und lacht dazu. Keineswegs wie ein plumper Faun mit grinsender Fratze. Er lacht graziös und zuckt dabei mit den Achseln. Das Zucken seiner Achseln hat etwas Deprimierendes an sich. Wir sehnen uns nach einem ernsten, erlösenden Wort, nach einem tieferen Gedankengang. Aber Roda-Roda bleibt auf der Oberfläche und bewegt sich immer mit derselben graziösen Eleganz auf dieser — trostlosen Oberfläche. „Der Rittmeister" und „Es verdirbt den Charakter" sind kaum als Ausnahme anzuführen und wenn auch, sie würden als solche die Regel bestätigen. Heinrich v. Schullern.

Kleine Mitteilungen.

Das Deutschordens-Zentralarchiv in Wien. Ein reiches Archiv ist vor kurzer Zeit in Wien auf Befehl Sr. k. Hoheit Erzherzogs Eugen nach dem Muster der Einrichtung des k. u. k. Haus-Hof- und Staatsarchives unter Leitung des Kanzlers des deutschen Ordens, Hofrates Moritz Edler v. Weittenhiller durch den Ordensarchivar Dr. V. Schindler, einen Jünger des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, neugeordnet und dadurch gelehrter Forschung zugänglich gemacht worden, das nunmehr in hohen, lichten Räumen im ersten Stockwerke des Deutschen Hauses (Wien, I., Singerstraße) untergebrachte Zentralarchiv des Deutschen Ritterordens. Als im Jahre 1805 infolge des Friedens von Preßburg die außerösterreichischen Besitzungen des bis dahin reichsunmittelbaren, reichsfürstlichen Ordens säkularisiert wurden, gingen die größten Teile der kostbaren Archivbestände der einzelnen Balleien in den Archiven der einzelnen Staaten Deutschlands auf; manches Wertvolle wurde jedoch auch schon damals nach Wien gebracht, so der Kern des Archivs von Mergentheim, der langjährigen Residenz des Hochmeisters, deren bewegte Vergangenheit eine kostbare handschriftliche Chronik dieser Stadt schildert.

In der Folge wurde vieles Verlorene durch Kauf oder Tausch zurückgewonnen, insbesondere auch unter dem gegenwärtigen Hochmeistertume des Erzherzogs Eugen, der in hochsinniger Pietät und wissenschaftlichem Eifer die Quellen der Ordensgeschichte endlich vollständig sichten ließ und damit eine uralte Tradition des Ordens, die Pflege historischer Erinnerung, zu einem vornehmen Abschlusse brachte. Von 1528 an existiert eine lange Reihe von großkapitularischen Plänen und Beschlüssen, die sich auf die Errichtung und Erhaltung des Ordensarchivs beziehen, vor allem auf die des Mergentheimer Hauptarchivs. Eine eigene Abteilung des jetzigen Zentralarchivs umfaßt die Dokumente dieser immer wieder lebendig gewordenen Archividee, die im besonderen als umfassender Plan eines Zentralarchives im Jahre 1852 mit Genehmigung des damaligen Hochmeisters Erzherzogs Maximilian III. Österreich-Este vom Großkapitel in umfassender Art wieder aufgenommen wurde. Damals wurden die Aktenstücke aus Freudenthal, Weggenstein bei Bozen, wo die Urkunden der tirolischen Ballei aufgestapelt waren, und Sachsenhausen bei Frankfurt am Main nach Wien gebracht. Der Regierungsrat der Ballei Altenbiesen (bei Köln), Bachem, hatte seinerzeit die Akten dieser Ballei allesamt nach Sachsen-

hausen gerettet. Der bedeutsamste Teil dieser Urkunden, 210 Pergamenturkunden, 8 Codices und 9 Aktenfaszikel, wurde dann 1881 nach Wien überführt, als das Haus der früheren Ordenskommende von Sachsenhausen an die Frankfurter katholische Gemeinde verkauft ward. Große Verdienste um die Erwerbung verstreuter Ordensarchivalien erwarben sich der kgl. württembergische Archivrat G. Breitenbach und Prof. Dr. J. H. Hennes in Mainz, der gelehrte Herausgeber des Urkundenbuchs des deutschen Ordens. Die Geschichte dieser Bestrebungen ist in der Einleitung des trefflichen Werkes von Ed. Gaston Graf von Pettenegg „Die Urkunden des Deutschordens-Zentralarchivs zu Wien" (Prag und Leipzig, Tempsky, 1887) zusammengefaßt.

Schon äußerlich bieten sich die neuen Räume des Zentralarchivs und deren Installation dem Auge so dar, daß man merkt, es sei hier keine Mühe gescheut worden, um den schier unübersehbaren Stoff zu ordnen. Die Stellagen, in welche das reiche Material eingereiht ist, sind aus poliertem Kirschenholz, mit einfachen Intarsien geziert, angefertigt. Zunächst sind in drei Zimmern die Akten der noch bestehenden drei Besitzgruppen des Ordens, der Balleien Österreich und Tirol und des Meistertums, das ist des mährisch-schlesischen Gebietes, untergebracht. Insbesondere ist letzteres, das erst im XVII. Jahrhunderte vom Orden erworben wurde, mit einer umfänglichen Fülle von Aktenmaterial vertreten. So sind aus der Zeit, da die vielfach vernachlässigten Herrschaften Freudenthal, Eulenberg und Busau* vom Orden übernommen und von den deutschen Ordensstatthaltern in Freudenthal nach dem bewährten deutschen Systeme wirtschaftlich reorganisiert wurden, eine Menge von Schätzungsprotokollen, Berichten über Wälderrevisionen, Instruktionen und Patrimonialgerichtsakten vorhanden. Die letzteren, zum Teil hochinteressante, kulturgeschichtliche Denkmale, würden sicherlich eine Sonderbearbeitung verdienen. In einem angrenzenden Raume sind die Pergamenturkunden, rund 8000 Stück, in feuersicheren Kassetten verwahrt, ferner an 400 Codices. Die Urkunden, jede in einem Umschlag mit chronologischen Daten und solchen über Herkunft, die meisten mit Siegeln versehen, stammen aus der Zeit von 1170—1525. Unter den Codices befinden sich wertvolle Kopialbücher, Chroniken, Statutenbücher, Wappenbücher und Urbare; letztere sind wahre Fundgruben für alte Topographie. Auch der Heraldiker findet umfängliches Quellenmaterial vor. So trägt eine in besonderem Hängekästchen verwahrte Urkunde, ein Libell, das den Friedensvertrag von 1435 zwischen König Wladislaw von Polen, dem Großherzog Kasimir Semovith von Litthauen und dem Hochmeister Paul v. Rußtorf enthält, nicht weniger als 203 wohlerhaltene Siegel, zumeist von polnischen Adeligen. Eine weitere Abteilung umfaßt die Akten der Hoch- und Deutschmeister und der Ordensritter. Es wurde nämlich über jedes Ordensmitglied von dem Zeitpunkt seines Eintrittes bis zu seinem Tode genau Buch geführt und alle seine wichtigeren Erlebnisse, selbst Prozesse und Rügen, wurden gewissenhaft verzeichnet. So sind 3000 solcher Biographien und 1500 Stammbäume, von welchen viele prunkvoll bemalt sind, vorhanden, eine unschätzbare Quelle deutscher Familiengeschichte, aus der bereits der Priester und Archivar des Deutschen Ordens, Leopold Nedopil, in seinem Werke „Deutsche Adels- und Ahnenproben" (Wien, 1868—1881) reichlich geschöpft hat. Ein besonders geräumiges Gemach enthält endlich die Akten der einstigen zwölf Balleien, in größter Fülle der Balleien Koblenz, Altenbiesen und Westfalen, weil von dort schon 1805 viele Schriftstücke nach Wien gebracht wurden, dann aber auch von Livland, Welschland, Ungarn, Eger, Thüringen, Lothringen, Sachsen, Hessen, Franken, Elsaß und Burgund, Utrecht und Preußen. Als kostbarste Schätze bewahrt das Zentralarchiv die Heiligsprechungsbulle der frommen Landgräfin Elisabeth, der Schutzheiligen des Ordens, Ablaßtafeln, eine Seltenheit, da solche sonst nach einem Beschlusse des Tridentiner-Konzils vernichtet werden mußten, Kaiserurkunden, so eine solche Sigismunds über die Verpfändung von Brandenburg an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, und alte Drucke, darunter einen Theuerdank aus dem Jahre 1517.

Ein ungeheures, zum größten Teile unberührtes Quellenmaterial liegt da vor dem Auge des Forschers, denn nicht leicht ist irgendwo die geschichtliche Erinnerung so in Treuen gepflegt worden als im „ritterlichen deutschen Orden", der durch viele Jahrhunderte eine hehre Kulturmission erfüllt hat. Die Bestände beziehen sich auf alle ehemaligen und derzeitigen Besitzungen desselben von Livland und Belgien bis nach Apulien und Sizilien.

Dr. Karl Fuchs.

Das Axmann-Zimmer in Brünn. Am 18. September 1904 wurde aus Anlaß des zehnjährigen Amtsjubiläums des Bürgermeisters Dr. August Ritter v. Wieser das Stadtmuseum in Brünn feierlich eröffnet. Dasselbe befindet sich in dem Prachtbau des alten Landhauses, der aus verschiedenen Jahrhunderten stammt

* Jüngst erschien, Erzherzog Eugen gewidmet: Dr. K. Fuchs, „Geschichte der deutschen Ordensburg Busani". Wien, L. Seidel & Sohn, 1906.

und zur Zeit Kaiser Karls VI. unter dem tüchtigen Architekten Moritz Grimm seinen Abschluß gefunden hat. In dem ehemaligen großen Rittersaale, der noch mit den Wappen alter mährischer Adelsgeschlechter geziert ist, finden wir die Mehrzahl der Objekte des neuen Museums (Stadtansichten, Ausgrabungen, diverse Rechtsaltertümer, Münzen, Waffen, Büsten, Kostümstücke 2c.) in zweckmäßiger Anordnung gruppiert. Im sogenannten Landtafelzimmer, dessen gewölbte Decke mit den alten Fresken von Winterhalters kunstgeübter Hand geschmückt ist, sind alle auf das Brünner Zunftwesen bezüglichen Gegenstände, welche die Genossenschaften in patriotischer Begeisterung in erstaunlich großer Zahl zur Verfügung gestellt hatten, aufgestellt. Ein anderer Raum birgt Brünns wichtigste Urkunden und Druckwerke. An letzteren wird die Entwicklung des Buchdruckes in der mährischen Landeshauptstadt vollständig zur Anschauung gebracht. Seit einigen Monaten ist das Museum um einen kostbaren Raum vermehrt, der ausschließlich der Ehrung des ausgezeichneten Kupfer- und Stahlstechers Josef Axmann dient. Der genannte Künstler, am 7. März 1793 in Brünn geboren, hat vom Jahre 1820—1866 in Wien so rühmlich und vielseitig gewirkt, daß sein Name weit über die Grenzen Österreichs hinaus bekannt wurde. Die österreichische kaiserliche Akademie der bildenden Künste fand sich im Jahre 1843 veranlaßt, Axmann in Anerkennung seiner Verdienste um die Kunst in feierlicher Versammlung durch einmütigen Beschluß zum wirklichen Kunstmitgliede zu ernennen. Die Regierung, der er später durch ebenso anstrengende als gelungene Arbeiten für die österreichische Nationalbank und für die Hof- und Staatsdruckerei nicht unwesentliche Dienste geleistet hatte, ließ ihm leider die wohlverdiente Würdigung nicht zuteil werden. Im Jahre 1866 zog sich Josef Axmann nach Salzburg zurück, wo er bei seinem Sohn, dem feinsinnigen Historienmaler Professor Ferd. Axmann, die letzten Lebenstage verlebte. In dem neuen Heim schuf er neben anderen Arbeiten noch das Porträt seines intimen Freundes Adalbert Stifter, einen herrlichen Stich, der die von J. Aprent besorgte Ausgabe von Stifters Briefen schmückt. Ein anderes Werk, das Porträt Grillparzers, gelangte leider nicht mehr zur Vollendung. Am 9. November 1873 nahm der Tod dem edlen und bedeutenden Künstler den Griffel aus den Händen.

Die Gemeinde Brünn, welche das Andenken an Meister Josef Axmann schon vor einigen Jahren durch Anbringung einer Gedenktafel an der Geburtsstätte des Künstlers und bald darauf durch Benennung einer Gasse nach ihm geehrt hatte, ist durch den Beschluß, in den Räumen des Stadtmuseums ein eigenes Axmann-Zimmer zu begründen, dem lebhaften Wunsche zahlreicher Kunstfreunde entgegengekommen. Das Axmann-Zimmer — einst Sitzungssaal der Landrechtsbeisitzer — ist ein historisch-denkwürdiger Raum, der sich nun, entsprechend adaptiert, recht ansehnlich repräsentiert. In der Mitte der Hauptwand blickt uns das lebensvolle Ölbildnis Axmanns (ein Werk seines Sohnes) entgegen. Gerade unterhalb desselben ruht auf einem geschmackvoll gearbeiteten Postament das von Onyx umrahmte, von Josef Tautenhayn geschaffene Hochrelief in Silberguß, das die markanten Züge unseres Kupferstechers in meisterhafter Weise zum Ausdruck bringt. An den Wänden hängen unter Glas und Rahmen 117 Stiche des Künstlers, die von seinem großen Können Zeugnis ablegen. Wir erblicken hier seine Erstlingswerke, den mährischen Erdfall „Macocha" und das nach Gauermann gestochene Blatt „Der Kohlenbrenner und seine Familie", prächtige Ansichten, wie Gutenstein und Rauhenstein, die großen Landschaften „Gonaz" und „Rio de Janeiro", ausgezeichnete Blätter, die im Auftrage des Kaisers Franz für das berühmte Reisewerk des Dr. Pohl angefertigt wurden, Vignetten zu Hormayers „Geschichte Wiens", mehrere Blätter zu Pergers Belvederegalerie, den berühmten Kunstvereinsstich für 1848 „Dichterliebe" (nach Danhauser) und zahlreiche Porträts von Zelebritäten der damaligen Zeit (Franz Graf Zierotin, Baronin Pereira, Prälat Mislin, den Wiener Bürgermeister Ritter v. Seiller, den oberösterreichischen Statthalter Dr. Fischer, Mosenthal, Freiherrn v. Feuchtersleben, Adalbert Stifter, Grillparzer 2c.). In allen diesen Blättern offenbart sich eine vollendete klassische Technik und daneben eine poetische Art des Vortrags. Letztere kommt am wirksamsten in den zu den Schriften Stifters nach den Zeichnungen P. J. Nep. Geigers gelieferten Vignetten zum Ausdruck, die wir hier in stattlicher Zahl (19) vor Augen haben. Wir heben insbesondere die Blätter zu den „Studien", zu „Witiko" und zum „Nachsommer" hervor. Von den übrigen Stichen, die zur Schau gestellt sind, beanspruchen noch die für das bekannte Prachtwerk „Hausbrevier von Miramar" nach P. J. N. Geigers Zeichnung hergestellten vier Blätter erhöhte Aufmerksamkeit. In dem ersten („Christus am Kreuz", mit romanischer Umrahmung) brachte Axmann ein originelles Verfahren in Anwendung, das als eine Vereinigung des lihtographischen Farbendruckes mit dem Stahlstiche zu betrachten ist. In einer in der Mitte des Zimmers aufgestellten Vitrine sind Handzeichnungen Axmanns, verschiedene Dokumente, als Schulzeugnisse, Anerkennungsschreiben, Diplome und Korrespondenzen untergebracht. Unter letzteren nehmen die Briefe Adalbert Stifters, mehr als 40 an der Zahl, den ersten Rang ein.

Das Axmann-Zimmer, nach Inhalt und Ausstattung ein überaus wertvolles Geschenk des in Wien lebenden Sohnes unseres Künstlers, des kaiserlichen Rates Professor Ferdinand Axmann, gereicht der Stadt und dem hochherzigen Spender, der auf Ansuchen der Gemeinde nun auch sein Selbstporträt widmete, zur größten Ehre. Es bildet einen wichtigen Bestandteil des Stadtmuseums, das wohl bald zur wünschenswerten Ausgestaltung gelangen wird, da es am Bürgermeister und seinem Stellvertreter begeisterte und mächtige Förderer, am Landes- und Stadtarchivar Dr. Bretholz einen ebenso gelehrten als zielbewußten Leiter und an Josef Masur einen geschickten, arbeitsfreudigen Kustos gefunden hat. Dr. Wilh. Schram.

Feuilleton.

Von Übersetzungen.

„Daß die Übertragung von Dichtwerken in eine andere Sprache eine Kunst ist, darüber herrscht unter literarisch Gebildeten keine Meinungsverschiedenheit", schreibt Ludwig Fulda in seiner Aufsatzsammlung „Aus der Werkstatt" (Cotta, 1904) und reiht daran manche gute Bemerkung über diese Kunst, die zur klassisch-romantischen Zeit bei den Deutschen so hoch stand wie tief ihr späterer Verfall war. Man kann ja wohl nicht fordern, daß nur gute Bücher übersetzt werden, so wenig wie, daß nur gute Bücher geschrieben werden — nicht nur weil über „gut" nichts Bindendes auszumachen ist. Aber fordern ließe sich, daß nur gut übersetzt werde, denn was eine gute Übersetzung ist, darüber läßt sich durchaus bestimmend etwas sagen. Die mehreren Übersetzer unserer daran reichen Literatur haben weder von der Sprache, aus der sie übersetzen, noch — und das ist schlimmer — von der deutschen Sprache mehr als eine bloße Ahnung. Es ist ja kein Zweifel darüber, daß das lesende Publikum von heute sein Sprachgefühl fast verloren hat, und schuld daran hat die Zeitung zu keinem kleinen Teil. Aber auch die Autoren der Literatur sind daran nicht unschuldig. Man erholt sich erst jetzt allmählich von den Sprachorgien, die die „naturalistische" Prosa der Achtzigerjahre feierte, da man die Redeweise des Alltags als die einzig künstlerisch brauchbare proklamierte, gewiß in natürlicher Reaktion gegen das charakterlose Buchdeutsch der Epigonen, aber doch auch im völligen Mangel künstlerischer, formaler Bildung. Bei einem so niedrigen Stand des Sprachgefühles hatten die Übersetzer erst recht keinen Anlaß, künstlerische Forderungen an ihre Arbeit zu stellen, die jeder verrichtete, der einigermaßen mit einem Wörterbuch umzugehen verstand und dem die fremde Korrespondenz, die er in einem Geschäft versah, noch einige Zeit ließ, die Literaturen anderer Völker zu vergewaltigen. Die vielen deutschen Gouvernanten machten das Maß des Übels voll. Fulda führt in dem erwähnten Aufsatz sehr richtig aus, daß es zum Übersetzen nicht genügt, die fremden Vokabel zu kennen. Sind die Worte auch das Material, in dem die Dichter arbeiten, so ist dieses doch kein lebloses, erstarrtes, sondern ein sehr kompliziertes, immer lebendiges Gebilde aus Geschichte, Kultur und nationalem Charakter, welche Werte dem Übersetzer durchaus und bis in die feinsten Nuancierungen vertraut sein müssen, und zwar nach zwei Seiten hin: zur fremden Sprache und zur eigenen. Wer seine eigene Sprache nicht als ein Künstler beherrscht, dem wird die Kenntnis der fremden wenig nützen, eine kunstvolle Übersetzung zu stande zu bringen. Und erfüllt er die sprachlichen Bedingungen, so muß er auch diese dritte vermögen: in der Individualität des von ihm übersetzten Autors völlig aufzugehen. Der Übersetzer muß also eine höchst kultivierte Persönlichkeit sein und sich doch an eine andere völlig verlieren können — diese Schwierigkeiten alle zu überwinden, reizt wie jedes Hindernis den Künstler und nur der Dilettant wird es umgehen.

Wie sich die deutschen Bücher mehren, die von den Lesern ein stärkeres Sprachgefühl zu ihrem Genusse verlangen, ja oft diesen allein auf die Sprache abstellen, so bekommen sie wieder Übersetzungen, die, nach der Kunst des Originals strebend, sich selbst als Kunstwerk wollen. Man mag von Fuldas eigener Literatur halten was man will, und meinetwegen gar nichts, man wird in ihr ein gewisses Anfühlen an anderer Leute Dinge als charakteristisch erkennen, eine Persönlichkeit, deren schwacher, aber immerhin verfeinerter Eigenwert die Fähigkeit ausgebildet hat, den Eigenwerten stärkerer Persönlichkeiten sich als ein bequemes Durchhaus anzubieten. An Fuldas strengen Forderungen, die er selbst an das Übersetzen stellt, gemessen, ist sein Molière (zwei Bände bei Cotta, 1905) in allen Hinsichten vollendet, wobei eine gewisse Verwandtschaft der Moralen dem Übersetzer zu statten kommt; es wird wohl niemand heute die philosophische Kraft Molières als eine sehr eigenwillige und starke ansprechen

können. Wenn Fulda vom Original abweicht, wie in Verwendung des frei gereimten Blankverses an Stelle des Alexandriners, tut er es mit Gründen, die jeder Geschmackvolle billigt. Man kann nicht mehr zum Lobe dieser Arbeit sagen, als daß der Wunsch lebhaft wird, Fulda möge von dem mäßigeren Wert und der geringen Aussicht auf Spielbarkeit der noch übrigen Komödien sich nicht abschrecken lassen, auch diesen seine feine Kunst des Übersetzens angedeihen zu lassen.

Von den in letzter Zeit veröffentlichten Übersetzungen aus dem Französischen verdienen einige genannt zu werden, die zum Teil höchste Kunstwerke sind, zum andern mindest dieses Ideal anstreben. Wenn es Hahn in seiner Übersetzung Musset'scher Gedichte (F. A. Lattmanns Verlag, Goslar) nicht erreicht hat, liegt es nicht an ihm, sondern an der Unübersetzbarkeit des lyrischen Gedichtes, das, zu unmittelbar aus der Sprache geschaffen, in allen seinen Reizen an diese gebunden ist. Hahns Übertragung ist ein Virtuosenkunststück, das man anstaunen, aber doch nicht voll genießen kann. Das Theater Mussets bietet alle Möglichkeiten einer äquivalenten Übertragung, die Hahn auch, wie man es erwarten konnte, voll erfüllt, während mir die Kunst, die E. A. Regener an Mussets Novellen gewandt hat, verschwendet scheint — diese Geschichten sind doch vergessene Dinge und sind in Mussets Prosa nur die Confessions d'un enfant du siècle als Zeitdokument merkwürdig, von denen eine mäßig gute Übertragung im Insel-Verlag erschienen ist. Mag die Notwendigkeit, Musset ins Deutsche zu übertragen, diskutabel sein, bei Flaubert ist sie von vornherein zustimmend entschieden. Ernst Hard hat die „Drei Erzählungen" (Leipzig, Insel-Verlag), Alfred Gold die Education Sentimentale übertragen (Berlin, B. Cassirer). Mit Hards Übertragung von Balzacs „Mädchen mit den Goldaugen" (Leipzig, Insel-Verlag) sind diese drei Bücher die besten Zeugnisse dafür, daß nun die verloren gegangene Kunst des Übersetzens wieder gewonnen ist, was nur möglich war, daß sich Meister ihrer eigenen Sprache des fremden Buches annahmen. Bei diesen drei Büchern wird im Leser nicht für einen Moment jene unbewußte Funktion des stillen Rückübersetzens ins Original merklich werden, denn sie haben ihn ganz im Bann ihrer eigenen Sprachschöpfung. Nach gleicher Vollendung strebend, sie nicht immer ganz erreichend, ist die Übertragung von Baudelaires Prosaschriften, die Max und Margarethe Bruns veröffentlichten (bei J. C. C. Bruns, Minden) und von denen bis jetzt drei Bände vorliegen. Für den vierten mögen sich die Übersetzer nicht die Tagebücher und Aufzeichnungen Baudelaires entgehen lassen, die Crépes aus dem Nachlaß herausgab, und welche Gedanken für tausend Bücher enthalten.

Franz Blei.

Von der Woche.

22. August. In Ischl findet unter dem Vorsitz des Kaisers eine Konferenz statt, an der die drei gemeinsamen und die beiderseitigen Ministerpräsidenten teilnehmen. Die Konferenz beschäftigt sich mit der durch die ungarische Krise geschaffenen Situation und speziell mit der Frage der Fortführung der Handelsvertragsverhandlungen. Für die Eventualität, daß bis zum Wiederzusammentritte des ungarischen Reichstages keine Lösung der ungarischen Krise eingetreten sein sollte, wurden die erforderlichen Beschlüsse gefaßt. — Der permanente Gewerbeausschuß „spricht sich im Prinzip für die Einführung des Befähigungsnachweises im Handelsgewerbe aus".

24. Die „Wiener Zeitung" verlautbart die kaiserliche Entschließung, wodurch der Hochschule für Bodenkultur in Wien das Recht zur Promotion von Doktoren der Bodenkultur erteilt wird.

26. Der Kaiser begibt sich von Ischl über Salzburg, wo er in Schloß Kleßheim den Erzherzog Ludwig Viktor besucht, zu den Manövern nach Südtirol.

Österreichische Rundschau, Heft 44. ▫ Redaktionsschluß 26. August 1906. ▫ Ausgegeben 31. August 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. ▫ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. ▫ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 45: 2. September 1906.

Die Geschichte der Zwischenzollinie.

Von Dr. Alfred Schwoner.

Noch wird die Zollgemeinschaft zwischen Österreich und Ungarn faktisch aufrechterhalten und die allgemeine Hoffnung geht dahin, daß der Ausgleich auch diesmal noch die Genehmigung der beiden Parlamente finden werde. Aber zweifellos wird sich in beiden Reichshälften eine sehr bedeutende Minorität für die Unterbrechung der Zollgemeinschaft durch eine Zwischenzollinie aussprechen. Die ungarische Forderung auf einen Zwischenzoll für Zucker wird zu diesen Debatten den äußern Anlaß bieten. Das Schlagwort der Zwischenzollinie findet namentlich in Ungarn, aber auch unter den österreichischen Agrariern viele Anhänger. Nicht nur weil es nach Vermittlung riecht, sondern auch wegen der historischen Tradition. Es hat nämlich schon einmal eine Zwischenzollinie zwischen Österreich und Ungarn gegeben. Damit gilt ihre Lebensfähigkeit als erwiesen. Weiter kümmert man sich um die Historie nicht. Es ist eine alte Geschichte; von den Lebenden erinnert sich keiner an jene Zeit, die vor 54 Jahren ihren Abschluß fand, kaum die ältesten Achtundvierziger wissen etwas davon, und eine Geschichte der Zwischenzollinie ist nicht geschrieben worden, weil damals niemand daran dachte, sich mit einer so abgetanen Sache zu beschäftigen. Heute aber, wo dieser traurige Phönix wieder aus der Asche zu erstehen droht, scheint es der Mühe nicht unwert, aus alten Büchern und Zeitungsartikeln Geschichte und Wirkung der ehemaligen Zwischenzollinie wieder zu rekonstruieren.

Einen freien Verkehr zwischen Ungarn und den österreichischen Erblanden hat es vor dem Jahre 1851 nie gegeben. In früheren Zeiten waren ja Zölle und Mauten an allen Ecken und Enden zu entrichten und erst unter Karl VI. wurden die Zollgrenzen mit den Grenzen der einzelnen österreichischen Provinzen identifiziert. Von einer eigentlichen Zwischenzollinie kann man jedoch erst seit dem Jahre 1775 reden, in welchem Maria Theresia einen Zollverband der deutsch-österreichischen Länder schuf, außerhalb dessen nur die ungarischen Länder und Tirol blieben. Tirol mußte ausgeschlossen werden, weil der Süden Tirols nur zur Hälfte den Habsburgern gehörte. Gegen die Beseitigung der Zollinie zwischen Österreich und Ungarn sträubten sich die Ratgeber der Kaiserin vom österreichischen Standpunkte aus, indem sie fürchteten, daß dadurch der österreichischen Industrie und Landwirtschaft große Nachteile erwachsen würden. Die Zwischenzollinie war also in ihrem Entstehen als eine Schutzmaßregel für die österreichischen Länder gedacht und dieses Moment war so stark, daß auch Kaiser Josef seinen Plan, aus der ganzen Monarchie

ein Zollgebiet zu schaffen und dieses gegen das Ausland durch prohibitive Zölle zu schützen, nicht ausführen konnte. Er setzte wohl die Zwischenzölle etwas herab, aber nach seinem Tode wurden die alten Zölle wieder hergestellt. Nach den napoleonischen Kriegen wurden die nicht zur ungarischen Krone gehörigen Länder und Provinzen zu einem einheitlichen deutsch-italienisch-slavischen Zollgebiet (1826) vereinigt. Ungarn blieb ein selbständiges Zollgebiet, für welches jedoch die Wiener Regierung die Handelspolitik und die Höhe der Zollsätze bestimmte, trotz der Proteste des ungarischen Reichstages. Der ungarische Reichstag war weder mit der Höhe der gemeinsamen Auslandszölle — es gab damals noch einfache Schutzzölle und Verbotszölle, Ausfuhr- und Durchfuhrzölle —, noch auch mit der Höhe und Art der Zwischenzölle einverstanden. Diese Zwischenzölle waren folgender Art: Es bestanden an der Grenze zwischen Österreich und Ungarn überall zwei Zollämter, die ungarischen Dreißigstämter und die österreichischen Zollämter. Jede Ware, die durchging, hatte sowohl in Österreich als in Ungarn einen Zoll zu entrichten, hier einen Ausgangs-, dort einen Einfuhrzoll. Die ungarischen Ein- und Ausfuhrzölle in diesen Dreißigstämtern fielen der ungarischen Krone als solcher zu. Das allgemeine Prinzip war, daß im Zwischenverkehre zwischen Österreich und Ungarn jene Waren, deren Einfuhr im gemeinsamen Zolltarif erlaubt war, die Hälfte des Auslandszolles, die „verbotenen", d. h. mit einem 60prozentigen Wertzoll belegten Waren, ein Sechstel des Auslandszolles entrichten sollten. Tatsächlich waren aber die Abweichungen von diesem Prinzip häufig sehr groß, und es waren vor allem die Klagen nicht unbegründet, daß die ungarischen Waren bei der Ausfuhr nach Österreich im allgemeinen einem viel höhern Zoll unterlagen als die österreichischen bei der Ausfuhr nach Ungarn. Dies hatte jedoch seine gute Begründung. Diese höheren Zölle für ungarische Waren hatten einen kompensierenden Charakter. In Österreich gab es seit geraumer Zeit keine Steuerprivilegien mehr, in Ungarn war der Adel von der Grundsteuer befreit; ferner gab es in Ungarn keine Verzehrungssteuer und kein Tabakmonopol. Die höheren Zölle auf ungarische Artikel hatten nun einerseits den Zweck, auch die ungarische Landwirtschaft zu Steuern heranzuziehen, anderseits die österreichische Landwirtschaft vor der Konkurrenz der steuerfreien ungarischen Landwirtschaft zu schützen. So waren insbesondere die Zölle auf ungarisches Getreide, Schlachtvieh und Wein ziemlich hoch. Selbst in den Vierzigerjahren, wo man den ungarischen Wünschen in bezug auf das Zollwesen bereits einige Rücksicht entgegengebracht hatte, betrug z. B. der Zoll, der bei der ungarischen Ochseneinfuhr nach Österreich zu entrichten war, 3 fl. 30 kr. pro Stück (2 fl. österreichischer Einfuhrzoll plus 1 fl. 30 kr. ungarischer Ausfuhr-Dreißigster) = 8·8 Prozent vom Werte des Ochsen, in der umgekehrten Richtung waren bloß insgesamt 55 kr. = 2·5 Prozent zu bezahlen. Ebenso war der Zoll bei der Schweineeinfuhr aus Ungarn 8·8 Prozent, in umgekehrter Richtung bloß 1·4 Prozent; für Weizen 7·3 Prozent, umgekehrt 3·1 Prozent; für Mehl 7·1 Prozent, umgekehrt 3·5 Prozent; für Mais 7·8 Prozent, umgekehrt 2·5 Prozent; für Malz 8·8 Prozent,

umgekehrt 6·3 Prozent und für Wein gar 33·9 Prozent des Wertes, umgekehrt 7·5 Prozent. Trotz dieser hohen Sätze ergaben jedoch die Zwischenzölle keinen sehr hohen Ertrag. Das Ergebnis des Jahres 1843 z. B. war 3·4 Millionen Gulden bei einem Zwischenverkehr von etwa 103 Millionen Gulden; es war also der Verkehr im Durchschnitt mit etwas mehr als 3 Prozent seines Wertes belastet. Die Einfuhr aus Ungarn betrug 56·24 Millionen Gulden und war mit einem Zoll von 2·297 Millionen Gulden, also durchschnittlich mit etwa 4 Prozent des Wertes belastet, die Ausfuhr nach Ungarn betrug 46·68 Millionen Gulden, ihre Zollbelastung 1·104 Millionen Gulden, die Durchschnittsbelastung also etwa 2·3 Prozent. Wenn trotz der hohen Belastung für die landwirtschaftlichen Hauptprodukte Ungarns der Durchschnittszoll nur etwa 4 Prozent betrug, so ist das damit zu erklären, das kaum 40—50 Prozent unserer damaligen Einfuhr aus Ungarn auf landwirtschaftliche Produkte entfielen, während Rohstoffe für unsere Industrie, welche sehr geringen Zöllen unterlagen, das Gros der Einfuhr bildeten. Österreich exportierte nach Ungarn auch schon damals größtenteils Fabrikate.

Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß die ungarischen Stände fortwährend Beschwerden gegen die Zwischenzollinie hatten. In früheren Zeiten (Reichstag von 1802) beschränkten sie sich darauf, Reziprozität zu verlangen; später, als die freihändlerischen Ideen ihren Siegeszug durch die Welt antraten, verlangten sie die vollständige Aufhebung der Zwischenzollinie. Aber die freisinnigsten österreichischen Staatsmänner, selbst Graf Stadion, waren für diese Maßnahme nicht zu haben. Erst Ende der Dreißigerjahre trat ein Umschwung in den Ansichten der österreichischen Machthaber ein. Damals hatte man die politische Bedeutung des Deutschen Zollvereines eingesehen und Österreich strebte danach, in den Zollverein aufgenommen zu werden. Es bestand die Absicht, mit den ungarischen Ländern in den Deutschen Zollverein einzutreten. Dazu mußte natürlich auch das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn total geändert werden. Es gab eine Zeit, wo die österreichischen und die ungarischen Bestrebungen ziemlich zusammentrafen. Damals war die Existenz des österreichischen Tabakmonopols das Haupthindernis der Aufhebung der Zwischenzollinie, denn man konnte die ungarischen Tabakfabrikate nicht frei über die Grenze lassen. Es wurde demnach der Plan gefaßt, auch in Ungarn ein Tabakmonopol einzuführen. Das scheiterte jedoch an dem Widerstande der Ungarn, welche einen Raucherstreik eröffneten. Mittlerweile hatte sich übrigens die Meinung der Ungarn über die Zwischenzollinie geändert. Friedrich List, der Gründer des Deutschen Zollvereins, hatte auch in Ungarn für seine Ideen Propaganda gemacht und die Ungarn dem Freihandelsprinzip abwendig gemacht. Sie dachten, was für den Deutschen Zollverein anwendbar sei, das müsse auch ihnen zu gute kommen, indem sie gänzlich des Unterschiedes vergaßen, der zwischen einem entwickelten Industriegebiete von 23 Millionen Einwohnern und einem Agrarstaate von 14 Millionen Einwohnern bestand. Überdies hatten sie so viel von den politischen und einigenden Wirkungen des Deutschen Zollvereins reden gehört, daß sie nicht nur gegen dieselben mißtrauisch wurden, sondern auch fürchteten, die wirtschaftliche

Einigung mit Österreich könne den nationalen Ideen Abbruch tun. Sie fanden jetzt, daß die Zwischenzollinie, welche als Schutznahme Österreichs gegen Ungarn gedacht war, Ungarn wohl arm gemacht, aber national geschützt hätte und wollten diesen Schutz nicht aufgeben. Der ungarische Reichstag von 1844, auf dem diese Ideen das erstemal und zwar ziemlich plötzlich, zum Ausdruck kamen, verlangte sogar die völlige Absperrung des Landes und die übermäßige Verschärfung der Zwischenzölle, unter gleichzeitiger Wahrung der Reziprozität Österreichs und Ungarns. Da das Magnatenhaus die Schutzzollidee des Abgeordnetenhauses nicht akzeptierte und die österreichische Regierung diese Anträge nicht berücksichtigte, wurde im September 1848 auf Anregung Kossuths, Perczels, Szentkiralys und Karaczonys der ungarische Schutzverein (Védegylet) gegründet, der nichts Geringeres als den vollständigen Boykott der österreichischen Industrie beabsichtigte. Die Statuten des Vereines sprachen für jedes Mitglied die Verpflichtung aus, sechs Jahre lang nur durch inländische Handwerker arbeiten zu lassen und überhaupt keine wie immer gearteten Industrieartikel, von welchen — ohne Rücksicht auf die Qualität — in der Gegend ein inländisches Erzeugnis zu bekommen sei, wissentlich vom Auslande zu kaufen, zu verwenden oder durch ihre Kinder, Mündel und Dienerschaft verwenden zu lassen. Es wurde eine gewaltige Propaganda gemacht, eine stramme Organisation geschaffen, Überwachungsausschüsse eingesetzt, welche Provenienzzertifikate ausstellten, die Preise feststellten ꝛc. Die Agitation verursachte in Wahrheit der österreichischen Industrie keinen ernsten Schaden, schon deshalb, weil in bezug auf die Provenienz viel geschwindelt wurde; aber der Regierung schien der Verein sehr gefährlich und sie betraute einen ihrer fähigsten Beamten, den Freiherrn von Hock, mit der publizistischen Bekämpfung des ungarischen Schutzvereins und der Verteidigung der Zwischenzollpolitik der österreichischen Regierung. Diese Aufsätze des Freiherrn von Hock, die 1845 im „Österreichischen Lloyd" erschienen, liefern denn auch das interessanteste Material zur Geschichte der Zwischenzollinie.

Indes waren die Tage dieser Institution gezählt. Nach der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes wurden durch kaiserliche Verordnung vom 7. Juni 1850 die Binnenzölle zwischen Österreich und Ungarn vom 1. Oktober 1850 ab beseitigt. Vorläufig blieb an der Grenze Ungarns eine Grenzlinie bestehen, welche zur Kontrolle der Monopolgegenstände und der in Österreich der Verzehrungssteuer unterworfenen Artikel diente. Doch wurde auch diese Linie aufgehoben, nachdem die österreichische Verzehrungssteuer auch in Ungarn eingeführt worden war und mit 1. Juli 1851 war jedes Hindernis des Zwischenverkehres zwischen beiden Reichshälften gänzlich beseitigt. Der Ausgleich vom Jahre 1867 hatte in dieser Hinsicht bloß einen vorhandenen Tatbestand zu legalisieren.

Schon aus dieser kurzen Darstellung geht hervor, daß es sich den Ungarn keineswegs um die Herstellung der historischen Zwischenzollinie handelt. Nicht nur, daß damals die gesamte Zollpolitik ausschließlich von der Zentralregierung gehandhabt wurde, daß dem ungarischen Reichstag, wenn er, wie zum Beispiel im

Jahre 1802, Desiderate in bezug auf die Außenzölle oder auf die Zwischenzölle äußerte, bedeutet wurde, Zollangelegenheiten gehörten weder nach dem Gesetze noch nach der Gewohnheit zu den Agenden des Reichstages: die Zwischenzolllinie war zu einem großen Teil mehr Steueramt als Zollinie. Die ungarischen Stände verhielten sich gegen jeden Besteuerungsversuch so ablehnend, daß der Zentralregierung kein anderes Mittel blieb, die Ungarn zur Teilnahme an den Reichslasten heranzuziehen, als die Zwischenzölle. Tatsächlich wurde auch z. B. in Kriegszeiten die Differenz zwischen den österreichischen und den ungarischen Zwischenzöllen stets vergrößert. Es ist auch leicht zu begreifen, daß der Schutz der steuerkräftigeren und steuerwilligeren österreichischen Landwirtschaft und Industrie der Zentralregierung sehr am Herzen lag. Heute sind die Steuern in Österreich und Ungarn ziemlich gleichmäßig geregelt und es ist selbstverständlich, daß wenn es wieder zu Zwischenzöllen käme, dieselben „reziprok" gemacht würden, wie es die Ungarn in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts verlangten. Aber gibt es eine vollkommenere Reziprozität als den freien Verkehr? Jede andere Reziprozität würde zu fortwährenden Streitigkeiten führen. Die einfache Festsetzung eines gleichmäßigen Verhältnisses zu den Auslandszöllen würde kaum auf die Dauer allen Ansprüchen genügen. Ein Vertrag zwischen beiden Reichshälften, in denen sie sich gegenseitig Vorzugstarife von 25 oder 50 Prozent der gemeinsamen Auslandszölle zusichern, würde bald durch zahlreiche Ausnahmen durchbrochen werden. Ungarn würde stets verlangen, daß seine Landwirtschaft von Österreich günstiger behandelt wird, als es selbst die österreichische Industriewirtschaft behandeln will, sonst hätte es ja gar nichts von den Zwischenzöllen. Ferner bedingen auch diese Vorzugstarife, ebenso wie das Zoll- und Handelsbündnis eine gleichmäßige Steuergesetzgebung in beiden Staaten. Ja, nicht nur dies, die österreichische Industrie könnte z. B. verlangen, daß ihre größeren sozialpolitischen Lasten durch eine Differenz in den Zwischenzöllen wettgemacht werden. Kurzum, es würde noch viel mehr Reibungspunkte geben, als gegenwärtig unter der Herrschaft des Zoll- und Handelsbündnisses vorhanden sind. Das gegenseitige Verhältnis würde sich noch unerquicklicher gestalten.

Und wozu dies alles? Bloß, weil Ludwig Kossuth auf Grund eines Irrtums, den die Geschichte berichtigt hat, die Zwischenzollinie im Gegensatz zu der bisherigen ungarischen Tradition in sein Programm aufgenommen hat. Ist nicht die Furcht, daß die Zollvereinigung mit Österreich germanisierend wirken würde, durch den Verlauf der letzten 40 Jahre gründlich beseitigt worden? Wann war Ungarn ungarischer: jetzt oder im Jahre 1848? Der Deutsche Zollverein hat politisch einigend wirken können, weil er Staaten gleicher Sprache einigte und weil seine Tendenz mit der nationalen Tendenz der Zeit parallel wirkte. In Ungarn hat die Zollvereinigung mit Österreich eher im entgegengesetzten Sinn gewirkt, weil sie Ungarn reich und mächtig machte und für die nationalen Aspirationen eine ökonomische Unterlage schuf.

Es liegt nahe, zur Beurteilung der schädlichen Wirkungen der Zwischenzolllinie statistische Vergleiche heranzuziehen. Dieselben gestatten indes keinen stringenten Schluß. Wir haben bereits oben erwähnt, daß im Jahre 1843 der Zwischenhandel zwischen Österreich und Ungarn einen Wert von 103 Millionen Gulden umfaßte; dies waren indes schon hohe Ziffern in Zeiten eines etwas erleichterten Verkehres; im Durchschnitt der Jahre 1839—1842 betrug der Zwischenhandel zirka 92 Millionen Gulden; wir nehmen indes die Ziffer vom Jahre 1843 als Vergleichsbasis an; die letzten Jahre des Zwischenzolls (1848—1850) passen hiezu nicht, weil damals das Land vollständig zerrüttet war. Im Jahre 1843 also betrug der Wert des Handels zwischen Österreich und Ungarn 206 Millionen Kronen; 61 Jahre später, im Jahre 1904, wurden Waren im Werte von mehr als 2 Milliarden Kronen zwischen Österreich und Ungarn verhandelt. Der Umfang des Zwischenhandels hat sich also in diesen 61 Jahren ungefähr verzehnfacht. Das scheint viel. Aber es besagt nichts, wenn man nicht auch die Zunahme des Gesamthandels der Monarchie in dieser Periode beachtet. Und da ergibt sich dann folgendes: Der Außenhandel der österreichisch-ungarischen Monarchie betrug im Jahre 1843 (abgesehen von der Durchfuhr, dem Veredlungsverkehr ꝛc.) etwa 216 Millionen Gulden = 432 Millionen Kronen; in dieser Ziffer ist freilich auch der Handel der Lombardei und Venetiens enthalten, die zusammen mit etwa 30 Prozent am Gesamthandel beteiligt waren, aber es fehlt dafür der Verkehr mit den Freihäfen und der Verkehr des dalmatinischen Zollgebietes; ferner ist zu berücksichtigen, daß dafür der Zwischenhandel zwischen diesen italienischen Staaten und unserer Monarchie nicht berücksichtigt ist, der doch jetzt einen Teil unseres Außenhandels mit Italien bildet; man kann also mit einigem Recht bei dieser Ziffer von 432 Millionen Kronen bleiben. Der Außenhandel der Monarchie im Jahre 1904 hatte einen Wert von 4309 Millionen Kronen; er hat sich also gleichfalls verzehnfacht. Trotzdem also in der Zwischenzeit die Zollschranken zwischen Österreich und Ungarn gefallen sind, hat der Zwischenhandel nur in derselben Progression zugenommen wie der Außenhandel. Man darf jedoch nicht vergessen, daß, abgesehen von den revolutionierenden Änderungen in der Handelstechnik, die dem Weltverkehr noch in höherem Maße zu gute gekommen sind als dem Verkehr zweier benachbarter Länder, auch das Zollverhältnis zwischen der Monarchie und dem Auslande seither Änderungen erfahren hat, welche fast so tiefgreifend sind wie die Aufhebung der Zwischenzollinie. Im Jahre 1843 bestand eben noch durchwegs das alte Prohibitivsystem mit seinen „außer Handel gesetzten" Waren, seinen Prohibitiv- und hohen Schutzzöllen, seinen Ausfuhr- und Durchfuhrtarifen. Erst mit den Zolltarifen von 1851 und 1853 wurde Wandel geschaffen und ziemlich zu gleicher Zeit wurde daher sowohl dem Zwischen- als dem Außenhandel die Basis für eine großartige Entwicklung gegeben.

Richard Heinzel.

Von Carl von Kraus.

Richard Heinzel wurde am 3. November des Jahres 1838 als Sohn eines Schulmannes zu Capo d'Istria geboren, besuchte das Gymnasium zu Marburg, dann das akademische und das Piaristengymnasium zu Wien und bezog im Jahre 1856 die Wiener Universität, wo er nach K. A. Hahns bald erfolgtem Tode in Franz Pfeiffer einen Lehrer fand, der sich durch ausgedehnte Editionstätigkeit eine solide Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache erworben hatte. In diesem Punkte mochte Heinzel von ihm viel gelernt haben; sonst aber zeigen sich auch in Heinzels frühesten Arbeiten nirgends die Einflüsse seines Lehrers, dessen etwas biedermännische Art Strenge der Methode und Schärfe der Observation wie eine Störung des gemütlichen Verhältnisses empfand, in dem er zum deutschen Altertum zeit seines Lebens gestanden hat. Übrigens hätte auch eine ganz anders geartete Persönlichkeit auf Heinzels Entwicklung kaum Einfluß geübt; denn er hat immer lieber aus den Büchern gelernt, obwohl ihn das Leben von den Studentenjahren bis in sein Alter mit einer Reihe bedeutender und mannigfach gearteter Menschen in enge Beziehungen gebracht hat. Er lernte von ihnen gern, was sie ihm an positiven Kenntnissen übermittelten; aber seine Anschauungen hat wohl nur ein Mann in hohem Grade beeinflußt; das war Wilhelm Scherer, der um einige Semester jüngere Genosse seiner Studienzeit. Die Freundschaft mit ihm hat gedauert, bis der Tod Scherers das Band zerriß; und sie hat ihre Treue bewährt, als die wissenschaftlichen Wege der beiden sie weit auseinanderführten.

Nachdem Heinzel die Universitätsstudien beendet hatte, folgten Jahre, wo er als Supplent und später als Professor an Gymnasien in Triest, Wien, Linz und wieder Wien wirkte, dazwischen eine Zeit, die er als Hofmeister bei einer aristokratischen Familie in Rumänien verbrachte.

Im Alter von 31 Jahren wurde er an die Grazer Universität berufen, fünf Jahre später erfolgte seine Ernennung zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Wien, der er bis zum Ende seines Lebens angehörte. Ehrenvolle Rufe, die von Straßburg und später von Berlin an ihn ergingen, haben ihn der Wiener Universität nicht zu entziehen vermocht, vor allem, weil er in der Familie seines Bruders, unter guten und feinen Menschen, einen Ersatz für die eigene Häuslichkeit gefunden hatte; gewiß aber auch, weil er im Kreise seiner Kollegen sich wohl fühlte und weil er es dankbar empfand, daß sein Vaterland ihm den Zugang zum akademischen Lehramt erschlossen hatte, ohne von ihm die Erfüllung äußerer Bedingungen, wie der Habilitation, zu fordern. — In späteren Jahren sind ihm die meisten der Ehren zu teil geworden, die der Staat und gelehrte Gesellschaften an Forscher zu vergeben haben. Er hat sich darauf niemals etwas zu gute getan, aber er war eine zu vornehme Natur, um an der Gabe nicht die freundliche Gesinnung des Gebers zu schätzen.

Heinzels erste gelehrte Arbeiten dienen der mittelhochdeutschen Philologie und Literaturgeschichte. Die im Jahre 1867 erschienene Ausgabe der Gedichte Heinrichs von Melk ist von einer Einleitung und Anmerkungen umgeben, in denen ihm das Ziel vorschwebte, „die Bedingungen zu zeigen, welche die Existenz eines Dichters von den ermittelten Eigenschaften in der gefundenen Zeit ermöglichten, und anderseits zu finden, was als eigenartiger Rest übrig bleibe, wenn man abziehe, was ihm an Mustern und Anregungen entgegengebracht wurde". In ähnlicher Weise liefert eine Untersuchung über die Beschaffenheit der Quellen, die Gottfried von Straßburg für seinen „Tristan" vorgelegen hatten, die Vorarbeit für die Charakteristik des Dichters selbst, eine Charakteristik, die aus der Verbindung nüchternphilologischer Detailarbeit und feinsten ästhetischen Empfindens hervorgegangen ist und in ihrer Wärme nicht möglich gewesen wäre, hätte nicht zwischen dem Dichter und dem Gelehrten, der ihn schilderte, eine nahe Wesensverwandtschaft bestanden.

In den Arbeiten der folgenden Periode hat Heinzel vorwiegend grammatische Probleme behandelt. Die Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache gibt ein getreues Bild der verschiedenen Orthographien, deren man sich „in den Kanzleien von Mainz abwärts bis in die Niederlande" während des Mittelalters zur Ausfertigung amtlicher Dokumente bediente. Die Ausgabe der Wiener Handschrift von Notkers Psalmen nach einer Abschrift Scherers ist von Abhandlungen begleitet, die den Wortschatz und die Sprachformen dieses Denkmals verzeichnen. In einer anderen Untersuchung verfolgt er die Geschicke der Endsilben in der altnordischen Sprache. Eine seiner berühmtesten Abhandlungen, die über den Stil der altgermanischen Poesie, weist hin auf einige charakteristische Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen der alliterierenden Dichtung der germanischen Stämme und den Veden. Die ermittelten Berührungen mit der altindischen Poesie werden benutzt, um von der Beschaffenheit des poetischen Stils in einer Zeit, die aller Überlieferung vorausliegt, ein Bild zu geben, die Unterschiede dienen dazu, Verlust und Gewinn späterer Zeiten überschauen zu lassen, und sie werden erklärt aus dem verschiedenen Verhalten, das die einzelnen germanischen Stämme dem Christentum gegenüber zeigten. Wie die Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache, Müllenhoff gewidmet, bei aller Selbständigkeit in der Methode Wege geht, auf die Müllenhoff in der Vorrede zu den „Denkmälern" hingewiesen hatte, so zeigt diese Schrift in ihren Tendenzen und in der Art, wie sie Literarisches aus großen kulturellen Zusammenhängen heraus deutet, eine geistige Verwandtschaft mit Scherers Geschichte der deutschen Sprache. Sie unterbricht die Reihe der grammatischen Untersuchungen in auffälliger Weise, stellt sich im Stil zu den Arbeiten der ersten Periode und zeigt noch nicht den Einfluß der grammatischen Methode, den seine späteren Schriften zur Poetik aufweisen. So werden ihre Anfänge wohl in die Zeit bald nach dem Erscheinen von Scherers Buch (1868) zurückreichen und noch vor die später erschienene „Geschäftssprache" fallen.

Die nächste Frucht seiner Beschäftigung mit dem Nordischen war die Beschreibung der Isländischen Saga (1881), in welcher der gesamte technische Apparat dieser erzählenden Gattung in seine kleinsten Teile zerlegt und in systematisch geordneten Kategorien vorgeführt wird; ganz nach der Methode, mit der er früher das Niederfränkische, die Sprache des Wiener Notker und die nordischen Endsilben dargestellt hatte. Nun schließt sich an eine Reihe von sagenwissenschaftlichen Arbeiten, über die Nibelungensage, die Hervararsaga, über die Waltersage und die ostgotische Heldensage: Arbeiten, die eine stetig wachsende Gelehrsamkeit, nüchterne Überlegung neben kühnster Kombination, Geschichte und Grammatik, Kritik und Erklärung anwenden, um das Entstehen und die weiteren Schicksale dieser Sagen aufzuhellen.

Es folgt die große Abhandlung über die altfranzösischen Gralromane (1891), worin das gesamte gedruckte und einiges ungedruckte Material herangezogen wird, um „vor allem die Vorstellungen zu ermitteln, welche die einzelnen Bearbeiter der Gralsage von dieser hatten, und hie und da nachzuweisen, wie sie solche haben konnten, d. h., wie sie zu ihnen gelangten. Das letztere führt einerseits zur Komposition der vorliegenden Dichtwerke, anderseits zur Entstehungsgeschichte des Grals und der mit ihm zusammenhängenden Motive." — Im folgenden Jahre weist Heinzel in seiner Abhandlung über das Gedicht vom König Orendel auf frappante Übereinstimmungen hin, die diese Dichtung mit einer niederländischen und einer altfranzösischen verbinden, und entwickelt die Orendelsage aus einer Kreuzeslegende, abweichend von der herkömmlichen Anschauung, die darin den Nachklang eines urgermanischen Mythus erblickte. Der große methodische Wert dieser Schrift besteht darin, daß mit der größten Energie das Prinzip durchgeführt ist, eine Sage vorerst mit Hilfe der ihr zeitlich und räumlich nahestehenden Überlieferungen zu erklären, bevor man zur Hypothese eines in Urzeiten zurückreichenden Ursprungs greift. — Das wichtigste Problem der altdeutschen Literaturgeschichte, die Frage nach den Quellen von Wolframs „Parzifal" behandelt eine Untersuchung des nächsten Jahres. Heinzel entscheidet sich dafür, daß das Werk Kyots, auf das sich Wolfram beruft, tatsächlich existiert habe, und unternimmt den Versuch, seinen wesentlichen Inhalt zu rekonstruieren, um das Eigentum des deutschen Dichters abgrenzen zu können.

Seine Beschäftigung mit dem altdeutschen Schauspiel kündet ein Vorläufer an: die im Jahre 1896 erschienenen Abhandlungen zum altdeutschen Drama. Heinzel stellt hier zusammen, was sich den verschiedenen Stücken über Name, Stand, Geschlecht und Unterweisung der Schauspieler, über Einrichtung der Bühne und ihre Requisiten, über Raum und Zeit in den Dramen entnehmen läßt. Daneben erörtert er eine Reihe anderer mit dieser Gattung zusammenhängender Einzelfragen. Zwei Jahre später folgte das Hauptwerk, die Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. Nach derselben Methode, wie er sie früher an der isländischen Saga geübt hatte, wird hier der Eindruck, den die Stücke des XI. bis

XV. Jahrhunderts auf den Zuschauer machten, in die Elemente zerlegt, aus denen er sich zusammensetzte. Als Einteilungspunkt dient eine Scheidung in erste Eindrücke und in zweite. Die ersten umfassen alles, was dem Publikum rein äußerlich entgegentritt, sobald das Stück begonnen hat, wie das Kostüm der Schauspieler; ob ein einzelner auf der Bühne sichtbar ist oder eine Gruppe; ob gesprochen oder gesungen wird u. s. w. Unter den „zweiten Eindrücken" begreift Heinzel alles, was den „geistigen Prozeß im Publikum" ausmacht, „der das volle Verständnis des Dargestellten und den entsprechenden ästhetischen Genuß zur Folge hat." „Durch diesen zweiten Prozeß werden die ersten Eindrücke erst verständlich. Während beim ersten Eindruck das Publikum z. B. eine redende Versammlung von Schauspielern in gewisser Gruppierung wahrgenommen hatte, erkennt es beim zweiten, daß dies ein Verhör ist, und zwar das Verhör Christi vor Pilatus, das in seiner Lebensgeschichte eine bestimmte Bedeutung hat." Jede dieser beiden Gruppen zerfällt wieder in vier Untergruppen, in denen die Eindrücke geschieden sind, je nachdem sie auf der Qualität, Quantität, der Ordnung und Einteilung, oder auf der ästhetischen Wirkung beruhen. Durch diese originelle und wohlüberlegte Einteilung hat Heinzel hier geleistet, was Scherer einmal gefordert hatte: für die Beschreibung poetischer Kunstwerke einen Kanon zu finden, „in dessen Fachwerk alles, was wir an ihnen zu beobachten vermögen, so vollständig aufgenommen würde wie die Eigenschaften der natürlichen Organismen in die Systematik."

Die letzte große Arbeit Heinzels ist die mit Detter veranstaltete Ausgabe der „Edda" (1903), deren erster Band den Text enthält, während der zweite, weitaus umfangreichere, [den Kommentar bringt, mit einer Fülle von Anmerkungen, die zum Teile den Zweck verfolgen, den engen Zusammenhang der eddischen Poesie mit der skaldischen aufzuzeigen, zum Teil eine beträchtliche Anzahl schwieriger oder für verderbt gehaltener Stellen mit Hilfe einer umfassenden Belesenheit zu erklären und zu rechtfertigen. Neben diesen Werken, die meist selbständig oder in den Schriften der Wiener Akademie erschienen sind, hat Heinzel zahlreiche kleinere Aufsätze geschrieben; auch die Form der wissenschaftlichen Rezensionen hat er in früheren Jahren gerne benutzt, um seine prinzipiellen Anschauungen über wichtige Fragen der altdeutschen Philologie kundzugeben.

* * *

Heinzels Arbeiten behandeln Denkmäler vom Süden bis zum äußersten Norden, aus der Zeit vom VIII. bis zum XV. Jahrhundert; sie zeigen ihn vertraut mit sämtlichen alten und neuen germanischen Sprachen, sowie mit dem Französischen in allen seinen Perioden. Italienisch war ihm geläufig wie seine Muttersprache. Außerdem hat er die beiden klassischen Sprachen genau gekannt und war im Sanskrit sowie in den wichtigeren slawischen Sprachen so bewandert, daß er die Texte ohne Schwierigkeit zu lesen vermochte. Er kannte aber auch die Literaturen all dieser Zeiten und Sprachen, er hatte ihre bedeutenderen Denkmäler gelesen, er war über

die Fragen, die sie dem Fachgelehrten stellten, gut unterrichtet und er betrachtete sie mit einem Urteil, das beides war, historisch und ästhetisch. Das erhob sein großes Wissen über die bloße Sprachkenntnis hinaus zum Range einer Gelehrsamkeit, in der er unter den lebenden deutschen Philologen nicht seinesgleichen hatte. Dank einem treuen Gedächtnis stand ihm diese Gelehrsamkeit stets willig zur Verfügung. An einem der Sonntage, die er seinen Schülern stets offen zu halten pflegte, sprach er mit dem einen über den Namen, mit dem die Germanen sich einst wohl selbst bezeichnet haben mochten (denn der Name „Germane" ist ihnen von ihren keltischen Nachbarn gegeben), mit dem andern über die Einflüsse, die die deutsche Romantik auf Šafařík und Kollár ausgeübt hatte, mit dem dritten über den Siegfriedsmythus und über die Deutung einiger dunklen skaldischen Strophen, mit zwei anderen über die eben erschienene Ausgabe eines altfranzösischen Romans und über die lateinische Theologie des XII. Jahrhunderts. Und jeder der Besucher schöpfte aus seinen Worten wirkliche Belehrung, indem er auf eine selbst dem Spezialforscher entgangene Einzelheit hinwies oder dessen Beobachtungen durch Parallelen aus anderen Literaturen stützte oder aus seinem allgemeineren Wissen heraus auf unberücksichtigte Möglichkeiten hinwies; oder mit seiner skeptischen Kritik den Sprung in einer für lückenlos gehaltenen Argumentation bloßlegte. So ging jeder mit einem Gewinn von dannen. Und dabei hatte er eine feine Art seine Schätze auszuteilen, als ein Gastgeschenk eines Gleichstehenden, nicht als das Almosen des Reichen.

Diese Vielseitigkeit seines Wissens tritt in seinen Arbeiten, besonders in denen der späteren Zeit, fast auf jedem Blatte zutage. Sie unterscheidet sie schon in äußerlich leicht erkennbarer Weise von den meisten stofflich verwandten Arbeiten. Und doch hat Heinzel die Gelehrsamkeit kaum je als etwas anderes betrachtet denn als blosses Handwerkzeug, dessen man bedarf, das aber niemals Selbstzweck werden soll. So zeigen denn auch mehr als das Werkzeug, das er sich allerdings auch im Laufe vieler Jahre mühevoll gefertigt hatte, Technik und Zweck seiner Verwendung die Eigenart des Gelehrten und Menschen.

Die großen deutschen Philologen des vorigen Jahrhunderts waren vorwiegend einfache Naturen. Begabung, Neigung und Arbeit, Leben und Schriften, bilden bei ihnen eine feste Einheit, so daß sich aller Reichtum ihrer Leistungen, dank ihrer Einfachheit, in knappen Worten charakterisieren ließe. Heinzel hingegen besaß eine äußerst komplizierte Natur. Ein lebhaftes, ja ungestümes Temperament — und in den Schriften von einer fast starren Ruhe; ein feines ästhetisches Empfinden — das sich fast nie zu einem ausgesprochenen Urteil verdichtete. Hingabe an die Wissenschaft, der er den größeren Teil seines Lebens gewidmet hatte, und Geringschätzung für den, der sich durch die Bücher den Ausblick auf die Welt benehmen ließ oder gar ihr Sklave wurde. Rastlos tätig, um sich von dem geistigen Leben des mittelalterlichen Europa ein volles Bild zu gewinnen, und zusammenfassender Darstellung durchaus abgeneigt. Für die feinsinnige Interpretation der altdeutschen Dichtungen veranlagt und ausgerüstet wie seit Benecke vielleicht kein anderer, und seit den

jugendlichen Anfängen im Heinrich von Melk als Schriftsteller stets anderen Aufgaben zugewandt. Voll innerer Begeisterung für jede Äußerung der Kunst — und nüchtern, kühl und skeptisch in seinen Arbeiten.

Einen hervorstechenden Zug dieser Arbeiten bildet die Neigung zum Individuellen. Die Regeln mußte man kennen und er hat die Tätigkeit der großen Gesetzfinder in unserer Wissenschaft stets sehr hoch geschätzt. Aber ihm selbst war alles Gesetzmäßige nur ein uninteressantes Mittel für die interessante Aufgabe, die Ausnahmen zu erkennen und zu beurteilen. Diese Neigung zum Individuellen führt schon den jungen Mann zu Dichtern wie Heinrich von Melk und Gottfried von Straßburg, bei denen das Beste aus ihrer Begabung und ihrem Temperament fließt, nicht aus der Tradition; sie betätigt sich später, indem er Wolframs „Parzival" zum Mittelpunkt ausgedehnter Studien macht; sie zeigt sich sogar in seinen grammatischen Arbeiten, wenn es ihn lockt, zu ermitteln, wie mannigfache Spielarten von Kanzleisprachen sich auf einem kleinen Gebiet herausgebildet haben; oder wenn er die nordischen Endsilben untersucht, deren scheinbar eigenmächtige Entwicklung ihn mehr anzieht als das leichter zu fassende Verhalten ihrer behäbigen Stammgenossen. Oder das Individuelle liegt im Problem selbst, wie in den Untersuchungen über den Wiener Notker, wo die Bearbeitung eines alemannischen Originals durch die Hand eines bayrischen Schreibers zu charakterisieren war. Oder er wandte sich Aufgaben zu, wo ein individuelles Problem auch eine individuelle Methode erfordert, wie in den Schriften über deutsche und nordische Sage. Denn jede Sage ist unter einer besonderen Konstellation mythischer und historischer Verhältnisse geboren, auf jede haben verschiedene Länder und Zeiten in verschiedener Weise eingewirkt, bei keiner zeigt der Anteil, den mündliche und schriftliche Überlieferung genommen haben, dieselbe Mischung wie bei einer anderen. So hat jede Sage ihr eigenes Leben und Schicksal und wer beides erforschen will, wird nur wenige allgemeine methodische Grundsätze nötig haben, aber er muß der Sage überall hin folgen können durch Zeit und Raum.

Zu dieser Neigung für das Individuelle der Aufgaben und Forschungsweisen gesellt sich bei Heinzel eine stetig wachsende Abneigung gegen das Individuelle der Darstellung. Im „Heinrich von Melk", in dem Aufsatz über Gottfried hat er gezeigt, daß er die Kunst literarischer Charakteristik in hohem Grade besaß. Aber er hat von dieser Begabung später nicht wieder Gebrauch gemacht. Die Wirkung, die ein Dichter, und erst ein mittelalterlicher, auf verschiedene Menschen hervorruft, wird sehr verschieden sein, je nach dem Temperament, der ästhetischen Feinfühligkeit, und auch je nach dem Umfang der historischen und sprachlichen Kenntnisse. Wer eine Charakteristik wagt, wird also leicht in die Versuchung kommen, Menschen nach seinem eigenen Bilde zu formen. Dieser Gefahr ist Heinzel aus dem Wege gegangen, indem er sich bestrebte, das Material möglichst für sich selbst reden zu lassen. Deshalb zerlegt er die isländischen Sagas und die deutschen Schauspiele in ihre einzelnen Elemente, ohne die wichtigen von den unwichtigen Zügen zu sondern:

denn darin läge ja bereits ein vielleicht individuelles Geschmacksurteil. So wie der Botaniker nicht allein Duft und Farbe einer Blüte beschreibt, sondern auch all ihre übrigen Merkmale, so sollten ganz objektiv alle Eigenschaften jener literarischen Denkmäler verzeichnet werden. Das Individuelle zu erfassen stand auch hier sicherlich in der Absicht Heinzels; nur mußte diese Aufgabe der Zukunft überlassen bleiben, bis die Dichtungsgattungen anderer Zeiten in ähnlicher Weise beschrieben wären. Hätte man aber erst eine Beschreibung des modernen Dramas, so würde man sie Punkt für Punkt gegen die andere zu halten haben, und das Unterscheidende müßte sich dann von selbst ergeben. Indem man diese allerdings nirgends ausgesprochenen, aber aus der Beschreibung leicht zu entnehmenden Absichten Heinzels nicht erkannte und nach Resultaten und Charakteristiken suchte, die nach Heinzel einer fernen Zukunft vorbehalten bleiben mußten, hat man beide Arbeiten unter einem ganz falschen Gesichtspunkt beurteilt. Heinzel hatte einen Probeartikel für ein Wörterbuch geschrieben, und manche Kritiker machten ihm den Vorwurf, sein Wörterbuch sei nicht vollständig. Es war ein weiter Weg von den Anfängen bis zu dieser Methode. Die Schrift über den Stil der altgermanischen Poesie, in der mit kühnem Griff ein paar für den Modernen auffällige Stilmittel herausgegriffen und mit indischen Parallelen in Vergleich gesetzt sind, zeigt gerade das Verfahren, das Heinzel später als zu unsicher verwarf.

Die meisten Gelehrten lassen sich in Momenten der Erregung in die Seele blicken. Als das deutsche Wörterbuch gehässige Angriffe erfuhr, da klagte Jakob Grimm über die Spinnen, die ihm auf die Kräuter seines Wortgartens gekrochen seien; Lachmann erblickte in leichtfertiger Arbeit eine Unsittlichkeit des Charakters; Müllenhoff wehrte Angriffe auf die Echtheit der „Edda“ mit eifervoll-heidnischem Zorne ab; Scherer belächelte die Blößen seiner Gegner mit feiner Bosheit. Und wir gewahren, wie bei der Arbeit des einen das Gemüt mit dabei ist, wie sie dem anderen als kategorischer Imperativ gilt; wir sehen eine schwere Natur, die in gewissen Zweifeln einen Frevel am Heiligsten erblickt, oder einen geistreichen Weltmann, der auch im Ernst ein heiteres Gleichmaß zu bewahren strebt. In Heinzels Schriften dagegen kommt das Persönliche niemals zum Vorschein. Das Medium, durch das das Licht der Wahrheit hindurch muß, sollte unsichtbar bleiben. So liegt das Charakteristische seiner Darstellung in der gewollten Unpersönlichkeit.

Auch in die kleinen Elemente seines Stils läßt sich dieses Bestreben verfolgen. In den ersten Arbeiten noch bemüht, für die Gedanken eine schöne Fassung zu finden, hat Heinzel später so knapp und sachlich geschrieben, als es der Stoff nur überhaupt zuließ. Es erschien ihm unpassend, wenn gelehrte Schriftsteller auf Überredung durch Künste des Stils aus waren. Er strebte durch die Tatsachen zu überzeugen. Wo ihm das unmöglich schien, da hat er mit den „könnte“ und „vielleicht“ nicht zurückgehalten. Die „selbstverständlich“ dagegen, mit denen sich Gelehrte leicht über die Schwäche eines Arguments hinwegtäuschen, dürften in seinen Schriften kaum zu finden sein. Wenn er also gegen Stilkünste eine große

Abneigung hatte, so war er doch auf die Reinheit des Stils auch später stets bedacht. In entsprechendem Gewande vor dem Publikum zu erscheinen, hielt er für eine Pflicht. Und da er wußte, wie schwer die deutsche Schriftsprache im Laufe der Jahrhunderte errungen wurde, wollte er sie nicht durch das Vordrängen landschaftlicher Eigenart gefährdet sehen. Dialektizismen oder Kanzleiausdrücke fanden in ihm einen strengen Richter. Auch seine Rede hielt sich von allem Auffälligen frei und entsprach etwa dem feinen Konversationston des Burgtheaters.

So wie Heinzel das Persönliche aus seinen Schriften verbannte, so war er auch darauf aus, sich in der Betrachtung der alten Denkmäler nicht vom modernen Gefühl leiten oder beeinflussen zu lassen. Dieser Zug geht durch alle seine Arbeiten und äußert sich auf den verschiedensten Gebieten. Die Bedeutung des einzelnen Wortes, ein syntaktisches Phänomen, ein scheinbarer oder wirklicher Widerspruch in einer Dichtung, eine äußerst befremdliche Art der Erzählung, oder ein Zug, der unsere ästhetische Freude stört: all dies betrachtete er unter der Voraussetzung, daß eine Verschiedenheit vom modernen Gebrauch oder Empfinden eher zu erwarten sei als die Übereinstimmung und er strengte Kraft und Wissen auf das äußerste an, um das Fremdartige historisch zu erklären und vor gutgemeinten operativen Eingriffen zu sichern. Manche Philologen danken dem Instinkt und dem ersten Eindruck ihre schönsten Erfolge. Heinzel hat dadurch, daß er beiden mißtraute, eine Reihe von Beobachtungen gemacht, die ebenso überraschend wie bedeutungsvoll waren, indem sie der auf das Zerlegen einheitlich-überlieferter Dichtungen ausgehenden Kritik manche Argumente entzogen, die bis dahin für unanfechtbar gegolten hatten. Wie schwere Kämpfe er in seinem Innern bestand, bis er in höherem Alter aus seinen Wahrnehmungen die Konsequenzen zog und als unsicher verwarf, was bis dahin eine seiner festesten Überzeugungen gewesen war, das konnte freilich niemand ahnen, der die nüchternen Worte las, mit denen er seine Abkehr begründete, und den Mann nicht kannte, der sie geschrieben. Der Enthusiasmus der anderen fühlte sich schwer gekränkt, weil sie nicht wußten, welcher Enthusiasmus für die Wahrheit ihm seine kühlen Erwägungen abgerungen hatte. Wenn er selbst oder andere eine Beobachtung gemacht hatten, die ihm richtig schien, dann zog er daraus alle Konsequenzen bis zum Äußersten. Das Fundament frisch zu tünchen, daß es für den flüchtigen Beschauer noch festgefügt scheine, oder mit eigensinnigem Trotz zu warten, bis das ganze Gebäude zusammenstürze, war nicht seine Art. Er hat unermüdlich geprüft, Schadhaftes gebessert, Unbrauchbares entfernt und Neues an die Stelle gesetzt. Über dieser Tätigkeit ist er jung geblieben bis an sein Ende.

Heinzels Mißtrauen gegen den Instinkt führte ihn auch dazu, die alten Texte, wie die „Edda", konservativ zu behandeln. Gewiß ist er darin sehr weit gegangen: er wird wohl um ebensoviel zu konservativ gewesen sein, um das andere zu radikal waren. Nur war bei ihm die Resignation weder eine Folge philologischen Unvermögens, noch Ausdruck eines glaubenslosen Nihilismus, sondern ein nach viel

Überlegung und nach enttäuschenden inneren Erlebnissen gewonnenes stilles Bescheiden. Er wollte nichts Halbes. Wann man in einem schlecht überlieferten Text zu bessern hat, wann man sich bei dem, was die Handschrift bietet, beruhigen darf, ist oft Sache des philologischen Taktes. Heinzel aber wollte auf etwas Subjektives wie den Takt eine Ausgabe nicht gründen. Darum begnügte er sich mit dem engsten Anschluß an die Handschrift, weil ihn seine Belesenheit gelehrt hatte, wieviel Willkür mit einer genial-souveränen Kritik verbunden ist.

Ein Ausfluß derselben Vorsicht ist es, daß das Bestreben, etwaige Fehlerquellen zu vermeiden und dafür die Erkenntnisquellen in allem nur erreichbaren Ausmaße auszuschöpfen, in seinen Arbeiten ganz besonders auffällig hervortritt. Oft verlockt das Bedürfnis, aus der Unordnung und Lückenhaftigkeit der überlieferten Nachrichten zu der Erkenntnis des einstigen Zusammenhanges vorzudringen, den Philologen dazu, eine Verbindung anzunehmen, wo in Wirklichkeit nur ein zufälliges Zusammentreffen besteht. Deshalb war Heinzel bestrebt, sich von noch so grellen Übereinstimmungen den Blick nicht blenden zu lassen. So verfolgte er eine Gleichheit der Lebensschicksale, der Berufsstellung, der Namen bei nachweislicher Verschiedenheit der betreffenden Personen mit großem Interesse, um das Spiel des Zufalls abschätzen zu lernen. Ebenso hat er sich nie für berechtigt gehalten, Schlüsse zu ziehen, bevor er das Material nicht ganz in seine Hände gebracht hatte. Bevor er an die Charakteristik Heinrichs ging, studierte er die Geschichte der theologischen Kämpfe des XII. Jahrhunderts, die in seinen Dichtungen einen Widerhall gefunden haben; und das Bild Gottfrieds entwarf er erst, nachdem er das Verhältnis des „Tristan" zu seinen Quellen eingehend untersucht hatte. Und so sehen wir ihn für seine sagenwissenschaftlichen Arbeiten die römische, gotische, fränkische Geschichte studieren, oder wie in der Walther-Sage, die bis dahin wenig beachteten polnischen Fassungen eingehend würdigen, oder seine Untersuchungen mit sorgfältigen Einzelinterpretationen der ältesten und dunkelsten Denkmäler beginnen. Deshalb hat er sich auch mit Vorliebe der Behandlung einzelner, räumlich oder zeitlich enger begrenzter Probleme zugewendet, weil nur so Vollständigkeit des Induktionsmaterials zu erreichen ist. Die einzige bezeichnende Ausnahme bildet wieder jene Schrift über den Stil der germanischen Poesie, zugleich eine Ausnahme, die zeigt, daß er die Fähigkeit, das Charakteristische aus dem Wirrwar unzähliger Details herauszugreifen, reichlich besaß, so daß es nur theoretische Erwägungen waren, die ihn abhielten, sie öfter zu verwerten.

Das Material vollständig zu sammeln, war ihm keine Mühe zu groß. Auch wo seine Resultate Widerspruch erfuhren oder sich als unrichtig erwiesen haben, lag der Grund nie in mangelnder Kenntnis. Bevor er an eine Arbeit ging, eignete er sich das gesamte Wissen an, das man bis dahin auf den betreffenden Gebieten hatte. Und ebenso war ihm auch keine Arbeit zu gering: die hochmütige Unterscheidung von materialschleppenden Kärrnern und bauenden Königen hat seinen stets auf die Sache gerichteten Sinn niemals verwirrt.

Bewußt trachtete er danach, die Tätigkeit der Phantasie auf ein Minimum zu beschränken; sie war ihm nur ein allerletztes Hilfsmittel, wenn alles andere versagte; dann allerdings ließ er ihr freien Lauf, und manche kühne Kombination, besonders in seinen Schriften über die Sagen, zeigt, wie sehr sein Herz ihr zugetan war, wenn der Verstand seine Arbeit getan hatte. Aber große Gesetze zu formulieren, in der Erwartung, daß eine Reihe einstweilen unüberwindlicher Ausnahmen sich später beseitigen lassen würde, war nicht seine Natur. Er zog es vor, eine Anzahl kleinerer Schritte zu tun oder einen Umweg zu machen, anstatt den unsicheren Sprung über den Abgrund zu wagen: nicht weil er für sich selbst fürchtete; aber weil er nicht gefährden wollte, was er in seine Pflege genommen hatte.

Überblickt man die Kunstwerke des Mittelalters, denen seine Arbeiten besonders gewidmet waren, so zeigt sich in der Wahl Heinzels Sinn für das Echte. Die isländische Saga, der „Beowulf", die „Edda", die Epen Wolframs und Gottfrieds: ihnen allen ist das Eine gemeinsam, daß der dichterische Gehalt durch eine, lange Zeit dauernde, vornehme Kunstübung eine Form des Ausdrucks erlangt hat, die ihm vollkommen adäquat ist. Wo die strenge Form fehlte — wie beim Volkslied — oder wo sie sich abseits von dem Stoff entwickelt hatte und ihm nur äußerlich umgeworfen wurde — wie beim „Heliand" — oder durch spätere Einflüsse stark verfälscht erscheint — wie beim mittelhochdeutschen Volksepos —: da zeigte Heinzel zwar die Achtung, die der Philologe für literarisches Streben überhaupt empfindet, aber es fehlte ihm die Liebe, die alle Mühsal des Forschens willig auf sich nimmt.

* * *

Die ausgebreitete Gelehrsamkeit und die Kontrolle über die natürlichen Empfindungen, zu der Heinzel seinen scharfen Verstand frühzeitig erzogen hatte, haben der unmittelbaren Wirkung seiner Arbeiten öfter Eintrag getan, nicht bloß äußerlich, sondern auch in den Resultaten. Ausgebreitete Gelehrsamkeit macht leicht befangen, weil sie der Erklärung allzuviele Möglichkeiten eröffnet; und der scharfe Verstand ist ein Feind des natürlichen Instinkts, der so oft ein Prophet der großen Wahrheiten ist. Die schönsten Gewinne aber brachten ihm beide, vereint mit seiner menschlichen Persönlichkeit, in seinem Wirken als akademischer Lehrer.

Alle seine systematischen Vorlesungen waren in erster Linie klar und sachlich. Dem entsprach die Art des Vortrages, die von Pathos vollkommen frei war und auf keine andere Wirkung ausging als die, die sich aus den mitgeteilten Tatsachen bei dem verständigen Zuhörer von selbst einstellen mußte. Schönheitsmittel zur Täuschung der Kurzsichtigen wendete er niemals an. Alle Schönheit lag in dem klaren Aufbau des Ganzen, aller Reichtum in der Fülle von Tatsachen, alle Arbeit war darauf gerichtet, dem Hörer das Gesicherte vollständig zu bieten, und von dem Unsicheren das Wahrscheinlichste. Mochte man sich im Anfang durch die kühlnüchterne Art seiner Darstellung befremdet fühlen, so erkannte man bald, wie groß der Enthusiasmus sein mußte, der tagtäglich für den Vortrag einer kurzen

Stunde so viel Arbeitskraft, so viel Überlegung in Bewegung setzte. Man bewunderte das Pflichtgefühl des Mannes, der gegen seine inneren Neigungen, die ihn immer mehr zu einzelnen Problemen zogen, als Lehrer die Erträge der gesamten Arbeit auf vielen Gebieten in vollendeter Weise zusammenfaßte. Man bewunderte, wie seiner Aufmerksamkeit auch der kleinste Fortschritt nicht entging, und bewunderte die Objektivität, mit der er den verschiedenen Richtungen und Schulen gerecht wurde. Er verwertete die Ergebnisse so unparteiisch, wie wenn alle Bücher anonym erschienen wären. Auch ein ausdrückliches Wort des Lobes oder Tadels verstattete er sich nur selten: kam der Name eines Gelehrten häufig vor, dann lag darin der unbewußte Ausdruck seines günstigen Urteils. So wirkten seine systematischen Kollegien nicht nur in gelehrtem Sinne, sondern darüber hinaus auch in menschlichem erzieherisch, indem sie ein sich stets erneuendes Beispiel von Ernst und Pflichttreue, Wahrheitsliebe und Sachlichkeit gaben.

Die ganze Ästhetik seiner feinen Natur kam zutage, wenn er die besten Kunstwerke des germanischen Mittelalters erläuterte. Alles war edel: die schlanke Gestalt mit ihrer leicht vorgebeugten Haltung, die Art, wie die Worte des Dichters zierlich geformt, vom Rhythmus getragen aus seinem Munde flossen, die treue Wiedergabe in moderner Sprache, die doch so behutsam war, die Stimmung des Kunstwerkes nicht zu verderben. Und dann folgten die Erläuterungen, streng sachlich, keine Schwierigkeit umgehend, viele mit großer Gelehrsamkeit lösend, und dabei niemals Selbstzweck, alles nur der Dichtung dienend, damit deren Schönheit um so klarer leuchte. Man sah die Wissenschaft wie sie der Kunst huldigte. Vielleicht am schönsten waren seine Interpretationen zur mittelhochdeutschen Lyrik und zur höfischen Epik. Denn da kam, ihm selbst unbewußt, seine Persönlichkeit am meisten zum Vorschein. Wenn er mit Wärme und aus lebendiger Sachkenntnis heraus einen Ausdruck erläuterte, der sich auf die Fechtkunst, auf die Vorzüge oder Fehler eines Reitpferdes, auf die Jagd oder auf die Segelfahrt bezog, dann erkannte man, daß er selbst ritterschefte vol war. Und wenn er hervorhob, daß das lachen vornehmer Damen ein „Lächeln", und ihr rascher Gang ein Zeichen ungewöhnlicher Erregung sei, wenn er zeigte, wie vielfache Gesetze die Gesellschaft des XIII. Jahrhunderts sich in ihrem Streben nach Verfeinerung des Lebens auferlegt hatte, da sah man, daß er Anmut edler Frauen, ritterliche Künste und den Wert schöner Formen nicht nur aus den alten Büchern kannte. Die Tugend der mâze, Selbstbeherrschung und Abgetöntheit, die das Ideal des Artuskreises gebildet haben, hat er in seinem Leben verwirklicht.

Im Seminar zeigte Heinzel gegenüber den Studenten reservierte Höflichkeit. Er sah in ihnen stets die Lernenden, und wenn er von seinem Übergewicht Gebrauch machen mußte, um Irrtümer zu berichtigen, so geschah es aus einem großmütigen Empfinden heraus in fast schüchterner Weise. Nur wenn einer der Teilnehmer nichtssagende Parallelen häufte oder statt solider Kenntnisse Phrasen brachte, konnte man wahrnehmen, wie sein Unwille sich regte und die Zurückhaltung zur

eisigen Kälte wurde. Das wirkte auf den Betreffenden mehr als Worte des Hohns oder des Zorns, und so blieb sein Seminar stets auf der Höhe der Aufgabe. Es war die Stätte, wo man Methode und Kritik lernen konnte und erfuhr, von wie viel Seiten her ein Kunstwerk betrachtet und beleuchtet werden kann. Eine Gehschule für Kinder war es nie.

* * *

Moritz Haupt hat in seiner sarkastischen Weise einmal geäußert: „Die meisten Gelehrten wissen nur das, was sie schreiben; viele schreiben mehr als sie wissen; und nur ganz wenige wissen mehr als sie schreiben.“ Zu diesen ganz wenigen gehörte Heinzel. Was er in Schriften und Worten gelehrt hat, ist nur ein Teil seiner Lebensarbeit, und vielleicht der kleinere. Der andere ruht in den Sammlungen, die sich über die Gebiete der germanischen Philologie nach manchen Richtungen hinaus erstrecken und an Reichhaltigkeit vielleicht nur mit denen Jakob Grimms zu vergleichen sind. Mit besonderer Liebe hat Heinzel zur altdeutschen Syntax und zur germanischen Altertumskunde, zum Nordischen und zur Poetik gesammelt. Vieles davon würde sich ohne große Schwierigkeit in zwangloser Form veröffentlichen lassen. Ein solches Verfahren entspräche jedoch kaum den Absichten Heinzels, der nie ein Buch hinausgegeben hat, das nicht auf dem sicheren Grunde von Vorarbeiten ruhte, die er ausschließlich für das besondere Thema angestellt hatte. Aber indem er von jeher seinen Schülern die von ihm gesammelten Schätze zur Verfügung stellte, hat er selbst darauf hingewiesen, wie er sich ihre Verwertung dachte. So werden sie denn allmählich ans Licht treten, indem sie dem weiten Kreis der Fachgenossen das Gedächtnis seines Namens durch neue Früchte seiner Arbeit lebendig erhalten und seine Schüler an die Zeiten gemahnen, wo er mit eigener Hand ihnen die Blätter reichte, wenn sie mit Zweifel oder Frage zu ihm kamen.

* * *

Das Gefühl der Verehrung, das Heinzel bei allen, die ihn kannten, geweckt hat, galt nicht nur dem Ernst seiner Arbeit, sondern auch der Reinheit seines Charakters. Im Innersten eine leidenschaftliche Natur, hat er sich strenge beherrscht; fein und sensibel veranlagt, hat er es vermocht, persönliche Sympathien und Antipathien zum Schweigen zu bringen, wo sachliche Beweggründe zu reden hatten. Eitelkeit war ihm fremd; ja, ich glaube, selbst Freude über die von ihm gefundenen Resultate kannte er nicht. Für ihren Erfolg gar agitatorisch zu wirken, seine Ideen anderen aufzudrängen — das verschmähte er. Er sagte, was er zu sagen hatte und überließ es den Fachgenossen, es anzunehmen oder zu verwerfen: war es richtig, so würde es sich später einmal doch bewähren, wenn nicht, so lag nichts daran, wenn es unbeachtet blieb oder abgelehnt wurde. Religiösen, politischen, nationalen Ideen stand er mit derselben Objektivität gegenüber, mit der er die Menschen und seine eigenen Arbeiten betrachtete. Auch hatte er für das Ephemere in allen Äußerungen

des Lebens nicht das geringste Interesse, denn er gehörte nicht zu denen, die alle Ereignisse für besonders bedeutungsvoll halten, bei denen sie zufällig als Zuschauer figurieren. Bei aller männlichen Herbheit seines Wesens besaß er den Takt einer Frau; in ruhigen Zeiten verschlossen, zeigte er bei freudigen oder traurigen Anlässen seinen Freunden mit einem Blick, einem Wort, wie viel Güte und Liebe in ihm war.

Er hat nie einen Schritt getan, den er nicht zuvor mit voller Ruhe überlegt hatte. War sein Entschluß aber einmal gefaßt, dann führte er ihn mit Ernst und Mut aus. So war er in der Wissenschaft, so im Leben und beim Sterben. Als das Alter ihn mit dem Verlust der Augen bedrohte, der Führer, die ihn wie im Fluge durch so viele Zeiten und Länder geleitet hatten, da machte er rasch ein Ende, zu stolz sich mit einem Viertelsdasein zu begnügen. Er hat es an den alten Römern geschätzt, daß sie zu sterben wußten. Wie alles, was er sagte, war auch dies ein Ausdruck seiner vollen Überzeugung. Die ihm nahe standen verstehen und ehren diese letzte Äußerung eines Charakters, dem sie für ihr ganzes Leben bestimmende Eindrücke verdanken.

Der fahrende Grieche.*

Von J. L. Windholz.

(Schluß.)

Kaum war Maso nach dem Abendessen vom Weine berauscht eingeschlafen, so begab Tessa sich mit Leonzio in eine nach rückwärts gelegene Kammer, und da dieser ein verwegener Mensch und dort, wo es sich um eine Tat handelte, auch kein Freund von vielen und überflüssigen Worten war, so fielen sie alsbald wie die wilden Tiere übereinander her. Dieses begab sich nun jeden Abend und die ausschweifende Lasterhaftigkeit des vielgewanderten Griechen bewirkte, daß Frau Tessa, welche bis jetzt nur die sanften und unschuldigen Umarmungen des unerfahrenen Filippo gekannt hatte, in kurzer Zeit ihres eigenen Willens beraubt war und sich ihm in allem und jedem gehorsam und unterwürfig erwies. Als Leonzio dieses gewahr wurde, beschloß er es ungesäumt für sich zu nutzen. Er hätte nämlich aus zwei Gründen schon längst gern seinem Aufenthalt in unserer Stadt ein Ende gemacht, denn erstens fürchtete er, daß seine Unwissenheit in den Wissenschaften über kurz oder lang doch an den Tag kommen würde, und zweitens sah er, daß bei dem geringen Reichtum des Bocaccio und dem Mangel anderer und vornehmer Schüler es ihm unmöglich wäre, mehr an Gütern zu gewinnen, als er gerade für seinen Unterhalt benötigte. Seine Absicht war es, nach Byzanz zurückzukehren, und ohne jede Mühe gelang es ihm, die willenlose Tessa für seinen Plan zu gewinnen, ihrem Manne davonzulaufen und mit ihm zu gehen. Da es ihnen jedoch an den notwendigsten Mitteln fehlte, um ihren Plan auszuführen, so mußte Tessa trachten, bei ihrem Manne alles, wessen sie irgend an Geld oder Kostbarkeiten habhaft werden konnte, auf die Seite

* Seite 217, Zeile 20 und 38 lies statt Marsiglio Marsigli. Gemeint ist Luigi de' Marsigli, der gelehrte Augustiner von San Spirito.

zu bringen. Dieses vollführte sie auch getreulich und bestahl den vertrauensseligen Maso auf allen Seiten, so daß Leonzio gar bald ein rundes Sümmchen beisammen hatte. Da nun alles so im besten Gange war, fanden die beiden Liebenden, wenn anders es nicht lästerlich erschiene dieses ungleiche Gespann also zu bezeichnen, es an der Zeit, ihre Flucht ins Werk zu setzen, und sie hatten bereits den Tag hiefür bestimmt und alle Vorkehrungen dazu getroffen. Und die Ausführung ihres Planes wäre ihnen auch vortrefflich und ohne Hindernis gelungen, wenn nicht das unerwartetste und unerfreulichste Ereignis, vor welchem einen jeden von uns in ähnlicher Lage die Götter bewahren mögen, diesen beiden dazwischen gekommen wäre.

Filippo nämlich war, nachdem ihn Maso aus dem Hause gejagt hatte, trotzdem in Florenz geblieben, denn das Feuer der Liebe loderte mächtig in dem armen Jungen, und da er nicht wußte, daß es gerade Tessa gewesen war, welche seinen Herrn gegen ihn aufgehetzt hatte, so vermochte er sich das sonderbare Wesen seiner Geliebten nicht zu erklären und glaubte nicht anders, als daß Maso doch Wind von dem Verhältnisse bekommen und ihn deshalb entfernt hätte, und daß Tessa sich in gleicher Weise in Sehnsucht nach ihm verzehre. Nachdem er daher bei einem anderen Meister Arbeit gefunden hatte, schlich er tagaus, tagein in seinen freien Stunden um das Haus des Maso herum in der trügerischen Hoffnung, doch seine Geliebte sprechen zu können oder wenigstens eine Botschaft oder Nachricht von ihr zu erhalten, bis es ihm eines Abends endlich gelang, unbemerkt der alten Magd habhaft zu werden. Diese Peronella war dem Filippo immer wohlgesinnt gewesen, und wie sie deshalb aus seinen ungestümen und heftigen Fragen ersah, daß seine hitzige Liebe zu Tessa unverändert geblieben wäre, so vermochte sie es nicht, ihn durch die Mitteilung der Wahrheit zu betrüben, sondern stand ihm nur in halben und zurückhaltenden Worten Rede. Da er jedoch nicht abließ, immer stürmischer und verzweifelter in sie zu dringen, so rief sie endlich aus: „Ach, du Ärmster der Armen, o du mein Seelchen, wie konntest du dein Herz an dieses falsche und verschlagene Frauenzimmer hängen! Hattest du denn das nichtswürdige Spiel, welches sie mit dir und Maso trieb, nicht bemerkt? Hattest du denn nicht längst gesehen, wie sie und der schmutzige Grieche mit fiebernden Blicken einander fraßen?" Und so erzählte sie ihm die ganze Geschichte dieses neuen Einverständnisses ihrer Herrin in allen Einzelheiten mit Ausnahme des Fluchtplanes, denn diesen hatte die schlaue Tessa vorsichtigerweise niemandem und auch ihr nicht anvertraut. Als Filippo die Unglücksbotschaft hörte, wurde er von der wütendsten Eifersucht ergriffen und er beschloß, an dem lügnerischen und verräterischen Weibe, so viel er nur konnte, Rache zu nehmen und ihr alle Lügen und Verleumdungen um seiner mißachteten Liebe willen nach Möglichkeit heimzuzahlen. Da er wußte, daß der ältliche Maso jeden Morgen am Arno spazieren ging, um seine kalten und morschen Glieder in der belebenden Sonne zu erwärmen, so suchte er ihn gleich am nächsten Tage dort auf und grüßte ihn auf die ehrerbietigste und artigste Weise und blieb vor ihm stehen. Maso jedoch, nachdem er ihn erkannt hatte, anstatt seinen Gruß zu erwidern, schalt ihn heftig und sagte: „Du nichtswürdiger Schlingel! Du wagst es noch, mir unter die Augen zu kommen? Habe ich dich nicht geheißen, diese Stadt und die Republik für immer zu verlassen, damit ich dich nicht dem Gonfaloniere und den Richtern in die Hände gäbe und du die verdiente Strafe erlittest?!" „Gemach, gemach, Herr Maso," entgegnete Filippo, „bedenket Eure Jahre und daß der Zorn Euch

abträglich sein könnte. Seht, Ihr kennt mich von Jugend auf und wisset, daß ich immer ehrlich und ohne Falsch gegen Euch gewesen bin. Den Richtern könnt Ihr mich wohl überliefern, aber es kann nichts anderes dabei herauskommen als Eure Narrheit und meine Schuldlosigkeit, welche so klar und rein ist wie das Licht der Sonne, in welchem Ihr Euch eben wärmt. Denn die, welche mich anklagt, ist einzig Eure Frau und glaubet ja nicht, daß es in Florenz einen Richter gäbe, welcher den Reden dieses falschen und betrügerischen Geschöpfes Vertrauen schenken würde." Da Maso wieder mit Schelten über ihn herfallen wollte, so beruhigte ihn Filippo mit vielen eindringlichen und aufrichtigen Worten, und nachdem er ihn genugsam von seiner eigenen Unschuld überzeugt hatte, berichtete er ihm, wie Tessa dies alles angestiftet habe, um nur umso ungestörter ihre Kurzweil mit dem Griechen treiben zu können. Darüber erzürnte sich Maso gewaltig, und da er den Worten des ehrlichen Filippo jetzt den vollen Glauben beimaß, so wollte er gleich nach Hause laufen und seine Frau zur Rede stellen; und nur mit Mühe gelang es dem Filippo, ihn von diesem törichten Beginnen abzuhalten und ihn zu bewegen, seine Rache auf eine verständigere und ausgiebigere Art zu üben. Dieses verabredeten sie nun miteinander, und während Maso heimging und seinen Groll, so schwer ihm dies auch ankam, verleugnete, kehrte Filippo in den Nachmittagsstunden heimlich in das Haus seines Herrn zurück, wo er sich in einem Verschlage auf dem Boden versteckt hielt.

Als Leonzio zur Abendmahlzeit sich einfand, wurde er von Maso, der inzwischen Zeit und Übung gefunden hatte, Herr seiner Leidenschaft zu werden, mit ganz besonderer und ausgesuchter Höflichkeit und Freundschaft empfangen und begrüßt. Unter munteren Wechselreden verging ihnen mit Tessa die Zeit bei Tische. Maso aber, welcher sein Weib und den Griechen jetzt aufmerksam beobachtete, sah, daß Filippo in allem die Wahrheit gesagt hatte, und er tat deshalb, als ob er schon jetzt das Gähnen nur mit Mühe unterdrücken könnte. Und nachdem Peronella die Speisen abgetragen hatte, begann er sich zu rekeln und zu dehnen und sagte zu Leonzio: „Verzeiht mir, teuerster Freund, die Müde und Mattigkeit. Aber mein Kopf ist wie benommen und ich vermag wirklich nicht zu sagen, ob der starke und würzige Hauch, welchen der Frühling aus der Erde emporsteigen läßt, daran Schuld trägt oder die süße Kraft des jungen Weines, der heuer so vortrefflich geraten ist. Ich will ein wenig ruhen. Erzählet vielleicht unterdessen meiner Frau die prächtige Geschichte vom Sultan von Tunis und seinen fünfzig Weibern, die mir so viel Spaß bereitet hat. Sie ist ja ein verständiges Weib und wird sich nicht minder daran ergötzen." Und damit legte sich Maso auf ein Ruhebettchen, welches sich in demselben Gemache befand, und da Leonzio inzwischen mit der Erzählung begonnen hatte, so warf er noch manches unsinnige und närrische Wort dazwischen und drehte und wälzte sich auf seinem Lager, bis er endlich die richtige Lage gefunden hatte und in tiefen nnd regelmäßigen Zügen zu atmen und zu schnarchen anfing. Wie nun Leonzio und Tessa sahen, daß Maso in einen festen Schlaf verfallen war, umarmten und küßten sie sich viele Male. Hierauf hoben sich beide auf und begaben sich in die Kammer in welcher sie sich gewohnterweise miteinander zu ergötzen pflegten. Der Sicherheit wegen wartete Maso noch eine Weile, worauf er sich erhob und den Filippo aus seinem Verstecke holte; und nachdem sich beide mit tüchtigen Prügeln und Stricken bewaffnet hatten, drangen sie in die Kammer, in welcher sich Leonzio und Tessa befanden. Ohne sich erst auf Vorstellungen oder Wechselreden einzulassen, drang Maso gleich mit den greulichsten

Verwünschungen und Schimpfworten auf die bestürzte Tessa ein, und indem er ihr die Begleitung dazu mit seinem Stocke auf den Leib schrieb, jagte er sie, notdürftig bekleidet wie sie eben war, unter Schlagen und Schimpfen die Treppe hinunter und zum Hause hinaus, worauf er das Tor sorgsam hinter ihr verriegelte und zu Leonzio zurückkehrte. Dieser, welchen der unerwartete Überfall zu jedem Widerstande unfähig gemacht hatte, war inzwischen von Filippo ohne jede Mühe an Händen und Füßen gefesselt worden, und ihr könnt euch wohl denken, verehrte Herren, mit welchem Eifer und Vergnügen der ehrliche Filippo auf den verhaßten und begünstigteren Nebenbuhler losschlug, worin ihm der betrogene Gatte sodann mit nicht geringerer Ausdauer beistand. Nachdem sie den Griechen am ganzen Körper braun und blau gedroschen hatten, zogen sie ihn bis auf die Haut nackt aus und schleppten ihn hinunter in die Vorratskammer, wo sie ihn von oben bis unten mit Honig beschmierten. Da Maso nämlich in dem Gärtchen hinter dem Hause einige Bienenstöcke hielt, so war Filippo auf den glorreichen Einfall geraten, einen ganzen Schwarm über den Unglücklichen zu stülpen. Und nachdem sie dies sorgsam vollführt hatten und sahen, mit welcher Wollust die Bienen den süßen Griechen zerstachen und an ihm klebten, stießen sie ihn bei der rückwärtigen Pforte in die Nacht hinaus.

Dem Leonzio waren unter der gründlichen Arbeit der beiden Betrogenen, des Liebhabers und des Gatten, fast die Sinne vergangen. Die Schmerzen aber, welche ihm die fürchterlichen Stiche und Bisse der Bienen verursachten, machten ihn wieder munter und trotzdem er kein Entrinnen vor dem schrecklichen Schwarme sah, jagte er, so wie er nur vermochte, in der Finsternis herum, bis er sich endlich auf den Feldern vor der Stadt in der Nähe des Mugnone befand. Und da seine Schmerzen unerträglich geworden waren und die Quälgeister noch immer nicht von ihm ließen, so sprang er kurz entschlossen in den Fluß; und dieses war seine Rettung, denn das frische Wasser kühlte seine Wunden und befreite ihn von den Bienen. Nach einiger Zeit fror es ihn jedoch entsetzlich und da er sich kaum mehr auf den Beinen erhalten konnte, so sah er ein, daß er im Wasser umkommen müßte, wenn er noch länger darin verweilte. Zu seinem Glücke befand sich nahe dem Orte, wo er im Mugnone war, eine Hütte, wie sie die Bauern auf den Feldern zu errichten pflegen, um die Tiere während der heißesten Zeit des Tages vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Mit Aufbietung aller Kräfte gelang es ihm, auf das Ufer des Flusses hinaufzukommen, und auf den Händen und Füßen kroch er zu jener Hütte, wo er sich in einen dort befindlichen Haufen dürrer Blätter eingrub und trotz seiner Schmerzen vor Müdigkeit alsbald einschlief. Bei Tagesanbruch erwachte er infolge der Kälte, und da er den Gebrauch seiner Glieder wieder fühlte, so bekleidete er sich notdürftig mit alten Säcken, welche die Bauern in der Hütte vergessen haben mochten, und schlich sich von rückwärts auf versteckten Wegen in das Haus des Bocaccio. Diesem erzählte er, daß ihn Diebe am Abend auf den Feldern vor der Stadt gefunden, nackt ausgeraubt, geschunden und in den Mugnone geworfen hätten, und der gutmütige Herr Giovanni ließ es sich nicht nehmen, den nichtswürdigen Schelm wie seinen eigenen Sohn in allem zu pflegen und zu heilen, so daß er sich in wenigen Tagen von dem unliebsamen Abenteuer vollkommen erholt hatte. Kaum fühlte Leonzio, daß er wie früher bei unverminderten Kräften und gesund war, so machte er sich daran, seine Geliebte zu suchen, und da er Tessa munter und nur in Sorge um ihn bei ihren Angehörigen fand, so verließ er noch in der nächsten Nacht in ihrer Begleitung und ausgerüstet mit dem

Gelde des Maso, welches er im Hause des Bocaccio wohl verwahrt gehalten hatte, heimlich die Stadt, und seit jener Zeit ist weder von Leonzio Pilato noch von Tessa, der Frau des Maso Porcellana, irgend eine Kunde zu uns gekommen. Maso aber verfiel durch die Aufregungen jener Nacht in ein hitziges Fieber von langer Dauer, und als er endlich davon geheilt war und es ihn gelüstete, die rote Tessa wieder im Hause zu haben, so sandte er den Filippo zu ihren Eltern. Auf diese Weise erfuhr er von ihrer Flucht, und da er inzwischen auch den Abgang an seinem Gelde wahrgenommen hatte, so war es ihm klar, daß ihn sein Weib und der Grieche nicht nur betrogen, sondern auch bestohlen hatten. Weil er nun zum Schaden nicht noch den Spott haben wollte, so schwieg er über die Sache, und da die alte Peronella kurze Zeit darnach starb und Filippo sich nach Rom wandte, so wurde nicht weiter darüber gesprochen und niemandem kam es bei, das Verschwinden des Griechen mit dem der Tessa in einen Zusammenhang zu bringen."

Nachdem Poggio seine Erzählung beendigt hatte, verwunderten sich alle Versammelten gar sehr über das Gehörte, da die älteren unter ihnen den Leonzio Pilato gekannt hatten und dieses ihnen doch unbekannt geblieben war, trotzdem es sich förmlich unter ihren Augen abgespielt hatte. Chrysolaros aber wandte sich an die Gesellschaft und sagte: „Wahrlich, ich verwundere mich nicht mehr über die schlechte Meinung, welche unser junger Freund von den Griechen hat. Wird doch auch sonst unter den Völkern Übles über uns gesprochen. Aber wenn Ihr es höret, teure und edle Herren, bleibt immer eingedenk dessen, daß wir Griechen trotz allem, was man uns sei es mit Recht oder mit Unrecht vorwirft, doch die Söhne und Enkel jener begnadeten Dichter und Philosophen des Altertums sind und bleiben; und wenn Ihr dessen bewußt seid, daß jenes griechische Leben die Mutter des römischen gewesen ist, und der vielen und schweren Unglücksfälle unseres Volkes gedenket, so werdet Ihr auch über uns Griechen von heute glimpflicher und billiger denken und urteilen. Was nun aber den Leonzio Pilato anbetrifft, so fürchte ich fast unserem Poggio einen Schmerz zuzufügen, wenn ich sage, daß jener gar kein Grieche war und daher alles Schimpfliche an ihm nicht uns Griechen zur Last fällt. Da mir nun aber vieles von seinen Lebensschicksalen bekannt ist, so möchte ich es Euch, meine Freunde, zur Ergänzung dessen, was uns Poggio erzählt hat oder was Ihr selbst etwa wisset, mitteilen. Leonzio Pilato stammt, wie mir aus sicherer Quelle bekannt ist, aus Kalabrien, woselbst sein Vater ein Kaufmann von nicht unbeträchtlicher Wohlhabenheit war, der ihm eine obwohl nicht gelehrte, so doch gründliche Erziehung angedeihen ließ. Da Leonzio sich als ein schlauer und anstelliger Bursche erwies, so verwendete ihn sein Vater schon in jungen Jahren zu seinen Geschäften, welche inzwischen einen solchen Aufschwuug genommen hatten, daß er mit einem eigenen großen Schiffe einen umfangreichen Handel auf dem Meere betrieb. So geschah es, als Leonzio etwa zwanzig Jahre zählen mochte und sich auf offenem Meere befand, um nach Neapel zu segeln, daß er mit seinem Schiffe in die Hände von Seeräubern fiel, welche die Ladung, und es war fast das ganze Vermögen seines Vaters, an sich nahmen und ihn selbst als Sklaven an den Sultan von Tunis verkauften. Ich bin nicht darüber unterrichtet, wie es ihm dortselbst erging, aber das eine ist gewiß, daß er um das Jahr 1356 zum ersten Male in Byzanz auftauchte und daß er immer das rechte Ohr unter einer langen Haarlocke verdeckt trug. Dieses soll er aus dem Grunde getan haben, weil ihm auf dieser Seite das halbe Ohr fehlte; und

während die einen behaupten, daß der Sultan auf diese Art seine Sklaven zu zeichnen pflegte, wußten die anderen zu erzählen, daß er dieses halbe Ohr bei dem Kampfe auf seiner Flucht aus Tunis eingebüßt hätte. Ich für meinen Teil bin nun freilich der Ansicht, daß die erstere Meinung die richtige sein dürfte. Hier in Byzanz fand er, trotzdem er sich in allen möglichen Dingen versuchte, doch nur einen dürftigen Unterhalt, bis es ihm endlich gelang, in dem Hause des vornehmen und gelehrten Nikolaos Sigeros, des Freundes des Petrarca, unterzukommen, woselbst er mehrere Jahre verblieb. Da er sich nun inzwischen wohl einige Kenntnisse der griechischen Sprache angeeignet und von Sigeros gehört hatte, mit welcher Begierde griechische Lehrer in Italien erwartet würden, so erwarb er einige Bücher und schiffte sich mit diesen nach Venedig ein, wo er sich und ebenso hier, wie Euch ja bekannt ist, für einen gebildeten und wohlunterrichteten Griechen ausgab, ein Unternehmen, wie es nur ein Mensch von der unglaublichen Frechheit und Unverschämtheit dieses Leonzio Pilato wagen konnte. Begierig aber in Wahrheit bin ich die Übersetzung und Erläuterung des Homeros zu sehen, welche er hier gefertigt hat, und, bei der Seele Platons, wenn ich Euch nicht in jeder Zeile zehn gröbliche Fehler aufzeigen kann, so möget Ihr mich alten und erfahrenen Mann ungescheut einen eitlen Schwätzer und Schalksnarren heißen. Doch darüber zu reden wird uns, so hoffe ich, noch reichlich Zeit und Gelegenheit beschieden sein. Um nun in dem Berichte von dem Leben dieses Menschen fortzufahren, so haben wir soeben erfahren, wie und warum er damals aus Florenz entfloh. Wenige Monate darauf sah man ihn wieder in Byzanz, dieses Mal in ansehnlicher Kleidung und mit einigen Geldmitteln versehen, so daß er verschiedene kleinere Geschäfte und Unternehmungen mit Vorteil auf eigene Hand betrieb. Seinen früheren Bekannten gegenüber wußte er nicht genug Rühmens zu machen, in welch hohem gelehrten Ansehen er bei den edelsten Geistern Italiens stünde und wie reichlich und freigebig seine Wissenschaft belohnt worden wäre. Da aber um solche Abenteurer stets ein dichtes Gewebe von Fabeln und Geschichten gesponnen wird, so gab es auch jetzt wieder böse Zungen, welche behaupteten, sein Reichtum stamme daher, daß er auf dem Markte in Adrianopel eine hübsche Frau, die er aus Italien mit sich genommen, als Sklavin an einen Vezier des Großtürken verkauft habe; und nach der Erzählung des Poggio wird dies nun in der Tat wahr und es die unglückliche Tessa gewesen sein. Sein früherer Beschützer Nikolaos Sigeros war inzwischen verstorben und dessen Sohn Gregorios, welcher stets eine größere Vorliebe für die Geschäfte des Handels als für die Wissenschaften gezeigt hatte, war durch Klugheit und günstige Umstände bereits zu größtem Einfluß und Reichtum gelangt. An diesen wußte sich Leonzio Pilato auf eine geschickte Weise heranzumachen und in kurzer Zeit erreichte er es, daß er der Vertraute und die rechte Hand des Gregorios in allen wichtigen Angelegenheiten wurde und mit allen Vollmachten von ihm ausgerüstet oft große Reisen an seiner Statt unternahm. Es konnte daher die Dienerschaft im Hause des Gregorios gewiß nicht wunder nehmen, als Leonzio ihnen ankündigte, daß er mit einer venezianischen Galeere, welche gerade im Hafen vor Anker lag, demnächst im Auftrage seines Herrn eine weite Reise unternehmen werde, und zu diesem Behufe mehrere feste und mit Eisenplatten beschlagene Truhen in seine Gemächer schaffen ließ. Da das Schiff am frühen Morgen auslaufen sollte, so machte sich auch niemand darüber Gedanken, den Leonzio die ganze Nacht über in dem weitläufigen Hause herumwirtschaften zu hören, weil alle annahmen, daß er mit den Vorbereitungen

zu seiner Reise beschäftigt wäre, und am Morgen geleiteten ihn die Diener mit seinen schweren Truhen an Bord der Galeere. Jene Nacht aber war es ganz außerordentlich heiß und schwül gewesen, so daß ich selbst keinen Schlaf finden konnte, wie ich mich noch heute deutlich erinnere. Gegen Morgen war die Schwüle unerträglich geworden und um mich zu erfrischen begab ich mich an den Hafen, wo ich gerade dazu kam, wie das Schiff, mit welchem Leonzio reiste, unter Segel ging. Ich sah zu, wie es sich bei klarem, weißlichen Himmel und träger Luft nur langsam vom Ufer entfernte. Plötzlich verfinsterte sich die Erde und das Wasser, ein heulender Sturm erhob sich und ein Gewitter von schrecklicher Heftigkeit brach los. Mit den Umstehenden flüchtete ich unter die Säulenhalle eines nahen Palastes, um das Ende des Gewitters abzuwarten. Von dem Meere aber und dem Schiffe darauf war infolge der Dunkelheit und des fürchterlichen Sturmes nichts mehr zu sehen und wir alle glaubten nicht anders, als daß das Schiff mit allen, die sich darauf befanden, bereits im Meere untergegangen wäre. Das Unwetter mochte etwa eine Stunde gewütet haben, als sich ebenso plötzlich wieder der Sturm legte und die Wolken sich zerteilten; und zu unserem Erstaunen sahen wir das venezianische Schiff, obzwar arg beschädigt und mit gebrochenem Maste, steuerlos auf den stark bewegten, tiefblauen Wellen schaukeln. Von allen Seiten eilten jetzt Boote und kleine Schiffe herbei und halfen die Galeere in den Hafen zu bringen. Ich sah dem Rettungswerke zu, denn der Tag war nun milde und heiter, und als man aus dem geborgenen Schiffe einen Leichnam heraustrug, erkannte ich beim Nähertreten mit Erstaunen, daß es derjenige des Leonzio Pilato war. Ein Blitzstrahl hatte in den Mast des Schiffes geschlagen und ihn, der sich darunter geflüchtet hatte, getötet. Da man ihn nun in das Haus seines Herrn schaffen wollte, so schloß ich mich dem Zuge an. Aber bevor wir dieses noch erreicht hatten, kamen uns die Diener weinend und jammernd entgegengelaufen mit der Nachricht, sie hätten Gregorios Sigeros in seinem Blute schwimmend tot in seinem Schlafgemache aufgefunden; die Schränke, in welchen er seinen Reichtum barg, waren ausgeraubt und die Schlüssel hiezu, welche Gregorios immer an einem kunstvoll gearbeiteten goldenen Kettchen um den Hals trug, fehlten und waren nirgends zu finden. Und als man dann den Leichnam des Leonzio Pilato neben den seines Herrn legte, so begannen die Wunden des Gregorios Sigeros von neuem zu bluten. So endete das Leben dieses verruchten Menschen und wenn aus seinem Verlaufe eine Lehre gezogen werden kann, so wäre es diese, eingedenk zu bleiben der Worte des göttlichen Homeros:

τῷ μή τίς ποτε πάμπαν ἀνὴρ ἀθεμίστιος εἴη,
ἀλλ' ὅ γε σιγῇ δῶρα θεῶν ἔχοι, ὅττι διδοῖεν.

Drum erhebe sich nimmer ein Mann zu frevelem Unfug;
Still von den Ewigen nehm er in Demut jede Bescherung."

Damit schloß Chrysolaros seine Erzählung, welcher die ganze Gesellschaft mit achtungsvoller Aufmerksamkeit gelauscht hatte und hierauf verließen alle unter neuerlichen Zeichen und Beteuerungen der Freundschaft und Verehrung gegen ihn das Haus des Giacomo d'Angelo da Scarparia.

Dieses begab sich am ersten Tage der Anwesenheit des Manuel Chrysolaros in Florenz, allwo ihm eine reiche und fruchtbringende Wirksamkeit im Kreise einer stattlichen und bedeutenden Schülerschar beschieden war. Trotzdem verließ er bereits im Jahre 1400

unsere Stadt und ging nach Mailand, wohin ihn der Kaiser Manuel II. Palaiologos geladen hatte, der damals in eigener Person in das Abendland gekommen war, um von den Herrschern Hilfe gegen die Türken zu erlangen. Und wenn auch die von Chrysolaros während seines ganzen Lebens in so besonderem Maße geübte Liebe zu seinem Vaterlande ein genügender Ansporn für ihn gewesen wäre, diesem Rufe Folge zu leisten, so mag die schreckliche, totbringende Seuche, welche damals in Florenz wütete, ihn gewiß auch veranlaßt haben, dies ungesäumt zu tun. Er begleitete sodann seinen Kaiser an die Höfe von Frankreich und England und lebte nach seiner Rückkehr in vielen Städten Italiens, so in Pavia, Venedig, Florenz und Rom kürzere oder längere Zeit, bis er sich im Gefolge des Kardinals Zabarella, Erzbischofs von Florenz, zum Konzil nach Konstanz begab. Hier starb er im April des Jahres 1415 eines plötzlichen Todes, als er in Gesellschaft des Skriptors des Papstes Johann, Agapito Cenci, und des Domdechanten von Olmütz, Andreas von Wittingau, des früheren Kanzlers des Markgrafen Jodocus von Mähren, an den Ufern des Sees lustwandelte, an welchem jene Stadt gelegen ist.

Zwiefach war die Aufgabe und Wirkung des Lebens des Chrysolaros in Italien und wenn auch seine aufopfernde Mühe, Hilfe für das untergehende Byzanz zu schaffen, vergeblich war, so verbleibt doch um so dauernder und fruchtbringender sein Ruhm als Verbreiter und Begründer der griechischen Wissenschaft nicht nur in Italien sondern im ganzen Abendlande. Die Größe seines Wissens und seiner Begabung und die Vornehmheit und Reinheit seiner Gesinnung bewirkten jedoch, daß die edelsten und bedeutendsten Männer sich priesen, seine Freunde zu sein und daß seine Schüler ihn verehrten gleich einem Heiligen. Seine Freunde bestatteten ihn in der Klosterkirche der Brüder, welche nach der Regel des heiligen Dominikus leben, und ich, Gioacchino Bandellone, habe noch in unseren Tagen das Grabmal gesehen und die von dem edlen Pier Paolo Vergerio verfaßte Inschrift gelesen, der selbst dann eines unglücklichen und kümmerlichen Todes, gleich ihm fern von der Heimat, in Ungarn verstarb, als ich mich im Jahre 1567 in jener Stadt auf einer Reise nach Augsburg aufhielt, welche ich in Geschäften des durchlauchtigsten Herrn Cosimo de'Medici, Herzogs von Florenz und Siena, meines gnädigsten Gebieters, vollführte."

* * *

Nachdem Bandellone, welchem die Zeitgenossen wegen seiner wohlklingenden und sinnreichen Sprache den Beinamen »il Boccadoro« gaben, seine Vorlesung beendigt hatte, faltete er die zierlich geschriebene und in roten Damast gebundene Handschrift zusammen und nahte sich ehrerbietig dem erhöhten fürstlichen Ruhesitze, auf welchem Bianca Capello, die Geliebte des Don Francesco de' Medici, des ältesten Sohnes des Herzogs Cosimo I. von Florenz, der Vorlesung beigewohnt hatte. Er bog das Knie vor Bianca und neigte das Haupt, so daß seine braunen Haare sein Gesicht beschatteten, und indem er die Handschrift in beiden Händen vor sich hinhielt, sagte er: „Wollet mir die Gunst erweisen, erhabene und huldreiche Frau, dies dürftige Werk meines Geistes in Gnaden zu empfangen."

Bianca hatte sich bei den Worten des Bandellone jählings aufgerichtet und betrachtete den vor ihr knienden Dichter mit einem seltsam abwägenden Blicke. Die ganze Gesellschaft wartete mit Spannung auf ihre Antwort. Aber Bianca schwieg, so daß endlich Don Francesco, welcher mit einem prächtigen Federnhute geschmückt neben dem Ruhesitze

stand, die peinliche Stille unterbrach und mit anmutigem Lächeln sagte: „Nun, geliebteste Frau, wollet Ihr nicht auch den Dichter mit einem Zeichen Eurer Huld beglücken, der uns durch seine kluge und wohlgesetzte Novelle eine Stunde des Genusses bereitet hat!"

Bianca erbebte bei diesen Worten. Eine tiefe Falte wurde zwischen ihren schön gezeichneten Augenbrauen sichtbar und heftig stieß sie hervor: „Man nennt Euch den Goldmund, Bandellone, und ich hatte das Lob schöner und verständiger Frauen von Euch erwartet. Ich aber will Euch den Lästermund nennen, denn Ihr wißt nur Schlechtes und Schändliches von den Frauen und meinen Landsleuten, den Venezianern, zu sagen. Behaltet Euer Werk!" Damit stand sie rasch auf und ihre seidenen Gewänder rauschten, während sie den Garten durcheilte und im Palaste verschwand.

Auf dem Gesichte Don Francescos malte sich Bestürzung und Verlegenheit. Er faßte sich jedoch und indem er dem Bandellone, der sich wieder erhoben hatte, einen auf dem Ruhesitze bereits vorbereiteten Beutel aus geblümter, venezianischer Seide reichte, sagte er: „So nehmt denn aus meiner Hand das Zeichen meiner währenden Huld." Ohne erst des Dichters Dank abzuwarten, wandte er sich an die Herren seiner Umgebung und rief ihnen zu: „Ich erwarte euch um Zweiundzwanzig in der Galerie vor den Gemächern meiner Gemahlin, der Erzherzogin." Hierauf folgte er mit raschen Schritten seiner Geliebten.

Die Herren verließen, indem sie sich durch eine stumme Verbeugung von Bandellone verabschiedeten, den Garten. Nur Barlacchia, der Spaßmacher des Herzogs, blieb vor ihm stehen, und indem er sein Affengesicht zu einer hämischen Grimasse verzog, zischte er ihm seinen Hohn ins Gesicht: „Hochmut kommt vor dem Fall. Und ein Spaß von mir wiegt mehr als zehn Eurer Klugheiten. Aber wenn Ihr schön artig und unterwürfig gegen mich sein wollt, so werde ich ein gutes Wort bei der schönen Bianca für Euch einlegen." Dann ging auch er, mit beiden Armen schlenkernd und den rechten Fuß nachschleppend, von dannen.

Bandellone war auf dem Platze stehen geblieben. In der einen Hand hielt er noch immer seine Handschrift, in der anderen den seidenen Beutel, dem ein starker und erregender Wohlgeruch entströmte. Da näherte sich ihm der greise Benvenuto Cellini, welcher auf Einladung des Herzogs die Vorlesung mitangehört und die letzte Szene aufmerksam beobachtet hatte. „Ermannet Euch, Bandellone," sagte er, „und laßt uns sehen, wie hoch Ihr bei Don Francesco im Werte steht." Damit griff er nach dem Beutel und schüttete dessen Inhalt in die hohle Hand. „Zehn Dukaten", zählte er geringschätzig. „Dem Aretino gab man hundert. Euch fürchten, Gott ist Zeuge, die Medici gewiß nicht. Doch, Bandellone, Ihr seid jung und ich stehe am Rande des Grabes und habe auf meinem Wege manches erlebt. Laßt Euch raten! Ihr kennet nur diese beiden Herren, den alten Herzog und seinen Sohn hier. Ich aber habe in Frankreich und Italien vielen und vielerlei Herren gedient. Und ich sage Euch jetzt, meidet den Hof des Herzogs und, so es Euch möglich, verlasset Florenz, so rasch es nur geht."

Bandellone erschrak aufs heftigste und rief: „Glaubt Ihr wirklich, daß ich mir die Gunst des Herzogs verscherzt habe?"

„Ihr seid ein Kind trotz Eurer dreißig Jahre", erwiderte Cellini unmutig. „Ist Euch Don Francescos oder ist Euch Biancas Gunst von nöten? Und Ihr wißt doch, daß man bei uns die besten Dolche verfertigt. Auch was die Gifte anbelangt, so stehen wir nur hinter Venedig zurück."

„Aber ich habe doch nichts getan, was sie hätte verletzen oder beleidigen können", sagte Bandellone verzweifelt.

Da sah ihn Cellini mit einem tiefen Blicke an und sprach: „Haß und Liebe wohnen einträchtig und verschwistert in derselben Herzkammer eines Weibes."

Bandellone starrte eine Weile vor sich hin; dann erbleichte er und mußte sich auf des alten Meisters Arm stützen.

Damit verließen Benvenuto Cellini und Gioacchino Bandellone den Garten der Bianca Capello.

Zum Frieden von Portsmouth.

Von Franz Zweybrück.

Der Erdkreis begrüßt einen Frieden, der dem furchtbarsten der Kriege, die unser Zeitalter gesehen, ein Ende bereitet, einen überraschenden Friedensschluß, der eine neue Geschichtsepoche einleitet, nach einem entscheidenden Kampf, der alle Schreckenswunder unserer Kultur aufgewiesen. Auf das blutige Ringen in Ostasien folgte eine Reihe von Treffen, die sich die diplomatischen Vertreter der beiden kriegführenden Mächte am Verhandlungstisch lieferten. Ihr Schauplatz war von dem Meer, das die russischen Panzerkolosse versinken gesehen und von den mandschurischen Schlachtfeldern weit entfernt, wie denn überhaupt der Feldzug, wie die Friedensverhandlungen mit Truppenbewegung und Drahtverkehr die Signatur der Gegenwart, die Überwindung der Raumes, tragen. So saßen also Russen und Japaner in dem hübschen eleganten Seebad von New Hampshire zusammen, das Präsident Roosevelt mit sanft bestimmender Autorität als Konferenzort vorgeschlagen hatte. An dem Zustandekommen und guten Verlauf der Verhandlungen hat, wie sich jetzt erwiesen, Kaiser Wilhelm erfolgreich mitgewirkt, den Ausschlag jedoch hat das Wort Roosevelts gegeben, über dem Friedenswerk weht das Sternenbanner der großen transatlantischen Republik.

Über die Sitzungen war zu Beginn eine undurchdringliche trübe Atmosphäre gebreitet; diplomatische Agitation und waghalsiges Börsenspiel redigierten die Stimmungsberichte, die in die Welt hinausgedrahtet wurden. Nur allmählich ließen sich einige bestimmte Leitmotive aus dem Stimmengewirr heraushören. Die reellen Absichten der Kriegführenden Mächte ließen sich voraussetzen, dafür bürgte schon die Persönlichkeit des klugen Maklers Roosevelt, der sie zusammengeführt, aber jeder von den Vertretern mochte besorgt und mißtrauisch der wechselnden Stimmen in der Heimat gedenken. Keiner der „Bevollmächtigten" war mit letzten entscheidenden Vollmachten ausgerüstet, nach Petersburg gingen zu jeder Stunde chiffrierte Berichte, deren Einwirkung sich wiederum aus Bulletins über Beratungen innerhalb der kaiserlichen Familie erwies; und die Japaner beriefen sich jederzeit auf die einzuholenden Beschlüsse ihres „Rats der Alten" und auf den des Mikado. Beide Mächte sind sicherlich durch trefflich geschulte Diplomaten vertreten gewesen. Doch zur Stunde wird mit Recht das höchste Maß des Lobes Witte zu teil. Er hat seit seiner Abreise aus Petersburg mit erstaunlichem Erfolg Stimmung für seine Sache zu machen gewußt. In Paris, wie als Gast Roosevelts und in Portsmouth verstand er es mit

seiner Kunst sich als den Vertreter eines mächtigen und respektierten Rußland geltend zu machen, die Sympathien des amerikanischen Publikums waren ihm zugewandt und am Konferenztisch war seinem Wort und seiner Persönlichkeit eine gewisse Überlegenheit gesichert. Dieser kluge Mann hat zu keiner Stunde den Zuruf eines brutalen »Vae victis« gefürchtet! Während die Japaner auch in Portsmouth wie sonst immer, ihre schweigsame Vorsicht bewiesen und Komura mit der unzugänglich ernsten Haltung der ersten Tage auch im letzten Augenblick seine inhaltsschwere Erklärung abgab, zeigte Witte die Beweglichkeit des welterfahrenen Grandseigneurs, der sich sicherlich nichts vergeben würde. So ist er als der gefeierte Mann aus den Verhandlungen hervorgegangen, der seine Rolle meisterlich gespielt und die Position seines Staats mit unerwartetem Erfolge zu wahren gewußt hat.

Das russische Reich hat also einen unerwartet günstigen Frieden erhalten. Seine eigentlichen Grenzen sind dieselben geblieben, bis auf die Hälfte Sachalins, das erst 1875 ihm einverleibt worden. „Keine Kopeke" Kriegsentschädigung wird von ihm gefordert. In furchtbaren Schlachten, wie sie kaum je ein Geschichtschreiber zu berichten hatte, entschied das Kriegsglück gegen Rußland, und seine stolze Flotte ist heute auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen. Der Krieg hat Japan Hunderttausende seiner Söhne und viele Millionen Geld gekostet, die das bisher arme Land nur mit der gefährlichsten Anspannung seines Kredits aufzubringen vermochte; und trotzdem behauptet der russische Besitz in Asien seine Ufergrenze am Stillen Ozean und den nördlichen Teil der mandschurischen Bahn. Was die slawische Großmacht einbüßt, ist gepachtetes chinesisches Gebiet und die angestrebte Machtsphäre in Korea. Seine sibirische Bahn wird trotzdem fernerhin den größten Weltteil auf eigenem Gebiet durchqueren und seiner Kolonisation bleiben auch jetzt die gewaltigsten Aufgaben und Erfolge vorbehalten. Und doch ist der Verlust, den das Riesenreich und die Kulturidee, die es vorwärts zu bewegen schien, erlitten, ein ungeheurer. Die Arbeit eines Menschenalters ist mit dem Friedensschluß in nichts versunken. Hunderte von Rubelmillionen des Staatsvermögens und unzählige Hekatomben von Menschen sind darangesetzt worden, um Rußland sichere eisfreie Häfen und mit ihnen die herrschende Stellung in Ostasien zu erobern. Von Erfolg zu Erfolg war der Diplomat, der Generalstabsoffizier und der Ingenieur vorgeschritten. Der Großartigkeit dieser Idee beugten sich alle Richtungen im Lande, auch die extremsten Anarchisten, die im Exil leben mußten, horchten mit Sympathie auf die wundersamen Berichte aus der Mandschurei und Liao-Tong. Der Autorität der Zarenregierung lernten die chinesischen Mandarinen, wie die koreanischen Häuptlinge Gefolgschaft leisten, und wie bei den Horden der zentralasiatischen Steppe ward an den Gestaden Ostasiens dem moskowitischen Kreuz die schuldige Ehrfurcht erwiesen. Stolz ragten die Bastionen von Port Arthur ins Meer hinaus und der junge Kauffahrteihafen Dalny versprach dem Mutterlande einen märchenhaften Reichtum. Und dies alles ist nun weg; alle Arbeit, Erfolg und Aufwand ist zunichte geworden. Die südliche Mandschureibahn gehört Japan, das Pachtgebiet auf Liao-Tong übernimmt Japan, auf Port Arthur und in Dalny weht die japanische Flagge. Rußlands ostasiatische Ufer besitzen nur Häfen, die zur Hälfte des Jahres durch hohe Eisschollen vom offenen Meere abgeschlossen sind. In Korea entscheidet japanisches Machtgebot und die russische Diplomatie wird die größte Mühe aufbieten müssen, um in China ihr Ansehen zu erhalten. Schwerlich wird Rußland darauf verzichten, die frühere Machtstellung

am Stillen Ozean wieder zu erlangen, aber auch im Falle einer gelungenen Sanierung der inneren Zustände wird es der Zusammenfassung aller seiner Kräfte durch Jahre hindurch bedürfen, um einmal wieder als ebenbürtiger Gegner auf jenen Kampfplatz zurückzukehren. Doch es wird zurückkehren! Der mystische Zug nach dem fernen Osten haftet in der russischen Volksseele, er durchglüht die Phantasie seiner Politiker. Wie viele Beispiele solcher grauenhaften Episoden weisen nicht Eroberungszüge und Kolonialunternehmungen auf? Aber immer wieder und wieder leitet das Verlangen auf den begehrten Boden, der so viel Blut gefordert, zurück.

Der ostasiatischen Welt ist eine nationale Großmacht in Japan erstanden, die nun im fernen Westen feierliche Anerkennung erlangt hat. Wir halten damit vor einer politischen Tatsache, deren Tragweite noch nicht abzuschätzen ist. Innerhalb der ostasiatischen Völkermassen, die nach außen hin in dumpfer Ergebenheit oder in unberechenbarem barbarischen Trotz die Abhängigkeit von den Staaten des Westens ertragen, ist nun eine mächtige Stimme zu vernehmen, die in Lauten und Worten gebietet, die vertraut klingen; nicht wie die russischen oder englischen oder romanischen Kommandorufe der im Westen lebenden Menschen, sondern aus unbestimmter Urzeit her gewöhnt. Ein Inselvolk, von verwandter Abstammung, wie sich's durch körperliche Anlage, durch Hautfarbe und Klangfarbe der Sprache zeigt, wie es der Ahnenkult und die alten Waffen und der Frauenschmuck erzählen, hat durch eigene Kriegstüchtigkeit das mächtige Rußland in vielen Schlachten zu Land und zu Wasser besiegt. Nur langsam mag solche Kunde und ihr voller Inhalt die schlummernde Volksphantasie des Ostasiaten erobern, aber dann wird sie haften bleiben. Der siegreiche Nationalstaat jedoch hat zur Stunde erreicht, was er und die stolzen Geschlechterreihen seiner Heldenahnen seit zwei Jahrtausenden angestrebt. Um die Zeit des Octavianus Augustus haben nach den Chroniken japanische Krieger zum ersten Male nach den koreanischen Küsten hinübergesetzt. Eine Landnahme auf der Halbinsel und die Errichtung einer Oberherrschaft daselbst ist fortan ein Postulat japanischer Staatsweisheit, das glänzende Ziel heroischer Unternehmungen. Sehnsüchtig nach den sichtbaren Ufern hinüberzublicken, ist der Japaner bis auf den heutigen Tag gewohnt gewesen. Dazu braucht er Vermehrung seines Landbesitzes, um genügend viel Feldfrucht zu erhalten, mit der die Heimat karg bedacht ist. Für die Überfülle seiner Arbeitskräfte ist nun gesorgt, ebenso für den Export seiner Fabrikate, die Halbinsel Liao-Tong sichert seinen Handel und Seeverkehr, die südliche mandschurische Bahn einen ergiebigen Binnenhandel und Warenabsatz. Japans Truppen bleiben in der Mandschurei, um die Bahn zu schützen, sie stellen die japanische Machtstellung auf chinesischem Boden dar. Das Vierhundertmillionenreich ist veranlaßt, in ein bestimmtes politisches Verhältnis zu dem Sieger von Port Arthur und Mukden zu treten, jenes Reich mit seiner erstarrten Kultur zu dem jungen Staat, der in bewundernswerter Selbstzucht sich umzubilden gewußt hat. Wer wagt, die Folgen eines solchen Kontakts heute abzuschätzen? Vielleicht werden wir von kundigen Besuchern erfahren, wie die japanischen Kriegserfolge an den südchinesischen Gestaden, in den malayischen Häuptlingsresidenzen und weiter nach dem Südosten besprochen und besungen werden.

Der Friede wird geschlossen, aber der Besitz der Herrschaft in den ostasiatischen Gewässern ist damit keineswegs entschieden. Um ein Weltsystem handelt es sich dort, und wenn bisher Russen, Engländer und Amerikaner sich genau überwachten und auch die

junge deutsche Seemacht sich geltend zu machen wußte, so kannte ein jeder Teil die Wichtigkeit der dortigen Positionen. Nun ist eine neue Großmacht hinzugekommen, mit großem Landbesitz, allen Mitbewerbern weit überlegen durch eine nationale Wurzelkraft, für die es wohl kein Surrogat gibt. Schreitet die Entwicklung des japanischen Staates nun in einem ansehnlichen Maße fort, wie seit vier Jahrzehnten, dann wächst es zur furchtbarsten unter sämtlichen Mächten heran, die über die gelben Millionen herrschen wollen, und bis zu den großen amerikanischen Handelszentren am Stillen Ozean hin muß der jetzige Friedensschluß Politikern wie Kaufleuten zu denken geben. Wir Menschen an „mitternächtiger Küste" sind freilich nur in zweiter Linie beteiligt, etwa als Bürger einer sogenannten europäischen alten Kultur. Doch seit geraumer Zeit werden wir gewohnt, nach jenem fernen Osten hinzuhorchen. Eine neue, fremdartige Auffassung drängt sich an uns heran, als ob wir den weltgeschichtlichen Dingen, dem großen Zug der Zeit entrückt wären. Da Perikles wirkte und Phidias schuf und Plato dachte, haftete das historische Leben innerhalb des Mittelländischen Meeres, der römische Universalerbe Cäsar richtete auf diesem Bewußtsein seine Monarchie auf. Als dann nach dem großen Völkereinbruch aus dem Norden und Osten neue Staatengebilde erstanden, fielen große Entscheidungen im Gebiet des Atlantischen Ozean, der Nord- und Ostsee. Auch der junge amerikanische Freistaat war durch mehrere Menschenalter noch veranlaßt, nach Osten, nach den alten Staaten, herüberzublicken. Jetzt aber suchen Staaten und Nationen ihre Ziele an den Gestaden des großen Stillen Ozeans, neue Kulturstätten sind dort aufgeblüht und sie behaupten sich neben uralten Tempelheiligtümern, von denen aus vielleicht einmal in mythischer Zeit erste Bildungskeime nach dem Westen getragen worden sind. Für die dort emporgewachsene junge Welt hebt mit dem Frieden von Portsmouth eine neue Epoche an, eine Weltgeschichte an neuen Ufern!

Chronik.

Volkskunde.

Ich habe im 8. Hefte des I. Bandes dieser Rundschau auf die wichtigsten Strömungen aufmerksam gemacht, welche in dem von der nationalen Empfindung gestachelten lebhaften Betriebe der Volkskunde in Österreich vorherrschen, und einige der belangreicheren Leistungen der letzten Zeit im besondern hervorgehoben. Seither ist wieder von verschiedenen Seiten so manches beigebracht worden, das allgemein zu interessieren vermag und daher hier verzeichnet werden muß.

In die erste Linie möchte ich dabei eine Leistung stellen, welche dem Altmeister der allgemeinen Völkerkunde und der deutschen Volkskunde im besondern, Prof. Dr. Richard Andree, in München, zu verdanken ist. In der taktvollsten Art wird hier mit wissenschaftlichen Gesichtspunkten und Waffen an eine Erscheinung des Volkslebens herangegangen, die mit dem kirchlichen Leben und der Volksfrömmigkeit auf das engste zusammenhängt und in kirchlichen Kreisen selbst mehr und mehr als ein heikles Problem empfunden wird. Es ist dies die Wallfahrtsgängerei des süddeutschen Volkes, mit ihren Votiven und Weihegeschenken, wie sie in bunter Fülle, von höchster Altertümlichkeit bis zum modernen Industrieartikel, den katholischen Kirchenheiligen aufgeopfert werden. Eine wesentliche Grundlage dieses schönen und reichhaltigen Beitrages zur deutschen Volkskunde bildet die große Sammlung von Votivgegenständen, welche die Gattin des Verfassers, Frau Professor Marie Andree (als Fräulein M. Eysn in der volkskundlichen Welt rühmlichst bekannt), seit Jahren mit eifrigem Bemühen und großer Umsicht systematisch zusammengetragen hat. Von ihren reichen früheren Erfahrungen Gewinn ziehend, hat Prof. Dr. R. Andree gemeinschaftlich mit seiner Gattin Hunderte von abgelegenen Wallfahrtskapellen und Gnadenstätten Süddeutschlands (namentlich Tirols und Salzburgs) durchforscht und in die oft so primitiven und altertümlich rohen Vorstellungen, die dem ganzen Wallfahrtswesen zu grunde liegen, eindringen können, wie man dies in unserer Zeit des Verfalls alter Sitten und Bräuche kaum mehr hätte für möglich halten sollen.

Das Wallfahrtswesen mit allen seinen Gepflogenheiten und Votiven, mit seinem teils verdunkelten, teils verchristlichtem Ideenkreise ist ersichtlich aus doppeltem Ursprung herzuleiten. Es entspringt einerseits aus den religiösen Kulten und Krankheitsvorstellungen der heidnisch-germanischen Vorzeit, in welcher das Grab, der Kultbaum und die Kultquelle die Rolle unserer Gnadenstätten spielten und es ist anderseits römischer Import aus Italien, aus dem Asklepius-, dem Neptuns- und Isiskult durch die römischen Heere und Kolonisten nach Mitteldeutschland verpflanzt und verschleppt. Es ist ein erschütterndes Bild der Leibes- und Seelennot des Volkes, das sich uns in der Geschichte des Wallfahrers auftut, wie man kniend, „unter dem Kreuze“, gekettet, nackt, in Kreuzesstellung, „in Wolle“, „in Almosen“ zu schweren Buß- und Heilgängen an die Gnadenstellen flüchtete und in abgeschwächtem Ernste und vermindertem Glauben noch heute pilgert. Die Wallfahrten und Votivgaben werden bei sehr verschiedenen Anlässen und Ungemach geleistet, wie sie das ewig unsichere Leben des Landmanns in früheren Tagen stetig bedrohten: erstlich bei Gefahren durch Unwetter oder Wassernot, bei gerichtlicher Verfolgung und hexenhaften Anfechtungen, gegen Feuersnot, gegen Gefangenschaft, und überhaupt in jeder dringenden plötzlichen Lebensgefahr; sodann gegen Unglücksfälle und Krankheiten der Haustiere; drittens bei menschlichen Krankheitszuständen. In allen diesen Fällen wird durch Verlobung entsprechender „Opfer“ (Votive) unter mancherlei Formen und Verschärfungen, je nach dem Grade und der Dringlichkeit der Gefahr oder Beschwer, die Hilfe bei irgendeiner Gnadenstätte gesucht. Von der ungeheuren Mannigfaltigkeit, Ursprünglichkeit und Altertümlichkeit dieser Opferspenden gibt uns Andrees Buch zum ersten Male den rechten Begriff, wobei eine Fülle von Einzeluntersuchungen die Bedeutung der einzelnen Votive erst ins rechte Licht zu rücken hatte.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die analoge Arbeit, welche hier für das katholische

Süddeutschland in mustergültiger vorbildlicher Art geleistet wurde, so daß hier nur mehr vielleicht Ergänzungen im einzelnen, aber kaum mehr irgendwelche prinzipielle Dinge nachzutragen möglich ist, für andere Volksgebiete Europas unternommen werde. Ein solches Gebiet ist das der Tschechoslawen und Polen, unter welchen das Votiv- und Wallfahrtswesen ebenfalls in reger Ausbildung anzutreffen ist; ein anderes wäre das römische Volksgebiet, Italien, Frankreich, Spanien. Wir wollen hoffen, daß das überaus verdienstliche Werk Andrees die Anregung zum Ausbau dieses interessanten, mit den wichtigsten Kulturäußerungen zusammenhängenden Kapitels der europäischen Volkskunde geben wird.

Die beschreibende Volkskunde, welche in der letzten Zeit mit Vorliebe zur Punktforschung übergegangen ist — um einen von Gustav Bancalari geschaffenen Ausdruck der Hausforschung zu verallgemeinern — indem die volkstümlichen Verhältnisse eines kleinen, lokal begrenzten Gebietes mit umfassender Vollständigkeit dargestellt werden — ich erinnere an die Dorfmonographien und Bezirkskunden aus Böhmen und Mähren, sowie der polnischen und ruthenischen Ethnographen — hat in der jüngsten Zeit in Ferdinand von Andrians „Altausseer Volkskunde" einen wahren Trumpf ausgespielt. Aus engster und gründlicher Vertrautheit mit dem Völkchen seines Tals, in welchem der Verfasser durch 35 Jahre Ruhe und Frieden nach seiner Tage Mühen und Last gefunden hat — ist diese Schilderung wie von selbst erwachsen, ohne daß ihr der Autor indessen irgendwelche persönliche Akzente geliehen hätte. Es ist ernste, fast trockene Wissenschaft, die da geboten wird. Wenn es nicht so kostspielig in jedem Sinne wäre, ein solches Buch zu machen, ich glaube, es würden nun nach diesem glänzenden und bestechenden Vorbild die Dorfkunden wie Pilze aus dem Boden schießen, was ja gewiß nur unserer Kenntnis des Volkslebens zu gute käme. Das einzige, was sich gegen solche Punktforschung mit Grund einwenden läßt, ist, daß die mühsam angebahnte Erkenntnis von der durchgängigen Verbreitung der volkstümlichen Erscheinungen über weite Kulturgebiete durch derartige monographische Darstellungen für Fernerstehende leicht wieder unterbunden wird. Keine von Andrian aus Altaussee nachgewiesene volksmäßige Einrichtung, kein einziges ethnographisches Detail des Buches ist an die Scholle dieses lieblichen Talwinkels gebunden, sondern eignet im engeren Kreise dem Völkchen des Salzkammergutes und weiterhin überhaupt dem bajuvarisch-österreichischen Volks- und Kulturgebiete, von wo die Vergleichung noch weiterschreiten und zu noch größeren Kulturkreisen gelangen mag. Vergleichung tut uns heute dringender not als Aufschürfung letzter Details; Streckenforschung sei die Losung, nicht Punktforschung.

Auf Veranlassung der Ševčenko-Gesellschaften der Wissenschaften in Lemberg und des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien wurde im Laufe des vorjährigen Sommers eine wissenschaftliche Expedition zur anthropologisch-ethnographischen Erforschung eines der unbekanntesten Gebiete in Österreich, des sogenannten Bojkenlandes in den Ostkarpathen organisiert. Die Expedition bestand aus den Herren: Dr. Iwan Franko, Professor Theodor Volkov aus Paris und Zeno Kuzela, Hörer der Universität in Wien sowie dem Ingenieur Paul Riabkov aus Rußland. Sie hatte weder die Möglichkeit, noch auch die Absicht gehabt, ein erschöpfendes Bild des in mancher Hinsicht merkwürdigen, bisher sehr wenig erforschten Gebirgsvolkes der Bojken zu geben. Es war gleichsam nur ein Probeschurf, mehr dazu angetan, das Interessante und später tiefer und umfassender zu Erforschende zu markieren, die Hauptzüge des Forschungsterrains festzulegen, als den Gegenstand zu erschöpfen. Gleichwohl hat die Expedition sowohl was die Zahl und die Qualität der vorgenommenen Messungen an lebendigen Menschen (ca. 300), als auch was die Menge der photographischen Aufnahmen (500) und die Zahl der gesamten volkskundlichen Gegenstände, die sich nun im Museum für österreichische Volkskunde in Wien befinden (ca. 250) nicht nur alles bisher auf diesem Gebiete Geleistete überholt, sondern überhaupt den ersten Anfang zu dieser systematischen Erforschung der Kultur und des Menschenschlages der Bojken gemacht. Die Ergebnisse der Expedition hat einer ihrer Teilnehmer und wohl ihr geistiger Leiter, Dr. J. Franko, in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", Band XI, Heft 1–4, in fesselnder Art, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, niedergelegt.

Hier ist wohl der Ort auch auf den übrigen Inhalt dieses führenden und reichhaltigsten Organs der österreichischen Volkskunde im letzten Jahre einzugehen, umsomehr als hier Beiträge aus allen Ländern des Reiches und über die verschiedensten Bevölkerungsgruppen desselben in friedlichem Wetteifer zusammenlaufen. Aus den deutschen Alpenländern verzeichnen wir eine reizvolle hinterlassene Arbeit des fast vor 50 Jahren bereits verstorbenen vortrefflichen Tiroler Volksschilderers F. Leutner, die der Volkstracht im Gebirge gewidmet ist und auf geschichtlicher Grundlage mit liebevollem Blick für die Volksartung die Entwicklung der

Trachtenformen hauptsächlich in Tirol und Vorarlberg darstellt. Der Referent selbst hat in einer kleinen Studie über die Raufwerkzeuge der Innviertler Bauernburschen sich mit diesem absonderlichen, zum Glück bereits entschwindenden Auswuchse der Volksroheit in den Alpenländern befaßt und an der Hand einer sehr interessanten, dem Museum für österreichische Volkskunde zugekommenen Sammlung dieser gefährlichen und tückischen Waffen beschrieben. Professor Dr. Rudolf Meringer handelte über die Glocke des Bauernhauses in seiner anregenden und sachkundigen Art; aus dem Böhmerwalde schenkte uns Josef Blau seine prächtige Studie über die eisernen Opfertiere von Kohlheim, die Spitzenklöppelei in Neuern und den Brisiltabak; aus dem Egerlande erhielten wir zwei gediegene Beiträge von Professor Dr. Hintner und Dr. M. Müller. Über die Kerbstöcke der walachischen Hirten schrieb Professor Ed. Domluvil; über die Bräuche der Armenier in der Bukowina Pfarrer D. Dan in Straža. Eine umfassende vergleichende Studie über die germanischen Gebildbrote verdanken wir dem unermüdlichen Hofrat Dr. Max Höfler, der im III. Supplementheft der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" im besondern die Weihnachtsgebäcke in seiner meisterlichen Art behandelt hat, demzufolge dieselben größtenteils aus dem antiken Neujahrsfeste der Römer stammen — das Weihnachtsfest ist ursprünglich Neujahrsfest und weist auf einen Toten-, beziehungsweise Seelenkult hin — oder wohl auch dem jüdisch-christlichen Kult mit Bezug auf den christlichen Inhalt von Weihnachten entspringen. Manches hat auch das deutsche Mittelalter aus der Tradition altgermanischen Volksbrauches hinzugefügt. Es ist wirklich ein anregender Genuß, die Zöpfe, Kringel, Bretzeln, Stritzeln, Wecken, Stollen, wie sie uns heute gedankenlose Bäcker oder Hausfrauen zu den Festzeiten des Jahres auf den Tisch stellen, durch die historische Betrachtungsart sich in Sinnbilder und Opfergaben mancherlei, oft sehr fragwürdiger, ja obszöner Art auflösen zu sehen, wodurch die ganze naive, natursymbolische Denkart des Altertums in ein sehr helles und merkwürdiges Licht tritt.

Neben diesem literarischen Wege, auf welchem der Volkskunde in Österreich im letzten Jahre reiche Förderung zugeflossen ist, ist auch die lebendige Vorführung der Schätze unseres Volkstums, in Volkskunde, Tracht und Hausrat durch die Museen und Ausstellungen, im Wetteifer mit analogen Bestrebungen des Auslandes nicht erlahmt. Mit Freude verzeichnen wir die Gründung einer weiteren Reihe kleiner Ortsmuseen in Mähren und Böhmen, wie die Neugestaltung größerer Museen, beispielsweise in Bozen und Bregenz. Auch die Achtung vor den heimischen Hausindustrien ist in erfreulichem Maße in letzter Zeit sehr gewachsen.

Zur Überraschung und gleichzeitig zur großen Genugtuung der volkskundlichen Kreise ist zu Ende des vorigen Jahres die Direktion des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien mit dem Plane hervorgetreten, eine große Ausstellung der österreichischen Hausindustrie und Volkskunst zu veranstalten. Ich sage, zu unserer Überraschung, denn bei der bisherigen künstlerischen Richtung der gegenwärtigen Museumsleitung konnte man sich eines wärmeren und fördernden Interesses für die bodenständige Volkskunst der Heimat seitens dieses Institutes nicht versehen. Um so erfreulicher ist die jetzige Wendung zur Heimatkunst hin, dort wo sie uns am traulichsten anspricht, zu der naiven und ungekünstelten Volkskunst und dem echten, für den eigenen Bedarf und das eigene Gefallen arbeitenden Hausfleiße. Als erste Abteilung dieser großen Ausstellung nun ist am 15. April 1905 eine sehr reich beschickte Exposition von volkstümlichen Spitzen und Weißstickereien aus Österreich eröffnet worden, die allerdings den Erfolg des ganzen Unternehmens nicht gerade in der sichersten Art verbürgen konnte. Denn das Bild, das diese Sonderausstellung bot, war ein seltsam ungeordnetes und teils höchst lückenhaftes, teils überladenes. Böhmen und Mähren waren überreichlich, und doch ganz unübersichtlich vertreten, wogegen die Produktion der deutschen Alpenländer fast gänzlich fehlte. Hätte nicht das Museum für österreichische Volkskunde in Wien seine freilich auch durchaus nicht lückenlose Übersichtsausstellung zur Schau gebracht, so würden große und wichtige Produktionsgebiete in der Gesamtausstellung gänzlich unvertreten geblieben sein. Galizien und Dalmatien waren in bemerkenswerter Art repräsentiert. Allerdings hat die von der Direktion des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie festgesetzte Beschränkung auf die Klasse der Weißstickereien, die natürlich doch wieder nicht strenge eingehalten werden konnte, wesentlich zu der Unzulänglichkeit des vorgeführten Materiales beigetragen. Mit Rücksicht auf die gewerblichen und industriellen Anregungen, welche von dieser Ausstellung erhofft werden, sowie in Hinblick auf die Verhältnisse des Verkaufsmarktes mag diese Beschränkung wohl gerechtfertigt sein; in jeder anderen Hinsicht, in volkskundlicher wie in technisch-wirtschaftlicher Rücksicht war sie ohne Sinn und Berechtigung. Darum mußte auch die fortwährende Durchbrechung des aufgestellten Prinzips geduldet und sanktioniert werden;

überall drängte sich die Farbe in die Stickereien wie in die Spitzen ein, weil sie eben — soweit der Volksgeschmack zu sprechen hat — hierzu Hause ist.

Der gleiche Tadel mußte die Vorführung der Spitzen, soweit sie Gegenstand ehemals bestandener oder noch bestehender Hausindustrien in Österreich sind, in der Ausstellung treffen. Man vermißte völlig eine, wenn auch nur andeutungsweise Repräsentation der Spitzenerzeugung des Erzgebirges, der Salzburgischen Spitzen; es fehlten die Spitzen von Südtirol, von Idria und anderen wichtigen Erzeugungsorten; eine von so langer Hand und sorgfältig vorbereitete Spezialausstellung durfte es nicht unversucht lassen, hier halbwegs in einer gewiß noch erreichbaren annähernden Vollständigkeit aufzutreten.

Was auf der einen Seite in auffallender Weise mangelte, war auf der anderen in ebenso auffälligem Überfluß vorhanden. Das tschechoslawische Material dominierte durch endlose Wiederholungen und Mißverständnisse in grandioser Art. Abgesehen von diesen Mängeln, welche ich lediglich hervorhebe, um der Museumsleitung ihre Verhütung bei der größeren Fortsetzung der Ausstellung im Herbste zu erleichtern — zeigte sich auch auf diesem Gebiete im Spiegel dieser Exposition, daß die weibliche volkstümliche Kunstfertigkeit der Nadel und des Klöppels in den wirtschaftlich unentwickelten Gebieten Österreichs intensiv und extensiv noch am weitesten entwickelt ist und in Übung steht. Diese viel Zeit, Geduld und angeborne Geschicklichkeit erfordernden Kunstübungen sind gerade unter den primitivsten und ärmsten Bevölkerungsgruppen, unter den Ruthenen Galiziens und der Bukowina, den Walachen und Slowaken Mährens (in der reicheren Hanna ist die alte Kunstfertigkeit fast völlig erloschen), im Böhmerwald, in den entlegensten Tälern Südtirols, endlich in Dalmatien noch lebendig, doch wird es kaum gelingen diese angestammte Arbeitstüchtigkeit und den natürlichen künstlerischen Geschmack dieser Leute dem großen Markte und seinen Artikeln dienstbar zu machen. Die mährische und böhmische Stickerei ist jetzt schon tot. Die Direktion des k. k. Museums für Kunst und Industrie beabsichtigt in dankenswerter Weise, ein dauerndes wissenschaftliches und künstlerisches Ergebnis der Ausstellung durch Herausgabe einer umfassenden Publikation zu sichern, an welcher eine Reihe von Fachmännern mitzuarbeiten berufen sein wird. Man darf mit Recht auf diese Veröffentlichung gespannt sein und hoffen, daß hier die Grundlagen für unsere noch sehr lückenhafte Kenntnis der textilen Volkskünste Österreichs gewonnen werden.

Als ein dankenswertes Anzeichen des erfreulich wachsenden Interesses an unseren Hausindustrien möchte ich an letzter Stelle dieser Übersicht der vor kurzem unter dem Schutz der Frau Erzherzogin Maria Josefa erfolgten Gründung eines Vereins zur Förderung der Spitzen- und Hausindustrie in Dalmatien gedenken. Die Spuren einer im Volke fortlebenden Kunstgeschicklichkeit, wie sie allenthalben in Dalmatien auf jedem Trachtenstück zu erkennen sind, berechtigen zu der Hoffnung, daß durch vorsichtiges und geschicktes Eingreifen hier vielleicht gewisse Zweige der alten Volkskunst zu neuer Blüte werden gebracht werden können. Bereits ist in Spalato eine Spitzenschule für Mädchen entstanden. Aber nicht nur an farbigen und weißen Kunststickereien und Spitzenarbeiten, sondern auch auf dem Gebiete der Schnitz- und Flechtarbeiten, der Teppichweberei, der Metall- und Schmuckarbeiten, sowie der Keramik ist viel Bildungsfähiges von reizvoller Eigenart in Dalmatien vorhanden. Möge dem neuen Verein beschieden sein, sich erfolgreich weiterzuentwickeln und dabei den angestammten Kunstsinn der Bevölkerung in keine falschen Bahnen zu lenken.

Dr. M. Haberlandt.

Besprechungen.

Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen. Band IX: Geschichte der indischen Literatur von Dr. M. Winternitz (Professor an der deutschen Universität in Prag). 1. Halbband. Leipzig, C. F. Amelang, 1904.

Es ist wenig mehr denn ein Jahrhundert her, seitdem das Studium des Sanskrit in Europa heimisch zu werden begann und die ersten Übersetzungen indischer Poesie auf empfängliche Gemüter ihre Zauberwirkung übten und das höchste Interesse für die neu erblühende Wissenschaft weckten. Jahrzehntelange, ununterbrochene Forschung hat die reichen Schätze des alten Wunderlandes Indien gehoben und eine der umfangreichsten Literaturen zutage gefördert, die uns eine ganz eigenartige Kultur dieses Zweiges der großen indogermanischen Völkerfamilie erschloß, eine Kultur voll der mannigfaltigsten Gegensätze, reich an Vorzügen und Schwächen. Da finden wir den Reiz echter, von Anmut und Zartheit erfüllter Poesie, die erhabensten Gedanken philosophischer Spekulation eines mit heiligem Ernst nach Wahrheit ringenden Volkes neben der drückend dumpfen Atmosphäre einer absurden Opferwissenschaft, neben beispielloser priesterlicher Anmaßung, starrer Askese und dem wie ein schwerer Fluch auf dem indischen Volke lastenden Kastenwesen, dann aber die alle Gegensätze ausgleichende Religion der Liebe und des Mitleids,

die Lehre Buddhas. Und wie einerseits durch die Erschließung der altindischen Literatur die Kontinuität mit dem modernen Indien hergestellt wurde, so werfen die ältesten uns erhaltenen Literaturzeugnisse interessante Streiflichter auf die diesen vorausgehende Zeit der indopersischen Einheitsperiode, während diese Literatur in ihrer Gesamtheit die wichtigste Quelle bildet, aus der die Erkenntnis von der geistigen, religiösen, sprachlichen und sonstigen kulturellen Zusammengehörigkeit mit den anderen Zweigen des indogermanischen Stammes floß.

Besonders die letzten Jahre haben eine Reihe von Schriften hervorgebracht, die den Zweck verfolgten, durch Übersetzungen der schönsten Erzeugnisse indischer Poesie oder durch populäre Darstellungen bei einem größeren Publikum das Interesse für die indische Literatur wieder zu wecken, das seit der Zeit ihrer größten Bewunderer, seit Herder, Goethe, den Gebrüdern Schlegel, Heine, Rückert, Humboldt, Schopenhauer u. a., leider erheblich abgenommen zu haben scheint. Diesem Zwecke dient auch, nach des Verfassers eigener Angabe, der kürzlich erschienene erste Halbband der Geschichte der indischen Literatur von Professor M. Winternitz, und man kann sagen, daß er ungeachtet seines im übrigen streng wissenschaftlichen Charakters den angestrebten Zweck zu erfüllen, durchaus geeignet ist.

An bisher in deutscher Sprache geschriebenen indischen Literaturgeschichten sind zu nennen die zwar wichtige, aber trockene „Indische Literaturgeschichte" von A. Weber und L. von Schroeders, „Indiens Literatur und Kultur" (Leipzig 1887), ein glänzend geschriebenes Buch, das auch die kulturgeschichtlichen Verhältnisse Indiens eingehend behandelt. Das Winternitzsche Buch repräsentiert naturgemäß den heutigen Stand der Forschung, wiewohl betont werden muß, daß sich bezüglich der in dem vorliegenden Halbbande behandelten Literaturperiode die Ansichten in den letzten Jahren im wesentlichen nicht geändert haben. So ist es vor allem trotz der fast unübersehbaren Fülle gründlich durchforschter, vielfach kommentierter und übersetzter Texte, die uns in mustergiltigen Ausgaben vorliegen, infolge des geringen Wertes, den die Inder chronologischen Daten beimaßen, um die zahlenmäßige Fixierung der einzelnen Literaturgattungen noch recht schlimm bestellt. Als einzig feststehend gilt die Periode um 500 v. Chr. als Entstehungszeit des Buddhismus, während für die ganze vorbuddhistische Literatur eine ihrem Reichtum, ihren mannigfaltigen Wandlungen und Gliederungen, sowie geographischen Veränderungen nur mutmaßlich entsprechende Entwicklungsdauer angenommen wird. Wie weit die Meinungen hierin auseinandergehen, zeigt der Umstand, daß für die Entstehung der ältesten uns bekannten Literaturdenkmäler Indiens, die Hymnen des Rig-Veda, bald die Zahlen 1500 bis 1200 v. Chr., bald 2000, oder auch auf Grund astronomischer Berechnungen das dritte vorchristliche Jahrtausend, ja sogar 6000 v. Chr. angegeben werden. Für jeden Fall aber wird man Winternitz zustimmen müssen, wenn er den ganz willkürlich konstruierten Ansatz Müllers, 1500—1200 v. Chr., als entschieden zu niedrig gegriffen verwirft.

Die Winternitzsche Literaturgeschichte behandelt zunächst die Hymnen des Rig-Veda. Bei der Beurteilung des Charakters und poetischen Wertes dieser Lieder, darf man Winternitz gewiß folgen, wenn er eine zwischen den zwei Extremen, der uneingeschränkten Verherrlichung einerseits und der durchaus abfälligen Wertung anderseits, vermittelnde Stellung einnimmt. Gegenüber Oldenberg, der das zweite Extrem vertritt, hebt Winternitz mit Recht hervor, daß aus den Liedern dieses Veda zum großen Teil ein starkes Naturgefühl und eine Naivität der Anschauung spricht, die ihnen das Gepräge des Alten, Urwüchsigen und Volkstümlichen und einen eigentümlichen Reiz verleiht. Oldenberg geht viel zu weit, wenn er die Inder jener Zeit schon unter dem Einflusse einer nur auf ihren Vorteil bedachten Priesterschaft stehend denkt. Mögen auch die Dichter der Hymnen Angehörige alter Priestergeschlechter gewesen sein, so begegnen uns doch in den Anrufungen der durch die Naturerscheinungen repräsentierten Götter zweifellos tief empfundene und oft recht kraftvolle Naturschilderungen, deren natürliche Sprache und naive Auffassung einen überaus scharfen und wohltuenden Kontrast zu dem bombastischen Gefasel des späteren Priestertums bilden. Daß diese Lieder in die Bitte um Kindersegen, Reichtum und Sieg ausklingen, ist für jene fernen Zeiten nicht weiter verwunderlich, zumal auch in anderen Religionen, außer in Zeiten tiefster Verinnerlichung, die Verehrung eines höchsten Wesens nur zu oft dem Gefühl der Abhängigkeit von demselben, der Furcht, kurz, egoistischen Motiven entspringen dürfte. Unter den jüngsten, oft recht minderwertigen Hymnen ragen die berühmten philosophischen Gedichte hervor, in denen uns zum ersten Male das für das Denken der Inder so charakteristische Grübeln über den Urgrund aller Dinge entgegentritt. Folgende Probe genüge:

„Doch wem ist auszuforschen es gelungen,
Wer hat, woher die Schöpfung stammt, vernommen?
Die Götter sind diesseits von ihr entsprungen!
Wer sagt es also, wo sie hergekommen?

„Er, der die Schöpfung hat hervorgebracht,
Der auf sie schaut im höchsten Himmelslicht,
Der sie gemacht hat oder nicht gemacht,
Der weiß es! — oder weiß auch er es nicht?"

Auch dem Atharva-Veda, dem Veda der Zauberlieder, läßt Winternitz eine gerechtere Würdigung zuteil werden als Oldenberg, der auch in ihnen ein Werk der „Begehrlichkeit priesterlicher Zauberkünstler" sieht, während einem sehr großen Teil dieser Zauberlieder gleich denen anderer Völker ein entschieden volkstümlicher Charakter, das Gepräge eines im Volke selbst wurzelnden Gewächses zuerkannt werden muß.

Die nun folgende, über Jahrhunderte sich erstreckende Literaturperiode gilt der Ausbildung einer regelrechten Opferwissenschaft. Eine schlaue Priesterschaft hatte es verstanden, das Opfer zu einer das ganze Leben und Denken des Inders beherrschenden Macht zu erheben. Und indem sie eine nur ihnen verständliche, aus den kompliziertesten Zeremonien zusammengesetzte Opfertechnik schufen und in ein mystisches Dunkel hüllten, hinter dem sich in Wahrheit inhaltsloses, ja unsinniges Wortgeklingel verbarg, ward ihre Stellung so sehr gefestigt, daß sie sich in ihrer Anmaßung geradezu wahnwitzige Überhebungen gestatteten, sich selbst als Götter bezeichneten oder auch über die Götter erhoben und die Entrichtung reichlichsten Opferlohnes, bei Königen womöglich in Gestalt ihres gesamten Vermögens, als eines der verdienstlichsten Werke erklärten. Daß das Bewußtsein unumschränkter Macht auf die Priesterschaft demoralisierend wirkte, daß sie sich betrügerische Praktiken und sexuelle Ausschweifungen erlaubte, ist somit nicht erstaunlich. Wie sehr die Brahmanen es verstanden haben, das Opfer in den Vordergrund aller Interessen zu stellen, beweist der Umstand, daß selbst die Götter behufs Erreichung bestimmter Wünsche Opfer darbringen sollen. Der Ansicht von Winternitz, die Erhebung der Brahmanen über die Götter sei „tief im Wesen des indogermanischen Geistes", in der höheren Taxierung des Menschenwertes und einem vertrauteren Verhältnis zu den Göttern begründet, glaube ich nicht zustimmen zu dürfen. Sind auch die indogermanischen Götter nicht durch jene strenge Unnahbarkeit charakterisiert, wie sie dem alttestamentlichen Gotte eigen ist, sind sie auch mit menschlichen Schwächen ausgestattet und wandeln oft unter den Menschen, so stehen sie doch immer, andächtig verehrt und gefürchtet, hoch über ihnen. Und auch die Inder des Rig-Veda blickten selbst zu den volkstümlichsten ihrer Götter ehrfurchtsvoll als mit unendlicher Macht begabten, oft zürnenden und strafenden Wesen auf. Nur der Umstand, daß die Priesterschaft das Opfer zu einer alles andere überragenden Institution in der Menschen- und Götterwelt zu machen wußte und die Götter in ein Abhängigkeitsverhältnis zu dem diese nährenden und stärkenden Opfer brachte, konnte und mußte dazu führen, daß die Götter degradiert wurden und zu jener jämmerlichen Rolle herabsanken, die ohne die beispiellose Erstarkung des priesterlichen Einflusses kaum möglich gewesen wäre. Somit ist es erklärlich, wenn derartige Anschauungen auch in der Folgezeit, so auch im Buddhismus, vorherrschen.

Noch während Indien unter dem Banne des Opferwesens stand, begann sich die die Opferwissenschaft himmelhoch überragende philosophische Spekulation zu entwickeln, die von nun an die Gemüter erfüllte, zu einem allgemeinen Suchen und Ringen nach Erkenntnis und Wahrheit wurde und ihren herrlichen Ausdruck in den rein philosophischen Partien der Upanischaden fand, welche Schopenhauer „die Frucht der höchsten menschlichen Erkenntnis und Weisheit" genannt hat. Man forschte nach einem obersten, rein geistigen Prinzip, dem Brahman, dem Unvergänglichen, Unsterblichen, „dem ungesehenen Seher, dem ungehörten Hörer, dem ungedachten Denker", und als höchstes Ziel galt die Erkenntnis von der Identität dieser in allen Wesen verkörperten Kraft, „welche alle Welten schafft, trägt, erhält und wieder in sich zurücknimmt," mit dem eigenen Selbst, dem Atman. Und indem die Wiedervereinigung mit dem Brahman, jener leidlose und vollkommenste Zustand, zum Ziel der Sehnsucht wird, setzt die Weltverachtung, die Abkehr von der leiderfüllten, trügerischen Welt des Scheines, der düsterste Pessimismus ein, der von nun an einen integrierenden Bestandteil des indischen Volkscharakters bildet.

Dies sind die wichtigsten Abschnitte der in so mancher Beziehung überaus bedeutsamen, umfangreichen vedischen Literatur, die der vorliegende Halbband erörtert. Soll ich die Vorzüge dieses Buches kurz zusammenfassen, so möchte ich hervorheben: eine rühmenswerte Übersichtlichkeit der Anordnung, gefällige Darstellungsweise, treffliche Auswahl der die einzelnen Literaturgattungen charakterisierenden Proben, Objektivität und Sachlichkeit des Urteils, alles Eigenschaften, die die Winternitzsche Literaturgeschichte zu einem lesenswerten, für den Fachmann wie den Laien gleich empfehlenswerten Buche machen.

Dr. Bernhard Geiger.

Geschichte der Donau-Regulierungsarbeiten bei Wien. Von Dr. Viktor Thiel. Wien, 1905. Verlag des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich.

Jener Zeitpunkt, in dem die Probleme des Verkehrs im Allgemeinen, die Fragen der Wasserstraßen im Besonderen verdoppeltem Interesse

begegnen, ist günstig gewählt für das Erscheinen einer Publikation, die auf Grund schwer zugänglichen Materiales ein Bild davon zu geben sucht, in welcher Weise von den ersten Anfängen an die Mittel der Strombautechnik zur Regulierung der Wiener Donau und ihrer südlichsten Abzweigung, des Donaukanales, in Anwendung kamen. Den einzigen, der Erwähnung werten Mangel der Abhandlung Dr. Thiels, die übrigens wasserbautechnische Kenntnisse bei ihren Lesern voraussetzt, bildet der Umstand, daß gerade jener Abschnitt, der die Regulierung der Donau in den allerletzten und gleichzeitig wichtigsten Dezennien zum Gegenstande hat, im Vergleiche zu der breiten Art der Darstellung, die den vorhergehenden Kapiteln gewidmet ist, etwas mager ausfiel; allerdings beruft sich der Verfasser selbst entschuldigend darauf, daß die Fortführung seiner Studie bis in die jüngste Zeit ursprünglich nicht in seiner Absicht lag, und daß eine umfangreiche, zum großen Teile offizielle Literatur für diesen Zeitraum bereits vorliegt. Im übrigen aber gibt Dr. Thiel mit liebevoller Detailschilderung und unter genauer Präzisierung der markanten Hauptabschnitte die Regulierungsgeschichte der Donau, jenes Stromes von gleich großer politischer, strategischer und kommerzieller Bedeutung, dessen Verbindung mit dem Adriatischen Meere und mit allen deutschen Flüssen, die als Weltstraßen des Verkehrs gelten, schon in langvergangenen Zeiten geplant war. Denn die großzügigen österreichischen Kanalprojekte, deren Sanktionierung der Jahrhundertswende in Österreich ein besonderes Gepräge gab, sind nicht erst den Köpfen moderner, mit allen Mitteln vorgeschrittener Technik vertrauter Männer entsprungen, sondern waren bereits das geistige Eigentum einer Zeit, die technisch noch mit primitiven Mitteln arbeiten mußte. Die Ausführungen des Verfassers gipfeln in dem Hinweise, daß im Gegensatze zu der josephinischen und franziszeischen Periode (die unter den beiden Übeln der Unentschlossenheit und der Geldknappheit derart litt, daß alle in jener Zeit geplanten und begonnenen Regulierungsarbeiten alsbald ad acta gelegt werden mußten) die Periode der letzten 30 Jahre sich gerade durch ihre rege, ununterbrochene Schaffenstätigkeit, namentlich durch ihre energische Stellungnahme zur Frage der Donauregulierung sehr zu ihrem Vorteile auszeichnet: in diesen Dezennien erst kam in das stagnierende laissez aller, das wohlgemeinte Reformprojekte bedeutender Techniker, wie Fremaut, Schemerl, Osterlam und Francesconi mehr minder unausgeführt ließ, namentlich seit der Einsetzung der Donau-Regulierungskommission im Jahre 1869, ein frischer Zug, und mit fühlbarem Elan wurden alte Versäumnisse nachgeholt, begangene Fehler verbessert. In die Regierungszeit des Kaisers Franz Josef fällt die endgültige Regulierung des Donau-Hauptstromes bei Wien und des Donaukanals, sowie als Krönung und Abschluß des Werkes die Sanktionierung des Wasserstraßengesetzes, das der Entwicklung des österreichischen Güterverkehres ein günstiges Horoskop stellt. Diesen historischen Werdegang der Schritt für Schritt vor sich gehenden Donau-Regulierung durch sachliche und ungeschminkte Darstellung dem Verständnisse jener nahezurücken, die der schweren und wichtigen Materie der Verkehrsprobleme wirkliches Interesse entgegenbringen, ist das Verdienst der Thielschen Broschüre, eines Produktes angestrengter und gewissenhafter Archivforschung. In diesem Sinne darf sie beifälliger Aufnahme sicher sein.

Dr. Alfred Neumann.

Karl Adam Kaltenbrunner. Ausgewählte Dichtungen. Linz 1905. („Aus dá Hoamát." Volksausgabe heimatlicher Dichtungen und Weisen. Herausgegeben von Dr. H. Zötl, Dr. A. Matosch und H. Commenda. Der ganzen Reihe 14. Band.) Im Selbstverlage der Herausgeber. Druck von J. Wimmer.

Der oberösterreichische Stelzhamerbund entfaltet seit nun 20 Jahren eine erfreulich rege Tätigkeit. Die Reihe der stattlichen Bände in der von ihm herausgegebenen Sammlung „Aus dá Hoamát", deren Bestimmung vor allem ist, „die mundartlichen Dichtungen der Heimat dem Volke lieb und wert zu machen," könnte in den Büchereien der Gebildeteren des oberösterreichischen Volkes bereits einen kleinen Hausschatz abgeben. Nahezu 40.000 Bände sind schon ins Volk gedrungen, eine Zahl, welche die Herausgeber mit Genugtuung erfüllen muß und schlagend beweist, was sich durch rastlose Tätigkeit für die Literatur des Landes erreichen läßt.

Die Sammlung hat durch die ausgewählten Dichtungen K. A. Kaltenbrunners wieder eine Bereicherung erfahren. Ein besonderer Anlaß, die hundertste Wiederkehr des Geburtstages des Dichters, hat die Herausgabe des vorliegenden Bandes fördern helfen, richtiger gesagt: den Zeitpunkt des Erscheinens mitbestimmt. Denn schon der 4. Band des Sammelwerkes hätte Kaltenbrunners Dichtungen aufnehmen sollen, aber die Tochter des verewigten Poeten vereinigte sich mit den Mitgliedern des Stelzhamerbundes zur Herausgabe eines Jubiläumsbandes. Den steinernen Denkmälern in der Vaterstadt des Dichters wurde in der Neuveröffentlichung der gelungensten seiner Erzeugnisse ein beredtes Monument zugesellt, das den Namen des schon Verblichenen weiter tragen wird als die stummen Zeugnisse zu Enns.

Zugleich ist hiemit eine Forderung erfüllt worden, welche sich von Seite der literargeschichtlichen Gerechtigkeit erhebt. Denn Kaltenbrunner verdient sicherlich neben Stelzhamer, Schosser, Moser, Purschka als Vertreter der oberösterreichischen Dialektpoesie einen würdigen Platz. Er zeichnet das Leben seiner Heimat von einer bestimmten Seite, in einer Perspektive, die ihm seine Individualität stellt. Er betrachtet seine Landsleute in ihrem Gebaren bei Lust und Leid, er sieht die oberösterreichische Natur, die ihn umgebende Welt mit eigenen Augen und stellt sie so dar, wie er sie geschaut hat; allerdings hat er seine Lehrmeister in der Darstellungsweise — Stelzhamer steht obenan, Hebels Einwirkung ist auch nicht zu verkennen — und insoferne sind seine Liedchen und Sprüche nicht ganz originell: aber seine Individualität läßt sich doch in seinem besonderen Verhältnisse zu den von ihm gezeichneten Gestalten, in den Beziehungen zum Volke, zu Gott und Welt erkennen; und diese verrät einen liebenswürdigen Menschen, der in seinem festen Gottvertrauen, seiner unwandelbaren Anhänglichkeit zur Heimat, seiner tiefen Liebe zur Natur Leser und Hörer gewinnen muß, einen Menschen, der zwar in seinem Wesen einen schwermütigen Zug zur Schau trägt, aber auch ein offenes Herz für die mäßigen Freuden des gesellschaftlichen Lebens hat. Im Leben wie in der Dichtung lernen wir in ihm einen zarten und besorgten Ehegatten, einen hingebungsvollen Vater und einen eifrigen und gewissenhaften Beamten kennen. Die Poesie war ihm von frühen Jahren bis zu seinem Tode eine stete Begleiterin, Freundin und Trösterin. Er fühlte sich zum Dichter berufen und seiner hehren Göttin ist er nicht untreu geworden.

Nicht alles, was er geschaffen, hat die Mitwelt in gleicher Weise entzückt oder befriedigt; aber ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner Lyrik vermag noch heutzutage unsere Aufmerksamkeit zu erregen und in Stunden der Erholung uns angenehm zu unterhalten. Unter den Sängern der Heimat und des Vaterhauses gebührt ihm ein hervorragender Platz. In erster Linie jedoch ist der Oberösterreicher verpflichtet, diese Dichtungen als das in bestimmten Farbentönen gehaltene Bild seines Lebens in Ehren zu halten und deren Gedächtnis zu bewahren.

Diese Ehrenpflicht ist in dem vorliegenden Bande auf liebevolle Weise erfüllt worden. Gleichwohl sind die Herausgeber ohne einseitige Überschätzung der Bedeutung ihres Landsmannes vorgegangen und haben sich auf eine Auslese des Besten beschränkt. Die Anlage ist wohl überlegt. An die Spitze ist Kriehubers gelungenes Bildnis des Poeten, aus dem Jahre 1844 gestellt. Die einleitenden Worte (S. V bis VIII), die von Dr. H. Zötl stammen, setzen hauptsächlich Anlaß und Zweck der Herausgabe des Bandes auseinander, kennzeichnen in Kürze, was Kaltenbrunner seinem Lande gewesen ist, und sprechen von den ferneren Plänen des Stelzhamerbundes. Der Lebenslauf des Dichters (S. IX—XXIII) ist von der in Laibach lebenden, schriftstellerisch tätigen Tochter, Frau Hedwig von Radics-Kaltenbrunner, gezeichnet und geht dem biographisch und literar-historisch Wichtigen nach. Die Auswahl der Dichtungen (S. 1—181) ist in drei Teile gegliedert: der erste enthält 24 hochdeutsche Gedichte; der zweite umfaßt das Volksmundartliche, der dritte reproduziert eine der tiefstempfundenen Erzählungen aus dem oberösterreichischen Dorfleben: „Sepp, der Holzknecht". Die hochdeutschen Gedichte sind den „Vaterländischen Dichtungen" (Linz, 1835), den „Lyrischen und epischen Dichtungen" (Wien, 1838) und dem handschriftlichen Nachlaß entnommen. Das aus dem Jahre 1821 stammende Gedicht „Ennstal" läßt uns die Glätte der Verse des Siebzehnjährigen bewundern. „Schuberts Totenfeier" (1828) ist ein erhebender Klagegesang; Beachtung verdient auch das in Nibelungenversen abgefaßte erzählende Gedicht „Kaiser Maxens Sarg" (1830). Mit Freude begrüßt man in der Sammlung das anmutige Liedchen „Abendruhe" (S. 25). Des Poeten „Lebewohl an Oberösterreich" (S. 35—37) ist eine Perle unter seinen Liedern, die der Heimat gewidmet sind.

Der mundartliche Teil hält im großen ganzen die chronologische Aufeinanderfolge der dichterischen Erscheinungen fest. Die Anordnung nach sachlichen Gesichtspunkten, nach Gegenständen, Motiven, Stimmungen wäre nach meiner Meinung geeigneter gewesen. Ein Versuch ist gemacht, aber nicht gleichmäßig durchgeführt worden. Die Auslese ist jedoch so getroffen, daß wir einen Überblick über die große Mannigfaltigkeit der Gegenstände gewinnen. Über die Berechtigung zur Aufnahme einzelner Stücke könnte man allerdings in dem einen oder andern Falle streiten; aber ein sicheres Urteil hat die Herausgeber fast durchwegs das Beste erkennen lassen.

„Sepp, der Holzknecht", ist durch sorgfältige Charakterentfaltung, plastische Schilderung von Seelenzuständen und feine Naturbilder ausgezeichnet. Die Figuren sind sicher aufgefaßt und folgerichtig durchgeführt. Es sind kräftige, markige Gestalten, frei von Sentimentalität, bieder und wahr; ihre Gesinnung ändert sich nur langsam unter dem Drucke mächtiger Erlebnisse; ihr Inneres wird mit seltener Anschaulichkeit bloßgelegt, die Stimmung jedes bedeutsamen Augenblicks analysiert. Die Beschreibungen

der Alpennatur versetzen uns lebhaft in die eigenartige Welt der Schrecken und Gefahren und zaubern vor unsern Blick das Wildromantische der Landschaft, das in den Bewohnern uns unbekannte Leidenschaften zur Entwicklung bringt. Die Begebenheit selbst ist so lebenswahr erzählt und greift so in unser innerstes Gemüt, daß wir für die Personen der Erzählung hoffen und fürchten, für sie bangen und beben. Die Schilderung ist zugleich ein Kulturbild aus dem einsamen und mühsamen Leben der Alpenbewohner und dem gefahrumgebenen Dasein der Wildschützen.

Als Ganzes läßt die Auswahl den Entwicklungsgang des Dichters überschauen: den Übergang von der hochdeutschen Lyrik zur mundartlichen Dichtung und sodann die Zuwendung zur Dorfgeschichte. Die äußere Ausstattung des Bandes ist sehr gefällig, der Druck sorgfältig, die Transskription der Mundart ebenso zusagend wie in den früheren Bänden des Sammelwerkes „Aus dá Hoamát."

Dr. Josef Wihan.

Björnstjerne Björnson: „Gesammelte Erzählungen". Vier Bände. München, Albert Langen, 1905.

Unzertrennlich stehen die Namen Ibsen und Björnson in der Geschichte der modernen Literatur nebeneinander und auch die Zukunft wird sie nicht scheiden, wenngleich bald der eine, bald der andere in den Vordergrund allgemeiner Schätzung trat. Zuerst war Björnson der Berühmte und unbestritten auf dem ersten Platz in seinem Vaterlande. Inneres Feuer, Einfachheit und Geradheit einer elementaren Natur, eine unablässige Spannung, eine Spannkraft seines Wesens, bis zum Sprengen mit Energie geladen und wieder ebenso ehern zusammengehalten durch eine altväterliche, treuherzige Sittlichkeit, alles dies machte ihn zu einem Führer seines Volkes, zum repräsentativen Dichter des neuen Norwegen. Dagegen litt Ibsen freilich nur mit einem zu tiefst verschlossenen Schmerz und mit verbissenen Zähnen — er wußte, wie er sagte, durch seinen Grimm zu wachsen — an dieser Vorherrschaft des Glücklicheren. Ibsen wurde in verlassener Einsamkeit groß und schlug das eigene Ich aus dem sprödesten Stoff heraus. Man leugnete selbst, daß sein Werk Poesie sei, und da rief er gerade Björnson dieses Unvergeßliche zu: „Mein Buch ist Poesie, und ist es keine, dann soll es Poesie werden. Der Begriff Poesie wird sich in unserem Lande, in Norwegen, schon noch dem Buche anpassen." Und er hat sich nicht nur in Norwegen, sondern in der ganzen Welt dem Werk Ibsens so angepaßt, daß Björnson dahinter zurückzutreten scheint.

Aber Ibsens Briefe selbst stellen die Gerechtigkeit her, indem sie Björnson als den einzigen gleichwürdigen Genossen und mit einer tiefsten, innersten Wärme ansprechen.

Die Ausgabe der Werke Björnsons, die erste vollständige und berechtigte in deutscher Sprache, welche Albert Langen veranstaltet, verhilft zu einem uns bisher versagten Überblick über dieses wenn auch ungleichmäßige, doch wahrlich nicht geringe Schaffen. Björnsons dichterische, sittliche Persönlichkeit strahlt gleichsam sein ganzes Volk wider und diese Volkstümlichkeit macht seine Größe aus. Er ist freilich nicht von bewußter Tiefe und bohrender, widerspruchsvoller individueller Kompliziertheit, sondern völlig naiv bis zur Einfalt; aber wenn jemals das, was einem mit der Gesamtheit der Heimat gemein ist, einen erhoben hat, so hat es Björnson groß gemacht. Unablässig waltet eine feurige, zärtliche, zornige und wieder demütige Heimatliebe in ihm und er mag welchen Stoff immer berühren, er formt sein ganzes Vaterland darin. Ist Ibsen durch seine Abkehr von jeder Gemeinschaft zum Weltdichter geworden, so ward es Björnson durch sein Aufgehen im nationalen Wesen. Beide aber bleiben Ausdruck aller Kräfte ihres Volkes und haben, jeder auf seine Weise, die norwegische Flagge über alle Meere geführt.

Wenn man Björnsons Größe richtig würdigen will, mag man von seinen Theaterstücken absehen, welche seine Schwächen in das volle Licht der Bühne rücken und seine Vorzüge in den Schatten drängen. Die derben Instinkte, die groben Effekte, das Übermaß der Spannung, die Einfachheit ihres geistigen Inhalts, die Simplizität und Fragwürdigkeit ihrer Tendenzen schädigen ihren dichterischen Gehalt, der nur in Einzelheiten und sozusagen gebunden darin lebt. Aber den Erzähler Björnson muß man lieben. In seinen Novellen — die Romane sind nicht gleichwertig und enthalten manche Lücken, manche tote Partien — in seinen kleinen Geschichten flammt das reinste Feuer der Menschlichkeit mit einer naturgewachsenen, gleichsam wilden Idealität und einem Urpathos. Er beherrscht nicht nur alle Mittel der plastischen, klingenden, malerischen Darstellung, er spielt mit ihnen, mit der Willkür eines Riesen. Durch eine knappe Form verhalten, konzentriert er all seine Kraft. Und nur ein Riese, nur die höchste Männlichkeit kann so zart sein wie er, so unendlich keusch, so schamhaft tiefblickend in der Behandlung des Feinsten. Seine Rede, die ohneweiters das Derbste bei seinem Namen nennt, flüstert wie ein Maiwehen die letzten Geheimnisse menschlicher Seelen, um dann wieder von dem Brausen unüberwindlicher Leidenschaften gepeitscht, aufzurauschen wie anspringende Flut.

Ich könnte von einzelnem sprechen, wie er Menschen mit einer wahren Furia hinstellt, seinen „Hauptmann Mangana", sein Fischermädchen, seine in Schamhaftigkeit erstarrte, bis zur Verlorenheit keusche Maynhild, könnte Schwächen, Engherzigkeit, einen unleugbaren Moralitätsdünkel, eine fast schematische Auffassung sittlicher Grundgesetze, ein Zuviel an Betonung von erzieherischen Absichten, gut gemeinten, aber einseitigen Tendenzen erwähnen, könnte Motive und Details hervorheben, seine fast raubtierhafte Art, einen Stoff anzuspringen und dann wieder nachlässig und auf jede Weise damit zu spielen, wie mit einem aufgelösten Knäuel. Aber es widerstrebt mir ganz und gar, eine solche lebensvolle Menschlichkeit aus einem Guß in Elemente zu zerlegen, die doch gegenüber all der blühenden Wärme ihrer Vereinigung wenig bedeuten können. Sein Fühlen, Erkennen und Ahnen, nicht das Denken und bewußte Überlegen, sondern die eigentliche Intuition, welche das dichterische Genie ausmacht, reichen bis ins tiefste der menschlichen Natur hinab und sind bei aller gefaßten Kraft und Kunst bis ins feinste verzweigt.

Björnson hat „Absalons Haar" geschrieben, die Geschichte einer leidenschaftlichen, aufopfernden und dabei zerstörenden Mutterschaft, deren Selbstsucht, groß wie ihre Liebe, aus dem Kinde ein Objekt der Kunst macht und damit einem natürlichen Menschen sein Lebensglück planvoll verwüstet. Wer könnte die Liebe und die Gerechtigkeit vergessen, mit der hier Anklage und Verteidigung in einer unsagbar erhabenen künstlerischen Darstellung abgewogen sind, so daß eine furchtbare Fehlbarkeit den goldenen Grund der unsterblichen mütterlichen Güte bekommt!

Ich besinne mich, dieser Erzählung Gleichwertiges zur Seite zu stellen, um von ihrer Schönheit einen Begriff zu geben. Etwa: Grillparzers „Armer Spielmann", Kellers „Gerechte Kammacher", Lagerlöfs „Ingrid", Jakobsens „Frau Fönß", Kiellands „Else", Maupassants »Boule de suif«. Noch anderes möchte sicherlich mit gleichem Recht genannt werden, aber es wäre immer nur das Höchste, das ein zumindest in einem hohen Schöpferaugenblick ganz großer Mensch und Dichter in der mächtigsten Zusammenfassung seiner künstlerischen und sittlichen Persönlichkeit und in solcher knappen Vollendung nur einmal im Leben bieten kann.

Nichts weiter brauchte Björnson gemacht zu haben, und er verdiente die Unsterblichkeit, die seinen Namen dauernd neben dem Ibsens der Zukunft überliefern wird. Und diese eine Novelle ist ein vollgültiger Beweis für die Gerechtigkeit seines Ruhmes.

Dr. Otto Stoeßl.

Buch der Abenteuer. Novellen von Hans Müller. Verlag von Egon Fleischel und Cie. Berlin.

Dieser Novellenband ist eines jener wenigen Bücher, denen man freudig und unbedingt zustimmen kann. Seine einzelnen Stücke haben Glanz und Kraft und sind zu einem wirklichen Buche nicht zusammengeleimt worden, sondern gewachsen. Der unangenehme Ruch des Kleisters, der so häufig über Novellenbüchern liegt, fehlt hier durchaus: man erkennt, daß diese Stücke unter einem Eindruck, nach einem gemeinsamen Plane geschaffen sind. Der junge Autor, der mit seltener Selbstsicherheit und Bewußtheit Wege geht, die auf den ersten Anblick von allen „modernen Errungenschaften" fortzuführen scheinen, hat sich der alten Form der Novelle zugewendet und eine Belebung dieser zuletzt nur noch von wenigen gepflegten Gattung gesucht. — In klaren, schön gefügten Formen prägt sich das Gedankliche jeder Novelle aus, in einer besonnenen und überlegten Art kristallisiert sich das Wesentliche, das, worauf es einzig ankommt. Und Farbe flutet über alle diese funkelnden Flächen, eine wie aus dem Innern von Diamanten geholte Farbe. Es gibt Dichter, die alle Künste der Konstruktion und Analyse beherrschen, die eine Geschichte unvergleichlich aufzubauen verstehen, oder eine Menschenseele zergliedern, daß nicht eine Regung unbenannt und ungedeutet bleibt und die doch nichts von den wundersamen Wirkungen ahnen lassen, wie sie einem andern gelingen, der die geheimnisvollen Reize der Farbe kennt. Diese Wunderwelt der Farbe, die den Baumeistern und Konstrukteuren des kühleren Norden fast unbekannt ist, öffnet sich für die Kunst des Südens. Nicht umsonst stand gerade in Österreich Makart an den ersten spärlichen Quellen des modernen Farbensinnes. Noch immer versteht man sich auf die kleinen Fertigkeiten der Dekoration nirgends so gut wie bei uns und ich zweifle, daß man noch sonstwo so liebliche koloristische Überraschungen erlebt, wie an den frühlingsbunten jungen Mädchen Wiens zur Pfingstzeit. Aber daß dieser Farbensinn Hans Müllers mehr zu geben habe, als eine hübsche Wandmalerei, dafür sorgt sein plastisches Können. Bemalte Statuen möchte ich seine Novellen nennen und damit greift er zu einer alten längst verschollenen Technik zurück, die man lange gar nicht für möglich hielt, so sehr hatte man sich an die Weisheiten nördlicher Kunsthistoriker gewöhnt. „Ein Gottesurteil" gibt, in eine einzige Szene gefaßt, gleichsam im Brennpunkte, eine heiße Geschichte von Leidenschaft, rasender, vernichtender Eifersucht und von einem nicht mehr erträglichen Martyrium stolzer Seelen. „Die historische Novelle" —

vielleicht das beste Stück der Sammlung — zeigt deutlich, wie das ganze Gefüge einem einzigen Punkte entspringt, einer seltsamen Vorstellung, einem gleichsam erstarrten Vorgang, dessen Übersetzung ins Wort sonderbare Klänge gibt. Hier wächst die ganze Geschichte aus einer Reihe von Bildern, die aus den wie von einem Träumenden gesprochenen Worten kommen: im Bade ermordet. Und sogleich fügt sich die Gruppe hinzu, die diese Worte in die Wirklichkeit stellt; Marat, wie er im Bade von Charlotte Corday ermordet wird. Und diese Konzentration des Wesentlichen in eine einzige Szene findet sich bei fast allen Geschichten, jene ausgenommen, in denen ein rein episches Geschehen ruhig fließt („Die Rosen des heiligen Antonius", „Nur, der Prinzgemahl"). „Nur, der Prinzgemahl", ist in mehr als einer Beziehung eines der besten Stücke. Eine köstliche Jugendlichkeit zieht hier gegen norddeutsche Geradlinigkeit zu Felde, eine innige Liebe zu Wien erfindet eine ganz prächtige Fabel, in der die etwas unbesonnene Lebensfreude und die Genußkultur Österreichs sich siegreich gegen freudloses Pedantentum durchsetzt. Nirgends schlägt das Herz des Dichters so lebhaft, wie hier, wo er ein Stück seiner eigenen jungen Lebensweisheit mit den Waffen seiner Künstlerschaft vertritt. Karl Hans Strobl.

Feuilleton.

Franz Prešeren.

Am 10. September l. J. wird in Laibach das Denkmal Franz Prešerens enthüllt, des bedeutendsten Dichters der Slowenen, eines der hervorragendsten Männer der südslawischen Literatur überhaupt, der einzigen slowenischen Dichtergestalt, die in die Sphären der Weltliteratur hineinragt.

Einzelne poetische Augenblicke des Dichters Valentin Vodnik (1758—1819) abgerechnet, hatten die Slowenen vor Prešeren blos Schriftsteller gehabt, die sich nur gelegentlich der Verse bedienten. Man übersetzte oder ahmte nach. Ein bedeutender Dichter war dem kleinen westlichsten Slawenstamme noch nicht beschieden. Da trat auf einmal — wie es in der Literatur nur selten vorzukommen pflegt — ohne nennenswerte sprachliche und prosodische Vorbereiter und Vorgänger um das Jahr 1830 Prešeren als ein großer und vollendeter Dichter auf. Auch dem Deutsch-Österreicher ist sein Name nicht fremd; man kennt ihn wenigstens aus dem tiefempfundenen Nachruf, den Anastasius Grün seinem Landsmann und Lehrer im Klinkowströmschen Institut gewidmet hat.

Prešeren (geb. 1800 zu Vrba bei Veldes) war ein Oberkrainer, nicht aus der Nähe der Städte, sondern aus der Nähe der Berge, wo die Einsamkeit der Alpentäler die Menschen weich und stark macht. Ein gefühlvoller, phantasiebegabter Sohn der sagenumwobenen Seelandschaften (Veldes, Wochein), blieb er bei dem ganzen Reichtum seines Gemütes ernst, in sich gekehrt; er war kein Kollektivist und vertraute nur auf seine eigene Faust, wie der Bauer unter dem Triglav. Und zur späten, trüben, aussichtslosen Lebenszeit konnte er so geduldig, resigniert und kühl werden, wie seine heimatlichen Berge zur ungastlichen Winterszeit. Sein poetischer Stern aber ging nie unter: selbst in den trübsten Perioden hat Prešeren noch Tage mit Sonne und Glanz, wie die Gletscher ihre prächtigen Dezembermittage.

Seine dichterische Tätigkeit fing er in Wien — wo er (1821—1828) seinen juristischen Studien oblag — mit lebensfrohen und heiteren Liedchen an. Wie Grün und Lenau ist er in der Jugend zu Uhland in die Schule gegangen. Er ließ die ersten Früchte seiner Muse im Laibacher „Illyrischen Blatt", meistens in deutscher Umdichtung, erscheinen. Im Jahre 1830 gründete er mit dem gewesenen Professor an der Lemberger Universität, Matthias Čop, um jene Zeit Bibliothekar in Laibach, eine slowenische Zeitschrift in der Art der damals üblichen Musenalmanache, unter dem Titel: »Kranjska Čebelica«. Darin entfalteten sich die Keime seiner Begabung rasch zur vollen Blüte. Die Zeitstimmung verlieh seinem Talent eine leise, weiche, romantische Schattierung, unter welcher seine unerschrockene Eigenart des Denkens und Fühlens nur noch wirksamer zum Ausdruck kam. In der Reflexionslyrik zeigt er sich als ein typischer Slawe, dem sich die reichhaltige Empfindung in Gefühle auslöst, bevor sie prägnante Denkformen annehmen konnte. Dennoch hat Prešeren auch in diesem Genre Gedichte aufzuweisen, worin er die geistigen Kollisionen der Spätromantik mit einer Konsequenz, Aufrichtigkeit und Kraft eingestand und enthüllte, daß man dabei zuweilen an den großen Enttäuschten, Byron, den Prešeren auch übersetzte, denken muß. Einige seiner „Sonette des Unglücks" lesen sich in der Tat wie Partien aus »Child Harold«.

Prešerens Liebeslieder zeigen seine Vorliebe für Petrarca, mit dem er sich auch vergleicht. Wie jener seine Laura, besingt Prešeren seine Julie von der Jugend bis zum späten Mannes-

alter, immer nach neuen Ausdrücken und Bildern für sein ungestilltes Sehnen suchend. Doch sind die Beziehungen zum italienischen Dichter vorwiegend formeller Natur; das Empfinden, wie auch die Ausdrucksweise sind höchst individuell und slowenisch und sowohl in seinen Sonetten wie auch in seinen Ghaselen voll von lieblichen und konkret volkstümlichen Zügen. Aus Italien hat sich Prešeren seine technische Fertigkeit geholt, die er in seinem Sonettenkranz zum Höhepunkt brachte. In vollem Bewußtsein, seinem Volke etwas Bleibendes, Unvergängliches geschaffen zu haben, bildete er mit tiefer patriotischer Hingebung die harte Vergangenheit und trübe Gegenwart seiner Nation ab, seine eigene erfolglose Liebe hineinverwebend. Wie ein Sonnenstrahl dringt sein Lied in die ferne, dunkle Vergangenheit des Volkes und in die entschwundene Pracht der heimatlichen Gefilde. Doch wie bald durchtränkte diese blühenden Auen das Blut und erfüllte sie das Klirren der Schwerter und drückender Sklavenketten! Der Dichter ist sich bewußt, „ein Rufender in der Wüste" zu sein, aber sein visionärer Blick in die Zukunft begeistert ihn zu flammenden Worten, voll Zuversicht und Hoffnung. Bessere Zeiten werden ins Land einkehren, über den Gräbern wird ein Volkslenz aufblühen und helle Lieder werden die dumpfe Grabesstille bannen. Und in dem neugeweckten Chor der Sänger wird auch seine Stimme forttönen.

Vom Jahre 1835 an überwog die reflexive Lyrik. Die verlassene Lage des Dichters bestimmte den wehmutsvollen Ton. Die besten Freunde und Mitkämpfer starben ihm dahin oder zogen sich verstimmt zurück. »Kranjska Čebelica« wurde hauptsächlich wegen Prešerens reiner Liebespoesie von der vormärzlichen Wiener Zensur im Einverständnis mit der Laibacher jansenistischen Geistlichkeit unterdrückt. Der Dichter verglich sich mit dem „schwankenden Rohr in der Wüste". Der trostlose provinziale Alltag lagerte um ihn trüb und träg. Noch einmal holte er mit der ganzen Kraft seiner poetischen Begabung aus und es gelang ihm ein großer Wurf: die lyrisch-epische Dichtung „Taufe an der Savica". Er dichtete sie aus seiner mitfühlenden Nähe zum Volke und dessen Schicksal heraus. Seinen eigenen Seelenzustand projizierte er in die Psychologie des Volkes, das sich in ferner Vergangenheit in ähnlicher Lage befand, wie der Dichter jetzt. Prešeren war ein freisinniger, hochgebildeter Mann, ein Schüler der deutschen Philosophie. Als solcher kam er nach Laibach, wo das Denken nur unter dem dogmatischen Gesichtswinkel möglich war. Mit jugendlichem Mut widerstand er dem Wellenandrang des provinzialen Obskurantismus, solange er sich von einem Kreis junger Männer umgeben sah. Mutig ertrug er sogar die Zurücksetzung im Amte: er mußte wegen seiner „Freigeisterei" volle siebzehn Jahre auf die Stelle eines Landadvokaten warten. Aber als ihm seine rechte Hand, sein Mentor und Freund Čop, in den Wellen der Save starb, da ward er allein und für den ersten Augenblick — „ein schwankendes Rohr". In der „Resignation" senkte er seine Geistesflügel und besang schwungvoll und mit solcher Sympathie, als ob er selber dabei interessiert wäre, den vergeblichen, aussichtslosen Kampf eines heidnischen Slowenenfürsten Črtomir und seine Niederlage gegen die Übermacht des christlichen Heeres. Als nun der Held allein und verlassen an dem Ufer des Alpensees steht — die Handlung spielt in Oberkrain und der Dichter entwirft von seiner Heimat Landschaftsbilder von anheimelnder Schönheit — erfährt er, daß auch seine Geliebte Bogomila, bisher eine Priesterin der Liebesgöttin, von den nationalen Göttern zum fremden Gott übergegangen sei. Sie liebt ihn noch, aber mit der christlichen, metaphysischen Liebe und wünscht ein ewiges Verbinden mit ihm nur im Jenseits. Črtomir sinkt zusammen, nimmt die Taufe an, und als er wieder aufsteht, ist seine eigene trotzige Kraft verschwunden. Er zieht nach Aquileia, wo er die Lehre Christi empfängt, auf daß er sie hinaustrage unter sein heidnisches Volk.

Die Stimmung des Epos war die Stimmung, die damals über dem Dichter lagerte. In einem Einleitungssonett verglich er sich selbst mit Črtomir: so wie sein Held hätte auch er „die hochfliegenden Gedanken begraben". Während er der Resignation Črtomirs aus sich selbst Ausdruck verlieh, dachte er an Čop und an seine Gemeinschaft mit diesem schönen Geiste. Darauf ließ er das Epos 1836 mit einer Widmung an Čops Manen erscheinen. Prešeren hatte seine Gesinnung nicht gewechselt — er versuchte sogar später die „Taufe" als eine „metrische Aufgabe" hinzustellen — er war nur nicht mehr stark genug, die ihn umgebende Dämmerung mit seiner Geistesfackel zu erleuchten und fernzuhalten. Er resignierte: „heitere und trübe Tage vergehen in der Nacht, das Herz mit seiner Freude, seinem Kummer und Schmerz wird im Grabe Ruhe finden." Er ertrug seinen Seelenzustand wie ein vernünftiger Mensch ein mühsames Leben ohne Poesie, Anmut, Glaube und Hoffnung tragen kann, gegen das er keine Hilfe weiß. Persönliche Verhältnisse und die trübe Zeit lagen erdrückend auf ihm. Er vergaß sie nicht, wenn er seine nicht selten witzigen literarischen Epigramme dichtete oder dem zum Illyrismus übergegangenen steirischen Dichter Vraz gegenüber seinen „separatistisch" slowenischen Standpunkt verteidigte. Nur hie und da, in unerwarteten, festlichen Augenblicken der Erinnerung an seine

Jugendliebe oder wenn ihm der Tod eines seiner Jugendfreunde seinen Lebensgang in trauriger Revue passieren ließ und den Gedanken an „die leichte Decke der Erde, deren stille Kräfte den Menschen willig aufnehmen", wachrief — da zogen sich die Wolken auseinander und er dichtete wundervoll verklärte Gedichte. Aber solche Augenblicke wurden immer seltener, sein Leben ging zur Neige, indem es immer einförmiger, poesieloser floß und endlich am 19. Jänner 1849 erlosch.

Prešeren ist der Begründer der slowenischen Kunstdichtung. Er schenkte seinem Volke eine dichterische Sprache; indem er sich eng an die Volkssprache und an das Volkslied anschloß, veredelte er sie mit seinem an klassischen Vorbildern geschulten Geschmack. Er führte in die Literatur fast alle Gattungen der Dichtung ein, und beglückte seine Nation mit Schöpfungen, die dem Besten in der Weltliteratur an die Seite gestellt zu werden verdienen.

Die Kulturidee, die er seinem Volke hinterließ, war die der inneren Intensität, der Verbreitung der Bildung unter dem Volke und die Kultivierung des dazu einzig möglichen Mittels, der Volkssprache. Von diesem Standpunkte ausgehend, lehnte er auch alle „Pan"-Ideen ab. Er glaubte nur an einen παν — an die allgemeine Kultur, die da sicher kommen wird, um Gericht abzuhalten über die kulturell Vorbereiteten und Unvorbereiteten. Prešeren erlebte noch das Jahr 1848. Er konnte noch in einem schwungvollen Gedichte das Kommen der Völker in den sich vorbereitenden Märztagen begrüßen und „ein Lebe hoch allen Völkern, die sich nach dem Tage sehnen, an welchem die Zwietracht aus der Welt vertrieben wird und die Welt nur aus friedlichen Nachbarn, nicht mehr aus Feinden bestehen wird", zurufen. Schön und wahr sind die Worte, die Anastasius Grün über seinen verstorbenen Freund 1849 geschrieben hat: „Der Mann, dessen odysseischer Geist ‚vieler Menschen Städte gesehen und Sitten kennen gelernt hat', fühlte es gar wohl, daß eine gebildete Volkssprache der wohltätige Strom sei, der in seinen Tiefen die Goldkörner jener höheren Gesittung führe, welche allein die in Krämpfen liegende Welt endlich zu beruhigen und neuzugestalten vermag. In diesem Sinne hat der Verewigte in seinen Schriften eines der kostbarsten Vermächtnisse für sein Volk hinterlassen."

Dr. Ivan Prijatelj.

Von der Woche.

28. August. Kongreß der Deutschen und Wiener Anthropologengesellschaft in Salzburg. — Eröffnung der XIII. interparlamentarischen Konferenz in Brüssel.

29. Hofrat Dr. Adolf Peithner Ritter v. Lichtenfels (geb. 1835), Professor an der technischen Hochschule in Wien, in Graz †. — Gegen 9 Uhr abends trifft in Wien die offizielle Meldung ein, daß in Portsmouth der Friedensschluß zwischen Rußland und Japan zu stande gekommen sei. Der Kaiser beglückwünscht telegraphisch den Kaiser von Rußland, daß bei diesem Friedensschluß „die Ehre und das Prestige des Kaiserreiches aufrechterhalten" wurde, den Kaiser von Japan zu dem „schönen, für Japan ehrenvollen Beispiel der Mäßigung" und den Präsidenten Roosevelt zu seiner „erfolgreichen Vermittlungsaktion". Der Kaiser spricht in dem letzteren Telegramm die Hoffnung aus, es möge „nunmehr der Welt beschieden sein, sich der Segnungen des Friedens ungestört und lange Jahre hindurch zu erfreuen."

30. Der permanente Gewerbeausschuß spricht sich für die Einführung der Meisterprüfung aus. — Franz Ruth (geb. 1850), Professor der Geodaesie an der deutschen technischen Hochschule in Prag, in Bad Nauheim †. — In Budapest konstituiert sich eine „Liga für das allgemeine Wahlrecht".

31. Die Regierungen Österreichs und Ungarns kündigen für 1. März 1906 den provisorischen Handelsvertrag mit Italien vom 24. September 1904. — Der permanente Gewerbeausschuß spricht sich für die Einführung des Befähigungsnachweises im Gastwirtgewerbe aus. — Fra Grga Martić (geb. 1822) der „kroatische Homer" in Krešcvo †.

1. September. Eröffnung der Hochschulkurse in Salzburg.

2. Der Kaiser trifft zu den großen Manövern in Stekna (Südböhmen) ein.

*

Der beste Redner und einer der talentvollsten Politiker des Tschechenklubs im Reichsrate, Dr. Stransky, hat auf die Würde des ersten Vizepräsidenten verzichtet. Es wäre verfehlt, diese „Personalnachricht" in ihrer politischen Bedeutung und ihren Folgen zu unterschätzen. Dr. Stransky ist nicht der Mann, der sich damit begnügen würde, wenn man von ihm sagt, »laudabiliter se subjecit«, und in diesem Sinne wird sein Rücktritt aus dem Präsidium des Tschechenklubs zu beurteilen sein. Er hat seinen Schritt nicht mit „Gesundheitsrücksichten" und nicht mit „Überbürdung" begründet, sondern offen ausgesprochen, weshalb er nicht weiter an der Leitung des Klubs und dessen Politik beteiligt

sein will. Dr. Stransky faßt die Änderung, welche sich durch den Amtsantritt des Baron Gautsch vollzogen hat, nicht so optimistisch für die Interessen der Tschechen auf, wie dies bisher im Tschechenklub geschah. Er erklärt, zu Baron Gautsch nicht jenes Vertrauen zu besitzen, daß er sich entschließen könnte, weiter eine Politik zu machen, welche den Kabinettschef in letzter Linie doch nur unterstützt. Mit anderen Worten: Dr. Stransky ist mit der Lösung der schlesischen Parallelklassenfrage nicht einverstanden und erwartet auch in einer zweiten großen Angelegenheit seiner Partei, in der mährischen Universitätsfrage, einen Mißerfolg für die Tschechen. Als mährischer Abgeordneter, ja Führer, will er nicht an der Spitze der Besiegten stehen. Nach den Stimmen der tschechischen Presse gilt es dermalen nicht für ausgemacht, daß die Ansichten Doktor Stranskys für die nächsten Schritte des Tschechenklubs ausschlaggebend sein werden. Aber das kann wohl nur für eine bestimmte Frist Geltung haben. Es wäre verfehlt, anzunehmen, daß der Schritt Stranskys und seine Argumentation auf die Dauer ohne Einfluß auf seine Klubgenossen bleiben könnten, und wer die Taktik der Jungtschechen näher betrachtet, weiß, was man zu erwarten hat. Der Klub wird wieder einen seiner berühmten Termine festsetzen, und wenn dann nicht die „Taten" der Regierung sichtbar werden, dem Kabinett Schwierigkeiten zu machen beginnen. Daß diese Taktik jetzt einen so beredten Fürsprecher und Verteidiger erhält, darin liegt die politische Bedeutung der Resignation Stranskys, die weit über die Türen des Klubzimmers hinausreicht. Zumal in einer Zeit, wo die Regierung angesichts der trostlosen Lage in Ungarn ohnedies reichlich mit „Terminarbeiten" versehen ist.

—L.

*

Deutsches Volkstheater. Wir hätten von den Schriftstellern **Großmann** und **Winter** eine bessere Leistung erwarten dürfen, als sie uns durch ihr Volksstück „**Eine g'sunde Person**" geboten haben. Die Verfasser haben eine ernste Frage in recht heiterer Weise gelöst. Man erfährt nun, wie es eine geschiedene Frau anzustellen habe, um trotz der Strenge des § 111 des B. G.-B. mit einem Andern glücklich zu werden. Das Rezept ist ganz einfach: der neuerkorene Herzensmann versetzt dem geschiedenen Gatten eine tüchtige Ohrfeige, gibt ihm sodann für den geleisteten Verzicht auf seine Frau einen „Hunderter", ladet hierauf die Gäste seines Stammcafés und feierlich den Hausmeister zu einem Schmause ein und erklärt vor diesen Zeugen, in unzertrennlicher Gemeinschaft mit der geschiedenen Frau leben zu wollen. Das ist das Um und Auf dieses Stückes. Dem seligen Bäuerle von Anno dazumal wäre vermutlich auch nichts Besseres eingefallen. Trotzdem ist das Stück mit Beifall aufgenommen worden, den die Autoren vorzüglich Frau **Glöckner** und Herrn **Homma** zu danken haben. Stellenweise wurde der Applaus sogar demonstrativ. Kundige wollen wissen, daß er von den nahezu vollzählig erschienenen Mitgliedern des Vereines geschiedener Ehegatten gezollt wurde.

—o—

*

Das Passionsspiel in Eibesthal. Zum vierten Male kehren heuer die Passionsspiele in Eibesthal wieder. Man muß hinzufügen: in Eibesthal bei Mistelbach, um die Kühnheit des Unternehmens und die Möglichkeit, daß es sich bis heute halten konnte, richtig einzuschätzen. Bei seinem Debüt vor sieben Jahren erschien das Eibesthaler Passionsspiel wie eine waghalsige Spekulation aus dem Boden gestampft. Zu viele ähnlich geartete Spiele, fromme und weltliche, haben sich in den letzten Jahren an die zahlungsfähige Öffentlichkeit gewendet. Man denke nur an Höritz oder Brixlegg, an die verschiedenen Lutherspiele im Deutschen Reiche, an die Volksspiele in Rothenburg und Kochel, an die Hoferspiele in Meran, an das Wormser Volks- und an das Harzer Bergtheater. Von den unterschiedlichen „Meister"- und „Muster"-Spielen, die findige Theaterdirektoren mit bunt zusammengewürfelten Bühnensternen von Zeit zu Zeit veranstalten, oder von dem Schlierseer- und Tegernseer-Bauerntheater, das von dem Augenblicke an, wo es auf die Wanderschaft ging, zur öffentlichen Land- und Stadtplage geworden ist, gar nicht erst zu reden. Alle diese Unternehmungen sind — das muß betont werden — **nach** den Bayreuther Festspielen entstanden, und die Passionsspiele, wie sie heute da und dort mit mehr oder weniger Aplomb auftauchen, sind keineswegs eine natürliche Fortsetzung der mittelalterlichen Mysterienspiele, sondern künstliche Wiederbelebungsversuche, die an die Urformen unserer dramatischen Kunst nur deshalb anknüpfen, weil die Darsteller, zumeist ungeübte Dilettanten, sich nur in ihnen einigermaßen bewegen können und weil anders die Lächerlichkeit, mit Ackerpferden Derbypreise gewinnen zu wollen, gar zu offenkundig würde. Genau betrachtet, bilden selbst die Oberammergauer Passionsspiele, so ehrwürdig auch ihr Alter ist, kein organisches Bindeglied in der Entwicklung unserer dramatischen Kunst; denn der einzige lebendige Faden, der von den Mysterienspielen des Mittelalters zu uns herüberleiten könnte, geht durch die Fastnachtsspiele des Hans Sachs. Diese aber haben englische Berufsschauspieler mit ihrer ausgebildeten Technik

und ihrem durch Shakespeare bereits höchst entwickelten Drama gründlich zertreten. Also auch die Oberammergauer Passionsspiele sind nur ein verspätetes Reis am Baume einer durch theologischen und wohl auch national-konservativen Übereifer künstlich angefachten religiösen Kunstübung, und eigentlich in die Mode gekommen sind auch sie erst durch die allmähliche Durchsickerung der allenthalben dunkel geahnten Festspielidee Richard Wagners, mit der all die erwähnten Unternehmungen unverkennbar in irgend einem ursächlichen Zusammenhang stehen. Man könnte, trotz ihrem oft nur zu geschäftlichen Charakter, beinahe sagen: in einem idealen Zusammenhang, wenn nicht eben einseitige Verzerrungen zu kleinlichen Sonderzwecken ihn gar zu sehr verdunkelten und trübten. Und dennoch wirkt und lebt in vielen dieser wohl nur selten einem allgemeineren Bedürfnis entsprungenen Spiele etwas von der anonymen Kraft des Bayreuther Kunst- und Kulturgedankens, der in seiner tiefsten und höchsten Absicht dahingeht, durch wachsende Gewinnung neuer, bisher ausgeschlossener Kreise für die theatralische Kunst „die Veredlung und Befreiung eines reich begabten Volksgeistes zu befördern, der sonst in die Nöte seiner Unfreiheit und in die Roheit seiner realen Interessen zu versinken droht". Diese erfreuliche Beobachtung war der schönste Gewinn, den ich vor einigen Tagen von einem Besuche der Eibesthaler Passionsspiele mit nach Hause genommen habe. Gewiß, auch sie bilden für die weite Öffentlichkeit keine künstlerische Notwendigkeit und auch sie verdanken ihr Dasein lediglich dem Willen eines einzigen. Es versteht sich beinahe von selbst, daß dieser Einzige auch in Eibesthal ein Dorfschullehrer gewesen ist, dessen künstlerischer Drang sich irgend ein Feld der Betätigung suchte. Die meisten künstlerischen Veranstaltungen auf dem flachen Lande sind ja auf eine ähnliche Urheberschaft zurückzuführen und es müssen nicht immer bloß Ehrgeiz und Wichtigtuerei die Haupttriebfeder sein. Man muß nun wissen, wie wenig Kunstsinn in Weingegenden zu Hause ist und wie leicht dort die überschüssigen, im Tagesrobot nicht verbrauchten Kräfte in wilde Rauflust ausarten, um den erziehlichen Wert solcher Veranstaltungen zu erkennen. Seit dem Bestande der Passionsspiele soll es in Eibesthal, so wurde mir versichert, keine größere Rauferei gegeben haben, und man sieht den Leuten förmlich den Stolz an, die ersten Weihen der Kunst empfangen zu haben. Freilich im Anfang wurden sie von ihren Ortsnachbarn nicht wenig verspottet und wohl auch gar ernstlich verfolgt. Gab es Wetterschäden oder Mißernte, dann waren die Passionsspiele daran schuld, und es hat eine geraume Zeit gebraucht, bis sich die erhitzten Gemüter durch die Tatsache, daß selbst der Herr Pfarrer an den Spielen fördernden Anteil nahm, beruhigen ließen. Nun wandern auch sie an Sonn- und Feiertagen nach Eibesthal zum Besuche der verrufenen Spiele, um sich von den schön gestellten Bildern der Passion erbauen und von den freundlich-ernsten Mädchenchören, die sie stimmungsvoll begleiten, in reinere Sphären des irdischen Lebens hinüberheben zu lassen. Man muß dieses neugewonnene Publikum in seiner schau- und hörfreudigen Andacht belauscht und den künstlerischen Eifer der Spielleute beobachtet haben, um das kleine ästhetische und ethische Erziehungswerk, das da ein in öde Dorfeinsamkeit verschlagener Lehrer vollbracht hat, nach Gebühr zu bewerten. War der Sonntag, den ich jüngst in Eibesthal verbrachte, auch kein Festtag meines Lebens, zu bereuen aber hatte ich ihn nicht.

Theodor Antropp.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 45. □ Redaktionsschluß 2. September 1906. □ Ausgegeben 7. September 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 46: 9. September 1906. □□

Die Wiener Gemeindeverwaltung und der Fall des liberalen Regimes in Staat und Kommune.

Von Dr. Felix Freiherrn von Oppenheimer.

I. Die Wiener Gemeindeverfassung seit Verleihung der Gemeinde-autonomie.

Ebenso wie der Konstitutionalismus in der Staatsverfassung knüpft auch die Selbstverwaltung der Gemeinde in Österreich an jenen großen Systemwechsel an, der durch die Revolutionstage in der Mitte des vorigen Jahrhunderts so unvorbereitet und plötzlich herbeigeführt wurde. Es war das wenige Wochen nach Erlassung der ersten Gesamtstaatsverfassung am 17. März 1849 verkündete Stadionsche Gemeindegesetz, welches die kommunale Verwaltung dem bis zum Vormärz entscheidenden Einfluß der staatlichen Bureaukratie entzog, die freie Gemeinde als Grundlage des freien Staates und alles, was die Interessen derselben zunächst berührt und innerhalb ihrer Grenzen vollständig durchführbar ist, für ihren natürlichen Wirkungskreis erklärte. Mit diesen Worten war auch für Wien, dessen am 6. März 1850 erlassenes Gemeindestatut auf dem Stadionschen Gemeindegesetze beruhte, die Verwaltung der Stadt, wie es im Mittelalter gewesen, wieder zu einer Angelegenheit ihrer Bürger geworden.

Die so verkündete Gemeindefreiheit sollte indessen nicht lange dauern. Mit Patent vom 31. Dezember 1851 wurde die gar nicht wirklich ins Leben getretene, durch die bewaffnete Auflehnung der Ungarn von vornherein aussichtslose Gesamtstaatsverfassung formell aufgehoben, mit ihr auch das Stadionsche Gemeindegesetz. Mit der Selbstverwaltung war es für ein Jahrzehnt so gut wie vorbei. Die Gemeinden wurden den politischen Regierungsbehörden untergeordnet und mußten sich damit begnügen, ihre Vorstände in periodisch berufenen Bezirksausschüssen, welche den untersten Organen der Staatsverwaltung, den landesfürstlichen Bezirksämtern, als Beratungskörper beigegeben wurden, vereinigt zu sehen. Im April 1859, zehn Jahre nach der Stadionschen Gemeindeordnung, erschien ein neues Gemeindegesetz, welches den Städten das Recht einräumte, um Revidierung ihrer Statuten nachzusuchen. Drei Monate später stellte ein kaiserliches Manifest, wodurch der den unglücklichen italienischen Feldzug abschließende Frieden verkündet wurde, „zeitgemäße Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung" in Aussicht. Das kaiserliche Diplom vom 20. Oktober 1860 vollzog endgültig die Rückkehr

zum repräsentativen System. Die ihm von seinem geistigen Urheber, dem Grafen Agenor Goluchowski, gegebene feudal-föderalistische Ausführung freilich wurde wenige Monate darauf, nicht zum mindesten mit Rücksicht auf die auswärtigen Verhältnisse der Monarchie, von dem deutsch-zentralistischen Regime abgelöst. Die erste große Aufgabe des neuen konstitutionellen Reichsrates bildete die grundsätzliche Regelung des Gemeinderechtes, das Ergebnis derselben das Gesetz vom 5. März 1862. Dieses begnügte sich mit wenigen grundlegenden Bestimmungen und übertrug das eigentliche Gebiet der Gemeindegesetzgebung den Landtagen, welche die Verhältnisse der in den einzelnen Kronländern liegenden Gemeinden nunmehr selbständig ordnen sollten.

Natürlich konnte die Wiener Gemeindeverfassung* von so vielfachen Wechseln nicht unberührt bleiben. Ihre rechtliche Grundlage blieb indessen von fundamentalen Änderungen verschont. In der dem Kriege mit Sardinien und den Franzosen vorausgehenden Periode des absoluten Regimes freilich hatte das 1850er Wiener Gemeindestatut, obwohl formell nicht außer Geltung gesetzt, doch nicht zu vollem Leben erwachen können. Vielmehr fristete die im Jahre 1850 gewählte Gemeindevertretung, ohne sich durch Neuwahlen zu ergänzen, ihre Wirksamkeit durch ein volles Jahrzehnt mühselig fort, sah ihre Tätigkeit auf verhältnismäßig untergeordnete Angelegenheiten beschränkt und fand sich der Möglichkeit, öffentlich zu verhandeln und in irgend wichtigeren Dingen selbständig zu verfügen, beraubt. Aber die im Jahre 1860 vollzogene Rückkehr in konstitutionelle Bahnen erhob das Stadionsche Gemeindestatut zu lebendiger Geltung. Unter reger Beteiligung der Bevölkerung wurde im Jahre 1861 eine neue Gemeindevertretung gewählt. Zwei Jahre darauf wurden die im Stadionschen Statut vorgesehenen Bezirksvertretungen, die bis dahin bloß auf dem Papiere gestanden waren, konstituiert. Die Tätigkeit, welche die Reichsgesetzgebung unter Schmerlings Regierung auf dem Gebiete der Gemeinde- und Heimatsgesetzgebung entfaltet hat, ging freilich an der Wiener Gemeindeverfassung nicht spurlos vorüber. Denn wurde einerseits durch das Heimatsgesetz vom 3. Dezember 1863 die durch einen zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalt bis dahin zu Recht bestandene stillschweigende Aufnahme in den Gemeindeverband, sowie die Berufung gegen die verweigerte Verleihung der Zuständigkeit aufgehoben und somit das freie Arbitrium der Gemeinde zu Ungunsten der Rechtsstellung des einzelnen, der innerhalb ihrer Grenzen wohnte, erweitert, so bedeutete anderseits das Gesetz vom 5. März 1862, welches für die in den wichtigeren, den Gemeindehaushalt betreffenden Angelegenheiten gefaßten Ent-

* Vgl. als Quellen zu den folgenden Ausführungen das vom Wiener Gemeinderate herausgegebene Sammelwerk „Wien 1848–1888“, insbesondere die beiden äußerst instruktiven Abhandlungen: „Historische Übersicht“ von H. von Zeißberg und „Die Gemeinde“ von Karl Glossy, ferner die statistischen Jahrbücher der Stadt Wien, sowie die jährlichen Berichte des Bürgermeisters, endlich die als niederösterreichische Landesgesetze publizierten Wiener Gemeindestatute und -wahlordnungen.

schließungen der Gemeindevertretung die Genehmigung des betreffenden Landtages verlangte, eine entschiedene Einschränkung der Gemeindeautonomie. Diese einzelnen Änderungen indessen haben den Gesamtcharakter des Wiener Statuts nicht berührt. Bis zu der im Jahre 1890 vollzogenen Vereinigung der zehn inneren Bezirke mit den Vorortgemeinden ist es in voller Geltung geblieben. Aber auch die beiden Wiener Gemeindestatute der Jahre 1890 und 1900, deren ersteres durch die eben angeführte Erweiterung des Wiener Gemeindegebietes, deren letzteres vor allem durch die Schaffung einer neuen, allgemeinen Wählerklasse für die Gemeinderatswahlen erforderlich wurde und bis auf einzelne infolge Einverleibung der Donaugemeinden (niederösterreichisches Landesgesetz vom 28. Dezember 1904) modifizierte Bestimmungen noch gegenwärtig in Geltung steht, haben der selbständigen Betätigung der Wiener Gemeindevertretung im wesentlichen dieselben Grenzen gewiesen, welche das Stadionsche Statut vor mehr als 50 Jahren gezogen hat.

Die wichtigsten Gebiete kollektiver Betätigung, wie die Einrichtung und Leitung des lokalen Sanitätswesens, die Fürsorge für die Nahrungsmittelversorgung u. s. w. wurden dem natürlichen Wirkungskreise der Gemeinde ausdrücklich zugewiesen, grundsätzlich blieb kein Gebiet ausgeschlossen, welches sich auf die Pflege der geistigen oder materiellen Interessen der innerhalb der Gemeindegrenzen ansässigen Bevölkerung bezog. Wie entwicklungsfähig und wie verantwortungsvoll der der Gemeinde hiemit eröffnete Wirkungskreis war, wird ein Blick auf die außerordentlichen Fortschritte zeigen, welche in dem abgelaufenen halben Jahrhundert die wissenschaftliche Forschung sowie die Technik der Gütererzeugung und des Verkehres genommen haben. Erst durch die innerhalb dieser Zeit getroffenen Verwaltungsmaßnahmen wurden die gewaltigen theoretischen Fortschritte der erst im XIX. Jahrhundert zur selbständigen Wissenschaft ausgebildeten Hygiene zum praktischen Nutzen der Volksgesamtheit verwertet. Der Vorteil, den neben der unverdorbenen Luft und der freien Lage der Wohnstätte insbesondere die Reinheit des Wassers für die Erhaltung des Lebens und die Gesundheit der Bevölkerung bot, ist von keiner Gemeindevertretung besser gewürdigt und mit größerem Nachdruck wahrgenommen worden. Dieser Erfolg spricht sich am unverkennbarsten in der Tatsache aus, daß der Tod, der vor einem halben Jahrhundert noch rund 40 von 1000 Einwohnern jährlich dahinraffte, sich gegenwärtig mit der halben Anzahl der Opfer begnügt.

Der folgenreichste Fortschritt in den letzten fünfzig Jahren indessen ist die Erweckung des sozialen Gewissens, ist die in den wohlhabenderen und gebildeteren Kreisen sich Bahn brechende Überzeugung gewesen, daß die völlig mittellosen Elemente der Bevölkerung nicht nur als Gegenstand armenpflegerischer Tätigkeit in Betracht zu kommen hätten, sondern ebenso wie die mit zu kärglichem Besitz ausgestatteten und daher schwer kämpfenden Bevölkerungsschichten einen berechtigten Anspruch auf Berücksichtigung ihrer Interessen und auf die besondere Fürsorge seitens

der Gesamtheit besäßen. Diese Erkenntnis hat, unterstützt durch die Erfahrung, daß eine Mißachtung jener sozialen Pflichten verderbliche Folgen für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des Gemeinwesens selber nach sich ziehe, die großzügige Wirtschaftspflege und Sozialpolitik, welche die Gemeindevertretung in den letzten Jahren betrieb, deutlich beeinflußt. Sie führte zu einer zweckmäßigeren Ausgestaltung der Armenpflege, vor allem zu einer nachdrücklichen Betonung derjenigen ihrer Aufgaben, welche mehr in der Verhütung drohender Verarmung als in der Erleichterung schon vorhandener Notlagen bestehen. Die in den letzten Jahren vollzogene Verstadtlichung der großen Produktions- und Verkehrsbetriebe (Gas, Elektrizität und Straßenbahnen) hat ein Heer von Arbeitskräften in den unmittelbaren Dienst der Gemeinde gestellt. Was diese auf dem Gebiete sozialer Fürsorge für ihre Angestellten geschaffen hat, wird mit Recht als mustergültig gepriesen und übertrifft in mancher entscheidenden Beziehung die Leistungen der vorgeschrittensten Stadtgemeinden des Auslandes. Aber auch auf dem Felde der allgemeinen Arbeiterpolitik, d. h. der Fürsorge für die Gesamtheit der innerhalb ihrer Grenzen ansässigen Arbeiterbevölkerung, hat die Gemeinde einzelne erfolgreiche Schritte getan und in der städtischen Arbeits- und Dienstvermittlung eine musterhafte Anstalt ins Leben gerufen. Wenn der Gemeindeverwaltung auf dem letztgenannten Gebiete sozialer Fürsorgetätigkeit, dem der allgemeinen Arbeiterpolitik, noch manches zu leisten erübrigt, so ist der Grund hiefür wohl ebenso sehr in der der beruflichen Gruppierung und sozialen Schichtung der ausschlaggebenden Kreise der Wählerschaft angepaßten, in erster Linie um die Interessen des Mittelstandes besorgten Wiener Kommunalpolitik als auch in den ungemeinen Anstrengungen zu suchen, welche allein die auf dem Gebiete der Wirtschaftspflege und des Verkehrswesens in den letzten Jahren erzielten Erfolge in finanzieller Hinsicht verursacht haben.

War demnach die Zahl, Mannigfaltigkeit und Bedeutung der von der kommunalen Verwaltung zu erfüllenden Aufgaben seit einem halben Jahrhundert außerordentlich gewachsen, so hat der Kreis der Wahlberechtigten sowie die Struktur des kommunalen Verwaltungsapparates gleichfalls eine Reihe wichtiger Veränderungen erfahren. Bis zu der im Jahre 1890 vollzogenen Stadterweiterung bestanden diese ausschließlich in schrittweisen Erweiterungen des Kreises der Gemeindewähler und standen mit der allmählichen Ausgestaltung der Staatsverfassung in zeitlichem wie meritorischem Zusammenhang. Schon das Gemeindestatut vom 6. März 1850 hatte die politische Rechtsfähigkeit von dem alten Bürgerrecht, welches im Vormärz regelmäßig an Hausbesitz und Gewerbebetrieb innerhalb der Gemeindegrenzen geknüpft gewesen war, unabhängig erklärt, den Gemeindegenossen aber, d. i. denjenigen, welche in Wien, ohne dort zuständig zu sein, wohnhaft waren und daselbst eine Steuer entrichteten, das Wahlrecht in die Gemeindevertretung vorläufig versagt. Erst das 1867er Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger verhieß diesem Teil der Bevölkerung, welcher im Jahre 1850 nicht viel mehr als ein Drittel der Gesamtbewohnerschaft ausgemacht hatte, nun aber bereits mehr als

die Hälfte derselben betrug, das Wahlrecht zur Gemeindevertretung unter denselben Bedingungen wie den Gemeindeangehörigen. Hiemit war grundsätzlich ausgesprochen, daß ein gewisses Ausmaß der Mitwirkung bei Bestreitung des öffentlichen Aufwandes, ganz abgesehen von der Zuständigkeit als der rechtlichen Zugehörigkeit zum Gemeindeverband, das Recht zur Anteilnahme an der Wahl der Gemeindevertretung in sich schließe. Erst nach nahezu zwanzig Jahren ward ein weiterer entscheidender Schritt in der Richtung der Demokratisierung des Wahlrechtes getan, indem im Jahre 1885 das Ausmaß der eine Voraussetzung der Wahlberechtigung bildenden direkten Steuerschuldigkeit auf fünf Gulden herabgesetzt wurde. Die Gesamtheit derjenigen Bewohner des Gemeindegebietes, welche dieses Steuerminimum entrichteten, machte von nun an in Gemeinschaft mit dem erbgesessenen Bürgertum sowie mit denjenigen, welchen das Gesetz auf Grund ihrer beruflichen Bildung und sozialen Stellung das Wahlrecht in die Gemeindevertretung, ohne Rücksicht auf das Ausmaß ihrer Steuerleistung, zuerkannte (Geistliche, öffentliche Beamte und Bedienstete, Offiziere, Advokaten, Ärzte und sonstige Absolventen inländischer Fachhochschulen, Professoren und Lehrer), den Kreis der Wahlberechtigten aus. So war die Zahl der Gemeindewähler, welche bei den im Jahre 1861 abgehaltenen Wahlen zirka 18.000 betragen hatte, im Jahre 1869 auf rund 27.000, im Jahre 1889 auf nahezu 52.000 gestiegen. Aber so wenig das Wahlrecht bis zu der im Jahre 1900 durchgeführten neuerlichen Wahlreform ein annähernd allgemeines war, so wenig konnte es angesichts des Umstandes, daß die in den einzelnen Gemeindebezirken wohnhafte Wählerschaft in drei Wahlkörpern von gleicher Geltung, aber sehr verschiedener Kopfzahl zusammen gefaßt erschien, ein gleiches genannt werden. Und in letzterer Hinsicht hat auch die Wahlreform des Jahres 1900 in grundsätzlicher Beziehung nichts geändert. Jeder Wahlkörper hatte ursprünglich 40, vom Jahre 1890 an 46 Mandate zu vergeben. Da aber, die Zahlen des Jahres 1889 zu grunde gelegt — das Verhältnis hat sich auch im folgenden Jahrzehnt nicht allzu bedeutend verrückt — die Mitglieder des ersten Wahlkörpers (rund 4200) zirka ein Zwölftel, diejenigen des zweiten (rund 12.800) zirka ein Viertel und diejenigen des dritten (rund 34.800) zirka zwei Drittel der Gesamtheit der Wahlberechtigten (damals rund 51.800) ausmachten, mußte eine Stimme des ersten 3 Stimmen des zweiten und mehr als 8 Stimmen des dritten Wahlkörpers aufwiegen. Die Stadterweiterung des Jahres 1890, welche von einer durchschnittlich minder wohlhabenden Bevölkerung bewohnte Gebiete in die Gemeindegrenzen einbezog, ließ die Gesamtzahl der Wähler von 54.000 auf zirka 79.000, also in etwas geringerem Verhältnis anschwellen als jene der Gesamtbevölkerung des Gemeindegebietes (von 817.000 auf zirka 1,342.000). Trotz der schon im Jahre 1885 erfolgten starken Herabsetzung des Steuerzensus entfiel im ersten Jahre nach der Konstituierung Groß-Wiens ein Gemeindewähler auf kaum 17 Gemeindebewohner und mehr als drei Viertel der großjährigen männlichen Bevölkerung blieben von dem Wahlrecht in die Gemeindevertretung ausgeschlossen.

Erst die im Jahre 1900 erlassene neue Gemeindewahlordnung hat unter Anlehnung an die im Jahre 1894 geschaffene allgemeine Kurie der Reichsratswähler auch für die Wahlen in den Gemeinderat einen neuen vierten Wahlkörper mit 20 neuen Mandaten konstituiert, in dem alle volljährigen männlichen Bewohner des Gemeindegebietes, so ferne sie seit drei Jahren ununterbrochen daselbst ihren ordentlichen Wohnsitz hatten, ohne Rücksicht auf Steuerleistung und eventuelle Zugehörigkeit zu den übrigen Wählerklassen, zur Urne berufen wurden. Die Zahl der Wahlberechtigten dieses neu geschaffenen Wahlkörpers betrug bei den zum ersten Male vorgenommenen Wahlen über 228.000 für sämtliche 20 Bezirke. Es ist von vorneherein klar, daß eine derart geringfügige Anzahl neuer Mandatare den Gesamtcharakter der Gemeindevertretung im wesentlichen auch dann nicht zu ändern vermocht hätte, wenn die Gesamtheit der Vertreter des vierten Wahlkörpers auf Grundlage des sozialdemokratischen Programmes gewählt worden wäre. Da indessen die Stimmen derjenigen Gemeindewähler, welche *auch* im vierten Wahlkörper wählen, die Stimmen jener, die *bloß* in diesem zur Wahlhandlung berechtigt erscheinen, zum großen Teil paralysieren, erschien eine irgend ernsthafte Behinderung der politischen und wirtschaftlichen Betätigung der Gemeinderatsmehrheit von Anfang an ausgeschlossen.

Durch die mit Landesgesetz vom 28. Dezember 1904 erfolgte Zusammenfassung der Donaugemeinden zu einem neuen, dem 21. Wiener Gemeindebezirk wurde die Zahl der Gemeinderäte um sieben vermehrt. Von diesen neuen Gemeinderatsstellen entfallen je zwei auf den ersten, zweiten und dritten, eine auf den vierten Wahlkörper. Demnach besteht die Wiener Gemeindevertretung der neuesten Gemeindewahlordnung zufolge aus 165 Mitgliedern, welche auf 6 Jahre gewählt erscheinen und ihr Ehrenamt unentgeltlich versehen. Der erste Wahlkörper umfaßt die Höchstbesteuerten, das sind sowohl diejenigen, welche an Grundsteuer mindestens 200 K, an Grund- und Gebäudesteuer (einschließlich der Steuer vom Einkommen aus dem Ertrage steuerfreier Häuser) mindestens 400 K oder an allgemeiner Erwerbsteuer mindestens 100 K nebst Gemeindezuschlägen entrichten, als auch jene, welche an Personaleinkommensteuer mindestens 200 K seit wenigstens einem Jahre in der Gemeinde jährlich zahlen. Der zweite Wahlkörper umfaßt diejenigen, welche wenigstens 40 K an einer der eben genannten Steuerarten unter den gleichen Bedingungen wie oben entrichten, der dritte Wahlkörper diejenigen, welche an einer der drei oben zuerst genannten Steuerarten mindestens 8 K oder an Personaleinkommensteuer mehr als 20 K gleichfalls unter denselben Bedingungen wie oben leisten. Von den Gewählten waren im Jahre 1901 zirka zwei Fünftel Gewerbe- und Handeltreibende, ein Viertel Beamte, Geistliche, Advokaten (Notare), Ärzte (Apotheker) und Lehrer, zirka ein Neuntel Techniker, Schriftsteller und Angehörige sonstiger freier Berufe, rund ein Sechstel Private, ein unbedeutender Bruchteil (ein Sechzehntel) Gewerbegehilfen und Privatbedienstete, also wirtschaftlich abhängige Elemente. Mehr als die Hälfte der Gemeinderäte waren Hausbesitzer.

Die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten obliegt einerseits dem Gemeinderate, beziehungsweise dem Stadtrate, anderseits dem Magistrate. Der Gemeinderat besorgt die laufenden Geschäfte zum großen Teile durch Kommissionen und ständige Ausschüsse. An seiner Spitze steht der aus seiner Mitte auf sechs Jahre gewählte Bürgermeister. Die Funktionsdauer der beiden Vizebürgermeister beträgt drei Jahre. Der Stadtrat, aus dem Bürgermeister, den Vizebürgermeistern und (seit Einverleibung der Donaugemeinden) 27 aus der Mitte des Gemeinderates auf sechs Jahre gewählten Mitgliedern zusammengesetzt, bildet ein dem Verwaltungsorganismus der Gemeinde im Jahre 1890 neu eingefügtes administratives Organ. Er besorgt sämtliche Angelegenheiten der praktischen Administration, ist mit der Vorberatung und Antragstellung bezüglich aller der Entscheidung des Gemeinderates vorbehaltenen Gegenstände betraut und ernennt, pensioniert und entläßt sämtliche Gemeindebeamte und Angestellte. Seine Tätigkeit ist von derjenigen des Gemeinderates nicht unabhängig zu denken und der Bürgermeister ist auch sein leitender Geist.

Das eigentliche Exekutivorgan der Gemeinde bildet der Magistrat. Im Vormärz mit der Vermögensverwaltung der Stadt betraut, in seinem bescheidenen Wirkungskreis durch Eingriffe der Staatsregierung beständig gehemmt und bevormundet, erscheint er in der konstitutionellen Ära nicht bloß zur Durchführung der in den natürlichen Wirkungskreis der Gemeinde fallenden städtischen Angelegenheiten, sondern auch zur Besorgung jener Aufgaben berufen, welche ehemals von dem absoluten Staate an sich gezogen, den Gemeinden in der Verfassungsära allmählich restituiert und dem natürlichen als übertragener, die „öffentlichen Angelegenheiten in der Stadt“ betreffender Wirkungskreis angereiht worden sind. Er handhabt die der Gemeinde zustehende Lokal- (Reinlichkeits-, Gesundheits-, Feuer-, Markt-, Bau- und Straßen-) Polizei und ist berechtigt, in Angelegenheiten derselben allgemeine Anordnungen und Verbote zu erlassen. Auch seinen Vorstand bildet der Bürgermeister. Derselbe ernennt den Magistratsdirektor, welcher die in die Kompetenz der politischen Bezirksbehörde fallenden (Militär-, Staatssteuer-, Gewerbe- und sonstigen) Angelegenheiten im übertragenen Wirkungskreise besorgt und dem die Vorstände der einzelnen fachlichen Abteilungen unterstehen. Der Magistratsdirektor bildet die eigentliche Seele der weitverzweigten städtischen Verwaltung. In den ihm unterstellten Abteilungen sind die in langjähriger Arbeit erprobten Techniker, Juristen und Ärzte zu harmonischem Wirken vereinigt, die in unermüdlicher Hingabe an ihren Beruf die Beschlüsse der wechselnden Gemeindevertretungen in die Tat umgesetzt und die österreichische Metropole zu der gesunden und schönen Stadt gestaltet haben, als die sie gegenwärtig erscheint.

Im Interesse der anläßlich der administrativen Vereinigung der Vororte mit dem alten Stadtgebiete notwendig erschienenen Vereinfachung und Dezentralisation der Verwaltung wurden zu Beginn der Neunzigerjahre in den einzelnen* Gemeindebezirken magistratische Bezirksämter errichtet. Diese unterstehen unmittelbar dem

* Für den I. und VIII. Gemeindebezirk besteht ein gemeinsames magistratisches Bezirksamt.

Magistrat, welchen sie auch in seiner Eigenschaft als politische Behörde erster Instanz vertreten. Ihnen obliegt in den Bezirken die Besorgung derjenigen magistratischen Geschäfte, welche nicht vermöge ihrer Natur von einer Stelle aus erledigt werden müssen. Wie lebhaft das Bedürfnis ist, dem sie entsprechen, beweist ihre von Anfang an große,[1] beständig wachsende Inanspruchnahme. Die Zahl der bei ihnen eingelaufenen Geschäftsstücke war im Jahre 1902 mehr als dreimal so groß als die jener beim Magistrat.

Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Exekutive erscheint dem Bedürfnis nach Dezentralisation der munizipalen Verwaltung Rechnung getragen. Auch die bereits erwähnten Bezirksvertretungen wirken im gleichen Sinne. Nach Einbeziehung der Vorortgemeinden in sämtlichen Wiener Gemeindebezirken konstituiert, haben sie die Aufgabe, die kommunale Verwaltung in ihren Bezirken in möglichst unmittelbare Berührung mit der Bevölkerung selbst zu bringen und den besonderen Bedürfnissen ihres engeren Gebietes in entsprechender Weise Ausdruck zu geben. An sie schließen sich die von ihnen gewählten Armenräte, die Waisenväter und Waisenmütter, ferner die mit der Verwaltung der Schulangelegenheiten betrauten Organe des Bezirks- und Ortsschulrates an. Die Bezirksvertretungen bestehen aus mindestens 18 und höchstens 30 von den Wahlberechtigten der ersten drei Wahlkörper eines jeden Bezirkes für sechs Jahre gewählten Mitgliedern, welche ihren Wohnsitz im Bezirk haben müssen und nicht gleichzeitig dem Gemeinderat angehören dürfen. Die Wähler des vierten Wahlkörpers bleiben von jeder Ingerenz auf die Zusammensetzung der Bezirksvertretungen ausgeschlossen, ein Zustand, der mit dem ebendenselben Personen zuerkannten Wahlrecht für die Gesamtgemeindevertretung in auffälligem Gegensatze steht. Die aus der Mitte der Bezirksvertretungen gewählten Bezirksvorsteher sind Exekutivorgane der Gemeinde und dienen zur Unterstützung des Bürgermeisters in den ihren Gemeindebezirk betreffenden Angelegenheiten des selbständigen Wirkungskreises. Seit 1890 kommt diesen Bezirksvertretungen oder Bezirksausschüssen, deren einzelne Mitglieder bis dahin bloß Hilfsorgane und Ratgeber des Vorstehers waren, die Funktion eines beschließenden Organes zu. Denn ihnen obliegt die Besorgung jener Angelegenheiten des selbständigen Wirkungskreises der Gemeinde, welche die Interessen des Bezirkes zunächst berühren und innerhalb seiner Grenzen mit den der Verwendung im Bezirke gewidmeten oder vom Gemeinderate bewilligten Mitteln vollständig durchgeführt werden können, soferne ihnen diese Angelegenheiten vom Gemeinderate ausdrücklich übertragen worden sind. Über das für die besonderen Bedürfnisse des Bezirkes sich ergebende Erfordernis ist ein jährlicher Voranschlag an den Gemeinderat einzusenden. Aber auch sonst ist reichliche Vorsorge getroffen, daß diese Vertretungen lokaler Interessen ihren Wirkungskreis nicht überschreiten. Es liegt in der Hand des Bürgermeisters, einen seines Unterordnungsverhältnisses nicht eingedenken Bezirksvorsteher seines Amtes zu entkleiden, sowie in jener des Gemeinderates, mit der Auflösung des Bezirksausschusses vorzugehen.

Das die Einverleibung der Donaugemeinden statuierende, jüngsterlassene niederösterreichische Landesgesetz hat behufs Erleichterung des amtlichen Verkehres dem Verwaltungsorganismus der Gemeinde ein neues fakultatives Glied eingeschaltet. Auf Vorschlag einer Bezirksvertretung kann nämlich der Bürgermeister für einzelne Teile größerer Gemeindebezirke Bezirksaufsichtsräte bestellen, welche daselbst jene Amtshandlungen des selbständigen und übertragenen Wirkungskreises, die ihnen vom Bürgermeister mit Zustimmung des Statthalters zugewiesen werden, nach den Weisungen des Vorstandes des magistratischen Bezirksamtes zu besorgen haben. Denselben obliegt in diesem Bezirksteile auch die Vertretung des Bezirksvorstehers nach dessen Anordnungen; sie müssen in dem Bezirksteile, für welchen sie bestellt werden, ihren ordentlichen Wohnsitz haben. Der Wirkungskreis der Gemeindevertretung bleibt auch unter dem neuen Gesetze derselbe, ja, die Grenzen der der Gemeinde zur selbständigen Veräußerung ihres unbeweglichen Vermögens erteilten Vollmacht wurden durch die neuen Bestimmungen beträchtlich erweitert.

* * *

Diesen Abriß der Gemeindeverfassung Wiens muß sich gegenwärtig halten, wer die Entfaltung seines kommunalen Lebens richtig würdigen, mit jener in den städtischen Gemeinwesen des Auslandes in Vergleich setzen will. Die Eigenheiten der Wiener Organisation sind unverkennbar. Nicht wie in London eine Anzahl von in einzelnen Verwaltungsgeschäften voneinander heute noch unabhängigen Stadtdistrikten mit besonderen Behörden und besonderen Finanzen; nicht wie in den deutschen Stadtgemeinden, deren Verfassung auf dem Zusammenwirken besoldeter Beamten, Bürgermeister und Stadträte mit ehrenamtlich arbeitenden Personen aus der Bürgerschaft beruht, denen aber der allein entscheidende Gemeinderat mit dem selbstgewählten, wechselnden Vorsitzenden fehlt; nicht wie in Paris, wo die gesamte Exekutive, soweit sie nicht dem Polizeipräfekten überantwortet ist, in der Hand des gleichfalls von der Zentralregierung ernannten Seine-Präfekten liegt, der als der eigentliche Bürgermeister der Hauptstadt Frankreichs gelten kann; auch nicht wie in einer ganzen Reihe französischer Stadtgemeinden, wo eine Mehrheit von Nichtbesitzenden über das Einkommen der besitzenden Klassen für öffentliche Zwecke verfügt; vielmehr eine einzige große, aus allen Teilen der Metropole gewählte, fast zur Gänze bourgeoise Gemeindevertretung, die seitens der Bezirksvertretungen wohl hinsichtlich der besonderen lokalen Bedürfnisse der einzelnen Gebiete beraten und unterstützt, aber in der Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen der Gesamtbevölkerung in keiner Weise gehemmt werden kann; eine weit ausgedehnte Kompetenz, innerhalb deren jedes neue geistige wie materielle Interesse der Volksgesamtheit Anspruch auf Berücksichtigung zu erheben vermag, zugleich ein besonderer Grad von Unabhängigkeit gegenüber der Staatsregierung, die der Gemeinde die Besorgung der politischen Verwaltung des Gemeindegebietes in der untersten Instanz übertrug; ein aus der Mitte des Gemeinderates frei gewählter Bürgermeister, der an

der Spitze sämtlicher Organe der kommunalen Verwaltung steht und somit auch das alleinige Haupt der gesamten Exekutive bildet.

Es ist klar, daß die Errichtung großer kommunaler Betriebe, welche mit den mannigfachsten Bemühungen um die Ausgestaltung und Verschönerung der Stadt sowie mit sehr zahlreichen Verbesserungen auf den verschiedensten Gebieten der kommunalen Verwaltung Hand in Hand ging, zu ihrer Durchführung eines gewaltigen, aus den ordentlichen Eingängen des kommunalen Haushaltes nicht zu bestreitenden materiellen Aufwandes sowie eines ungewöhnlichen Maßes von Willensenergie und Arbeit bedurfte. Hiebei war die Gemeindeverwaltung nicht bloß auf sich selbst und die energische Unterstützung der Wählerschaft, sondern auch auf die günstige Stellungnahme der Regierung und der parlamentarischen Vertretungskörper, insbesondere des niederösterreichischen Landtages angewiesen. Es war nun eine für die Entwicklung Wiens günstige Fügung des Geschickes, welche es der Vertretung der Stadt ermöglichte, ihren Weg unbehindert durch die fast völlige Stockung der Reichsgesetzgebung, ja fast des gesamten Verfassungsapparates zu verfolgen. In früheren Jahrzenten hatte der Umstand, daß für den Gang der Reichspolitik maßgebende Persönlichkeiten in engster Fühlung mit Wien und seiner Vertretung standen, dem Vorgehen dieser letzteren kräftige Impulse und erhöhte Sicherheit gegeben. Jetzt, in dem letzten Drittel der Neunzigerjahre und zu Beginn des neuen Jahrhunderts sollten die anarchischen Zustände im Zentralparlament gerade derjenigen politischen Partei, zu der sich die neue Gemeinderatsmehrheit bekannte, vermehrte Bedeutung und Geltung sichern. Von der der Wiener Gemeindeverfassung charakteristischen dominierenden Stellung des Bürgermeisters ist schon die Rede gewesen. Dieser wird nicht etwa wie in Deutschland von der Regierung ernannt, er ist von vornherein der ausgesprochene Vertrauensmann der Wählerschaft, welche ihn in den Gemeinderat entsendet, der ausgesprochene Vertrauensmann des Gemeinderates, welcher ihn zu seinem Oberhaupte wählt. Erscheint er zudem, wie das seit Jahren der Fall, als der anerkannte Führer der Mehrheit des niederösterreichischen Landtages, welch letzterem ein maßgebendes Aufsichtsrecht gegenüber der Wiener Gemeindevertretung zusteht — und zugleich als Haupt einer nicht sonderlich großen, aber energischen und festgeschlossenen Fraktion des Zentralparlaments, so mußte seine derart gesteigerte politische Geltung auch dem von ihm vertretenen Gemeindeprogramm einen erhöhten Nachdruck verleihen.

* * *

So maßgebend nun auch die Kompetenz der Gemeinde und die innerhalb derselben entfaltete reichhaltige Tätigkeit einer zweckmäßig organisierten Gemeindeverwaltung für die Entwicklung der Stadt gewesen, so läßt sich diese doch nicht unabhängig von der Stellung Wiens als Residenz eines großen Hofes und als Hauptstadt eines ausgedehnten Reiches denken. Die Verbindung Wiens mit dem regierenden Hause findet keine Parallele in der Geschichte. Denkt man gar an den

alten inneren Bezirk zurück, der bis zum Ende der Fünfzigerjahre allein das eigentliche Stadtgebiet bildete, so fällt diese Verbindung und mit ihr die überragende Bedeutung der Dynastie noch mehr in die Augen. Diese Stellung des väterlichen Hausherrn, welche das regierende Haus in wechselvollen und schicksalsschweren Jahrhunderten ununterbrochen innegehabt, ist ungeachtet aller baulichen Umgestaltung und politischen Wandlungen der letzten Jahrzehnte speziell in der äußeren Physiognomie seiner Residenzstadt erhalten geblieben: seine alte Burg hat sich verjüngt und erweitert; seine Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, seine Theater und seine Gärten wurden zu Bildungs- und Erholungsstätten des Volkes. Die stolzesten Denkmäler der österreichischen Geschichte, welche die Plätze der Hauptstadt zieren, sind Erinnerungen an glorreiche Mitglieder seines Hauses und an ruhmbedeckte Führer seiner Armeen. Die Begriffe von Staat und regierendem Haus, die frühere Zeiten kaum auseinanderzuhalten vermochten, haben wir, vor allem dank der großherzigen Entschließung des Kaisers selbst, heute freilich zu trennen gelernt, und nur mehr in der Bezeichnung des Archivs, das die Dokumente einer unvergleichlichen Vergangenheit aufbewahrt, sind sie in brüderlicher Vereinigung erhalten geblieben.

Aber auch diese traditionelle Verbindung Wiens mit der Dynastie reicht in keiner Weise zur Veranschaulichung jener Einwirkung aus, welche der regierende Kaiser auf die Entwicklung der Hauptstadt genommen. Diese Einwirkung offenbart sich am deutlichsten dort, wo es galt, der Gemeinde neue Aufgaben zu weisen und ihr zur Erreichung derselben hinreichende Mittel zu sichern. Die am 20. Dezember 1857 verkündete kaiserliche Botschaft, welche den Fall der die innere Stadt umgebenden Festungswerke verfügte, bezeichnet die Geburtsstunde des neuen Wien. Die Kommission, welche auf dem durch die Niederlegung der Festungsmauern und Ausfüllung der Gräben gewonnenen Boden sowie auf dem breiten Gürtel des alten Glacis Straßen, Baugründe und öffentliche Gärten anzulegen und so das unter dem Namen der Stadterweiterung bekannte großangelegte Werk im einzelnen durchzuführen berufen war, wurde vom Monarchen ernannt und war der Zentralregierung verantwortlich. Die Quellen, welche, bei Reichenau entspringend, auf mächtigen Aquädukten von den Abhängen der Alpen in die Hauptstadt geleitet werden, sind zum großen Teile des Kaisers persönliches Geschenk. Aber wie ließe sich durch Aufzählung einzelner, wenn auch noch so bedeutender Episoden die Wirkung einer unermüdlich tätigen, wahrhaft väterlichen Fürsorge veranschaulichen, deren sechstes Jahrzehnt sich in wenigen Jahren vollendet!

Daß auch die wechselnden Regierungen sowie die Gesetzgebung des Reiches der Entfaltung der Hauptstadt mit den Mitteln des Gesamtstaates zu Hilfe kamen, lag im wohlverstandenen Interesse des letzteren selbst. Freilich ist die Bedeutung, welche die Entwicklung und Wohlfahrt Wiens für die einzelnen Glieder des Reiches besitzt, von den verschiedenen Regierungen je nach ihrer politischen Färbung verschieden gewürdigt worden. Die Ministerien deutsch-zentralistischer Richtung, welche in den Sechziger- und Siebzigerjahren mit kurzen Unterbrechungen die Geschäfte

führten, mußten schon der Grundforderung ihres eigenen politischen Programmes zuliebe diese Bedeutung aufs höchste veranschlagen. Und gerade in jener Periode ist Wien vom Gesichtspunkt der Interessen des Gesamtstaates aus solcher Unterstützung am bedürftigsten gewesen. Denn der Gang der geschichtlichen Entwicklung hatte gegen diese Stadt entschieden und den Erfolg ihrer beharrlichen Bemühungen, eine Weltstadt im modernen Sinne zu werden, gefährlich bedroht. Wien, das eine wenige Wochen vor dem Tage von Königgrätz dem Kaiser durch den Bürgermeister überreichte Adresse als „Hauptstadt des Reiches, Residenz des Kaisers und erste Stadt Deutschlands" bezeichnen konnte, ging infolge der blutigen Katastrophe auf den böhmischen Schlachtfeldern des letztgenannten Anspruchs für immer verlustig; und durch den unter der Einwirkung jener Ereignisse beschleunigten Ausgleich mit den Ländern der ungarischen Krone war es wenige Monate darauf gezwungen, auch jene erstgenannten Atribute seiner bis dahin privilegierten Stellung mit einer neuen Rivalin zu teilen. Wie groß die polititische Entsagung war, die der Bevölkerung der alten Reichshauptstadt damals zugemutet wurde, prägt sich am deutlichsten in dem außerordentlichen Wachstum der jungen ungarischen Kapitale aus, deren Bevölkerung seit der Niederwerfung der ungarischen Revolution von rund 100.000 auf 732.000 im Jahre 1900 (von 1869—1900 um 164·7 Prozent) gewachsen ist. Aber weit entfernt davon, sich entmutigen zu lassen, hat die Gemeindeverwaltung der österreichischen Metropole gerade in jenen kritischen Jahren eine um so kräftigere Initiative entwickelt und ihre Anstrengungen aufs höchste gesteigert. Und diese haben sich in der Folge reichlich gelohnt. Denn schwerlich wäre die führende Stellung Wiens in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges und politischer Dezentralisation zu erhalten gewesen, wäre sie nicht durch den großen Kraftaufwand von damals, der in der Erweiterung und Verschönerung der Stadt sowie in Reformen auf den Gebieten des Gesundheitswesens, der Approvisionierung und des Handelsverkehres seinen Ausdruck fand, auch für die Zukunft gesichert worden.

Die Probe darauf sollte nicht lange auf sich warten lassen. Die schwere Finanz- und Handelskrise der Siebzigerjahre mit ihren lähmenden Folgen, die Cholera, die vielen Enttäuschungen der Weltausstellung bedeuteten eine schwere Heimsuchung für die Entwicklung der Stadt. Mit dem Abgang der letzten ausgesprochen deutsch-zentralistischen Regierung kam das Ministerium Taaffe ans Ruder, dessen vierzehnjährige Tätigkeit in erster Linie der Förderung der Länderautonomie wie der nationalen Bestrebungen der nicht deutschen Völker und in natürlicher Folge davon der Entfaltung der Landeshauptstädte gewidmet war. Die besondere Begünstigung dieser letzteren wurde von Wien als Beeinträchtigung seiner mühevoll erworbenen und ohne die Gunst der Zentralregierung schwer zu behauptenden Stellung empfunden. Freilich kann eine derartige Auffassung nur vom Gesichtspunkt der immerhin langsamen Entfaltung der allgemeinen Wohlhabenheit, sowie der verhältnismäßigen Beschränktheit der für derartige Zwecke

verfügbaren staatlichen Mittel berechtigt erscheinen; denn es ist klar, daß eine auf gesunden, natürlichen Voraussetzungen beruhende Entwicklung der einzelnen Glieder bei dem dermaligen Verbandsverhältnis der zisleithanischen Länder auch dem Herzen derselben nur zu statten kommen kann. (Fortsetzung folgt.)

Die Memoiren der Baronin Montet.

Von August Fournier.

Die strenge Gelehrsamkeit hat unrecht, wenn sie, wie sie in jüngster Zeit häufiger tut, die Memoiren der Zeitgenossen geringer bewertet, als es bisher der Fall gewesen war. Allerdings wird man auf sie allein sich nicht stützen dürfen, wenn man Geschichte schreiben will. Aber ebensowenig liegt nur in den Archiven und ihren Staatsdokumenten das Heil des Historikers, und wer sich etwa dabei bescheiden wollte, bloß aus behördlichen Akten seine Kenntnis vergangener Zeiten zu schöpfen, würde wohl das Beste und Reizvollste entbehren. Denn das warme, pulsierende Leben mit seinen Hoffnungen und Wünschen, seinen Wagnissen und Kämpfen, seinen Siegen und Enttäuschungen, bucht doch nur der Einzelne, der die Welt, die ihn umgibt, sei es als Akteur oder als Zuschauer, auf sich wirken läßt und sich und anderen von dieser Wirkung Rechenschaft gibt. Das Menschlichste am Gedächtnis verflossener Geschlechter lernen wir nur von Menschen, nicht von Ämtern kennen, und darum werden die Aufzeichnungen von Personen, die ihre Zeit literarisch festhielten, jedem stets willkommen sein, der noch nicht dazu gelangt ist, in der Weltgeschichte bloß zu Hauf getragene Aktionen eines instruktiven Massenwillens wahrzunehmen und die Individualität lediglich als Arabeske aufzufassen. Man wende nicht ein, daß derlei persönliche Aufzeichnungen viel Unrichtiges, von der Eitelkeit und dem Bestreben des Verfassers, seine Rolle in der Welt bedeutsamer erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit war, Diktiertes in die Geschichte einzuschmuggeln vermögen. Das mag sein und ist auch schon oft der Fall gewesen. Aber die historische Kritik, deren Fortschritte wir doch nicht leugnen wollen, ist in den allermeisten Fällen imstande, derartige Versuche abzuwehren. Es ist Metternich, Hardenberg, Napoleon nicht gelungen, der Welt die Meinung über sie zu oktroyieren, die sie durch ihre „Denkwürdigkeiten" über ihren Anteil an den großen Dingen in Kurs setzen wollten. Man hat den einen durch seine Depeschen, den andern durch sein Tagebuch, den dritten durch seine Briefe widerlegt. Gleichwohl enthalten ihre autobiographischen Mitteilungen vieles, das dem prüfenden Urteil standhält und worauf wir nicht verzichten möchten. Immer aber gab es auch noch andere, die, weniger darauf aus, die Geschichte nur als Rahmen für ihre eigene Geltung zu benützen, es ernst mit der Wahrheit nahmen, treu berichteten, was ihnen merkwürdig erschien, und ihrem Ehrgeiz mit der Aussicht Genüge taten,

dereinst als sicherer Bote aus vergangenen Tagen willkommen zu sein. Und so haben — um nur die neuere Zeit ins Auge zu fassen — die Thibaudeau, Malmesbury, Pasquier, Baraute u. a. die historische Wissenschaft zu reichem Dank verpflichtet, die übrigens auch an denen nicht vorbeigehen wird, die, wie Barras, ihre Feder in Rankūne tauchten.

Das Land der Memoiren ist vorwiegend — und namentlich für das Jahrhundert nach der großen Revolution — Frankreich. Nicht bloß, wie man immer meint, weil ein eitler Charakterzug des Volkes hier sich häufiger als sonstwo zum Worte meldet, sondern vorzüglich deshalb, weil da der rasche Wechsel der Dynastien und Regierungsformen — Napoleon I., die Bourbons, die Orleans, die erste Republik, Napoleon III., die zweite Republik — Mitteilungen und Enthüllungen aus der Vergangenheit, da die Verantwortung vor der Gegenwart wegfiel, leichter machte als anderwärts, wo alte Dynastien ein konstantes Regiment, nur nach dem notwendigsten Gebot der Zeit variiert, weiter führten. Und noch etwas spielte dabei mit. Durch die politische Umwälzung und die aus ihr folgende Abwandlung der Regierungen waren in Frankreich weite Volkskreise in das Interesse an öffentlichen Dingen hineingezogen, zur Mitwirkung am Staate engagiert worden, so daß politisch Erlebtes und historische Kenntnisse hier Gemeingut eines weit größeren Teiles der Bevölkerung werden konnten als in den alten Monarchien des Ostens, wo tief ins XIX. Jahrhundert hinein — und wohl auch noch teilweise darüber hinaus — der wesentlichste Anteil an den Staatsgeschäften einer relativ kleinen Gesellschaftsklasse vorbehalten blieb. Eingeweihte, mit den Geschehnissen des Tages und den Wandlungen der Politik vertraute Leute gab es in solchen Ländern — und wir können hier Österreich ganz besonders ins Auge fassen — nur in jenen vornehmen, durch ihre Geburt ausgezeichneten Zirkeln, denen mit der Bezeichnung „hoffähig" zugleich auch eine besondere Qualifikation für den Staat beigelegt wurde, der sich ja damals nur zu sehr im „Hofe" repräsentierte und erschöpfte. Sie sind fast ausschließlich die Träger der Staatsgeschicke, die Kenner der Staatsgeschäfte und bleiben es lange Zeit, bis endlich die politisch Enterbten auch hier, wie in Frankreich, nur etwas bescheidener und mehr vom Glanze feudalen Erbansehens geblendet, ihre natürlichen, durch zahlreiche Geld- und Blutopfer erhärteten Rechte geltend machen. Wenn nun aber der vornehme Adel, und was er allenfalls in seinen Bereich zog, fast ausschließlich von den Dingen wußte, die entscheidenden Persönlichkeiten in der Nähe kennen lernte, hier eingeweiht, dort mit vertrauten Missionen beauftragt, um Meinung und Urteil befragt, kurz au fait gesetzt wurde, dann war er es auch fast allein, der etwas aufzuzeichnen, etwas zu erzählen hatte, und es kam nur darauf an, ob er schreiben konnte und ob er es wollte. Daß die Mitglieder der »Première noblesse« Österreichs es nicht gekonnt hätten, dürfen wir nicht so ohneweiters annehmen; es gab auch unter ihnen manches bildungsfrohe Element, das sich an guter Lektüre die Fähigkeit schriftlichen Ausdrucks und stilistischen Aufbaues angeeignet hatte. Nur gewollt mögen sie es nicht immer haben, und zwar

zumeist aus einem indolenten Sichgehenlassen, das in dem Vorgeben, Verschwiegenheit übers Grab hinaus sei eine vor allem schätzbare patriotische Tugend, eine bequeme Entschuldigung fand oder vielleicht auch aus jenem bis zur Lächerlichkeit getriebenen Hochmut, dem das Urteil anderer in Gegenwart und Zukunft vollkommen gleichgiltig ist. Einzelne aber haben doch, einem inneren Zuge folgend, ihre Erinnerungen aufgezeichnet, ihre Notizen gesammelt, ihre Briefe nicht verbrannt, um wenigstens ihren Enkeln die Zeit zu zeigen, in der sie gelebt. Nur kennen wir leider davon noch sehr wenig, denn die Enkel hüten diese Schätze und bewahren sie noch immer ängstlich in ihren Privatarchiven, meist wohl aus Scheu, es könnte am Ende eine dort verzeichnete kleine Schwäche eines Monarchen oder eines Prinzen vor hundert Jahren den Monarchen oder den Prinzen nach hundert Jahren mißfallen und die höfischen Qualitäten der Herausgeber in ein ungünstiges Licht setzen. Gäbe es bei uns Österreichern ein stärker entwickeltes Staatsgefühl, etwa wie bei den national geeinigten Engländern und Franzosen oder den Schweizern trotz ihrer drei Nationalitäten, dann wären jene Bedenken wohl schon längst von der Einsicht verdrängt worden, daß man dem vaterländischen Staate nur diene und ihm für die Zukunft nützlich handle, wenn man zur Erweiterung der Kenntnisse von seiner Vergangenheit das Seinige beitrage. Diese Einsicht ist seit der Eröffnung der amtlichen Archive bereits hundertfältig erprobt worden und dürfte endlich wohl auch unter den Besitzern von Familiendokumenten platzgreifen. Ja, es scheint, als ob man dazu schon auf dem Wege wäre. Denn, findet das Bestreben der neugegründeten „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs", zu deren Mitgliedern schon jetzt vorwiegend Archivbesitzer zählen, Anklang in den Kreisen, auf deren tätige Mitwirkung sie vor allem rechnet, dann dürfte die Zeit nicht mehr allzu ferne sein, wo auch Österreich seinen Schatz an historischen Privataufzeichnungen der Wissenschaft in höherem Maße zugänglich und allen, die daran Interesse nehmen, bekannt machen wird. Für heute freilich fließen diese Quellen — insbesondere für die Zeit der ersten Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts — noch sehr spärlich, und wir müssen darum um so dankbarer für jede neue Gabe sein.

Da ist vor kurzem — allerdings in Paris — ein Buch erschienen, das Aufzeichnungen einer Frau aus jenen Tagen unserer Vergangenheit, gleichzeitige Notizen, Momentbilder von interessanten Persönlichkeiten, wertvolle Privatbriefe u. dgl. gesammelt und geordnet enthält und, neben kleinen persönlichen Anmerkungen, doch auch wieder Mitteilungen darbietet, die selbst für den Geschichtschreiber im großen und ganzen nicht ohne Wert sind.

Marie Henriette von Boutelière war als sechsjähriges Kind mit ihren Eltern vor den Schrecken der Revolution aus Frankreich entflohen, um in Wien ein Asyl zu finden und im Jahre 1796 als Zögling im Kloster der Salesianerinnen unterzukommen, wo damals viele Töchter altadeliger Geschlechter ihre Erziehung fanden. Die Ausbildung war eine gute, die Boutelière ein liebenswürdiges und

begabtes Kind, und wie geschaffen, sich intime freundschaftliche Beziehungen zu erwerben. Sie haben sich späterhin als fest und treu erwiesen und ihr einen angesehenen Platz in der vornehmsten Gesellschaft gesichert. Im Jahre 1810 vermählte sie sich mit dem Lothringer du Montet, der als tüchtiger, mit dem Maria Theresien-Kreuze gezierter Offizier in österreichischen Diensten stand, und kehrte mit ihm, nachdem er, durch die Feldzüge in seiner Gesundheit erschüttert, seinen Abschied genommen hatte, im Jahre 1824 nach Frankreich zurück, wo sie hochbetagt starb. In Österreich, das sie — und namentlich Wien — zeitlebens innig liebte, war sie Palastdame der Kaiserin Augusta und Sternkreuzordensdame gewesen, und ihre zahlreichen Verbindungen, ihre kleinen Gesellschaftsabende, die einen erlesenen Kreis versammelten, hatten ihr Gelegenheit geboten, mancherlei zu erfahren, das sie dann, mit einem stark ausgeprägten historischen Sinn ausgestattet, schriftlich festhielt. Sie blieb auch in Frankreich noch in enger Beziehung zu ihren Freunden im Osten, aber das Wichtigste in ihren „Memoiren" ist doch mit der Zeit ihres eigenen Aufenthaltes in der Stadt an der Donau begrenzt. Freilich, selbst erlebt hat die Montet wenig. In die Geheimnisse der Politik ist sie nicht eingeweiht gewesen. Aber die scharfumrissenen Bilder, die sie von denen entwirft, die zu hohem Wirken berufen waren, die Schilderungen namentlich des historischen Milieus sind wertvoll und bilden mit manchen durch gute Zeugen vermittelten Tatsachen einen hübschen Beitrag zur Geschichte ihrer Zeit.

Insbesondere die Charakterzeichnung der Kreise, in denen sie lebte, die der »Noblesse présentée«, enthält manchen orientierenden Zug. Als sie aus dem Kloster trat, waren die alten, steifen, stets würdevollen und stets höchst selbstbewußten Lebensformen des österreichischen Hochadels eben daran, minder strengen Platz zu machen, die namentlich durch vornehme Polen und Franzosen — Richelieu, Langeron, Roger Damas — in Kurs gesetzt wurden. Nur in den „absolut deutsch gebliebenen Häusern", wo man alles französische Wesen ablehnte, obgleich man die Sprache musterhaft beherrschte, blieb man beim alten, fuhr z. B. vor dem 1. Mai beileibe nicht in den Prater, dann aber täglich auf den Punkt um 5 Uhr, hielt bei Besuchen den Ehrenplatz auf dem Sofa neben der Hausfrau dem distinguiertesten unter den anwesenden Gästen frei, die von einer zahlreichen Dienerschaft, unter der ein Zwerg nicht fehlen durfte, und vom Geschrei eines ebenso unentbehrlichen Papageis empfangen worden waren. Aber wenn sich auch einzelne dieser Äußerlichkeiten verloren, eins behielt der „vorgestellte Adel" unverrückt bei: die strenge Isolierung gegen alles übrige, was nicht durch Geburt und Herkommen zu ihm zählte. Er allein nannte sich „die Welt", die sich immer nur in ihren eigenen Grenzen bewegte. Das war nicht nach dem Geschmack der Montet. „Ich liebe ‚die Welt' nicht, denn ich bin neugierig, möchte gerne Neues sehen, und nun sind es immer dieselben Personen, die sich aus Überdruß oder aus politischen Veranlassungen in Bewegung setzen, um sich und nur sich überall wieder anzutreffen: in den Salons der Großstädte, an den Seen, in den Schweizer Bergen, in Rom, in Castellamare,

in Neapel oder in den Bädern. Auf diesen großen Stapelplätzen für blasierte Menschen, für Abenteurer und Abenteuerinnen, unterhalten sich dann oder sterben vor Langeweile diese eingebildeten Glücklichen oder Unglücklichen auf die immer gleiche Art, in uniformierter Konversation.“ Da kam es dann aber, daß die Wiener „Crême“ — namentlich die Männer — doch recht stark abzuweichen begann von den behäbigen Sitten der Väter: sie wurde leichtfertig über alles Maß. Baron Montet, den seine Frau zu einer Studie über das Leben des Wiener Adels im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts aufgefordert hatte, entwirft davon ein sehr unvorteilhaftes Bild: „Die Wiener Aristokratie, d. h. die Männer, ist die ausschweifendste von allen. Fürst Eßterházy, der Gardekapitän, hatte Maitressen zu hunderten und läßt ganz offenkundig junge Mädchen für seinen Harem aufziehen. Fürst Kaunitz, der Gesandte in Rom, ergeht sich in den schändlichsten Exzessen. Der ganze Hochadel ist, je nach Vermögen und Kredit, in demselben Fall. Er ist derart verschuldet und leichtsinnig, daß, wären die Majorate nicht, binnen zehn Jahren die glänzendsten Namen Österreichs betteln gehen müßten. Es gibt einige Ausnahmen: die Harrach, Hoyos, Clary, Goeß u. a., aber wenige. In Österreich ist eben die öffentliche Meinung ohne jegliche Autorität. Die durch Geburt und Rang ausgezeichneten Männer machen sich nicht das geringste aus ihr; sie streben weder nach Lob, noch fürchten sie Tadel und genießen in ihrem unordentlichen Lebenswandel eine Ungebundenheit, die nur durch die Apathie ihrer Mitbürger und die Langmut des Souveräns verständlich wird. So sieht man denn Tag für Tag in Wien auf den belebtesten Plätzen und Straßen Staatsminister und Würdenträger mit fürstlichen Namen, oft die Sechzig weit hinter sich, zwei bis drei Stunden damit hinbringen, die Dirnen zu lorgnettieren, sie anzurufen, sich mit ihnen zu unterhalten und sie bis in ihre Wohnung zu begleiten. Niemand denkt daran, sie auszupfeifen. . . . Aber auch die Reichen von heute, die Neugeadelten, Bankiers, Juden, denen man Rang und Titel gegeben hat, sind eben so liederlich und von anmaßender Unverschämtheit in ihrem schlechten Lebenswandel, auch wohl kleine Staatsbeamte, ja sogar mitunter ihre Frauen und Töchter. Gute Sitte findet sich nur bei Hof und bei den Frauen des hohen Adels, trotz der auch ihnen wie aller Welt bekannten Verdorbenheit ihrer Männer. Da erzieht z. B. die Fürstin Lichnowski eine natürliche Tochter ihres Mannes und führt sie in die Welt; eine Gräfin Pálffy kauft die Kostbarkeiten, die der Graf seiner Maitresse geschenkt hat, von dieser zurück; eine Dritte stickt einen Ofenschirm für die Gespielin des Herrn Gemahls. Es gibt tausend Beispiele für derlei Nachsicht.“

Und trotz dieser moralischen Schwächen — vielleicht gerade ihretwegen — ist diese vornehme Gesellschaftsklasse von einem Hochmut, den Frau von Montet nicht streng genug zu rügen weiß. Insbesondere eine Spielart derselben trifft ihr vernichtendes Verdikt: „Man nennt in Wien die ‚Eleganz‘ einen Gesellschaftskreis, der sich selbst diesen Namen beigelegt hat, und der, zu ausgedehnt, um eine Koterie zu heißen, dennoch all ihre Fehler und Vorteile besitzt. Das ist eine höchst unver-

schämte Salonaristokratie mitten in einer aristokratischen Gesellschaft, die gerade ebenso vornehm ist, wenn nicht noch mehr. Sie hat weder mehr Verdienste noch Geist als diese, die sie für weniger ‚elegant' erklärt. Die Frauen dieser privilegierten Klasse sind weder liebenswürdiger oder schöner als die andern, dafür aber um so impertinenter, dabei hämisch, geringschätzig, verächtlich (méprisantes) und ohne allen Grund. In Wahrheit ist es eine befremdliche, kleine Tyrannei, die sich da breit macht. Die ‚elegante' Gesellschaft, obgleich sehr erfüllt von Adelsstolz, nimmt auf der andern Seite doch wieder Abenteurer, Leute von dunkler Herkunft, Frauen von unglaublichem Leichtsinn und unverzeihlicher Frechheit bei sich auf. Das wundert mich übrigens weniger, als wenn ich andere Frauen vor Kummer darüber sterben oder den Kopf verlieren sehe, daß sie da nicht Zutritt erhalten können." An anderer Stelle heißt es wieder: „Es liegt ein Keim tiefen Hasses, vielleicht gar kommender Revolution, in der arroganten und verächtlichen Zurückhaltung der hohen österreichischen Aristokratie und der von ihr verletzten Eitelkeit der ‚zweiten Gesellschaft'. Nichts führt von dieser hinüber zu jener, weder Heiraten, die immer nur Mesallianzen sind, noch geleistete Dienste, nicht Würde, nicht Stellung, auch nicht die höchsten Orden. Wer sie trägt, genießt zwar für sich alle Ehren und Vorteile, die damit verbunden sind, aber seine Familie bleibt immer fremd. Die Frau eines siegreichen Generals z. B. sieht sich zurückgewiesen von dem Raume, der für den Hochadel reserviert ist, wenn sie oder ihr Mann nicht der ‚Noblesse présentée' zugehören, zurückgewiesen selbst bei den religiösen Feierlichkeiten, mit denen man Gott für die errungenen Siege dankt. Das ist ebenso grausam wie absurd. Der Dichter, der geniale Mensch, ist nicht im stande, die alberne Grenze zu überschreiten, die ihn von den aristokratischen Salons trennt, wo er seinen Geschmack verfeinern und zugleich den matten, abgestumpften Geist beleben könnte, der dort herrscht."

Die „zweite Gesellschaft" unterließ es allerdings nicht, Annäherungsversuche zu machen, den Hochadel zu sich zu bitten und ihn mit den Kreisen der Intelligenz zusammenzuführen. Aber es war umsonst. Die hohen Damen nahmen zwar hie und da die Einladungen der Frau von Geymüller, der reichen und verschwenderischen Bankiersgattin, zu ihren großen Festen an, aber doch immer nur mit der Empfindung, daß sie dem Hause eine unerhörte Ehre erweisen, sich selbst aber ein grausames Opfer auferlegen. Sie verließen denn auch immer schleunigst wieder den Schauplatz, um sich „bei sich" von der ausgestandenen „Corvée" zu erholen. Da kommt die Fürstin Kaunitz zur Montet und ruft empört: „Ich sterbe! Welches Gedränge! Welche Hitze! (Sie hat sie freilich einen Teil ihrer Schminke und den Schwung ihrer Locken gekostet.) Und was für Menschen! Gesichter, die man nie gesehen! Verstehen Sie diese Leute, daß sie mich einladen? Welche Frohne!" Und so äußert sich eine nach der andern, die von Geymüllers kommen, bis endlich Gräfin Pálffy, freilich eine geborene Prinzessin de Ligne, erklärt, daß das Fest großartig und von seltenem Geschmack gewesen, daß von Dilettanten vorzüglich

Komödie gespielt worden sei, daß die lebenden Bilder herrlich, die Blumen prächtig, die Gesichter wunderschön waren, und daß Hitze bei solchen Veranstaltungen nicht zu vermeiden wäre. Die Pálffy war auch in großem Staat mit ihrem Schmuck, während die andern ihre hochmütige Geringschätzung schon durch ihre gesucht einfache Toilette ausgedrückt hatten. Jene verurteilte das und erklärte, sie fühlte sich verpflichtet, sich, wenn sie eine Einladung annehme, auch zu schmücken. Aber das waren Ausnahmen, die so sprachen und handelten, wie die Tochter des geistvollen Fürsten. Der Montet fällt, indem sie die Szene erzählt, der Unterschied zwischen dem alten Paris und Wien auf: Paris, wo die vornehmsten Kreise die Berühmtheiten des Geistes und der Kunst zu sich baten und geschmeichelt waren, wenn sie bei ihnen erschienen, und Wien, wo die „zweite Gesellschaft", in der sich die geistige Vornehmheit zusammenfand, umgekehrt sich den Luxus erlaubte, den Hochadel zuweilen bei sich zu sehen. Und wenn dieser der Aufforderung entsprach, so kam er doch nur zu reichen Leuten, deren Dienste er mitunter gebrauchen mochte. „Der Geist", schließt die Montet das Kapitel, „vermag hier (in Österreich) nicht den ihm gebührenden Platz einzunehmen."

Vermochte ihr auch der hermetisch abgeschlossene Gesellschaftskreis, dem sie zugehörte, ihre „Neugierde", ihre „Lust an neuen Menschen, Dingen und Erscheinungen" nicht voll zu befriedigen, so sucht Frau von Montet eben innerhalb desselben mit scharfem Blick festzuhalten, was ihr interessant dünkt. Am Ende war es ja doch die dominierende, den bewegenden Kräften zunächststehende Kaste, mit der sie umging und von der sie manches erfuhr, was sonst nie über deren Gehege hinausdrang. So vernahm sie z. B. von Augenzeugen, wie es in Dresden zugegangen war, als Napoleon vor dem stolzen Zug nach Rußland dort mit Kaiser Franz zusammentraf. Sie hatte ihn einmal gesehen, den großen Korsen, in Paris, wohin sie 1801 mit ihrem Vater gereist war und wo er damals als erster Konsul den Fremden seine schönen, siegreichen Truppen gerne in Parade zeigte. Damals war er ihr „sehr mager, blaß, mit schwarzen Haaren und Augenbrauen und einem melancholischen Gesichtsausdruck" erschienen. So sah er nun in Dresden nicht mehr aus. Auch die Melancholie war einer »Humeur massacrante« gewichen, als es ihm durch all eine Liebenswürdigkeit nicht gelingen wollte, die Kaiserin Ludovika sich zur Freundin zu machen. Da konnte er, als ihm eine Mahlzeit im königlichen Schloß zu lange währte, vor deren natürlichem Abschluß kategorisch das Dessert verlangen, und als dann der König ihm einige Herren vorstellen wollte, statt aller Antwort nach dem Kaffee rufen. Graf Zichy, der die Uniform der ungarischen Leibgarde trug, mußte sich von ihm sagen lassen, daß das ein sehr bequemes Kleidungsstück sei, da es sich weder im Frieden noch im Kriege bei einer Armee zu zeigen brauche, und als jener erwiderte, er habe bei der ungarischen Insurrektion gedient, spottete der Kaiser: „Diese Heerschar hat nie einen Feind gesehen." Die Montet erfährt auch, daß sich Marie Luise unter Tränen von ihrem Gemahl verabschiedet und dann in Prag ein sehr absprechendes Wesen zur Schau getragen und so viel Prunk aus-

gelegt habe, daß Erzherzog Karl, der die Montet zuweilen besuchte, erklärte, er wolle lieber in die Schlacht als noch einmal zu seiner Nichte gehen.

Nachdem der große Feldzug mit der Vernichtung des französischen Heeres geendet hatte, wurde Napoleons Laune allerdings weniger »massacrante«; jetzt überhäufte er in Paris den österreichischen Sendboten, Grafen Bubna, mit Geschenken und drückte ihm sogar einen Kuß auf die Wange — natürlich nur, um das Bündnis mit der Donaumacht nicht zu verlieren. Er verlor es aber dennoch, und nach den Schlägen bei Leipzig, La Rothière und Arcis war seine Macht gebrochen. Er ward nach Elba verbannt, und in Wien versammelte sich das siegreiche Europa, um sich aufs neue zu ordnen und sich auf den Frieden einzurichten.

Bevor noch der Kongreß zusammenkam, war hier Königin Karoline von Neapel, die Schwester der unglücklichen Königin Marie Antoinette, wohl eine der energischesten Widersacherinnen, die das Genie Bonapartes auf seinen Wegen gefunden hatte, gestorben. Von ihr berichtet die Montet die nette Anekdote, sie habe im Jahre 1810, als sie von der bevorstehenden Vermählung ihrer Enkelin mit dem Franzosenkaiser erfuhr, der sie seit Jahren verfolgt und aus Neapel vertrieben hatte, ausgerufen: „Das fehlte mir noch zu all meinem Unglück, daß ich des Teufels Großmutter werde." Als dann die Herrscher des Weltteils endlich beisammen waren und man von den Unterhandlungen von Kabinett zu Kabinett sehr wenig erfuhr, dafür aber um so mehr von festlichen Veranstaltungen wahrnahm, bildete sich unsere Berichterstatterin eine ungemein einfache Anschauung vom Kongreß. Sie meinte, die Souveräne gönnten sich nun, nach all den kriegerischen Strapazen, eine wohlverdiente Ruhe. „Die Geschichte ruht aus, die Herrscher amüsieren sich, sie sind auf Ferien und freuen sich ihres Urlaubs." Von dem unterdes heraufziehenden Gewitter, das beinahe einen neuen europäischen Krieg unter den Siegern über Napoleon entzündet hätte, gewahrte sie nichts. Aber sie erzählt doch recht amüsant vom dicken König von Württemberg, der es so eilig mit seinem Antrittsbesuch bei Kaiser Franz hatte, daß er diesen antraf, als er seinen Dienern half, die Kerzen im Salon anzustecken — vom galanten König von Dänemark „mit seinem Albinogesicht", der unter den hübschen Wienerinnen rasch ein „süßes Mädel" entdeckt hatte, daß dann als „Königin von Dänemark" weit in die Vorstädte hinaus bekannt wurde, „wozu Seine Majestät stets ein so heiteres Gesicht machte, als hätte man ihm sein Norwegen zurückgegeben" — von der geistreichen Schwester Alexanders I. von Rußland, der Großfürstin Katharina, die einmal dem General de Vaux mit ihren Kenntnissen in der alten und neuen Artilleriekunst eine schwere Stunde bereitete. Einmal passierte es dieser Zarentochter, die damals den Kronprinzen von Württemberg dem um sie werbenden Erzherzog Karl vorzog, daß sie auf einem Feste einen an den ersten gerichteten Brief verlor, in dem sie sich über den zweiten etwas lustig machte. Zum Glück fand ihn ein verschwiegener Gentlemen, ein Graf Hardegg, der ihr das verlorene Gut zurückstellte und bis an ihren Tod das gelobte Geheimnis bewahrte. Dann hören wir

von dem Minister Englands, Lord Castlereagh, und seiner Frau, die gelegentlich den Hosenbandorden ihres Gatten als Kopfputz trug und stets „überaus indezent, dekolletiert bis zum Magen herab“ gekleidet erschien. Seine Lordschaft pflegte täglich mit seiner Ehehälfte oder deren Schwester zwei Stunden lang, zur Erholung von den Geschäften, herumzutanzen. Waren just die beiden Damen nicht zugegen, dann nahm er einen Stuhl, und für den gewohnten Sport war gesorgt. Eine andere auffallende Erscheinung aus den Tagen des Kongresses, Zacharias Werner, kannte die Montet aus unmittelbarem Umgang, denn der konvertierte Poet verkehrte in ihrem Hause. Sie beschreibt ihn folgendermaßen: „Er ist groß, mager und bleich, mit einem Gesicht von mystischem, inspiriertem Ausdruck und einem enormen Mund darin. Seine Bewegungen sind hastig, seine Stimme klingt oft dumpf und hohl; seine Vorwürfe sind höchst ungleich, einmal von bewundernswerter Poesie, dann wieder gemein und trivial.“ Er macht ihr den Eindruck eines Märtyrers. Aber all seine Heiligkeit hält sie nicht ab, sich jenes Reimes zu erinnern, den ihm seine zweite Frau vor der Scheidung zusandte: „Werner, ich rate dich, wasche dich!“.

Der Winter von 1814 auf 1815 war früher zu Ende gegangen als die zahllosen Festlichkeiten, mit denen man die fremden Gäste unterhielt: lebende Schachpartien, Karussells, „Tableaux vivants“, illustrierte Romanzen, Dilettantenvorstellungen, maskierte und unmaskierte Bälle, Jagden u. s. w., und die hohen Herrschaften hätten vielleicht noch mehr davon vertragen, wenn nicht die Flucht Napoleons von Elba weg nach Frankreich sie aus ihren „Ferien“ abgerufen hätte. Die Verwirrung in Wien war keine geringe. Selbst Talleyrand, dem man „die Autorität eines Königs unter den Diplomaten“ zuerkannt hatte und vor dessen Epigrammen „Europa stets auf der Hut war“, selbst Talleyrand war etwas aus dem Gleichgewicht gebracht und wußte für das unerwartete Ereignis nur eine Erklärung: „Der Mensch (Napoleon) ist organisch irrsinnig“ (organiquement fou), wie er zu Montet sagte. Jedenfalls war die Entweichung des Exkaisers eine außerordentliche Tat, die, wären die Kongreßmächte nicht schon wieder versöhnt gewesen, leicht hätte eine starke Wirkung üben können. So aber rüsteten sie gemeinsam gegen den Überkühnen und schlugen ihn bei Waterloo zu Boden. Bald hörte man, daß er in englische Gefangenschaft geraten war.

Seine Gemahlin war seinerzeit nicht mit nach Elba gegangen, sondern, den Geboten der Politik gehorchend, in Österreich geblieben. Damals, als 1814 das Verhängnis über den Gatten hereinbrach, hatte sich Marie Luise — allerdings auf seine Aufforderung hin — ganz dem Willen ihres kaiserlichen Vaters anheimgegeben, und es berührt eigentümlich, wenn man nun in den Aufzeichnungen der Montet von einer kleinen häuslichen Szene liest, der einzigen übrigens, die zwischen ihr und Napoleon vorgefallen war, und wie da Marie Luise auf die zornig hingeworfenen Worte des Kaisers: „Sie sind eine kleine dumme Person, die ich ihrem Vater zurückschicken werde“, rasch geantwortet hatte: „Das ist alles, was ich mir

wünsche". Marie Luise hat später von der Sache ihrer Obersthofmeisterin Scarampi erzählt, die sie dann ihrer Freundin Montet berichtete. Sie ist nicht ganz bedeutungslos.

Denn erinnern wir uns, daß Napoleon an seiner zweiten Frau namentlich deren offene Wahrheitsliebe zu rühmen wußte, so können wir uns denken, daß sie auch hier, in einem Augenblick des Unmuts, den innigen Wunsch, wieder in die Heimat zurückzukehren, demjenigen offenbarte, der ihn bisher durch seine Zärtlichkeiten und ein liebenswürdiges Entgegenkommen zum Schweigen gebracht hatte. In den folgenden Jahren aber, als Napoleon wiederholt viele Monate lang von seiner Gattin fernblieb, und als in den Geschäften der Regentschaft der Einfluß seiner Familie vorwaltete, für die Marie Luise keinerlei Sympathie empfand, mag jenes Verlangen, heimzukehren, wieder stärker in ihr aufgelebt und schließlich in den Tagen des Zusammenbruchs so mächtig geworden sein, daß es über jedes andere Gefühl den Sieg davontrug. Von der Montet, d. h. von der Scarampi, erfahren wir auch, daß sich Brüder und Schwestern des Gewaltigen von Anfang an der neuen Schwägerin verhaßt gemacht hatten, als sie gleich nach deren Ankunft in Compiègne bei einer Mahlzeit in ein unartiges Gelächter ausbrachen, weil sich die mit den französischen Tafelkünsten unvertraute Fremde aus Versehen ein Stück Fruchteis auf den Schoß geschüttet hatte. „Sie sprach oft und immer mit Unwillen davon", erzählte die Scarampi. Wer will wissen, was für kleine Dinge oft in der Weltgeschichte ihr kaum meßbares Gewicht in die Wage legen!

Nun war der Gatte gefangen und Marie Luise mochte dies wie eine Art Befreiung von der drohenden Gefahr empfinden, wieder einmal nach Frankreich zurückkehren zu müssen. Schon die Regentschaft für ihren Sohn, von der man gesprochen hatte, war ihr, die ein tatloses Dahinleben als das höchste schätzte, ein unerträglicher Gedanke gewesen. Jetzt ist von alledem keine Rede mehr. Die Montets bringen der Obersthofmeisterin die Nachricht von der Festnahme des Kaisers, und die Scarampi fühlt sich verpflichtet, sie ihrer Herrin, die am Vormittag noch nicht sichtbar war, schriftlich zu melden. Darauf kommt dann folgendes Billet zurück: „Ich danke Ihnen; ich wußte schon, was Sie mir melden. Ich habe Lust, einen Spazierritt nach Merkenstein zu machen. Glauben Sie, daß das Wetter schön genug bleibt, um ihn zu wagen?" — Bald nachher wird Marie Luise Schönbrunn verlassen, um die Regierung Parmas anzutreten, und ihr Sohn wird in Wien zurückbleiben, um sorgfältig vor napoleonischen Anschlägen gehütet zu werden. Graf Moritz Dietrichstein ist sein Gouverneur. Er ist ein Bruder der Gräfin Merveldt, einer Freundin der Montet und ihrer Nachbarin in Hadersdorf. Dorthin bringt er zuweilen seinen Zögling, den „Herzog von Reichstadt", der dann mit dem jungen Rudolf Merveldt — es war im Jahre 1817 — sich im Park ergötzte. „Prinz Franz — so hieß der junge Napoleon jetzt — hat viel in Bewegung und Haltung von seinem Vater, was um so merkwürdiger ist, als er ihn fast nie gesehen hat. So hält er z. B. immer die Hände auf dem Rücken und

stellt auch ein Bein vor das andere, ganz wie der Kaiser getan. (Was nicht gar so merkwürdig war, wie die Montet meint, da seinerzeit die französische und dem Kaiser überaus ergebene Umgebung des Prinzen ihn gewiß ausführlich über seinen Vater und dessen Eigenart belehrt haben dürfte.) Er ist das hübscheste Kind, das man sehen kann, bis auf die Zähne, die bereits schwarz und häßlich sind. Obwohl er in Augen, Haaren und Gesichtsfarbe den blonden Kindern Marie Theresens gleicht, hat er doch wieder in Mund und Geberden etwas, das an den Vater gemahnt. Als der kleine Merveldt kleine Flinten, Säbel und Lanzen zum Spiel herbeibrachte, wurde der junge Prinz, der eben im Begriff war, sein Vesperbrot mit gutem Appetit zu verzehren, mit einem Male feuerrot, stürzte sich mit außerordentlicher Lebhaftigkeit auf die kleinen Waffen, ergriff ein Gewehr und kommandierte den Gespielen in deutscher Sprache, der sich sofort seinen Befehlen fügte. Wir alle waren ebenso erstaunt über das Kommando von der einen, wie über den Gehorsam von der anderen Seite, umsomehr, als dem Prinzen das nicht gelehrt worden war, sondern er es lediglich durch Beobachtung erlernt hatte." An einer anderen Stelle verzeichnet die Verfasserin eine kleine Bosheit des Knaben, dessen Erziehung überhaupt nicht zu den leichtesten Dingen gehörte, da er keinerlei Zwang vertrug und auch jeden Unterricht dahin rechnete.

„Der junge Herzog von Reichstadt spazierte an einem dieser Tage (1822) in Hietzing mit seinen Oheimen, den Erzherzogen, und dem Prinzen Anton von Sachsen, der zwar für den besten der Menschen aber auch dafür gilt, nicht allzu viel Geist zu besitzen. Das Gespräch kam auf die großen Männer der Geschichte, und jeder nannte den, der ihm einer solchen Bezeichnung der würdigste schien. Währenddessen malte der kleine Napoleon, der hinter Prinz Anton einherschritt, diesem mit Kreide eine große Null auf den Rücken. Die Erzherzoge, die das bemerkten, hatten Mühe das Lachen zu verbeißen. Als man es dem Kaiser (dem Schwager des Gezeichneten) gemeldet hatte, erhielt der kleine Übeltäter drei Tage Arrest, aber auch der Kaiser amüsierte sich sehr über das prompte Urteil seines Enkels, den er mit Zärtlichkeit und väterlicher Güte behandelte." Ein Jahr zuvor war auf St. Helena der Vater gestorben; man hatte dem Prinzen dessen Aufenthaltsort verheimlicht, aber dann doch den Tod mitgeteilt. „Der junge Herzog hat bitterlich geweint, als er den Tod seines Vaters vernahm; man bemerkte, daß er einige Tage den Kopf gebeugt und mit trüben Blicken umherging. Ich sah ihn gestern; er ist, wie alle Personen seiner Kammer, in tiefer Trauer. Der Hof dagegen trauert nicht, und Marie Luise hat sich darüber in einem Briefe (aus Parma) bitter beklagt, in dem sie, unter anderem, sagte, man habe damit ein starkes Argument gegen die Gesetzmäßigkeit ihrer Ehe geliefert. Am Morgen nach der Ankunft des Kuriers, der die Todesnachricht nach Wien gebracht hatte, wurde ich (in Hietzing) früh durch einen von Pferden und Wagen verursachten Lärm geweckt: es war eine brillante Jagdgesellschaft, der Kaiser, die Kaiserin und der ganze Hof."

Ob Marie Luise wirklich einen derartigen Brief an ihren Vater geschrieben hat, ist heute nicht zu erweisen. Erhalten ist er nicht, und sie war auch damals wohl weit davon entfernt, Napoleons wegen dem Kaiser „bittere" Vorwürfe zu machen. Daß sie selbst mit ihrem Hofe drei Monate lang Trauer trug und einer stillen, der Öffentlichkeit unzugänglichen Seelenmesse in Parma beiwohnte, war alles, was man von ihrem Anteil an dem Ereignis erfährt. Auch die Überführung von Napoleons Herzen nach Parma, wie es der Verstorbene in seinem letzten Willen angeordnet hatte, unterblieb auf ihren Wunsch. Das ihrige ging ja längst seine eigenen Wege, die es von ihrem entthronten Gemahl weitab führten. Auch empfand sie damals jede Störung ihres »dolce far niente« sehr schwer. Dazu rechnete sie namentlich die Regierungsgeschäfte. „Scarampi, der ihr täglich Vortrag hielt — erzählt die Montet — hatte kaum sein Portefeuille geöffnet, so rief sie auch schon ihrem Papagei und ihrem Affen, die sich ihr auf die Schultern setzten, und hörte nicht auf, sich mit ihnen zu unterhalten bis die Konferenz zu Ende war. Scarampi wurde darüber verrückt, da er sich, der Leichtfertigkeit der Herzogin wegen, von Wien mit Vorwürfen bedroht glaubte."

Von anderen historischen Persönlichkeiten, die an den offenen Augen unserer Berichterstatterin vorbeizogen und die sie uns in „Momentaufnahmen" zeigt, seien hier nur einzelne erwähnt. Da war z. B. Karoline von Braunschweig, die Prinzessin von Wales, die vor ihrem Ehescheidungsprozeß im Jahre 1820 durch ihre Reisen auf dem Kontinent zu unendlich viel Gerede gerechten Grund gab. Auf diesen Fahrten war sie einmal mit ihrem Geliebten Bergami, der ehedem ihr Reitknecht gewesen war, und einer Hofdame von zweifelhaftestem Rufe nach Wien gekommen. Da heißt es bei der Montet zum 9. April 1817: „Im Theater erschien sie vorgestern in Hosen von weißem Atlas, über denen sie einen sehr kurzen Rock trug, die Haare wirr gesträubt und ganz sonderbar mit Diamanten besäet. Sie hat einen sehr dreisten Gesichtsausdruck, nichts weibliches, in ihrem Benehmen so wenig wie in ihrer Kleidung." Zwei Jahre zuvor hatte Graf Rostoptschin, dem alle Welt den Brand Moskaus zur Last legte, die böhmischen Bäder besucht. Dort traf ihn Therese Chotek, auch eine vertraute Freundin der Montet, und säumte nicht, der „Neugierigen" den jedenfalls sehr interessanten Russen brieflich vorzustellen. „Er ist ein durchaus charmanter Mann, dem man mit dem größten Vergnügen zuhören würde, wenn man nicht immer durch die Erinnerung an den schauderhaften Brand Moskaus gestört wäre. Denn er ist sehr gebildet, verfügt über eine leichte Konversation, in der er immer ein lustiges Wort bereithält, was allerdings zu seinem Äußern so wenig stimmt wie zu seinem Ruf, denn er ist abstoßend häßlich und hat einen grausamen Zug im Antlitz. Er macht uns oft bis zu Thränen lachen — freilich nicht, wenn man mit ihm über den Brand spricht, den er in allen Einzelheiten mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit schildert, als ob es sich um ein Feuerwerk handelte." Diese Schilderung stimmte allerdings nicht ganz mit der Wahrheit überein, denn wenn Rostoptschin den Damen in Teplitz

erzählte, sein Sohn habe sich die Gunst ausgebeten, selbst an den väterlichen Palast in Moskau Feuer zu legen, und er sei von dieser Bitte entzückt gewesen, so steht dem die Tatsache entgegen, daß Vater und Sohn die Stadt einige Stunden vor dem Brand verlassen hatten. Interessant ist aber immerhin, daß Rostoptschin sich im Jahre 1815 allerorten zur Urheberschaft des Brandes bekannte, die er acht Jahre später in einer besonderen Schrift abzuleugnen für gut hielt. Dieselbe Freundin schildert der Montet im Jahre darauf den jungen Fürsten Ypsilanti, der sich später der Befreiung der Griechen unterfing, als einen sehr hübschen, von den Frauen viel umworbenen Mann. Einige Jahre später, als das Abenteuer bereits mißlungen war und Ypsilanti auf Munkács saß, traf ihn dort ein den Montets gut bekannter Offizier, der ihn etwas vollständiger charakterisiert: „Ein Enthusiast, exaltiert ohne Genie, mutig ohne Energie, schwach vor dem kleinsten Mißgeschick hat er ein hübsches Gesicht und besitzt große Tapferkeit. Das alles mag für einen Romanhelden hinreichen, aber um die Griechen aus ihrem mehrhundertjährigen Joch zu befreien, bedarf es noch ganz anderer Eigenschaften. Die Polen freilich sind über diese Schilderhebung außer sich vor Entzücken, und ihre Frauen haben völlig den Kopf verloren."

Und so setzt sich die Reihe historischer Sehenswürdigkeiten fort. An Alexander I. von Rußland hat die Montet selbst die gleiche Beobachtung gemacht, die uns von einer anderen Frau, der Gräfin Edling, überliefert ist: „Sein Mund lächelt, während die Augen ernst und strenge blicken." Sie hat später einmal, in Baden-Baden, seinen Bruder, den riesenhaften Zar Nikolaus I. gesehen, der dort dem durchgehenden Sechsgespann der Kaiserin in die Zügel fiel und es zum Stehen brachte. Das hätte freilich der Staatsminister Rußlands, Graf Neßelrode, nicht vermocht, der häufig für seinen eigenen Sohn gehalten wurde, denn er war ganz klein und nett, mit feinen Zügen und einer liebenswürdigen und heiteren Konversation." In Baden-Baden hat sie auch — es war 1837, ein Jahr nach dem mißglückten Straßburger Attentat — Louis Napoleon, den späteren Kaiser, gesehen, samt seinem Anhang jugendlich-romantischer Enthusiasten für seine künftige Größe. „Prinz Louis", erzählt sie, „spaziert auch den ganzen Tag mit den Händen auf dem Rücken und äfft damit Napoleon nach. Weder sein Gesicht noch seine Haltung haben etwas Distinguiertes." Mme. von Walsh, die den Prätendenten genauer kannte, lieferte ihr noch einige Charakterzüge, die, wenn man die Zeit in Betracht zieht, in der sie niedergeschrieben wurden, nicht ohne Interesse sind. „Gut gebildet, willensstark, eigensinnig und hartnäckig in seinen Entwürfen, besitzt er große Kühnheit und einen schrankenlosen Ehrgeiz. Sein Wesen und seine Denkart sind despotisch und einmal an die Gewalt des Schwertes gewiesen, verbirgt er es sicher nicht, daß alle seine Versprechungen von Freiheit nur Lockmittel gewesen seien, über die er und seine Adepten herzlich lachen und die er gewiß nicht halten wird. Er schreibt sehr gut, drückt sich treffend, klar und beredt aus, doch fehlt ihm die nötige Geistesgegenwart beim Sprechen. Er ist persönlich mutig bis zur Verwegenheit, dabei ein

Lügner, wie alle Mitglieder der Familie Bonaparte." Später sah ihn die Montet als Prinzpräsidenten in Straßburg, „mit müden Augen und in lässiger Haltung". Und dazu kamen andere. Sie hatte in Wien Theodor Körner wenigstens — tanzen gesehen. „Er sah düster und melancholisch aus, während er wütend darauf los walzte und immer außer Takt." Sie hat dann in der Pariser Kammer Benjamin Constant sprechen hören. Eine Enttäuschung. „Er hatte eine Anzahl einseitig beschriebener Blätter vor sich, von denen er mit großer Raschheit und monotonem Ausdruck seine Rede herunter rezitierte und dabei die gebrauchten Zettel flink beiseite schob, was einen unangenehmen Eindruck machte." Sie hat den Lablache und die Catalani singen gehört, „deren Kehlkopf wie der eines Singvogels vibrierte". „Über alle Vorstellung geht es, wenn sich ihr großer Ton in einem riesigen Raum wie „eine Stimme von oben" auf die Zuhörer herabsenkt." Ja, sie hat sogar die weiße Frau der Wiener Hofburg persönlich gekannt, ein liebenswürdiges Fräulein Boissier, die eines Abends in der Augustinerkirche eingesperrt worden war und sich nicht anders zu helfen gewußt hatte, als daß sie durch den ihr bekannten Hofgang durch die Burg das Freie suchte. Sie war sehr blaß von Antlitz und stets weiß gekleidet. Auf ihrem Gang durch das Kaiserschloß erbleichten die Wachen. An demselben Abend des Jahres 1807 starb Kaiserin Marie Therese, die zweite Gemahlin des Kaisers Franz — und die Legende war fertig.

So plaudert die Montet in ihren „Souvenirs" mit Behagen weiter. Wir werden diese „Erinnerungen" nicht überschätzen. Manche von den auf Treu und Glauben hingenommenen Notizen wird vielleicht vor der Kritik nicht stand zu halten vermögen. Aber eins ist sicher: das Buch trägt nicht wenig zur Belebung und immerhin manches zur Bereicherung unserer Vorstellungen von einer Zeit bei, über die wir noch lange nicht so ausführlich unterrichtet sind, als wir es wünschen und sie es doch wohl verdient.

Burgtheater.

Der Schiller-Zyklus und der neue Regisseur.

Von J. Minor.

Die verflossene Saison stand im Zeichen Schillers, der dem Repertoire, wenn wir den „Don Carlos" doppelt zählen, gerade ein Dutzend Stücke geliefert und ungefähr ein Sechstel (51 von 292) aller Theaterabende ausgefüllt hat. Vor Schiller hat die moderne Produktion trotz durchgängig guter, meistenteils vorzüglicher Aufführung einfach die Waffen gestreckt. Nicht bloß die homines novi E. Brüll und T. Bernard, auch die Hartleben, Holz und Otto Ernst waren verlorene Leute. Nur ein Dichter und ein Macher haben sich neben Schiller im Repertoire behauptet: Ibsen mit seiner „Hedda Gabler" und Fulda mit seiner „Maskerade". Fulda hat es auf die meisten (26) Aufführungen gebracht; er hat innerhalb der Grenzen seines Talentes zwar keinen literarischen, aber einen wohlverdienten Bühnenerfolg geerntet.

Über den Schiller-Zyklus des Burgtheaters kann man verschiedener Meinung sein; aber niemand darf behaupten, daß sich das Burgtheater leichtsinnig und unbesonnen in ein Wagnis gestürzt habe, das über seine Kräfte ging. So weit meine Kenntnis und meine Nachrichten reichen, ist das Burgtheater die einzige unter den großen Bühnen gewesen, die sich einen lückenlosen Zyklus leisten konnte. Provinztheater und kleine Hoftheater, an denen der alte Daniel oder der Walter Fürst schlecht und recht den Wallenstein zu spielen verurteilt wurde, kommen hier natürlich nicht in Betracht, sondern nur die Bühnen, welche die Aufgabe zwar nicht fehlerfrei, aber würdig zu lösen hoffen durften. Unser Burgtheater hat an den Schiller-Zyklus seine beste physische und geistige Kraft gewendet und man darf getrost sagen, daß nie und nirgends noch auf dem deutschen Theater an eine so große Aufgabe eine so eiserne Arbeit gewendet worden ist. Die Zahlen sollen sprechen: für den „Don Carlos" waren 35½, für den „Tell" 27, für den „Fiesko" 26, für die „Räuber" 24½, für die „Braut von Messina" 13, für „Kabale und Liebe" 12½, die „Jungfrau von Orleans" 11, für „Maria Stuart" 10½ Proben nötig; das macht mit den für die Reprisen des „Wallenstein" (3½) und des „Demetrius" (2½) angesetzten eine Summe von 166 Proben. Rechnet man die Ferien und die Sonn- und Feiertage ab, so bleiben kaum zwei Tage in der Woche für die sieben Novitäten und das laufende Repertoire übrig. Diese enorme Leistung ist von dem Publikum dankend quittiert worden. Denn die beiden Schiller-Zyklen haben dem Burgtheater mehr als das Doppelte dessen eingebracht, was es für die würdige Ausstattung aufgewendet hat. Es hat also mit Schiller ein sehr gutes Geschäft gemacht. Seine nächste Ehrenpflicht und sein wohlverstandenes Interesse gebieten ihm gleicherweise, das sauer Erworbene zu behaupten und den ganzen Schiller im Repertoire zu behalten. Das wird am leichtesten im Zyklus selber möglich sein. Man beginne die neue Saison mit einem dritten Schiller-Zyklus und versuche einmal, ob eine jährliche Wiederholung nicht einen festen Rahmen bilden und dem Ausfall einzelner Stücke steuern kann. Freilich wird man dabei von den maßlos langen Vorstellungen zurückkommen müssen, die in Berlin möglich, bei uns auf die Dauer unmöglich sind. Berlin hat ein großes Theaterpublikum, d. h. viele Theaterbesucher, von denen der einzelne verhältnismäßig selten kommt; Wien hat ein kleines Theaterpublikum, d. h. weniger Leute, von denen der einzelne oft ins Theater gehen will. Einmal im Monat kann es der Berliner von ½7 bis 1 Uhr im Theater wohl aushalten, aber zweimal in der Woche hält es der Wiener nicht aus. Berlin hat ein Nachtleben; in Wien versagen nach Mitternacht die Verkehrsmittel und die Speisehäuser.

Außer der Tatsache, daß Schiller ein Kassenmagnet ist, haben wir aber noch ganz andere Dinge aus dem Schiller-Zyklus gelernt. Hat man uns nicht seit 20 Jahren zum Überdruß gelehrt, daß Schiller viel leichter zu spielen sei als die Modernen? Kann sich die beste Nummer unseres Schiller-Zyklus wirklich mit der nächstbesten Aufführung eines modernen Stückes im Burgtheater vergleichen? Wie die Kritik, so hat eben auch die Schauspielkunst den Dichter jahrzehntelang zu leicht genommen, zu wenig hinter ihm gesucht und daher auch wenig hinter ihm gefunden. Zuerst ließ man den „idealen" Schiller „sprechen" und nicht „spielen", als ob seine Verse keinen Inhalt und seine Charaktere kein Gesicht hätten. Und dann verlernte man auch das Versesprechen und es blieb gar nichts mehr übrig, weder der Inhalt noch die Form. So steht nicht bloß das Burgtheater, sondern die moderne Schauspielkunst überhaupt vor der Aufgabe, Schiller zu „spielen"! Nun kommt aber das Wunderbare! Jedermann würde glauben, daß ihr damit ein Opfer

auferlegt, daß ihr nicht bloß eine schwierige, sondern auch eine lästige Aufgabe gestellt wird! Just das Gegenteil ist der Fall. Mit Feuer und Flamme gehen die Schauspieler an diesen Schiller, der ihnen so harte Nüsse zu knacken gibt, wo sie nach saurer Mühe gerade noch mit heiler Haut durchkommen. Man frage nur einmal! Sie möchten auch im Jahre 1906 am liebsten nur Schiller spielen, und wenn er statt einem, zwei Dutzend Stücke geschrieben hätte! Und wider alles Erwarten gelingt ihnen das am wenigsten, was Schiller mit der modernen Dichtung gemein hat: die Räuberszenen und „Kabale und Liebe" wurden von allen als die schwächste Seite des Zyklus bezeichnet. Es kann keine Frage sein, daß die Künstlerschar des Burgtheaters mit dem Schiller-Zyklus eine hohe Schule durchgemacht hat, deren Früchte sich, wenn sie behauptet werden, vielleicht erst in Zukunft zeigen werden. Denn man findet den verlorenen Stil für Schiller nicht an einem Tage.

Die Achillesferse aller modernen Schiller-Aufführungen bilden die Liebhaber, soweit sie nicht, wie „Fiesko", „Don Carlos" u. s. w., ins Charakterfach schlagen. Es wird ja zugegeben, daß diese Liebhaber unter allen Gestalten Schillers am meisten verblaßt sind. Darüber darf man aber doch auch nicht übersehen, daß hier ein sehr fühlbarer Mangel in der modernen Schauspielkunst zu tage tritt. Obwohl die Liebhaberinnen dem Dichter noch weit mehr mißlungen sind als die Liebhaber, finden sich noch immer weibliche Talente für sie. Die Herren aber sind durch lauter Charakterisieren so eckig, scharf und kantig geworden, daß sie eher abstoßen als gewinnen. Als ob es nicht auch ein Idealisieren ins Unangenehme und Widerwärtige gäbe! und als ob umgekehrt nicht auch die rein lyrische Empfindung, die weiche Männlichkeit, das harmlose Naturburschentum etwas Charakteristisches wären! Dieselbe Gefahr liegt übrigens auch heute schon für die Komiker nahe, und ich sehe die Zeit kommen, wo das deutsche Theater vor lauter Charakterspielern auch keinen Komiker mehr haben wird. Mir ist es sehr aufgefallen, um wie viel ernster auch Thimig innerhalb von drei Jahren geworden ist, während deren ich ihn aus den Augen verloren habe. Er ist inzwischen ein fertiger Charakterspieler geworden; aber an komischer Kraft hat er Einbuße erlitten. Beckmann, der ein starkes Naturell, aber kein Kopf war, mußte sich Zwang auferlegen; Thimig, der eine Intelligenz ist, muß sich gehen lassen. Die Zeiten des oberflächlichen Deklamierens und Idealisierens sind ja nun vorüber; und ich möchte von Herzen wünschen, daß das Charakterisieren auf den deutschen Bühnen bald wieder als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet würde! Mir wenigstens sind die aufdringlichen Kerle, die lang vor ihrem Auftreten zu charakterisieren anfangen und bei ihrem Abgang noch immer nicht damit fertig sind, unausstehlich genug. Sie können von Baumeister lernen, wie man mit wenig sehr viel ausrichten kann.

Aber nicht bloß den Schauspielern, auch den Regisseuren hat Schiller neue Aufgaben gestellt — oder besser gesagt: dem Regisseur; denn, wie eine halbamtliche Mitteilung verkündete, besitzt das Burgtheater heute nur einen einzigen vollkommen leistungsfähigen und zugleich berufsfreudigen Regisseur. Und dieser ist Herr Thimig. Wie kommt Saul unter die Propheten, der „Komiker" zu Schiller? So könnte man fragen, ohne indessen das Burgtheater in Verlegenheit zu setzen. Denn Thimig ist nicht bloß ein erfahrener Theatermann, mit literarischer Bildung, er ist, was hier den Ausschlag gibt, das feste Bindeglied zwischen dem alten und dem neuen Burgtheater. Er ist das einzige Mitglied aus der Zeit des alten Burgtheaters, das sich im vollen und ungeschwächten Besitz seiner Kräfte befindet. Er steht heute in voller künstlerischer Reife da; als Mensch und als

Künstler eine durchaus würdige Persönlichkeit, die sich auch als Regisseur Respekt zu verschaffen gewußt hat.

Es ist aber doch selbstverständlich, daß das Burgtheater mit einem einzigen Regisseur auf die Dauer nicht sein Auskommen finden kann; und es war nur die Frage, ob man nach alter Tradition neue Ernennungen unter den Schauspielern in Vorschlag bringen oder, wie es an den modernen Theatern in Deutschland seit geraumer Zeit üblich ist, einen Mann berufen sollte, der nicht Darsteller, sondern bloß Regisseur ist. Die Frage nach dem Nutzen oder Schaden der Schauspielerregisseure ist nicht so leicht, und nicht in Bausch und Bogen zu entscheiden. Den Nachteilen, daß ein Hauptdarsteller nicht die Zeit und die Kraft habe, sich um seine Umgebung zu kümmern, oder daß er diese zu seinen Gunsten herabdrücken könnte, steht der nicht zu leugnende Vorteil gegenüber, daß der Berufsregisseur selten so tief in den Geist der Dichtung eingedrungen ist, als der Hauptdarsteller notwendig sein muß. Daß Schauspieler, die nicht bloß starke Naturelle sind, sondern ihre Aufgaben geistig durchdringen, wie Mitterwurzer oder Kainz, zugleich die besten Regisseure sind, wird niemand leugnen können; ebensowenig aber wird man behaupten können, daß jeder Hofschauspieler, der sein Dekret seit zehn Jahren in der Tasche hat, sich damit auch schon die Anwartschaft auf den Regiestuhl ersessen hat und streiken darf, wenn es nicht nach der Reihe geht. Auf der Persönlichkeit beruht hier alles; und nicht einmal ein jeder große Künstler besitzt die Intelligenz, Autorität und besonders den Fleiß, lauter Eigenschaften, die der Regisseur außer den eigentlich künstlerischen, Phantasie und Temperament, nicht entbehren kann. Die Frage, ob Schauspielerregisseure oder Regisseure schlechtweg, hat meines Erachtens keine Zukunft; aber ein anderer Unterschied wird in Betracht kommen: nämlich der zwischen Regisseuren für das Wort und Regisseuren für das Bild. Die ersteren hat schon Laube („Vortragsmeister") verlangt und mit Recht verlangt; sie werden sich namentlich an kleineren Bühnen mit der Zeit als ein Bedürfnis herausstellen. Denn bei einem rasch wechselnden Repertoire, wo der Schauspieler oft eine große Rolle von heute auf übermorgen zu übernehmen gezwungen ist, kann von einer geistigen Durchdringung nicht die Rede sein; es ist nur von Nutzen, wenn hier der Vortragsmeister in bezug auf das künstlerische Verständnis, den logischen Aufbau und die Gliederung der Rede dem Schauspieler die Dienste leistet, welche auch große Künstler, wie die Wolter, von ihren Direktoren und Kollegen angenommen haben, ohne ihre Selbständigkeit einzubüßen, oder welche ihnen in anderen Fällen der Dichter selbst durch gesperrten Druck der zu betonenden Worte oder andere, den Vortrag betreffende Anweisungen leistet. Die Regisseure für das Wort und für das Bild bleiben natürlich, auch wenn man ihnen den herabsetzenden Titel lieber erspart, bloße Hilfsregisseure, die dem „Oberregisseur", der auf den „Ober" aus leichtbegreiflicher Analogie auch keinen Wert legen wird, in die Hände arbeiten. Sein bester „Oberregisseur" ist unter normalen Verhältnissen immer der Direktor selber.

Das Amt des Regisseurs ist ja seit den Tagen der Meininger zu früher unbekannter Bedeutung gelangt, wie sich sinnfällig schon auf dem modernen Theaterzettel ausdrückt; hier steht der Name des Regisseurs gleich unter dem des Dichters und vor den Namen der einzelnen Darsteller. Es hat nicht anders kommen können, als daß der lang ignorierte, nun aber zu hervorragender Bedeutung gelangte Mann seine Anwesenheit vom Anfang bis zum Ende der Vorstellung auch recht fühlbar machen, sich Verdienste erwerben will. Von einer gewissen Aufdringlichkeit ist der moderne Regisseur nicht frei

zusprechen; und wenn der alte am liebsten gar nichts getan hat, so tut der neue lieber viel zu viel. Es gilt aber von dem Regisseur dasselbe, was von dem Staat und der Frau; der beste Regisseur ist der, den man am wenigsten bemerkt. Von dem modernen kann man das, wenigstens soweit das „Bild“ in Betracht kommt, gewiß nicht sagen. In einem modernen Salon oder Interieur gibt es viele Stühle und Sitzgelegenheiten, Nischen und Ecken und Alkoven. Wenn wir aber darauf merken, so bewohnen wir eigentlich einen viel kleineren Raum; drei Viertel unseres Zimmers und unserer Sitzgelegenheiten stehen beständig leer, bis einmal eine größere Gesellschaft die Räume und die Stühle füllt. Wird aber in unseren Theatern aufgezogen und ich sehe einen Salon vor mir, in dem sich zwei Liebende begegnen, dann weiß ich auch im vorhinein, daß diese beiden alle Sessel und Stühle abgeritten haben werden, bis sie ihn erhört oder abgewiesen hat. Man würde einen Menschen im Leben für verrückt halten, der mitten im Duo aufspringt und sich auf der andern Seite des Zimmers wieder niedersetzt; auf der Bühne erfordert das die Natürlichkeit. So will's der Regisseur.

Wenn sich ein halbes Dutzend von Studenten entschließt eine Räuberbande zu gründen, dann werden diese Kerle, wie ich mir vorstellen kann, in einem wirren Knäuel beisammen stehen, die Köpfe zusammenstecken, unruhig durcheinander fahren, sich schieben und drängen; auf dem modernen Theater aber hat jeder seinen Platz, auf dem Tisch oder auf dem Sessel, und er steht nur auf, wenn es der Regisseur verlangt. Und wenn ein Dutzend Handwerker beschließt, eine Rüpelkomödie aufzuführen, dann werden sie sich bei der Rollenverteilung gewiß sehr aufgeregt benehmen und einander in die Haare fahren; auf dem neuen und kleinen Theater aber hat jeder seinen festen Platz und Posten, und nur Zettel der Weber steht auf, sobald es der Regisseur erlaubt. Mich erinnert das immer an die modernen Tierbändiger, die ihre Löwen auch nicht mehr in Rudeln durcheinander jagen, sondern jedem gesittet sein Stockerl anweisen, von dem er nur auf Befehl herunterspringen darf und auf das er, sobald er seine Kunst gezeigt hat, wieder zurückkehren muß. Das Zahme muß also wohl im Zeitgeschmack gelegen sein; dem folgt der Regisseur.

Setzen sich ein halbes Dutzend Personen um einen Tisch herum, so verlangt es die Natürlichkeit, daß zwei davon mit dem Rücken gegen das Publikum sitzen und diesem auch die Aussicht auf die beiden Gegenübersitzenden versperren, so daß man nun von der Gesellschaft nur zwei teure Häupter mehr sieht und hört. Gesucht wird mit dem Gehalt einer Opernprimadonna ein „Ober“, der es versteht, die bisher noch immer fehlende vierte Wand anzubringen, da es auf die Dauer kaum gehen wird, Zimmer mit drei Wänden und Tische mit vier Kanten vorzuführen; das Publikum hat es zwar bisher noch nicht verlangt, von fleißigen Regisseuren ist aber gewiß schon die Frage aufgeworfen worden, ob man nicht die Zuschauer von oben hineinschauen lassen könnte. Meines unmaßgeblichen Dafürhaltens wäre es auch ganz zeitgemäß, das Publikum hinter die vierte Wand zu setzen und als bloßen Horcher hinter der Wand zu betrachten. Es dreht sich ja am Ende auch Hamlet, als er den Geist anredet (der doch heutzutage nicht vorne über die Bretter schreiten kann), mit dem Rücken gegen das Publikum; und wenn Lichtenberg heute das Spiel Garriks in dieser Szene beschreiben wollte, müßte er einfach sagen, daß er nichts gesehen und nur wenig verstanden habe. Noch schöner sind die stimmungsvollen Nachtszenen auf unseren modernen Bühnen. Da entfaltet sich die feinste Kunst des Regisseurs! Da muß der Schauspieler leise reden oder das Maul halten; da zieht er auch die Auf-

merksamkeit des Auges nicht auf sich, weil man ihn nicht sieht; da stört auch der Dichter nicht durch die Handlung, weil man gar nicht weiß, was vorgeht — der Allmächtige ist der Regisseur!

Jedermann weiß, daß man, um die Aufmerksamkeit rege zu erhalten, alles entfernen muß, was Sensation macht, d. h. eine Störung von seiten der Sinne verursacht. Das geistreichste Gespräch gerät, nicht bloß wenn eine Militärkapelle vorüberzieht, sondern auch wenn ein Papiermesser vom Tisch fällt oder wenn ein Bedienter durchs Zimmer geht, ins Stocken. In München aber hat einmal ein berühmter Regisseur den geistreichen Gedanken gehabt, während Faust und Wagner vor dem Tore debattieren, einen Pförtner auftreten zu lassen, der das Stadttor knarrend zu schließen hatte. Er hat seinen Zweck völlig erreicht; schon das Auftreten der unvermuteten Person und noch mehr ihr fragliches Hantieren (was will denn der? was macht denn der?) lenkte die Aufmerksamkeit von den Reden ab, die man bei dem Knarren der Stadttors ohnedies nicht mehr verstand; man vergaß Faust und Wagner und dachte an den Regisseur! Ganz das gleiche aber ist auch dann der Fall, wenn beim Aufziehen des Vorhanges, ohne daß der Text eine Erklärung gibt, eine künstliche und nicht selbstverständliche Situation vom Regisseur heraufbeschworen wird.

Wenn Franz Moor und der Alte am Anfang an einem Tische sitzen und Franz anfängt: „Aber seid Ihr auch wohl, mein Vater?", so fällt es niemand ein, zu fragen, was sie da zu tun haben und ob es vor oder nach dem Essen ist, wie ja auch der Dichter darauf keine Antwort gibt. Wenn sie aber durch ein paar Glastüren kommen, die vorsichtig auf- und zugemacht werden, dann fragt man sich unwillkürlich, woher kommen die und was wollen die? und die Aufmerksamkeit ist von vornherein von dem Dialog abgelenkt. Und ebenso im Haus des alten Miller, der gewiß nicht in der Mansarde eines vielstöckigen modernen Zinshauses gewohnt hat, sondern zu ebener Erde in einem niedrigen und feuchten Stadthause. Nicht in solchen zerstreuenden und aufdringlichen Mätzchen zeigt sich die Phantasie des Regisseurs, sondern in der Hervorhebung dessen, was in der Dichtung selber liegt. Wenn Schiller z. B. seine „Jungfrau von Orleans", von allen Menschen verstoßen, bei den Köhlern Schutz und Hilfe finden läßt, so hat er sich diese gewiß nicht als saubere und nette Bürgersleute gedacht, sondern als die wilden und rußigen Gestalten, als welche die Köhler in der Volksphantasie und in dem Märchen allenthalben erscheinen, als eine Art Naturvolk außerhalb der Gesellschaft, wie die Zigeuner in Goethes „Götz".

Was er nicht auf solche Weise aus dem Finger nimmt, das holt sich der moderne Regisseur aus der Hofbibliothek, wo er die geschichtlichen Werke über die Charaktere, die Kostüme und die Requisiten nachschlägt, ohne zu fragen, ob der Dichter auch wirklich der Geschichte treu geblieben ist und die historischen Charaktere und Kostüme wirklich beobachtet hat oder nicht. Ich würde ihm eher empfehlen, sich in den Briefwechseln und Biographien der Dichter darüber Auskunft zu holen, was der Dichter selber in dieser Hinsicht geglaubt und gewollt hat. Die Schillerischen Theatermanuskripte z. B., die in den kritischen Ausgaben bequem zugänglich sind, enthalten für den verständigen Regisseur eine Menge von Winken, die auch heute noch nicht völlig beachtet sind. Daß sich Schiller die Gräfin Terzky alt gedacht hat, älter als die Herzogin, weiß man aus seinem eigenen Munde. Manche szenische Angaben sind endlich ohne historische Kenntnisse gar nicht zu verstehen. Wenn sich Franz Moor mit seiner Hutschnur erdrosselt, so geschieht das nur,

weil zu Schillers Zeiten die Schauspieler immer mit Hut und Degen auftraten; heute, wo das natürlich unmöglich ist, muß die Phantasie des Regisseurs auf einen Ausweg bedacht sein und ihn entweder zur Schnur des Vorhanges, wie es früher am Burgtheater geschah, greifen oder den Hut Daniels benutzen lassen, wie es heute sehr glücklich geschieht.

Die Sucht, das Geschichtliche dem Dichter unterschiedslos aufzuzwingen und die künstlerische Aufgabe in die bequemere historische hinüberzuspielen, ist nur eine besondere Form des Experimentierens, der eigentlichen Modekrankheit unserer Theater, die dem Dilettantismus der freien Bühnen u. s. w. zwar manche frische Anregung verdanken, aber auch sehr unter ihm gelitten haben. Heute spielt man den historischen „Don Carlos", um etwas Neues zu bringen; in zehn Jahren wird man wieder den Schillerischen spielen, um etwas Neues zu bringen. Die Bühnenkunst macht bei diesem Dienst der Mode keine Fortschritte. Sie gewinnt nur dort, wo der Stil der Dichtung den Stil der Aufführung bestimmt.

Was unser Burgtheater im besondern betrifft, so tritt, je länger je mehr, die Tatsache hervor, daß das neue Haus nicht bloß in bezug auf den Zuschauerraum, sondern auch in bezug auf die Bühne den Erwartungen nicht entsprochen hat. Wenn man den ungeheuren Bühnenraum hinter dem Vorhang betrachtet, in dem ein paar große Interieurs wie Punkte verschwinden, dann sollte man meinen, daß hier auch die größte Entfaltung des Raumes bei Massenszenen möglich sein müßte. Das ist aber gar nicht der Fall. Für ein schmales Haus, das eine relativ große Tiefe besaß, haben wir ein breites mit ganz geringer Tiefe eingetauscht. Von der ganzen Tiefe kann kein Gebrauch gemacht werden, weil man in den höheren Rängen infolge der tief heruntergelassenen Soffiten nicht so weit sieht. Es müßte ja freilich möglich sein, die Soffiten kürzer zu machen; das würde aber eine Erhöhung und Vergrößerung der Dekorationen bedingen. Wir haben ein großes Haus und können keinen Gebrauch davon machen, weil sich auch hier der Stil auf das Kleine und Enge zusammenzieht. Verrina muß also den Fiesco im Vordergrund auf der Seite ertränken; der Turm in den „Räubern" steht uns vor der Nase und läßt kaum dem Hauptmann den nötigen Platz, die Bande muß hinter der Szene schlafen. Und wie häßlich nimmt sich der polnische Reichstag aus, wenn der Raum in zwei fast ganz gleiche, breite und dabei seichte Hälften zerschnitten ist und keinen Ausblick in die Tiefe und Höhe gewährt! Es ist keine Frage, daß Massenszenen und Tableaux auf der beschränkten Bühne des alten Burgtheaters weit besser zur Wirkung gelangten als im neuen.

Das sind die Gedanken, zu denen uns die Berufung des neuen Regisseurs Anlaß gegeben hat. Er selber ist für uns ein unbeschriebenes Blatt. Aus einer schwäbischen Familie stammend, aber in Wien aufgewachsen, ist er persönlich den Wienern zwar kein Fremdling; wir haben ihn als sympathischen, ehrlich strebenden und gebildeten jungen Mann gekannt, aber seit seinen ersten, noch recht schüchternen Versuchen als Liebhaber am Wiener Stadttheater aus den Augen verloren. Aus Berlin verlautete dann, daß er sich um das französische Konversationsstück, das im Burgtheater allerdings keine Rolle mehr spielt, als Darsteller und Regisseur bessere Verdienste erworben hätte. Als Direktor des Theaters in Kannstadt, einer Vorstadt von Stuttgart, ist er dann vielfach mit Auszeichnung genannt worden, und über Aussee hält er nun seinen Einzug ins Burgtheater, das ihm hoffentlich mit Vertrauen entgegenkommen und Gelegenheit geben wird, zu zeigen, was er kann.

Chronik.

Die tschechische Literatur.

II.*

Soll ich von einem Buch sprechen, das ganz von der Atmosphäre unseres Landes und unserer Tage erfüllt, von den Ideen und Stimmungen getränkt ist, welche die tschechische Jugend in den letzten Jahren durchlebte, so muß ich »Konec Hackenschmieda« (Hackenschmieds Ende) von Viktor Dyk nennen, einem jungen Autor, der sich bisher als herb ironischer Lyriker und Satiriker einen Namen gemacht hat. Es ist das bedeutendste Buch der verflossenen Saison und auch an ihm kann man den bereits erwähnten Umschwung von der exklusiven Kunst zum Leben, von dem artistischen Formalismus zu der Drangsal und Sehnsucht des wirklichen Tages beobachten. Es ist ein Roman der Jugend, ihrer Entwicklung und Erziehung, bei dem man an Flauberts »Education sentimentale« oder auch — ich bitte um Entschuldigung, daß ich beide Namen in so enge Nachbarschaft bringe — an Stilgebauers „Götz Krafft" denkt. Dem deutschen Roman ist sein tschechisches Pendant an Geist und Kunst freilich weit überlegen. Es schildert Typen jener Generation, die unter dem Einfluß moderner Ideen, des Prozesses der sogenannten „Omladina" und der Dezemberdemonstrationen des Jahres 1897 heranwuchs. Der Titelheld ist ein vielredender Zyniker, der an dem Katzenjammer, der jenen Ideenorgien folgte und an einem Liebeserlebnis zu grunde geht. Sein Cynismus ist nur eine Maske, unter welcher er sein Elend und seine Verzweiflung verbirgt. Sein Gegenpol ist ein junger willensstarker Doktrinär, der mit rücksichtslosem Egoismus seinem Ziele zustrebt: durch die Kraft seiner Logik Herr der Situation zu werden. Hackenschmied, der gegen diesen gefühllosen Ideologen die dämonische Macht der Leidenschaft und des instinktiven Lebens vertritt, sieht in ihm eine Gefahr für die Nation und schießt ihn nieder, bevor er sich selbst tötet. Der Roman hat eine lebhafte Diskussion hervorgerufen, insbesondere im realistischen Lager des Professors Masaryk, da man annahm, daß mit dem Typus des Doktrinärs diese politische Richtung gemeint sei. Künstlerisch steht „Hackenschmieds Ende" nicht besonders hoch. Es wird da zu viel gesprochen und der Autor denkt im Eifer des ewigen Debattierens und Polemisierens nicht daran, Menschen zu schaffen. Aber es ist eines von den Büchern, bei denen man an die Kunst vergißt, ein Lebensdokument, daß in einem schrecklichen Bild zeigt, wie am Ende des XIX. Jahrhunderts die jungen Leute in Böhmen an den Verhältnissen gelitten haben und in welche moralischen Krankheiten und Geschwüre ihre Qual ausartete.

Dieses Leiden an der Gegenwart ist überhaupt die eigentliche Grundnote der ganzen neuesten tschechischen Literatur, und sich von ihm zu erlösen, versucht sie auf dreifache Weise. Die einen, es sind die starken und seltenen Geister, bemühen sich, dem Übel steil ins Auge zu sehen, es durch ebenso schmerzliche wie sorgfältige Analyse innerlich zu überwinden; dies tat eben der Verfasser von „Hackenschmieds Ende". Andere wollen durch die Flucht in die farbenprangenden Lande des Traums das Übel los werden; das taten die Romantiker gestern, tun die Ästheten und Raffinierten heute, jene Talente, die Dichtungen in der Art der „Sodoma" schreiben. Der dritte Weg führt in die wirkliche Vergangenheit zur Wiedererweckung der alten, ruhmvollen Zeiten der Nation und ihn beschreitet der historische Roman. Dieser, der eigentliche Ausgangspunkt der tschechischen Literatur, weist heute nur zwei nennenswerte Vertreter auf: Alois Jirasek und Zigmund Winter. Beide haben ihn nach dem Zusammenbruche der romantischen Fabulistik dadurch lebensfähig gemacht, daß sie ihn auf die Basis der historischen Realität, fleißigen Studiums der Kulturgeschichte und einer beinahe wissenschaftlichen Methode stellten. Alois Jirasek, einer der bedeutendsten Männer der zeitgenössischen tschechischen Literatur, der beliebteste Schriftsteller der breiten Volksmassen, verbindet mit einem großen epischen Zuge einen feinen Sinn für das Mosaik kulturhistorischer Details und malt plastisch mit ruhiger Hand ganze Epochen des alten Lebens. Er ist der Epiker der Hussitenkriege und seine neueste Romanserie »Bratrstvo« (Die Brüderschaft), in der er die Feldzüge der

* Vergl. Bd. IV, Heft 44 der „Österr. Rundschau".

hussitischen Condotieri in Diensten des Ladislaus Posthumus in Ungarn schildert, verträgt ganz gut den Vergleich mit den besten Werken von Sienkiewicz. Zigmund Winter ist dagegen ein Vertreter der historischen Kleinmalerei. Er zeichnet das alte Prag aus der Zeit Rudolfs und Mathias' in Bildern, die weit mehr kulturhistorische Studien als Erzählungen sind und in einer humoristisch angehauchten, altertümelnden Sprache mehr traurige als lustige Geschichten aus alten Stadtchroniken berichten. Sein neuestes Buch »Rozina Sebranec« hat alle Vorzüge seiner Feder. In diesem Zusammenhang ist schließlich noch »Jan Jilek« von Frau Theresa Novakova zu nennen, ein Lebensbild aus den Zeiten der Gegenreformation, ebenfalls mehr historische Studie als schöne Literatur, nach den Memoiren eines böhmischen Bruders und Exulanten aus dem XVIII. Jahrhundert treu aufgezeichnet.

Der naturalistische und soziale Roman hat gegenwärtig keine bedeutenden Vertreter. Das neueste Buch J. K. Slejhars »Peklo« (Die Hölle) kann man diesem Genre nicht zurechnen, obzwar es das Leben in einer Zuckerfabrik in wahrhaft infernalischen Farben schildert. Es ist aber eher ein grauenvolles Mysterium, als eine soziale Studie. Hinter den naturalistischen Details öffnen sich die Abgründe des Transzendentalen und alles wird von einer Katastrophe vernichtet, die wie ein kosmischer Zusammenbruch wirkt. Das Buch ist von einer mächtigen Inspiration erfüllt und schillert in dem gespenstischen Kolorit eines Fiebertraumes. Aber es liest sich schwer: der Verfasser ist von seinem Stoff überwältigt, seine Weitschweifigkeit kennt keine Grenzen und keine künstlerische Disziplin. Die gleichen Mängel und der bereits erwähnte Hang zur übermäßigen psychologischen Analyse machen auch ein kräftiges Erblühen der Novelle unmöglich. Die moderne tschechische Literatur hat fast keine Novellisten im eigentlichen Sinne des Wortes. Man schreibt Stimmungsbilder, Gedichte in Prosa, psychologische und impressionistische Studien, wenn man künstlerische Aspirationen hat. Hat man diese nicht, dann produziert man belletristische Dutzendware, die für die literarische Entwicklung nichts bedeutet. In den letzten zwei Jahren waren es zwei Frauen: Anna Marie und Helena Noskova, deren Erstlingsbücher eine Verheißung für die tschechische Novelle bedeuten, in der jüngsten Zeit sind es Erzählungen von Frana Sramek »Sedmibolestni«, die einen rechten Sinn für die Novellenform zeigen. Sramek ist aus einer Anarchistengruppe hervorgegangen und verbindet mit scharfem revolutionärem Sarkasmus und tiefem sozialem Mitgefühl eine farbige Darstellungsweise, die seinen Erzählungen einen besonderen Reiz verleihen.

Hier wären wir mit der Aufzählung der wichtigsten Neuheiten auf dem Gebiete der schönen Literatur zu Ende. Ich will noch eine kurze Übersicht der Publikationen auf dem Gebiete der kritischen und essayistischen Literatur, der Ästhetik, Kunstphilosophie und Literaturgeschichte anschließen. Diese Übersicht ist für jeden sehr notwendig, der von dem gegenwärtigen Geistesleben der Tschechen eine rechte Vorstellung haben will. Denn es muß gleich gesagt werden, daß der Schwerpunkt der geistigen Entwicklung sich immer mehr diesen Gebieten zuneigt und daß das gebildete Publikum, von der Belletristik übersättigt, sich immer mehr ihnen zuzuwenden beginnt.

Die essayistische Literatur ist bei uns eine Errungenschaft der letzten 10 Jahre, ein Werk des modernen Geistes. Früher wurde auf diesem Gebiete fast gar nicht gearbeitet. Damals kannte man nur die schöne und die fachwissenschaftliche Literatur und ein Abgrund gähnte zwischen beiden. Die literarische Kritik, meistens von Journalisten und Philologen besorgt, war unselbständig und unschöpferisch. Sie beschränkte sich darauf, in mittelmäßig geschriebenen Rezensionen die neuen Bücher wohlwollend zu besprechen und der über allen Zweifel erhabenen Größe der einheimischen Dichter zu huldigen. Es war eine Kritik ohne kritischen Geist, ohne Sinn für die Kunst, ohne Gefühl für die Schönheit der Sprache.

Mit der heranwachsenden modernen Generation ist eine stattliche Zahl von Talenten aufgetreten, welche den Begriff des Kritikers und Essayisten zum ersten Male in der tschechischen Literatur verwirklichte. Sie gehen nicht in den Fußstapfen der Dichter, sondern ihnen voraus, sie waren die eigentlich führenden Geister der neuesten Literatur. Sie vermittelten unserem Land die neuen Kunstbestrebungen und gingen bald von der anfangs negativen Arbeit der strengen Revision des Nachlasses der älteren Generation zur positiven schöpferischen Tätigkeit über. Gleichzeitig ergoß sich über die tschechische Welt ein mächtiger Gedankenstrom in Gestalt von unzähligen Übersetzungen philosophischer, kulturhistorischer, soziologischer und ästhetischer Werke aus allen möglichen Literaturen. Man wollte nachholen, was man in den langen Jahren sentimentaler patriotischer Schwärmerei vernachlässigt hatte. Ganze Verlagsanstalten und Bibliotheken wurden gegründet, in denen in rascher Folge, freilich nicht immer in bester Auswahl und ohne ein zielbewußtes Programm, diese Übersetzungen erschienen und bald gab es keinen hervorragenden Schriftsteller in der zeitgenössischen Weltliteratur, dessen Gedanken dem tschechischen Leser nicht in billigen Übersetzungen zugänglich gemacht worden wären. Nietzsche,

Tolstoj, Multatuli, Carlyle, Emerson, Ruskin, Buckle, Spencer, Mill, Taine, Gobineau, Amiel, Bourget, Brandes, Muther haben das Denken der intelligenten Tschechen beeinflußt. Dieser Flut der verschiedensten und oft sich bekämpfenden Gedanken ist als schlimme neben guten Wirkungen die geistige Zersplitterung zuzuschreiben, welche den Geist unserer heutigen Gebildeten kennzeichnet.

Die tschechische Literatur besitzt daher keinen einheitlichen philosophischen Hintergrund. Man kann höchstens zwei auseinanderlaufende Tendenzen erwähnen. Auf der einen Seite die Humanitätsphilosophie des Professors Th. G. Masaryk, eine ausschließlich ethische und soziale Richtung mit einem Einschlag von angloamerikanischem Moralismus, auf der anderen Seite die ästhetischen Ideale der jungen Literaten, ihre Schönheitsträume und ihr ostentativer Individualismus. Zwischen diesen beiden Polen gärt und pulsiert das tschechische Denken. Bücher, in denen man seine Bahnen verfolgen könnte, gibt es freilich nicht viele, weit lieber manifestiert es sich in kleinen, an aktuelle Erscheinungen und Fragen anknüpfenden Aufsätzen der Revuen. Auch die Revue ist bei uns erst ein Produkt der letzten Jahre. Vor fünfzehn Jahren noch gab es nur eine einzige Monatsschrift, die „Osveta", das Organ der „idealistisch-patriotischen" Richtung unter den alten Literaten. Heute hat Prag mehr Revuen als Wien und es gibt kaum eine Partei oder Gruppe, die nicht in einer Zeitschrift ihre publizistische Vertretung fände. Die Mehrzahl dieser Monats- und Halbmonatsschriften dient freilich mehr politischen und sozialen Ideen, als der Literatur und Kunst. Rein literarische Revuen gibt es eigentlich nur zwei: „Moderni Revue" und „Lumir". Die erstere, das Organ der Dekadenten, lebt mehr von Übersetzungen als von eigener Arbeit, kämpft für eine reine und hohe Kunst, hat aber ihre besten Tage schon hinter sich. Die zweite, „Lumir", war in den Siebziger- und Achtzigerjahren das Organ jener literarischen Gruppe, die mit Jaroslav Vrchlicky an der Spitze, damals die tschechische Literatur beherrschte; heute ist sie ein recht farbloses Blatt, das von einigen jüngeren Literaten geleitet wird, die einem Kompromiß zwischen den älteren und modernen Anschauungen das Wort reden. Unter den übrigen Revuen wird die von Professor Th. G. Masaryk redigierte „Nase doba" wegen ihres ernsten Tones und gediegenen Inhaltes am meisten geschätzt, jedoch unterhält sie wenig Beziehungen zur Literatur und Kunst. Die „Nova česka Revue" will eine jungtschechische Revue sein; da das Jungtschechentum aber keinen besonderen Typus in unserem Kulturleben repräsentiert und mit der Wissenschaft und Literatur gar keine Berührungspunkte hat, trägt ihr Organ einen völlig eklektischen Charakter. Die Sozialdemokratie hat ihre „Akademie", die sich fast ausschließlich nur mit sozialen und ökonomischen Fragen befaßt und der Parteileitung gegenüber eine ziemlich unabhängige Stellung einnimmt; die kleine radikal-fortschrittliche Fraktion des Dr. Antonin Hajn hat unlängst die „Pokrokova Revue" gegründet; die Klerikalen haben ihre Monatsschrift „Vlast". Außerdem erscheint eine Revue für Philosophie, „Česka Mysl", eine für die Naturwissenschaft, „Ziva", eine für Pädagogik, „Pädagogické Rozhledy"; eine Kunstzeitschrift vornehmsten Stils sind die „Volne Smery", das Organ der Künstlervereinigung „Manes". Schließlich seien noch in bunter Reihe einige Wochenschriften genannt: „Rozhledy", einst das Organ der Moderne, heute ohne Richtung und Farbe; „Prehled", das Blatt der jüngsten Realisten, der Partei des Professors Th. G. Masaryk; „Zvon", ein belletristisches Blatt einer Gruppe älterer Schriftsteller und „Maj", das von dem gleichnamigen Schriftstellerverein im eigenen, unter der Devise der Selbsthilfe gegründeten Verlage herausgegeben wird, aber durch seinen flachen Inhalt und den unkünstlerischen Standpunkt unserer größten literarischen Vereinigung wenig Ehre macht. Dann ist noch die „Zlata Praha" zu nennen, unsere beste und vornehmste illustrierte Wochenschrift, die niemals auf das Niveau eines Familienblattes gesunken ist, sondern einen eminent literarischen Charakter bewahrt hat; ebenso die neueste Zeitschrift „Česki Svet", die in der Art der Berliner „Woche" Bilder aus dem tschechischen Leben bringt.

Was nun die selbständigen neuen Publikationen aus dem Gebiete der Literatur und Kunstgeschichte anbelangt, so ist zuerst das große Werk »Literatura česka XIX. století« („Die tschechische Literatur des XIX. Jahrhunderts") zu nennen. Das Werk, von dem erst die Hälfte erschien, ist der erste größere Versuch die ganze tschechische Literatur des verflossenen Jahrhunderts nach der neuen wissenschaftlichen Methode der Literaturgeschichtsschreibung zu behandeln. Es wird von einer ganzen Gruppe von Literaturhistorikern geschrieben, welche die Entwicklung der Literatur im Zusammenhange mit dem Prozesse der nationalen Wiedererweckung schildern. Da es eine Arbeit mehrerer Autoren ist, zeichnet sie sich freilich durch keine individuellen und einheitlichen Auffassungen aus, zeigt überhaupt mehr Gelehrsamkeit als kritischen Geist und Kunstgefühl. Aber in unserer Literaturgeschichtsschreibung steht alles noch so am Anfang, ihre wichtigsten Epochen und Gestalten sind noch so wenig gekannt, daß zuerst — wie es nämlich in dem genannten Werk vorzüglich

geschieht — die fleißigen Professoren das Material sammeln und ordnen müssen, ehe die eigentliche psychologische und schöpferische Kritik ihre Tätigkeit beginnen kann. Den Typus dieser Kritik stellt in der modernen tschechischen Literatur am reinsten F. X. Salda. Er schreibt die beste essayistische Prosa bei uns und ist ein Virtuose polemischer Dialektik. Sein erst kürzlich erschienenes Buch „Boje o zitrek" („Kämpfe um den morgigen Tag") ist eine Sammlung von Essays, die zuerst in der erwähnten Kunstzeitschrift „Volné Směry" veröffentlicht wurden. Es sind glänzend geschriebene, von glühendem Pathos getragene Meditationen, in denen mit ungemeiner Plastik der Gedanken, die freilich oft ans Paradoxe streifen, das Wesen der Kunst und die Ethik der Kultur dargelegt werden. Das letzte Literaturjahr hat nichts hervorgebracht, das an Ideenreichtum und Schönheit der Sprache diesem Buche überlegen wäre. Die Erziehung des Publikums zur Kunst hat sich ein anderes Buch zum Ziel gesetzt; es nennt sich „Umeni vcera a dnes" und rührt von unserem fleißigsten und kenntnisreichsten Kunstkritiker K. Madl her. Es ist eine Sammlung von Artikeln, in welchen der Leser über die wichtigsten Probleme der bildenden Kunst aufgeklärt wird. Das Buch „Umelecke dilo v literature" („Das Kunstwerk in der Literatur") vom Verfasser dieser Chronik, verfolgt einen ähnlichen Zweck im Gebiete der literarischen Ästhetik. Die Musikliteratur ist sehr spärlich. Als einzige Publikation ist ein „Katechismus der Musikgeschichte" von J. Branberger zu nennen.

Die eigentliche Philosophie wird wenig gepflegt. Aus dem vorigen Jahre ist aber ein wertvolles Werk aus diesem Gebiete zu besprechen, „O filosofii prilomnosti" („Über die Philosophie der Gegenwart") von Fr. Krejci, (nicht zu verwechseln mit dem Verfasser dieser Chronik). Der Autor lehrt an der Prager Universität Philosophie und Psychologie. Sein Buch aber unterscheidet sich günstig von ähnlichen Arbeiten seiner Universitätskollegen dadurch, daß es die Welt nicht vom Standpunkte des Katheders betrachtet, sondern starke Beziehungen zum zeitgenössischen Leben besitzt. Die Philosophie der Gegenwart basiert seiner Meinung nach auf Spencer, Nietzsche und Tolstoj und das annehmbarste Ergebnis des Kampfes der Wissenschaft mit dem Glauben ist ihm der moderne Panteismus.

Das philosophische Denken gehörte übrigens niemals zu den stärksten Seiten unseres Volkes und hatte immer den Hang, sich mit den religiösen Gefühlen zu vermengen. Der Mann, dessen Ideen die heutige Generation in dieser Richtung am meisten beeinflußt haben, Th. G. Masaryk, ist, trotzdem er Philosophie an der Universität lehrt, gleichfalls weit eher ein religiöser als ein philosophischer Denker. Seine Bücher und Broschüren sind weit mehr Erbauungspredigten — freilich im Gewande der modernen Dialektik — als wissenschaftliche Arbeiten. Es ist hauptsächlich sein Verdienst, daß das religiöse Problem die weiten Kreise der Intelligenz wieder einmal beschäftigt und lebhaft diskutiert wird. Mit der modernen Philosophie hat die Art, auf welche Professor Th. G. Masaryk es zu lösen versuchte, wenig zu tun: er zieht nämlich gegen den Klerikalismus scharf ins Feld, glaubt weder an Dogmen noch an die Offenbarung, beklagt sich über den Indifferentismus, möchte das religiöse Gefühl wecken und schwärmt für eine wahre, reine Religion. Er erreicht aber mit seinen Bemühungen gerade das Gegenteil dessen, was er beabsichtigt. Die aus der religiösen Gleichgültigkeit aufgeweckten Geister sprechen im Angesicht der klerikalen Gefahr ihren Unglauben aus und es macht sich eine Strömung bemerkbar, welche das religiöse Empfinden als für überwunden erklärt. Der Freidenkerverein „Augustin Smetana" (er trägt diesen Namen nach einem berühmten Priester, der in den Fünfzigerjahren seiner philosophischen Überzeugung wegen exkommuniziert wurde) hatte einen Delegierten auf dem Kongresse des Freigedankens in Rom und ist der Brennpunkt einer Bewegung, die in der jüngsten Intelligenz und in der Arbeiterschaft starken Anklang fand, was schon die immer steigende Zahl der Konfessionslosen und eine immer wachsende Broschürenliteratur über diesen Gegenstand bezeugt.

So wäre ich zu Ende mit meiner Übersicht der neuesten Erscheinungen im tschechischen Geistesleben. Diese flüchtige Skizze konnte zwar kein erschöpfendes Bild geben, aber vielleicht vermochte sie doch andeutend darüber zu unterrichten, welche Interessen und Tendenzen unser Kulturleben am stärksten bewegen und welche Männer unter uns eine führende Rolle haben. Den Vergleich mit Wien und mit der deutschen Kultur, mit dem ich diese Chronik begonnen habe, wird schon, wie ich hoffe, der deutsche Leser selbst nach eigenen Anschauungen und Erfahrungen vervollständigen und zu Ende führen. F. V. Krejci.

Besprechungen.

Der k. k. Steueramtsdienst. Ein Handbuch in Fragen und Antworten. Zusammengestellt von Franz Seda, Finanz-Rechnungsrevident und Dozent der Staats-Rechnungswissenschaft. Brünn, 1905. C. Winiker. (VI und 488 Seiten.)

Die Steuerämter dienen bekanntlich zunächst zur Einhebung und Verrechnung der direkten

Steuern nebst Zuschlägen und besorgen außerdem regelmäßig die Geschäfte eines gerichtlichen Depositenamtes; ihre Wirksamkeit erstreckt sich aber zum Teil auch auf die Einhebung und Verrechnung der indirekten Staatsabgaben, verschiedener Fondsbeiträge, der Gefällsstrafgelder u. s. w. sowie auf den Vollzug der Geldanweisungen gewisser hiezu berechtigter Staatsbehörden (Statthalterei, Oberlandesgericht, Oberstaatsanwaltschaft, Finanz-Landesbehörde u. a. m.), für welche die Steuerämter als Einnahme- und Ausgabekassen fungieren. Der Steueramtsdienst setzt daher die Kenntnis überaus zahlreicher Vorschriften voraus, die in den verschiedensten Reichs- und Landesgesetzen, Verordnungen, Kundmachungen und Instruktionen zerstreut sind und in denen man sich höchstens nach langem Studium oder vieljähriger Praxis zurechtfindet.

Der Verfasser des vorliegenden Handbuches unterzog sich der mühsamen und dankenswerten Aufgabe, das einschlägige umfangreiche Material in 830 Fragen und Antworten zusammenzustellen, welche Form er offenbar in der Absicht gewählt hat, um vor allem den Kandidaten des Steueramtsdienstes die Vorbereitung zu der steueramtlichen Prüfung zu erleichtern. Obgleich die Antworten selbstverständlich nicht den ganzen Stoff des Steueramtsdienstes erschöpfen, hat der Verfasser dennoch soweit als möglich den Originaltext der Vorschriften beibehalten und stets die bezüglichen Quellen zitiert.

Demnach eignet sich das ungemein reichhaltige Werkchen als praktisches Nachschlagebuch nicht nur für Steueramts-, Konzepts- und Rechnungsbeamte der hievon berührten Dienstzweige, sondern auch für Advokaten, Notare, Gutsverwalter, Hausadministratoren und sonstige Personen, die öfter mit dem Steueramte zu tun haben. Ein ausführliches alphabetisches Sachregister erleichtert den Gebrauch.

Theodor Eglauer.

„Im äußersten Osten". Von Korea über Wladiwostok nach der Insel Sachalin. Reisen und Forschungen unter den Eingeborenen und russischen Verbrechern von Charles H. Hawes. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Mit 87 Illustrationen und fünf Karten. Berlin 1905. Karl Siegismund.

Dieses Werk erscheint gerade zur rechten Zeit, um uns über die noch so wenig bekannte Insel Sachalin zu orientieren, welche so plötzlich in den Vordergrund der Zeitgeschichte getreten ist. Der englische Verfasser hat im Jahre 1901 längere Wochen auf dieser Insel zugebracht, dort eine Reise quer durch dieselbe an den Oberlauf des Tymflusses und diesen hinab bis zu seiner Einmündung in das Meer sowie noch ein Stück weiter nach Norden an der Ostküste ausgeführt. Der Hauptzweck seiner Reise war wohl weniger das mehr vorgeschobene Studium der einheimischen Völker, als die Erlangung der Kenntnis von den Verhältnissen, unter welchen die russischen Verbannten dort leben. Wir erfahren aber außerdem eine Menge lehrreicher Dinge über Land und Leute. Der Verfasser weiß ganz spannend zu erzählen und bringt seine Daten in objektiver und glaubwürdiger Form vor. So erfahren wir zunächst nach einer kurzen Einleitung über die Entdeckungsgeschichte der Insel eine sehr anschauliche und lebendige Schilderung ihrer Naturbeschaffenheit, welche die bisherigen Auffassungen über Boden und Klima in manchen Punkten modifizieren dürfte. Demnach ist das Klima durchaus nicht so rauh, als es bisher angenommen wurde, trotzdem die Insel bei 949 *km* Längenstreckung von Süd nach Nord vom 46. bis 54. Grad n. Br. reicht, was so ziemlich durch die beiden europäischen Hafenplätze Triest und Hamburg markiert wird. Der kalte Meeresstrom, welcher aus dem Ochotzkischen Meere nach Süden zieht, bespült eben beide Ufer der Insel und verursacht wohl hauptsächlich das für ihre Breiten zu niedere Klima. Weiters erfahren wir manches Interessante über die Wirbeltierfauna, aber auch über die eingeborenen Giljaken, eine Abzweigung jener vom Amur, welche zusammen mit den Orotschonen und einigen nomadisierenden, vom Festlande eingewanderten Tungusen die Hauptmasse der einheimischen Bevölkerung in der nördlichen Hälfte der Insel ausmachen, während den südlichen Teil die von der zu Japan gehörigen Insel Yeso besser bekannten haarigen Ainu einnehmen. Die eingehenderen Ausführungen über die religiösen Vorstellungen der Giljaken sind von wissenschaftlichem Wert, wenn sie auch erst genauer überprüft werden müssen.

Der Hauptwert des Werkes liegt jedoch in der Schilderung der Verbannten und ihres Lebens sowie des ganzen Verwaltungssystems, welche durch ihre Ruhe und Sachlichkeit einen durchaus objektiven Eindruck macht. Alle die zahlreichen Erzählungen des Verfassers über die Leiden der Verbannten, ihre meist ganz unsystematische Behandlung, aus der noch größere Verdorbenheit resultiert, kann man ruhig unterschreiben. Es ist eben das ganze russische Deportationswesen ein höchst trauriges Beispiel des Ausflusses eines morschen autokratischen Staatssystems. Mit der voraussichtlich dauernden Okkupation durch die Japaner bricht für diese bisher so vernachlässigte Insel wohl eine neue Ära an, da Kohle und Petroleum in größerer Menge vorhanden sind und auch die Waldkultur Erträge verspricht.

Das Werk ist in gutem Deutsch geschrieben, wenn auch das Prädikat „tadellos" der Vorrede schon wegen der Anwendung der spezifisch norddeutschen Worte „Schnodderigkeit" und „Schlodderigkeit", die wir um keinen Preis in die Weltliteratur eingeführt sehen möchten, nicht ganz zutrifft. Dagegen sind die nach Photographien ausgeführten Abbildungen einfach schlecht, was wohl den mangelhaften Aufnahmen zuzuschreiben sein dürfte. Die Karten — eigentlich nur flüchtige Skizzen — genügen kaum den bescheidensten Ansprüchen.

F. Heger.

„Die Jagdpraxis". Bibliothek für Jäger und Jagdfreunde. Herausgegeben von Ernst R. v. Dombrowski, R. Genthner, P. Wittmann u. a. II. Band: Das Auerwild, seine Jagd und Hege. Von Ernst Ritter v. Dombrowski. Wien, Verlag von Karl Mitschke, 1905.

In der jagdlichen Fachliteratur erscheint der Stoff des vorliegenden Büchleins wiederholt und erschöpfend behandelt. Dombrowski vermag uns daher nichts wesentlich Neues zu erzählen. Wo er es dennoch versucht, kommt er stellenweise mit den Tatsachen in Widerstreit. So z. B. in bezug auf die Vorliebe des Auerhahns für einzelne Holzarten bei der Wahl des Balzbaumes. Gewiß bevorzugt der Hahn alte Lärchen mehr, als Buchen (die er übrigens auch nicht direkt vermeidet); aber daß der Hahn, wie Dombrowski behauptet, auf Fichten nur sehr selten antritt, stimmt durchaus nicht. Im Gegenteile gehört die Fichte gerade zu jenen Holzarten, die der Hahn bevorzugt. Wie oft tanzt nicht der Hahnenjäger, den Zeitpunkt des „Schleifens" im Balzgesange sorgfältig benützend, um solch eine „buscherte Feichten" herum und ärgert sich über die Unsichtbarkeit des Hahns! Und wenn die Schatten der Dämmerung mehr und mehr dem lichten Morgen weichen, da überstellt sich der Hahn, bevor er zu Boden geht, um seinen arterhaltenden Verpflichtungen nachzukommen, geradezu mit Vorliebe ganz auf den Wipfel älterer Fichten, um dort noch einige „G'setz'ln zu machen". Dombrowski empfiehlt, vor dem Anspringen des Hahnes ein Stück Schokolade oder einige Malzbonbons in den Mund zu stecken, um den Hustenreiz zu unterdrücken. Das wird wohl bei den meisten Jägern unnötig sein. Beim „Anspringen" sind alle Sinne so sehr auf den Hahn, auf sein Benehmen, auf die begegnenden Schwierigkeiten, kurzum auf die Jagd als solche konzentriert, daß wohl jeder aufs Husten vergißt. Beim Anspringen das Gewehr in der rechten Hand zu tragen, wie es Dombrowski empfiehlt, ist unnötig und mitunter sehr mißlich, weil man nicht beide Hände frei hat, was schon zur richtigen Handhabung des Bergstockes notwendig sein kann. Um das Gewehr von der Schulter zu nehmen, wird sich wohl immer noch Zeit finden. Über das Melden der Henne sagt Dombrowski befremdlicherweise nichts. Und doch ist der nachgeahmte Hennenruf ein ganz vorzügliches und das einzige Mittel, um den schlecht meldenden, oder bereits stumm gewordenen Hahn nochmals zum Balzen zu veranlassen und dadurch dem anspringenden Schützen oft die letzte Gelegenheit, zum Schusse zu kommen, zu verschaffen. Schokolade oder Malzbonbons im Munde taugen freilich nichts für den, der die „Henne machen" soll.

Im übrigen zeichnet sich die vorliegende Broschüre wie alle Ernst v. Dombrowskischen Sachen durch ihre angenehme, deutliche Ausdrucksweise, den leichtfließenden Stil, die gewählte, sich stellenweise zu wirklich poetischer Schönheit erhebende Sprache und die zahlreich in den laufenden Text eingeflochtenen Schilderungen eigener Erlebnisse aus, welche in ihrer treffenden, mitunter drastischen Zeichnung und mit ihren lebhaften Farben wie gute Illustrationen wirken.

Karl Leeder.

Paul Heyse: „Novellen vom Gardasee." — „Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen." J. G. Cottas Buchhandlung. Stuttgart und Berlin, 1903.

Beide Novellenbände sind in dem vornehmen klassischen Stil des berühmten Dichters und Erzählers geschrieben, beide ein erfreulicher und zugleich seltener Beweis, daß des Verfassers Arbeitslust und Eigenart auch im hohen Alter ihm als glückliche Lebensgabe ungeschmälert treu geblieben sind. Wenn ich aus der unruhigen, hastenden und tastenden Darstellungweise mancher modernen Erzähler heraus dann und wann wieder zu einem Buche von Paul Heyse greife, habe ich meist die Empfindung, als wenn man nach stürmischer Seefahrt in den Hafen einlenkt, wo das Getobe der wilden Wogen von außen noch in leisem Wellenschlage nachzittert, aber aus der sich glättenden Fläche langsam schon das heitere Himmelslicht hervorscheint und die Luft mit sanfterem Odem uns umweht. Wie liest sich das alles so leicht und ruhig und ohne Kopfschütteln, mit warmer Teilnahme und doch ohne innere Aufregung! So zugespitzt und befremdend uns manche der dargestellten Seelenprobleme auch berühren, so sind sie doch nie ausgeklügelt und meist nur die geahnte, oft auch erwartete Folge der gegebenen Voraussetzung und des genauen Einblicks, den uns der Dichter in die seelischen Eigenschaften seiner handelnden Personen vermittelt. Allerdings nicht für jeden Leser! Seelenkonflikte, wie sie in dem Bande „Moralische Unmöglichkeiten" dargestellt werden, sind auch durch

eingehendere psychologische Motivierung nicht für die große Anzahl von Lesern verständlich, deren Gemütswelt sich — man erlaube mir den Ausdruck — nur in Engrosgefühlen bewegt und die für feinere, von den Dutzendempfindungen abweichende Seelenregungen nicht empfänglich sind. Aber wer sich zuerst an seinen Schöpfungen erfreut hat, bleibt ihm getreu sein Leben lang, trotzdem daß die moderne Schule ihn zu den eleganten, aber „konventionellen Fabrikanten von Liebesgeschichten" zählen will, der nur durch seine schöne vornehme Form mit falscher Waffe auf seine Leser wirkt. Die Neueren, die bei Paul Heyses Namen vornehm die Achsel zucken, verkennen ganz und gar das Moderne in seinen Novellen, wo überall die von ihnen so betonte Selbstherrlichkeit und das Selbstbestimmungsrecht des Individuums gewahrt und erhoben wird, aber nicht in wüster und brutaler Selbsterhebung über Gesetz und Rücksicht auf die Gemeinschaft, wie es viele der Neueren lieben. Dadurch ist Paul Heyse wirklich vornehm, und nicht bloß durch seine geläuterte und schöne Kunstform, die man ihm allein zuerkennen will, daß bei seinen geschilderten Menschen meist als höchste Pflicht und Lebensgesetz das Gebot aufgestellt wird, nicht in Zwiespalt mit dem eigenen Ich zu geraten, die einzige wahre Vornehmheit, sich selber treu zu bleiben, wie es schon Toinette in dem Roman „Die Kinder der Welt" ausspricht: „Wer Adel in sich hat, lebt und stirbt von seinen eigenen Gedanken und ist also souverän". Wer sich auf diesen Standpunkt erheben kann, wer die ruhige Kunstform, mit der der Dichter schafft und die vielleicht von manchem als Mangel an Wärme empfunden wird, zu würdigen versteht, wird sich leicht mit den „Moralischen Unmöglichkeiten" befreunden können.

Mit großem Interesse wird ferner jeder Verehrer Heyses den Band „Novellen vom Gardasee" zur Hand nehmen. Hier bewegt sich der Dichter auf dem ihm so vertrauten und lieben Boden. Südliche Luft, südliche Landschaft und italienische Menschentypen, die er so trefflich zu schildern weiß. Zwar kommen in diesen Erzählungen nur wenige heimische Gestalten vor, wie z. B. in der Geschichte: „Gefangene Singvögel" das Schwesternpaar Giuditta und die liebliche Adele, wieder eine der reizenden südlichen Mädchen, mit denen Heyses Novellen so reich bedacht sind. Meist sind es Fremdlinge aus dem Norden, deren Lebensschicksale sich unter dem südlichen Himmel weiterspielen — aber der Gardasee murmelt bald mit leisem Wellenschlag, bald in stürmischem Wogengange in die Geschicke und Seelenkämpfe der handelnden Personen hinein, und seine reizenden Ufer, besonders der Lieblingsaufenthalt des Dichters, das idyllische Gardone, bilden dazu den schönsten und stimmungsvollen Hintergrund. Kein breiter Landschaftsmaler ist der Dichter, sondern nur in wenigen Strichen schildert er lebendig und anschaulich die umgebende Natur, aber in festen Umrissen, die zugleich alle eigenartigen und charakteristischen Merkmale festhalten. Ebenso hat die Zeichnung seiner Personen immer etwas Plastisches und Malerisches, oft nur in einzelnen Zügen, in der Haltung des Kopfes, in der Art der Bewegung prägen sie sich unserem inneren Auge ein, so daß man sie nicht leicht wieder vergißt. Wie prächtig sind nicht die beiden Münchener Malerinnen Ottilie und Hilde in der Novelle „San Vigilio" gezeichnet, in deren verborgenem Heim auf der Punta di San Vigilio die schiffbrüchige Stina und ihr Bräutigam so liebevolle Aufnahme finden! Welch originelle und doch wahre Frauennatur ist nicht die schöne Miß Evelyn in der interessanten Novelle „Eine venetianische Nacht"!

Beneidenswert und glücklich darf der Dichter genannt werden, der an seinem Lebensabende noch mit so reichen und schönen Dichterblüten seine Wege zu bestreuen vermag, sich selbst zur innern Befriedigung und so vielen zur Freude und ungetrübtem Genusse. Dr. Ernst Gnad.

Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. Neunter Band: Erzählungen V. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1905.

Liebe, edle, vertraute Gestalten, die längst durch die Welt gegangen sind, schließen sich nun dem geordneten Heerbann an. Sie gehören alle zu dem „Verein der Guten", von denen das alte, indische Epos sagt, daß sie nicht sinken und nicht wanken und die Welt allein erhalten. Die erste der neuangereihten Erzählungen „Glaubenslos?" hat seinerzeit ein Chor begeisterter Stimmen begrüßt. Tiefer und größer vielleicht noch, als in ihren andern tiefen und großen Werken, offenbart sich hier die herrliche Gestaltungskraft der Dichterin. Aus dem steinigen Boden eines mit packendem Realismus gezeichneten Milieus wachsen Gedanken von der edelsten Art der Bergblumen zur Sonne; ein herrlicher, aufwärtsschreitender, bergbesiegender Optimismus geht durch das Buch, das eines der schönsten des XIX. Jahrhunderts ist.

Alle Liebe, alle Fürsorge, alle Nachdenklichkeit der Dichterin ist bei ihren Menschen. So sehr liebt sie die Lebendigen und Leidenden, daß sie die Natur, die jene umgibt, mit ihnen vergleicht und beseelt, wie den abendroten, ruhigen See mit der Schönheit einer Kinderseele. Und all die kleinen, stillen Dinge in Haus und Flur werden lebendig: die Obstbäume spreizen sich, lassen sichs wohl sein, die

hölzerne Treppe bricht in ein verdrießliches Gestöhne aus, die Wohnungstür miaut wie ein böser Kater, ein hinfälliges Öfchen ist beschämt ob der Nutzlosigkeit seines Daseins. Und wie leben erst ihre Menschen; wir kennen sie alle, den jungen, ringenden Kooperator, den gütigen, herrlichen alten Pfarrer, die Bauern, die Knechte, die Dorfkinder — alle sind mit jener Güte gesehen, die sich nicht wie eine weiche Wolke vor die Augen der Dichterin legt, sondern die hell ist wie die Sonne, und deshalb auch im schwächsten, stumpfen Menschen das eine Große: das Gute, sieht.

— — Und „Fräulein Susannes Weihnachtsabend . . .“, wie die Kerzlein brennen; der goldene Humor, der helle Geist, die leuchtende Erzählungsgabe, die lichte Lebendigkeit und die warme, warme Güte. Eins mehr in der Galerie der kostbaren Meisterbildchen, die da heißen: „Der Muff“, „Die Kapitalistinnen“, „Die Freiherrn v. Gemperlein“.

Und endlich „Die Spitzin“ — ist es ein Sieg des Lebens über die Kunst, daß die Bewunderung der Meisternovelle sich neigt vor der Freude über einen Menschen, dessen Seele und Phantasie solche Gestalten schuf. Oder ist es ein Sieg der Kunst, daß sie erst voll wirkt, wenn sie aus edelstem Menschentum erblüht ist?

Denn derselbe Platz wie in der Literaturgeschichte gebührt Marie Ebner-Eschenbach in der Menschheitsgeschichte. Sie, die inmitten einer Revolution des Individualismus Gereifte, hat von ihrem reichen Leben tausendfachen Zoll hingegeben — und war und ist von jener Selbstentäußerung, die ihr geistiges Führer- und Erzieheramt fordert. Und es würde eine holde und große Aufgabe sein, die Geschichte dieser Seele zu erzählen.

Die Geschichte ihrer Dichtung haben viele schon erzählt. In repräsentativen Gemälden, in zarten Widmungen von Freundeshand, in impressionistischen Skizzen, wie jüngst von Gabriele Reuter, ist sie geschildert worden. Die Freude, die sie an der marmornen Schönheit klassischer Verse, an dem schimmernden, bunten Faden am Spinnrocken der edlen François, an den gleitenden, venezianischen Goldkettlein Heysescher Novellen hat, an allem Schönen und Guten, das je geschrieben wurde — diese Freude vermochte nie, das Land ihrer eignen Kunst mit einem fremden Widerschein zu färben. Die Weiche und Milde ist fest und stark, selbständig und herrlich. Und ich grüße sie, mit leiser Stimme, über die Berge, zu denen sie oft die klaren Augen erhoben hat und an denen, wie Alpenrosen, rosige Wölkchen leuchten und über den See, in dem sich Waldgrün und Himmelsblau spiegeln; sie, die ein Chor von lauten Stimmen immer wieder freudig begrüßt. H. S.

Das Maifest der Benediktiner und andere Erzählungen von Karl Rick. Zweite Auflage. Gutenberg-Verlag. Hamburg 1904.

Hieronymus Lorm hat in seinem überkritischen Büchlein „Wiens poetische Schwingen und Federn“ neben Charakteristiken von Grillparzer und Lenau, auch solche von Schriftstellern aus dem zweiten und dritten Horizont der damaligen Literatur gezeichnet und angemerkt. Von den kritisierten und heute verschollenen Autoren besteht nun unter der Sonde der durchdringenden Lormschen Kritik, die aus angeborener Veranlagung eher verneinte, ein Name überraschend gut. „Karl Rick“, heißt es dort, „war ein warm ansprechendes Talent, voll von sinniger, stiller Liebenswürdigkeit, weich an Empfindung, sittlich ernst und wieder schalkhaft zum Entzücken, vor allem aber ein Meister der Form. Außer Lenau hat Österreich kaum einen zweiten Dichter aufzuweisen, dessen Sprache so musikalisch klingt, wie die seine.

Wenn ein Lorm sich so erwärmen konnte, ist auf die Bekanntschaft mit einer vollwertigen dichterischen Persönlichkeit zu zählen. Mit Erwartung nimmt man die Lektüre der Klostergeschichten auf und schon nach ein paar Seiten tritt man ganz in den Bann der persönlichen Art einer starken Begabung. Rick wurde 1815 zu Lilienfeld geboren, besuchte die dortige Klosterschule, studierte später in Krems und Wien, sprang aber aus der Bahn des geistlichen Amtes, um einer stürmischen Neigung zur Bühne nachzugeben. Als rentmeisterlicher Sohn ward indes ihm befohlen, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen und so lief er denn in die Bahn der meisten österreichischen Poeten ein: er wurde Beamter. Später vermählte er sich mit einer Schwester Bauernfelds und nahm bis zu seinem Tode im Jahre 1881 eine dem Publikum unverdient bescheidene, von Eingeweihten aber geschätzte Stellung im Wiener Literatenkreise ein. Wolfgang Rick, der Sohn des Dichters, gibt in der Einleitung eine knappe, warmherzige Charakteristik.

Rick war ein Vorläufer Ferdinand von Saars. Um zwanzig Jahre älter als der Sänger der „Wiener Elegien“ hatte er mit dementsprechend ungünstigeren geistigen Verhältnissen unseres Vaterlandes zu kämpfen. Sowie Kürnberger nachträglich als Sendling der Heimatskunst ausgerufen wurde, mußte dies auch für Rick gelten; auch aus Ricks Schriften schlagen die Laute und Seele unseres österreichischen Landes. Niederösterreichs anmutiges Voralpenbild mit seinen flinken Flüssen und grünen Matten dran, den Gewerkschaften an den Ufern, seinen hohen, aber noch lieblichen Bergen, ist in diesen poetischen Stimmungen abgemalt. Sieht man von Kürnbergers

viel kräftigerer, faustischer Natur ab, so gibt es kaum einen Dichter in jener Zeit, der die Novelle mit solcher Künstlerschaft beherrschte. Es ist beschämend, daß Glück und Gunst ein so lebensfrisches Talent nicht zum Autor des breiteren Publikums machten. Rick war im rechten Sinne ein Erzähler, mit lebhaftem Fluß der Handlung, dabei überaus lebendig, schmiegsam, ja witzig in der Diktion. Er besaß die vornehmsten Tugenden des novellistischen Stiles — Grazie und Humor!

In dem Neudrucke sind drei ziemlich umfangreiche Novellen vereinigt. „Das Maifest der Benediktiner" scheint das reifste und markanteste Werk Ricks zu sein, denn hier überwiegt das Gold aller Poesie: der Humor. Mit einigen Worten sei der Untergrund der Erzählung angedeutet .... Vor alten Zeiten vererbte ein feudaler Jagd- und Zechkumpan des Prälaten Hab und Gut dem Stifte. Hiefür sollten jedoch keine Seelenmessen gelesen werden, vielmehr wünschte er, daß die Herren seinen Todestag mit Trankopfern, Fröhlichkeit und Allotria begehen mögen. Wenn einer der Clerici der Zucht ein Schnippchen schlüge, so dürfe nichts daran liegen. Eingedenk des weisen Spruches: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang", verordnete der weise Humorist, „daß zu verschiedentlicher Kurzweil auch Nonnen oder doch Wesen von dero Geschlecht die Pfäfflein amüsieren und etliche Meistersinger weltliche Lieder vortragen sollten". Eine Stunde entfernt von der Abtei, inmitten der blühenden, duftenden Maienpracht, im halbverfallenen Edelsitz, spielt sich dann dieses Symposion statt eines Requiems ab. Der inoffizielle Schluß nach Abzug des hochwürdigen Priorates gestaltete sich freilich ein bißchen dionysisch-wüste.

Rick ist tiefer, herber und kraftvoller als der ihm verwandte Roquette. Maienluft und Maienpoesie durchströmen die Novellen. Seine Gestalten sind malerische Modelle — nicht Grütznersche — dazu sind sie im Tone zu wahr und die Herren Patres nicht so schmierig, plump und einfältig wie dessen bekannte Bettelmönchtypen.

Diese Geschichte aus den Zellen und Pfarreien eines stolzen, gelehrten, kunstfreudigen, irdische Genüsse aber auch nicht verschmähenden Stiftes vom heiligen Benedikt, ist eine Perle österreichischer Novellistik. Sie steht an fröhlichem Herzenssinn und sonniger Darstellungskunst den besten Dichtungen Scheffels nicht nach. Vor allem aber zeichnen sie sich durch Takt und Geschmack aus. „Der Pfarrer von Engleuten", der einen Gewissens- und Glaubenskonflikt, also einen vorgeahnten „Pfarrer von Kirchfeld" behandelt, bestätigt dies insonders. Durch einen Theatererfolg wurde kürzlich das Klostermilieu ins allgemeine Interesse gerückt. Rick schilderte künstlerischer, ohne von der Drastik etwas aufzugeben. Hier ist keine Spur von Tendenz, von billiger Freizüchterei. Aus der kräftigen, realistischen Schilderung schlägt ebenso der Weihrauch- wie der Weinduft der bald frommen, bald weltfrohen Herren der Abtei zu Schönlinde. Rick ist ein gütiger Versteher; er hält es mit den Sündern und versteht ihr Sündigen liebenswürdig begreiflich zu machen. Eitel Sinnenlust und Naturfülle, keine Not und Sorg' umgibt so ein gesegnetes Gottesschloß auf Erden, wie könnte denn da die Sünde fehlen? Auch ein Pater ist ja schließlich mit den Gebrechen der Erbsünde belastet! Mit Schmunzeln und Zwinkern und Kichern weiß Rick davon Geschichten zu erzählen. Zum pathetischen Moralisten mit Leitartikelphrasen besitzt er zuviel Geschmack, Lebenslust und Weisheit. Seine Geistlichen sind im Innersten meist vornehme, kluge Charaktere.

Rudolf Holzer.

Der König Candaules. Drama in drei Akten von André Gide. Deutsche Umdichtung von Franz Blei. Insel-Verlag, Leipzig 1905.

Die dem Drama vorausgehende Einleitung „Über die Entwicklung des Theaters" scheint mir bedeutsamer als die Dichtung selbst, die dem deutschen Leser durch Hebbels gewaltigen „Gyges" allzu siegreich verschattet wird. Das Problem von Weibe, mehr: von der Ehe, das unter Friedrich Hebbels beseelten Künstlerfingern sich aus der merkwürdig stimulierenden Erzählung Herodots lebenatmend löste, wird von Gide nur angerührt, nicht bezwungen. Candaules ist ihm — Simplizität, leicht kolorierter Umriß, letzte Feinheit — der Mensch, der zum vollen Genusse seines Besitztums erst der Zuseher bedarf. Nichts mehr. Dies ist das Thema. Auf dieser schmalen Basis ist die mit der eintönigen Milieutechnik Wildes („Salome") schematisch gearbeitete Tragödie aufgerichtet. Gyges, ein armer Fischer, der Ärmste der Armen, wird — menschlich nicht genügend motiviert, nur dekorativ-stilistisch postuliert — des Candaules „Freund". Er sieht, gegen seinen, des vom Elend mißtrauisch und schroff Gestalteten, Willen, von Candaules gezwungen, die schöne Nyssia, genießt — eine „Amphitryon"-Reminiszenz —, unsichtbar durch den (in einem Fische aus dem Meere geborgenen) Ring, die unahnend Beseligte und tötet endlich, nachdem er sich der Königin eröffnet, Candaules, der mit dem Ring sich ihm ausgeliefert hat, auf das wilde Geheiß der um ihre Treue Betrogenen. Sie aber — das Symbol — verschmäht nunmehr cynisch den keuschen Schleier. (Architektonisches Gegenstück: Trydo, des Gyges Hausfrau, sein stumpfes warmes Glück, der Besitz, den er

sondern gelangt nach Bordeaux oder irgend einen anderen französischen Seehafen in seinem gehörigen Charakter und scheinbar für den Konsum in Frankreich bestimmt, allein in Wirklichkeit zu dem Zwecke, seinen Ursprung zu verheimlichen und ihn über Land nach den Distrikten gelangen zu lassen, wo Kognak noch immer erzeugt wird, und von da nach irgendeinem Hafen, der als Exporthafen für Kognak wohl bekannt ist, von wo aus er, nachdem er dort längere oder kürzere Zeit gelagert hat, an das Haus in London als Kognak gesendet wird."

Der englische Konsul in La Rochelle, jener Hafenstadt, welche als eigentlicher Ausfuhrhafen der Stadt Cognac angesehen werden kann, spricht also hier ganz unverblümt davon, daß große Mengen von Kartoffelbranntwein in Frankreich zu Weinbranntwein gemacht werden, und ist offenbar sehr entrüstet darüber, daß dazu „gewöhnlicher ungesunder" Branntwein verwendet wird. In diesem Punkte ist allerdings seine Entrüstung völlig unbegründet, denn auch der echte Weinbranntwein ist bezüglich seiner Schädlichkeit für die Gesundheit um kein Haar besser als die übrigen Branntweine. Man pflegt allerdings die sogenannten gewöhnlichen oder gemeinen Branntweine als „Fusel" zu brandmarken und ihnen den Kognak als „feinen" Branntwein oder Edelbranntwein gegenüberzustellen. Aber das sind alte, längst widerlegte Vorurteile. Der in den gemeinen Branntweinen vorkommende „Fusel" ist zwar tatsächlich giftiger als der reine Alkohol, aber selbst die fuselreichsten heute im Handel befindlichen Branntweine enthalten von ihm nur so wenig, daß die dadurch hervorgerufene Verstärkung der giftigen Wirkung durch den physiologischen Versuch kaum nachweisbar ist. Überdies hat man jetzt so außerordentlich vollkommene Destillationsapparate, daß der mit ihrer Hilfe erzeugte Alkohol so gut wie fuselfrei ist. Dies gilt namentlich für den hochgradigen Sprit. Für Ausfuhrzwecke verwendet man aber nur solchen, da man dadurch Fracht erspart. Der in Frankreich eingeführte „gemeine" Branntwein ist also sicherlich fuselfrei oder doch sehr fuselarm. Das ist aber nicht der Fall beim echten Weinbranntwein oder Kognak. Denn dieser wird nur durch zweimalige Destillation aus einfachen Destillierblasen gewonnen, wobei der „Weinfusel" in reichlicher Menge in den Kognak übergeht. Das liegt nicht etwa daran, daß man mit zu großer Zähigkeit an dem althergebrachten Verfahren hängt, oder den Fusel überhaupt nicht abzuscheiden vermag, sondern daran, daß man den Weinfusel im Kognak haben *will*, denn gerade er ist es, der dem Weinbranntwein seinen eigenartigen Geruch und Geschmack verleiht. Man kann geradezu behaupten, daß der Weinbranntwein zu den fuselreichsten Branntweinen gehört. Allerdings ist Geruch und Geschmack des Weinfusels den Kognakliebhabern sehr angenehm, doch ist da schwer zu entscheiden, ob dies nicht größtenteils auf Rechnung von Gewohnheit und Vorurteilen zu setzen ist; denn man braucht sich ja nur zu erinnern, daß unser bitteres Bier zum allerersten Male ganz abscheulich schmeckt, oder daß in Jena die Studenten ein Bier in großen Mengen vertilgen, das einen widerwärtigen Rauchgeschmack hat und auf den Ungewohnten geradezu ekelerregend wirkt oder daß der in Griechenland allgemein getrunkene geharzte Wein höchst widerlich nach Terpentinöl schmeckt. Und doch werden alle diese Getränke von jenen Menschen, die an sie gewöhnt sind, als sehr wohlschmeckend befunden. Es ist also der besondere Geruch und Geschmack des Weinfusels kein ausreichender Grund dafür, den Weinbranntwein für etwas Besseres, Feineres zu halten als die übrigen Branntweine, umsomehr, als der Weinfusel geradeso giftig und schädlich ist, wie der Kartoffel- oder Kornfusel. In der Wirkung auf den menschlichen Körper besteht kein Unterschied zwischen echtem Weinbranntwein und künstlichem Kognak und beide sind ebenso schädlich, wie jeder andere Branntwein. Ja der Kognak, echter wie künstlicher, ist sogar noch schädlicher als die gewöhnlichen Branntweine, denn diese enthalten meist 25 bis 45 Volumprozent Alkohol, der Kognak dagegen meistens *über* 50 Prozent, sehr häufig über 60 und selbst bis 70 Volumprozent! Er ist also bedeutend stärker und somit auch schädlicher als die gewöhnlichen Branntweine. Allerdings *sollen* die stärksten Kognake vor dem Trinken mit Wasser verdünnt werden, aber — gezwungen wird ja niemand dazu.

Was berechtigt also dazu, dem Kognak vor den gemeinen Branntweinen irgend einen Vorzug einzuräumen und ihn als feinen oder Edelbranntwein zu unterscheiden? Nichts, gar nichts! Ist er ein künstlicher Kognak, wie in den meisten Fällen, so ist er ja so wie so aus „gemeinem" Branntwein gemacht worden, und ist er ein echter Weinbranntwein, so verdankt er seinen Ruhmesschimmer nur einem alten Vorurteil, das sich offenbar aus der Meinung entwickelt hat, daß der Wein ein „edles" Erzeugnis sei und daher alles was aus Wein gemacht wird, ebenfalls edel sei. Eine solche Meinung konnte nur zu einer Zeit entstehen, da unsere chemischen Kenntnisse noch sehr gering waren, sie ist aber bei dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht mehr haltbar. Es ist nicht schwierig, sich darüber ein Urteil zu bilden, wenn man die Vorgänge bei der Darstellung des Kognaks kennt. Das Departement Charante gilt als diejenige

30—40 Kronen kosten. Aber noch sind nicht alle Kräfte erschöpft, die dem Kognak nachgerühmt werden, denn er wird nicht nur innerlich als Trank geschätzt, sondern auch äußerlich zum Einreiben des Körpers für sehr zuträglich, heilkräftig und stärkend gehalten und daher als Mittel für ermüdete Muskeln empfohlen und angewendet. Ganz besonders wird er in Verbindung mit Salz gerühmt. Wer hätte nicht schon die wunderbaren, unfehlbaren und vielseitigen Wirkungen von „Franzbranntwein und Salz“ preisen gehört!

Welch wunderbare Fülle von guten Eigenschaften! Wenn das alles richtig wäre, dann müßte ja der Kognak ein wahrer Heil- und Lebenstrank, ein kostbares Elixier sein! Schon diese Überlegung sollte eigentlich jeden Gebildeten stutzig machen. Ist denn das möglich? Sollte da nicht vielleicht doch etwas Täuschung und Einbildung dabei sein?

Ja, leider sehr viel! Denn all die herrlichen Tugenden dieses vielverehrten und vielbegehrten Getränkes sind nichts als eitel Trug und Wahn! Die Menschen, welche sich mit ihm zu stärken wähnen, lähmen ihre Kraft, verderben und schwächen ihren Magen, diejenigen, welche sich durch ihn vor Krankheit zu schützen glauben, verringern in Wahrheit ihre Widerstandskraft und erleichtern den Krankheitskeimen den Einzug und die Arbeit.

Was ist denn eigentlich der Kognak? Nun, kurz und unverblümt gesagt: Branntwein! nichts als Branntwein; gebrannter Wein! Wenn er echt ist, ein aus Wein gebrannter destillierter Branntwein, der Geist des Weins, also Weingeist, Spiritus oder Alkohol. Man nennt ihn ja auch wohl, wenn auch ungern, Weinbranntwein, oder, da er zuerst von den Franzosen erzeugt worden ist, Franzbranntwein. Auch die englische Bezeichnung brandy ist nur eine Abkürzung von brandyvin = Branntwein. Er wurde ursprünglich nur in Frankreich erzeugt und den geschätztesten lieferte das Departement Charante im Südwesten, in dem die Stadt Cognac, am Charante-Flusse gelegen, seit jeher den Haupthandelsplatz für diesen Branntwein gebildet hat, so daß ihr Name auf ihn überging. Da man aus jedem Wein Branntwein erzeugen kann, so hat sich die Erzeugung des Weinbranntweins in vielen Weinländern eingebürgert und es erzeugen zum Beispiel die Weingegenden Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches beträchtliche Mengen davon. Auch in Kalifornien und in Rußland, namentlich im Kaukasus, wird Kognak erzeugt. Immerhin liefert Frankreich noch die Hauptmasse des Kognaks, aber freilich nicht bloß aus seinen Trauben, sondern, zum weitaus größten Teil, aus eingeführtem Alkohol, der aus Kartoffeln, Korn oder Melasse erzeugt ist. Ganz Frankreich erzeugt jährlich ungefähr nur 25.000 *hl* Kognak aus Wein; dagegen verbraucht Paris allein jährlich sechsmal so viel, also 150.000 *hl*, und nach England werden mindestens fünfmal so viel, also 125.000 *hl* ausgeführt. Dazu kommt noch die Ausfuhr nach den übrigen Ländern und der Verbrauch im übrigen Frankreich, so daß der aus Wein erzeugte Kognak wohl kaum $^1/_{20}$ des gesamten französischen Kognaks bildet und die übrigen $^{19}/_{20}$ mit Wein niemals in Berührung gekommen sind. Der Franzose E. Legier in St. Quentin hat daher sicherlich recht, wenn er behauptet, daß französischer Kognak gegenwärtig fast überall, selbst in den besten Sorten, nur eine Mischung von Korn-, Kartoffel- oder Melassealkohol mit Wasser und künstlichen Äthern der Fettreihe sei. In der Stadt Cognac gibt es eine französisch-russische Gesellschaft, welche jährlich 200.000 *hl* russischen Sprit einführt und in „französischen Kognak“ verwandelt! Natürlich kann ein Alkohol, der die weite Reise von Rußland nach Frankreich und wieder zurück machen muß, nicht billig verkauft werden, zumal doch die Gesellschaft dabei einen hübschen Gewinn erzielen will. Es ist selbstverständlich, daß das, was diese Gesellschaft kann, auch noch andere Leute in der Stadt Cognac verstehen und daß der erforderliche Alkohol nicht gerade aus Rußland stammen muß. Wie man es macht, um diese Betrügereien zu verdecken, schildert recht anschaulich ein Bericht des britischen Konsuls in La Rochelle an das auswärtige Amt in London, der im 6. und 7. Bande der „Arbeiten aus dem kaiserlichen Gesundheitsamte“ abgedruckt ist. Darin heißt es: „Reiner Kognak ist sehr selten geworden und der Kognak, der verkauft wird, ist meist mit Runkelrübenspiritus oder billigem, deutschem Spiritus vermischt. S e h r o f t w i r d l e t z t e r e r o h n e a l l e Z u t a t a l s K o g n a k v e r k a u f t. Dies ist hier bekannt; das Publikum weiß, was es kauft, es kann sich in acht nehmen. Es ist jedoch zu meiner Kenntnis gelangt, daß ausgedehnte Betrügereien mit französischem Kognak auf Kosten englischer Käufer verübt werden, indem ein aus Kartoffeln fabrizierter Branntwein gewöhnlicher und ungesunder Art als Kognak aus Frankreich hinüber gesendet wird. Würde dieser Stoff von Deutschland direkt nach England verschickt, so würde er beargwohnt werden und darum wird der Betrug in folgender Weise ausgeführt: eine im Kognakgeschäft in London engagierte Firma hat ein Zweighaus oder vielleicht einen Agenten in Hamburg oder an irgendeinem Platze, wo dieser Kartoffelspiritus fabriziert wird. Dieser wird nicht unmittelbar nach England gesendet,

sowohl vom individuellen, wie vom gesellschaftlichen Standpunkte für die völlige Enthaltung von allen alkoholischen Getränken geltend gemacht werden können und müssen. Obwohl alle alkoholischen Getränke in gleichem Maße schädlich sind, habe ich auf die Gefährlichkeit des Kognaks besonders hingewiesen, weil er in der Meinung der meisten Menschen als besonders vornehm und unschädlich gilt und für etwas Edleres als Branntwein gehalten wird. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den Wahn zu zerstören, in dem die Menschheit über ihn befangen ist und damit eine neue, zwar kleine, aber doch nicht wertlose Waffe schmieden helfen für den so notwendigen Kampf gegen die furchtbare Alkoholgeißel.

Professor Friedrich Reinitzer.

Von der Woche.

3. September. Verbandstag deutscher und österreichischer Eisenbahnbeamtenvereine in Stuttgart. — Eröffnung des VII. internationalen Kongresses für Gefängniswesen und des VIII. internationalen Veterinärkongresses in Budapest.

4. Zusammentritt der österreichisch-ungarischen Zollkonferenz im Ministerium des Äußern in Wien. — Eröffnung des internationalen Kongresses der Freidenker in Paris. — Eröffnung der internationalen Konferenz zum Schutze der Seidenindustrie in Turin.

5. Der leitende Ausschuß beschließt, der koalierten Opposition in Ungarn zu empfehlen, die Regierung unter Anklage zu stellen und setzt ein Subkomitee zur Ausarbeitung des Anklageantrages ein.

6. Slawischer Studentenkongreß in Triest. — Offiziell wird gemeldet, daß durch Notenwechsel vom 26. August 1905 die Wirksamkeit des 1892 zwischen der Monarchie und der Schweiz abgeschlossenen Handelsvertrages bis 31. Dezember 1905 verlängert wurde. — Karl von Heigel (geb. in München 1835), Schriftsteller, in Riva †.

7. Die „Wiener-Zeitung" veröffentlicht das Statut der neu zu errichtenden „Graveur- und Medailleurschule in Wien".

8. Reichsratsabgeordneter Dr. Groß erstattet in Iglau seinen Rechenschaftsbericht. Er erklärt es hiebei für „eine Utopie, heute noch für die Gemeinsamkeit der Armee einzutreten, denn diese besteht nicht mehr." Man müsse aus der Lösung der ungarischen Armeefrage nur mehr die wirtschaftlichen Konsequenzen ziehen und dafür sorgen, daß die österreichischen Reinerträgnisse niemals zur Deckung der Kosten für eine ungarische Armee herangezogen werden. Die Erhaltung des gemeinsamen Zollgebietes wäre für beide Teile das Beste; wenn aber Ungarn dieses nur mit Hintergedanken bestehen lassen will, dann bleibe nur eine reinliche und radikale Scheidung übrig. Auf Zwischenzollinien und ähnliche Auskünfte dürfe man sich nicht einlassen. Zum Schluß bespricht Dr. Groß die Parteiverhältnisse im deutschen Lager. Eine einheitliche deutsche Partei sei nicht zu hoffen und wäre kaum zu wünschen, da sie nur auf Kosten der freiheitlichen Bestrebungen gebildet werden könnte. Wohl aber dürfe erhofft werden, daß die deutschen Abgeordneten in allen nationalen Fragen sich zu einer fest geschlossenen Phalanx vereinigen. — Eröffnung des aus Mitteln des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde erbauten Museums in Baden. — Der italienische Minister des Äußeren Tittoni verurteilt in einer Rede bei Eröffnung der landwirtschaftlichen Ausstellung in Desio die irredentistischen Bestrebungen.

9. In Nemet-Bogsan hält der ungarische Minister des Innern Kristoffy eine Kandidatenrede für den Reichstag, in der er die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes als sein Programm bezeichnet.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 46. □ Redaktionsschluß 9. September 1905. □ Ausgegeben 14. September 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 47: 16. September 1906. □□

Die diesjährige Konferenz der interparlamentarischen Union für internationale Schiedsgerichte.

Von Ernst von Plener.

Seit der vorletzten in Wien im September 1903 abgehaltenen Konferenz der interparlamentarischen Union hat die internationale Schiedsgerichtsbewegung bedeutende Fortschritte gemacht. Unmittelbar nach der Wiener Konferenz schlossen (14. Oktober) England und Frankreich einen Schiedsgerichtsvertrag, der als Muster einer ganzen Reihe (etwa 40) seither abgeschlossener Schiedsgerichtsverträge diente. Die vorjährige Konferenz wurde in St. Louis abgehalten und der dort erfolgte Beitritt einer zahlreichen amerikanischen Gruppe hob das Ansehen und den Umfang der Union, die bis dahin auf europäische Parlamente beschränkt gewesen war. Die Konferenz in St. Louis beschloß in einer Resolution, den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu ersuchen, die Mächte zur Beschickung einer neuen Haager Konferenz einzuladen, welche die von der ersten Konferenz des Jahres 1899 einer künftigen Konferenz vorbehaltenen Punkte, sowie die Abschließung von Schiedsgerichtsverträgen und die eventuelle Einberufung eines internationalen Kongresses zur Diskussion internationaler Fragen beraten möge. Der Präsident nahm die ihm angetragene Mission an und ließ durch den Staatssekretär am 31. Oktober 1904 eine Zirkulardepesche an die diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten bei den Haager Signatarmächten richten, in welcher er die Einberufung einer neuen Haager Konferenz befürwortete, ohne jedoch ein bestimmtes Programm für deren Beratung vorzuschlagen, da ein solches nur aus vorgängigen Vereinbarungen zwischen den Mächten hervorgehen könne. Hiebei macht die Depesche einen Unterschied zwischen Programmpunkten, welche dem Völkerrecht, und solchen, welche dem zwischen einzelnen Staaten bestehenden Vertragsrecht angehören; die Schlußakte der Haager Konferenz habe diese Unterscheidung deutlich vor Augen gehabt, indem sie die Fragen des Rechts der Neutralen, der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekrieg und der Beschießung von Häfen und Städten im Seekrieg einer künftigen internationalen Konferenz zuwies, während sie die andern von ihr beratenen, aber nicht zum Abschluß gebrachten Fragen, wie Beschränkung der Rüstungen und der Militärbudgets, das Kaliber der Gewehre und Marinegeschütze bloß als Anregungen an die Regierungen weitergab. Die amerikanische Zirkulardepesche stellt daher in erste Linie die ersterwähnten drei völkerrechtlichen Fragen

und empfiehlt zunächst deren Beratung durch eine neue Konferenz, welche selbstverständlich unter Zustimmung der vertretenen Regierungen ihre Beratungen auch noch auf andere Gegenstände ausdehnen könnte. Die Mächte nahmen die amerikanische Einladung im Prinzip günstig auf, nur Rußland machte den Vorbehalt, daß es während des Krieges keine internationale Konferenz beschicken könne.

In der Zwischenzeit war das Haager Tribunal bereits einigemale in Funktion getreten und hatte Schiedssprüche über einige Entschädigungsstreitigkeiten, die Besteuerung der Fremden in Japan, die Flaggenrechte des Sultans von Maskat gefällt; auch die unglückselige Doggerbankaffäre, die einen Augenblick die öffentliche Meinung in England in große Aufregung gegen Rußland versetzt und sich ziemlich drohend angelassen hatte, wurde durch eine von der Haager Schlußakte vorgesehene Untersuchungskommission beigelegt.

Die diesjährige Konferenz der interparlamentarischen Union trat daher im Zeichen des Fortschritts ihrer Ideen im August dieses Jahres in Brüssel zusammen.

Zum ersten Male in Europa war die amerikanische Gruppe in ihrer Mitte erschienen, ihre Teilnahme gab der ganzen Versammlung ein neues Gepräge und wurde vielfach als ein für die Bestrebungen der Union besonders erfreuliches Ereignis gefeiert. Die Konferenz nahm einen eingehenden Bericht Mr. Beernaerts über die Frage der Einberufung einer neuen Haager Konferenz entgegen und ihre Beschlüsse deckten sich so ziemlich mit den Anregungen der amerikanischen Zirkulardepesche vom vorigen Jahre. Ferner beschäftigten sie zwei Initiativanträge der amerikanischen Gruppe, betreffend die Abfassung eines Musterschiedsgerichtsvertrages und die Einberufung eines internationalen Kongresses.

Die Suche nach einem Mustervertrag über Schiedsgerichte ist angesichts der bisherigen ungenügenden Lösungen dieser Aufgabe erklärlich und berechtigt, und der Ausschuß der interparlamentarischen Union beschäftigte sich schon im Frühjahr dieses Jahres mit dieser Frage, ohne jedoch zu einer Einigung zu gelangen. Bekanntlich wurde auf der Haager Konferenz der Grundsatz der obligatorischen schiedsgerichtlichen Austragung von Streitfällen nicht angenommen, der Artikel 19 der Schlußakte sieht nur Einzelverträge zwischen den verschiedenen Staaten vor, welche einverständlich festgestellte Fragen einem Schiedsgerichtsverfahren unterwerfen. Auf Grund und unter Anrufung dieses Artikels kam der bereits erwähnte englisch-französische Vertrag vom 14. Oktober 1903 zu stande. Diese Vertragstype überweist Streitfälle, welche Rechtsfragen sowie die Auslegung von zwischen den Vertragsteilen bestehenden Verträgen betreffen und im diplomatischen Wege nicht ausgetragen werden konnten, dem Haager Schiedsgericht, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß diese Streitfälle nicht die Lebensinteressen, noch die Unabhängigkeit oder Ehre der Vertragsteile, noch die Interessen dritter Staaten berühren. Dieser Vorbehalt schränkte die schiedsgerichtliche Kompetenz außerordentlich ein und selbst einfache Streitfragen können durch eine strenge Auffassung einer der aufgestellten Voraussetzungen davon ausgeschlossen werden. Auf der andern Seite gibt es allgemeine

Schiedsgerichtsverträge, wie der zwischen den Vereinigten Staaten und der Schweiz am 24. Juli 1883 geschlossene, welcher alle „Schwierigkeiten, was immer ihre Ursache, ihre Natur oder ihr Gegenstand sei", einem Schiedsspruch unterwirft, oder jener zwischen Dänemark und Holland vom 12. Februar 1904, demzufolge sich die Vertragsteile verpflichten, alle Meinungsverschiedenheiten und Streitpunkte, die auf diplomatischem Wege nicht ausgetragen werden könnten, einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Diese unbeschränkte Ausdehnung der Schiedsfälle macht die Annahme dieser zweiten Type seitens der Großmächte höchst unwahrscheinlich, welche den Vorbehalt der nationalen Ehre und der Lebensinteressen kaum werden fallen lassen, umsoweniger, als dieser Vorbehalt von der Haager Konferenz für die internationalen Untersuchungskommissionen ausdrücklich ausgesprochen wurde und sich seitdem in der diplomatischen Korrespondenz über schiedsgerichtliche Fragen ziemlich eingebürgert hat. Da es somit wenig aussichtsvoll ist, diese Klausel einfach zu beseitigen, so wäre vielleicht ein anderer Weg zu versuchen, nämlich Ausnahmen von dieser Klausel zu machen, welche selbst eine Ausnahme von der Regel der Schiedsgerichtskompetenz bedeutet, und dadurch wieder eine neue Regel zu schaffen. Dieser Vorgang wurde eingehalten im Vertrag zwischen Spanien und Mexiko vom 11. Jänner 1902 und in den Verträgen zwischen den zentral- und südamerikanischen Republiken vom 29. Jänner 1902, welche zwar auch im allgemeinen die Fragen der nationalen Ehre und der Lebensinteressen vom Schiedsgerichtsverfahren ausnehmen, die aber gleich nach diesem Vorbehalt eine ganze Reihe von Fällen aufzählen, die nicht unter dieser Klausel begriffen sein sollen. Das sind in erster Linie: Entschädigungsfragen, Anwendung und Auslegung der Handelsverträge, der juridischen Konventionen, jener über Patente, literarisches und artistisches Eigentum u. s. w., und im zweiten der angeführten Verträge auch alle Grenzstreitigkeiten, was für Kolonialfragen von großer Bedeutung werden kann. Diese Aufzählung der dem Schiedsverfahren zu unterwerfenden Fälle könnte selbstverständlich immer mehr erweitert werden, und diese Methode, welche die restriktive Klausel an vielen Punkten durchbricht, würde sich dem russischen Vorschlag auf der Haager Konferenz nähern, der für diese spezifizierten Fälle die obligatorische Schiedssprechung verlangte, jedenfalls wäre damit für die nächste Zeit ein plausibler Mittelweg gefunden, der, wie ich glaube, auch die Zustimmung unseres Völkerrechtslehrers Professor Dr. Lammasch findet. Das Institut de droit international, welches eine Reihe von hervorragenden Völkerrechtslehrern und internationalen Juristen umfaßt, beschäftigt sich auch mit dieser Frage eines Mustertypus für Schiedsgerichtsverträge, und in der Debatte hat dort der bekannte Professor des Völkerrechtes in Löwen und seinerzeitiger Generalberichterstatter der Haager Konferenz, Chevalier Descamps, die Anregung gegeben, statt der jetzigen restriktiven Klausel die Worte „unveräußerliche Rechte" der Staaten zu setzen, welche Rechte vom Schiedsverfahren auszunehmen wären. Aber dieser Begriff ist auch sehr allgemein und zugleich in der Praxis schon durchbrochen; das Besteuerungsrecht ist sicher ein unveräußerliches Recht eines Staates, allein er läßt es sich durch Handelsverträge,

Zuckerkonventionen u. a., doch binden und beeinflussen und gestattet eventuell seinetwegen auch jetzt schon die Anrufung eines Schiedsspruches.

Die amerikanische Gruppe brachte nun auf der diesjährigen Konferenz in Brüssel einen Vertragsentwurf ein, der nach ihrer Erwartung die Schiedsgerichtsbewegung um ein gutes Stück vorwärts bringen soll. Der Mustervertrag ist vor allem als ein allgemeiner internationaler Akt gedacht, nach Art der Haager Schlußakte, also nicht als ein Spezialvertrag zwischen zwei einzelnen Staaten. Zunächst sollen obligatorisch dem Schiedsgerichtsverfahren unterworfen werden alle Streitfälle, welche die Interpretation und Ausführung bestehender Verträge, dann jene, welche die diplomatischen und Konsularprivilegien, Grenzfragen, Schiffahrtsrechte, Entschädigungen, Geldansprüche, Verletzungen der Person oder des Eigentums, Verletzungen der anerkannten Grundsätze des Völkerrechts betreffen. Nachträglich beitretende Staaten können von dieser Aufzählung einen oder mehrere Gegenstände ausnehmen und bleiben dann nur für die übrigen zur schiedsgerichtlichen Austragung verpflichtet. Die Austragung erfolgt durch Schiedsgerichte erster Instanz und das Haager Tribunal. Die ersteren werden gebildet, indem die obersten Gerichtshöfe der streitenden Staaten je zwei Richter aus ihrer Mitte oder zwei andere kompetente Personen bestellen. Jeder dieser Richter bezeichnet wiederum ein Mitglied des Haager Tribunals und aus dieser Liste soll durchs Los der Vorsitzende bestimmt werden, im gegenseitigen Einvernehmen kann jedoch der Vorsitzende durch die Richter selbst gewählt werden, ohne daß er ein Mitglied des Haager Tribunals zu sein braucht. Außer wenn die Streitteile sogleich an das Haager Tribunal gehen, sollen die Streitfälle in der Regel vor einem solchen Schiedsgericht erster Instanz ausgetragen werden, mit dem Appellrecht an das Haager Tribunal, außer in den Fällen, wo die Entscheidung einstimmig erfolgt oder wenn der Streitgegenstand und der zugesprochene Betrag unter einer Million £ beträgt. Diese Zweiteilung der Schiedsgerichtsbarkeit durchbricht die einheitliche Organisation des Haager Gerichtshofes, sie lehnt sich offenbar an den, übrigens nicht perfekt gewordenen, englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrag vom 12. Jänner 1897 an, welcher für verschiedene Arten von Streitfällen verschiedene Gerichtshöfe in Aussicht nahm und gleichfalls der Höhe der strittigen Summe eine verschiedene Kompetenzberücksichtigung zuteil werden ließ. Die Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit des Haager Tribunals ist, wie zugestanden werden muß, ein Grund, um insbesondere für kleinere Fälle nach einem einfacheren Organ zu suchen; denselben Gedanken hatte der englische Delegierte, Mr. Cremer, auf der Wiener Konferenz vorgebracht, wo er jedoch mit dem Hinweis abgelehnt wurde, daß es sich nicht empfehle, die eben mit großer Mühe gewonnene Haager Instanz sofort wieder zu umgehen oder außer Funktion zu setzen. Bis hieher bewegen sich die amerikanischen Vorschläge in gewohnten Bahnen und selbst die Aufzählung der Fälle, für welche das Schiedsgericht obligatorisch sein soll, ist nicht übermäßig ausgedehnt und könnte selbst in Übereinstimmung mit in der letzten Zeit abgeschlossenen Verträgen noch um einige Fälle erweitert werden. Ganz neu dagegen ist der zweite Teil der amerikanischen

Vorschläge; hienach sollen alle anderen Streitfragen, was immer ihr Inhalt sein mag, vor Anwendung der Waffengewalt an eine Untersuchungskommission im Sinne der Haager Schlußakte oder an ein Schiedsgericht erster Instanz und in zweiter Instanz vor das Haager Tribunal gebracht werden. Auch die Verletzung dieser Bestimmung soll selbst wieder einem Schiedsspruch unterliegen. Wenn ein Staat seine Streitsache vorbringt, so soll auf sein Verlangen der andere Streitteil erklären, ob er die eventuelle Entscheidung annimmt oder ablehnt; in Ermanglung einer solchen Erklärung soll die Entscheidung definitiv sein. Falls der andere Streitteil erklärt, die Entscheidung abzulehnen, nachdem sie gefällt ist, so sollen die beteiligten Mächte (offenbar ist darunter der ablehnende andere Streitteil nicht inbegriffen?) und der administrative Rat von Haag, der bekanntlich aus den dort akkreditierten Diplomaten besteht, feststellen und veröffentlichen, was im bevorstehenden Krieg als Kontrebande zu betrachten ist, ferner die Rechte und Pflichten der Neutralen sowie den Tag, an welchem die Feindseligkeiten beginnen und aufhören (!) sollen, endlich das Gebiet, auf welchem der Krieg geführt werden darf. Nachdem so gewissermaßen der eventuelle Feldzugsplan festgestellt ist, soll die Frage, ob überhaupt Krieg geführt werden soll, der Nation des appellierenden Staates zur Volksabstimmung vorgelegt werden. Diese Bestimmungen, die einige Reminiszenzen aus dem Beginn des jüngsten russisch-japanischen Krieges enthalten, sollen nach der Absicht der Antragsteller die Tendenz haben, Zeit zu gewinnen, damit die kriegerischen Leidenschaften sich wieder legen können; zuerst also eine Untersuchungskommission, dann Appell an das Haager Tribunal, dann Volksabstimmung 2c. Es ist ganz ausgeschlossen, daß sich die Mächte einer solchen Prozedur unterwerfen würden, selbst kleinere Staaten würden voraussichtlich Bedenken haben. Wie will man z. B., im Falle der andere Streitteil gar keine Erklärung abgibt, ihn in contumaciam verurteilen und das Urteil erzwingen, wie ist die Festsetzung des Anfangs und des Endes des Kriegs denkbar, und warum soll die Volksabstimmung, eine solche überhaupt zugegeben, nur bei dem korrekt handelnden Teil stattfinden, der überhaupt für den doch in Aussicht genommenen Krieg einer Reihe von Beschränkungen unterworfen werden soll, welche der gegen die Entscheidung renitente andere Teil sicherlich auch nicht respektieren würde? Es ist begreiflich, daß die Plenarversammlung der interparlamentarischen Konferenz über einen so weitgehenden und zugleich außerordentlich detaillierten Antrag, dessen Wortlaut kaum erst vorlag, nicht beschließen konnte, und die ganze Angelegenheit einer Spezialkommission zuwies, welche an den ständigen Ausschuß, eventuell an eine folgende Konferenz berichten soll, und zwar in einer Frist, welche es möglich machen würde, die Beschlüsse der interparlamentarischen Konferenz noch vor die eventuell zusammentretende neue Haager Konferenz zu bringen. Diese Spezialkommission hat keine leichte Arbeit vor sich. Der Grundgedanke des amerikanischen Antrags, die obligatorische Schiedssprechung durch einen gemeinsamen internationalen Akt aller Signatarmächte beschließen zu lassen, hat unzweifelhaft viel für sich; es wäre die Wiederaufnahme des ursprünglichen russischen Antrags auf der Haager

Konferenz, und einfacher und autoritativer als die vielen Einzelverträge. Nun hat aber die Entwicklung einen andern Weg genommen; der russische Antrag wurde bekanntlich seinerzeit abgelehnt, und seitdem haben die Staaten die Form der Einzelverträge gewählt. Ist Aussicht vorhanden, daß sie die eben geschlossenen Einzelverträge wieder preisgeben und an ihrer Stelle einen Gesamtvertrag schließen? Selbst wenn sie sich dazu verstünden, so würden sie voraussichtlich den Inhalt des Gesamtvertrags nicht wesentlich weiter fassen als den der bisherigen Einzelverträge. Dabei ist der große Unterschied zwischen großen und kleinen Staaten nicht zu übersehen. Der amerikanische Entwurf sieht selbst die Möglichkeit vor, daß eine oder die andere Macht sich nur für weniger Schiedsfälle verpflichten wird als die übrigen, daß also der Umfang der Schiedsgerichtskompetenz ein verschiedener sein kann. Und so wird es auch wohl zunächst bleiben, und verschiedene Typen werden für die verschiedenen Dispositionen zu gelten haben.

Ein gleiches Schicksal hatte der zweite amerikanische Antrag auf Einsetzung eines internationalen Kongresses, welcher der Haager richterlichen Gewalt gewissermaßen als gesetzgebende Gewalt an die Seite treten soll. Der internationale Kongreß solle aus zwei Häusern, einem Senat und einem Abgeordnetenhaus bestehen; jede Nation soll zwei Vertreter im Senat und eine im Verhältnis zu ihrem internationalen Handel stehende Vertretung im Abgeordnetenhaus haben. Abstimmung nach Köpfen, Majorität entscheidet, Übereinstimmung beider Häuser notwendig. Jede Nation kann ihre Vertreter vom Kongreß jederzeit zurückziehen. Die territoriale und politische Integrität jeder im Kongreß vertretenen Nation wird von allen übrigen respektiert. Die Verhandlungsgegenstände des Kongresses sind beschränkt auf Angelegenheiten, welche direkt den Verkehr zwischen Nationen berühren, und seine Beschlüsse auf eine Erklärung allgemeiner Regeln und Grundsätze für die Führung dieses Verkehrs, und diese Grundsätze sollen Rechtskraft für die vertretenen Staaten haben, außer wenn ein Einspruch von einer noch zu bestimmenden Zahl von Parlamenten erhoben wird. Jede Nation soll alle andern in Handelsangelegenheiten gleich behandeln, gleichviel ob sie im internationalen Kongreß vertreten sind oder nicht; jedoch mit dem Vorbehalt, daß jede Nation gegen eine andere Nation solche Zollschranken aufrichten kann, als dort gegen sie bestehen. Die Zugehörigkeit zum Kongreß berührt nicht das Recht jeder Nation, ihre Wehrkraft und ihre Rüstungen nach eigener Entschließung zu bestimmen. Krieg bleibt ein zulässiges Mittel in Streitfällen, außer in den vertragsmäßig den Schiedsgerichten vorbehaltenen Fällen. Die bewaffnete Macht aller im Kongreß vertretenen Staaten soll dem Kongreß zur Durchsetzung von Schiedssprüchen des Haager Tribunals zur Verfügung stehen. Man lasse sich durch diese etwas verblüffenden Propositionen nicht um die Erkenntnis von der Richtigkeit mancher darin enthaltener Gedanken bringen. Wenn ein solches Weltparlament auch nicht sobald zusammentreten wird, so ist die Idee, gemeinsame Beratungen über einzelne internationale Fragen zu veranstalten, eine sehr vernünftige. Heute haben wir schon eine ganze

Reihe internationaler Organisationen einzelner Verwaltungszweige, internationale Konferenzen von Fachmännern und Diplomaten über Münzwesen, Zuckerbesteuerung, Arbeiterschutz u. s. w., freie Kongresse über die verschiedensten internationalen Fragen des Sanitäts-, des Verkehrswesens u. s. w. Eine Vereinigung von Abgeordneten, die heute in ihren Parlamenten in letzter Linie über die Vorschläge dieser Fachkongresse zu beschließen haben, zur unmittelbaren gegenseitigen Verhandlung über einzelne internationale Fragen wäre ganz gut denkbar; gerade die in dem amerikanischen Vorschlag aufgeworfene Frage der Meistbegünstigung oder der Reziprozität wäre ein ganz gut gewählter Verhandlungsgegenstand für eine gemeinsame Beratung europäischer und amerikanischer Abgeordneter; dort könnte diese wichtige Frage der modernen Handelsvertragspolitik einmal von berufenen Vertretern durchgesprochen und eventuell eine Einigung zwischen Europa und den Vereinigten Staaten versucht werden. In diesem Monat soll in Mons ein Congrès mondial gehalten werden, welcher alle Fragen der modernen Weltwirtschaft behandeln will. Das Bedürfnis nach solchen internationalen Vereinigungen nimmt unzweifelhaft fortwährend zu, und die gemeinsame Beratung von Abgeordneten aller oder doch einer Anzahl von Staaten über einzelne konkrete Fragen wird sich von selbst in den Rahmen der internationalen Veranstaltungen einfügen.

Die Konferenz fand die freundlichste Aufnahme von seiten der belgischen Gruppe; ein Empfang beim König, ein glänzendes Fest im prächtigen Hotel de Ville und ein Besuch der Lütticher Ausstellung verschönten die Konferenztage. Die nächste ordentliche Versammlung soll 1907 in London stattfinden. Es wird sich bald zeigen, ob jetzt nach dem Friedensschluß der Präsident der Vereinigten Staaten seine Einladung zur Beschickung einer neuen Haager Konferenz wieder aufnimmt, und welchen Erfolg ein solcher Schritt haben wird. Die Schiedsgerichtsbewegung wird aber unter allen Umständen ihren Weg weiter gehen; wenn man an die Anfänge der interparlamentarischen Union zurückdenkt und damit die Entwicklung seit der Haager Konferenz und den gegenwärtigen Stand der Schiedsgerichtsfrage vergleicht, so ist unleugbar ein großer Fortschritt vorhanden. An Stelle der ursprünglich ablehnenden Haltung der Kabinette ist heute wenigstens äußerlich eine sehr große Geneigtheit für diese moderne Form der internationalen Austragung getreten, eine große Anzahl von Schiedsverträgen wurde abgeschlossen und das Schiedsgerichtswesen bildet heute einen ganz ernsthaften Teil des Völkerrechts und der internationalen Beziehungen.

Habsburgische Heiraten im achtzehnten Jahrhundert.

Von Dr. Marcus Landau.

Als Kaiser Joseph I. am 17. April 1711 starb, folgte ihm ein Bruder Erzherzog Karl, König von Spanien, im Besitze der Erbländer des Hauses Habsburg und wurde am 12. Oktober desselben Jahres zum Deutschen Kaiser gewählt. Ob-

wohl seit drei Jahren verheiratet, war Karl VI. noch kinderlos und seine nächstberechtigten Erbinnen waren, nach dem unter Kaiser Leopold I. am 12. September 1703 geschlossenen Erbvertrag, die Töchter Josephs: die damals zwölfjährige Maria Josepha und die zehnjährige Maria Amalia.

Noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, da die Völker doch auch schon etwas mitzureden hatten und die Staaten nicht mehr als wie Privateigentum vererbliches oder zu Mitgiften bestimmtes Gut betrachtet wurden, haben die Heiraten der spanischen Prinzessinnen die europäischen Staatsmänner lebhaft beschäftigt und die Politik beeinflußt. Noch mehr war dies der Fall in der in dieser Beziehung noch ziemlich patriarchalischen ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Wurde doch die Bewerbung des Kaisers von Marokko um eine französische Prinzessin, obwohl sie großes Staunen erregte, ziemlich ernsthaft betrachtet. Ja, selbst an die angebliche Bewerbung des Kaisers von China um eine Nichte des Papstes wurde geglaubt.

Und viel wichtiger, weitreichendere Folgen für mehrere Staaten Europas in Aussicht stellend, waren die Ehebündnisse der jungen österreichischen Erzherzoginnen. Es handelte sich da um mehr als Marokko, auch um viel mehr als um das Spanien von 1840. Es war kein kleines Erbe, das die kleinen Erzherzoginnen zu erwarten hatten. Außer den zum Deutschen Reich gehörenden Erbländern und Ungarn mit seinen Nebenländern, gehörten die Lombardei, das Königreich Neapel, die Insel Sardinien und die spanischen Niederlande (das heutige Belgien) dem Hause Habsburg. Auch hielt noch Karl VI. seinen Anspruch auf die ganze spanische Monarchie aufrecht, von der er freilich nur (bis 1713) einen kleinen Teil Cataloniens besaß.

Es ist daher leicht begreiflich, daß es den, wie man sie damals nannte, josephinischen Erzherzoginnen schon in ihrer Kindheit nicht an Freiern fehlte.

Schon im Jahre 1700, bei den Verhandlungen wegen einer Allianz des Kaisers mit dem Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, hatte dieser den Wunsch nach einer Verschwägerung mit dem Hause Habsburg ausgedrückt. Damals hatte es sich aber um die Verbindung seiner Tochter mit dem Erzherzog Karl gehandelt. Die Allianz ist nicht zu stande gekommen, der Herzog alliierte sich mit Frankreich und verheiratete seine Tochter an den französischen Prinzen Philipp, Herzog von Anjou, den Mitbewerber Karls um die spanische Monarchie.

Im Laufe des Erbfolgekrieges fiel der Herzog von Savoyen wieder von Frankreich ab und schloß sich an Österreich und dessen Verbündete an. Aber trotz gemeinsamer Feldzüge und Siege herrschte fast beständig gegenseitiges Mißtrauen zwischen den Kabinetten von Wien und Turin. Trotzdem, ja vielleicht gerade deshalb, gab Viktor Amadeus seine Heiratspläne nicht auf, von denen er sich nach dem Ableben Josephs I. noch größere Vorteile versprach. Denn es handelte sich nun nicht um die Verheiratung seiner Tochter mit möglichst geringer Mitgift, wie er es in seinem Vertragsentwurf vom 29. Oktober 1700 verlangt hatte, mit einem Erzherzog,

sondern um die seines Sohnes, des Prinzen von Piemont, mit einer Erzherzogin, die eine möglichst große Mitgift bringen sollte.

Schon drei Wochen nach dem Tode des Kaisers beauftragte der Herzog den nach London gesandten Marquis Du Bourg, unter anderem die Königin Anna um ihre einflußreiche Verwendung bei Karl für die Verheiratung des Prinzen mit der älteren Tochter Josephs zu bitten. Er zweifle nicht, ließ er ihr sagen, daß ihre großmütige Unterstützung und eifrige Verwendung beim Wiener Hofe jetzt besseren Erfolg haben werden als früher.*

Als Mitgift der Erzherzogin wünschte er nichts weniger als das ganze spanische Erbe Karls, unter Verzichtleistung desselben und der jüngeren Erzherzogin auf ihre Rechte.

Der savoysche Gesandte wurde auch beauftragt, bei seiner Durchreise durch Holland die Unterstützung der Generalstaaten zu gleichem Zwecke zu erbitten und sie dafür der weitestgehenden Dankbarkeit des Herzogs zu versichern.

Inzwischen hatte er von den Bewerbungen der Häuser Bayern und Sachsen um die Erzherzoginnen erfahren und beschuldigte sie deshalb, nur ihre privaten Interessen zu verfolgen. „Es entspreche nicht dem Wesen des Deutschen Reichs, die Erbstaaten des Kaisers mit den Ländern eines deutschen Fürsten vereinigen zu lassen“, erklärte er in seiner Instruktion an Du Bourg vom 24. Juni 1711. Doch wollte er, großmütig genug, im Falle des kinderlosen Ablebens Karls einem sächsischen oder bayrischen Prinzen die jüngere Tochter Josephs mit den österreichischen Erblanden gönnen, wenn sein Sohn nur das spanische Erbe, also vorläufig die Lombardei, Neapel, Sizilien und Sardinien, bekäme.

Natürlich verlangte er das nicht aus Privatinteresse.

Über die erwähnten früheren Bewerbungen des Herzogs erfahren wir näheres aus der Instruktion vom 22. Mai 1711 an den zum Gesandten in Wien bestimmten Grafen Provana. Es handelte sich damals sogar um die Verheiratung der zwei Erzherzoginnen mit den zwei Söhnen des Herzogs. Die österreichischen Staatsmänner, Graf Wratislaw und Graf Sinzendorf, hatten sich damals (1704) dem Projekte nicht abgeneigt gezeigt, aber der Herzog selbst glaubte, sie hätten ihn nur mit leeren Hoffnungen hinhalten wollen. Jetzt sollte der Gesandte auf das Thema nur eingehen, wenn es von österreichischer Seite berührt würde und dann sich nicht allzu gierig nach einer solchen Verbindung zeigen, aber doch ihre Vorteile für beide Dynastien hervorheben und die eifrigste Unterstützung der kaiserlichen Pläne sowie die treueste Anhänglichkeit an das Haus Habsburg zusichern. Übrigens könne Provana dem Grafen Wratislaw gegenüber größeres Entgegenkommen in bezug auf die Heiratspläne zeigen und ihm auch besondere Dankbarkeit und Unterstützung seitens des Herzogs zusichern. In ähnlicher Weise könne er sich auch dem Grafen Mannsfeld gegenüber äußern und sich ihn zum Freunde machen,

* Das Vorangehende und das Folgende über die savoyschen Heiratsunterhandlungen nach den Akten des k. Staatsarchivs in Turin, Abt. Materie politiche Vienna, Inghilterra.

da er großen Einfluß auf die Kaiserin, Mutter Karls, habe. In jedem Falle solle er aber in bezug auf die als Mitgift gewünschten Länder mit der größten Behutsamkeit vorgehen, da der Wiener Hof in diesem Punkte sehr empfindlich sei und die österreichischen Erblande mit der ganzen spanischen Monarchie ungeteilt für sich behalten wolle.

Als Kaiser Karl aus Spanien nach Österreich zurückkehrte, hatte er im Oktober 1711 an der Po-Brücke zwischen Tortona und Pavia eine Zusammenkunft mit dem Herzog und unterhielt sich mit ihm über eine Stunde. Es scheint aber nicht, daß dabei auch von den Heiratsangelegenheiten gesprochen wurde, wie manche vermuteten. Das Thema war zu zart, um direkt zwischen beiden Monarchen behandelt zu werden.

Minder zartfühlend waren die Staatsmänner Englands, wo sich damals der Herzog besonderer Sympathie erfreute und wo man stets geneigt war, ihm zu dienen. Neben den politischen Motiven, welche die Bildung eines starken Mittelstaates zwischen Österreich und Frankreich, der im Interesse Englands gegen die eine oder die andere dieser Großmächte benutzt werden konnte, wünschenswert machten, kam noch ein persönliches hinzu: Königin Anna war der Ansicht, daß die Kinder des Herzogs so viel Anspruch auf den Thron Großbritanniens hätten wie die durch die Erbfolgeordnung vom Jahre 1701 zu ihrer Nachfolgerin bestimmte Kurfürstin Sophie von Hannover, welche ihnen als Protestantin vorgezogen worden war, und sie fühlte sich gewissermaßen verpflichtet, die herzogliche Familie dafür zu entschädigen: »Elle s'y croit obligée en conscience pour dédommager sa royale famille de la succession au trône d'Angleterre«, sagten einige englische Minister dem savoyischen Gesandten Mellarede.*

Die Heiratsprojekte des Herzogs fanden daher die günstigste Aufnahme und eifrige Unterstützung seitens des englischen Hofes und der Minister. Ja, man zeigte sich dort sogar ungehalten darüber, daß der Wiener Hof den darauf bezüglichen Vorschlägen der Königin Anna so wenig Berücksichtigung schenkte, da doch dieses Heiratsprojekt ganz Europa, besonders aber die Königin als nahe Verwandte des Prinzen von Piemont interessiere. Und Lord Oxford ging mit seiner Einmischung in habsburgische Familienangelegenheiten noch weiter. Er riet, die Schwester des Kaisers, Erzherzogin Maria Elisabeth, mit dem damals fünfzigjährigen Prinzen Eugen von Savoyen zu vermählen. Sie zählte schon 33 Jahre, war nicht schön und hatte Neigung zum Klosterleben gezeigt. Sie ging im Jahre 1725 als Regentin nach den österreichischen Niederlanden und ist fünf Jahre nach dem Prinzen, unvermählt wie dieser, gestorben. Hat da die österreichische Hauspolitik einen Herzensbund verhindert?

In Wien hatte man um diese Zeit alle Ursache, über die englische Regierung zu klagen und nicht die geringste Veranlassung, auf ihre Ratschläge, und noch dazu

* Sein Bericht an den Herzog vom 17. Jänner 1713, herausgegeben von Carutti in Miscellanea di storia italiana T. 24.

in Familienangelegenheiten, zu hören. Der österreichische Gesandte, Graf Gallas, war aus London ausgewiesen worden, die englischen Truppen hatten das kaiserliche Heer mitten im Feldzuge im Stiche gelassen.

Auch die Beziehungen zu Herzog Viktor Amadeus wurden in dem Maße unfreundlicher, als er sich immer enger an die Politik Englands anschloß und sich bemühte, auch ohne Heirat, seine Staaten auf Kosten der Habsburger durch die Lombardei zu vergrößern. England war es auch, das ihm als Ersatz für die Lombardei Sizilien verschaffte, das er freilich einige Jahre später dem Kaiser gegen Sardinien abtreten mußte.

Wegen Sizilien und der Proklamierung des darauf gegründeten Königstitels kam es bald darauf zum förmlichen Bruch zwischen dem Herzog und dem Kaiser. Der savoyische Gesandte, Graf Provana, wurde in einer für ihn und seinen Souverän höchst verletzenden Weise aus Wien ausgewiesen. Am 9. Februar 1714 erhielt er den Befehl, Wien binnen drei, die kaiserlichen Staaten binnen zehn Tagen auf dem ihm vorgeschriebenen Wege zu verlassen. Sollte er mit der Abreise zögern, so werde man ihn mit Gewalt entfernen. Der Gesandte konnte nicht einmal bei einem Minister Audienz erhalten, um die Ursache dieses schroffen Vorgehens zu erfahren.

In dem kaiserlichen Ausweisungsbefehl heißt es, Provana habe sich mit unerlaubter, unverschämter Frechheit in Gegenwart des Kaisers, am Hofe und überall sonst benommen. Dem Herzog selbst wurde darin vorgeworfen, „er habe den Vertrag mit dem Kaiser gebrochen, einen Separatfrieden mit den Feinden geschlossen, deren Rachen er wiederholt unter Vergießung deutschen Blutes entrissen worden sei (Quorum faucibus germanico sanguine non una vice ereptum est) und sich zu Dingen verpflichtet, die eines Reichsstandes, Vasallen und Blutsverwandten unwürdig seien“; ferner habe er sich im Einverständnisse mit den Feinden Siziliens bemächtigt und sich den Königstitel angemaßt.

Von Pontebba berichtete noch Provana am 22. Februar, er habe eine halbe Stunde vor Ablauf des Termins Wien verlassen, aber unmittelbar nach seiner Abreise seien zwei Beamte der Reichskanzlei in seiner Wohnung erschienen, die, als sie dort noch seine Kinder und Dienerschaft antrafen, erklärten, man werde sie durch Soldaten abführen lassen und des freien Geleites verlustig erklären, wenn sie nicht sofort abreisen. So mußten auch sie über Hals und Kopf Wien verlassen.

Wie man sieht, wurden vor zwei Jahrhunderten Gesandte nicht glimpflicher behandelt als heutzutage Sozialdemokraten und Anarchisten.

Nach diesem drastischen Abbruch des diplomatischen Verkehrs zwischen Wien und Turin verringerten sich natürlich die Aussichten des savoyschen Prinzen auf die Erzherzogin und ihre Mitgift, während die der deutschen Bewerber sich verbesserten. Auch diese waren schon früh auf den Plan getreten. Bereits am 27. April 1711 hatte Kurfürst Joseph Klemens von Köln, kaum daß er die Nachricht vom Tode Kaiser Josephs erhalten hatte, seinem Bruder, dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, sein Programm für den Friedensschluß mit Karl und Unterstützung

seiner Wahl zum Deutschen Kaiser mitgeteilt. Er forderte darin unter anderm die Hand der Erzherzogin für den bayrischen Kurprinzen und die Wahl des Kurfürsten zum römischen König. Dieser stimmte dem Programm im allgemeinen bei, wollte aber den Prinzen zum römischen König wählen lassen und für sich die Insel Sardinien mit dem Königstitel haben.

Die beiden Wittelsbacher, bisher treue Verbündete Frankreichs, hatten begonnen, Mißtrauen gegen ihren Freund zu fassen, und der Kölner nannte Frankreich eine alte Kokette, die vor zwanzig Jahren schön gewesen sei und noch jetzt Anbeter haben wolle, obwohl sie nichts mehr besitze, was die Adorateurs anziehen könnte.*

Die französischen Staatsmänner glaubten dagegen, der Kurfürst werde durch die Verheiratung seines Sohnes mit der älteren Erzherzogin, die man in Paris Ende 1713 schon als ganz sicher betrachtete, und die großen Vorteile, die sie seiner Familie bringen würde, vollkommen versöhnt und zufriedengestellt werden.

Gegner und Verbündete des Hauses Habsburg waren darin einig, alle Wünsche und Begehrlichkeiten auf dessen Kosten zu befriedigen.

Aber es sollte noch viel Wasser die Donau herabfließen, bevor diese Heirat zu stande kam, und der Kurprinz hat schließlich die jüngere statt der älteren Erzherzogin bekommen.

Inzwischen gab der Turiner Hof seine Bemühungen für Herstellung freundlicher Beziehungen zum Wiener nicht auf und schickte zu diesem Zwecke wiederholt Gesandte und geheime Agenten nach der Kaiserstadt. Der Herzog strebte eine Allianz mit dem Kaiser an, von der er neben Gebietserwerbungen und andern politischen Vorteilen auch die Hand einer Erzherzogin für seinen Sohn erwartete. Seine Leute gingen dabei nicht immer den geraden Weg, bedienten sich nicht immer ehrlicher Mittel. Die schließliche Entscheidung wurde freilich weniger durch diese Fehlschritte als durch die allgemeinen politischen Verhältnisse und die Gruppierung der Mächte herbeigeführt. Und noch weniger Einfluß hatten darauf die zu verheiratenden Prinzessinnen.

Trotz der Ausweisung des Gesandten betrachtete man in der nächstfolgenden Zeit das savoysche Heiratsprojekt durchaus nicht als aufgegeben. Wohl war inzwischen der Prinz Viktor von Piemont gestorben, aber sein jüngerer Bruder, Karl Emanuel, folgte ihm, wie als Kronprinz mit demselben Titel, so auch als Bewerber um die Erzherzogin. Kurz vor dem Tode des ersteren (21. März 1715) hatten sogar Gerüchte von der bevorstehenden Heirat zirkuliert, und der Kurfürst von Bayern suchte den savoyschen Gesandten in Paris darüber auszuholen. Dieser konnte der Wahrheit gemäß antworten: bei den gegenwärtigen gespannten Beziehungen zwischen den zwei Höfen könne man dem Gerücht keinen Glauben schenken.

Aber Viktor Amadeus, der jetzt den Titel König von Sizilien führte, hörte nicht auf, die Mittel und Wege zur Aussöhnung mit dem Kaiser zu suchen. Er

* Briefe der Kurfürsten von April und Mai 1711 im königlich bayrischen geheimen Staatsarchiv. R. sch. 46/30.

bediente sich dabei der Vermittlung des Königs von England, des Grafen Borromeo, kaiserlichen Bevollmächtigten in Italien, des Kardinals Barbarini und anderer, fand aber in Wien nur taube Ohren. Da suchte er nun Anfang 1717 wieder in direkte Verhandlungen mit dem dortigen Hofe einzutreten, wo ja sein Verwandter, Prinz Eugen von Savoyen, eine so hohe und einflußreiche Stellung einnahm. Zu diesem Behufe sandte er den Kanonikus Coppier, einen Savoyarden, als geheimen Agenten nach Wien, angeblich als Beauftragten des Bischofs von Genf in einer Erbschaftsangelegenheit.

Coppier sollte, nach der ihm am 22. Februar erteilten Instruktion, den Rat und die Unterstützung Eugens erbitten, die bisherige Politik des Königs, seinen Abfall von dem Bündnis mit dem Kaiser und die Besitznahme Siziliens rechtfertigen, sowie dessen eifrigen Wunsch nach Herstellung eines guten Einvernehmens mit dem Kaiser ausdrücken; er sollte keine bestimmte Vorschläge machen, nur die Vorteile darlegen, welche eine Allianz mit dem Beherrscher von Piemont, Savoyen und Sizilien dem Kaiser bringen würde und in zarter Weise auf Gebietsabtretungen und etwa verfügbare Erzherzoginnen (s'il n'y a pas même des princesses) hindeuten.

Erst nach eingeholter Erlaubnis des Kaisers gewährte Eugen dem Kanonikus eine Audienz am 3. und eine zweite am 19. April. Den übermittelten Schmeichelworten des Königs und dessen Berufung auf die Verwandtschaft gegenüber verhielt sich der Prinz bei aller Höflichkeit recht kühl, betonte, daß er Diener des Kaisers sei, verlangte bestimmte Vorschläge seitens des Königs und erklärte mit aller Entschiedenheit, daß vor Abtretung Siziliens auf eine Versöhnung nicht zu rechnen sei. Von dem Heiratsprojekt wurde nicht gesprochen, und die erbetene dritte Audienz konnte Coppier nicht erlangen, da Eugen nach dem Kriegsschauplatz abging, um die Türken zu schlagen und Belgrad zu erobern.

Dagegen gelang es Coppier, eine Audienz bei der Kaiserin Amalia, Witwe Josephs I., zu erlangen, aber auch da war von Heiratsprojekten keine Rede. Die sehr fromme Kaiserin wußte nichts von der politischen Mission Coppiers und unterhielt sich mit ihm nur über Gründung und Einrichtung von Klöstern. Unverrichteter Dinge verließ er Wien am 30. Juni 1717.

Ein anderer geheimer Agent des Königs, der Geistliche Luigi Pisani, der von April 1717 bis Anfang 1718 in Wien weilte, verhandelte wegen des Heiratsprojekts mit dem Günstling des Kaisers, dem Grafen Althan, und dem Erzbischof von Valencia, Präsidenten des „spanischen Rats", Grafen Folch de Cardona. Dieser geistliche Würdenträger und Staatsmann beschäftigte sich mit hebräischen Studien und stand in Korrespondenz mit dem Juden Emanuel Bentivoglio, Agenten des Königs von Spanien in Amsterdam. Auch Pisani, der seine französischen Berichte nach Turin hebräisch unterschrieb, scheint sich durch die Kenntnis dieser Sprache beim Erzbischof eingeführt zu haben. Auch dieser erklärte: vor allem müsse Sizilien zurückgegeben werden. Sonst konnte Pisani noch erkunden, daß die Kaiserin Amalia

den piemontesischen Freier dem deutschen vorziehe, da sie ihre Tochter lieber zur Königin als zur Kurfürstin machen wollte.

Ein dritter geheimer Agent, der sogar direkt mit Viktor Amadeus korrespondierte, ein gewisser Tedeschi, der sich für einen Abbé und Grafen ausgab, hatte im September 1718 eine Audienz bei der Kaiserin Amalie. Sie fragte ihn über den Prinzen von Piemont aus und wünschte dessen Porträt zu sehen. Tedeschi hatte 30.000 Gulden bei sich, die er unzweifelhaft durch den Marchese San Tommaso aus Turin erhalten hatte. Prinz Eugen sagte zwei Jahre später dem savoyschen Gesandten de Breille: »Le Marquis de St. Thomas a bien depensé de l'argent inutilement, et s'il avait donné tout ce qu'il a offert il se serait engagé pour plus de deux millions de florins. Je sais tous ceux à qui il a promis de l'argent, car il m'a obligé de veuiller sa conduite.«

Wozu diese Summen verwendet werden sollten, läßt sich aus der mannigfaltigen Tätigkeit Tedeschis schließen. Mit einem Teil suchte er die Gräfin Caraffa, Obersthofmeisterin der Kaiserin Amalia, zu bestechen, um bei dieser für das Heiratsprojekt günstig zu wirken.

Er begnügte sich aber nicht damit, sondern intrigierte auch gegen den Prinzen Eugen, und war die Seele des gegen diesen geschmiedeten Komplotts. Und der Hauptzweck all dieser Intrigen war, den Prinzen Eugen zu stürzen, den man für einen Gegner des piemontesischen Heiratsprojekts hielt. Die Geschichte dieses Komplotts ist schon von Arneth erzählt worden; hier mag es genügen zu erwähnen, daß Tedeschi am 12. Dezember 1719 öffentlich ausgepeitscht und dann über die Grenze nach Piemont geschafft wurde. Sein Mitschuldiger, Graf Nimptsch, wurde aller seiner Ämter entsetzt und zu zweijährigem Kerker verurteilt.

Im Jahre 1718 hatte Viktor Amadeus drei Gesandte nacheinander nach Wien geschickt: im Februar den Grafen d'Ussol, im April den Staatsrat Fontana und im August den Marchese San Tommaso. Ihre Sendung und Zulassung waren Folgen verschiedener Vorgänge, welche die allgemeine politische Lage veränderten und eine neue Gruppierung der europäischen Mächte herbeiführten. Königin Anna von Großbritannien war gestorben und ihr Nachfolger, Georg I., war Viktor Amadeus gar nicht freundlich gesinnt.

Obwohl Jakob Stuart ein viel gefährlicherer Prätendent auf den englischen Thron war, erregten doch auch die Kinder des Savoyers mit ihren eventuellen Erbansprüchen das Mißtrauen Georgs. Dem Streit um Sizilien hatte König Philipp von Spanien ein Ende mit Schrecken gemacht, indem er zuerst (1717) Sardinien, und dann (1718) Sizilien überfiel und eroberte. Deshalb wurde gegen ihn die Quadrupelallianz von England, Frankreich, Österreich und der Republik der Niederlande geschlossen und die Spanier gezwungen, beide Inseln zu räumen. Während dieser Vorgänge hatte Viktor Amadeus eine zweideutige Rolle gespielt, anfangs mit Spanien verhandelt und sich das Mißtrauen und Übelwollen der englischen Regierung zugezogen. Der Staatssekretär Lord Sunderland äußerte wiederholt, daß man den Herzog von Savoyen zerschmettern müsse.

Zerschmettert wurde zwar Viktor Amadeus nicht; aber während er früher noch erwarten konnte, im Austausch für Sizilien eine Erzherzogin mit großer Mitgift und Erbansprüchen zu erhalten, mußte er sich jetzt mit dem viel geringwertigern Sardinien begnügen.

Bei seinen Gesandtschaften nach Wien handelte es sich neben den sonstigen politischen Angelegenheiten vorzüglich um das Heiratsprojekt. So wünschte er, nach der Instruktion vom 28. April 1718 an Fontana, außer einer Gebietsabtretung in der Lombardei und einigen anderen Begünstigungen, die Hand der ältern Nichte des Kaisers oder wenigstens die der jüngern mit einer Mitgift von 300.000 Gulden und üblicher Aussteuer (col solito fardello e gioje) für seinen Sohn zu erhalten.

„Als ich", schrieb Viktor Amadeus an Fontana, „durch d'Ussol beim Kaiser um die Hand seiner Nichte anhalten ließ, ohne auf Sizilien zu verzichten, hatte er nichts dagegen eingewendet, umso eher dürfte er jetzt einwilligen, als ich bereit bin, auf Sizilien zu verzichten." Und als er eingesehen hatte, daß die Insel für ihn definitiv verloren sei, verlangte er durch Fontana als Entschädigung Parma oder das Heimfallsrecht auf Toskana und — eine Erzherzogin. Die österreichischen Minister antworteten zuerst, daß nichts ohne Einverständnis mit England geschehen könne, später verwiesen sie ihn auf die Beschlüsse der Quadrupelallianz.

Inzwischen war San Tommaso in den nicht unbegründeten Verdacht der Mitwissenschaft an den Machinationen Tedeschis geraten und der Kaiser hatte (am Tage vor dessen Auspeitschung) in einem recht höflich und freundlich gehaltenen Schreiben des Reichskanzlers Tommasos Abberufung verlangt. Zum Ersatz sandte Viktor Amadeus anfang 1720 den Marchese Solar de Breille (Broglio) nach Wien.

Gleich bei der ersten Unterredung äußerte sich Prinz Eugen ihm gegenüber in recht scharfer Weise über seinen Vorgänger, und einige Wochen später sagte er ihm, er besitze die Briefe seines Souveräns an Tedeschi, die er aus Diskretion nicht bekannt mache. Und der Gesandte selbst sah ein, daß die veränderte Haltung Englands und die Affaire Tedeschi den piemontesischen Heiratsplänen sehr geschadet hätten.

Inzwischen hatte die Hand der Erzherzogin viel von ihrem Wert verloren: dem Kaiser waren zwei Töchter geboren worden, Maria Theresia am 13. Mai 1717, Maria Anna am 24. September 1718, für die sich schon im Jahre 1720 Bewerber meldeten. Und von der pragmatischen Sanktion dürfte man um diese Zeit schon in Turin gewußt haben. Aber selbst wenn dies nicht der Fall war, ging jedenfalls die ältere Nichte des Kaisers der jüngern vor, und diese ältere, Maria Josepha, hatte sich am 20. August 1719 mit dem Kurprinzen von Sachsen vermählt.

Am 1. Juni 1697 war Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen in Baden bei Wien zur katholischen Konfession übergetreten, um zum König von Polen gewählt werden zu können. Mit Unterstützung der Jesuiten, die ihm Geld vorschossen, hatte er die polnische Krone erlangt, die für ihn freilich mehr zur Dornenkrone ward. Seine Familie blieb protestantisch. Aber der Papst und die Jesuiten begannen

bald an der Bekehrung seines Sohnes, des Kurprinzen, zu arbeiten und wurden dabei von August eifrig unterstützt.

„Seit Unserer Erhebung zum Pontifikat", schrieb später Klemens XI., „ist es eine Unserer ersten und angelegensten Sorgen gewesen, für Gott und die Kirche das Kurfürstentum Sachsen wieder zu gewinnen, und besonders dadurch, daß Wir alle unsere Bemühungen darauf richteten, daß der Erbprinz katholisch erzogen würde."*

Er wollte ihm nicht bloß die Nachfolge in Polen sichern, sondern noch mehr für ihn erwerben, und für beides war der Konfessionswechsel die unerläßliche Bedingung. Ob man von Rom aus schon von Anfang an die Hand einer Erzherzogin als Lockmittel für den Sachsen gebraucht hat, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls war man von dort aus bald nach dem Übertritt des Prinzen bemüht, sie ihm zu verschaffen — als Belohnung und zu weiterer Förderung der katholischen Propaganda in Sachsen. Für das Zustandekommen der sächsisch-österreichischen Heirat eifrig tätig zu sein wurden die päpstlichen Nuntien beim Kaiser und beim König von Polen beauftragt.

Am 27. November 1712 war der sechzehnjährige Kurprinz Friedrich August in Bologna, in der Kapelle des Kardinallegaten Casoni, zum Katholizismus übergetreten. Hauptagent des Papstes bei dem Bekehrungswerk und bei der Heiratsstiftung** war der Jesuit Johann Baptist Salerno, der schon im Jahre 1710 im Gefolge des Monsignore Albani, Neffen des Papstes, nach Dresden gekommen war und dann den Prinzen unter der Maske eines Hofkavaliers auf seinen mehrjährigen Reisen begleitet hatte. Nach Wien war Salerno schon im Juli 1712 mit einem geheimen Auftrag des Königs August gekommen. In dem von ihm überbrachten Schreiben an den Kaiser heißt es: „Pater Salerno wird Ew. Majestät von dem Projekt des Lord Peterborough unterrichten und Ew. Majestät möge ihm vollen Glauben schenken. Mir ist diese Intrige bekannt und ich zweifle nicht, daß Ew. Majestät mir dagegen die erbetene Unterstützung gewähren wird."***

Lord Peterborough mischte sich damals ungebeten in habsburgische Familienangelegenheiten, trat in Korrespondenz mit der Kaiserin Mutter, der gegenüber er sich hochmütig rühmte, seinen Einfluß auf den Herzog von Savoyen zu gunsten ihres Sohnes angewendet zu haben. Unumgängliche Vorbedingung der Unterstützung des Kaisers durch den Herzog sollte, nach seiner Übereinkunft mit diesem, die Heirat seines Sohnes mit der Nichte des Kaisers sein.†

* Urkunde 86, bei Augustin Theiner. „Geschichte der Zurückkehr der regierenden Häuser von Braunschweig und Sachsen in den Schoß der katholischen Kirche." Einsiedeln, 1843.

** Die Bekehrungsarbeit ist ausführlich geschildert in dem erwähnten Werke Theiners und in Dr. W. G. Soldans: „Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig." Leipzig, 1845.

*** Eigenhändiges Schreiben des Königs im K. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien. Saxonica.

† Kopie von Peterboroughs Schreiben vom 11. Mai 1711, und Articles reglés avec le Comte de Peterborough, im königl. Staatsarchiv zu Turin.

Von diesen Machinationen des originellen Peers scheint der König erfahren und deshalb den Pater Salerno nach Wien geschickt zu haben.

Der Übertritt des sächsischen Prinzen wurde streng geheim gehalten und erst im Oktober 1717, nach dem im Juli erfolgten Tode der Mutter des Kurfürsten, der eifrig protestantischen Anna Sophie, Prinzessin von Dänemark, und auf Verlangen des Kaisers öffentlich bekannt gemacht. Aber schon im Jahre 1714 hatte der Papst begonnen, in Wien um die Hand einer Erzherzogin für den jungen Konvertiten zu werben. Der Kaiser hatte damals geantwortet, er könne unter den obwaltenden Umständen und wegen des noch so jugendlichen Alters seiner Nichten keinen festen Entschluß fassen. Am 1. Februar 1716 schrieb der Papst wieder dem Kaiser und stellte die Heirat als einziges Mittel dar, den Prinzen und seinen Vater vor allen Gefahren zu schützen, die katholische Religion in Sachsen zu begründen und für immer sicher zu stellen. Inständig (col più vivo dell' animo nostro) bat er den Kaiser, sich einer Sache anzunehmen, „von der das ewige Heil so vieler mit dem kostbaren Blute des Gottessohnes erlöster Seelen abhängt, einer Sache der heiligen römischen Kirche, deren Protektor Ew. Majestät ist, endlich einer Angelegenheit des Reichs selbst, dessen Haupt Sie sind." *

Neben der religiösen Propaganda war, wie es scheint, bei dieser eifrigen Heiratsvermittlung des Papstes auch seine Abneigung gegen den Herzog von Savoyen im Spiele, dem er die Vorteile einer Verbindung mit dem Hause Habsburg nicht gönnte. Schon früher hatte er sich erboten, für den bayerischen Prinzen um die Hand der älteren Erzherzogin zu werben; als man ihm nun bayerischerseits über diese Schwenkung zu gunsten Sachsens Vorwürfe machte, antwortete er, es handle sich jetzt um die jüngere Erzherzogin. In der Tat scheint er die Verbindung beider Kaisernichten mit deutschen Prinzen gewünscht zu haben, um ein Anwachsen der Macht des von ihm bekämpften und gefürchteten Savoyers zu verhindern.**

Im April 1716 kam Salerno wieder nach Wien, wo er die beste Aufnahme beim Kaiser fand und wo inzwischen der Nuntius schon vorgearbeitet hatte. Es war gelungen, den Staatskanzler Grafen Sinzendorff und den Grafen Starhemberg für das sächsische Projekt zu gewinnen. Wie ein savoyscher Agent im September 1717 berichtete, hatte Salerno auch einen ansehnlichen Beitrag zu den Kosten des Krieges gegen die Türkei im Namen des Kurfürsten anzubieten. So konnte also der Jesuit am 16. März 1717 die volle Zustimmung des Kaisers erhalten, die indessen noch an verschiedene Bedingungen geknüpft war. Unter anderem verlangte Karl VI., der Kurprinz solle sich öffentlich zum Katholizismus bekennen, sich zur Erziehung seiner Kinder in dieser Konfession verpflichten und sie dereinst nur mit Bekennern derselben vermählen. Der Kaiser machte am 13. April dem Papste

* Urkunde 92, bei Theiner.

** Bericht des Baron Perrone, savoyschen Gesandten in Frankreich, vom 7. Jänner 1715, in »Biblioteca storica italiana«. Bd. IV., S. 279.

davon Mitteilung und der Kurprinz richtete am 1. Mai ein Dankschreiben an den Heiligen Vater, in dem er ihn den Urheber all seines Wohls (le premier auteur de tout mon bien) nannte.

Die Bedingungen des Kaisers wurden natürlich sächsischerseits angenommen. Es scheint aber, daß man in Wien dem Sachsen nicht recht traute und daher auf das öffentliche Bekenntnis so viel Gewicht legte. Auch in Paris zweifelte man an dessen Aufrichtigkeit.

So mußte denn der Prinz nach Wien kommen, sich öffentlich zum Katholizismus bekennen und sich am 11. Oktober vom Nuntius in seiner Wohnung die Messe lesen lassen. Dann trat er ins Vorzimmer und sagte seinem dort wartenden Gefolge: „Nun, Ihr Herren, jetzt wisset Ihr, was ich bin, folgt mir bald nach.“*

Aber auch jetzt war nicht entschieden, welchem Kurprinzen man die ältere und welchem die jüngere Erzherzogin geben würde und die Entscheidung ließ noch mehr als ein Jahr auf sich warten. Erst auf Drängen des Papstes erklärte der Kaiser am 26. Februar 1719 in öffentlicher Audienz seine Zustimmung zur Verehelichung seiner älteren Nichte Maria Josepha mit dem sächsischen Kronprinzen. Am 28. wurde er der Braut vorgestellt und einige Tage später ging er nach Dresden zurück. Im August kam er wieder nach Wien und am 19. d. M. fand die Trauung statt, nachdem das Brautpaar die übliche Renunziation, entsprechend der durch die Pragmatische Sanktion geregelten Erbfolge, geleistet hatte. Am 22. verließen die Neuvermählten Wien in Begleitung des vielgenannten Pater Salerno und des Beichtvaters der Erzherzogin, der ebenfalls Jesuit war.

Von der öffentlich erklärten Zustimmung des Kaisers war der Papst schnellstens durch den Nuntius unterrichtet worden. Er machte davon am 18. März dem österreichischen Gesandten Grafen Gallas Mitteilung und verkündete das glückliche Ereignis jubelnd im öffentlichen Konsistorium. Gleichzeitig ließ er dem Gesandten seine Absicht mitteilen, dem Pater Salerno den Kardinalshut zu verleihen, „da man nur seiner geschickten Vermittlung und Tätigkeit diese Heirat zu verdanken habe“. Etwas unwirsch antwortete Graf Gallas, mehr als der Kaiser hätten der König von Polen, um den sich Salerno so verdient gemacht habe, und der Papst, der sich über die großen Vorteile, die der katholischen Religion aus dieser Verbindung erwachsen würden, so über die Maßen freue, Ursache, sich dem Jesuiten dankbar zu erweisen. Übrigens habe der Papst wiederholt versprochen, keinen Kardinal vor dem Grafen Michael Friedrich Althan (Vetter des Günstlings des Kaisers, Johann Althan) zu ernennen.**

Demzufolge hat auch der Papst am 29. November 1719 an Althan und Salerno gleichzeitig den Purpur verliehen. Letzterem setzte der König von Polen und Kurfürst von Sachsen am 2. April 1720 höchsteigenhändig das Barett auf.

* Soldan, Seite 144.

** Schreiben des Grafen Gallas an den Kaiser vom 18. März 1719 im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

Früher noch war in Dresden der Einzug der Neuvermählten gefeiert worden. Die Prinzessin kam von Pirna in einem Prachtschiff auf der Elbe nach der Hauptstadt; hundert reichvergoldete Gondeln und fünfzehn Jachten begleiteten sie; die Schiffsknechte gingen in gelbem Atlas mit weißseidenen Strümpfen. Die Festlichkeiten, die vier Millionen Taler gekostet haben sollen, dauerten mehrere Wochen; Opern, Komödien, Jagden, Tierhetzen, Bälle, glänzende Hoftafeln, Feuerwerke, Turniere, Karussels, Ringelrennen, Lustschießen, Illuminationen, Maskeraden, sogenannte Bauernwirtschaften, Türken- und Venusfeste, Götteraufzüge u. dgl. folgten fast ununterbrochen aufeinander. Eine Schilderung dieser Feste nimmt in dem 1738 erschienenen „Leben und Thaten des weltberühmten Grafen Wackerbarth, sächsischen Gesandten in Wien", nicht weniger als 30 Seiten ein.

Man weiß nicht, ob der König sich mehr über die Bekehrung oder über die Heirat seines Sohnes freute, aber er ließ seiner Prachtliebe und Verschwendungssucht freien Lauf, während in ganz Sachsen Teuerung, im Erzgebirge Hungersnot herrschte.

Prinzessin Maria Josepha wird von dem vielgereisten Memoirenschreiber Baron Pöllnitz als sehr fromm, sanft, wohltätig und allgemein beliebt, ihre Ehe als eine sehr glückliche geschildert. Auch als polnische Königin hat sie sich zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges als gute Österreicherin gezeigt und der Cousine Maria Theresia ihr Erbe nicht mißgönnt. Rulhiére, der Geschichtsschreiber von Polens Anarchie, nennt sie la plus laide princesse de son siècle, eine Bezeichnung, die nach den erhaltenen Porträts doch etwas übertrieben erscheint. Der savoysche Gesandte in Wien, wohl dem erfolgreichen Konkurrenten mißgünstig, berichtete bald nach der Hochzeit, daß der Kurprinz seine Gattin schlecht behandle und sich wenig um sie kümmere.

Und gleichzeitig fragte man sich in Turin, welchen Wert denn jetzt die Hand der jüngeren Erzherzogin hätte, da die ältere mit ihrer Nachkommenschaft oder die Töchter Karls ihr im Erbrecht vorangingen. Trotzdem wurde die Bewerbung um Maria Amalia in Konkurrenz mit dem Wittelsbacher fortgesetzt, schrieb noch Viktor Amadeus im Oktober 1719 einen eigenhändigen Brief an Karl VI. wegen des Heiratsprojekts. Der Kaiser antwortete in sehr freundlichem, den König ehrenden Tone, aber zugleich das Bedauern äußernd, daß ihm die Umstände nicht gestatten, einen Entschluß darüber zu fassen. In ähnlicher Weise hatte er auch auf die wiederholten Anfragen und Erinnerungen des Marchese San Tommaso stets ausweichend und auf später vertröstend geantwortet.

In der Instruktion an de Breille vom 17. Jänner 1720 klagte nun der König, daß er durch seinen Brief gebunden sei, während der Kaiser freie Hand habe, und beauftragte daher den Gesandten, auf eine baldige entscheidende Antwort zu dringen. „Der Kaiser", setzte er hinzu, „ist uns gut gesinnt und der Verbindung mit Bayern abgeneigt, aber er ist willensschwach und läßt sich leicht von seinen Ministern leiten. Diese aber, besonders Graf Sinzendorff, haben sich aus Privatinteresse für

den Kurfürsten engagiert und vereiteln die uns günstigen Absichten des Kaisers. Diese zu nähren solle der Gesandte bestrebt sein, aber zugleich auch den Minister durch das am Wiener Hofe übliche offene und joviale Benehmen zu gewinnen suchen. Es bedarf dazu keines eigentlichen Handelsgeschäftes, nur gelegentlicher, gleichsam zufällig herbeigeführter Andeutungen und Äußerungen, welche um so größeren Eindruck machen, als sie ohne bestimmte Absicht gemacht zu sein erscheinen und Dankbarkeit erwarten lassen."

De Breille begnügte sich nicht mit solchen zarten Andeutungen. Dem beim Kaiser sehr beliebten Neapolitaner Rochus Stella gegenüber sprach er schon etwas deutlicher von der Dankbarkeit des Königs. Aber Stella starb schon im Oktober 1720.

Am meisten suchte der Gesandte durch weiblichen Einfluß zu wirken. Er setzte sich in Verbindung mit einer Maitresse des Grafen Althan, mit einer Freundin des Prinzen Eugen, und anderen Frauen, denen er Schmuckgegenstände schenken will und größere Belohnungen verspricht, wenn sie Erfolg haben. Zu diesem Behufe verlangt er einen Kreditbrief von seinem König.*

Prinz Eugen zeigte sich jetzt dem savoyschen Heiratsprojekt etwas günstiger, wollte aber dafür keinen Schritt beim Kaiser tun. „Nach dem, was im vorigen Jahre anläßlich der Heirat des sächsischen Kurprinzen vorgekommen ist, habe ich dem Kaiser erklärt, que jamais plus je lui parlerai sur cet article", antwortete er dem Gesandten. Dieser meinte freilich, Eugen könnte jetzt alles beim Kaiser durchsetzen, denn Karl würde mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen, ihm einen Gefallen zu erweisen und seinen Rat befolgen. Aber der Prinz, der damals schon in Korrespondenz mit dem Kurfürsten von Bayern getreten war, beharrte seinem Verwandten gegenüber in seiner Zurückhaltung.

Und der Kaiser fuhr fort, dem Gesandten ausweichende Antworten zu geben. Dieser hoffte indessen noch immer auf einen Erfolg. Die Maitresse Althans hatte ihm von dessen Unterredung mit dem Kaiser berichtet, von der er sich viel versprechen könne; aber, schloß er seinen Bericht vom 12. Juni, reussieren können wir nur, wenn Ew. Majestät mich zu den nötigen Schritten ausdrücklich ermächtigt und die erforderlichen Mittel liefert.

Neben dem alten Groll Karls VI. gegen Viktor Amadeus wegen seines Abfalls von der Allianz und der Aneignung Siziliens waren es die Machenschaften Tedeschi's, die, wenn nicht vom König selbst, doch von seinem Vertreter in Wien begünstigt worden waren, welche den Kaiser dem Heiratsprojekt abgeneigt machten. Feldmarschall Daun sagte dies offen dem Gesandten.

Dazu kam noch, daß Viktor Amadeus sich nicht mit der Hand der Erzherzogin allein begnügen wollte, sondern dazu noch einiges vom lombardischen Gebiet verlangte. Endlich war es die Haltung Englands, welche gegen ihn schwer in die Wagschale fiel. Der Staatssekretär Craggs erklärte im Namen König Georgs dem savoyschen Gesandten, er widersetze sich dieser Heirat, weil der Prinz von Piemont

* Berichte vom 14. Februar und 6. März 1720 im k. Staatsarchiv zu Turin.

Ansprüche auf die Erbfolge in Großbritannien erhebe; die Heirat wäre den Interessen des Staates und des Königs diametral entgegengesetzt. Dem Vertreter des Kaisers soll man in London gesagt haben, England werde sich von der Allianz mit ihm lossagen, wenn diese Heirat stattfände. Entsprechende Instruktionen erhielt auch der großbritannische Gesandte in Wien, denen er eifrig nachkam, während er auch mit dem Vertreter Bayerns häufig verkehrte und der savoysche Gesandte sich vergeblich bemühte, ihn seinem Souverän günstiger zu stimmen.

Und nun starb am 15. März 1722 Graf Althan, mit dem für den Prinzen von Piemont die letzte Hoffnung auf die Hand einer Erzherzogin schwand. Der bayrische Kurprinz hatte ihn ausgestochen.

Das kurze Zeit getrübte Verhältnis zwischen den Wittelsbachern und den Bourbons hatte sich im Laufe des Jahres 1713 wieder gebessert, am 20. Februar 1714 wurde zwischen Bayern und Frankreich eine Allianz geschlossen. Demgemäß nahm auch die französische Regierung Stellung zu dem Heiratsprojekt, das sie für den Kaiser und den Katholizismus vorteilhaft, für in Österreich populär hielt oder zu halten vorgab. Sie war auch geneigt, den Kurfürsten dabei zu unterstützen, ja durch die erwähnte Allianz gewissermaßen dazu verpflichtet. Anderseits fürchtete sie eine zu große Intimität zwischen Kaiser und Kurfürst und die Bildung eines zu starken deutschen Staates, wenn der Kaiser ohne Hinterlassung männlicher Erben sterben und seine Länder mit Bayern vereinigt werden würden. Dementsprechend wurden die nach München und Wien bestimmten Gesandten, die Grafen de Saumery und Du Luc, im Jänner 1715 instruiert.

Der Gesandte in München sollte den Kurfürsten von dem Wunsche des Königs unterrichten, ihn, seinem Versprechen gemäß, bei der Bewerbung um die Kaisernichte zu unterstützen, da ja auch der König diese Verbindung sehr wünsche; er sollte auch seinem Kollegen in Wien mitteilen, welche Schritte er nach den Wünschen des Kurfürsten dort zu dessen Gunsten zu tun habe. Aber Du Luc dürfe nicht zu eifrig vorgehen, solle vielmehr nur aufmerksam beobachten, was in dieser Sache in Wien vorgehe und sich gelegentlich zu gunsten Bayerns äußern. Allzugroßer Eifer für letzteres von Seite Frankreichs könnte den mißtrauischen Wiener Hof stutzig machen und eher schaden als nützen.*

In Wien war inzwischen ohne Zutun Frankreichs eine recht freundliche Stimmung für Bayern eingetreten. Der bayrische Gesandte, Malknecht von Mühlegg, hatte dort die ehrenvollste und freundlichste Aufnahme gefunden, die bisher in ehrenvoller Gefangenschaft gehaltenen, sorgfältigst erzogenen bayrischen Prinzen wurden freigelassen, der Kaiser äußerte den Wunsch, sie möchten vor ihrer Abreise nach Bayern Wien besuchen und verlieh im Februar 1715 dem Kurprinzen Karl

* Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France depuis les traités de Westphalie jusqu'à la Révolution française. VII Bavière, avec une introduction par André Lebon; I Autriche, avec une introduction par Albert Sorel. Paris, 1884, 1889.

das goldene Vlies. Fernestehende glaubten schon ganz sicher an seine baldige Vermälung mit der älteren Erzherzogin.*

Prinz Eugen scheint um diese Zeit wieder Bayern vorgezogen zu haben. Die Aussicht auf eine mögliche einstige Vereinigung Bayerns mit den österreichischen Staaten war für einen auf die Machtstellung der Monarchie bedachten österreichischen Staatsmann sehr verlockend und der Prinz konnte, ohne die österreichischen Interessen hintanzusetzen, mit gutem Gewissen die Werbung des Wittelsbachers begünstigen.

Schon im Jahre 1717 begann der Kurfürst seinen Briefwechsel mit dem Prinzen. Er schrieb ihm am 12. Jänner, er habe mit Freude vernommen, daß Eugen einen Besuch des Kurprinzen in Wien so warm empfohlen habe, sein mächtiger Einfluß werde hoffentlich auch das Eheprojekt zu glücklichem Ziel bringen, wozu er ihn um seine Unterstützung bitte. Der Prinz antwortete, der Besuch des Kurprinzen werde sich am besten bewerkstelligen lassen, wenn er selbst am Feldzuge gegen die Türkei sich beteiligen und die bayrischen Truppen nach Wien führen werde. Bezüglich des Eheprojekts könne er melden, daß der Kaiser selbes wohl aufgenommen habe; er hoffe bestes Gelingen des Werkes, das er gerne unterstützen wolle.**

Bayern konnte oder wollte nicht wie Sachsen und Savoyen viel Geld aufwenden. Sein Agent schrieb am 7. Juli 1717 aus Wien, der Vertreter Sachsens, Graf Wackerbarth, arbeite sehr eifrig und besitze die nötigen Mittel, der Kurfürst möge auch auf Mittel bedacht sein, den Grafen Sinzendorff zu gewinnen. Statt dessen traten seine Söhne mit ihrer Person ein. In demselben Monat, da der sächsische Prinz dem Papste seinen Dankbrief schrieb und während die savoyschen Agenten in Wien in eifriger Tätigkeit begriffen waren, trafen der bayrische Kurprinz Karl Albrecht und sein jüngerer Bruder Ferdinand in Wien ein und gingen dann in Eugens Feldlager bei Futak. Sie haben wohl im Türkenkriege keine großen Heldentaten verrichtet, doch hat Prinz Eugen in einem Briefe an den Kurfürsten ihr Benehmen während des Feldzuges gelobt. Im Mai 1718 sind sie wieder nach Bayern zurückgekommen.

Nach ihrer Zurückkunft ersuchte der Kurfürst nochmals den Prinzen um seine Unterstützung in der Heiratsangelegenheit und sandte ihm ein darauf bezügliches „Ansuchungsschreiben" an den Kaiser. Aber es hatte vorläufig keinen Erfolg. Wie die Kaiserin-Witwe Amalia später dem bayrischen Gesandten Grafen Törring erzählte, hatte sich der Kurfürst den Unwillen des Kaisers wieder zugezogen, weil er die ihm mißfällige intime Verbindung mit dem spanischen Hofe nicht aufgeben wollte.***

* Dr. K. Th. Heigel: „Die Gefangenschaft der Söhne des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, in Quellen und Abhandlungen zur neuern Geschichte Bayerns." Neue Folge, IV. München, 1890.

** Heigel a. a. O. V. Briefwechsel zwischen Kurfürst Max Emanuel, Kurprinz Karl Albrecht von Bayern und Prinz Eugen von Savoyen, 1717–1724.

*** Heigel a. a. O. S. 268, 278–280.

Überdies haben wohl auch die eifrige Verwendung des Papstes und das katholische Interesse mitgewirkt, um dem sächsischen Prinzen den Vorzug zu verschaffen. Der bayrische war ja ohnehin gut katholisch und brauchte nicht erst durch die Hand einer Erzherzogin festgehalten zu werden. So mußte er noch einige Jahre warten und sich dann mit der jüngeren Erzherzogin begnügen.

Am 8. Juli 1722 konnte endlich Prinz Eugen dem Kurfürsten die Einwilligung des Kaisers zur Vermälung seiner Nichte mit dem Kurprinzen mitteilen. Am 27. September traf der bayrische Gesandte Graf Jos. Ig. Törring in Wien ein und tat die feierliche Werbung im Namen des Prinzen Karl Albrecht. Nach dessen Ankunft fand am 5. Oktober die Trauung statt. Wie bei der sächsischen Heirat wurde auch bei dieser von Braut und Bräutigam der übliche Verzicht geleistet.

Erzherzogin Amalie war hübscher als ihre ältere Schwester, eine lebhafte, kleine, die Jagd sehr liebende Frau. Sie sah die böhmische und die Kaiserkrone auf dem Haupt ihres Gatten, die beide ihm mehr Not und Kummer, als Ruhm und Glück brachten. Witwe geworden, mußte sie noch froh sein, als ihr Sohn Maximilian Joseph gegen Entsagung aller seiner Ansprüche auf Österreich seine verlorenen bayrischen Landesteile durch den Frieden von Füssen (1745) zurückerhielt.

Nicht viel besser erging es dem Gatten Maria Josephas, dem letzten sächsischen König von Polen. Der Thron der immer mehr zum Vasallenstaat Rußlands herabsinkenden Republik erwies sich als ein recht unbehaglicher und schwankender Sitz, der die großen Opfer nicht wert war, welche das Sachsenvolk für ihn bringen mußte. Und als August nach dem Tode Karls VI. wortbrüchig dessen Tochter angriff, brachte ihm der mit dem 1742 geschlossenen Frieden beendigte Krieg gegen Maria Theresia eher Schaden als Vorteil.

Auch die Erwartungen, die der Kaiser auf die Heiraten seiner Nichten gesetzt hatte, wurden, wie es der venetianische Gesandte Priuli schon 1722 vorausgesehen hatte, getäuscht. Trotz aller Opfer, die er für die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion gebracht hatte, wurde seine Tochter von allen Seiten in ihrem Erbe bedroht, Bayern und Sachsen gehörten zu ihren ersten Angreifern.

Und ebenso sind die Hoffnungen des Papstes nicht erfüllt worden. Trotz Augusts Übertritt, trotz aller katholischen Propaganda ist Sachsen protestantisch geblieben.

Von allen an diesen Heiratsprojekten Beteiligten hat — Ironie des Schicksals! — nur der wiederholt abgewiesene Freier, der Prinz von Piemont, einigen Nutzen davongetragen. Als König Karl Emanuel von Sardinien hat er im österreichischen Erbfolgekriege wieder einige Blätter der lombardischen Artischoke pflücken können.

Noch größeren Anteil vom Erbe Karls VI. erhielt freilich König Friedrich II. von Preußen. Und so erscheint fast die ganze hier geschilderte Tätigkeit von Monarchen und Diplomaten, von Papst und Jesuiten als ein travailler pour le roi de Prusse in jedem Sinne.

Judith.

Von Helene Riesz.

Ein kleiner, behaglicher Salon. Kaminfeuer. Ein Tischchen mit schwerduftenden Hyazinthen.

In einer Ecke liegt ein junges Mädchen in einem Lehnstuhl, das Gesicht in zwei bebenden Händen verborgen und schluchzt so leise, daß die Stille um sie her voll banger Erwartung scheint: jetzt muß sie aufschreien, jetzt — — die Last sich von der zuckenden Seele schreien.

Ein fünfzehnjähriger Junge steht vor ihr und hat die Lippen fest aufeinander gepreßt, sieht sie in stummem Schreck an und rührt sich nicht. Eine lange, bange Weile verstreicht, bis endlich die Weinende den Kopf hebt und sich matt in den Stuhl zurücklehnt.

„Komm zu mir, Hans."

Er kommt und legt einen Arm zaghaft um ihren Hals, und wie sie ihr brennendes Gesicht an das seine preßt, gleichen sie einander so sehr, daß man sie für Zwillinge halten könnte. Und doch ist die Schwester um zehn Jahre älter. Ihre Augen haben den treu-kindlichen Ausdruck der seinigen, aber um den Mund hat sie jene scharfen Linien, die der stumme Gram mit bleichem Griffel in manch blühendes Menschenantlitz gräbt. Eins von jenen Gesichtern ist dies, an denen Tausende achtlos vorübergehen, die nicht Schaustücke der Natur, nicht Kunstwerke und nicht Offenbarungen sind, noch auch der Spiegel mächtiger Empfindungen. Ein gewöhnliches Gesicht, etwas zu sanft vielleicht. Mädchen mit solchen Gesichtern pflegen in Gesellschaft still zu schweigen, sie denken langsam, sind weder schlagfertig, noch lustig, sie regen nicht an und geben nichts — sie gehen eben so mit als Statisten auf der Bühne des Lebens. Man traut ihnen keine Persönlichkeit zu und stellt darum keine Anforderungen an sie. Sie werden verheiratet, sind gute Hausfrauen und schlechte, weil einflußlose Mütter. Manchmal aber kommt in ihrem Leben der Moment, wo sie aus den Schranken brechen, welche die Überzeugung der anderen um sie gebaut hat. Das sieht dann oft aus wie ein Anfall von Wahnsinn. Es ist eine Kraftanstrengung über das vorgeschriebene Maß hinaus und wird von der gesetzlichen Mittelmäßigkeit notwendigerweise als schädlich zurückgewiesen und bestraft.

„Gelt, Hans, du sagst keinem Menschen, daß ich geweint hab? Und daß — — daß ich mich in den Finger gebissen hab. Es war abscheulich. Vergiß es — ja?"

„Lotte," sagt der Junge mit zitternder Stimme, „sag mir, was geschehen ist. Ich ertrag diese Angst vor dem Ungewissen nicht."

„Es ist nichts Schlimmes. Sei ganz ruhig."

„Zeig mir den Brief!" bettelt er.

Erschrocken greift sie zu Boden, hebt ein zerknülltes Bündel loser Blätter auf, das ihr aus der Hand gefallen ist, und sucht es zu verbergen. Er aber kniet neben ihr nieder und umschlingt sie in so flehender Angst, daß sie den Kopf in seine blonden Locken vergräbt und laut aufweinend den Brief wieder fallen läßt. —

„Abbazia.

Lottel, herzliebes, gutes, es ist so schön da! Nichts als Palmen und Lorbeerwälder und das leuchtende Meer. Ich sitze auf der Terrasse und werde gesund. Mein Husten ist

weg, und der Arzt verspricht, daß ich zum Frühjahr kerngesund heimkehren kann für immer! — —

In mir blüht eine ganze Welt auf. Gedanken wachsen zu Bildern, und oft muß ich ein Buch, einen Brief oder eine Handarbeit wegschleudern und mein Skizzenbuch hernehmen und mich befreien von diesem Glühen nach Ausdruck. Dann zeichne ich eine Welle oder einen Baum oder eine Wolke in ein paar armen Strichen, aber innen hab ich Farben vor Augen, strahlende, lebenerfüllte, wundervolle Farben, wie sie die Zukunft mir in den Pinsel geben wird und muß! — Ich male im Geiste die Unendlichkeit, voll Menschenglück, Reinheit, voll unermeßlicher Herrlichkeit! Ich fühle in mir die verheißende und befehlende Stimme alles Heiligen. Das Leben ist so schön, ach, so unsagbar schön, und Gott hat es mir wiedergeschenkt, damit ich vielen armen, trübseligen Schönheitsblinden die stumpfen Augen öffne.

Schwesterle, verstehst Du mich? Oder machst Du Dein überlegen-ruhiges Gesicht und lachst das tolle, kleine Mädel aus? — — —

Ich will Dir's nun endlich sagen, Dir allein, was mir geholfen hat, so über alles Erwarten rasch, frei, gesund und stark zu werden. Nun, da es mir selig gewohnte Gewißheit ist, kann ich Dir davon reden — kann Dir das wenige sagen, was Worte zu sagen fähig sind. Oh, Lotte!

Ich hab Dir all die Zeit nicht ein einziges Wort von — — von ihm geschrieben!

Holla! Jetzt machst Du Dein strengstes Gesicht, Stirn in tausend Falten, Augenbrauen hoch, tiefes Erstaunen, aber warte, es kommt noch besser: Ich bin verlobt!

So, da steht es. Und es ist schon vier Wochen alt, aber ich glaub, ich fasse es noch kaum in all meinem Glück.

Ich soll erzählen? Ach, erzählen. Er war halt da, und als ich seine Stimme gehört hatte und als er mich eine Weile mit seinen dunkeln, schwermütigen Augen angeschaut hatte, wußte ich — — daß ich euch nichts von ihm würde schreiben können. Hab ich nicht ganz schön brav nach Hause berichtet über alle anderen Leute in der Pension, über Herrn Smith und Mulla und Frau Ballburg und Specht und wie sie alle heißen? Seinen Namen hab ich nicht über die Feder gebracht. — —

Seine Augen sind wie das Meer. Sie haben alle Phasen des Meeres. Anfangs war solch abgrundtiefe Traurigkeit in ihnen, wie sie über der See liegt nach Scirocco, wenn dunkelgraue Nebel vom Himmel herab bis tief hinein hängen. Dann sah ich sie in Sturm und Sonnenschein — und jetzt sind sie voller Leuchten. Und das Schönste daran ist: das Leuchten hab i c h gebracht. —

Ich bin sehr, sehr glücklich, Lotte. Und weißt Du auch, daß Du ihn kennst? Während Du in Leipzig bei Tante Cilly warst, hat er dort Examen gemacht. Er heißt Fritz Herrmann und ist Kurarzt hier. Und wenn ich heimkomm, bring ich ihn mit.

Aber sag nichts weiter, es soll ein großes Geheimnis und eine Überraschung sein, auch für Mama. Ihr schreib ich's an ihrem Geburtstag.

Deine Maria."

Hans hatte in fieberhafter Hast die kleinen Schriftzüge überflogen und blickte in maßlosem Erstaunen auf die Schwester, die noch immer bewegungslos in ihrem Sessel lag.

„Ja — was ist das? Mirz ist gesund und verlobt und du heulst, statt zu jubeln und vor Freude das Haus umzureißen, wie sich's gehört? Bist du denn übergeschnappt? Lotte!"

Jetzt wand sie sich in einem so heftigen Weinkrampf, daß ihm das Wort in der Kehle erstickte. Hilflos umfaßte er ihre wilddurchrüttelte, zarte Gestalt.

Endlich ward sie ruhig. „Ich will dir's sagen," flüsterte sie, „weil du ja nun doch einmal dabei warst und ohnehin nicht zur Ruhe kommen würdest. Der Mann, mit dem sich unser Liebling verlobt hat, ist ein charakterloser Mensch, der sie unglücklich machen wird."

„Kennst du ihn so genau?"

„Leider. Ich hab ihn auch einmal lieb gehabt. Aber dann erfuhr ich, daß er lügt. Und da wollt' ich nichts mehr mit ihm zu tun haben."

„Er lügt?"

„Sein ganzes Wesen ist eine Lüge."

„Pfui." Und der Junge schüttelte sich in ehrlichem Abscheu. — „Wirst du ihr schreiben?"

„Sie wird wieder krank, wenn ich ihr schreibe."

„Also was sonst tun?"

„Ich bin ratlos. Das ist es ja, was mich so aufregt, daß es an mir liegt, zu helfen, und ich weiß nicht wie. Wenn ich ihr jetzt die volle Wahrheit schreibe, tut sie sich vielleicht ein Leid an in ihrer Heftigkeit — und so allein in der Fremde. Ich könnte nur hinfahren und es ihr sagen. Aber ich komme wohl schon zu spät, um sie vor dem Schmerz der Enttäuschung zu bewahren."

* * *

Ein lichter Frühlingstag, Sonne im Haus, die Fenster weit offen — alles riecht nach Veilchen. Ganze große Veilchensträuße stehen auf allen Tischen, und Marias Stübchen ist förmlich gepflastert mit Blumen. Sie kommt und bringt ihren Bräutigam mit!

Alles ist Freude. Der Glanz des Hauses kehrt wieder, glänzender als je, nun voll Zuversicht für die Zukunft, die all ihre besten Kräfte aufschließen und ihre Kunst zur Entfaltung, auf den Höhepunkt bringen wird. Da werden sie alle weichen, die düsteren Geister der Vergangenheit. Frau Hellwig hat sich ordentlich aufgerichtet in den zwe Wochen, seit sie von dem Glück ihrer Lieblingstochter weiß.

Frau Hellwig ist eine kluge, energische Frau. Das Leben hat sie für Frohsinn und eine ruhige, behagliche Heiterkeit erschaffen. Aber das Schicksal wollte es anders; es gab ihr Kampf und Leid. Ihr Mann, den sie sehr geliebt hatte, war lungenkrank gewesen. Als man die Natur seines Leidens erkannte, war er Vater von fünf Kindern; er klagte sich der ärgsten Ruchlosigkeit an, weil er geheiratet hatte, um Erben seiner Krankheit zu hinterlassen. Vergebens suchte der Hausarzt ihn von der festen Überzeugung abzubringen, daß das Übel auf seine Kinder im Keime schon übertragen sein müsse; er quälte sich in schwere Trübsinnsanfälle hinein, die seine Konstitution völlig untergruben. Er starb, als Lotte zwanzig Jahre alt war. Sie und die Knaben waren schwächlich, aber nie eigentlich krank gewesen. Maria hingegen machte seine dunkle Angst förmlich zum Spott in ihrer blühenden, kraftstrotzenden Gesundheit. Sie war seit jeher das Zentrum des Familienlebens, alle Erwartungen gruppierten sich um sie. Sie mußte etwas Besonderes werden und erreichen; gewissermaßen die Quintessenz der Familie werden, ihr Stolz, ihr Ruhm, ihre Hoffnung. Man opferte ihr viel, gab ihrem Talent zur Malerei die beste Ausbildung und war gewohnt, die übrigen Geschwister nur als nebensächliches Beiwerk zu betrachten.

einzig dazu da, der schönen, begabten Schwester zu dienen. Und sie taten es mit selbstverständlicher Liebe.

Es ist klar, daß Maria auf diese Weise in ihrer natürlichen Neigung zu einem gewissen liebenswürdigen Egoismus bestärkt werden mußte. Aber es lag so viel Grazie in der Selbstverständlichkeit, mit der sie Opfer entgegennahm, daß man nicht umhin konnte, sie ihr mit freudiger Bewunderung zu bringen.

Als der Vater starb, hielt sie mit dem elastischen Lebensmut ihrer achtzehn Jahre alle andern aufrecht. Während besonders die Mutter in hilflosem Schmerz versank, während Lotte blaß und sorgenvoll umherschlich, während Hans und die zwei jüngsten Knaben hintereinander diphtheritiskrank waren und sich mühsam erholten — behielt Maria den Kopf oben, half, pflegte und heiterte auf mit unerschöpflicher Frische. Als aber nach zwei Jahren schwerer Sorge eine Pause einzutreten schien, ein leises Aufatmen für alle — da brach Maria plötzlich zusammen. Eine Lungenentzündung. Frau Hellwig rang mit dem Schicksal in wildester Verzweiflung, auf Tod und Leben, atemlos — und Lotte, die stille, unermüdliche Lotte, die Nacht für Nacht am Bette der Schwester saß — die wußte, was das Gebet der Mutter war: „Nimm alles, nimm alle — aber laß mir sie, mein Liebstes, mein stolzes Kleinod!"

Und sie ward gesund. Langsam, langsam, unendlich mühsam stellten sich die jungen Lebenskräfte wieder her. Aber sie war jetzt immer so müde. Ihre stürmende Genialität schien plötzlich von ihr gewichen; mühsam schleppte sie sich durch die Monate hin. Zeichnen — sie mochte keinen Stift sehen. Freudlos, innerlich regungslos; ein seelischer Krüppel. Der Arzt verlangte eine Reise nach dem Süden; die Kosten wurden aufgebracht und sie ging. Ihre Briefe klangen hoffnungslos. Mit einemmal aber kam ein Strom von ihrem alten Wesen hinein, und der wuchs, jubelnd begrüßt von der Mutter und den Geschwistern als Zeichen der Gesundung, der Erlösung! Und nun wußte man, was es gewesen war. — — —

Wie der Wirbelwind stürmte sie heran. „Da bin ich wieder! Und da habt ihr meinen Schatz! Gott grüß euch alle miteinander! Wie schön es ist, wieder zu Haus zu sein! Lotte, du bist viel zu wenig erfreut, mich wieder zu sehen. — Fritz, erkennst du Lotte noch wieder?"

Das hübsche Gesicht des schlanken Mannes war einen Schatten bleicher geworden, aber gleich darauf schüttelte er Lotte die Hand, ebenso herzlich wie allen anderen. Sie sah ihn ruhig, ernst und forschend an. Gut, daß Maria schwätzte ohne Aufhören; sonst hätte man wohl das Schweigen dieser beiden bemerkt. Aber bald war Fritz über die erste Befangenheit hinaus und fing an, sich die Herzen seiner künftigen Verwandten zu erobern.

„Lotte" sagte Hans nach ein paar Stunden schon. „Er ist doch ein Prachtkerl. Bist du sicher, daß du dich nicht irrst? Vielleicht hast du ihn damals mißverstanden. Ich hätte die Hand ins Feuer legen mögen dafür, daß er ein ganzer, ehrlicher Mensch ist — ohne deine Mitteilung."

„Vielleicht — vielleicht hab ich ihn mißverstanden. Ich fang selber an, zu zweifeln. Wie glücklich bin ich, daß ich Maria nichts geschrieben hab!"

* * *

Ein paar Monate vergingen; Maria arbeitete in einem Atelier, Fritz wollte sich in der Stadt niederlassen; im nächsten März sollte die Hochzeit sein.

Am Weihnachtstag kam Lotte in Marias Zimmer. „Ich muß mit dir reden, Mirz."

„Was hast du, Herzl — du siehst ja aus wie die Katz wenn's donnert! Red nur schnell."

Lotte zitterte an allen Gliedern. Sie zog die Schwester neben sich auf das Sofa. Sie rang nach Worten. Sie wußte, es würde schwer sein. Aber daß sie überhaupt nicht im stande sein sollte, das zu sagen, was gesagt sein mußte — das hatte sie nicht erwartet.

„Erhol dich ein bissel, armes Vogerl" sagte Maria. „Leg dich ein wenig hin, beruhige dich." Und während Lotte den Kopf und beide Arme auf den Tisch legte, spielte Maria mit alten Briefen und einem großen Bild von Fritz.

Lotte aber dachte wie im Fieber. Vor ihr stand das Erlebnis der letzten Stunde wie ein böser Traum, wie die Ausgeburt ihrer Angstvorstellungen. War das wirklich Fritz gewesen, den eine Maria liebte — war er es, der ihr gesagt hatte, er könne nur urch sie, durch Lotte glücklich werden, er müsse Maria verlassen, er habe es längst gewußt, nur noch nicht gewagt, zu sprechen, ehe er ihrer Zustimmung gewiß war. Er habe Lotte geliebt seit vielen Jahren; immer, seit sie ihn damals in Leipzig zurückgewiesen. Auf der Straße war er neben ihr hergegangen und hatte ihr das alles ganz ruhig erzählt, indes ihr Herz beinahe stille stand vor tödlichem Schreck. „Weißt du, was du an Maria sündigst?" hatte sie mühsam herausgebracht; der Ekel schnürte ihr die Kehle zu. Er zuckte die Achseln. „Es ist ihr Schicksal — wie es das meine ist, dich zu lieben." — „Schurke" wollte sie rufen — aber sie brachte es nur bis zu einem Blick voll unsäglicher Verachtung. Wie sie dann nach Hause gekommen, gelaufen, das wußte sie kaum; und nun sollte sie Maria ins Herz stoßen. Nein, mehr als das; sie vergiften, ihre sonnige Seele vergiften, ihr Lebensglück zerstören und sie doch am Leben lassen.

„Bist du krank, Lotte? Mir scheint, du arbeitest zu viel."

„Komm her, Mirz, setz dich zu mir und erzähl mir was. Ich möcht deine Stimme ein bissel hören. Erzähl mir was."

„Was denn nur? Von Fritz natürlich. — Sag, bist du nicht anfangs eifersüchtig gewesen?"

„Wieso?"

„Fritz hat mir einmal anvertraut, daß du in ihn verliebt warst. Ich war damals sogar auf die Vergangenheit eifersüchtig und konnte dich ein paar Tage nicht ausstehen."

„Geh!"

„Ja, wirklich! Aber siehst du, ich weiß so sicher, was ich ihm bin; ich weiß so sicher, daß jeder seiner Gedanken mir gehört — und da erlaub ich dir und allen Leuten der Welt, ihn anzuschwärmen und mich tüchtig um ihn zu beneiden. Ich vertraue ihm grenzenlos."

„Und wenn er dir doch untreu wäre?" Maria ward förmlich bleich beim bloßen Gedanken. „Das wäre für mich wie Weltuntergang. Alles, was in mir gut ist, müßte schlecht werden. Lieber zehnmal sterben; lieber soll er sterben und mich allein da lassen."

„Siehst du, Lotte," fuhr sie nach einer Weile des Sinnens fort — „darüber käm ich hinaus, glaube ich. Dann hätte ich meine Kunst, deren reine Seele mein Glauben an Fritz ist. Er bliebe in mir, in meiner Erinnerung; ich könnte ihn durch den Tod nicht verlieren.

Und darum kann ich ihn überhaupt nie verlieren. Dieses Bewußtsein ist, wie mir scheint, das Geheimnis aller Kräfte, die in mir sind. — — Ist dir besser, Schwesterlein?"

„Ein wenig. Aber ich glaub, ich geh lieber zu Bett und erzähle dir ein andermal, was ich dir sagen wollte."

„Ist es nicht dringend?"

„Nicht besonders." Lotte ging zur Tür. Maria war schon wieder bei ihren Briefen.

— —

Lotte war acht Tage lang krank. Man konnte nicht recht herausfinden, was ihr fehle, sie konnte nicht essen und nicht schlafen, fieberte ein wenig und schlich nach Marias Behauptung im Haus herum wie ein „Geist des Unheils." Fritz riet zu einer kleinen Luftveränderung, und so brachte man sie dazu, ihren Besuch bei Tante Cilly anzukündigen. Fritz bestand darauf, sie hinzuführen, weil sie in ihrem jetzigen überreizten Zustand nicht gut allein reisen könne. Als Lotte ihre Bereitwilligkeit erklärte, sich nach Leipzig bringen zu lassen, wankte sie und wäre fast hingefallen, hätte Fritz sie nicht rasch mit beiden Armen aufgehalten. Hans sah, wie sie sich schüttelte am ganzen Leib, als würde sie von einem ekeln Gewürm berührt; wie todtenblaß sie war und wie sie die zitternden Lippen aufeinanderpreßte.

Zwei Tage später, am frühen Morgen, reisten sie ab. Und abends brachte man beide heim, mit durchschossener Schläfe. So hatte man sie im Coupé gefunden, einander gegenüber sitzend; Lotte hatte den Revolver mit beiden Händen krampfhaft umspannt gehalten.

— —

Sie hat nichts hinterlassen als zwei Briefe. Den einen an Maria: „Schwester, vergib mir, wenn du kannst. Ich hab ihn ermordet. Ich hab ihn dir nicht gegönnt."

Den andern an Hans:

„Verbrenne diesen Brief, sobald du ihn gelesen hast, und wenn dir mein Andenken heilig ist, so hüte mein Geheimnis und laß' mein entsetzliches Opfer nicht vergebens sein. Du allein magst die Wahrheit wissen. Ich tat es für Maria — und für euch alle. Laß die andern mich verabscheuen; du aber behalt' mich lieb, und wenn du ein Mann wirst, dann denk' an deiner Schwester unsagbares Elend und denk' an das Elend von so viel tausenden anderer Schwestern — und bleibe gut."

— —

Zehn Jahre sind darüber hingegangen. Maria hat sich aus bitterem Herzleid gar bald emporgerungen zu ihrer Kunst. Sie hat um das reine Bild des geliebten Mannes getrauert; auch um die Schwester, trotz ihres unglücklichen Wahnsinns, der so plötzlich ausgebrochen war, so unbemerkt und unheilvoll. Sie hat sich dem Schicksal gebeugt, dem unvermeidlichen, ewigen Muß — kein häßlicher Stachel war in ihrem Schmerz, nichts von der namenlosen Erbitterung, nichts von der seelenverderbenden Qual *menschengeschaffenen* Leides.

Sie hat sich nach wenigen Jahren glücklich verheiratet.

Sie hat auch den Ihrigen leicht geholfen, über das Schreckliche hinwegzukommen. Nur eines haben sie alle nie begriffen: wie die ruhige Lotte zu solch leidenschaftlicher Tat fähig geworden. „Wahnsinn — aber woher, wieso?" Es blieb ein unlösbares Rätsel.

Nur für einen nicht. Und dieser eine trug es in sich mit unverbrüchlicher Treue. Sein Mund blieb verschlossen. In ihm aber wuchs das Geheimnis fort und formte sein Inneres mit starkem Finger. Hans ist Bildhauer geworden. Sein erstes, aufsehenerregendes Werk war „Judith" — eine Statue des jüdischen Heldenmädchens, das den Kopf des Verräters in der Hand trägt. Was an ihr jeden Beschauer unwiderstehlich ergriff, war der Ausdruck ihres Gesichtes. Es war sonderbar aufgefaßt: ein sanftes Gesicht mit gleichmäßigen, unbewegten Zügen — voll von einer Ruhe, die auf den ersten Blick zur Situation in schärfstem Widerspruch zu stehen schien. Wer aber länger hinsah und die hohe Schönheit des Bildes auf sich wirken ließ, der konnte aus diesem Gesicht Dinge lesen, die ihm den Atem raubten. Einen Entschluß von übermenschlicher Kraft und Gewalt — und dann die Erinnerung an eine Tat, die zu grauenhaft ist, um vom Bewußtsein ertragen zu werden. Das Gesicht ist besinnungslos, mit leicht geschlossenen Augen: es trägt kein Zeichen von Schreck oder Kampf, nur eine unsagbar erschütternde, blinde Leere.

Der Künstler soll gegenwärtig an einem neuen Werke arbeiten, das jenes erste noch weit übertreffen wird. Er nennt es „Die Lüge". Man sagt, es sei von einer unbeschreiblichen Großartigkeit, als habe die Weltseele selbst den Meißel geführt. Kein Mensch werde daran vorübergehen können, ohne daß es zu ihm redet mit dröhnendem, machtvollem Wort — und ihn niederbeuge — um ihn dann zu ahnungsvoller, wollender Klarheit emporzuheben — zur Wahrheit.

Die Zisterzienserkirchen von Ebrach und Lilienfeld.

Von Professor Dr. Wilhelm Anton Neumann.

Jedes gut illustrierte und auf genauer Beobachtung, wie auf dem Studium der gedruckten und archivalischen Literatur beruhende Werk über Zisterzienser Bauwerke ist wegen der Eigenart dieser Ordenskunst* und wegen ihres Einflusses auf weite Kreise immer sehr erwünscht. Nicht umsonst haben sich die höchst wirkungsreichen Mendikanten-Orden an die Zisterzienser Bauregeln im Kirchen- und Klosterbau gehalten. Wir besitzen in Wien e n Beispiel an der Minoritenkirche in der Stadt: der gerade Chorabschluß, der (wie es fast scheinen möchte) gegen den Willen des Ordens durch einen Kapellenanbau in seiner Schlichtheit gestört worden ist, die Anlage des Kreuzgangs und Dormitoriums und Refektoriums südlich von der Kirche, der Titel „Zum heiligen Kreuz", erinnern unmittelbar an das Zisterzienserstift in der Nähe von Wien, das diesen Namen führt. — Etwas genauer geht Henry Thode in seinem Monumentalwerke „Franz von Assisi", Berlin, 1904, S. 312 f., auf diesen Gegenstand ein. — Auf so mächtige Dombauten wie Bamberg wirkte ein Zisterzienserkloster ein, dessen Kirche in einer reichausgestatteten Monographie von dem seit vielen Jahren daselbst beschäftigten Seelsorger Dr. Jaeger beschrieben worden ist. Er hatte schon 1895 herausgegeben: „Die Zisterzienserabtei Ebrach zur Zeit der Reformation" und 1899 „Die Wallfahrtskirche zum heiligen Blut in

* Siehe darüber außer Dohme und Dehio u. a. auch Matthaei, Beiträge zur Baugeschichte der Zisterzienser. S. 27, 42 f.

Burg-Windheim". Sein neuestes Werk heißt: „Die Klosterkirche zu Ebrach. Ein kunst- und kulturgeschichtliches Denkmal aus der Blütezeit des Zisterzienser-Ordens. (Würzburg, Stahel, 1903. XII und 144 Seiten Quart. Mit 127 Abbildungen, Details mit Plänen".) — Dr. Jaeger behandelt, wie auf dem Titel ausdrücklich bemerkt ist, nur die Klosterkirche von Ebrach, nicht das Kloster selbst, das in eine Strafanstalt verwandelt ist, also selbst in den Barockteilen des Innern bedeutende Veränderungen erlitten haben dürfte. Mitten im Steigerwalde, auf halbem Wege zwischen Bamberg und Würzburg liegt Kloster Ebrach. Es muß ehemals — recht passend für eine Zisterzienser-Niederlassung — sumpfiges Terrain gewesen sein, wo die Mönche sich anbauten. Eine Burg lag in der Nähe: Ebrach. Ob sie zum Schutze oder zur Beherrschung der Waldstraße diente, wird schwer zu sagen sein. Genug, daß es heißt, es sei vor der Klosterniederlassung hier eine Spelunca latronum gewesen. Und nach der Gründung des Klosters (auch König Konrad III. wird inschriftlich als Fundator bezeichnet) wohnte die Königin Gertrud, welche ein Jahr vor dem Kreuzzug Konrads, ihres Gemahles, starb (also 1146) mit ihrem jedenfalls noch sehr jungen Sohne Friedrich (IV.), Herzog von Schwaben, in dieser Burg, die außerhalb des Klosters gelegen sein muß.

Des jungen, als schönster Ritter in Barbarossas Heer gepriesenen, Friedrichs Leiche wurde aus Rom, wo er 1167 an der Malaria (Pest?) starb, nach Ebrach übertragen, wo er neben seiner Mutter ruht. Es ist also ein Hohenstaufenstift, dessen Geschichte Doktor Jaeger behandelt. Es wurde 1126 oder 1127 gegründet. Jedenfalls waren Notbauten: Kirche, Kapitel, Dormitorium, Refektorium, Kreuzgang schon fertig, als die Brüder aus Morimund hier im Waldtale ankamen. Ebrach ist die zweitälteste Tochter Morimunds: Altenkamp (1123), Ebrach 1127, Tulley 1131, Claire-fontaine 1132, Weiler-Bettnach 1133, Bethaine 1133, Altenberg 1133, Morimund 1133, Beau-pré 1135, Heiligenkreuz bei Wien 1135 u. s. w. sind Töchter des fast unbegreiflich fruchtbaren Morimund. Lilienfeld ist die fünfte Tochter von Heiligenkreuz. Ebrach ist uns Österreichern deshalb interessant, weil es die älteste Zisterzienserabtei Reun in Steiermark gegründet, und das Stift Wilhering neu kolonisiert hat, 1185, nachdem Reun seine Paternitätsrechte an Ebrach abgegeben hatte. Für die mittelalterliche Kunstgeschichte ist es deshalb wichtig, weil sein Bau in unverkennbarer Verwandtschaft mit dem Bamberger Dom, mit der Sebalduskirche in Nürnberg, ganz lose aber mit Cisteaux II., Pontigny I., Riddagshausen und Lilienfeld steht. Gerade diese Beziehungen bewegen mich, das Werk von Dr. Jaeger nicht bloß in Rezensentenweise zur Anzeige zu bringen, sondern auch durch eigene Arbeit zu illustrieren.

Es heißt, daß der Bau des Klosters sieben Jahre gedauert habe, denn 1194 „den IV. Epakten, in der XII. Indiktion" * sei er vollendet gewesen. Von dem ältesten Bau steht wahrscheinlich nichts mehr. Erst der Bau, dem dieser älteste gewichen ist, hat Spuren im jetzigen hinterlassen, z. B. das älteste Tor an der Ostseite, das nun vermauert ist. Der letzte mittelalterliche Bauplan, welcher neben dem von Riddagshausen und Lilien-

* Diese Angabe ist sicher erst viel später aus dem Gedächtnis eines Schreibers geflossen. (Jaeger, S. 2.) Die Indiktion ist richtig, aber die Epaktenzahl 4 ist falsch. Die Berechnung der Indiktion ist eben leicht, die der Epakten aber nicht so ganz einfach, daß man sie hinterher hätte richtig (ohne Tradition) machen können. Das Gründungsjahr 1126, wenn es richtig ist, hat allerdings die Indiktion 4, aber nicht die Epakte 4, sondern 25. — Wenn ein Gedächtnisfehler vorlag, so ist daneben noch eine Verwechslung anzunehmen.

feld im Atlas zu Dehio-Bezold auf Tafel 195 sich befindet, kann Gegenstand meiner kleinen Arbeit sein, welche in bezug auf (Cisteaux II.) Pontigny I. auf Matthaeis, Beiträge zur Baugeschichte der Zisterzienser Frankreichs und Deutschlands, 1893, S. 48, basiert.

Wegen des an den geraden Abschluß der Chorkapellen sich anschließenden kleinen Apsidenbaues möchte ich Arnsburg und Walkenried erst in zweiter Linie in Betracht ziehen. Aber Arnsburg ist meines Erachtens deshalb besonders zu beachten, weil wir hier aus dem Grundplan bei Dehio-Bezold einen Begriff bekommen, wie der gerade Ebracher- und der polygone Lilienfelder Chorabschluß ausgesehen haben können, ehe der Kapellenumgang gebaut worden war. Es war höchstwahrscheinlich eine kreuzförmige, vielleicht noch nicht gewölbte Basilika, vielleicht schon mit vier Transseptkapellen, je zwei auf den beiden Seiten des Aufganges zum Presbyterium. Die St. Michaelskapelle von Ebrach schloß sich an das Transsept an; sie wurde, als man die neue Kirche erbaute, geradezu als ein Teil des nördlichen Transseptflügels betrachtet, und ein sonderbar geformter Stein sollte, wie eine Schließe, die Zusammengehörigkeit der Kapelle zu dem nördlichen Transseptflügel zum sichtbaren Ausdrucke bringen. Die St. Michaelskapelle ist in ihrem Unterbau als Gruft ausgestaltet, wie die Lilienfelderkirche an derselben Stelle einen Gruftbau besitzt, wie der ganz analog angebaute Karner in Heiligenkreuz, der schon bei seiner Begründung 1240 und noch später, 1397, Carnarium heißt, ganz gut als Gruftraum verwendbar wäre und wirklich eine Gruftarchitektur aufweist. Diese erwähnten unterirdischen Räume in Lilienfeld und Heiligenkreuz wurden, als man sie durchforschte (Lilienfeld 1892), mit Knochen angefüllt gefunden. Der Heiligenkreuzer unterirdische Gruftraum war, als ich ihn in den Sechzigerjahren entdeckte, bis hinauf zum Gewölbe voll mit Gebeinen, also sicher ein Carnarium. Die St. Michaelskirche von Ebrach fasse ich als ältesten Gruft- oder Karner-Raum auf, und glaube dazu berechtigt zu sein durch die Hochlage der Kapelle auf Stiegen und durch den Titel den sie führte, St. Michael, der Seelenwäger. Dieser Erzengel ist häufig auf den Tympanis von Totenkapellen, Karnern, abgebildet. Die erste Michaelskapelle in Ebrach hatte eigentlich denselben Grundplan, wie der Chor der Kirche, an die sie sich lehnte. Ein Querbau (von Nord nach Süd), bestehend aus drei Gewölbejochen hat mitten ein viertes, östliches Joch als Altarraum. Es entsteht also ein umgekehrtes T. Genau denselben Grundplan, also ⊥, hat das Carnarium von Heiligenkreuz. Wenn Lilienfeld zwischen den zwei riesigen Strebebögen * an der Nordwand des Transseptes (jetzt existiert diese Wand nicht mehr) eine viereckige Kapelle und darunter einen Gruftraum besitzt, der wieder mit dem Kapitelsaal von Zwettl vergleichbar ist, so kann aus diesem Befunde auf den ältesten Grundplan kein sicherer Schluß gezogen werden. Die Steinmetzzeichen an der Füllwand dieser Strebebögen weisen auf mittelalterliche Entstehungszeit. Vielleicht haben Wilhelm von Popel 1238 und seine Gemahlin Gertrud diese Gruftkapelle gebaut, aus Dank dafür, daß der Abt ihnen die Begräbnisstätte innerhalb des Klosterfriedhofes gestattete.

Wenn die alten Zisterzienser nach dem Gesagten hie und da von der alten Form der Karner (Zentralbau mit Apside und dem Eingangsjoche) abweichen, so empfahl sich ihnen der oben geschilderte einfachste Grundriß der vier Gewölbejoche, wovon das eine als Apside diente. Der Karner gehört zur Kirche, da er die im Kirchhofe ausgegrabenen

* Dieselben Strebebögen an derselben Stelle sieht man auch auf einer vom Jahre 1708 stammenden Zeichnung der Kirche von Clairveaux bei Matthaei a. a. O., S. 52.

Totengebeine in seinem unterirdischen Gewölberaum aufnimmt, während der Oberraum für bestimmte Messen (pro defunctis und Anniversarien) bestimmt ist. In Ebrach liegt die Sache so, daß, als man an die Ausgestaltung der Kirche schreiten wollte, man die St. Michaelskapelle in der Richtung nach Westen verlängerte, um Raum für die gottesdienstlichen Verrichtungen eines zahlreichen Konventes zu gewinnen. Dem alten Eingange der Kapelle wurden zwei Joche vorgelegt, welche, wenngleich noch wenig Gliederung in den Hauptgurten zeigend, doch in den Diagonalgurten eine reichere Entwicklung, in der Konstruktion der sechsteiligen Gewölbe, und in den besonders schönen Blendarkaden den Übergang zur Gotik, im ganzen aber auch schon einigermaßen das Abweichen von alter zisterzienserischer, strenger Einfachheit zeigen. Hier erscheinen schon, wie in Maulbronn, die mit Ringen versehenen hohen Wandsäulen, die auch bis zur Basis der Wandpfeiler herabgehen, während sonst daneben die alte Zisterzienser Weise des Auslaufens der Gewölberippen auf Konsolbildungen bewahrt ist.

Der Karner(Gruft)Bau stammt in seinem ältesten Bestandteile (Transsept und Altarquadrat) vom Anfange des XIII. Jahrhunderts; die Gewölbejoche, die sich daranschließen, sind nicht viel jünger und gehören, wenn diese meine Ansicht richtig ist, mit zu den ältesten sechsteiligen Gewölben Deutschlands (die sechsteiligen Gewölbe in Heiligenkreuz sind bedeutend jünger). Der Bau enthält Steinmetzzeichen (Jaeger, S. 41), welche ähnlich sind denen von Heiligenkreuz und Lilienfeld. Haben hier dieselben Steinmetzen gearbeitet? Wanderten am Ende auch die Zisterzienser Steinmetzgesellen? Wenigstens finden sich einige dieser Zeichen in Otterberg, Arnsburg und Heiligenkreuz (am gotischen Chorbau). Siehe für Arnsburg das obgenannte Werk von Matthaei. S. 25, 36. Denn sicher hatte Ebrach unter den Brüdern Steinmetzen oder auch Baumeister. Daß die Gotik auch später, das ist zur Zeit ihrer Blüte, auch in der St. Michaelskapelle Arbeit suchte und fand, zeigen deutliche Indizien an Tür und Fenster.

Erst als die St. Michaelskapelle Raum genug für den Chordienst bot, konnte man an neue Umgestaltung der großen Kirche schreiten. Die Einwölbung mochte zu einem Neubau führen; noch mehr aber die Ansetzung der Chorkapellen und des Umganges. Den Plan bietet Dr. Jaeger. S. 35. Leider hat der Buchdrucker denselben auf den Kopf gestellt, so daß man, um die obersten Zeilen zu lesen, das Buch umkehren muß. 1269 war man mit dem Neubau so weit gekommen, daß die Gebeine der zwei Mitglieder des Hohenstaufenhauses in die große Kirche übertragen werden konnten. Aber fertig war der Bau erst 1283, konsekriert wurde er 1285. — Da das Lilienfelder-Stift 1208 seine päpstliche Gründungsbestätigung erhielt, nach der Lokaltradition 1230 (was ich nur mit Zögern annehme) geweiht wurde, so denke ich, daß diese Einweihung sich auf das polygonale Chorhaupt bezieht, und daß der Chorumgang mit den niederen Kapellen erst in die Zeiten des Przemysl Ottokar, des königlichen Gönners, oder in die der ersten Habsburger anzusetzen sei, und kaum vor der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts die gotische Umgestaltung — mit Imitierung der damals noch vorhandenen romanischen Formen — erhalten habe. Durch Wegreißen der Kapellenscheidemauern, Erhöhung der Gewölbe und Errichtung der jetzigen geraden Abschlußmauer mit ihren eigenartig variierten Strebepfeilern entstand eine Art kleiner Hallenkirche, in deren Mitte das polygonale Chorhaupt emporragt.

So steht die Ausgestaltung des ursprünglich geradlinigen Chores mit seinen Kapellen in Lilienfeld parallel dem Chorbau von Ebrach. 1285 Konsekration von Ebrach, 1276 Ende der Herrschaft Przemysl Ottokars über Österreich.

Auch in den Maßen herrscht Ähnlichkeit:

Ebrach mißt in der (lichten) Länge im Langhause	84	Meter,	Lilienfeld	83·40 Meter.
„ „ „ „ Breite des Langhauses	23·40	„	„	21·10 „
„ „ „ „ Höhe (nach Lotze) 90 Fuß =	28·40	„	„	24·60 „

Riddagshausen mißt in der Länge 83 Meter, in der Breite 19 Meter, hat also unter den drei Stiftskirchen die bescheidensten Maße, aber die klarste Entwicklung des Grundrisses.

Alle drei sind Pfeilerbasiliken, gewölbt, kreuzförmig bis zum hohen Chorhaupte, mit einem Umgange, dessen Höhe der der Seitenschiffe entspricht, dessen Breite nur in Lilienfeld ein weniges geringer ist als die der Seitenschiffe. Dieser Umgang vermittelt die Kommunikation mit den niederen Kapellen. Nur die von Lilienfeld sind später, wie wir oben gesagt, umgestaltet worden.

Wir könnten noch andere, sich nicht von selbst aus der Ordenstradition ergebende Ähnlichkeiten anführen. Auch die spätere Baugeschichte von Ebrach und Lilienfeld verläuft ähnlich: in beiden Kirchen hat die Gotik Gegensätze in den Bau gebracht, welche allerdings in Lilienfeld (Chorkapellen) ausgeglichen wurden, während in Ebrach das riesige Radfenster der Westfassade und das durchgeführte Strebesystem einen Gegensatz zu dem romanischen Rundbogenfries und zu den Rundbogenfenstern und sonstigen romanischen Bestandteilen bilden. Ganz besonders aber fällt in Ebrach der breite (gemalte?) Hauptfries an der Fassade auf, welche Form von Landshut angefangen bis Braunau am Inn an einer großen Anzahl von Kirchen zu sehen ist. Auch in München und (Alt- und Neu-) Ötting. Gerade in der Gestaltung des Frieses an den Längsmauern sind Ebrach und Lilienfeld fast vollständig gleich. Der Rundbogenfries ist nicht (wie in Heiligenkreuz) mit dem darüber hinlaufenden Zahnschnitt kombiniert, sondern mit einem Gebilde, das wie aus paarweise aneinander gelehnten, gebogenen Schildchen, in Ebrach mit zwischen die Schildpaare gesetzten Konsolchen besteht. In Lilienfeld befindet sich z. B. dieser Schilderfries an der Nordfront des Mittelschiffes, in Ebrach an der St. Michaels-Kapelle und an der Ostseite der Basilika. Die erwähnten Konsolchen erscheinen ohne die Schildpaare in Lilienfeld unter dem Dache des alten Refektoriums, von dem nur ein Mauerstück vom Novizengarten aus sichtbar ist. Kombiniert mit einem Schuppenmuster, ausgeführt aus Ziegeln, finden sich die Konsolchen ebenda an manchen Stellen des Chorhauptes. Jaeger zeichnet diese Frieselemente, Seite 31 ab, gibt aber nicht genauer an, wo die einzelnen Formen am Ebracher Bau sich finden.

Und doch zeigt sich gerade hier eine enge Verwandtschaft mit Lilienfeld, und wir beklagen es, daß wir hier nicht genauer sein können, weil wir die Nebeneinanderstellung durchzuführen nicht in die Lage versetzt sind.

Den Eindruck bekommt der Leser gewiß, daß die Ähnlichkeit der Stiftskirchen Ebrach und Lilienfeld selbst bis zu kleinen Details herabgeht, und daß man als Erklärungsgrund kaum mit der bekannten Zisterzienser Bautradition ausreicht, sondern daß man vielleicht zur Hypothese eines gleichen Baumeisters und gleicher Bauarbeiter greifen müsse; denn die Steinmetzzeichen von Ebrach (Seite 41, 46 und 47) kehren teilweise in Lilienfeld wieder.

Ich lege keinen Wert auf den oft als Steinmetzzeichen verwendeten Pfeil.

Die Unterschiede zwischen Ebrach und Lilienfeld sind hauptsächlich folgende:

1. Die verschiedene Form des Chorhauptes: in Lilienfeld polygon, in Ebrach gerade; daraus aber folgt, daß die Anfügung des Chorumganges mit der geraden Chorendigung

sich in Ebrach ganz leicht, in Lilienfeld aber ziemlich schwerfällig durch Ansetzung neuer Gewölbeträger in die unmittelbare Nähe der älteren vollzog.

2. Noch in gotischer Zeit wurden in Lilienfeld die Zwischenmauern zwischen den Kapellen, auch zwischen denen des Transeptes, weggenommen und die Pfeiler und Gewölbe entsprechend ausgestaltet, aber als Imitation romanischer Formen. Dadurch wurde die Gradation, die auf der Südseite des Langhauses solcher Zisterzienserkirchen zum Ausdrucke kommt, vom niederen Kreuzgangspultdache zum Dache des Seitenschiffes und endlich zum Kirchendache, in ihrer Fortsetzung zum Kapellenumgange gestört: daselbst sollte der Kreuzgangshöhe die der Seitenkapellen, der Höhe des Seitenschiffes die des Umganges entsprechen, damit dieselben Steigerungen sich zeigen wie am Langhause. Die Erhöhung der Mauer an dieser Ostseite ist auch am Fehlen des Frieses und daran erkennbar, daß sich diese erhöhte Mauer nicht gut in die alte Mauer des Transeptes einfügt.

3. Lilienfeld hat eine Erweiterung des Transeptes nach Westen hin, wohl um die Bedeutung des Betchores der Mönche hervorzuheben; das erste östliche Joch der Seitenschiffe links und rechts erhebt sich zur Höhe des Mittelschiffes und bildet nun den ersten Anfang einer Hallenkirche. Im ganzen ist die Gewölbebildung in Lilienfeld viel feiner und aufstrebender als die schweren Gewölbe von Ebrach.

4. An der Fassade, die in Ebrach in gotischer Zeit stark geändert wurde, in Lilienfeld aber gar erst einer jungen Zeit angehört, zeigen sich wohl sehr bedeutende Unterschiede. Ebrach steht meines Erachtens in gotischer Zeit unter dem Einflusse von Landshut, dessen breites Hauptgesimse mit dem gotischen Balustradenmuster sich von Landshut angefangen bis Braunau (gemalt) findet. Die Fassade von Lilienfeld, welche in genauer Verwandtschaft mit Hradiště in Böhmen steht,* hat in gotischer Zeit, wie es scheint, keine besondere Umgestaltung erlitten; erst in der Barocke, nachdem längst die Gotik in Ebrach ihre Arbeit gesucht und gefunden hatte, kam, namentlich seit das Kloster im Bauernkrieg gänzlich zerstört worden war, die Renaissance und Barocke, ja selbst noch das Empire in der Kirche zur Geltung. Nicht anders lag die Sache in Lilienfeld; nur konnten, wie es scheint, die Ebracher Äbte mehr Geldkraft in Bewegung setzen, die den Lilienfeldern weniger reich zu Gebote stand. Dafür wurde Ebrach fast nur für den genauen Beobachter als zisterziensisch einfacher Bau erkennbar, während Lilienfeld geradezu eine Perle zisterziensischer Baueinfachheit und Erhabenheit genannt werden kann. Es hieße das ganze Buch des Dr. Jaeger ausschreiben, wollte man angeben, wie Ebrach zu der Pracht kam, die es jetzt aufweist. Ja, es wurde zu einer Kirche „Aller-Zisterzienser-Heiligen", so reich war es mit den Bildern der großen Männer des Ordens geziert. Das Verzeichnis der Bilder bei Jaeger, Seite 33, ist als Ordensheiligenkatalog interessant. Die ganze Kirche war bemalt (Seite 41). Für die Ausschmückung bezahlte Abt Alberikt (1658—1686) 59.148 fl., und noch hatte er die Ausschmückung der Kirche nicht beendet. Diese dauerte fort bis zur Aufhebung des Klosters.

Die Vergoldung und der übrige Schmuck, namentlich die Stukkaturarbeiten der Künstlerfamilie Bossi** kosteten das Stift die Summe von 170.000 fl.

Aus der Reihe von Künstlern, die damals in Kirche und Stift arbeiteten, ragt ein Name besonders hervor: Joh. Balthasar Neumann, dessen Name mehrmals im Jaegerschen

* Neuwirth setzt die Vollendung der Kirche von Hradiště noch unter König Wenzel (1230 bis 1253). „Geschichte der christlichen Kunst in Böhmen." 1888. S. 203.

** Eine Inschrift im Vierungsgewölbe lautet: Materno Bossi, fecit 1778. (S. 46.)

Buche erscheint, besonders aber Seite XII, 44 und 48, der geniale, berühmte Meister, bekannt durch die Würzburger Bischofsresidenz.

Wer die Bilder Seite 66 und 67, das Innere der Basilika besieht und Lilienfeld kennt, wird die Ähnlichkeit der barocken Altar-, Kanzel- und Betchordisposition erkennen. Noch mehr wird man frappiert durch die Alabastermedaillons im Chor, welche einem Künstler Joh. Peter Wagner zuzuschreiben sind, wohl demselben, der auch in Lilienfeld (1735) die schönen Reliefs an der Kanzel gemacht hat. (Ilg, „Kunstgesch. Charakterbilder", Seite 293.) Dr. Jaeger bezeichnet den Joh. Peter Wagner als Würzburger „Hofbildhauer". Aber obschon mir aus der Beschreibung von Lilienfeld nur der Taufname Johannes bekannt ist, glaube ich doch, aus der Stilverwandtschaft der Reliefs mit den Abbildungen bei Jaeger (Seite 77 und 78) auf die Identität der Personen schließen zu dürfen. Der Sohn des Joh. Peter Wagner, an den man denken konnte, war 1735 noch nicht geboren. Dieser jüngere Wagner ist nach Wien übersiedelt.

Die Gleichheit des Grundplanes von Riddagshausen und Ebrach ist dem Verfasser des von uns behandelten Werkes nicht entgangen, wie er denn überhaupt die Bedeutung der Zisterzienser Baukunst richtig würdigt. Es sind doch nur einige nebensächliche Dinge, die wir als verbesserbar hinstellen möchten. Die Schilderung der nachmittelalterlichen Arbeiten ist nicht übersichtlich genug und die weitere Geschichte an mehreren Stellen des Buches behandelt, die man zusammensuchen muß. Von den mittelalterlichen Klosterbauten Ebrachs spricht das Buch eigentlich nicht; aber ich bin sicher, daß selbst die umgestalteten Räume mit einer gewissen Sicherheit von ihrer ursprünglichen Bestimmung sprechen würden, wenn man sie einer Prüfung unterzöge.

Interessant ist, daß der Verfasser in dieses Werk (Seite 8, 9 und 10) einige Sätze aus einem Büchlein aufgenommen hat, das er, wie es scheint, ursprünglich als einen Bestandteil des Ebracher Werkes, wenigstens in Umarbeitung, sich gedacht hatte. Ich meine seine kleine Schrift: „Klosterleben im Mittelalter. Ein Kulturbild aus der Glanzperiode des Zisterzienser-Ordens. Würzburg, Stahel. 1903". Ein solches Kulturbild leitet die Baugeschichte von Heiligenkreuz ein, welche Feil 1858 (Heider, „Mittelalt. Kunstdenkmale Österreichs", I. Bd., 24) geschrieben hat. Allerdings überragt die Schrift Doktor Jaegers die Feil'sche bei weitem. Auffallen muß die ganz besonders tiefgehende Kenntnis französischer Klöster, besonders Clairvaux. Der Ausdruck Casublae (Seite 13) ist wohl den Franzosen verständlich, welche Chasuble sagen, bei uns in deutschen Landen kennt man wohl Casula, das andere Wort ist nur Gelehrten bekannt. Und so zeigt sich an vielen Stellen, daß das Werk auf französischen Schultern steht. Ja, es gibt selbst die Quelle an, aus der es geflossen. Am Schlusse steht die Literaturangabe, und unter Zahl 13 das Werk D'Arbois de Jubainville, Études sur l'état interieur des abbayes cisterciennes. Paris, 1858. Allein, wenn Dr. Jaeger auf dem Buchtitel angegeben hätte, woher er seine Exzerpte übersetzt habe, hätte er gewiß die bitteren Worte nicht zu lesen bekommen, welche ihm die Zisterzienser-Chronik, XVI., Seite 320, und XVII., Seite 32 vorhält. Doch das Werkchen steht beiseit; seinem Ebracher Werke sei jene Anerkennung großen Fleißes, tiefer Einsicht und schöner Ausstattung zuerteilt, die ihm in reichem Maße gebührt.

Chronik.

Lyrik.

II.*

Wenn ich an die Spitze meiner heutigen Chronik die Besprechung der „Neuen Gedichte“ von Paul Wertheimer** stelle, so geschieht es nicht um ihrer Qualität willen, sondern deshalb, weil sie in der Mannigfaltigkeit ihrer „Töne“ etwas Typisches haben. Wie so viele einer Kollegen, stellt sich dieser junge Wiener als ein liebenswürdiges, aber schmächtiges und anlehnungsbedürftiges Talent dar, das es fertig bringt, in ein und demselben kleinen Bande die preziösen Gesten Hofmannsthalscher Verse, die reimlosen lakonischen Quinare C. F. Meyers, den zarten Umriß Hartlebenscher Eidyllia, den herrischen Ton Schaukals, Stefan George, Liliencron, Storm und Bierbaum zu reproduzieren. Kaum eine bedeutende Weise moderner Lyrik, die nicht in diesem echoreichen Verswäldchen widerhallte — Wunders genug, daß noch Platz für ein bißchen Paul Wertheimer übrig bleibt. So in dem Gedichte „Trost“, das mir außerdem als eines der wenigen künstlerischen Dokumente des Jung-Wiener Neusokratismus (mit seiner Losung παιδιᾶς χάριν) merkwürdig ist, oder in dem reizend bewegten „Im Vorübergehn“.

Wertheimers Eklektizismus erscheint mir durchaus nicht als ein spezifisch österreichischer, er ist drüben gerade so häufig wie bei uns, und die berühmteste Spottdrossel der modernen Lyrik tut so, als ob sie ein — Falke wäre ... Während Wertheimer vor lauter Formen zu keiner eigenen Form kommt, hat man z. B. bei einer Gruppe Jung-Tiroler, die ein „Bergbrevier“*** in Versen herausgegeben haben, den Eindruck, daß ihnen das Geheimnis der lyrischen Form überhaupt noch nicht aufgegangen sei. Am eigentlichen dichterischen Erlebnis scheint es hier nicht zu fehlen, aber es gelingt ihm nicht, eine überredende Erscheinung anzunehmen; gleichmäßig mangelt ihr die Plastik des apollinischen wie die Musik des dionysischen Verses.

Keine „Kunst aus der Kunst“ wie dort, aber auch keine bloße dürre Realität, die nicht zum Bild und Hauch geworden ist wie hier, sondern Kunst aus der Wirklichkeit ist das Signum einer stattlichen Gedichtsammlung, mit der sich Leo Sternberg (ein Norddeutscher, wie mir scheint) in die Literatur einführt.* Er hat die Scharfäugigkeit und Prägnanz norddeutscher Lyriker (vgl. „Phantasus“ von Holz, die Gedichte Schlafs) und einen ähnlichen Reichtum des Beobachtungsmaterials wie bei Liliencron; und wie bei Liliencron und auch sonst bei norddeutschen Kollegen ist ein bißchen zu viel Erde, Erdenschwere in seiner Lyrik, sie schleppt oft so viel Materielles mit, daß der innere Rhythmus nicht mehr darüber Herr werden kann. Ich mache diesen Vorbehalt mit allem Respekt, den wir einem wirklichen Dichter schulden — denn ein solcher scheint mir mit Sternberg auf den Plan getreten zu sein.

Kleine bunte Lebensausschnitte, entzückende kurze Blicke in den Alltag gibt er uns dort, wo er sein Bestes gibt. Aus dem häßlichen verblühten Löwenzahn, aus dem Schweigen einer um die abendliche Lampe versammelten Familie, aus den Lichtflecken, die ein windbewegter Baum durchs Fenster auf seinen Schreibtisch wirft, und aus ähnlichen trivialen Dingen erblühen ihm Gedichte. Wirkliche Gedichte. Was macht er z. B. aus den Sonnenflecken?

> Wie Wasserspiel blinkern die flatternden Lichter,
> Vom fensterbeschattenden Baume gestreut,
> Sie turnen am Vorhang, beblättern den Boden,
> Die Wand ist von flitzenden Fischen umscheut.
>
> Wie Reben umrankt es die Platte des Tisches;
> Ich spüre, jetzt flecken sie gar mein Gesicht;
> Ich schreibe mit zebragebänderten Händen,
> Die Zeilen vergittert gekräuseltes Licht.
>
> Ich klappe behende den Bogen zusammen.
> Gefangen! Dem Briefe den siegelnden Druck!
> Mit Faltern und Fischen, Geplätscher, Geblätter
> Bewirft dich beim Öffnen der lachende Puck!

* Vergl. Bd. I, Heft 13, der „Österr. Rundschau“.

** München und Leipzig, bei Georg Müller, 1904.

*** Bergbrevier. Berglieder aus Tirol, herausgegeben von Artur v. Wallpach. Innsbruck 1905, Edlinger.

* Leo Sternberg „Küsten“. F. A. Lattmann Verlag, Goslar.

Welch sinnlicher Reichtum, welche Fülle der Bewegung, welche Energie und glänzende Frische des Ausdrucks in diesen Strophen, vor denen der Name Edouard Manets nicht eitel genannt werden würde. Hier wie bei dem Ahnherrn des Pariser Impressionismus ein behend und sicher ergriffenes Stückchen Realität, das durch die Unverbrauchtheit der künstlerischen Darstellungsmittel wie eine kleine Zauberei wirkt. Und wie wir bei Dürer, Böcklin und Klinger die Phantasie von der Basis der sichersten und ausgebreitetsten Einzelbeobachtungen mit starken Schwingen in die Regionen erdenferner Träume aufstreben sehen, so erwachsen diesem neuen Lyriker aus einer großen und klar angeschauten Realität grandiose und bezwingende Symbole. Man höre z. B. das mächtige Gedicht von den beiden Totenvögeln:

Ein Totenvogel kommt aus der Wüste geflogen,
Ein Totenvogel fliegt in die Wüste hinein.
Ein schwarzer Wimpel liegt durch den Vollmond gezogen . . .
Die Vögel kommen wieder — jeder allein.

Sich wieder ferne, dahin und dorthin ans Ende
Durchmessen Schattenschwingen die nächtige Welt —
Wie Eisluft kommt es an: sie sind auf der Wende,
Und schon unterm Mond, sich begegnend, vorübergeschnellt.

Zwei liebten sich — der Jahre sind tausend und tausend —
Sie fanden sich nicht. — Das All ist lange leer,
Nur ihre Totenvögel fliegen sausend
Und immer suchend noch im Raum umher.

So reich an schönen Überraschungen die lyrische Sammlung des homo novus Sternberg war, so reich an Enttäuschungen ist Frank Wedekinds Gedichtbuch „Die vier Jahreszeiten"*, nach dem gewiß viele Hände begierig greifen werden. Eine Menge platter Eindeutigkeiten, die durch ein paar derbe aber gute Späße („Der Reisekoffer" ist einer der besten, aber auch der gewagtesten) schwerlich wettgemacht werden. Hier hat jene Muse ein literarisches Mäntelchen umgeworfen, die sonst die Wände der Latrinen mit ihren Eingebungen zu verzieren pflegt; und wie nach der Lektüre der „Büchse der Pandora" hat man zunächst das dringende Bedürfnis nach einer gründlichen Waschung mit Lysol, wenn man diese sogenannten Gedichte auf einem Sitz hintereinander durchgelesen hat. Von ihren „literarischen" Qualitäten halte ich so wenig wie möglich. Die holzgeschnittene Unbeholfenheit und triviale Mache der Moritatenlieder, die vom Überbrettl her bekannt sind („Brigitte B.", „Der Tantenmörder" u. a.) wirkt zunächst komisch; aber man kommt bald dahinter, wie sehr natürlich sie Wedekind ist, wenn man hört, wie flach und ärmlich auch seine ernstgemeinten Gefühlsergüsse fließen... Einiger unter ihnen, z. B. der „Alten Liebe", hätte sich Albert Träger nicht zu schämen... Wedekinds beständiges Frondieren gegen alles Philisterium ließ von vornherein auf einen Urphilister schließen, und seine künstlerische Armut ist mir aus den „Vier Jahreszeiten" erschreckend klar geworden. Doch etwas sehr Poesievolles hat das Buch: die farbige Umschlagzeichnung von Rudolf Sieck, der den Lesern des Simplizissimus längst aufs angenehmste aufgefallen ist. Eine innige, von Primeln gelbschimmernde Frühlingswiese mit einem kleinen Wasserlauf, der den blauen Himmel widerspiegelt, und mit strahlenden Schneebergen im Hintergrund. In dieser Zeichnung, die zunächst nichts weiter sein will als eine simple Flächendekoration, steckt mehr dichterische Kraft als in dem ganzen Gedichtband, den sie schmückt.

Ähnlich problematisch wie die Gedichte Wedekinds blicken uns die Verse Alfred Momberts an, von denen ein neuer vierter Band mit dem ungewollt charakteristischen Titel „Die Blüte des Chaos"* vorliegt. Dessen Vorläufer („Tag und Nacht", „Der Glühende" und „Die Schöpfung") haben es jeder zu neuen Auflagen gebracht; hinter Mombert scheint also bereits eine kleine Gemeinde zu stehen. Man weiß nicht, ob man sich darüber freuen oder ärgern soll. Vielleicht doch lieber freuen, wenn man bedenkt, daß diese Tatsache eine große Zahl von deutschen Lesern voraussetzt, die Gedichte nicht mit dem Verstande, sondern mit der Phantasie lesen. Denn nur einer sehr willigen Phantasie können Momberts Verse etwas sagen. Dem Verstande sind sie so unzugänglich, daß sie für das Geschlecht der Kritiker vom Schlage Lindaus und Goldmanns von jeher die willkommenste Beute waren. Aber auch wir anderen müssen zugeben, daß es Mombert bis jetzt noch nicht gelungen ist, auch nur einen lyrischen Organismus zu formen. Was er uns vorlegt, sind lyrische Fragmente, freilich darunter solche von sublimer Schönheit. Aber seiner Aneinanderreihung solcher Fragmente zu scheinbaren Gedichten fehlt jede innere Notwendigkeit („Notwendigkeit ist dein geheimes Weihgeschenk, o Genius", heißt es bei Platen), und so hat man, ganz wie bei Paul Scheerbart, sehr bald den Eindruck eines willkürlichen und planlosen Spiels, dessen man rasch überdrüssig wird. Es ist klar, welche Art von Schönheit Mombert aussprechen möchte: es ist der urweltliche Hauch gewisser Klinger-Blätter („Die Erziehung des Amor" in „Amor und Psyche", die Kentaurenlandschaften in den „Intermezzi", die Prometheusfolge der „Brahms-Phantasie") mit der ungeheuern Stimmung ihrer vorzeitlichen Landschaften; aber er stammelt

* München, Albert Langen.

* Minden bei Bruns, 1905.

nur, wo Klinger gesprochen hat. Wer einmal die Geschichte der Poesie, die unsere Zeit hervorgebracht hat, wird schreiben wollen, der wird sie in erster Linie bei unsern Malern und Zeichnern suchen müssen.

Auch Dehmel ist, wie Mombert, ein „Dionysiker“ (nirgends ist die Nietzschesche Unterscheidung so fruchtbar als auf dem Gebiete der Lyrik); aber ein apollinischer Blutstropfen läßt sein feuriges Erz Gestalt gewinnen.

Eben dies scheint mir das eigentümlich Dehmelsche zu sein: eine tiefe Inbrunst des Tons, deren Glut die Schranken des Verses aufzulösen droht, und dabei doch eine farbige Bestimmtheit der Anschauung und magistrale Klarheit des Ausdruckes, die um viele seiner Gedichte den glücklichen Glanz der Vollendung gießt. Ja, auch Dehmel ist ein „Glühender“, aber sein Wort ist Fleisch und Gestalt geworden und vermag unter uns zu wohnen, während das Wort Momberts undeutlich bleibt wie der Herbstwind, der draußen seufzt und sich vergebens müht, dir sein Geheimnis zu sagen . . .

Ich kam auf Dehmel zu reden, weil von ihm eine neue Auswahl seiner Verse vorliegt, die zugleich eine größere Anzahl ganz neuer Gedichte enthält.* Diese haben nicht mehr die leidenschaftliche Musik früherer Zeiten (wie hat unsere Jugend aufgehorcht, als sie vor zehn Jahren zu uns kam), sie sind stiller und gedankenvoller geworden, nur ihre Fasson ist die alte geblieben: jener klare Umriß bei aller farbigen Dämmerung. Ein Beispiel:

Vergiß-mein-nicht in einer Waffenschmiede —
was haben die hier zu tun?
Sollte heimlich der Friede
hinterm Hause am Bache ruhn?

Dumpf fallen die Hämmer in hartem Takt:
Angepackt, angepackt.
Die Arbeit muß zu Ende!
Und das Eisen glüht, und das Wasser zischt,
und wenn der Schwalch die Flammen auffrischt,
glänzen die schwarzen Hände.

Aber manchmal blickt ein ruhig Gesicht
still nach dem himmelblau blühenden Strauß,
Dann scheint's, eine Stimme singt hinterm Haus:
vergiß mein nicht!

Wie entfernt von aller Vergißmeinnicht-Sentimentalität sind diese Strophen, wie real und geschaut das Lebensbild, das doch nur ein Symbol ist, welche malerische Kraft durchströmt die wechselnden Metren. In einem der neuen Gedichte wünscht sich der Dichter wehmütig die „leichte Sandale“ der Jugend zurück, es ist darin rein ein Bangen um die entschwindende dichterische Potenz; aber so lange ihr Gedichte gelingen wie das zitierte, brauchen wir jenen Kummer nicht zu teilen.

* Schuster und Loeffler, Berlin, 1906.

Die (215 Seiten umfassende) Auswahl der Gedichte verrät ein seltenes Maß von Selbstkritik; im allgemeinen aber empfiehlt es sich, diese Arbeit einem dichterischen Freunde anzuvertrauen. Diesen Ausweg hat Heinrich Vierordt eingeschlagen, und sein Heidelberger Universitätsfreund Ludwig Fulda hat sich der Mühe unterzogen, aus den 9 (sage und schreibe neun!) bisher publizierten Gedichtbänden des fünfzigjährigen schwäbischen Autors eine knappe Auswahl zusammenzustellen, die Franz Hein mit der Silhouette Vierordts verziert hat.* Mehr als eine gewisse provinziale Geltung hat aber die literarische Tätigkeit Vierordts nie erlangt, und an diesem Schicksal wird auch die vorliegende Auswahl nichts ändern können. Sie enthält die braven versifizierten Gedanken eines gebildeten Mannes, der Zeit seines Lebens offenbar viel Muße gehabt hat; Poetisches enthält sie weniger. Unter den vielen Versifikationen habe ich nur ein Gedicht angetroffen; es hat einen hübschen „geformten Gedanken“ (um mit Hofmannsthal zu reden) und ich will das sonnige kleine Ding den Lesern umsoweniger vorenthalten, als seine italienische Reisestimmung in jedem von uns leicht anklingt. Es heißt:

Die Zikaden.

In der Gondel steuernd nach Torcello,
Hatt' ich noch zwei kleine Passagiere
Zu der Morgenseefahrt eingeladen,
Dürre, braune, winzige Passagiere:
Silberstimmig zirpende Zikaden
In dem messingdrahtgeflochtnen Käfig!
Zu den vielen angebornen Grillen
Hab' ich diese käuflich noch erstanden
Auf dem Grillenmarkt an dem Rialto.

Nun, so singt doch, lustige Kornfeldwesen,
Zirperinnen, Wiesennachtigallen,
Wohnend sonst auf blühenden Äpfelbäumen,
Götterlieblinge von Alters her schon!
Hoffe doch, ihr werdet mir nicht seekrank!
Oder liebt ihr stillere Vergnügung,
Grüne Blätter duftenden Salates
Mit großmäuligem Behagen schlingend?

Horch, sie singen, und ich lehne lässig
In die Lederkissen meines Bootes;
Unter mir das träumerische Plätschern
Der Lagune, meine ich: zu liegen
Tief in Gras und flüsterndem Getreide.
Vor der schläfrig halbgeschloss'nen Wimper
Gaukeln Pfauenaugen und es tönen
Sommersonnige Zikadensänge.

Bedeutend temperamentvoller geben sich die „Neuen Gedichte“ der Landsmännin Vierordts Isolde Kurz.**) Aber auch sie ist im wesentlichen eine „Bildungsdichterin“, um den glücklich geprägten Terminus von Bartels zu gebrauchen, auch ihre Lyrik hat die gewissen traditionell geheiligten Sujets (Griechentum, italienische Renaissance u. s. w.), auch sie ist am

* Heidelberg bei Winter.
** Stuttgart, Cotta, 1905.

glücklichsten dort, wo sie das anmutige Genre pflegt. Immerhin rollt in den Ideen der Tochter von Hermann Kurz ein dunkler Tropfen echten Poetenbluts und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Eigenste und Innerlichste dieser Frauennatur leider unausgesprochen geblieben ist, weil sie sich ein für allemal dem akademischen Formalismus Heyseschen Epigonentums verschrieben hat. Unter ihren klaren Versen scheinen manchmal tiefere Ströme zu rauschen.... Ganz rein kommt ihre Begabung im Anakreontischen zur Entfaltung, dessen Technik sie vollkommen beherrscht; Gedichte wie „Heute Nacht auf kaltem Lager“, „Die Liebenden“, „Das beraubte Nest“ haben ein reizendes Lächeln. Wie gut steht ihr die frauenhafte Schalkhaftigkeit des Folgenden zu Gesicht:

Meinem Freund, dem wunderlichen,
Wechseln seltsam die Gelüste,
Als wir jüngst den Wald durchstrichen,
Denkt ihr wohl, daß er mich küßte?

Meine Hand hielt er gefangen,
Zog ein kleines scharfes Scherchen
— Wär' ein Mensch des Wegs gegangen
Ihn erstaunte solches Pärchen.

Auf dem Stamm, da wir gesessen,
Gegen alle Liebesregel
Hat er Scherz und Kuß vergessen,
Schnitt behutsam mir die Nägel.

Sprach: So große gelbe Katzen
Schuf Natur nicht treu und ehrlich,
Haben Schwerter an den Tatzen,
Und ihr Krallen ist gefährlich.

Feilt und glättet drauf bedächtig,
Und ich hielt und mußte lachen,
Denn das Werk gelang ihm prächtig,
Könnt' es selbst nicht besser machen.

Und ich dachte still das meine:
Solche große gelbe Katzen,
Wie ich meinem Freund erscheine,
Können ohne Krallen kratzen.

Nicht verschweigen will ich auch, daß diese neue Gedichtsammlung der Verfasserin der „Florentiner Novellen“ und der „Stadt des Lebens“ gelungene Übersetzungen des berühmten Bacchuslieds des Lorenzo Magnifico (mit der Refrainstrophe: »Quanto è bella giovinezza« etc.) und die Kanzone „Julian an Simonetta“ von Angelo Poliziano enthält.

Nicht viel weniger „unmodern“ als die schwäbische Dichterin präsentiert sich der rheinländische Lyriker Rudolf **Presber**, der seinen beiden erfolgreichen Sammlungen „Im Lande der Liebe“ und »Media vita« eine dritte, „Dreiklang“,*) hat folgen lassen, der, wenn nicht alles trügt, die Gunst des Publikums treu bleiben dürfte. Presber wird bald so beliebt werden als es Baumbach seinerzeit war und aus ähnlichen Gründen. Seine Diktion ist so glatt, sein Vers ist so flüssig, sein Humor so studentisch wie der des Thüringers, aber sein lyrisches Repertoire ist reicher und auch die gewisse „soziale Note“ fehlt nicht. Wenn wir den Begriff des Gedichtes ganz rein fassen, als tönendes, von einer notwendigen Form umschriebenes Geheimnis, als Offenbarung eines Letzten und Zartesten der menschlichen Seele und an die lyrischen Gebilde denken, wie sie bei Goethe und Mörike, Hölderlin und Novalis, Lenau und Heine, Platen und Eichendorff vorliegen, so können wir auch bei Presber nicht eigentlich von „Gedichten“ sprechen; seinen Versen fehlt jener „Hauch“, jenes Unbewußte. Niemand weiß das besser als er selbst, der ein sehr geschmackvoller Mensch ist und eher zu bescheiden als zu hoch von sich denkt. Seine Verse, die nirgend ein Tiefstes berühren und uns nirgend mit dem strahlenden Blick der vollkommenen Schönheit anschauen, sind eine **unterhaltende** Lektüre, auch dort, wo sie vom Schmerzlichen reden. Sie haben etwas im besten Sinne Journalistisches (und wirklich lebt Presber, wenn ich nicht irre, in Berlin als Redakteur), einen Blick für Pointen, für das wirksame Motiv, ein herzhaftes Zufassen und müheloses Aussprechen; sehr viel hat er in diesen Dingen von Heine gelernt. Dazu kommt eine sympathische Männlichkeit, deren Trauer nichts Sentimentales, deren Satire nichts Verletzendes und deren Frohsinn nichts Erzwungenes hat. Dies alles zusammen will schon etwas bedeuten, wenn es uns auch nicht übersehen lassen kann, daß wir es in Presber mit einem Rhetor und nicht mit einem Bildner und Musiker zu tun haben. Aber den gewissen „weitesten Kreisen“ kann Presbers „Dreiklang“ unbedenklich als ein sehr geeignetes Geschenkbuch empfohlen werden, das überall, wohin es kommt, die reinste Freude verbreiten wird. **Dr. Hermann Ubell.**

*) Stuttgart, Cotta, 1904.

Besprechungen.

Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Theodor Lipps und Richard Maria Werner. IX. Zacharias Werners Weihe der Kraft. Eine Studie zur Technik des Dramas. Von Dr. phil. Jonas Fränkel. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1904.

Unter den hervorragenden deutschen Dramatikern ist keiner vom Publikum so wenig gekannt, von der Literaturgeschichte so vernachlässigt wie Zacharias Werner. Und beides mit großem Unrecht. Daß seine Dramen noch heute bedeutender Wirkung fähig sind, hat u. a. vor einigen Jahren die Aufführung des „Vierundzwanzigsten Februar“ durch den Akademischen Verein für Kunst und Literatur in Wien gezeigt. Daß er

selbst Goethen eine Zeitlang als der berufene Nachfolger Schillers gegolten, daß er als erster die deutsche Bühne und die romantische Theorie versöhnt hat, daß er vielen jüngeren Dichtern, vor allem Grillparzer, in manchem Führer und Vorbild gewesen ist, hätte die Literaturgeschichte nie vergessen sollen. Seine Hauptbedeutung liegt in seiner eminenten Herrschaft über alle großen und kleinen Mittel der Bühne, in der technischen Meisterschaft, von der fast alle seine Dramen zeugen. So ist es denn ein wesentliches Verdienst, wenn Fränkel das wirksamste Bühnenstück Werners einer eingehenden Untersuchung unterzieht, die in vorsichtiger und geschickter Weise das Kunstwerk in seine Teile zerlegt. Die Ausführungen des Verfassers sind sehr verständig und einleuchtend, oft aber bleibt er vor den letzten Resultaten stehen. Auch die Einteilung des Stoffes ist nicht immer einwandfrei und diese beiden Umstände machen die Lektüre des Buches zu keiner leichten. Rückhaltlos zu loben ist die gute Methode, die sich keine Sprünge gestattet, und die strenge Sachlichkeit, die Vertrauen erweckt und verdient.

Stefan Hock.

Aus den Tagen der Götterdämmerung. Aufzeichnungen eines Kämpfers. — Berlin und Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger.

Wer Aphorismen schreibt, ist immer der Gefahr ausgesetzt, dogmatisch zu werden. Der Rahmen des Aphorismus gestattet keine weitläufigen Begründungen und Ableitungen. Es wird jedesmal nur das Ende einer Gedankenkette vorgeführt, und dem Leser bleibt es überlassen, den Wegen nachzuspüren, auf denen der Aphorist zu seinem Spruch gelangte. Dies vermag man leichter bei Aphorismen der Lebensklugheit als bei solchen, die in wissenschaftliche Gebiete hinübergreifen. Denn zu jenen bietet die eigene Erfahrung jedem einigermaßen Beobachtenden den lebendigen Hintergrund; der wissenschaftliche Aphorismus — und auch die Philosophie ist, trotz ihren Verächtern, eine Wissenschaft — läuft Gefahr, zum starren, der Mißdeutung ausgesetzten Lehrsatze zu werden, dem die Begründung mangelt. So geschieht es auch dem Verfasser der vorliegenden Schrift, daß er, der die Dogmen der Kirche zu bekämpfen auszieht, wider Willen selbst zum Dogmatiker wird. Er spricht z. B. den kühnen Satz aus: „Eine Zeit wie die unsrige, die ohne Religion ist, weiß, daß es keine Wahrheit gibt“. Wie viel ist in unserer Zeit ebenso wie in früheren Jahrtausenden über die alte Frage: „Was ist Wahrheit?“ gedacht und geschrieben worden! Wer von diesen Geisteskämpfen nur einigermaßen Kenntnis besitzt, muß sich überzeugen, daß „unsere Zeit“ erst recht nicht weiß, ob es objektive Wahrheit oder nur subjektive Wahrheiten gebe, sondern daß dies höchstens der eine oder der andere zu wissen glaubt oder vorgibt, wie es eben zu jeder Zeit der Fall war. Auch jener gewagte Satz des ungenannten Verfassers bildet nur eine Bestätigung für Faustens Wort:

> „Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln.“

So ließe sich an die meisten der in dem Büchlein veröffentlichten 262 Aphorismen eine ergiebige Polemik knüpfen. Dies mag zugleich seinen Vorzug bilden. Es reizt zum Widerspruch, wie es selbst im Zeichen des Widerspruches steht. Man möchte es einen Versuch nennen, Jesus und Nietzsche, Christentum und Herrenmoral, Antike und Evangelium zu vereinen. In diesem scheinbar paradoxen Streben tut sich eine entschiedene Persönlichkeit kund, die manchmal, besonders in den Abschnitten „Liebe“ und „Erotik“, wirklich Bedeutendes zu sagen hat.

Wolfgang Madjera.

André Gide: Der Immoralist. Roman. Deutsch von F. P. Greve. Bruns, Minden, 1905.

In einer vorzüglichen Übersetzung macht F. P. Greve das größere deutsche Publikum mit diesem merkwürdigen Roman des André Gide bekannt, eines Autors, der in Frankreich zu den besten zählt und auch manchen in Deutschland nicht unbekannt ist; seine Novelle „Der schlecht gefesselte Prometheus“ erschien seinerzeit in der „Insel“, R. Kassner hat die Moralität „Philoktet“ übersetzt und seine Tragödie „König Candaules“ wird Reinhardt im Deutschen Theater spielen. Die Art Gides ließe sich allgemein etwa so bestimmen, daß er die Wahrheit des einzelnen über die Wahrheiten der Allgemeinheit stellt, ja die Wahrheit nur in der Behauptung des einzelnen gegen die andern sieht — woraus sich die Konflikte des Lebens ergeben. Das rein intellektuelle Problem dieser Moral wird als erster Anstoß in allen seinen Schriften deutlich. Aber dieser Intellektualismus ruht auf einer noch stärkeren Sensibilität, die dem Gedanklichen des moralischen Problems das Leben im Leben gibt, und so wird das Werk zum Kunstwerk ganz eigentümlicher, unvergleichbarer Art, die sich in einer fast kalten, durchsichtig klaren Sprache offenbart, die von erstaunlicher Einfachheit ist, weil sie, selber ganz Bild und knappes Kleid des Gedankens, auf allen kleinen Schmuck verzichtet. Der Rausch der Worte erfaßt den Nachdenklichen, vielleicht Schwermütigen, niemals, denn alles rein Artistische ist seiner tiefen Natur fremd, der das Mittel der Kunst Mitteilung

der ganzen Persönlichkeit ist und nicht einer selbstgefälligen Geschicklichkeit, geübt und gezeigt an den Faits divers des Tages. „Der Immoralist“ kann auch solchen Lesern ein Vergnügen sein, die eine sensationelle Erotik lieben, aber die richtigen Leser dieses Buches sind sie nicht, das voll schweren Sinnes Eingang in ihr Gewissen verlangt. Franz Blei.

Professor Dr. Hubert Badstüber: „Franz Wisbacher, ein bayerischer Lyriker der Gegenwart.“ Im Programm des Landes-Realgymnasiums in Baden bei Wien, 1905.

An Wisbacher hat auch Österreich seinen Anteil: der Salzburger Buchhändler Heinrich Dieter hat den begabten, aber von drückenden Verhältnissen niedergehaltenen Dichter materiell und moralisch gerettet: materiell durch einen Aufruf an die deutsche Schriftstellerwelt, welche Wisbacher sein kleines väterliches Anwesen von der drohenden Schuldenlast befreite, moralisch durch die Herausgabe der „Gedichte von Franz Wisbacher“ 1898, denen schon 1882 eine erste Ausgabe vorangegangen war, und der „Neuen Gedichte von Franz Wisbacher“ 1902; Badstüber bringt aus jedem Bändchen eine anmutende Auslese und fügt ergänzend noch ungedruckte neuere lyrische Produkte des Dichters hinzu. Eine kindlich erregbare, reichliche Eindrücke wiederspiegelnde, dabei durch die Größe der Grundgedanken ergreifende Eigenart, offenbar auf der Volksdichtung basierend, spricht aus diesen Proben. Besondere Beachtung verdienen die Sonette. Eines davon beginnt:

> Ich rang nach Licht und mußt im Dunkel bleiben,
> Im Eis verkühlt des Hauptes Glutgedanken;
> Nicht aufwärts durft — am Boden mußt ich ranken,
> Des Wollens Kraft an hartem Stein zerreiben.

Badstüber weist den Fortschritt in der Reihe von Wisbachers Publikationen nach; aber schon 1880 schrieb Geibel über dessen erste Dichtungsblüten: „Seit vielen, vielen Jahren ist mir keine solche Freude mehr geworden wie durch Ihre Gedichte, in denen echt lyrisches Blut pulsiert. Ein eigentümliches, frisches und kräftiges Talent ist mir in Ihren Liedern entgegengetreten: Sie sind ein Dichter von Gottes Gnaden.“ J. W. Nagl.

Kleine Mitteilungen.

Erdbeben in Österreich. Nach dem vor kurzem veröffentlichten Bericht der Erdbebenkommission der Akademie der Wissenschaften in Wien betrug im Jahre 1903 die Zahl der Bebentage 160, was gegen das Vorjahr, in welchem nur 124 verzeichnet wurden, eine Steigerung der seismischen Aktivität zu bedeuten scheint. Es muß jedoch, wie der Referent, Dr. Edmund v. Mojsisovics, ausführt, berücksichtigt werden, daß die Ziffer von 160 Tagen nur durch die beiden Bebenschwärme im Erzgebirge erreicht wurde. Wenn diese unberücksichtigt bleiben, so resultiert nur die Ziffer von 109 Tagen, was gegenüber dem Vorjahre einer Verminderung der Bebenfrequenz gleichkommt. In den habituellen Stoßgebieten der Alpen war 1903 die Seismizität eine bedeutend geringere, in Dalmatien blieb sie ziemlich stationär, weil sich hier die Ausläufer von submarinen Erschütterungen des Mittelländischen Meeres bemerkbar zu machen scheinen. Aus Salzburg, den böhmischen Gebieten von Böhmen, Mähren und Schlesien wurden keinerlei seismische Begebenheiten gemeldet. In Ostgalizien kam ein vereinzelter Erdbebenstoß vor, der sich auch über die Grenze nach der Bukowina fortpflanzte. Die meisten Bebentage (31) fallen auf den März, dann folgen Februar (21), April (20), Mai (15), Dezember (14). Der ruhigste Monat war Oktober mit einem einzigen Bebentag. —r.

Zeitschriftenschau. Im »Nineteenth Century and after« schildert die Gemahlin des einstigen englischen Botschafters am Wiener Hof, Lady Paget, unter dem Titel »Vanishing Vienna« die Wiener Gesellschaft vor 15 bis 20 Jahren. Bei allem Wohlwollen, das die Verfasserin augenscheinlich für die Kaiserstadt hegt, finden sich in ihren interessanten Ausführungen doch manche Unrichtigkeiten. — Die „Zeitschrift für internationales Privat- und öffentliches Recht“ (Heft 2 bis 5) enthält einen Artikel über die österreichisch-ungarische Konsulargerichtsbarkeit von Dr. Isidor Schwartz und einen über die Landesverweisung im österreichischen Strafrecht von Dr. Ernst Lohsing. — Engelbert Pernerstorfer schreibt in den „Sozialistischen Monatsheften“ über „den nationalen und internationalen Gedanken“ und berührt hiebei insbesondere die österreichischen Verhältnisse. — Der Vortrag, den Hofrat Dr. Otto Willmann bei Eröffnung des Salzburger soziologischen Kurses über „die Soziologie als Sozialethik“ hielt, ist im neuesten Heft der „Hist. pol. Blätter für das katholische Deutschland“ abgedruckt. — In der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ (Heft 8 und 9) findet sich ein ausführlicher und sehr interessanter Artikel des Professors Hueppe „über Unterricht und Erziehung vom sozialhygienischen und sozial-anthropologischen Standpunkt“. Im selben Heft beginnt der preußische Abgeordnete, Geheimer Ober-Regierungsrat Lusensky, eine Studie über den zollfreien Veredlungsverkehr in Österreich-Ungarn und der Schweiz. —

Barbara Allason schildert in der »Nuova Antologia« das Leben und die literarische Bedeutung Maria v. Ebner-Eschenbachs. — Im Augustheft der „Deutschen Revue" bespricht Dr. J. Palisa die Sonnenfinsternis und schreibt Hermann Kienzl über die „Schatten der Kunstkritik". — Unter dem Titel «La succéssion d'Autriche» tritt N. Pflugmann im »Européen« der Ansicht entgegen, daß die österreichisch-ungarische Monarchie ihrem Zerfall entgegenginge. Auf Grund allerdings nicht einwandfreier historischer und wenig geschickter politischer Beweise, zeigt er, daß Europa heute mehr denn je ein Interesse an dem äußeren Status quo der Monarchie habe. Anders verhielte es sich jedoch in Bezug auf ihre innere Gestaltung: hier sei eine Neuordnung auf ethnographischer Grundlage notwendig. Er spricht einem Bund autonomer Völkerschaften, frei in ihrer Verfassung und ihren Gesetzen, das Wort.

Feuilleton.

Bei Marie v. Ebner-Eschenbach in Rom.

„Ist dieses Bild der Baronin Ebner-Eschenbach ähnlich?" fragte mich der Dichter Giovanni Cena, der literarische Leiter der vornehmsten Zeitschrift Italiens ‚La Nuova Antologia'. „Wir wollen einen Artikel über die Dichterin veröffentlichen und ein gutes Bild von ihr bringen."

„Einen Artikel über die Ebner-Eschenbach — von wem?"

„Von der neapolitanischen Schriftstellerin Barbara Allason —"

„Eine Neapolitanerin über die echteste Dichterin Österreichs — das wird wohl kaum zusammengehen — !"

„Chi lo sa? Speriamo. Die berühmte Dame lebt seit Jahren hier in Rom, und alle brennen vor Ungeduld etwas über sie zu erfahren. Gefällt Ihnen das Bild?"

„Sehr mittelmäßig. Ich habe eine lebhafte Erinnerung an die Baronin, die ich vor zehn Jahren in Wien sah. Das Bild scheint mir sehr idealisiert und gibt ihren Charakter nicht wieder. Ich werde aber in diesen Tagen die Baronin aufsuchen, um über ihren römischen Aufenthalt an eine österreichische Zeitschrift zu berichten."

„Das wird wohl nicht so leicht sein. Sie soll hier sehr abgesondert leben."

* * *

In der Tat — es war nicht leicht. Selbst im deutschen Künstlerverein wußte man die Adresse nicht. Endlich, durch den greisen Dr. Glaser, den früheren Redakteur der Westermannschen Monatshefte, der, wie so manche Schöngeister, nach bewegten literarischen Jahren hier in Rom am Abend seines Lebens ausruht, erfuhr ich, daß sie in der ersten Etage auf der Piazza di Spagna, Nr. 9, also im lebhaftesten Zentrum des Fremdenverkehrs, wohne.

Es war ein schöner Abend. Zwischen 6 und 7 Uhr war mein Besuch bei ihr festgesetzt worden. Vom Monte Pincio kommend, von dem brausenden Weltstrudel der eleganten Equipagen und Automobils des vornehmen Rom, wo man beim Klange eines Militärorchesters Wermut nippt oder Eis löffelt, ließ ich meinen Wagen an der spanischen Treppe halten.

Es war ein echt römischer Abend, prachtvoll im Farbenglanz und doch kühler als sonst im Vorsommer. Im roten Licht der sinkenden Sonne stand, von gelben Rosen unterbrochen, das üppige Grün der Pinien, Zypressen, Oliven und Feigenbäume, hoben sich die strengen Linien hehrer Gebäude, Kuppeln und Säulen des vor mir liegenden Rom, als ich die breite Treppe hinunterstieg — nicht weit vom Monte Pincios Hain, wo einst Messalina ihre Orgien gefeiert.

Das lärmende Treiben auf der Scala di Spagna hatte glücklicherweise aufgehört. Man sah nur hie und da einige der dort gewöhnlich wartenden Modelle lässig hingestreckt, die kurze Pfeife rauchend. Blumenverkäufer boten einsilbig ihre letzten Reste aus. Ich fürchtete, die „Ungeheuer Roms", die elektrischen Tramways, die einem hier alle Stimmung verderben, würden wie gewöhnlich lärmend die Piazza di Spagna umkreisen — aber wie durch ein Wunder lag der schöne Platz ganz still.

Bald stand ich vor der verehrten Frau, die mir durch eine Reihe von Gemächern heiter entgegenkam.

„Und Sie kennen mich noch?" fragte ich zaudernd.

„Gewiß, gewiß. Es freut mich sehr, Sie wieder zu sehen." Auf ihrem Gesicht spiegelte sich doch ein wenig die Unruhe, „interviewt" zu werden. „Ja, was soll ich über mich selbst berichten? Es ist nicht viel mehr zu sagen. Ich bin alt, ich betrachte mich als fertig."

Die festen Züge, die mitunter durch ein fast kindliches Lächeln erheitert wurden, widersprachen diesen Worten.

„Wissen Sie, Frau Baronin, ich finde Sie noch gar nicht richtig alt. Ja ich bin so dreist

zu sagen: ich finde Sie noch gar nicht einmal — ehrwürdig."

„Und, wie finden Sie mich denn?"

„Ich finde Sie ... Ja, darf ich es sagen ... ein wenig ‚biricchino'! Schelmisch!"

Sie lachte herzlich.

„Das hat mir noch niemand gesagt. Aber ich versichere Sie, ich fühle mich sehr alt ... Und dann sind ja auch alle meine Lieben gestorben, die Sie aus Wien her kannten! Die Betty*, Frau von Fleischl, ihr Gatte und — das Traurigste von allem — mein eigener Gatte: ich wandle wie auf Gräbern."

„Nein, so melancholisch dürfen Sie nicht sein, liebe Frau Baronin. Eins lebt ja doch noch kräftiger denn je: Ihr Ruhm! Er klingt lauter als je, nicht allein in Österreich, sondern auch im Auslande."

„Ja, man liest mich jetzt, aber alles das, was man über mich schreibt, beschämt mich beinahe. Ich selbst kann es fast nicht lesen — —"

Und wir sprachen von „Ruhm" und von den Fähigkeiten der großen Geister, ihn voll oder wenig zu genießen. Ich erzählte ihr von den Erfahrungen meiner Reisen, wo ich vielfach Gelegenheit gehabt, berühmten Leuten gegenüberzustehen und ihnen ins Herz zu schauen. Was hatte ich nicht alles gesehen! Da gab es z. B. ein reizendes Wesen wie die junge lombardische Dichterin Ada Negri. Über sie war der Ruhm wie ein Blumenregen über Nacht gekommen — — und sie war dafür fast gänzlich unempfindlich. „Ich kann alle diese Sachen gar nicht in mich aufnehmen," sagte sie mir 1896 am Anfang ihrer Laufbahn in Mailand, „sie stehen außerhalb meiner selbst" — — und sie zeigte gleichgültig die Aufsätze über sie in den verschiedensten Sprachen, die vor ihr lagen. „Nur zweierlei existiert für mich. Die Inspiration und die Liebe," sagte sie mit reizender, scheuer Offenheit.

Die Frau Baronin hörte mir freundlich zu. „Und wissen Sie, was ich dabei fühle? — — Ich versichere Sie — fast ein Leid. Denn wie viele verdienen den Ruhm mehr als ich und lechzen nach ihm. Aber, wenn ich auf einen einzelnen, am liebsten auf eine ganz frische junge Seele wirken kann, da rührt es mich doch noch sehr. Da gibt es zum Beispiel einen kleinen Buben in Finnland — was für reizende Briefe er mir schreibt! Sehen Sie, mich interessieren die Uhren sehr, ich habe deren eine ganze Sammlung. Und da habe ich den neuen Uhren, die man in Graubünden anfertigt, jeder ein kleines Verschen mit auf den Weg gegeben. Mein kleiner Finne hat eine schöne Graubündner Uhr und einen Vers von mir, und dadurch sind wir in Korrespondenz geraten. — — Oh, was für ein prachtvoller Junge es ist! Sie können es sich nicht vorstellen."

„Ich weiß aber auch gar nicht," fügte sie bald darauf hinzu, „wie es gekommen ist, daß man mich jetzt so lieb behandelt. Ich glaube, es war mein siebzigster Geburtstag, der die Veranlassung dazu gab. Jetzt zähle ich 75. Da kam so eine Art Manie über die Leute. Alles, was ich geleistet hatte, meine Romane, meine Gedichte, meine Aphorismen, meine Lebensanschauung, meine Ideen, die großen und die kleinen, wurden durchstöbert und so liebevoll besprochen. Ja, es war zu viel, ich versichere Sie, es beschämte mich."

Sie sagte dies in einem so offenen, herzlichen Ton, daß man die seltene Einfachheit dieser schlichten und doch so groß angelegten Natur fühlte.

„Es geht mit dem Ruhm, wie mit dem Reichtum," sagte ich, „nur einen ganz kleinen Teil davon kann man in sich aufnehmen — das übrige bleibt immer außerhalb."

„Und wie finden Sie die Italiener in dieser Beziehung?"

„Sprechen wir lieber nicht davon. Eigentlich ist die Rasse schlicht, aber in der literarischen Welt ist der ausgeprägteste Individualismus hier jetzt Mode. Ich komme von Florenz, wo ich längere Zeit lebte. Dort ist der ‚Superuominismus' geboren. Der terrible d'Annunzio hat Jünger, die ihn weit übertreffen. Man genießt sich dort selbst mit übergroßer Wonne. Man hat dort den Egoismus umgetauft und nennt ihn als Lebensprinzip jetzt ‚Egotismus'".

Und nun sprachen wir, wie wenig die deutschen Schriftsteller in Italien die italienischen Literaten und den italienischen Literaturgeist kennen, wie sie aus Bequemlichkeit oder Bescheidenheit sich immer zurückhalten, selbst wenn sie in Italien bekannt und geschätzt sind — die Sprache geniert sie so sehr.

„Was mich betrifft," sagte die Frau Baronin, „so kenne ich hier außer dem Professor Löwy, dem Kunsthistoriker, der als italienischer Schriftsteller wirkt, fast keinen von ihnen. Ich lebe hier ganz still mit meiner lieben Nichte zusammen, sehe mitunter Dr. Hülsen, der mir liebevoll sein Werk über Rom gewidmet hat, was mir große Freude machte, dann Professor Petersen und einige andere Herren aus dem archäologischen Institut. Ich verbringe meine Abende meistens ganz allein und — in Erinnerung."

Wir hatten lange geplaudert. Mehrere Male hatte schon die Kammerzofe ungeduldig den Kopf zur Tür hereingesteckt — es war längst Dinerzeit.

Aber immer neue Fäden knüpften wir in der Konversation an und immer aufs neue

* Betty Paoli.

hatte ich Gelegenheit, die einfache und echte Natur dieser herrlichen Frau zu bewundern.

„Ich liebe Rom unendlich," sagte sie. „Als ich nun dieses Jahr wiederkam und dabei doch nicht mehr die rechte Freude fühlte, nun, da merkte ich erst recht, daß ich alt geworden bin! Wenn einen nicht mehr freut, was sonst immer erfreute, so ist dies eben das Zeichen des Alters. Doch besuche ich hier immer, sobald es mir meine Gesundheit erlaubt, fleißig die herrlichen Sammlungen, Altertümer und Kirchen, denn mit der ewigen Stadt wird man nie fertig."

„Und schreiben Sie augenblicklich nichts?"

„Nein," sagte sie ernst, „ich glaube — die Quelle ist versiegt."

Aber ein Weilchen danach war die ernste Stimmung verflogen und sie lachte herzlich, als ich ihr einige drastische Züge von einem vielbesprochenen deutschen Dichter und seiner Gattin, mit denen ich zusammengetroffen war, erzählte. Ihr Lachen hatte etwas Herzliches, beinahe Kindliches.

„Sehen Sie, Frau Baronin, das Lachen ist auch notwendig, und Sie haben es nicht verlernt."

„Gewiß," sagte sie, „man muß mitunter lachen, die Seele ruht darin aus, wie in einem frischen Bad."

„Also verlasse ich Sie mit denselben Worten, mit denen ich Sie begrüßte — ich finde Sie trotz allem noch gar nicht richtig alt und ‚ehrwürdig', sondern eher ein bißchen — ‚biricchino'!"

Wir schieden in fröhlicher Stimmung. Als ich zu meiner Gesellschaft im Café Aragno stieß, sah ich mit Entsetzen, wie rasch die Zeit verflogen war. Es war 10 Uhr. Fast drei Stunden hatte ich der verehrten Frau geraubt. Möge sie es mir verzeihen!

Rom. Rosalia Jacobsen.

Von der Woche.

9. September. Eröffnung der internationalen Konferenz der Direktoren der meteorologischen Observatorien in Innsbruck.

10. Enthüllung des Prescheren-Denkmales in Laibach.

11. Der Handelsvertrag der Monarchie mit Bulgarien wird im diplomatischen Wege bis 31. Dezember 1905 verlängert. — In Erinnerung an das kaiserliche Reskript vom 12. September 1871 finden in Prag Demonstrationen zu gunsten des böhmischen Staatsrechtes und des allgemeinen Wahlrechtes statt.

12. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die kaiserlichen Handschreiben, mit welchen dem Minister für Kultus und Unterricht Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel und dem Handelsminister Guido Freiherrn v. Call zu Rosenburg und Culmbach die erbetene Enthebung vom Amte gewährt, der Vizepräsident des Landesschulrates in Wien, Dr. Richard Freiherr von Bienerth, unter gleichzeitiger Ernennung zum Sektionschef mit der Leitung des Ministeriums für Kultus und Unterricht und der Sektionschef Leopold Graf Auersperg mit der Leitung des Handelsministeriums betraut werden. — Der Monarch nimmt die Demission des ungarischen Gesamtministeriums an und betraut die einzelnen Minister mit der provisorischen Weiterführung der Geschäfte. — Eröffnung des zehnten internationalen Kongresses gegen den Antialkoholismus in Budapest. — Eröffnung des zehnten Kongresses der internationalen Kriminalistenvereinigung in Hamburg. — Eröffnung des ersten internationalen Kongresses für Radiologie und Jonisation in Lüttich.

13. Zusammentritt der österreichisch-ungarischen Zollkonferenz im Ministerium des Äußern in Wien.

14. Eröffnung des vierten deutsch-österreichischen Städtetages in Bregenz.

15. Sozialistische Massendemonstration zu gunsten des allgemeinen Wahlrechtes in Budapest. Wiederzusammentritt des ungarischen Reichstages. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Verlesung des königlichen Reskriptes, wodurch der Reichstag bis 10. Oktober vertagt wird. Der Antrag Kossuths, gegen die neuerliche Vertagung zu protestieren, wird, nachdem die Regierung und die liberale Partei den Saal verlassen haben, einstimmig angenommen.

*

Österreich in Lüttich. Die Farce der „Österreichischen Spezialausstellung" in Lüttich fand ihren Höhepunkt in einer phänomenalen Preisverteilung. Diese Woche konnten die Zeitungen mitteilen, daß auf der Lütticher Weltausstellung 7 österreichische Aussteller Diplome des Grand Prix, 2 Ehrendiplome, 30 Diplome der goldenen, 25 der silbernen, 10 der bronzenen Medaille und 2 Diplome für ehrenvolle Erwähnung erhielten. Das macht zusammen 85 Aussteller; hiezu kommen 9 Aussteller, die als Mitglieder der Jury außer Preisbewerbung standen; also summa summarum 94. Der Index des offiziellen Kataloges der österreichischen Abteilung weist aber nur 96 Namen auf. Welche Mühe muß es der Jury gekostet haben die zwei Schlechtesten ausfindig zu machen!

*　　—nk—

Deutsches Volkstheater. Es gab einen deutschen Dichter, der mit durchaus norddeutschen Sinnen und norddeutscher Empfindungsart auch uns zu bewegen und zu bannen verstand. Theodor Storm aus Husum. Er herrschte über das gleiche dichterische Land, aus dem Erich Schlaikjer seine Pastorenkomödie von der strammen, schwertzüngigen, blitzenden Köchin Rieke zog. Auch Storm bildete verträumte, idealistische Meernaturen, wie dieser Pastor Dahl, ja selbst so patente, forsche Bühnenregentinnen wie dessen Rieke. Das Norddeutsche ist's also nicht, daß uns Schlaikjer völlig verständnislos bleibt. Die lokalen Äußerlichkeiten seines Stückes mögen den drei Akten in Norddeutschland Erfolge bereitet haben — wir blieben ohne Stimmung. Die unausstehlich kluge, ellenbogen-kräftige Rieke, eine zweite Pauline von Georg Hirschfeld, ist im Grunde nichts als eine leere Theaterfigur.

—lz—

*

Raimund-Theater. Eine eindringliche Mahnung an die Laienrichter, durch gewissenhafte Prüfung aller Beweggründe, die möglicherweise zu einem Verbrechen geführt haben können, und durch menschlich milde Beurteilung der also erhobenen Schuldfakten Justizirrtümer zu vermeiden, das ist die ethische Absicht des Dramas „Irdische Richter" von Robert Weil. Sie bedient sich einer seltsamen theatralischen Vermummung. Vor- und Nachspiel zeigen uns den Anfang und das Ende einer Geschworenenberatung und statt der Verteidigungsrede, womit ein human gesinnter, alles begreifender und darum alles verzeihender Geschworener die Versammlung zu einem Freispruch umstimmt, bekommen wir nach dem Muster der auf der Volksbühne noch immer sehr beliebten Traumstücke drei eingeschobene Gewaltakte zu schauen, die uns die Vorgeschichte der in Verhandlung stehenden Mordtat entrollen. Was jedoch im Traumstücke dramatische Berechtigung hat, erscheint hier zu einem ganz und gar undramatischen Panoptikumscherz verzerrt. Denn dort ist stets der Träumende zugleich auch der Held der dramatischen Aktion, der eben durch den selbst erlebten Traum die vom Dichter beabsichtigte Umwandlung erfährt. Man denke nur an Grillparzers „Traum ein Leben", an dieses poetisch und dramatisch unerreichte Schulbeispiel der ganzen Gattung. Wie da der traumbefangene Jüngling, von seinem Ehrgeiz verleitet, sich einer kleinen Lüge bedient und wie dann die aus dem Keim dieser kleinen einzigen Lüge, Schlag auf Schlag, in wunderbar traumhaft gesteigerter Hast erwachsenden Verlegenheiten sich zum Verbrecherischen emportürmen, bis endlich der gequälte Jüngling aus höchster Angst und Not, innerlich umgekehrt und gebessert, erwacht. Anders in den „Irdischen Richtern" Robert Weils. Da ist es die tote Staffage, die Geschworenenbank, die die Umwandlung zu einer tieferen menschlichen Einsicht erfährt, notabene: durch eine Verteidigungsrede, die gar nicht gesprochen wird, während der Held des Stückes zum Illustrationsfaktum zusammenschrumpft, die umwälzende Macht der Rede und ihrer Argumentation auf die Geschworenen zu zeigen, das wäre der einzig wirklich dramatische Moment in dem innerlich und äußerlich fehlgegriffenen Stücke gewesen. Robert Weil schaltet aber gerade ihn aus und bietet dafür theatralisch inszenierte Fußnoten zu einer, wie schon erwähnt, ungesprochenen Rede! Und so unglücklich wie der Grundgedanke selbst, ist die Durchführung des grobschlächtigen Schauspieles. Die brutalen Effekte des Hintertreppenromans, die Robert Weil wahllos aneinanderreiht, berührten in der lebendigen Darstellung des Raimund-Theaters um so betrüblicher, als man jetzt endlich mit Ernst und Eifer daran ist, das Niveau der Kolportageliteratur zu heben. Es kann doch nicht die Aufgabe einer Volksbühne sein, in die ursprünglichen Niederungen jenes Literaturzweiges wieder herabzusteigen und so von anderer Stätte aus die Aushungerungskur illusorisch zu machen, die allenthalben am Werke ist, um die unteren Schichten des Volkes zu einer besseren geistigen Kost zu zwingen. Welch unkünstlerische Wirkungen Stücke vom Schlage des Robert Weilschen auslösen, davon erhielt man bei der Erstaufführung der „Irdischen Richter" einen geradezu beschämenden Beweis. Als der schwergeprüfte Held den rotfrisierten Bösewicht des Stückes erdolchte, da prasselten frenetische Beifallskundgebungen von den Galerien auf die Bühne, ganz so wie im Pradeler Bauerntheater bei Innsbruck.

—tr—

Österreichische Rundschau, Heft 47. ▫ Redaktionsschluß 16. September 1906. ▫ Ausgegeben 21. September 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. ▫ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. ▫ Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 48: 23. September 1906.

Die Wiener Gemeindeverwaltung und der Fall des liberalen Regimes in Staat und Kommune.

Von Dr. Felix Freiherrn von Oppenheimer.

II. Die Reaktion auf staatsrechtlich nationalem Gebiet und auf dem Gebiet der geistigen Kultur.*

Noch nach einer anderen Seite hin bedeutete der im Jahre 1879 vollzogene Regierungswechsel eine grundlegende Wandlung in der inneren Politik. Denn er besiegelte nicht nur die Überwindung des deutsch-zentralistischen, sondern zunächst auch jene des liberalen Prinzips in der österreichischen Gesetzgebung. Die Ursachen für die Verdrängung der Verfassungspartei aus der traditionellen Stellung der Regierungsmehrheit waren zahlreich und mannigfacher Natur. Die verringerte Werbekraft des liberalen Gedankens war nur eine von ihnen. Aber ohne die Kenntnis jener Ursachen, insbesondere ohne volle Würdigung dieser letzten und ausschlaggebenden unter ihnen läßt sich auch der grundlegende Umschwung nicht begreifen, der sich noch in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre in Wien vollzog. Um diese Zeit, rund anderthalb Jahrzente nach jener eben erwähnten Wendung in der inneren österreichischen Politik, gewahren wir einen massenhaften Abfall der Wiener Wählerschaft von dem sogenannten fortschrittlichen oder liberalen zu jenem Programm, das mit den Worten antiliberal, antisemitisch oder reaktionär nur unzulänglich gekennzeichnet ist, weil es ja wie offenbar jede entschiedene Volksbewegung auch einen positiven, konkreten Inhalt bergen muß. Freilich erscheint der Umschwung der Wiener Kommunalpolitik zum großen Teile auch dadurch verursacht, daß nach der Einverleibung der Vorortgemeinden breite Schichten der Bevölkerung zum ersten Male in dieser Gestalt ihr Wahlrecht für die Wiener Gemeindevertretung ausüben. Aber er bleibt, da er nicht bloß durch den Eintritt neuer Wählermassen, sondern auch durch den immer allgemeiner werdenden Gesinnungswechsel der alten Wählerschaft bezeichnet wird, eine durch ihre Intensität und scheinbare Plötzlichkeit einzigartige Erscheinung, die nur durch einen Ausblick auf die politische und wirtschaftliche Gesamtlage dem Verständnis näher gebracht werden kann. Haben wir aber jene Faktoren, die den liberalen Gedanken um den größten Teil seines Anhanges und die alte stolze Verfassungspartei zu Falle brachten, in ihrem wahren Wesen erfaßt, dann wird uns der Umstand, daß das liberale Regime in der Politik der Kommune die Verwirklichung des freiheitlichen Gedankens in der

* Vergl. Bd. IV, Heft 46 der „Österr. Rundschau".

Gesetzgebung der westlichen Reichshälfte um eine nicht unbeträchtliche Reihe von Jahren überlebte, vielleicht auffallender erscheinen als die Tatsache seines anscheinend unvermittelten Sturzes.

Ein wichtiger Faktor für den Niedergang des Liberalismus betraf nicht Österreich allein, sondern war internationaler Natur. So sehr sind die Grundforderungen des liberalen Programms, jene Forderungen der Gleichheit aller vor dem Gesetze sowie der im einzelnen auszubauenden und zu sichernden persönlichen Freiheit des Staatsbürgers, innerhalb der dem Revolutionsjahr folgenden drei Jahrzehnte in Fleisch und Blut der Gesamtheit übergegangen, daß sie nirgends mehr auf ernstlichen Widerstand stießen. So vollständig war in diesem Fall der Sieg der Ideen, daß der Nimbus der altliberalen Partei, die ursprünglich allein verfochten hatte, was nun ein gesicherter Besitz der Gesamtheit war, darüber verblaßte. So büßte denn jene ein gut Teil ihrer Anziehungskraft über ihrem Erfolge ein, aber sie darf sich dafür mit einigem Rechte sagen, daß alle politischen, wirtschaftlichen und sozialen Parteien der Gegenwart, selbst diejenigen, die sie heute so heftig bekämpfen, ihr und ihr allein die Plattform schuldig geworden sind, auf der sie sich betätigen und Anhang gewinnen konnten.

Zu dieser allgemeinen Ursache für die verminderte Werbekraft des liberalen Programms trat in Österreich eine Reihe von weiteren Faktoren hinzu. Unter diesen ist die Unzulänglichkeit der inneren Voraussetzungen für einen zweckmäßigen Gebrauch der politischen Freiheit und die Sprunghaftigkeit ihrer äußeren Entwicklung zuerst zu nennen. „Freiheit", so hat Goethe einmal gegenüber dem Kanzler von Müller geäußert, „ist nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun." Der liberale Doktrinarismus allein konnte glauben, daß mit dem Aufhören der Bevormundung von oben und der Entfernung der die selbständige Betätigung des einzelnen hindernden äußeren Schranken die bewußte Beherrschung und der zweckmäßige Gebrauch der nun freigegebenen Kräfte gesichert sei. Ein selbständiger wirtschaftlicher Betätigung entquellender Wohlstand, ein durch Schule und Elternhaus überliefertes Mindestmaß von Kenntnissen und von Fähigkeiten, eine anhaltende Übung in dem Gebrauch eines stetig wachsenden Kreises persönlicher Rechte — wie mißlich war es um diese doch unentbehrlichsten Voraussetzungen eines vernünftigen Gebrauches der politischen Freiheit in Österreich bis dahin bestellt gewesen! Es war nicht die Schuld der Liberalen, daß die Quellen der wirtschaftlichen Kraft der österreichischen Länder in ihrem vollen Ausmaß verhältnismäßig so spät erschlossen wurden, die moderne Volksschule so spät ins Leben trat. Sie schufen letztere, sobald sie es konnten, sobald sie selber fest im Sattel saßen. Aber ihre Selbsttäuschung bestand darin, daß sie Verfassungseinrichtungen ins Leben riefen, deren gedeihliche Wirksamkeit eine fortgeschrittene Volksbildung, ein gewisses Ausmaß ererbten Wohlstandes, in den führenden Schichten der Bevölkerung aber Verständnis für die Interessen der Volksgesamtheit, die Kraft zur Selbstbeherrschung und das Bewußtsein eigener Verant-

wortlichkeit zur Voraussetzung hatte, mochte sie durch das Vorhandensein dieser letzteren Faktoren auch noch keineswegs selbst verbürgt erscheinen.

So unzulänglich die inneren Voraussetzungen für einen zweckmäßigen Gebrauch der politischen Freiheit in Österreich waren, so sprunghaft und unvermittelt erscheint der Gang ihrer äußeren Entwicklung. Das Metternichsche System hatte — nicht vornehmlich freilich durch die Schuld des Mannes, nach welchem es hieß — in dieser Beziehung nicht bloß alles verabsäumt, sondern jede selbständige Regung des öffentlichen Lebens geflissentlich unterdrückt. Weder im Frühjahre 1848, in welchem die politische Freiheit über Nacht den Völkern beschert worden war, um ihnen bald darauf ebenso plötzlich wieder genommen zu werden, noch im Jahre 1861, in welchem die Regierenden sich endgültig zu ihrer Fahne bekannten, war sie von Seite derer, die sie verliehen, absichtlich vorbereitet, von Seite derer, die sie nutzen sollten, innerlich wirklich erobert worden. Vielmehr war sie das eine Mal die augenblickliche Folge des Zusammenbruches eines durch die Schwäche und Uneinigkeit seiner Träger unhaltbar gewordenen Systems, das andere Mal die unreife Frucht auswärtiger Verwicklungen von erschütternder Wirkung gewesen. Welch arge Beeinträchtigung ihre elementarsten Grundsätze infolge der widerspruchsvollen Aufgaben der zu ihrer Durchführung berufenen politischen Faktoren erfahren mußten, werden wir im folgenden darzulegen versuchen. Je schwächer so die natürliche Grundlage des Systems der politischen Freiheit in Österreich war, umso zwingender erschien das Bedürfnis seiner Träger nach verläßlichen Stützen seiner äußeren Geltung. Daß diesem Bedürfnis von seiten jener Faktoren bereitwilligst entsprochen wurde, welche in dem Programm des Liberalismus die Grundlagen ihrer eigenen wirtschaftlichen und geistigen Betätigung zu verteidigen hatten, erscheint sehr erklärlich; von weittragenden Folgen für die spätere praktische Wertung des liberalen Programmes aber war, daß diese einmal erklärte Bundesgenossenschaft seitens des Liberalismus auch dort nicht mehr verleugnet werden konnte, wo die von ihm einmal geweckten und entfalteten materiellen Interessen und geistigen Kräfte dem Gesetz ihrer besonderen Entwicklung und ihren rein selbstischen Zwecken folgten. Ja, noch mehr: das liberale Programm und die liberale Partei mußten für die schädigenden Folgen büßen, welche das oft unverantwortliche Gebaren pseudo liberaler Faktoren auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiete verschuldet hat. Die ganze Kraft der durch den unaufhaltsamen Siegeszug des Kapitalismus bedrohten Interessen, der ganze Haß der durch den häufig schamlosen Mißbrauch der Kapitalsmacht verletzten Instinkte, der ganze Ingrimm der durch das verderbliche Walten einer liberale Schlagworte im Munde führenden, dabei aber vielfach charakter- und überzeugungslosen Presse beleidigten Rechtsempfindung vereinigten sich in dem Ansturm nicht bloß gegen jene Auswüchse des liberalen Regimes, sondern gegen das Regime selbst, welches die Bundesgenossenschaft der pseudoliberalen Elemente wenn nicht erbeten, so doch auch nicht abgelehnt hatte.

Der letzte und wichtigste Grund für den Niedergang des Liberalismus endlich lag in der natürlichen Gegenwirkung, welche der vornehmste politische Träger des

liberalen Gedankens in Österreich, die alte Verfassungspartei und die ihr entnommenen Regierungen, durch die auf staatsrechtlich-nationalem und wirtschaftlichem Gebiet sowie auf dem Gebiet der geistig-sittlichen Kultur entfaltete Tätigkeit hervorgerufen hatten. Diese Gegenwirkung ergab sich aus dem Zusammenstoß der auch logisch nicht durchwegs miteinander zu vereinbarenden politischen Grundsätze der liberalen Partei mit den Verhältnissen des wirklichen Lebens. Die Tätigkeit der Verfassungspartei gehört der Vergangenheit an. Aber sie erhebt auch berechtigten Anspruch auf das Interesse der Gegenwart, nicht bloß wegen der ihr selbst innewohnenden Bedeutung und des ihr gebührenden geschichtlichen Interesses, sondern vor allem auch deshalb, weil die politischen und wirtschaftlichen Zustände und Bestrebungen unserer eigenen Tage so vielfach nichts anderes als die natürliche Gegenwirkung dessen sind, was jene Partei vollbracht, weil insbesondere die Wirtschaftspflege und Sozialpolitik der christlichsozialen Partei, die wir im folgenden noch zu betrachten haben, ohne Kenntnis der Politik ihrer liberalen Vorgängerin nicht richtig zu verstehen und nicht objektiv zu würdigen ist.

Der Widerspruch, der zwischen den staatsrechtlich-nationalen Grundsätzen der altliberalen Partei und den Bedürfnissen und Bestrebungen der Gesamtheit der Völker, auf die jene Anwendung zu finden hatten, klafft, hat sich für das geordnete Funktionieren des staatlichen Organismus als verheerend erwiesen. Dies erklärt sich zunächst aus der verschiedenen Herkunft und inneren Unvereinbarkeit der politischen Grundsätze der Verfassungspartei selbst. Denn diese war einerseits die Erbin der 1848er-Revolution und der im Laufe derselben von allen Völkern des Reiches erhobenen freiheitlichen Forderungen; als solche verlangte sie neben der persönlichen Freiheit und Rechtsgleichheit aller Staatsbürger auch die Gleichberechtigung der Nationalitäten und ihrer Sprachen und diese letztere Forderung hat auch im Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger ihren getreuen Ausdruck gefunden. Anderseits war jene Partei die Repräsentantin der theresianisch-josefinischen Traditionen in der konstitutionellen Ära, war als Staatspartei, als die sie sich eine Zeitlang betrachten durfte, mit dem Entwurf und der Durchführung einer die einheitlichen Interessen und den einheitlichen Verband zuerst des Gesamtstaates, sodann der westlichen Reichshälfte wahrenden öffentlich-rechtlichen Ordnung betraut. Als solche konnte sie sich für keine andere als für die zentralistische Verfassung entscheiden, die dem Interesse des deutschen Bürgertums, dem die Partei selbst entsprossen war, allein entsprach. Eine zentralistische Verfassung aber war weder zu geben noch aufrechtzuhalten, wenn es nicht gelang, der Vertretung des die Bevölkerungsminderheit bildenden deutschen Volksstammes die parlamentarische Mehrheit zu sichern, ein Programm, das die Repräsentanz der nichtdeutschen Völker teils zur Abstinenz trieb, teils zur Opposition verurteilte und mit der staatsgrundgesetzlich gewährleisteten gleichen Berechtigung aller Volksstämme und Sprachen des Reiches auf die Dauer nicht zu vereinbaren war. Und ebensowenig konnte ein deutsch-zentralistisches Regime daran denken, der Grund-

forderung jedes liberalen Programmes nach Demokratisierung des Wahlrechtes in Zukunft ernstlich näher zu treten, ohne dem deutschen Besitzstand Eintrag zu tun und damit seine eigene Grundlage zu bedrohen: denn der im Jahre 1848 auf breitester Basis gewählte sogenannte konstituierende Reichstag mit seiner slawischen Mehrheit stand als abmahnendes Beispiel vor seinen Augen und jede ernstliche Annäherung an das allgemeine Wahlrecht mußte die gleiche Folge nach sich ziehen.

Den Widersprüchen, die dem deutsch-liberal-zentralistischen Programm innewohnten, mußte indessen auf irgend eine Weise entgangen werden. Die Einrichtung der Interessenvertretung und der sogenannten privilegierten Kurien, deren Stimmen der Vertretung des deutschen Bürgertums zur parlamentarischen Mehrheit verhelfen sollten, tat wohl für den Augenblick ihren Dienst. Der Zukunft aber war man bloß sicher, sofern es gelang, die einander widerstreitenden nationalen Interessen durch gemeinsame politische, ökonomische und kulturelle Bestrebungen auszugleichen, das Auskunftsmittel der Interessenvertretung durch die Macht der tatsächlichen Entwicklung gleichsam im nachhinein zu sanktionieren. Es wäre verlockend, den großen Rechenfehler, den der österreichische Liberalismus beging, indem er ein Füllhorn liberaler Konzessionen nicht so sehr im Hinblick auf den inneren Anspruch, die Vorbildung und Reife der Bevölkerung, also im Hinblick auf ihre eigene Zweckmäßigkeit, sondern um jenes oben gedachten, ihrer wesentlichen Bestimmung fremden Zweckes willen auf die österreichischen Völker ausstreute, im einzelnen nachzuweisen; zu verfolgen, wie gerade die stolzesten Schöpfungen der deutsch-liberalen Partei, die freie Gemeinde und die freie Schule, in den Dienst ihrer nationalen Gegner traten und treten mußten; wie schließlich die liberalen Konzessionen erschöpft waren, ohne daß jener dem deutsch-liberal-zentralistischen Programm innewohnende Widerspruch gelöst und die nichtdeutschen Völker mit der ihnen durch die deutsch-zentralistische Verfassung zugedachten Stellung irgendwie versöhnt worden wären. Denn auch bei ihnen verlangte die persönliche und politische Freiheit, um sich voll entfalten zu können, nach der nationalen Grundlage und ein in Wahrheit liberales Regime konnte am wenigsten hoffen, um des nationalen Interesses der Bevölkerungsminderheit willen, auf die es sich im Interesse des Gesamtstaates stützte, die nationale Entwicklungsstufe aus der organischen Gesamtentwicklung der nichtdeutschen Völker auf die Dauer auszuschalten. Nicht nur, daß es in keiner Weise gelang, politische und wirtschaftliche Verbände an Stelle der nationalen Parteien zu setzen, die letzte, ja die einzige im eigentlichen Sinn politische Partei, die alte Verfassungspartei selbst, ist längst zerrieben und von in nationaler Beziehung stark prononzierten, zum Teil radikalen Gruppierungen abgelöst worden. Das Ministerium Taaffe, welches das mit seiner eigenen Partei unheilbar zerfallene Ministerium Auersperg zu ersetzen berufen war, übernahm die Aufgabe, die nichtdeutschen Völker mit der Dezemberverfassung zu versöhnen; aber in dem Maße, in welchem diese Versöhnung, für welche die Bestimmungen jener Verfassung über die Gleichberechtigung der Volksstämme und ihrer Sprachen eine genügende Handhabe boten

und welche bloß auf Kosten des deutschen Besitzstandes durchführbar war, gelang, mußte sich die Verfassung, welche ursprünglich das Übergewicht der Deutschen zu schützen berufen gewesen, in ein Instrument zu seiner Bekämpfung verwandeln. Daß dies ohne Veränderung ihres Wortlautes, ja selbst ohne gewaltsame Interpretation ihrer Bestimmungen möglich war, offenbart am deutlichsten ihren widerspruchsvollen Charakter.

So wenig aber die nationale Frage durch liberale Konzessionen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete zu lösen gewesen, so wenig war der nationale Frieden durch einseitige nationale Konzessionen an die nichtdeutschen Völker herbeizuführen. Je kräftiger sich das nichtdeutsche Volkstum entfalten konnte, um so höher stiegen seine Aspirationen, um so zäher erwies sich der Widerstand des deutschen Elements. Das Eingeständnis der Unmöglichkeit, auf dem bisher befolgten Wege fortzufahren, liegt der vom Ministerium Taaffe schließlich eingebrachten Wahlreform zugrunde, welche die in nationaler Beziehung vermeintlich indifferenten breiten Schichten der Bevölkerung auf Grundlage eines beschränkten Bildungszensus zu den Wahlen rufen, das Bürgertum unter dem Andrängen jener Massen von extrem nationalen Bestrebungen abbringen und um seine wirtschaftlichen und kulturellen Interessen ralliieren, den Großgrundbesitz aber seinen wirtschaftlichen Aufgaben und dem Berufe eines politischen Vermittlers zurückgeben wollte. So gesund nun der Gedanke an sich war, die nationalen Fragen durch das große soziale Problem in den Hintergrund zu drängen, der Umschwung, wie ihn Graf Taaffe im Sinne trug, war nicht minder radikal, kaum weniger unvorbereitet und deshalb vom Standpunkt der politischen Kontinuität so wenig entschuldbar wie jener Umsturz, der wenige Jahrzehnte vorher die bis dahin absolut regierten Völker mit einem Male mit der Verantwortung parlamentarischer Selbstregierung belastet hatte. Die bürgerlichen nationalen Parteien wußten denn auch die ihrem Besitzstande drohende Gefahr abzuwenden und begruben das Kabinett unter den Trümmern seiner eigenen Vorlage. Die von dem sogenannten Koalitionsministerium durchgeführte Wahlreform blieb eine halbe Tat: die Vermehrung der bereits bestehenden Wählerkurien durch eine Kurie des allgemeinen Wahlrechtes, in der die Wähler der privilegierten Kurien nochmals stimmten und somit den Einfluß der neuen Wählerschaften zum großen Teile paralysieren mußten, hat, weit entfernt davon, die nationale Gruppierung der Parteien durch eine neue Gruppierung nach wirtschaftlichen oder sozialen Gesichtspunkten abzulösen, die nationale Spaltung vertieft und die nationale Erregung gesteigert. Denn weder die Entstehung eines sozialdemokratischen Verbandes, dem ein verhältnismäßig geringfügiger Bruchteil der neuen Mandate zugehört, noch der stärkere Einschlag kleinbürgerlicher, politisch unklarer Bestrebungen vermochte dem Umsichgreifen stets radikalerer Tendenzen in den durch extreme Elemente verstärkten nationalen Parteien ein Gegengewicht zu bieten. Die Ereignisse unter den Ministerien Badeni und Thun sind noch in lebhafter Erinnerung. Die Versuche, auf autoritativem Wege die Sprachenfrage ihrer Lösung näher zu bringen, trieben

die nationalen Leidenschaften aufs Höchste. Das Parlament versagte seine Funktionen, der gesamte Verfassungsapparat kam ins Stocken. Von all den Bestimmungen des Grundgesetzes über die Reichsvertretung, welche den Wirkungskreis des Abgeordnetenhauses regeln, ist es durch eine Reihe von Jahren der noch in der Schmerlingschen Verfassung mit der kritischen Zahl 13 benannte Notparagraph fast allein gewesen, dessen immer erneuerte Anwendung nach außen hin den Schein der Verfassungsmäßigkeit wahren sollte. Die Behauptung indessen, die Ministerien Badeni und Thun hätten Österreich in schwere, durch sie allein verschuldete Katastrophen gestürzt, ist ebenso wie jene beliebte Phrase, wonach Graf Taaffe die Nationalitäten „erfunden“ und das Reich seiner Auflösung entgegengeführt hätte, im höchsten Grade parteilich und ungeschichtlich und wird dadurch nicht glaubwürdiger, daß die tonangebende deutschliberale Presse nicht müde wird, sie immer aufs neue zu wiederholen. Mag die Lösung des sprachlichen und nationalen Konfliktes noch so ungeübten und unglücklichen Händen anvertraut worden sein, der Konflikt selbst war in der Geschichte und Zusammensetzung des Reiches und in der Verteilung seiner Völker tief begründet; er ward schon zu Beginn des Revolutionsjahres an der grundverschiedenen Gestaltung ersichtlich, in der sich das gleiche Ideal der politischen Freiheit bei den verschiedenen Nationalitäten des Reiches, den Deutschen, Magyaren, Italienern, Tschechen und Polen zu verkörpern strebte; er kam endlich zu dem für alle Welt erkennbaren Ausbruch, sobald das Unzulängliche der von der altliberalen Partei vertretenen Lösung, die Unvereinbarkeit der staatsrechtlichen und der freiheitlichen Bestimmungen des von ihr entworfenen Verfassungsstatutes offen zutage trat. Auch das Ministerium Körber bezeichnete keine Schlichtung des nationalen Streites, sondern bloß ein augenblickliches Innehalten, eine leichte Milderung seiner Formen. Gegenwärtig scheint die Hoffnung nicht unberechtigt, daß die in den Beziehungen der beiden Reichshälften ausgebrochene Krise, die eine Revision ihres gegenseitigen Verhältnisses notwendig macht, die Verständigung zwischen den führenden Nationalitäten Zisleithaniens, den Deutschen und Tschechen, einigermaßen näher rückt.

* * *

Wir haben, um des größeren Zusammenhanges willen, den Folgewirkungen des deutschliberalen Regimes auf staatsrechtlich-nationalem Gebiet vielleicht einen größeren Platz eingeräumt, als mit dem unmittelbaren Zweck dieser Abhandlung vereinbar erscheinen mag. Ward doch Wien und seine Gemeindeverwaltung von denselben bloß in indirekter Weise betroffen! Ganz anders verhielt es sich mit der Gegenwirkung, welche die Betätigung der liberalen Partei auf dem Gebiet der geistig-sittlich-religiösen Kultur und auf wirtschaftlichem Gebiete hervorrief. Dieselbe bestimmt gegenwärtig nicht bloß in unverkennbarer Weise die Stellungnahme der Gemeindevertretung in allen hieher gehörigen Fragen, sondern beherrscht auch das Denken und Empfinden, das Wollen und Handeln des weitaus überwiegenden Teiles der

Wiener Bevölkerung selbst. Betrachten wir zuerst die natürliche Reaktion gegen das Vorgehen des Liberalismus auf dem Gesamtgebiet der geistigen Kultur. Hier soll nicht so sehr von dem alten Gegensatz zwischen Staat und Kirche und der durch die Ehe-, Schul- und Kirchengesetzgebung der liberalen Epoche erfolgten Verschiebung ihrer gegenseitigen Machtsphären als von den Folgen die Rede sein, welche die Durchsetzung der Forderungen des liberalen Programms auf dem gesamten Gebiet der geistigen Kultur für die Vorstellungsweise und Empfindungswelt breiter Bevölkerungsschichten nach sich zog. Für die Vermehrung der politischen Gegner des deutsch-zentralistisch-liberalen Regimes um einen neuen mächtigen Faktor, für den gefestigten Zusammenhalt einer großen bürgerlichen Partei der kirchlich Gesinnten, trägt freilich die auf dem zwischen Staat und Kirche von jeher strittigen Gebiet von dem liberalen Regime durchgeführte gesetzliche Regelung die Verantwortung.

Der Sprung vom 1855er Konkordat zu der liberalen Gesetzgebung der Sechziger- und Siebzigerjahre war zu unvermittelt, um die Anhänger des ersteren nicht in die Rolle einer Opposition zu drängen, die durch rührige Agitation und unter dem Einfluß der natürlichen Gegenwirkung der liberalen Reformen an Kraft und Zusammenhalt stetig wuchs. Im Konkordat war der Kirche mit der Rechtsprechung in Eheangelegenheiten, der Leitung und Aufsicht des Unterrichtswesens und der Jurisdiktion über eine bedeutende Klasse der Staatsbürger, die Geistlichen selbst, mehr eingeräumt worden, als eine ihrer selbst bewußte Staatsgewalt jemals preisgegeben hatte und irgend entbehren kann, aber keineswegs mehr, als die Kirche verlangen konnte, um das absolute Regime, wie es die Machthaber von 1850 bis 1860 verstanden hatten, zu schützen, ja vielleicht auch nicht mehr, als ihr zu diesem Behufe wirklich nötig war. Die Staatsgrundgesetze, besonders aber die von der römischen Kurie mit Fluch belegten »infandae leges«, die Maigesetze des Jahres 1868 über Eherecht, Schule und interkonfessionelle Verhältnisse, bedeuteten ebensoviele Breschen in den durch den Vertrag zwischen Kaiser und Papst vermeintlich gesicherten Besitzstand der Kirche. Der Hochsommer 1870 brachte sodann die völlige Aufhebung des Konkordats selbst. Diese Geschehnisse ermutigten den Klerus und die demselben nahestehenden Bevölkerungskreise zum schärfsten Kampfe gegen die Liberalen und das herrschende System. Im Jahre 1874 folgte die kirchenpolitische Gesetzgebung: die Ausführungsgesetze zu den diesfälligen theoretischen Bestimmungen der Staatsgrundgesetze. Die damalige Regierung vermied es weislich, die bestehenden Gegensätze zu verschärfen und versicherte sich bekanntlich bei Verfassung dieser Gesetzentwürfe der Mitwirkung des maßvollen und friedliebenden Wiener Kirchenfürsten, des Kardinals Kutschker. Rom vermied daher, die Parole zu gleich heftigem Kampfe wie gegen die 1868er Maivorlage auszugeben. Immerhin mußte kirchlicherseits auch diesen Gesetzen aus prinzipiellen Gründen entgegengetreten werden; und da auch die Verfassungspartei sich nicht zufrieden gab und die aus ihrer Mitte hervorgegangene Regierung, allerdings ohne Erfolg, zu weiteren gesetzlichen Maßnahmen in kirchenfeindlichem Sinne drängte, so gaben auch die Gesetze des Jahres

1874 Anlaß zur Kampfesstellung des Klerus und derjenigen Bevölkerungsschichten, auf welche jener maßgebenden Einfluß besaß, also vor allem der ländlichen Bevölkerung, gegen die liberale Partei und die Regierung, welche den Grundsätzen derselben huldigte. So wurden breite kerndeutsche Bevölkerungskreise der Verfassungspartei, die sich mit Unrecht für die alleinige Vertretung des österreichischen Deutschtums hielt, in Wahrheit aber immer mehr zur bloßen Repräsentanz des fortschrittlich gesinnten städtischen Bürgertums wurde, völlig entfremdet und an die Seite der nationalen Gegner der Deutschen getrieben. Und diese innere Spaltung des Deutschtums hat sich in den folgenden Jahrzehnten, in welchen sich dieses gegen seine nationalen Gegner und die auf diese gestützten Regierungen zur Wehre zu setzen hatte, verhängnisvoll für dasselbe erwiesen, ja hat die gegen die traditionelle Stellung der Deutschen in Österreich gerichtete Politik eigentlich erst ermöglicht. Denn erst in der Zeit, da die nationalen Kämpfe am wildesten tobten, näherte sich die konservativ-klerikale Gruppe wieder ihren ausgesprochen nationalen Stammesgenossen, und auch da nur äußerst behutsam und zögernd, mehr als Vermittler wie als Bundesgenosse, eine Haltung, die ihrerseits wieder zu jenen systematischen, ebenso ungestümen als unflätigen Angriffen der Deutschradikalen gegen die römische Kirche führten und zu jener wenigstens in ihrem Ursprung rein politischen Abfallsbewegung sowie zu einer immer entschiedeneren Entfremdung zwischen dem katholischen Klerus und einzelnen Teilen der deutschen Bevölkerung Anlaß gab.

Aber nicht so sehr der Machtstreit politischer Parteien, als die innere Revolution und ihre Folgen sollten hier vor allem ins Auge gefaßt werden. Durch die liberale Gesetzgebung der Sechzigerjahre ward die volle Souveränität des Individuums auch in Österreich endgültig proklamiert. Damit ward das letzte Glied einer in den großen Kulturstaaten des Westens langen und kontinuierlichen Entwicklung — einer Entwicklung, die auch in den Ländern des benachbarten Deutschen Reiches mit dem Humanismus und der Reformation anhebt und daselbst durch die großen Namen eines Luther, Kant, Goethe wie durch hohe Meilenzeiger gekennzeichnet ist — von all seinen notwendigen Voraussetzungen losgelöst für Österreich gleichsam vorausgenommen, aus keinem anderen Grunde als aus dem, daß die von ihren Fesseln befreite Intelligenz auch dieses Reich zu einem „modernen Kulturstaat“ zu machen strebte und dank dem Gang der geschichtlichen Entwicklung in Österreich in diesem Streben ebensowenig äußere Schranken als innere Hilfsmittel und brauchbare Anknüpfungspunkte an die Vergangenheit fand. Ebensowenig wie der Betätigung politischer Gesinnung sollten fortab dem freien Bekenntnis und der Verfolgung religiöser und wissenschaftlicher Überzeugungen irgendwelche Schranken gezogen sein. Die Anforderungen der Kirche an den einzelnen wie an die Gesellschaft blieben bestehen, aber der Staat versagte fortab den Arm für ihre Durchsetzung, soferne sie mit der neuen gesetzlichen Ordnung in Widerspruch traten. Ob und inwieweit der einzelne ihnen nachkommen wollte, hing im wesentlichen von seiner persönlichen Einsicht, von seinem als frei proklamierten Willen ab. Diese

Einsicht und dieser Wille aber wurden in einer Schule herangebildet, auf deren Lehrplan, Lehrkräfte und Lehrbehelfe die Kirche keinen wie immer gearteten Einfluß mehr besaß. Bloß das Gebiet des Religionsunterrichtes blieb ihr nach wie vor überlassen und die „sittlich-religiöse Erziehung" ward als grundsätzliches und allgemeines Erfordernis für die öffentliche Volksschule aufgestellt. Indem die liberale Schul- und Kirchengesetzgebung die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre feierlich kundtat und die Kirche auf den Bereich des persönlichen Innenlebens beschränkte, hat sie den Konflikt zwischen Religion und Wissenschaft naturgemäß nicht hervorgerufen; vielmehr lag dieser in dem Stand der wissenschaftlichen Forschung, sowie in der geschichtlichen Entwicklung der Kirche und ihrer Machtsphäre begründet. Aber jene Gesetzgebung hat aus dem Wege geräumt, was jenen Konflikt geraume Zeit verschleiert und seine Einwirkung auf breite Bevölkerungsschichten bis dahin künstlich verhütet hatte. Darob kann den Liberalismus kein Tadel treffen. Er konnte seinem eigenen Geiste gemäß und nach den Umständen, die ihm damals die politische Führung und eine besondere Schwungkraft gaben, kaum anders handeln, als er gehandelt hat. Wer aber die Erscheinungen unserer eigenen Tage ruhig und vorurteilslos betrachtet, den führt der erbitterte Kampf um die Schule, wie er heute auf der ganzen Linie entbrennt, den führen tausend Episoden des öffentlichen Lebens auf jenen oben berührten, scheinbar unlöslichen großen Konflikt und auf die akute Gestaltung desselben durch die Wirkung der liberalen Gesetzgebung hin. Die Feinde des ärztlichen Berufes und couragierten Verächter aller Wissenschaft im niederösterreichischen Landtag, die alldeutschen Kirchenstürmer im österreichischen Abgeordnetenhause, sie sind beide nichts anderes als die ihrer geschichtlichen Mission freilich selbst nicht bewußten, aber darum nicht minder naturnotwendigen, dem Tiefstand unseres öffentlichen Lebens vollständig entsprechenden Symptome eines großen, weltgeschichtlichen Konfliktes.

Noch bedarf der oben gebrauchte Ausdruck eines s c h e i n b a r unlöslichen Widerspruches zwischen Wissenschaft und Religion einer näheren Begründung. Mit demselben sollte der Hoffnung derer Ausdruck gegeben werden, die den oben umschriebenen Konflikt in Wahrheit nicht als solchen ansehen, der nur mit dem Siege der einen, der Niederlage der anderen zu enden vermag, sondern sich in dem Zutrauen einen, daß ein künftiges, in seinem selbsterrungenen inneren Besitz aufs neue befestigtes Gechlecht sich der vollen Befriedigung seines Erkenntnis- wie seines religiösen Erhebungsdranges in innerer Harmonie hinzugeben vermag. Schon ahnen die besten Köpfe und die empfänglichsten Seelen, daß ein solches Reich für starke Persönlichkeiten so weit entfernt nicht ist, als die meisten meinen. Ob es aber für die Masse, die Masse unserer Gebildeten mit inbegriffen, je anbrechen wird, wer mag dieses sagen! Solange ihnen die Wissenschaft kein ernstliches Anliegen ihres inneren Daseins bedeutet, solange so viele von ihnen das, was sie als Religion bekennen und üben, in so enger und wenig wahrhaftiger Weise, ohne vollen Aufschwung der Seele erfassen, solange sind sie nicht imstande, jenen Konflikt nur entfernt zu

begreifen, geschweige denn ihn in Wahrheit zu überwinden. Die biblische Überlieferung ist mit dem Stande der modernen Naturforschung, der modernen Geschichtswissenschaft, mit dem ganzen Stand unserer intellektuellen Kultur in unlöslichen Widerspruch geraten.* Für jene nun, die zwischen der ewigen Wahrheit ihres Gottes-

* Das Weltbild, mit dem das kirchliche Christentum verknüpft erscheint, hat ein moderner Forscher (Eucken) „in Wahrheit weit mehr als das Werk einer früheren Stufe der Wissenschaft als der Religion selbst" bezeichnet. Dieses Weltbild ist durch die große Tat des Kopernikus, ist durch die Begründung und den wunderbaren Fortschritt der exakten Naturforschung zu nichte geworden. Damit erscheint das äußere Gerüste der biblischen Überlieferung völlig unhaltbar. Aber ist es damit auch das innerste Wesen der Religion selbst? Hat nicht gerade die moderne Philosophie unserem inneren Sinn eine neue Welt des Geistes erschlossen, hat nicht gerade sie uns mit der Idee einer unabhängig von aller Meinung der Individuen gültigen Wahrheit, eines unabhängig von allem zeitlichen Nutzen gültigen Guten erst vertraut gemacht? Sind nicht gerade diese der Urgrund jeder wahren Religion und Sittlichkeit, vor allem der christlichen? Und die Naturwissenschaft! Hat sie nicht, indem sie die vom Mittelalter überkommene Weltvorstellung Stück für Stück zerstörte und den Menschen in das Gesamtbild der natürlichen Erscheinungen verflocht, zugleich der Natur eine ungeahnte Tiefe und eine neue Weihe gegeben? Zeigt sie uns doch eine gesetz- und zweckmäßige Fortentwicklung von urewigen Anfängen her, die dem andächtigen Sinn nicht minder verehrungswürdig erscheint als manches Wunder der Überlieferung selbst. Je tiefer und inniger wir uns aber in die Welt des Natürlichen versenken, um so weniger vermag die Einengung uns anzufechten, die unter dem Fortschritt der Wissenschaften die Welt des Übernatürlichen beständig erleidet. Die „glaubensfeindliche" Forschung hat nichts anderes getan, als daß sie gar manches, was frühere Generationen in einer jenseits und über der sichtbaren Natur gelegenen Ordnung suchten, bereits in der natürlichen Welt tief verankert zeigte. Unsere Ehrfurcht wurde damit nicht entwurzelt, sondern vertieft. In seiner berühmten Schrift über Erziehung führt Spencer aus, wie der gehörige Betrieb der Wissenschaften auch eine im höchsten Sinne religiöse Kultur verleihe. „Wahre Wissenschaft und wahre Religion", sagt Professor Huxley, „sind Zwillingsschwestern und die Trennung der einen von der anderen muß notwendig den Untergang beider nach sich ziehen." Und Spencer: „Hingebung an die Wissenschaft ist ein stummer Gottesdienst, eine stillschweigende Anerkennung des den Gegenständen der Forschung innewohnenden Wertes und in Folge davon auch ihrer Ursachen. Sie ist kein bloßer Lippendienst, sondern der Ausdruck der Ehrerbietung durch Handeln, keine bloß äußerlich einbekannte, sondern eine durch Zeitopfer und Geistesarbeit betätigte Ehrfurcht." Dann aber hätte auch die christliche Lehre, soweit sie lebendiger Kern und nicht bloß zeitgeschichtliche Einkleidung ist, von dem kühnen Fortschritt der Wissenschaften nichts zu befürchten und H. St. Chamberlains zukunftssichere These, wonach wir uns erst im verhältnismäßigen Beginn der christlichen Entwicklung befinden, könnte sich in der Zukunft bewahrheiten. Dieser Zuversicht hat, soweit die ethische Entwicklung der Menschheit in Frage kommt, schon Goethe den reinsten Ausdruck gegeben: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten ...., der menschliche Geist sich entwickeln, wie er will; über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie sie in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." (Vgl. hierüber das von hervorragenden deutschen Gelehrten jüngst verfaßte Sammelwerk „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion" — München, 1905 — besonders den inhaltsreichen Aufsatz „Wissenschaft und Religion" von Professor Eucken aus Jena, der die hier berührten Zusammenhänge im einzelnen ausführt; weiters das schöne Werk »Mutual aid« von Fürst Kropotkin, der die auf die Evolution des sittlichen Empfindens bezüglichen Partien der Darwinistischen Lehre dargelegt und, auf umfassende eigene Beobachtung des Tierlebens und der wilden Völker gestützt, weiterentwickelt hat; endlich »The morality of nature«, Nineteenth Century and after, No 337, 1905, von demselben.

glaubens und dem, was auch ihm an zeitgeschichtlicher Einkleidung anhaften mag, nicht zu unterscheiden vermögen, kann es allerdings zwischen religiöser Überzeugung und Wissenschaft keine Verständigung geben. Für sie muß wirklich das eine dem anderen unbedingt weichen. Entweder es behauptet sich ihre „Religion" unter Haß und Mißachtung wissenschaftlicher Bestrebungen und Ziele, ein Vorgang, der mit einer schweren und dauernden Schädigung der intellektuellen Entwicklung verbunden erscheint, oder es sinkt das, was hier Religion heißt, und damit wohl häufig auch alles zusammen, was von Sittlichkeit an dieser verankert ist. Hiemit geschieht nun zwar weder der wahren Religiosität noch der wahren Sittlichkeit ein wirklicher Abbruch, denn die eine wie die andere kann sich nicht an Formenwesen und Buchstabenglauben genügen lassen, sondern wird aus dem Innern des Menschen heraus geschaffen und kann dort, wo sie einmal wirklich bestand, überhaupt nicht wieder verloren gehen. Aber dank unserer ganzen geschichtlichen Entwicklung, dank jenem trüben Regime des Vormärz vor allem, das jedem starken Aufschwung der Seele feindlich, auch alles religiöse Leben in die starren Formen eines „äußerlich geschützten, innerlich möglichst gefesselten, lauwarmen, polizeistaatlichen Katholizismus", wie Leo Thun ihn nannte, zu bannen strebte, ist damit doch all das verloren gegangen, was die meisten an Religion und Sittlichkeit überhaupt besitzen. Damit ist eine äußere Ordnung zusammengebrochen, die als die Ordnung derjenigen, die „sich nicht eigentlich durch den Inhalt dessen, was geboten oder verboten ist, sondern durch die Macht bestimmen lassen, die dahinter steht und Lohn oder Strafe bereithält," gewiß in ihrem Entstehungsgrunde nicht sittlich ist, in ihrem Ergebnis aber der Sittlichkeit doch immerhin noch weit näher kommt als jener platte Materialismus, als jener öde Kultus des Nützlichen, der bei der großen Menge der „Gebildeten" an ihre Stelle getreten ist.

Gegen diesen platten Nützlichkeitskultus vermögen alle lobenswerten Einrichtungen, die der Fortschritt unserer Zeit geschaffen hat, nicht das Geringste auszurichten, die freie Schule ebensowenig wie die das Weltbild verändernden Erfindungen und Entdeckungen des modernen Industrialismus. Was nun die Schule anbelangt, so wurde schon früher darauf hingewiesen, daß sie, deren Begründung die Einräumung der religiösen und politischen Freiheit um Jahrzehnte hätte vorausgehen müssen, um jene aufklärende Wirkung voll üben zu können, deren sie überhaupt fähig erscheint, in Österreich nicht älteren Datums als die religiöse und politische Freiheit ist. Wesentlicher aber ist der Hinweis darauf, daß dasjenige, was die moderne Schule übermittelt, was eine derartige geistige Massenversorgungsanstalt überhaupt übermitteln kann, keineswegs wirkliche Bildung, sondern im besten Falle bloßer Bildungsstoff ist, dessen Wert von der persönlichen Befähigung, ihn zu gebrauchen und zu vermehren, abhängig erscheint, einer Befähigung, die der gangbare Schulunterricht vielfach mehr beeinträchtigt als entwickelt. Und nicht anders steht es mit den tausendfachen Errungenschaften technischer Natur, mit den beispiellosen Umwälzungen auf allen Produktions- und Verkehrsgebieten. Man braucht

nicht gerade mit Ruskin gegen Fabrikschlote und Eisenbahnen zu eifern, um einzusehen, daß nur ein völlig barbarischer Sinn die wunderbare Ausgestaltung des mechanischen Apparates unserer Zeit, die märchenhafte Vermehrung und Verbesserung sämtlicher Hilfsmittel unseres äußeren Daseins als einen ebenso großen und unbedingten Fortschritt unserer wahren Kultur zu bezeichnen vermag. Unsere Nachkommen mögen sich dieser Errungenschaften und all der Vervollkommnung und Bereicherung, die sie von der Zukunft ohne Zweifel noch zu gewärtigen haben, als eines ungemischten Vorteiles freuen, auf uns sind sie allzu plötzlich herniedergeprasselt, als daß sie nicht vielfach mehr eine Verwirrung und Hemmung unseres Daseins als eine Bereicherung desselben bedeuten, die uns, denen zu dienen sie geschaffen sind, in Wahrheit mehr beherrschen als wir sie.*

Schließlich kommt es bei der wahren Würdigung einer Epoche nicht so sehr auf die Vervollkommnung ihres mechanischen Apparates, auch nicht so sehr auf die Geschwindigkeit an, mit der man von einem Punkte des Erdballes zum andern eilt, als auf die innere Harmonie, das Glücksempfinden und die Glücksmöglichkeit derer, die in ihr leben. Wer aber das Bild der Gegenwart von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, der wird, so innig er auch der Freiheit anhangen, so redlich überzeugt er sich halten mag, daß ohne sie Vorzügliches überhaupt nicht zu erhoffen steht, doch kaum zu bestreiten vermögen, daß dasjenige, was das liberale Regime unter dem Namen sittlicher und religiöser Freiheit verkündet hat, vielfach nichts anderes als gefährliche Willkür und innere Unfreiheit bedeutet: ein vielleicht unvermeidlicher Übergangszustand, der nicht so sehr für die große Masse, über welche die alten Mächte ihre angestammte Herrschaft noch eine Zeitlang bewahren, als für die sogenannten gebildeten Kreise mit einer Störung ihres seelischen Gleichgewichts und einer Bedrohung ihres sittlichen Haltes verbunden erscheint.

* Man erinnere sich bloß an die in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts gemachten Erfindungen der großen Industriemaschinen und die gesellschaftliche Umwälzung, die sie zur Folge hatten, die Entstehung des modernen Massenproletariats, das sich nach hundertjährigem Kämpfen und Ringen den in physischer, intellektueller und sittlicher Beziehung vielfach verheerenden Folgen des technischen Fortschrittes erst teilweise und allmählich entwindet. Oder man vergleiche die Mühe und Vorbereitung, aber auch den reichen Gewinn und die sich oft auf das ganze Leben erstreckenden Folgewirkungen einer Reise zur Zeit unserer Großeltern, ja noch unserer Väter, mit dem wenigen, was auch die größte Ortsveränderung heutzutage sowohl verlangt als auch für die meisten bedeutet. Oder der schriftliche Gedankenaustausch! Hat die Wirkungskraft und Bedeutung desselben sich in eben demselben Maße wie seine Technik entwickelt oder vielleicht im umgekehrten Verhältnis — seit den Tagen, in welchen eine Sendung des jungen Carlyle an den alten Goethe von Edinburgh nach Weimar 30 Tage brauchte, in denen Lenau von Wien nach Stuttgart zu seinen schwäbischen Freunden eine geschlagene Woche fuhr bis zu unserer gesegneten Gegenwart, in der uns die Post vier- oder fünfmal des Tages mit einer Unmasse geschriebener und gedruckter Mitteilungen überschüttet, die bloß zur Zeit- und Kraftvergeudung führen und eine innere Aneignung nicht mehr gestatten.

Der erste internationale Archäologen-Kongreß in Athen.

Ein Epilog.

Von Emil Reisch.

Internationale Kongresse aller Art sind jetzt so sehr an der Tagesordnung, daß die Öffentlichkeit den sich drängenden Versammlungen kaum mehr zu folgen vermag. So ist es erklärlich, daß vom internationalen Archäologen-Kongreß, der in diesem Frühjahr in Athen stattgefunden hat, kaum mehr als ein kurzer Bericht über die den Kongreß begleitenden Festlichkeiten in den Tagesblättern zu lesen war. Aber schon als der erste seiner Art darf dieser Kongreß die erhöhte Aufmerksamkeit des Chronisten beanspruchen und seine Verhandlungen boten der interessanten Momente genug, um auch jetzt noch eine Rückschau gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Seit vielen Jahren schon hatte sich die griechische Regierung mit dem Plane getragen, einen internationalen Archäologen-Kongreß in Athen zu veranstalten, war es doch allseits als selbstverständlich anerkannt, daß der erste solche Kongreß nur in Griechenland stattfinden könne. Nachdem der Gang der äußeren und inneren Politik wiederholt die Ausführung des Vorhabens verzögert hatte, ist es endlich für den auf 1905 festgesetzten Termin gelungen, alle Hindernisse zu überwinden. Die griechische archäologische Gesellschaft, in der alles vereinigt ist, was im Lande Rang und Namen hat, hat ihre ganze moralische und finanzielle Kraft in den Dienst des Unternehmens gestellt, auch hierin geleitet von ihrem werktätigen Präsidenten, dem Kronprinzen von Griechenland. Neben diesem und dem Unterrichtsminister Kararanos, dessen Name auch in der wissenschaftlichen Welt bekannt ist, gebührt wohl ein Hauptverdienst an dem Zustandekommen des Kongresses dem „Generalephoros" Kavvadias, dem sachkundigen und energischen Generaldirektor der Altertümer und Museen, der das gute Einvernehmen zwischen Griechen und Ausländern mit kluger und fester Hand jederzeit zu wahren verstanden hat. Eifrige und kundige Hilfe leisteten aber auch die Vorstände der auswärtigen archäologischen Institute in Athen, des deutschen, französischen, österreichischen, englischen und amerikanischen.

Die vereinten Bemühungen haben einen vollen Erfolg gebracht. Gleich die Eröffnungssitzung verlief unter den günstigsten Auspizien. Im Innenraum des Parthenons, durch dessen Halle die frühlingsgrüne Insel Salamis vom Meere heraufgrüßte, unter freiem Himmel, der sein Bestes tat in lachender Bläue, hatten sich der Hof, die fremden Diplomaten und die Spitzen der athenischen Gesellschaft vollzählig eingefunden. Die herzlichen Begrüßungsworte des Kronprinzen, des Unterrichtsministers und des Generalephoros, die schwungvollen Reden der Leiter der in Athen tätigen archäologischen Institute bildeten das feierliche Eingeläute eines inter-

nationalen Friedenskongresses, der nicht in utopischen Phrasen, sondern in gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit die Völker verbinden soll. Treffend hat der gelehrte und redegewandte Rektor der Athener Universität, Spiridion Lambros, den Kongreß mit dem Panathenäenfest von einst in Parallele gestellt. Wie zu diesem aus allen Orten, die politisch und religiös mit Athen verbunden waren, Festgesandte sich einfanden, so hatte jetzt die ganze zivilisierte Welt, die sich im Geiste mit dem Hellenentum verbunden fühlt, ihre Vertreter gesendet. Über sechshundert auswärtige Teilnehmer waren aus aller Herren Länder gekommen. Neben Vatikan und Patriarchat, die in Segenswünschen für den Kongreß wetteiferten, hatten mehr als hundert Universitäten und wissenschaftliche Vereinigungen ihre Abgeordneten gesendet, und so groß war die Zahl der Begrüßungsbotschaften, daß man beschließen mußte, im Namen aller nur je einen Vertreter der Akademien (Collignon-Paris) und der Universitäten (Percy Gardner-Oxford) in der Sitzung selbst zu Worte kommen zu lassen, um nicht durch die allzu vielfach abgewandelte Darlegung so vieler guten Wünsche dem Kongreß die Zeit zu ihrer Erfüllung gar zu sehr zu verkürzen.

Wie der Begriff der Archäologie kaum in der Theorie, geschweige denn in der Praxis eine feste Umgrenzung zuläßt, so waren in der Versammlung zwar die „klassischen" Archäologen und Philologen in überwiegender Mehrzahl, daneben aber Historiker und Prähistoriker, Ägyptologen und Orientalisten, Kunstgelehrte und Byzantinisten stark vertreten. Dementsprechend gliederte sich der Kongreß in sieben Sektionen: I. klassische Archäologie, II. prähistorische und orientalische Archäologie, III. Museen, Ausgrabungen, Erhaltung der Denkmäler, IV. Epigraphik und Numismatik, V. Geographie und Topographie, VI. Byzantinische Archäologie, VII. archäologischer Unterricht. Zur Leitung der laufenden Geschäfte wurde ein 25gliedriges Bureau eingesetzt, in dem acht Staaten — darunter Österreich-Ungarn mit drei Mitgliedern — vertreten waren; seinen Sitzungen präsidierte der griechische Unterrichtsminister, während Homolle, früher Leiter des französischen Instituts in Athen, jetzt Direktor der Louvre-Museen, das schwierige Amt eines Generalsekretärs versah. Die Geschäftsprache des Kongresses war französisch — manchmal wohl auch nur ein Volapük auf der Basis des Französischen. In den Vorträgen selbst kam Deutsch, Französisch, Neugriechisch, Englisch, Italienisch, einmal auch Lateinisch zur Geltung; die deutsche Sprache, der sich auch einige Griechen, Deutschrussen und Skandinavier bedienten, stand dabei wohl an erster Stelle.

In den dreieinhalb Tagen, die der Kongreß währte, sind nahezu 120 Vorträge, darunter zwei von Damen gehalten worden. Daß unter so vielen Vorträgen manche waren, die vor ein internationales Forum zu bringen kein Anlaß war, kann nicht Wunder nehmen; bei der Fülle von Rücksichten, die die internationale Höflichkeit auferlegt, ist es den Kongreßleitungen nicht immer möglich, sichtende Kritik zu üben. Vielleicht wird einmal die Entwicklung der Kongreßtechnik dahin fortschreiten, daß den Veranstaltern der Kongresse die Aufgabe zufällt, selbst

sowohl die zu behandelnden Zeit- und Streitfragen, wie auch die hiefür geeigneten Referenten auszuwählen, so daß auf Grund vorher bekannt gemachter Thesen eine regelrechte Disputation geführt werden könnte. Heute herrscht noch allzusehr der Zufall in der Wahl der Stoffe und Personen, so daß durch den verwirrenden Reichtum der Gegenstände die Konzentration auf die im Vordergrund des Interesses stehenden Fragen empfindlich beeinträchtigt wird. So war auch im weiten Rahmen des athenischen Kongresses von gar vielerlei Dingen die Rede, von der Menschenrasse der steinzeitlichen Gräber auf Naxos, wie von den Porträts der byzantinischen Kaiser, von den durchbohrten Münzen der Lusitanier, wie von den römischen Bleitesseren, von der versunkenen Atlantis, wie vom Klima in Alt-Athen. Ein Überblick über alle diese Mannigfaltigkeit wird erst gewonnen werden können, wenn die offiziellen Sitzungsberichte veröffentlicht sein werden. Da meist vier oder fünf Sektionen gleichzeitig tagten, war es auch für den eifrigsten Besucher schon physisch unmöglich, alles zu hören, was er zu hören begierig war. Ich muß also bei dem Versuch, das für die Altertumsforschung nach der theoretischen und praktischen Seite Bedeutsamste schon jetzt hervorzuheben, mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, so manches übersehen oder ungleichmäßig eingeschätzt zu haben.

Auf dem athenischen Kongresse nahmen, wie zu erwarten war, die Probleme der griechischen Vorzeit einen breiten Raum ein. Den neuen Funden auf Kreta war eine ganze Reihe von Vorträgen gewidmet. Evans, der hochverdiente Entdecker des Palastes von Knossos, versuchte die Abfolge der Kulturepochen auf Kreta von der Steinzeit bis zur Periode des geometrischen Stils zeitlich genauer zu bestimmen, leider unter Verwendung einer wenig handlichen Terminologie („frühminoisch", „mittel-" und „spätminoisch" I., II., III.), die kaum Anspruch hat sich einzubürgern. Einen neuen Weg zur Klärung der chronologischen Frage eröffnete Dörpfeld durch den Nachweis, daß in den Palästen von Knossos und Phaestos zweierlei Bauanlagen zu unterscheiden seien, eine ältere, der die meisten erhaltenen Räume, auch der berühmte „Thronsaal" angehören, und eine jüngere, die auf den Ruinen des zerstörten alten Palastes errichtet wurde und in charakteristischen Zügen dem Palast von Tiryns verwandt ist. Dieser jüngere Bau wäre nach Dörpfeld den aus Griechenland eingewanderten Achäern, der alte Palast aber den Beherrschern der „karischen" Bevölkerung zuzuschreiben. Ein anderes wichtiges Problem der ältesten griechischen Kulturgeschichte erörterte Dörpfeld in einem zweiten Vortrag, in dem er die Anschauung verfocht, daß auch die scheinbar unversehrt beigesetzten Leichen, wie sie z. B. in den durch Schliemann aufgedeckten Schachtgräbern in Mykene gefunden wurden, einen teilweisen Verbrennungsprozeß, eine Art „Röstung" durchgemacht hätten, so daß zwischen solcher Bestattung und völliger Verbrennung nur ein gradueller, nicht ein prinzipieller Unterschied obwaltete — eine Auffassung, gegen die aus der Mitte der Versammlung gewichtige Einwände erhoben wurden. Einen kühnen Versuch, die Religion der griechischen Urzeit aufzuhellen, machte Milani (Florenz) dem Kongresse bekannt, indem er seine schon anderweitig dar-

gelegte Theorie entwickelte, die in der Religion der phrygisch-kretischen Daktylen den gemeinsamen Kern aller Religionsvorstellungen auf kleinasiatisch-griechischem, kretischem und etruskischem Boden sucht und findet.

Mit den Überresten der vorgeschichtlichen Kultur auf griechischem Boden beschäftigten sich noch einige belangreiche Vorträge griechischer Gelehrten.

Tsuntas, dessen Name seit langem mit der mykenischen Frage verknüpft ist, berichtete über seine Ausgrabungen in Thessalien, wo er in Dimini und Sesklo über einer neolithischen Kulturschicht mit hochentwickelter bemalter Topfware, die er den Thrakern (?) zuschreiben möchte, eine etwa um 2500 v. Chr. einsetzende Kultur von sehr viel geringerer Kunstfertigkeit nachzuweisen vermochte, für die die einwandernden Griechenstämme in Frage kämen. Dagegen konnte er die Tumuli-Gräber in Thessalien durchwegs als verhältnismäßig späte Anlagen aus der Epoche geometrischen Stils erweisen. Soteriades, der Mittelgriechenland zum Felde erfolgreicher Forschungen gewählt hat, sprach über die Kulturstufen im böotischen Kephisostal, wo er eine Stätte uralten Kult- und Handelsverkehrs bloßgelegt hat. Über die weltberühmten Goldbleche aus den Schachtgräbern von Mykene entwickelte Stais eine neue und bestechende Vermutung, wonach diese Stücke, die man bisher als aufgenähten Zierat von Prachtgewändern erklärt hat, vielmehr Schmuckbleche auf den hölzernen Särgen gewesen wären, die einst die Leichname umschlossen, aber bei der Auffindung der Gräber schon völlig vermodert waren. Auf die goldenen Totenmasken freilich wird man diese Erklärung nicht ausdehnen dürfen. Von andern Vorträgen über vorgeschichtliche Probleme nenne ich noch die von Montelius, der seine schon andern Orts entwickelten Ansichten über die mykenische Zeit und über die Etruskerfrage auch auf dem Kongresse darlegte und den zweiten Band seines großen Werkes über die altitalische Zivilisation überreichte, ferner die von Klon Stephanos vom anthropologischen Museum in Athen über die neolithischen Gräber von Naxos, und von Loeper vom russischen archäologischen Institut in Konstantinopel über die antike Überlieferung der attischen Urgeschichte, in der sich mit Hilfe der archäologischen Fundtatsachen ein echter Nachklang wirklicher Ereignisse erkennen läßt.

Die Baudenkmäler aus der Blütezeit Athens, die beiden Athene-Tempel der Akropolis und das Erechtheion, kamen zu ihrem Recht in einem fast dreistündigen Vortrag, mit dem Dörpfeld seine Hörer auf der Akropolis festzuhalten wußte. Dörpfelds Vermutung, daß die Unregelmäßigkeiten in der Anlage und im Aufbau des Erechtheions in der unvollständigen Ausführung eines viel umfassenderen Grundplans begründet seien, wurde allgemein als eine überzeugende Lösung der Schwierigkeiten empfunden. Eine wichtige Ergänzung zu dem Bilde des alten Athenetempels gab Schrader, indem er einige bekannte Reliefplatten, die sogenannte „wagenbesteigende Frau“ und die zugehörigen Stücke als Teile eines großen Tempelfrieses nachwies, der kaum anderswo als an jenem von den Pisistratiden umgebauten Tempel angebracht gewesen sein könnte — als ein Vorläufer des berühmten Parthenonfrieses, auch seiner Komposition nach.

Homolle sprach über das Schatzhaus der Athener in Delphi, insbesondere über die baulichen und epigraphischen Kennzeichen, die es ermöglicht haben, die Trümmer des zerstörten Bauwerks wiederzufinden und Stein für Stein an ihrer ursprünglichen Stelle wieder aufzurichten. Furtwängler berichtete über seine ergebnisreichen Ausgrabungen auf der Insel Ägina und überraschte den Kongreß durch eine neue Wiederherstellung der bekannten in München befindlichen Giebelgruppen, von denen einige neue Bruchstücke bei dem äginetischen Athenetempel gefunden worden sind.

Den merkwürdigsten Gesamtfund, der in den letzten Jahren das athenische Nationalmuseum bereichert hat, die zusammen mit den Trümmern eines gescheiterten Schiffes auf dem Meeresgrunde bei Antikythera entdeckten Bronze- und Marmorstatuen rückte Stais in eine neue Beleuchtung, indem er auf Grund einer genauen Prüfung der Einrichtungsstücke des Schiffes (der Gefäße aus Ton und Glas, der Reste eines Bronzebettes u. a.) den Nachweis erbrachte, daß das Schiff, dessen wertvollste Fracht jene Statuen bildeten, im II. Jahrhundert v. Chr. seinen Untergang gefunden haben muß. Während sich die Marmorstatuen fast durchwegs als Kopien berühmter Kunstwerke darstellen, die eben damals für den italischen Kunstmarkt hergestellt worden waren, sind unter den Bronzen auch einige ältere Originalwerke, die der Kunsthändler oder Liebhaber, dem die Schiffsfracht gehörte, durch Kauf oder Raub an sich gebracht haben muß. Noch aus dem IV. Jahrhundert stammt ja die durch unsere illustrierten Zeitungen schnell bekannt gewordene Bronzefigur eines Jünglings, die der französische Bildhauer André mit bewundernswerter Routine, aber nicht völlig einwandfrei aus zahlreichen Bruchstücken wieder zusammengesetzt hat; Stais hat sie neuerdings als Paris erklärt, der in der hochgehobenen (jetzt leeren) Rechten den Apfel hielt, eine Deutung, gegen die ich Zweifel nicht niederzukämpfen vermag.

Auf die mannigfachen sonstigen Mitteilungen über einzelne Kunstwerke athenischer und europäischer Museen muß ich mir versagen einzugehen; ich greife aus der Liste der Vortragenden nur noch die Namen von Collignon (Paris), Waldstein (Cambridge), Jörgensen (Kopenhagen), Marucchi (Rom), Philios (Athen), Clerc (Marseille) heraus.

Aus der langen Reihe von Ausgrabungsberichten hebe ich weiters hervor die von Flinders Petrie (über einen altsemitischen Tempel auf der Halbinsel Sinai), von Kavvadias (über den Apollo-Tempel von Phigalia), von Hiller v. Gärtringen (über die nunmehr abgeschlossenen Ausgrabungen auf Thera), von Herzog (über das Asklepieion von Kos), von Kuruniotis (über das arkadische Heiligtum des Zeus Lykaios). Heberdey (österreichisches archäologisches Institut) besprach das jüngst von ihm in Ephesus aufgedeckte Bibliotheksgebäude römischer Zeit, das im Zusammenhalt mit ähnlichen Bauten in Pergamon, Athen und Timgad wichtige Aufschlüsse über die Einrichtung antiker Bibliotheken gewährt.

Großes Interesse erregte eine systematisch geordnete Gruppe von Vorträgen, zu denen sich russische Gelehrte (Pharmakowsky, Malmberg, Pridik, Rostowtsew,

Skobelew) unter der Führung E. v. Sterns (Odessa) zusammengetan hatten, um ein Bild der Ausgrabungen in Süd-Rußland zu geben, deren Ergebnisse durch eine Verkettung von Umständen den europäischen Gelehrten weniger geläufig sind als selbst die Funde des ferneren griechischen Orients. Die neuen in der Krim und am Nordrand des Schwarzen Meeres gemachten Funde zeigen neuerdings in schlagender Deutlichkeit, wie enge die Kultur jener Gebiete von der neolithischen Periode an bis zur Römerzeit mit den Kulturphasen der ägäisch-griechischen Länder verknüpft war.

Über die Vorträge der epigraphisch-numismatischen und historischen Sektion kann ich leider fast nur vom Hörensagen berichten. Mahaffy, v. Wilamowitz, Jouguet sprachen über neue Ergebnisse der Papyrusforschung, Kavvadias und Herzog über die Inschriften, die von den Wunderkuren des Asklepios und seiner Priester in Epidauros erzählen. Babelon wußte für die genauere Zeitbestimmung der älteren Münzserien von Athen neue Anhaltspunkte aus dem Vergleich mit den Werken der altattischen Plastik zu gewinnen. Wilhelm (österreichisches archäologisches Institut) entwickelte den Plan eines Albums, das mittels genauer Nachbildung charakteristischer Inschriften die Geschichte der griechischen Schrift während eines Jahrtausends (vom VII. Jahrhundert v. Chr. bis zum IV. Jahrhundert n. Chr.) vor Augen führen soll.

Starken Besuchs und allgemeinen Interesses erfreuten sich auch die Verhandlungen der frühchristlich-byzantinischen Sektion, wie das durch den Ort des Kongresses gegeben war; fühlen sich doch die Griechen gerne als treueste Bewahrer des in griechischer Sprache verkündeten Christentums und zugleich als Erben byzantinischer Reichstradition. So fanden besonders großen Widerhall in der Öffentlichkeit die Mitteilungen Maruchis über die neuen Ergebnisse der römischen Katakombenforschung; es war dafür eine besondere Abendsitzung unter dem Vorsitz des Unterrichtsministers angesetzt worden, bei der Maruchi und Denunzio als Vertreter Roms Anlaß nahmen, die Jahrtausende alten Beziehungen von Rom und Athen in klangvollen Sätzen zu feiern. Bedeutsames Material für die früheste Geschichte des Christentums auf griechischem Boden brachte Lambakis (Athen) bei, der über die Katakomben auf Melos und über altchristliche Denkmäler im Kenchreae Philippi und Amorgos sprach. Mit spätchristlicher und byzantinischer Kunst beschäftigten sich die Vorträge von Uspensky (Direktor des russischen archäologischen Instituts in Konstantinopel), Strzygowski (Graz), Millet (Paris), Frotingham (Princeton), Lambros (Athen). Hiebei wurden mehrere weitausschauende wissenschaftliche Unternehmungen teils neu angeregt, teils in Einzelheiten der Durchführung eingehend besprochen, so eine Ikonographie der byzantinischen Kaiser, ein „Corpus" der byzantinischen Kunstdenkmäler, eine Sammlung aller christlich-griechischen Inschriften bis zum Jahre 1821.

Neben den geschichtswissenschaftlichen Sektionen arbeiteten nicht minder eifrig die Sektionen, die praktisch-wissenschaftlichen Aufgaben gewidmet waren. Die VII. Sektion, die unter dem Vorsitz des immer rüstigen Altmeisters Conze tagte, beschäftigte sich

insbesondere mit der Frage, in welcher Weise die antiken Kunstdenkmäler beim Unterricht in den Mittelschulen heranzuziehen seien. Aus aller Herren Länder, aus England und Amerika, aus Galizien (Rzepinski-Neusandez), Ungarn (Csengeri-Klausenburg) und Esthland wurden Erfahrungen über die sogenannte „Gymnasial-archäologie" — ein häßliches, aber bequemes Wort — und ihre Methoden ausgetauscht. In der Schlußsitzung einigte man sich auf eine von Brütt (Hamburg) vorgeschlagene Resolution, in der betont wird, daß ein besonderer, fachlich abgetrennter Unterricht in Kunstgeschichte in der Mittelschule vermieden werden solle, daß aber die Bildwerke des Altertums regelmäßig im Geschichts-, Sprach- und Zeichenunterricht heranzuziehen seien, nicht nur zur gegenständlichen Erläuterung, sondern auch als Hilfsmittel, um im künstlerischen Sehen zu üben und die Kunstleistungen des Altertums dem jugendlichen Verständnis näher zu bringen. Da hiebei das Wesentliche dem Takte der einzelnen Lehrer überlassen bleiben müsse, so sei von den Unterrichtsverwaltungen das Hauptgewicht auf eine entsprechende Ausbildung der Lehrer zu legen, von denen viele noch immer mit einer beschämenden Unkenntnis des künstlerischen Erbes der Antike ins Amt kommen.

Wie die Schulpädagogik in der VII. Sektion, so standen Denkmalpflege und Museumsverwaltung in der III. Sektion im Mittelpunkte der Diskussionen. Die Frage der „Restaurierung" unterliegt ja bei antiken Tempelbauten typischen Charakters teilweise anderen Gesichtspunkten als bei mittelalterlichen und modernen Bauschöpfungen. Zu den in Griechenland schon früher durchgeführten Wiederherstellungen antiker Bauten sind in den letzten Jahren einige neue Unternehmungen gekommen, über die der Kongreß Gelegenheit hatte zu urteilen. Bei dem Wiederaufbau des tempelartigen Schatzhauses der Athener in Delphi durch die Franzosen, von dem schon vorher die Rede war, mußte den trümmerhaften antiken Resten von Gebälk und Decke wohl mehr neues Material hinzugefügt werden, als mit dem Grundsatz bloßer „Konservierung" vereinbar ist, wobei es fraglich scheinen mag, ob das künstlerische Ergebnis die ungemein mühevolle und kostspielige Arbeit lohnt. Doch kommt hier auch die patriotische Bedeutsamkeit des Monuments in Betracht, hat doch der Gemeinderat von Athen, indem er als Rechtsnachfolger des „Demos von Athen" die Kosten des Aufbaues übernahm, nun gleichsam ein zweitesmal das Monument seiner Vorväter nach Delphi gestiftet. Die griechische Altertumsverwaltung ihrerseits hat sich strenge an den Grundsatz gehalten, nur dort an alte Bauteile zu rühren, wo es zur Sicherung des Erhaltenen nötig ist, und sich bei Wiederherstellungen auf die Wiederaufrichtung einzelner aus ihrem Verband gelöster alter Bauglieder zu beschränken. So ist in außerordentlich glücklicher Weise in dem letzten Jahrfünft an dem Erechtheion die Nordhalle (bei der sogar die Steine der Marmordecke nahezu vollständig erhalten waren) nebst einem Teile der Westwand durch den Architekten Balanos wieder hergestellt worden, der für diese hervorragende Leistung auf dem Kongresse allseitige Anerkennung erntete. Auch bei den Sicherungsarbeiten am Parthenon, die jetzt gleichfalls (mit einem

Kostenaufwand von zirka 200.000 Francs) nahezu vollendet sind, und bei dem Apollotempel von Phigalia sind die Griechen mit vollem Recht auf einem streng konservativen Standpunkt verblieben. Den immer wieder auftauchenden törichten Gerüchten, daß die griechische Regierung den vollständigen Wiederaufbau des Parthenons plane, nahm Kavvadias Gelegenheit beim Kongreß energisch entgegenzutreten.

Im Zusammenhang mit diesen Fragen wurde auch über die Maßregeln verhandelt, die zum Schutze des noch am Parthenon befindlichen Frieses der Westseite vorzukehren wären. Diese kostbaren Platten, die sich bekanntlich innerhalb des Säulenumgangs befinden, haben, da die Säulenhalle seit langem ihrer Decke beraubt ist, auch noch im letzten Jahrhundert sehr viel mehr Schaden gelitten, als die von Lord Elgin nach London gebrachten Skulpturen des Parthenons. Bei dem Kongresse traten daher Dörpfeld und Furtwängler dafür ein, den Fries herabzunehmen und am Tempel durch eine Nachbildung zu ersetzen, da nur in einem Museum die Skulpturen genügend geschützt und in der Nahsicht, entsprechend der künstlerischen Bedeutung, die sie heute für uns haben, gewürdigt werden könnten. Dagegen wurde von anderer Seite und namentlich auch von Kavvadias als dem obersten Konservator der Altertümer es als verhängnisvolles Wagnis bezeichnet, auch nur ein Stück der ohnehin nicht zahlreichen Skulpturen, die an ihrem ursprünglichen Bestimmungsort uns erhalten geblieben sind, aus dem vom antiken Künstler gewollten architektonischen Zusammenhang gewaltsam zu entfernen. Man will nun die Halle an der Westseite des Parthenons mit einer Holzdecke, die in Form und Anstrich die antiken Steinkassetten nachahmen soll, eindecken, und hofft so, zu erreichen, daß der Fries nicht nur gegen Wetterschäden gesichert sein, sondern zugleich auch in derselben Belichtung wie im Altertum (mit Reflexlicht von unten) erscheinen werde. Die Erwartung, auf solche Weise den Fries in seiner antiken Wirkung genießen zu können, wird freilich eine Illusion bleiben, da nach der völligen Zerstörung der einstigen Bemalung die auch sonst stark beschädigten Reliefs in der Untersicht nur mehr eine äußerst verblaßte Vorstellung vom Ursprünglichen zu geben vermögen. Aber aus Pietät für die alten Werkmeister müssen wir uns wohl mit diesem unvollständigen Eindrucke begnügen, wenn wir nur erst die Beruhigung haben, daß die Platten an Ort und Stelle vor weiterer Unbill bewahrt sind.

In derselben Sektion kam es auch zu einer lebhaften Debatte über das Verhalten der Museumsverwaltungen zu den Museumsbenützern. Da in den griechischen Museen eine wahrhaft schrankenlose Liberalität gegenüber ausländischen Gelehrten geübt wird, so konnte sich gerade auf griechischem Boden die Kritik um so freier gegen andere Museumsleitungen kehren, die aus bureaukratischer Engherzigkeit oder aus kleinlicher Selbstsucht oder auch aus übel angebrachtem Nationalismus Stücke ihres Besitzes in völliger oder halber Verborgenheit halten. Es war selbstverständlich, daß der Kongreß mit allem Nachdruck den Grundsatz aufstellte, daß die Museumsleiter zu möglichstem Entgegenkommen gegenüber allen Mitforschern

und zu raschester Veröffentlichung neuerworbener Stücke verpflichtet seien. Da fast alle großen europäischen Museen in der Versammlung durch leitende Persönlichkeiten vertreten waren, so war der Kongreß in der Lage, auch noch über eine Reihe interner Museumsangelegenheiten Wünsche zu formulieren, deren genauere Ausführung einer fachmännischen Kommission überwiesen wurde. So soll eine möglichst einheitliche Anlage der Museumskataloge angebahnt, der Austausch der Dubletten geregelt und eine enge Kooperation der Museen zum Schutze gegen Fälscher und Diebe begründet werden — ein Echo bekannter Vorfälle aus jüngster Zeit. Durch rückhaltlose Meldungen über alle Betrugsversuche und durch Mitteilung von Abbildungen der Falsifikate sollen sich die Museen gegenseitig vor Schaden bewahren, anderseits soll durch Herstellung und Austausch von Faksimile-Nachbildungen der dem Diebstahl besonders ausgesetzten kleineren Objekte aus Edelmetall ein teilweiser Ersatz im Verlustfalle geschaffen werden.

Aus den Verhandlungen über Fragen der Ausgrabungspraxis hebe ich nur hervor, daß der Kongreß sich bemüßigt sah, gegen jene all zu rasch zugreifende Unternehmungslust sich zu verwahren, bei der durch flüchtiges Aufdecken und eiliges Verlassen der erschlossenen Fundstätte die gefundenen Reste statt sichergestellt vielmehr dauernder Zerstörung preisgegeben werden. Um dem zu steuern, wurde das Prinzip aufgestellt, es solle die Bewilligung zu Ausgrabungen nur dann erteilt werden, wenn von vornherein in dem Ausgrabungs-Budget ein angemessener Teil der verfügbaren Geldmittel für die Kosten der Erhaltung des Gefundenen bestimmt worden ist. Gegenüber den Klagen über allzu lange Verzögerung der Ausgrabungsberichte und über ängstliche Geheimhaltung der ergrabenen Funde konnte der Kongreß nichts anderes tun als den Wunsch aussprechen, daß die Ausgrabungsleiter wenigstens alljährlich vorläufige Berichte über den Fortgang der Arbeiten veröffentlichen sollten.

Es ist selbstverständlich, daß ein wissenschaftlicher Kongreß in allen solchen Fragen keine Gesetze schaffen, sondern nur seine moralische Autorität geltend machen kann, um gewissen Grundsätzen sowohl bei Fachgelehrten wie bei den berufenen Verwaltungsinstanzen in den einzelnen Ländern zum Durchbruch zu verhelfen. Aber es ist gewiß dem Kongresse zum Verdienste anzurechnen, daß er sich gleich bei seinem ersten Zusammentreten auch der vielen praktischen Interessen, die mit dem äußeren Betrieb der archäologischen Forschung verknüpft sind, so nachdrücklich angenommen hat.

Nimmt man zu all dieser in Vorträgen und Beschlüssen niedergelegten Arbeit noch den nicht registrierbaren Gewinn, den der außerhalb des offiziellen Rahmens erfolgte Meinungsaustausch so vieler persönlich einander nahe gerückter Forscher von selbst ergibt, so darf man es aussprechen, daß an diesem ersten Archäologenkongreß Zeit und Mühe nicht verloren waren, und daß die neue Institution ihre Existenzberechtigung erwiesen hat. In der Schlußsitzung wurde denn auch der Antrag, die internationalen Archäologenkongresse zu einer dauernden Einrichtung zu machen,

einstimmig angenommen und zugleich das verdienstvolle Komitee, das den ersten Kongreß einberufen hatte, mit der Vorbereitung des nächsten, der im Jahre 1908 in Kairo stattfinden soll, betraut.

Dieser Bericht über die Arbeiten der in Athen versammelten Archäologen würde aber nur ein abstraktes Bild des Kongresses geben, wenn nicht wenigstens mit einem Worte noch der durch Land und Leute bestimmten Begleitumstände gedacht würde, die auch den internationalen Kongressen erst die individuelle Lokalfarbe aufprägen. Und wo könnte ein anderer Ort für einen Kongreß so bedeutungsvoll sein wie Athen für einen Kongreß von Altertumsforschern? Wie diese in Griechenland ihre zweite geistige Heimat finden, die Heimat der Gestalten und Ideen, deren Erforschung sie sich gewidmet haben, so sehen sie dort ihre Arbeit von allen Schichten der Bevölkerung mit lebhaftester Anteilnahme begleitet und nicht nur als Leistungen abstrakten Gelehrtentums, sondern als eine unmittelbar mit dem praktischen Leben verknüpfte Tätigkeit gewertet. Denn über den Ruinen jahrtausendelanger Fremd- und Mißherrschaft reicht das moderne Griechentum der glanzvollen Vorzeit die Hand und erkennt in der Kultur der alten Hellenen ein Stück der eigenen Volksgeschichte. Ist der gemeine Mann aus dem Volke manchmal geneigt, die Begeisterung, die dem alten Hellenentum gezollt wird, ohne weiters als Anerkennung für das moderne Griechentum auszumünzen, so schätzen die Kreise der Gebildeten jeden Gewinn der Altertumsforschung dankbar als eine Mehrung des eigenen Kulturerbes. So war es kein Wunder, daß den Teilnehmern des Kongresses die berühmte griechische Gastfreundschaft — „Philoxenia" sagt der Grieche mit einem Wort gesteigerter Bedeutung — mit doppelter Lebhaftigkeit entgegengebracht wurde, in allen Abstufungen sozialer Lebenshaltung, aber überall mit gleicher Weitherzigkeit. Den wertvollsten und dauernden Ausdruck findet aber diese „Philoxenia" in dem Entgegenkommen, das die griechische Regierung den ausländischen Gelehrten jederzeit gewährt hat, und in der Bereitwilligkeit, mit der sie auch den fremden Nationen ein Anrecht auf die Erforschung jener Kultur, auf die alle europäische Kultur zurückgeht, zuerkannt hat.

Die Dankbarkeit für diese offizielle wie für die volkstümliche Gastfreundschaft fand auf dem Kongresse lebhaften Ausdruck, der sich verknüpfte mit der freudigen Anerkennung all des Trefflichen, was die Griechen selbst für Erforschung und Erhaltung der Antike getan haben. Denn nicht nur der Rechte, auch der Pflichten, die der Besitz antiken Kulturbodens auferlegt, sind sich die Griechen bewußt, und sie sind eifrig bemüht, sich des ererbten Gutes durch die Art, wie sie es verwalten, immer von neuem wieder würdig zu erweisen. Bei allen Wechselfällen der Politik, die in Griechenland auch die Verwaltungsmaschine nur allzusehr beeinflussen, ist auf dem Gebiete der Altertumspflege eine glückliche Stetigkeit der Grundsätze und Personen gewahrt worden, die trotz der Enge der Verhältnisse Bedeutendes zu leisten erlaubte.

Wie sehr dieses verdienstvolle Wirken der Unterrichtsverwaltung auf einem für alle Kulturnationen bedeutungsvollen Gebiet dem Staate auch nach der politi-

schen Seite hin zu gute kommt, dafür konnte eben der Kongreß den Beweis erbringen, auf dem so viele Stimmen sich zu einem Vollklang internationaler Sympathie für das moderne Griechenland vereinigten. Nicht nur die Gelehrten, auch die Politiker Griechenlands durften die Episode des Kongresses im Leben des Staates als einen sonnigen Tag verzeichnen, der für manche Bitternisse entschädigen konnte.

Der arme Narr.

Schauspiel in einem Akt.

Von Hermann Bahr.

„Daß der am schönsten lebt, der das Dasein nicht achtet." Nietzsche.

Personen:

Kaiserlicher Rat Vinzenz Haißt, Großkaufmann.
Sophie, seine Tochter.
Hugo Haißt.
Eduard Haißt.
Huster, Prokurist.
Notar Regel.
Dr. Halma.

In Österreich. Heute.

Wohnzimmer des Kaufmanns Vinzenz Haißt. Großes, geräumiges, winkeliges Haus vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Das Zimmer biegt vorne links und rechts je in einen großen Erker aus. Im Erker links: ein großer runder Biedermeier-Tisch, darauf Medikamente, ein Krug mit Wasser, zwei Gläser, ein Löffel, ein Handleuchter, Tinte, Bleistifte, Geschäftsbücher, eine Schatulle mit Briefschaften und Dokumenten, die Aktentasche des Notars, eine Kiste Zigarren, um den Tisch drei gepolsterte breite Biedermeier-Stühle, hinter dem Tisch ein großes, bequemes, sehr weites und tiefes geblumtes Sofa mit großen Kissen und schweren Decken, über dem Sofa an der Querwand des Erkers ein Glockenzug mit breitem buntem Bande, ferner zwei Ölbilder, Großvater und Großmutter Haißt darstellend, in der Tracht der Dreißigerjahre, unter ihnen kleine blasse Photographien der Eltern Haißt in der Tracht der Siebzigerjahre, unter diesen eine Photographie ihrer drei Knaben, an der linken Seitenwand des Erkers eine Stelle mit Meerschaumpfeifen. Im Erker rechts: der Eßtisch mit sechs Stühlen, hinter ihm eine Bank, über ihr an der Querwand ein Ölfarbendruck der heiligen Maria, darunter ein ewiges Licht, an der rechten Seitenwand des Erkers eine Stelle mit alten Krügen, bemalten Tellern und reichen Gläsern, daneben eine Zither, über dem Tisch eine Hängelampe für Gas. Rückwärts ein sehr breites Fenster mit Blumen, weiße Gardinen; man sieht in einen alten Garten auf herbstlich gebräunte Bäume. Vor dem Fenster eine Nähmaschine und ein Tischchen für weibliche Handarbeit; daneben ein alter schwarzer Lehnstuhl mit einem Schemel. In der Ecke links eine schwere schwarze eiserne Kasse. In der Ecke rechts ein großer moderner gelber Schrank für Geschäftsbücher mit Rolladen; daneben ein sehr altes Stehpult mit Tinte, Bleistiften, einem großen Handleuchter und einem alten schwarzen Kruzifix. Dann ein weißer Ofen. Noch weiter vorn in der rechten Wand eine kleine Tür zum Schlafzimmer des Kaufmanns. Gegenüber in der linken Wand eine größere Tür nach dem Korridor.

Das Zimmer ist pedantisch sauber und strenge gehalten, aber nach alten Sachen und langer Krankheit muffend.

Herbst. Nachmittag gegen Vier. Die Sonne auf dem Fenster.

Prokurist Huster (Fünfziger, klein, mager; spärliche graue Haare, an den Schläfen vorgekämmt; verwittertes verwischtes Gesicht, mit müden kleinen Augen und stumpfer Nase, dünnem spärlichem Bart an den Wangen und unter dem Kinn, die Lippen ausrasiert; schlechte Zähne; alter langer schwarzer Rock; sehr vorsichtig, schweigsam, pedantisch; steht am runden Tische im Erker links, legt eben in das große Geschäftsbuch, das ihm Vinzenz über den Tisch reicht, ein Fließblatt, trocknet die Unterschrift Haißts sorgfältig ab, schließt es und will sich zur Tür links wenden; zu Vinzenz). Ja, Herr kaiserlicher Rat.

Vinzenz Haißt (fünfundvierzig Jahre; vor der Zeit grau und alt geworden; von mittlerer Größe, mit starken Knochen; kahl, nur an den Schläfen dünne graue Haare; kleine graue flackernde Augen, Tränensäcke, borstige Brauen; große, heftig vorspringende, stark gebogene Nase, die dicken Lippen und das sehr breite starke herrische Kinn ausrasiert; grauer Backenbart; im Wesen zugleich pedantisch und ungeduldig; in einem alten langen türkischen Schlafrock; hat eben im Buche des Prokuristen unterschrieben, legt sich ermattet wieder in das Sofa zurück und hüllt sich in die schweren Decken ein, fährt aber noch einmal auf; zu Huster). Und dann brauchen wir von der Bank nichts bis Montag?

Huster. Nein, Herr kaiserlicher Rat.

Vinzenz (mit Anstrengung). Nächste Woche kann ich ja schon hoffentlich wieder selbst —

Notar Regel (Sechziger; feiner ruhiger alter Herr, immer mit einem geschäftlichen gleichgültigen Ton; auf dem Stuhl links vom runden Tisch, einen Bleistift in der Hand, mit dem er sich auf einem Papier Notizen gemacht hat; beruhigend zu Vinzenz). Aber gewiß, Verehrtester.

Vinzenz (mit Anstrengung zu Huster). Aber die paar Tage noch, Huster, da müssen Sie schon — (drohend) ich hoffe, daß ich mich auf Sie verlassen kann, Huster?

Huster (still, leise gekränkt). Ich glaube, daß der Herr kaiserliche Rat das wirklich kann.

Vinzenz (fällt in die Kissen zurück; abbrechend). Es ist gut.

Huster (abgehend). Guten Abend, Herr kaiserlicher Rat. Guten Abend, Herr Notar. (Links ab.)

Regel (leichthin). Guten Abend, Huster. (Indem er seine Papiere faltet.) Ja und wir wären ja jetzt eigentlich auch so ziemlich —

Vinzenz (wirft sich auf dem Sofa herum; gewaltsam). In ein paar Tagen. Ich kenne mich doch. Sie werden sehen.

Regel (bei seinen Papieren). Sicherlich.

Vinzenz (mit einem mißtrauischen Blick auf Regel). Und deshalb auch noch, Herr Notar — (indem er den Finger auf den Mund legt) ich kann mich doch verlassen? Er braucht's nicht zu wissen.

Regel. Natürlich.

Vinzenz. Es soll geschrieben stehen. Für alle Fälle, man weiß ja nie. Er wird sich's wohl denken, sicher: er hat sich's ja auch verdient und, was wichtiger ist, das Geschäft braucht ihn. Er ist der einzige . . . . wenn ich einmal nicht mehr bin . . . . (Achselzuckend) man weiß ja nie. (Heftig.) Aber er soll nicht sicher sein. Das tut nicht gut. (Wieder mißtrauisch drohend.) Deshalb Herr Notar —

Regel (leichthin). Das versteht sich doch. (Legt die Papiere in seine Aktentasche; halb fragend.) Und so wären wir ja —

Vinzenz (heftig). Aber wir haben ja Zeit! Sie sagten doch, daß er erst abends kommen wird.

Regel. Gegen Abend, hat der Arzt gesagt, will er ihn bringen.

Vinzenz. Also. Was eilen Sie dann so?

Regel. Gar nicht. Wenn Sie noch etwas haben —

Vinzenz. Nein. Aber Sie sollen jetzt sprechen.

Regel. Es ist alles aufgesetzt. Aber ich kann auch gleich hier —

Vinzenz. Nein, sondern Ihre Meinung will ich hören.

Regel. Worüber?

Vinzenz. Wie Sie meine Verfügungen finden.

Regel. Sie sind unanfechtbar, rechtlich.

Vinzenz. Und?

Regel (sieht auf). Was, Verehrtester?

Vinzenz. Ob Sie finden, daß ich Recht habe?

Regel. Gewiß ist es Ihr Recht, so zu verfügen. Es wird ein gültiges Testament sein.

Vinzenz (gierig lauernd). Aber Sie . . . an meiner Stelle?

Regel. Ja das ist nun eine andere Frage.

Vinzenz. Sagen Sie.

Regel. Ich bin nicht Sie, ich habe kein berühmtes altes Geschäft, ich bin ein bescheidener kleiner Notar — das läßt sich doch gar nicht vergleichen.

Vinzenz. Auch Sie sind Witwer, auch Sie haben bloß ein einziges Kind —

Regel (ablehnend). Wozu, Verehrtester? Sie haben mir genau gesagt, was Sie wollen, haben mir auch erklärt, warum es Ihnen so für das Geschäft notwendig scheint —

Vinzenz (heftig). Mein Großvater, mein Vater und ich, wir haben —

Regel. Ja, Verehrtester! Sie haben ja vollkommen recht. Was regen Sie sich auf?

Vinzenz. Weil ich Ihnen ansehe —

Regel. Sie täuschen sich, es fällt mir gar nicht ein, irgendwie —

Vinzenz (hartnäckig). Aber Sie hätten an meiner Stelle —

Regel. Gott, das ist doch ganz etwas anderes, ich stehe zu meiner Tochter offenbar ganz anders —

Vinzenz (heftig, höhnisch). Natürlich, ich habe kein Gefühl für mein Kind —

Regel (versucht ruhig zu bleiben). Wer sagt das?

Vinzenz (ausbrechend). Alle. Ich weiß es doch. Alle werden's sagen. Das arme Kind, das der hartherzige Vater enterbt hat. Und es ist ja doch gar nicht wahr! Sie kann alles haben, alles! Wenn sie vernünftig ist. Wenn sie mir folgt. Wenn sie tut, was nach meiner reiflichen Überlegung schließlich auch für sie das Beste ist. Nicht, Herr Notar, nicht?

Regel. Ich kenne das Fräulein viel zu wenig.

Vinzenz. Soll sie selbst das Geschäft führen? Ein Kind von siebzehn Jahren, oder sagen wir schon neunzehn: denn wenn . . . . (schwer, dumpf) wenn ich es auch diesesmal

vielleicht noch übertauche, vielleicht —! Aber das weiß ich schon, da brauch ich erst keinen Arzt dazu, das spürt man doch: es .... es hält nicht mehr, nein! Und dann? Dieses Geschäft, auf das der Neid von allen Seiten schielt, (höhnisch auflachend) ha, das wäre ihnen recht! Oder verkaufen, verschleudern? Und hui mit dem Geld lustig in die weite Welt hinaus, daß es in ein paar Jahren verjuxt ist? Mein lieber Herr Notar, Sie wissen, daß es in unserem Blute spukt, Sie verstehen mich? Ich bin mit dem bösen Tropfen fertig geworden, ich! Gott sei Dank. Aber meine Brüder, Sie wissen —

Regel: Mein Gott, der arme Hugo —

Vinzenz (leise, schadenfroh). Durch seine Schuld.

Regel. Wer kann das sagen?

Vinzenz. Der Arzt. Der Arzt hat es mir gesagt. Durch sein wildes Leben hat er sich verwüstet. (Mit leisem Hohn.) Es gibt eben, lieber Herr Notar, scheint's, doch noch Dinge, die selbst das „Genie" nicht darf. So traurig das ist. Mir tut der arme Narr ja leid. Aber an meinen Mahnungen und Warnungen hats wahrlich nicht gefehlt. Wo hört denn aber so einer auf uns? Wer sind denn wir? Was verstehen denn wir? Da heißt's doch nur, man kann seinem Fluge nicht folgen. (Lacht höhnisch auf.) Hat mir meine eigene Frau gesagt, hier an diesem Tisch, wie oft! Wenn ich bremsen wollte beim Hugo. Was weiß denn so ein trockener Pedant von den freien Geistern? — Meine eigene Frau, die Mutter meiner Tochter. Nein, da bin ich nicht sicher, daß das nicht auch in dieser spukt.

Regel. Das weiß ich ja nun alles nicht, ich versteh' ja nichts von Musik, aber ich höre doch allgemein, daß Ihr Bruder wirklich ein Genie gewesen sein soll.

Vinzenz. Ja, seit er verrückt ist, finden das alle. Ich kann es ja natürlich auch nicht wissen. Das machen doch diese hohen Herren untereinander aus und wir haben zu schweigen. Aber mein Kind will ich hüten. Das können Sie mir nicht verdenken. Ich meine doch, in unserem Hause wär's jetzt gerade genug. Der andere, der Eduard, der ist ja doch auch schon immer ein kleines Genie gewesen, der — Dieb. Damit hätten wir aber jetzt gerade genug, dächt' ich.

Regel (entschuldigend). Er war noch fast ein Kind, und wenn man bedenkt, daß er wahrscheinlich nur durch die Schuld dieser unseligen Person —

Vinzenz. Ihr seid so gnädig — nur gegen die anständigen Leute nicht, denen sieht man nichts nach, da wird unerbittlich gewacht und keiner fragt, was es uns kostet! Wir möchten vielleicht auch lieber — glauben Sie nicht, Herr Notar? Es ist eigentlich jeder dumm, der sich zügelt und an seine Pflicht hält. Mit mir hat niemand Mitleid.

Regel (lächelnd). Sie sind doch auch wirklich nicht zu beklagen, sagen Sie selbst.

Vinzenz. Warum dann meine Tochter? Was will ich denn von ihr? Was soll sie denn?

Regel. Sie ist noch nicht zwanzig und der brave Huster ein Fünfziger. Wenn Sie sie also zwingen —

Vinzenz. Ich zwinge sie nicht. Sie kann wählen. Paßt er ihr nicht, so hat sie mit ihrem gesetzlichen Teile noch immer genug, sie wird nicht hungern. Wie ich gesorgt habe, daß auch meine Brüder nicht hungern werden. Will sie mehr, so muß sie sich eben zu dem Manne bequemen, dem ich vertraue. Ich kenne keinen, der tüchtiger, rechtschaffener und verläßlicher wäre als Huster. Seit fünfundzwanzig Jahren kenn' ich ihn.

Regel. Für das Geschäft haben Sie gewiß Recht.

Vinzenz (höhnisch auflachend). A ja! Ich weiß schon, was Sie meinen. Die romantischen Flausen, was? Ich aber sage Ihnen: eben darum! Ja. Weil ich's verhindern will. Ja. Das ist es. Mir ist es gar nicht um das Geschäft. In diesen schlaflosen Nächten jetzt, die ganze Zeit, wo ich mich immer nur gewälzt und nachgedacht habe, über dies alles, diese große Seltsamkeit, die das Leben ist, unser verwirrtes Leben, das so verrinnt und man weiß nichts, nie — da ist es mir erst klar geworden: jene Flausen sind das Böse! Ihr glaubt immer noch, daß man sich mit ihnen abfinden kann. Nein, Herr Notar. Gibt es nicht. Aber euch ist allen insgeheim doch leid um sie. Ihr denkt, ein bißchen könnte man den Menschen doch gewähren lassen. Nein, Herr Notar! Er wird sonst gleich zu stark, er wird frech, er wächst euch über den Kopf. Ich hab's an meinen Brüdern gesehen. (Auf die Photographie über dem Sofa zeigend.) Mein Vater war ein braver Mann, aber der hat auch geglaubt, daß sich ein junger Mensch erst ein bißchen austoben muß. Nein, Herr Notar, da tobt sich das Böse nur immer tiefer ein. Ihr kennt die Menschen alle nicht, da gibt 's ein einziges Mittel: aushungern! Hart, ich hab's gespürt, aber probat, ich bin doch froh, daß ich mir nicht nachgegeben habe, nie. Und jetzt zeigt es sich, jetzt haben wir ja das Resultat: hier und dort. — Aushungern, das Böse, das im Menschen ist, in jedem Menschen: denn unsere Natur ist bös, das können wir nun nicht ändern. Aushungern, es gibt sonst nichts. (Fährt zusammen, da es an der Tür links leise klopft.) Ja, was ist? Herein.

Sophie (siebzehn Jahre; blond, schmächtig; still, nachdenklich; sehr einfach, fast ärmlich gekleidet; durch die Tür links, an der sie bleibt). Ich möchte nur fragen, Vater, ob der Onkel Hugo —

Vinzenz (fährt gegen sie; schreiend). Was geht dich der Onkel Hugo an? Wer hat dir überhaupt gesagt, was wird da schon wieder getratscht?

Sophie. Ich mein' doch nur —

Vinzenz. Was? Was meinst du? Was?

Sophie. Ob er abends bleibt ... damit ich weiß, was ich richten soll.

Regel (kommt jetzt erst dazu, ihr zuzunicken). Guten Tag, Fräulein Sophie.

Sophie (knixt leicht vor dem Notar).

Vinzenz (rasch, scharf). Nein. Nichts. Und daß sich niemand von euch zeigt! Verstanden? (In einem anderen, falsch mitleidigen Ton.) Ein armer kranker Narr ist nicht für eure müßige Neugierde da. Das mußt du doch selbst einsehen, nicht?

Sophie. Ja, Vater.

Vinzenz. Denk' dir, der Herr Notar hat mir erzählt; der Arzt sagt, daß er ihn nur abends bringen kann, weil er durchaus das Licht, die Sonne nicht verträgt. (Langsam sich an der Vorstellung weidend.) Wenn er die Sonne sieht, denk' dir, da fängt er immer gleich zu weinen an und sitzt dann stundenlang, kann sich nicht beruhigen und weint. (In Erinnerungen versinkend.) Weint, weint. Dieser leuchtende, lachende Mensch. Und das ist dann das Ende. (Leise, schadenfroh.) Ja. (Wieder in jenem falsch mitleidigen Ton.) Ich will nicht, daß ihr ihn seht. Mag er hundertmal selbst daran schuld sein, weil er sich nicht zu bändigen wußte, sondern nur so durch das Leben schoß — merk' dir's, Sophie! Aber mir steht es nicht an, ihn zu richten. Er ist mein Bruder, und wenn auch er das oft genug vergessen hat, ich vergess' es nicht. Ich nicht. Ich glaub', ich hab's bewiesen.

Regel (leichthin bestätigend). Das weiß die ganze Stadt.

Sophie (zögernd). G'rad darum hätt' ich gedacht .... weil es ihn doch vielleicht ein bißchen freuen würde — (bricht ab und sieht ängstlich auf den Vater).

Vinzenz (mißtrauisch lauernd, aber in einem freundlichen Ton, um sie auszuhören). Was denn, mein Kind? Was hast du dir gedacht?

Sophie (immer zögernd). Die Klementin hat mir neulich das Heft geliehen mit den Liedern vom Onkel —

Vinzenz (verhält seinen Grimm). So. Nun und?

Sophie. Da ist ein wunderschönes, Vater.

Vinzenz. So.

Sophie. Das Lied an die Freude.

Vinzenz (nickend; mit leisem Hohn). An die Freude.

Sophie. Wunderschön, Vater. Ich hab' im Leben nie so was gehört, es läßt sich gar nicht sagen. So zum Weinen schön.

Vinzenz (halblaut). Er weint ja jetzt auch. (Lacht kurz auf.) Ha. (Ruhig fragend.) Und?

Sophie (immer mit den Blicken fragend, ob es Vinzenz nicht erzürnt). Ich hab' es gelernt.

Vinzenz (mit einem bösen Lächeln, aber ganz ruhig). Du hast es gelernt.

Sophie. Ja, Vater. Auch um mich in diesen traurigen Wochen Ihrer Krankheit ein bißchen zu trösten.

Vinzenz (halb fragend). Und mich zu meiner Genesung zu überraschen?

Sophie (zweifelnd, wie der Vater es meint). Wenn Sie wollen, Vater. Es würde Ihnen gewiß gefallen. Es ist so wunderschön.

Vinzenz (immer in demselben undurchsichtigen, kaum von einer ganz leisen Ironie gestreiften Ton). Nein, mein Kind, du weißt doch, ich bin kein Musikus, es wäre schade. — So fleißig warst du also. So fleißig, während dein Vater krank war.

Sophie (leise). Mir ist so furchtbar bang gewesen, oft.

Vinzenz. Ja, mein Kind. Mit Recht. Denn wer weiß, wenn dein Vater einmal stirbt —

Sophie (schmerzlich, leise mit der Hand abwehrend, flehentlich). Nicht, Vater! Nicht so reden.

Regel (leichthin). Aber, Verehrtester! Nun sind wir doch wieder auf Jahre beisammen.

Vinzenz. Alte Leute —

Regel. In Ihren Jahren!

Vinzenz. Alte Leute —

Sophie. Nicht wahr, Herr Notar?

Regel. Was soll dann ich sagen? Mir müssen Sie ja noch Schnupftabak holen.

Vinzenz. Alte Leute, mein Kind, müssen bereit sein. (Indem er wie zufällig mit den Fingern an die Aktentasche des Notars klopft; mit leisem Hohn.) Ich bin es jetzt. Ich bin bereit. — Und wenn der Vater stirbt, da weiß man nie, was aus einem Kind dann wird. Das weiß man nie. Dann erst erwachen die Kinder.

Sophie (schluchzt leise auf und hält sich an dem Sessel rechts vom runden Tisch).

Vinzenz (noch einmal leise an die Tasche klopfend). Ja, meine liebe Sophie! Dann erst erwachen die Kinder. Merk' dir das nur.

Regel (dem um das Mädchen leid ist). Aber, Verehrtester! Wozu denn?

Vinzenz. Darum ist es sehr gut, wenn du dir für einen Trost sorgst. Du wirst ihn vielleicht bald brauchen können. Da wird dann das Lied vielleicht ganz gut sein. Das Lied an die Freude. Schade, daß ich kein Musikus bin. Obwohl ich ja sonst wahrhaftig keine Ursache habe, es zu bedauern. Nein. Und du wirklich auch nicht. Oder möchtest du lieber die Tochter vom Onkel Hugo sein?

Sophie (schmerzlich). Wie können Sie nur so fragen, Vater!

Vinzenz. Früher freilich! Als er noch der Leuchtende war. (Lacht kurz vor sich hin.) Den Leuchtenden hat er sich damals gern genannt. Aber jetzt. Da sitzt er jetzt im Dunkeln und kann nur weinen. Der arme Narr. Nein, da hast du 's schon noch besser bei mir.

Sophie (schmerzlich bittend). Vater.

Vinzenz. Es singt sich auch besser, glaub' mir, das schönste Lied singt sich doch besser, wenn man zu essen hat. — (Plötzlich, lauernd.) Die Klementine hat dir's gebracht?

Sophie. Ja, Vater.

Vinzenz. Die schwärmt wohl für ihn?

Regel (lächelnd). Gott, alle jungen Mädchen doch. Es ist ein wahrer Rausch.

Vinzenz (nickend). Von je. Die jungen Mädchen. Da hat er's jetzt davon. — (Plötzlich wieder lauernd.) Und ganz heimlich hast du dir's eingelernt?

Sophie (unsicher, leise). Ja, Vater.

Vinzenz (drohend). Allein?

Sophie (zögernd). Nein.

Vinzenz (triumphierend). Aha. — Nun?

Sophie (zögernd, leise). Der Onkel Eduard hat mir geholfen.

Vinzenz (nickend). Ja.

Sophie. Es ist sehr schwer. Allein hätt' ich es nicht können.

Vinzenz. Aber der Onkel Eduard.

Sophie. Wenn er einem was vorspielt, begreift man's gleich.

Vinzenz. Ja, er war immer ein halber Musikus. (Mit offenem Hohn.) Es hat sich auch gezeigt.

Sophie (rasch, empört aufsehend, mit leisem Trotz). Vater!

Vinzenz (sehr rasch, indem er ihr drohend in die Augen blickt; brutal). Was?

Sophie (senkt mutlos den Blick).

Vinzenz (höhnisch freundlich). Was denn, mein Kind? Wolltest du mir nicht was sagen?

Sophie (gebändigt, wieder in ihrem gehorsamen Ton). Nein, Vater.

Vinzenz (wieder drohend, aber ruhiger). Denn es ist dir doch bekannt, was ich für den Eduard getan hab'? Das hätte sich mancher überlegt. Sagen Sie, Herr Notar.

Regel. Aber gewiß, Verehrtester.

Vinzenz. Sagen Sie's ihr nur.

Regel. Es ist nur eine Stimme, daß das damals sehr schön von Ihnen war.

Vinzenz (mit verhaltener Wut). Einen Dieb ins Haus zu nehmen!

Sophie (bäumt sich auf, bezwingt sich aber noch und murmelt nur, indem sie den Kopf senkt, mehr vor sich hin). Doch kein Dieb.

Vinzenz (schreiend). Wenn einer gestohlen hat?

Sophie (mit plötzlichem Trotz, fest). Seinem Vater.

Vinzenz (sehr rasch, sehr laut). Das Gericht hat nicht gefragt.

Sophie (sehr rasch). Weil der Huster ihn gleich angezeigt hat, dann war es zu spät.

Vinzenz (sehr rasch). Das war nur seine Pflicht.

Sophie (erbittert). Und den Großvater aufgehetzt hat und alle.

Vinzenz (sehr rasch, höhnisch). Gott sei Dank.

Sophie (sehr rasch, unwillkürlich). Pfui.

Vinzenz (springt auf und beugt sich über den runden Tisch vor; außer sich). Wie sagst du? Sag's noch einmal! Infames Ding.

Regel (beschwichtigend). Aber Verehrtester! Wie kann man nur — (Steht auf.)

Sophie (über sich selbst erschrocken, senkt den Kopf; leise). Verzeihen Sie, Vater.

Vinzenz (sinkt erschöpft in das Sofa zurück; vor Aufregung lallend). Pfui, sagt sie, pfui! Von diesem Mann, dem wir allein verdanken —

Regel (beschwichtigend). Es war doch nicht so gemeint.

Vinzenz. Der uns gerettet hat!

Sophie (leise bittend). Vater.

Vinzenz (schreiend). Gerettet hat er unser ganzes Haus! Wo wären wir? Der hätt' damals alles zu der Tänzerin hingeschleppt! Der Eduard war ja toll! (Mit neuer Wut.) Und du könntest heute —

Regel (beschwichtigend). Aber was versteht denn das Kind? Das folgt seiner natürlichen Empfindung und —

Vinzenz (plötzlich ganz ruhig; wendet sich jäh zum Notar um, starrt ihn groß an und reißt den Mund auf; langsam). Aaa! Ja so! Dann! Wenn das die natürliche Empfindung ist, dem Retter des Hauses einen Dieb vorzuziehen —

Sophie (zuckt leise zusammen).

Vinzenz (mit neuer Wut). Einen Dieb, der daran war, unser ganzes Geld mit der Tänzerin zu vertun! Was wären wir? (Mit Hohn.) Aber die natürliche Empfindung —

Regel (ärgerlich). Sie verdrehen einem ja das Wort im Mund. (Geht ärgerlich nach rechts, dann dort auf und ab.)

Vinzenz (lehnt sich erschöpft zurück). Wenn die Jugend das von den Alten hört, dann natürlich. Dann ist's ja kein Wunder. Ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr Notar.

Regel (rechts auf und ab gehend). Ist es denn nicht töricht, sich mit den alten Sachen so aufzuregen?

Vinzenz (resigniert höhnisch). Ja. Jetzt kommen, scheint's, ganz neue Sachen d'ran. Man wird ja sehen.

Sophie (leise bittend). Verzeihen Sie mir, Vater. Es soll nicht wieder vorkommen.

Vinzenz (höhnisch). Was denn, was denn? Du hast ja Recht, sagt der Herr Notar.

Sophie (still). Nein. Es war Unrecht von mir. Ich weiß.

Vinzenz (mißtrauisch). Ein Wunder, daß das Fräulein es zugibt.

Sophie (leise). Sie müssen mich aber doch auch verstehen, Vater. Mir tut der Onkel Eduard manchmal so furchtbar leid. Sein ganzes Leben ist doch zerstört.

Vinzenz (ruhig, kalt, hart). Wie denn? Woran fehlt's ihm denn? Er hat doch alles von mir. Ich wünsche dir nur, daß es dir niemals schlechter gehen soll im Leben.

Sophie (leise, um den Vater nicht wieder zu erzürnen). Er ist doch der Letzte im Hause, jeder Diener fühlt sich mehr.

Vinzenz (eisig). Ja, Kind, ich kann anständigen Leuten nicht zumuten, mit ihm zusammen zu sitzen. Mit ihm. Er soll froh sein, daß er mich hat.

Sophie (leise). Nach fünfzehn Jahren.

Vinzenz (ruhig, langsam, schwer). Das, mein Kind, verlischt nie. (Leicht spöttisch.) Bei den Musikanten mag's anders sein. (Wieder schwer.) Wir aber, wir einfachen arbeitenden Leute, die nichts als anständig sind und nichts sonst haben, mein Kind, wir vergessen und vergeben das nie. Wir können nicht. Wer wäre sonst noch so dumm, anständig zu sein? Es ist kein Vergnügen. (Nach einer Pause; ganz gelassen.) Merk' dir das und denk' einmal ein bißchen nach. Du hast auch den Tropfen im Blut, den bösen Tropfen. (Leise.) Gott schütze dich.

Sophie (beugt sich vor, um ihm die Hand zu küssen; innig). Vater.

Vinzenz (lehnt sich ins Sofa zurück und entzieht ihr die Hand; barsch). Schon gut. Kommt dann nur zur Jause herauf.

Sophie. Verzeihen Sie mir nur, lieber Vater.

Vinzenz (heftig abweisend). Es ist gut. Hast du nicht gehört?

Sophie (wieder in ihrem gewöhnlichen gehorsamen Ton). Ja Vater. (Geht zur Tür links; leichthin.) Guten Abend, Herr Notar. (Links ab.)

Regel. Adieu, liebes Fräulein. (Sieht ihr nach; dann zu Vinzenz.) Nichts für ungut, Verehrtester! Aber das Kind tut mir leid.

Vinzenz (erschöpft im Sofa zurückgelehnt, vor sich hinstarrend). Ich verstehe keinen Menschen mehr. Auf Sie hätte ich geschworen, Herr Notar.

Regel (kommt dann langsam wieder an den runden Tisch). Was denn?

Vinzenz. Aber auch Sie. Ja dann!

Regel. Was meinen Sie denn eigentlich?

Vinzenz. Aber ihr werdet ja sehen. Ich erleb's ja hoffentlich nicht mehr. Gebt nur allen Launen der jungen Leute nach und schmeichelt ihren Flausen — ist freilich bequemer. (Fährt plötzlich heftig auf.) Glauben Sie, mir tut sie nicht auch leid? Und ich? Ich selbst? Glauben Sie, ich hätte nicht auch lieber geflötet? Aber da natürlich — was es (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) mich gekostet hat, fragt niemand. Es wird einem nicht gelohnt. (Lacht höhnisch auf.) Wenn ich denke! Schon der Vater, der sich selber wahrlich nie was vergönnt hat, immer unermüdlich an der Arbeit, alles nur für das Geschäft, hart gegen sich — und so bin auch ich erzogen worden: hart ist das Leben, sollst entbehren! Einbrennsuppe in der Früh und abends eine Wurst. Aber als dann der Hugo kam, der hat schon als Bub heimlich geraucht — und der Vater hat's gewußt und hat dazu gelacht. Auf einmal! Da war plötzlich alles erlaubt, was verboten war, für das liebe Engerl mit den langen blonden Locken. Und dann erst der Eduard! Der war doch auch so „begabt". Und da ist der Vater gar schon ganz windelweich gewesen. Nun ja. Da hat er's ja dann gesehen, wohin es führt. Nein, Herr Notar! (Mit dem Ton auf dem nächsten Wort.) Ich schütze mein Kind! Ich dächte, wir wären gewarnt. Dort der Narr und hier der Dieb! Gott sei Dank, daß doch einer wenigstens — (mit einem höhnischen Ton) unbegabt war, und nichts als ein gemeiner anständiger Mensch! Wo wären wir sonst?

Regel (hat sich auf den Stuhl links vom runden Tisch gesetzt, alles sorgfältig in die Aktentasche geräumt und diese verschlossen.) Sie haben ja vollkommen recht, Verehrtester! Ich sehe nur nicht ein, daß man es deshalb einem jungen Mädchen verdenken muß, wenn es ihm Freude macht, ein schönes Lied zu singen. (Abwehrend, herzlich.) Aber Sie waren ärgerlich und wir wollen deswegen nicht streiten. (Greift nach seinem Hute auf dem Sessel vor dem runden Tisch und will auf.)

Vinzenz (faßt den Notar am Arm und hält ihn zurück). Nein. Das ist es nicht. Nicht weil ich ärgerlich war oder — nein, das dürfen Sie nicht glauben. Sondern schon diese ganze Zeit jetzt — mir ist's ja jämmerlich gegangen, das weiß ja niemand; denn (mit Anstrengung) ich halte mich doch, ich halte mich, Sie sollen es nicht merken! (Dumpf, schwer.) Aber diese Nächte waren manchmal schon recht bös und ich hab' schon geglaubt... (Bricht ab, mit einer vagen Handbewegung.) Dann, Herr Notar, wenn man so liegt, die langen schwarzen Nächte, und weiß: in der Ecke steht der Tod, dann wird einem merkwürdig und da denkt man noch einmal nach — über alles. Wie das alles gewesen ist. Und was denn eigentlich sein soll . . . soll. Und wer denn recht hat. Wer schließlich recht hat. Der Tod schaut schon her, da will man's wissen: wer hat recht? Weil einem das dann doch sehr wichtig ist. Und ich weiß es jetzt: (stark, mit dem Ton auf dem nächsten Wort) ich hab' recht, ich. Weil ich ruhig sterben kann. Ohne Reue. Das ist das Schöne. (Flüsternd.) Mich hat's doch auch oft gelockt: hinaus, frag' nicht erst, du bist ja dumm; schau, wie die genießen; auch einmal froh sein! Und was hätt' ich jetzt davon? Wo wär' das alles längst? Was hat der Hugo? Es fliegt weg und man bleibt jämmerlich zurück. Nein, Herr Notar, (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) ich hab' recht. Das wird noch mein letztes Wort in meiner letzten Stunde sein. (Mit dem Ton auf dem nächsten Wort.) Ich hab' recht: Entbehrung und Mühsal ist des Menschen Pflicht, und wer sie auf sich nimmt, ist für den Tod gefeit — als so ein Mensch der Freude möcht' ich nicht sterben. Nein, (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) ich hab' recht, jetzt weiß ich es erst.

Regel. Das muß wohl ein wunderschönes Gefühl sein, sich das sagen zu dürfen, und Sie haben es sich redlich verdient.

Vinzenz (fährt bei den Worten des Notars, wie durch eine Stimme geweckt, plötzlich heftig auf, sieht ihn zugleich mißtrauisch und höhnisch an und lacht dann tückisch). So? So? Meinen Sie? Aber dann . . . Sie verzeih'n schon: dann seid ihr dumm! Denn dann erklärt mir gefälligst . . .

Regel. Was denn, Verehrtester? Aber regen Sie sich doch nur nicht auf! Sie sind krank, Sie . . .

Vinzenz (heftig). Ich bin nicht krank. Woher soll ich krank sein? Ja, der Hugo — der hat es aber verdient! Krankheit ist Strafe. (Richtet sich auf; drohend.) Wer will mich strafen? Wofür? (Schlägt mit der Faust auf den Tisch.) Ich frage. Was hab' ich getan? Ich frage. Wer darf mich strafen? Wer? (Gestikuliert noch, sinkt aber erschöpft zurück.)

Regel. Beruhigen Sie sich doch nur. So war es doch nicht gemeint. Wie können Sie denken?

Vinzenz (versöhnt, aber sehr erschöpft, schwer atmend, nach den Worten ringend; indem er den Notar am Arm faßt, eindringlich.) Nein, Sie nicht, das weiß ich schon, aber mir geht das jetzt so fürchterlich im Kopf herum, Tag und Nacht, weil ich — ich verstehe

dann die Menschen nicht mehr. Denn erklärt mir nur: also, wenn ich recht habe, und Sie sagen doch auch, ich hab' recht, nicht?

Regel. Gewiß.

Vinzenz. Also, dann versteh' ich euch nicht mehr; denn dann ... (Macht eine verzweifelte Gebärde und sinkt keuchend zurück.)

Regel. Was denn, Verehrtester?

Vinzenz (mühsam). Schon als Bub, als ganz kleiner Bub. Da war das auch schon so. Gott, wenn ich mich erinnere! Also, da hat es immer geheißen: dieses ist erlaubt, jenes ist verboten. Gut. Und ich immer genau, wie man es von mir verlangt hat. Alles erfüllt, was mir befohlen war. Nichts begehrt, was mir versagt war. Hart, hart genug ist es mir schon oft geworden. Ich aber fest. Und dann sind die zwei gekommen, der Hugo und der Eduard. Da hat es natürlich auch geheißen: das müßt ihr tun und das müßt ihr lassen. Aber die haben nicht erst gefragt. Nein, die waren nicht so dumm. Die nicht. Nie gefolgt, immer los . . . und mich haben sie noch ausgelacht! Und ich hab' gewartet. Jahrelang. (Lacht höhnisch auf.) Ha. Das weiß ja niemand, was da so in einem Kind geschieht. Gewartet und nur manchmal still den Vater angesehen, weil ich mir's von ihm, von ihm nicht hab' denken können. Aber nein. Die waren noch sein Stolz! Ich? Gott, ein armes unbegabtes Kind! Aber wenn die zwei so vor ihm auf der Gasse sprangen! Bis er es dann gesehen hat, beim Eduard. Zwei Monate später ist er gestorben. (Tückisch.) Mit dem Hugo hat er es nicht mehr erlebt. Das ist ihm erspart geblieben. (Wieder sehr heftig.) Aber so seid ihr alle. Da heißt's Gesetz und Pflicht! Und heimlich aber freut ihr euch, wenn sie einer verhöhnt! Und bewundert das (höhnisch) „Genie" und findet kein Ende. Ich aber sage: entweder — oder! Haben jene recht, was lügt ihr uns dann Gesetz und Sitte vor? Wenn aber diese für die Menschheit notwendig sind, warum feiert ihr ihre Verächter? Sagen Sie, sagen Sie, Herr Notar!

Regel. Aber, Verehrtester, es mag ja sein, gewiß, daß die Künstler oft das Leben ein bißchen leichter nehmen, als man wohl eigentlich soll, und sich, wie man so sagt, ein bißchen gehen lassen.

Vinzenz (ungeduldig). Also. Wir dürfen das aber nicht. Dann ist das Leuchten leicht, da kann ich's auch.

Regel. Und ich bin gewiß der Letzte, der das billigen wird. Dafür kennen Sie mich doch.

Vinzenz. Finden es aber ganz in der Ordnung, wenn alle Welt für den Hugo schwärmt, der, (indem er wieder in Wut gerät) das kann ich Ihnen sagen, der alles, was einem anständigen Menschen heilig sein muß, nur immer verhöhnt und gehaßt hat. Nun und jetzt zeigt es sich ja.

Regel. Aber, Verehrtester, deswegen darf man doch nicht auf der andern Seite vergessen, was wir solchen Menschen verdanken.

Vinzenz (ausbrechend). Daß alles in uns aufgeregt wird, was mühsam zu verhalten die Pflicht des Menschen ist, alle böse Lust und alles Zügellose und alles, was uns zerstört. Ich hab's gespürt.

Regel (leichthin). Ich dächte doch, ein bißchen Schönheit manchmal wär' den Menschen schon zu gönnen.

Vinzenz (schreiend, triumphierend). Aber Sie sehen doch das Ende! Da sehen Sie es doch! Verwüstet und zerstört, kaum vierzig und nichts mehr übrig von diesem leuchtenden Menschen, nichts als ein armer Narr, der weint. (Blickt lauernd zum Notar auf; dann, leise.) Ich will es Ihnen sagen. Sie haben gedacht, als ich Sie bat, mir das auszuwirken, daß der Arzt den Hugo herbringt — Sie werden sich gedacht haben, daß ich mir das vielleicht aus Rührung wünsche oder — nein, das war es nicht, ich bin nicht sentimental, das hat mir das Leben abgewöhnt. Nein, daß Sie es nur wissen! Was soll ich mich schämen? Es ist mein gutes Recht. (Langsam, leise, listig.) Ich will meinen Beweis. Verstehen Sie? Ich will sie nebeneinander sehen, sein Leben und das meine. Jetzt, am Ende. Nebeneinander legen, um zu messen. Es soll sich zeigen. Ich will meinen Beweis. (Sinkt schlaff zurück und schließt die Augen; mit einem vagen Lächeln; leise.) Hier soll er stehen, der Leuchtende, vor mir, der immer nur entbehrt hat. Dann wird man es ja sehen. Ich will meinen Beweis. (Lächelnd, ganz leise.) Er ist so stolz auf sein schönes Leben gewesen. Aber auf ein schönes Sterben kommt es an. Wer (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) das kann! Da zeigt es sich. Wir werden sehen. Deshalb, Herr Notar.

Regel (hat verwundert auf Vinzenz gesehen, vor dem ihm fast ein bißchen unheimlich wird, steht jetzt langsam auf und nimmt Hut und Tasche.) Der Arme kann doch aber eigentlich nichts dafür.

Vinzenz (heftig, aber gleich wieder ermattend). Ich weiß es doch vom Arzt, daß ihn das wilde Leben zerstört hat. (Höhnisch lachend.) Die Weiber, Herr Notar. Die — (Bricht mit einer vagen Handbewegung ab.)

Regel. Morgen also. Genau wie wir es aufgesetzt haben. Da Sie es ja so wollen.

Vinzenz (mit geschlossenen Augen, leise, fest). Ja. Es ist mein letzter Wille, und wenn ich hundert Jahre werde, ändere ich ihn nicht. Denn dies ist recht.

Regel (ist um den Tisch gegangen und reicht Vinzenz die Hand). Auf morgen also. Und gute Besserung.

Vinzenz (reicht dem Notar mechanisch die schlaffe Hand halb hin). Ja. Denn heute kommt der Hugo.

Regel (läßt seine Hand los). Wenn es Sie nur nicht zu sehr aufregen wird.

Vinzenz. Nein. O nein. (Mit dem Ton auf dem nächsten Wort.) Ich hab' recht.

Regel (indem er zur Tür links geht). Auf morgen also. (Links ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende der Obrenowitsch.*

Von Professor Dr. Th. G. Masaryk.

Viele Leser werden das Buch wie einen Roman lesen: eine Dirne wird (am Ende des XIX. Jahrhunderts!) Königin und wird von dem Kaiser aller Reußen feierlich anerkannt; wir lernen einen König kennen, der vor keinem Verbrechen zurückschreckt und den sein eigener Vater zum Vatermörder stempelt; wir erleben das Ende dieses Vaters

* Das Ende der Obrenowitsch. Beiträge zur Geschichte Serbiens 1897—1900. Von Dr. Vladan Georgewitsch, serbischer Ministerpräsident a. D. Verlag S. Hirzel, Leipzig, 1905.

und sehen die Zukunft des Sohnes sich erfüllen; Intrigen, Bestechungen, Veruntreuungen, Justizmorde — — ein Sensationsroman allerschlimmster Sorte und doch nur Wirklichkeit!

Der Historiker findet im Buche einen Ausschnitt aus der Geschichte Serbiens; es werden zwar nur die Begebenheiten dreier Jahre geschildert, aber wir erfahren auch, wie diese Begebenheiten in der voraufgehenden Periode vorbereitet wurden. Der Soziologe und Politiker wird durch das Buch geradezu provoziert, sich über die Prinzipien der Zeitpolitik Rechenschaft zu geben, und die alte Frage über das Verhältnis der Moral und Politik zu revidieren. Mein Referat will die soziologische Bedeutung des Werkes betonen; der Historiker möge sein Urteil darüber abgeben, ob der Autor genug objektiv ist und ob er ein vollständiges Bild der geschilderten Zeit entworfen hat. So weit ich zu urteilen vermag, bemüht sich Georgewitsch objektiv zu sein; mit großer Redlichkeit läßt er die Tatsachen und womöglich die Dokumente für sich sprechen.

Georgewitsch ist von Haus aus Mediziner. Unter Billroth gebildet, hat er das serbische Militärwesen wesentlich vervollkommnet; die medizinische und naturwissenschaftliche Bildung macht sich auch in dem Buche als historischer Positivismus geltend. Aber Georgewitsch ist auch Dichter, Romancier und Dramatiker, und auch diese Seite des Schriftstellers kommt der Darstellung zu statten. Georgewitsch hat am 11. Oktober 1897 als Ministerpräsident die Regierung übernommen, und es ist bekannt, daß sein Regime Serbien viel Gutes gebracht hat. Er hat es verstanden, die zerrütteten Finanzen zu ordnen; als gewesener Gesandter in Konstantinopel und Athen hat er seine Kenntnis der Balkanstaaten mit großem Geschicke ausgenützt. Überhaupt wird man ihm die volle Anerkennung für seine Leistungen aussprechen müssen; er selbst vergleicht sich gelegentlich mit Bismarck und der Vergleich macht nicht den Eindruck der Anmaßung. Georgewitsch war Hausarzt Milans und in dieser Stellung hat er sich einen wertvollen Einblick in die inneren Verhältnisse verschafft; der Hausarzt war aber und blieb auch Milans Freund — vielleicht wird der kritische Historiker dieser Freundschaft manches Urteil über Menschen und Dinge zu gute schreiben.

König Milan ist in dem Buche die Hauptperson, trotzdem er nicht mehr aktiver König ist und nur das Kommando der Armee verwaltet; de facto ist aber Milan der Herrscher und Leiter seines Sohnes. Bei aller Vorliebe für den ersten serbischen König ist Georgewitsch nicht ganz blind für seine Fehler; so lesen wir z. B. das Urteil, daß Milan schauspielert. Sehr häufig muß der Leser aus den Schilderungen den Schluß ziehen, daß Milan die Schlechtigkeiten seines Sohnes nicht nur gelitten, sondern geradezu gefördert hat und es macht darum keinen Eindruck, wenn er sich nachträglich für diese seine Schwäche auf seine „Vaterschaft" beruft. Es war auch nicht bloß der Vater, der nach der freiwilligen Abdankung seinen Sohn nach Serbien retten kam, sondern der orientalische, in Paris verdorbene Despot, der zu wenig Geld hatte, um außerhalb Serbiens die ganze Zeit sorglos verbringen zu können. Georgewitsch ist sich über den Charakter Milans nicht ganz klar geworden; zum Teil gibt er sich sogar Mühe, sich nicht klar zu werden, aber die vorgeführten Tatsachen nötigen dem unbeteiligten Beobachter das strenge Urteil über Milan geradezu ab. Georgewitsch führt z. B. selbst das Bekenntnis Milans an, daß er für schmutzige Wäsche den Helfershelfer seines Sohnes (Andelitsch) beeidet habe; es ist nicht zufällig, daß der Sohn diese Milansche Kreatur später gegen seinen Vater als Mörder gedungen hat. Und wenn uns Georgewitsch kleinere charakte-

ristische Züge vorführt, wie z. B., daß Milan hinter der Tür lauscht und horcht, so wird uns die Persönlichkeit nicht sympathischer; ganz und gar gewinnen uns die rhetorischen Expektorationen nicht, die Georgewitsch in extenso wiedergibt. Wenn sich uns Milan selbst als „Realist" vorstellt, der für die „alten Phrasen" von der Rettung des Vaterlandes und dergleichen keinen Sinn hat, so können wir diese Art Realismus nicht respektieren. Wenn sich uns Milan als Europäer und Westler legitimieren will, der gegen „den russischen Slawophilismus und Panslawismus ankämpft", so ist das auch nur eine Phrase, gemünzt für naive Journalisten in Wien und Budapest. Ich wiederhole, die Tatsachen führen uns einen orientalischen Despoten vor, der darum nicht besser ist, weil er klein ist. „. . . Sie sind Idealist, und als solcher haben Sie das Bedürfnis, jeden Ihrer Schritte vor dem, was Sie Gewissen nennen, zu rechtfertigen. Nun, ganz im Gegenteil zu Ihnen, bin ich ein Mann ohne irgend ein Ideal. Ich bin ein gräßlicher Egoist und Materialist, und ich kann nur bedauern, daß ich dieser meiner Lebensanschauung nicht immer im Leben treu geblieben bin; denn alle die Fehler, welche ich in meinem Leben begangen habe und welche sich jetzt an mir rächen, habe ich nur dann begangen, wenn ich dem Egoismus untreu geworden bin." In dieser Selbstcharakteristik zeichnet Milan seinen zynischen Anarchismus richtiger als er beabsichtigt. Ein nihilistischer Parvenu, ein anarchischer Monarch, das ist Milan. Georgewitsch weiß das schließlich auch, aber er wird sich darüber nur an dem Vater des Königssohnes klar. Gelegentlich einer Unterredung über die Verheiratung des jungen Königs, der eine Herzens-, nicht eine rein politische Heirat schließen möchte, verlangt der Ministerpräsident, der König möge sein persönliches Glück dem Staatswohle unterordnen; bei dieser Gelegenheit entschlüpft dem erfahrenen Manne folgendes allgemeines Urteil: „In der letzten Zeit geschieht es, daß die Vertreter des monarchischen Prinzips in Europa an einer unverhältnismäßig großen Sehnsucht nach Privatglück kränkeln, und sie fangen an, dieser Sehnsucht nicht bloß die staatlichen, sondern sogar die dynastischen Interessen zu opfern; und wenn diese krankhafte Sehnsucht nach persönlichem und privatem Glück auf allen Thronen sich einnisten sollte, dann wird es bald zu Ende sein mit dem monarchischen Prinzipe in Europa." Georgewitsch drückt sich da, wie überall, vorsichtig aus, aber er gibt die Gefühle ganz richtig wieder, die in Europa König Milan und König Alexander gegen den Monarchismus verbreitet haben. Und das Buch des serbischen Ministers a. D. muß schließlich ebenso wirken. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn Georgewitsch beständig den gehorsamen Minister gegenüber Milan und auch Alexander hervorkehrt; man wird da unwillkürlich an Bismarck und sein Verhältnis zum alten Kaiser erinnert, nur daß der serbische Minister Könige vor sich hat, denen er die Würde ihres Amtes ganz vergeblich vor Augen hält.

Alexander wird von Georgewitsch bei aller Zurückhaltung sehr offen charakterisiert. Und zwar entwirft uns Georgewitsch von dem unglücklichen jungen Manne das Bild eines pathologisch Entarteten; in dieser Absicht wird zum Beispiel der Fackelzug in Zaječar geschildert, wo Alexander, am offenen Fenster stehend, plötzlich von der Sucht ergriffen wird, auf das Pflaster hinabzuspringen. Ich glaube nicht, daß damit das Pathologische an Alexander hinlänglich erwiesen wird; vielmehr müßte dieses auf erbliche Belastung zurückgeführt werden; aber auch ohne diese Belastung genügt es, die »Moral insanity« auf den verderblichen Einfluß und das Beispiel des barbarisch unmoralischen Elternhauses

zurückzuführen. Georgewitsch selbst führt folgenden, wahrhaft erschütternden Schmerzensruf Alexanders an: „Sie wissen (sagte er zu Dukaschin), daß ich weder eine Kindheit noch eine Jugend gehabt habe, so wie sie alle Menschen haben. Der ewige Zank zwischen meinen Eltern hat mir das Leben verbittert und meine Gesundheit, besonders meine Nerven zerstört. Dieses Leben hat in mir jedes Gefühl getötet." So erklärt sich sehr einfach, warum sich Alexander bei seiner verhältnismäßig großen Begabung zu einer neronianischen Natur, wie sein Vater sagt, herangebildet hat; wir begreifen, warum er allen Menschen mißtraut, warum er so falsch und verlogen wird, und wie er sich schließlich zum gemeinen Verbrecher entwickelt. Auch seine geschlechtliche Unnatürlichkeit ist von da aus verständlich. Milan selbst sagt über das Thema, sein Sohn sei erst später Neurastheniker geworden und geschlechtlich von Draga „platonisch aufgezehrt" worden.

Allein für das Moralische hat der serbische Hof, haben die serbischen Politiker kein Verständnis gehabt: auch Georgewitsch scheidet à la Mirabeau die sogenannte große Moral von der kleinen mehr als es selbst für Serbien und den Balkan erträglich ist. Ich habe mir bei der Lektüre ziemlich häufig notieren müssen, wie Georgewitsch so vieles, was um ihn herum geschah, nicht sehen wollte; jedenfalls hat Georgewitsch im Hinblick auf das private Leben seiner Könige beide Augen zugedrückt . . . . . Zu seiner Entschuldigung könnte Georgewitsch auf die Politik und das Hofleben der großen Staaten hinweisen. In der Tat wird besonders Rußland und seine Politik in grellen Farben geschildert. Georgewitsch führt unzweideutige Beweise der Korruption an, die in der russischen Diplomatie und Politik herrscht; insofern ist sein Buch ein neuer und zeitgemäßer Beitrag zur Charakteristik des Zarismus. Allein Georgewitsch macht die Intrigen Rußlands mehr verantwortlich als er dazu berechtigt ist. Das Verhalten Rußlands gegen Serbien läßt sich nicht so ausschließlich auf die persönliche Antipathie des Zaren gegen Milan zurückführen; das Problem ist verwickelter und muß durch die ganze politische Situation und besonders auch durch den Antagonismus in Österreich miterklärt werden. In dieser Hinsicht, glaube ich, beurteilt Georgewitsch die österreichische Diplomatie und Orientpolitik günstiger als die Tatsachen erlauben. Selbst dem österreichtreuen Milan entschlüpft gelegentlich eine für die österreichische Diplomatie nichts weniger als günstige Bemerkung. Immerhin wird die russische diplomatische Korruption mit Recht gebrandmarkt, wie denn das Buch Georgewitsch' mit dem ernsten Mahnrufe endet: »Ave Caesar, Rossiarum Imperator, morituri te salutant!« Das Ende der Obrenowitsche sollte jedenfalls ein blutiges Memento für die Dynastie Holstein-Gotorpp sein.

Ein großer Widerspruch bleibt in den Erklärungen Georgewitsch' ungelöst. Das Attentat auf Milan (1899) wird nämlich beständig auf die Initiative der russischen Diplomatie zurückgeführt; aber am Ende des Buches erfahren wir aus dem Munde Milans selbst, daß es König Alexander selbst angestiftet habe. Dabei muß noch betont werden, daß Milan bei der Untersuchung über das Attentat mit dem Sohne unter einer Decke und ohne und gegen die Kontrolle der Regierung gespielt hat; vor seinem Tode enthüllt er dem erstaunten (?) Georgewitsch, daß Alexander nicht nur ein schlechter Mensch, sondern ein Verbrecher und noch mehr, eine neronianische Natur sei. Wenn Milan sagt, er habe schon lange gewußt, daß sein Sohn ein schlechter Mensch sei, er habe es aber als Vater verheimlicht, ja er habe es versucht, ihn zu bessern und zu erhalten, so klingt das recht menschlich, aber man kann sich dem Zweifel nicht entziehen.

Der Prozeß hat erwiesen, daß der gedungene Leiter des Attentates im Gefängnis erhängt und daß der Attentäter wider Erwarten und Versprechen erschossen wurde; überhaupt wurde eine ganze Reihe von Verbrechen begangen — hat Milan zu alle dem nur als Vater geschwiegen? Ich gestehe, die Aufklärungen Georgewitsch' befriedigen mich in diesem Hauptpunkte nicht. Darum macht auch die Tatsache auf mich einen anderen Eindruck als auf Georgewitsch, daß nämlich Milan einige Tage vor seiner Enthüllung die beweisenden Dokumente („das wichtigste Material für die Geschichte unseres Landes") — verbrannt hat. Diese Bedenken sollen Alexander und sein Verhältnis zu dem Vater nicht beschönigen; es ist in der Tat eine neronianische Natur, wenn der Sohn an die Grenzwachen den Befehl erläßt, den Vater, wenn er über die Grenze nach Serbien zurückzukehren versuchte, „wie einen Hund zu erschießen" — — aber es ist Aufgabe des erklärenden Historikers, die Einflüsse geltend zu machen, die einen solchen Sohn gebildet haben. Und zu diesen Einflüssen gehören unstreitig der „Egoismus und Materialismus" des Vaters und das Verhältnis der Eltern zu ihrem Sohne . . .

An der Korruption und Degeneration der Dynastie haben zahlreiche Politiker Serbiens ihren starken Anteil. Gewiß war das lange Regime Milans nur in einer korrupten Gesellschaft möglich. Freilich muß man zugeben, daß der durch den Scheinkonstitutionalismus verhüllte verbrecherische Absolutismus das ganze Land in Schrecken erhielt; es ist geradezu rührend zu lesen, wie die Politiker beständig von der Furcht um die Kinder geleitet werden. Ein trauriges Beispiel der allgemeinen Verkommenheit bietet der vielbesprochene Führer der Radikalen Pasić — um 40.000 Francs läßt sich der Todfeind Milans kaufen . . . . Das Geld spielt überhaupt seine große politische Rolle nicht nur in Serbien, sondern in der Orientpolitik überhaupt; es überrascht gar nicht, wenn Alexander beim Einkauf von Gewehren pro Stück zwei Francs in seine Privatkasse fallen läßt. Georgewitsch ist darum faktisch im Irrtum, wenn er die Gefährdung des Monarchismus nur in der Mesalliance des Königs sieht; solche Mesalliancen haben die Hüter des Monarchismus starken Autokraten immer verziehen. Und so ist es wohl nicht zufällig, daß der Zar vielleicht in Erinnerung an Peter den Großen und seine Katinka, die Draga Maschin anerkannt hat. Oder ist es wahr, daß die Draga russische Agentin war und daß der Zar gewußt hat, daß sie eine Dirne war? Milan behauptet es. Jedenfalls erscheint nicht nur der serbische Monarchismus durch Georgewitsch' Buch stark kompromittiert: Milans Ansicht über seinen Sohn war gewiß den Diplomaten und Höfen Europas bekannt, man hat gewiß von den verbrecherischen Taten gewußt, aber trotzgem blieb Alexander in Gnaden, der deutsche Kaiser suchte ihm sogar noch die Braut — — daß der Monarchismus durch dieses sein Verhalten nicht gewinnen kann, versteht sich von selbst.

Ich schließe meine Bemerkungen über das lehrreiche Buch. Der Leser wird die Eröffnungen mit Nutzen lesen, die Georgeowitsch über das Verhältnis der einzelnen Balkanstaaten zueinander macht; besonders interessant sind die Aufschlüsse über den Antagonismus Serbiens zu Bulgarien und Montenegro. Dabei kommt auch das Verhalten Griechenlands (der griechischen Kirche!) und der Türkei zur Sprache; alles interessant, aber abstoßend, wie die ganze orientalische und — europäische Korruption. Sehr wenig erfährt man über das Eingreifen des jetzigen Serbenkönigs in das Ende der Obrenowitsche — vielleicht wird auch dieser Teil der serbischen Geschichte dereinst seinen Georgewitsch finden.

Chronik.

Gesetzgebung und Rechtspflege.

IV.*

So sehr es noch im Dunkeln liegt, ob das dem Ende der Legislaturperiode entgegengehende Parlament oder ob sein Nachfolger die Muße finden wird, sich mit justizpolitischen Gesetzen zu befassen, so soll doch der Vorbereitungsarbeiten gedacht werden, die für die Entwürfe seit unserem letzten Berichte geleistet wurden, vor allem durch das Herrenhaus in bezug auf die Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Weitaus die wichtigste Neuerung ist die Einführung eines neuen Titels, der einige Minderheitsrechte begründet, so das Recht einer Minorität, die den zehnten Teil des Stammkapitals besitzt, den mit verschiedenen Kautelen umgebenen Antrag auf Bestellung von Revisoren einzubringen, dessen Stattgebung davon abhängt, daß Unredlichkeiten oder grobe Verletzungen des Gesetzes oder des Gesellschaftsvertrages glaubhaft gemacht werden, ferner das derselben Minderheit zuerkannte Recht, Ersatzansprüche gegen die Geschäftsführer und die Mitglieder des Aufsichtsrates geltend zu machen, wenn die Verfolgung solcher Ansprüche durch den Beschluß der Gesellschafter abgelehnt wird.

Die dornige Frage nach der Besteuerung der Gesellschaften erfuhr dadurch eine teilweise Lösung im Sinne der Industriellen, daß für Gesellschaften mit einem Aktienkapitale von höchstens einer Million Kronen bloß die allgemeine Erwerbsteuer vorgeschrieben werden soll, die übrigens nicht dem steuergesetzlich festgelegten Kontingent zufließt, sondern neben diesem eingehoben wird, und daher für den Fiskus eine Einnahmsquelle bildet. Mag auch für diese Gesellschaftsform ein etwas allzu großer Enthusiasmus bestehen, so läßt sich doch manches Gute erwarten, wenn sich nur alle Beteiligten immer vor Augen halten werden, daß sie mit dem Eintritt in eine solche Gesellschaft eine über ihre Einlage weit hinausgehende Haftung übernehmen.

* Vergl. Band III, Heft 31 der „Österreichischen Rundschau“.

Die Agitation gegen die Haftpflicht aus den durch Automobile verursachten Schäden wurde unter der Fahne der Industrieförderung auch in den Sommermonaten weiterbetrieben. Man ist solchen Schlagworten gegenüber im allgemeinen nur zu schwach, unbegreiflich aber bleibt es, daß die primitivsten polizeilich-administrativen Maßregeln, wie z. B. der Nummernzwang, noch nicht durchgeführt sind. Das Rasen der Wildlinge in den Straßen Wiens muß jedem, der das viel langsamere Tempo der Automobile in London, wo übrigens die zulässige Fahrgeschwindigkeit an allen möglichen Straßenecken und Durchfahrten aufgeschrieben ist, beobachtet hat, doppelt unangenehm auffallen.

Ein viel zu heftiger und weit über das Ziel schießender Angriff wurde auch gegen den Gesetzentwurf über die Entschädigung wegen ungerechtfertigter Verhaftung vorgebracht.

Ein umfassender Entwurf der Regierung liegt nun auch in bezug auf das Versicherungsrecht vor. Vielleicht werden wir uns mit diesem schwierigen und komplizierten Gebiete beschäftigen, wenn einmal die Gutachten der darum angegangenen Gesellschaften und Körperschaften erstattet sein werden.

Da wir in unserem letzten Bericht das Judikat des Obersten Gerichtshofes erwähnt haben, das in bezug auf die Trennung nichtkatholischer christlicher Ehen im Gegensatze zu einer dezennienlangen Praxis neue Erschwerungen aus den Beratungsprotokollen herholte, so muß heute verzeichnet werden, daß in verhältnismäßig ganz kurzer Zeit nach diesem im Spruchrepertorium eingetragenen Spruche durch eine Plenissimarentscheidung in einem fünfzehngliedrigen Senat am 2. Mai 1905 die alten Rechtsanschauungen hoffentlich nun gültig bis zu einer gesetzlichen Änderung des Eherechtes wieder aufgenommen wurden, wonach allerdings für den Trennungsgrund der unüberwindlichen Abneigung die einseitige Abneigung eines Teiles genügt und eine vorläufige Scheidung von Tisch und Bett nicht obligatorisch ist.

Unter den Erkenntnissen des Obersten Gerichtshofes verdient aber auch die Entscheidung vom 20. Juni hervorgehoben zu werden, nicht nur wegen der Wichtigkeit ihres Inhaltes, sondern auch wegen der Methode, die dazu geführt hat. In der Schwarzbäckerei wurde von den organisierten Meistern eine Liste solcher Gesellen angelegt, die von den Mitgliedern des Klubs nicht aufgenommen werden sollen. Eine Schadenersatzklage der ausgesperrten Bäckergehilfen haben die beiden unteren Instanzen deshalb abgewiesen, weil die Abschließung eines Lohnvertrages und auch die Beeinflussung eines Dritten in bezug auf eine solche Abschließung in der freien Willkür eines jeden stehe und demnach hier keine rechtswidrige Handlung vorliege, die nach österreichischem Recht allein zum Schadenersatze verpflichten könne. Der Oberste Gerichtshof gab dagegen der Klage statt mit der Begründung, daß die Gewerbeordnung verbiete, in das Zeugnis ohne ausdrückliches Verlangen des Arbeitnehmers ein Urteil über dessen sittliches Verhalten und den Wert seiner Leistungen aufzunehmen und auf keinen Fall gestatte, in das Arbeitsbuch etwa ungünstige Teile des Zeugnisses einzutragen. Daraus ergebe sich, daß das Gesetz verhindern wolle, daß dem Arbeitnehmer die Möglichkeit, ein Unterkommen zu finden, erschwert werde. Es sei geradezu ein Postulat des öffentlichen Interesses, dem Arbeiter die Grundlage seiner Lebensführung nicht zu verrücken, was geschehen würde, wenn ein derartiges Verzeichnis dem Kreise von Interessenten zugänglich gemacht wird, auf welchen die im Verzeichnis vorkommenden Arbeiter mit der Verwertung ihrer Arbeitskraft angewiesen sind. Demnach stelle sich allerdings die Mitteilung einer solchen Liste als eine Umgehung, ja Vereitlung der gesetzlichen Schutzvorschriften der Gewerbeordnung, somit als widerrechtliche zum Schadenersatze verpflichtende Handlung dar. Diese Entscheidung, die sich übrigens mit einer analogen des deutschen Reichsgerichtes in Sachen der Berliner Metallindustriellen deckt, hat mit vollem Rechte geradeso argumentiert, als wenn auch bei uns eine gesetzliche Bestimmung derselben Art bestehen würde, wie sie das Deutsche Reich im § 826 des bürgerlichen Gesetzbuches besitzt, wonach, wer in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise einem andern vorsätzlich Schaden zufügt, diesem zum Ersatze verpflichtet ist. Es ist aber auch nicht zu beklagen, daß die unteren Instanzen in einer anderen, strenger auf dem Buchstaben des Gesetzes ruhenden Weise entschieden haben; denn eine Fortführung des Rechtes, immer freilich im Sinne der bestehenden Gesetze, soll womöglich ausschließlich Aufgabe der obersten Instanz bleiben.

An diese beiden Entscheidungen möchten wir auch ein Wort über die vielen Angriffe gegen die Tätigkeit des Obersten Gerichtshofes knüpfen. Dieses Schicksal teilt er mit allen höchsten Instanzen auf dem Kontinent, besonders dem deutschen Reichsgericht und dem französischen Obersten Gerichts- und Kassationshof, bei denen die Überlastung mit Geschäften die verschiedensten Vorschläge zur Reform hervorgerufen hat. Bei uns ist die Schwierigkeit durch die Sprachenfrage noch größer. Trotzdem kann man sich mit der Erkenntnis der enormen Schwierigkeit der Heilung nicht einfach quietistisch über die Übel hinwegsetzen, als deren größtes man wohl bezeichnen darf, daß die höchste Instanz im Gegensatze zu den Vorinstanzen ohne mündliche Verhandlung aus den Akten entscheidet.

Der Abschluß des Sommers wird regelmäßig durch eine Fülle von Kongressen bezeichnet; so tagten in den letzten Wochen die internationale kriminalistische Vereinigung in Hamburg, der internationale Kongreß für Straf- und Gefängniswesen in Budapest und der deutsche Anwaltsverein in Hannover. Es ist begreiflich, daß die Debatten bei solchen Versammlungen sehr ungleichwertig und daß die Abstimmungen, wenn es sich nicht um einen engen Sachkreis und um Sachfragen handelt, wertlos sind. Wohl aber finden wir in den Materialien zur Vorbereitung der Themen oft interessante und schätzenswerte Arbeiten. Freilich fungieren auch als Referenten nicht selten Männer, denen es entweder von der Natur versagt ist, komplizierte Verhältnisse aufzufassen oder die es im Dienste der Phrasen und Schlagworte verlernt haben. Es muß doch endlich ausgesprochen werden, daß sich eine Schule gebildet hat, die sich gleichmäßig durch Kühnheit ihrer angeblich wissenschaftlichen Behauptungen, wie durch Mangel an der Fähigkeit, halbwegs schwierige Tatbestände zu erfassen, auszeichnet. Es genügt, an einem einzigen Satze aus dem ärgsten dieser Klasse, aus Lombroso, klar zu machen, welche Fülle von Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit, Unwissenheit und Mangel an Denkfähigkeit zusammentreffen müssen, um so viele ganz im Stil der alten Aprioristiker gegebene Aussprüche zu produzieren. Blaue Augen sind für bedeutende Männer charakteristisch, versichert Lombroso in seinem »Genio e Follia«, und als Naturforscher gibt er gleich sein Beobachtungsmaterial: Sokrates, Locke, Shakespeare, Bacon, Milton, Gladstone, Huxley, Goethe, Büchner, Napoleon, Renan sowie „alle Präsidenten der Vereinigten Staaten". Vor allem, welche Abgeschmacktheit, zum Beweise eines solchen Satzes elf Männer zu nennen! Welcher Mangel an Verständnis für das Wesen des Genies unter diese willkürlich zusammengewürfelten elf Männer aus allen Zeiten und Völkern Büchner

aufzunehmen! Ferner, welche Unwissenheit, um auch nur bei einiger Kenntnis der griechischen Sprache, dem Sokrates mit Bestimmtheit blaue Augen zuweisen zu wollen! Und welches Kind in Deutschland weiß nicht, daß Goethes Augen braun waren? So bleiben also drei oder eigentlich zwei nicht den Angelsachsen zugehörige Personen!

In demselben Geist phrasenhafter Aussprüche werden z. B. von Forel, der in seinem letzten Buche einen auffallenden Mangel an Beobachtungsgabe selbst auf seinem eigenen Gebiete gezeigt hat, die Thesen gegen den Alkohol verfochten. Solche Universalheilmittel werden nun seit vielen Dezennien von einzelnen Ärzten dargeboten: lange Zeit Fleischnahrung und starke Getränke, dann Milch- und Mehlspeisen; jetzt die vollkommene Enthaltung von Alkohol. Ein Verständnis des ganzen Komplexes der Vorgänge, um die es sich da handelt, wird man vergeblich suchen. Insbesondere die Wirkung des Alkohols in mäßigen Mengen auf die Phantasie, die Gemütsstimmung, den Zusammenhang dieser Anregungen mit den höchsten Produktionen der Kunst können Leute nicht würdigen, die sich einfach im Bann der Phrase bewegen. Jemand, der glauben kann, den Verbrechen dadurch ein Ende zu machen oder sie wesentlich einzuschränken, daß man den Genuß des Alkohols am Samstag, Sonntag und Montag verbietet, jemand, der den Erfolg der Japaner im letzten Kriege mit dem Schlagwort erklärt, daß sie keine Alkoholiker sind, zeigt, wie weit entfernt er davon ist, Verhältnisse zu verstehen, die durch unendlich viele Faktoren bedingt sind. Was aber zu der Verwirrung in der Beurteilung der Fragen des Strafrechtes durch diese Schule am meisten beiträgt, ist der vollkommene Mangel an historischen Kenntnissen. Keinem von diesen dilettierenden Psychiatern ist es bekannt, freilich wurde bisher auch kein Versuch unternommen, diese unleugbare Tatsache populär zu machen, daß die Verfasser der Strafgesetzbücher im Anfang des XIX. Jahrhunderts durchaus erfüllt waren von der materialistisch-sensualistischen französischen Philosophie, unsere in Deutschland und Österreich daneben auch von dem kantischen Kritizismus, so daß sie in der Behandlung der Grundprobleme unendlich höher standen als einzelne der heutigen Kritiker; wie sie denn durchwegs von der metaphysischen Unfreiheit des Willens ausgegangen sind und gleich allen praktisch erfahrenen Männern seit der ersten Kodifikation auf Erden davon überzeugt waren, daß dieser metaphysisch unfreie Wille einerseits von den angeborenen Dispositionen des Charakters, anderseits von der Erziehung, dem gesellschaftlichen Milieu und den besonderen Umständen bei der Tat in jedem einzelnen Falle necessitiert wird.

Wir haben uns bei diesen Reformastern nur deshalb aufgehalten, weil der leichtfertigen, phrasenhaften und oberflächlichen Art der Behandlung der schwierigsten Probleme auch endlich einmal von juristischer Seite ein Halt zugerufen werden soll.

In der Literatur liegt das große und in England mit vielfacher Billigung aufgenommene Werk Redlichs „Recht und Technik des englischen Parlamentarismus" außerhalb des Rahmens unserer Aufgaben. Hoegels „Österreichisches Strafrecht" schreitet vorwärts; es wurde soeben die zweite Lieferung ausgegeben.

Die deutsche Regierung hat in der Veranlassung einer rechtsvergleichenden Zusammenstellung der strafgesetzlichen Bestimmungen aller zivilisierten Länder ein großes Werk inauguriert, wenn man auch sein Bedenken darüber aussprechen mag, ob auf diese Weise für die legislative Reform wirklich viel gewonnen werden wird. Edmund Benedikt.

Besprechungen.

Hoffmann von Fallersleben. Ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Bei einem so großartig angelegten Unternehmen, wie es Hesses neue Klassikerausgaben sind, ist es nicht möglich, daß alle Bände auf der gleichen Höhe stehen; aber so elend, wie die vorliegende Hoffmann-Ausgabe, sollte keiner sein. Es ist bedauerlich, daß gerade ein mittelmäßiger Dichter wie Hoffmann von Fallersleben von einem so ungünstigen Geschick betroffen wurde, da nicht so bald ein zweiter Verlag den Versuch einer Volksausgabe wagen dürfte; er steht nun vielleicht für Jahre in dieser traurigen Gestalt vor seinem geliebten Deutschland. Die Ausgabe „macht auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch". Daß der gebildete Laie die konfuse Einleitung, die mehrfach diese Versicherung gibt, mit Vergnügen lesen wird, glaube ich nicht. Herr Hans Benzmann, selbst Lyriker, ist vermutlich Heimatskünstler, denn er kann nicht deutsch schreiben. Ein Blick in die Ausgabe selbst macht schaudern. „Damit ein Vergleich des Inhalts beider Ausgaben sich ermöglichen läßt" (!), hat der Herausgeber die Einteilung der großen Gerstenbergischen Ausgabe beibehalten, innerhalb der einzelnen Gruppen und Abschnitte aber „gekürzt". „Aus den Liedern an Meieli" gibt's da zwei, „Aus den Frühlingsliedern an Arlikona" eines, „Aus des fahrenden Schülers Lieben und Leiden" wieder eins u. s. f. Was soll der Leser mit diesen Titeln von Zyklen, denen kein Zyklus folgt? Wäre es nicht besser und für die Wirkung

vorteilhafter gewesen, die ausgewählten Gedichte ganz neu zu ordnen, als den sinnlosen Torso einer zerstörten Ordnung zu bewahren? Freilich, bequemer war's, in der Gerstenbergischen Ausgabe ohne viel Wahl zu streichen und den Rest einfach abzudrucken. Den Höhepunkt der Leichtfertigkeit bildet es, daß der Herausgeber auch Hoffmanns Selbstbiographie in dieser Weise behandelt. Was soll es für einen Sinn haben, ein Buch „gekürzt" abzudrucken? Hätte doch der Verlag sich von dem Herausgeber nicht dazu bewegen lassen, dies „entgegen den Gepflogenheiten" zuzugeben! Möge er sich vielmehr künftighin besser an seine Gepflogenheiten halten und seine Ausgaben Fachleuten und nicht dilettierenden Dichterlingen anvertrauen!

Stefan Hock.

Ludwig Thoma: Pistole oder Säbel? München, Verlag Albert Langen.

Über dieses kleine Buch wäre allenfalls zu sagen: daß es schriftstellerische Arbeiten gibt, die dem Tag ihr Entstehen verdanken, die nur für den Tag berechnet sind und die mit dem Tag ihr Dasein beschließen sollten; daß hübsche, kleine, anspruchslos vorgetragene Scherze in der anspruchsvollen Buchtoilette viel von ihrer Frische und Drolligkeit verlieren; daß es nicht ratsam ist, kleine und kleinste Schöpfungen, die in ihrem Stoff, in ihrem Ziel, in ihrer Führung eine starke Familienähnlichkeit aufweisen, aneinanderzureihen; einzeln vorgesetzt waren sie immer der Zustimmung sicher, die Erinnerung an die Ereignisse gab ihnen Leben, Seele; jetzt, wo sie ihre Abstammung aus einer Tatsache nicht mehr erweisen können, wird ihre Gleichartigkeit leicht zur Einförmigkeit. Aber der Herr Verfasser und der Herr Verleger könnten darauf antworten: daß früher erschienene, ähnlich zusammengestellte Werke desselben Autors es bis zu zehn Auflagen gebracht haben, die, wie aus der beigedruckten Rezensionsmusterkarte zu ersehen ist, von einem Teil der Kritik jubelnd begrüßt wurden, daß es also undankbar, töricht, ja grausam wäre, dem deutschen Volk eine Speise vorzuenthalten, die dem deutschen Volk offenbar sehr behagt hat; daß zahlreiche Feuilletonsammlungen erscheinen, denen nicht einmal so und so viele wesentliche Milderungsgründe zuzuerkennen sind wie in dem Fall Thoma. Und da würde man den beiden Herren recht geben müssen. Sie könnten noch weiter gehen. Sie könnten sogar Shakespeare für sich ins Treffen führen. Sie könnten fragen: Enthält denn unser kleines Buch nicht fast alles, was Hamlet in seinem berühmten Monolog zu den Unannehmlichkeiten des Lebens rechnet? Bringen wir nicht Klagen und Betrachtungen über „der Zeiten Spott und Geißel," „der Mächtigen Druck," „des Rechtes Aufschub," „den Übermut der Ämter" u. s. w.? Was man denn von einem kleinen Buch eigentlich noch verlange? So sei es denn bestens empfohlen. Allen, die gewohnt sind, ihre Reisetasche mit allen Unentbehrlichkeiten, also auch mit einem leicht verdaulichen Quantum Humor und Satire, auszustatten, allen, die sich knapp vor dem Einschlafen noch recht rasch in ihrer frondierenden Gesinnung bestärken wollen.

G. Sch.

Feuilleton.

Die Vokale im Wienerischen.*

I. Das A.

Es ist eine bekannte, aber im allgemeinen viel zu wenig gewürdigte Tatsache, daß in jeder Sprache ein und derselbe Vokal oft sehr verschieden ausgesprochen wird. Wir wundern uns über das Englische, das in dieser Beziehung allerdings übertrieben weit geht, aber wir dürfen nicht übersehen, daß solche Feinheiten auch unserer Muttersprache keineswegs fremd sind. Wie merkwürdig eigensinnig in dieser Richtung speziell das Wienerische sich verhält, das möchte ich hier vor Augen führen.

Bei der Aussprache des A kennt eigentlich der Wiener kein Mittelding; denn entweder ist es ein karikiert helles Aa oder ein outriert „schlampetes" O. Natürlich steht es fast ausnahmslos strengstens fest, wann das eine und wann das andere anzuwenden ist, und wer in dieser Beziehung einen Fehler machen, z. B. statt „Brätfisch" „Braatfisch" sagen wollte, der würde nicht bloß einen falschen Sinn, allenfalls den Gedanken an einen „braaten", d. h. breiten Fisch, sondern auch gegründete Bedenken über die Echtheit seines Wienertums hervorrufen. Daß es Gesetze darüber gibt, steht mir außer Zweifel; aber man findet sie nicht leicht, und Gesetze, die man nicht findet, haben sowohl im Staate als auch in der Wissenschaft nur wenig Wert. Immerhin bin ich auf die Suche gegangen und glaube, ein paar solcher Regeln auch glücklich gefunden zu haben.

Vor allem werden oft andere Vokale in das helle A verwandelt, aber fast niemals in O. So erstens das Ei in: Waad', Straach, Baaz', Waaselbua, aber in der Regel nur, wenn es gedehnt gesprochen wird, also nicht vor

* Die hier in kleinen Zwischenräumen folgenden Aufsätze entstanden als heitere Vorträge in einem geselligen Kreise. Der Verfasser bittet, sie nur von diesem Gesichtspunkte aufzufassen und ja nicht ernst zu nehmen.

Anm. d. Verf.

Doppel-S, z. B. beißen, reißen, schmeißen u. s. w. Eine Ausnahme bildet Schweißen, das in „Schwassen", „alter Schwasser" umgewandelt wird. In der Beziehung ist das Wienerische das gerade Gegenteil vom Englischen: der Engländer schreibt K-a-t-e und spricht Ke-it, der Wiener schreibt Kle-id und spricht Klaad.

Dieselbe Verwandlung gilt auch für Ä und E, namentlich vor einem H. So wird aus „drehen, wehen, lehnen, Lehm": drah'n, wah'n, lahnen, Lahm. Ausgenommen sind wieder „Gehen" und „Stehen". Man sagt nicht etwa: wir gah'n, wir stah'n, sondern grammatikalisch richtig einzig nur: mir gengan, mir stengan. Der Regel folgend wird aus Säbel: Sabel, aus der Gräte: die Graad'n, aus dem Gebäck: ein Bacht, aus dem Rettig: ein Radi, aus Verbrämen: der Braam, aus zäh: zaach; aber nicht etwa aus weh': waach, sondern „weech". Eine Ausnahme ist die Säge, die nicht „Saach'", sondern „Sooch'" gesprochen wird. Seltener tritt diese Verwandlung vor R ein, aber auch dafür gibt es Beispiele. So wird „herb" immer „harb" gesprochen, aber niemals in seiner natürlichen Bedeutung: bitter, sondern immer nur in übertragener Bedeutung gebraucht. „Harb sein" auf jemand, heißt, ihm böse sein, und in der beliebten Verbindung: „a harbe Godl" bezeichnet es eine gewisse Schärfe des weiblichen Charakters, die abstoßend, wohl aber auch anziehend wirken kann.

Auch das Au wird zum Aa in: der Baam, der Saam, der Daam, der Faam; ebenso wird aus raufen: raff'n, aus auch: aa. Seltener wird U zum Aa, wie bei der Muhme, die „Mahm'" gesprochen wird, und bei dem Zeitwort „tun", aus dem der Wiener in den Verbindungen „tun wir" und „tun sie" „tama und tan s'" macht. Noch seltener wird das I in ein A verwandelt, so in „Genick", aus dem der Wiener ein „G'nack" macht.

Auch das Äu wird zum Aa ausgeglichen, z. B. bei dem „Kanalraamer". Mit diesem Worte hängt eine hübsche Geschichte zusammen, die vor ein paar Jahren durch die Zeitungen ging, und die als Illustration zu dem wienerischen hellen A hier einen Platz finden mag.

Ein Fremder — Norddeutscher — sieht in einer Gasse Wiens des Nachts unförmliche Gestalten bei einer ihm nicht erklärlichen Beschäftigung. Er fragt einen der Männer, was er mache, und erhält die Antwort: „Ramaturi". Er versteht das nicht, glaubt, an einen Italiener geraten zu sein, und wendet sich an ein paar andere mit derselben Frage. Die Antwort war: „Ramatama". Das war ihm natürlich wieder unverständlich, er hält die Leute für Indier und fragt zuletzt einen Vorübergehenden, was denn die Leute eigentlich treiben. Nun erhielt er endlich die richtige Antwort: „Ramatans". Das schien ihm Türkisch. Der Arme soll, sagt man, heute noch nicht wissen, daß die Männer Kanalräumer waren.

Das Äu wird zum Aa beispielsweise auch bei demjenigen, was bei dem Schmalzauslassen aus der Pfanne geräumt wird, dem „Geräumel", daraus macht der Wiener das „Kramel", „die Krameln".

Auch abgeleitete Wörter verwandeln oft das Ao in Aa; so kommt von dem Substantivum „G'schmåck" das Adjektivum „g'schmackig", und ebenso kommen von den Hauptwörtern Kragen, Magen, Wasser die Zeitwörter: otrag'ln, magerln, wassern.

Daß bei den Diminutiven das Ao in Aa verwandelt wird, ist bekannt. Der Åff wird zum Afferl, das Fåß zum Fassel, die Kåtz zum Kätzerl, das sich auch in dem wienerischen Ausdruck für den Istrianer „Katzlmåcha" wiederfindet. Man kann als Regel aufstellen, daß alle Wörter auf A, wenn sie mit r-l, g-l, k-l, d-l u. s. w. endigen, das helle A haben, so Bandeln, packeln, Lackl, oder Ladl, Radl, Fadl, Madl, Wadl. Nur der „Rote Stådl" bei Liesing macht eine Ausnahme.

Eine andere Regel ist, daß das A in den Fremdwörtern seinen hellen Klang beibehält, und in dieser Richtung hat der Wiener eine sehr feine Empfindung. Der Norddeutsche macht sich nichts daraus, aus dem Theater ein „Theåter" zu machen, der Wiener aber — vielleicht ist das ein Zeichen höherer Bildung — geht immer nur in das „Teata". Er spricht auch ganz korrekt demzufolge: Ax', faad, Famili, Vanilli, Gschtandal und Schampas. Freilich gibt es auch Fremdwörter, in die sich das Ao eingeschlichen hat, vielleicht deshalb, weil sie dem Wiener schon besonders familiär geworden sind, wie Grånåten, Båß, Påperl, während bei anderen, bei denen eine solche Familiarität ebenfalls behauptet werden könnte, dies nicht der Fall ist, wie Kaffee, Banda, Antisemit. Die eben bezeichnete Regel erklärt auch das helle A im Adjektivum „grantig", das offenbar auf das unliebenswürdige Aussehen der spanischen Granden zurückzuführen ist.

Eine weitere Regel ist, daß in Eigennamen das helle A sorgsam beibehalten wird. So sagt man niemals Blosel oder Gobesom oder Schrommeln, sondern immer nur Blasel, Gabesam, Schrammeln. Dasselbe gilt auch von jener Dame, die so naiv ist, daß man ihr auch das Unglaublichste erzählen kann, und zu der man daher geschickt wird, wenn man solche Dinge vorbringt: der Frau Blaschke. Auch bei Gassennamen hält der Wiener diese Unterscheidung strenge fest. Er sagt: „Fåsångass'n", weil Fasan ein Gattungsname ist, aber „Wasagass'n", weil

Wasa sich als Eigenname darstellt. Auch hier gibt es freilich wieder Ausnahmen, wobei ich nur auf den eine Zeitlang so populär gewesenen Fiaker Brätfisch zu verweisen brauche.

Im Wienerischen gibt es ferner gewisse Endungen, welche das helle A mit Notwendigkeit nach sich ziehen; vielleicht weil sie, wenn sie auch nicht alle fremdländischen Ursprunges sein mögen, doch fremdländisch klingen und daher der für Fremdwörter geltenden Regel folgen. Es sind dies die Hauptwörter auf „xen" und „tschen", wie: Haxen, Kraxen, Flaxen und dann Ratschen, Watschen, Hatschen und Pawlatschen. Dabei ist allerdings wieder eine Ausnahme, vielleicht wiederum wegen der besonderen Familiarität, das ist: Pätschen — sowohl von Personen (namentlich guten Freunden gegenüber), als auch vom Schuhwerk gebraucht.

Weniger dem Wiener, als dem niederösterreichischen Bauer eigentümlich ist der Gebrauch, durch die Umwandlung des Ao in Aa die Mehrzahl zu bilden. Aber auch in das Wienerische ist diese Erscheinung übergegangen — warum sollte der Wiener nicht auch in der Sommerfrische etwas lernen. So sagt man: „der Wåg'n", das ist einer, und „die Wag'n", das sind mehrere; ebenso „der Gråb'n" und „die Grab'n", „der Tånz" und „die Tanz".

Man darf sich aber beileibe nicht verleiten lassen, dasselbe bei gleich auslautenden Wörtern anwenden zu wollen. Man sagt nicht etwa: „die Kranz'", „die Schwanz'", sondern „die Kränz'", „die Schwänz'"; eher noch auf echt „pülcherisch"-girardisch: „die Krönze", „die Schwönze". Bei dem Worte „Pflånz", kann man in der Mehrzahl ad libitum „die Pflanz'" oder „die Pflönze" sagen.

Einige Wörter mit dem hellen A vermochte ich leider in keine Regel zu bringen; ich empfehle sie zum Studium, vielleicht gelingt es anderen, den geheimen Grund ihrer Aussprache zu entdecken. So: der Schlapfen, der Staffel, das G'stanz, der Rahm; sie alle haben das übertrieben reine A, ebenso das Namenbüachel, der Falott, der Bahöl und das Wañ. Der Tabak wird bald „Towok", bald „Towak" ausgesprochen, ist aber allerdings ein Fremdwort. Bei den Zeitwörtern „pracken" und „knacken" ist das helle A offenbar onomato-poetisch.

Bei manchem Zeitwort zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß sie mit Ao oder Aa gesprochen werden, je nach der Bedeutung, in der sie gebraucht werden. Ist diese Bedeutung eine indifferente, gewöhnliche, so nimmt man das gemütlich klingende Ao, ist sie aber eine gewaltsame, feindliche, dann tritt sofort das scharf geschliffene helle A in die Erscheinung. So ist das Blumenbeet mit Weiden „eing'faßt", der Diamant im Ring ist „schön g'fåßt", aber der Feind und der Dieb, die werden „g'faßt", oder „og'faßt". Man hört daraus ordentlich die Schadenfreude, die der Fassende empfindet, und hierin scheint mir eine besondere Feinheit des Wienerischen gelegen zu sein.

Vielleicht noch merkwürdiger ist wohl eine Unterscheidung, welche — ich darf es kühn behaupten — das Wienerische vor allen Sprachen der Welt auszeichnet. Das ist, daß für die Frage, ob Ao oder Aa gebracht werden muß, die Eigenschaft des Sprechenden, insbesondere das Alter desselben entscheidend ist. Es klingt das eigentlich ganz unglaublich, ist aber doch so, und mancher dürfte es vielleicht schon selbst beobachtet haben:

Wenn der Wiener erwachsen ist, so sagt er: „Votta-r-a Wossa", wenn er ein kleiner Junge ist, sagt er ganz gewiß; „Vatta-r-a Wassa". M. Freiherr v. Mayr.

Von der Woche.

17. September. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die Ernennung des Rates des Verwaltungsgerichtshofes Dr. Karl Freiherrn von Heinold zum Landespräsidenten im Herzogtume Ober- und Niederschlesien. — Deutscher Volkstag in Teschen. — Christlich-sozialer Parteitag in Eggenburg. — Enthüllung des Kaiserin Elisabeth-Denkmals in Franzensbad. — Die österreichisch-ungarische Botschaft in Konstantinopel notifiziert der Pforte die Ernennung des Generalkonsuls Oppenheimer zum österreichisch-ungarischen Zivilagenten in Makedonien.

18. Eröffnung des siebenten internationalen Arbeiterversicherungskongresses in Wien. — Kongreß zum Schutze des literarischen Eigentums in Lüttich. — Deutscher Sozialistentag in Jena, bei welchem Reichsratsabgeordneter Doktor Ellenbogen die innerpolitische Situation in Österreich erörtert.

19. Heinrich Hierhammer wird zum dritten Vizebürgermeister der Stadt Wien gewählt. — Eröffnung des vierzehnten internationalen Friedenskongresses in Luzern.

20. In Anwesenheit des Kaisers findet die feierliche Eröffnung der ersten Teilstrecke der Tauernbahn: Schwarzach—Bad-Gastein statt. Bei dieser Gelegenheit erklärt der Kaiser in einem Gespräch mit dem Reichsratsabgeordneten Dr. Sylvester, er werde „in eine Trennung der Armee nie und nimmer willigen".

21. Eröffnung des Zwänglingsfürsorgetages in Wien. — Eröffnung des internationalen Kongresses für Kunstangelegenheiten in Venedig.

22. Die sozialdemokratische Reichskonferenz in Wien beschließt ein Manifest an die Arbeiter, in dem das unentwegte Festhalten an dem allgemeinen Wahlrecht proklamiert wird. Die parlamentarische Fraktion wird beauftragt, mit allen Mitteln auf den Sturz des Kabinetts Gautsch hinzuarbeiten. — Eröffnung des Denkmalpflegetages in Bamberg.

23. Der Kaiser empfängt in der Wiener Hofburg die zu ihm berufenen Führer der ungarischen Koalition: Graf J. Andrassy, Graf A. Apponyi, Baron D. Banffy, F. Kossuth und Graf Aladar Zichy und fordert sie auf, Vorschläge zur Bildung eines parlamentarischen Kabinetts zu machen. Das Regierungsprogramm müsse aber auf folgenden Punkten beruhen: „1. Die militärischen Fragen, insoferne sie die Kommando- und Dienstsprache betreffen und in welchen eine Nachgiebigkeit absolut ausgeschlossen ist und bleibt, werden aus dem Programm ausgeschaltet. 2. Die Grundlagen der pragmatischen Gemeinsamkeit, sowohl in bezug auf die Armee als auch auf die auswärtigen Vertretungen bleiben vollkommen unberührt. 3. Eine Revision der 1867er Basis, soferne es sich um wirtschaftliche oder sonstige das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn tangierende Fragen handelt, wird nicht einseitig zwischen Krone und ungarischer Nation, sondern nur im Wege eines von der Sanktion Sr. Majestät abhängigen Kompromisses zwischen beiden Staaten der Monarchie unter Intervention der beiderseitigen Regierungen und von ad hoc ernannten Parlamentsdeputationen erfolgen. 4. Soll die Verpflichtung übernommen werden, daß die Staatsnotwendigkeiten, nämlich: der Staatsvoranschlag, die ordentliche Rekrutierung, die Handelsverträge, votiert und die Wahl der Delegationen und der Quotendeputation vorgenommen werden; endlich 5. soll die Verpflichtung übernommen werden, daß die Kostenbedeckung für jene militärischen Forderungen, von welchen die letzten Delegationen die Teilbeträge für die Jahre 1904 und 1905 bewilligt haben und eine auf Grund der zweijährigen Präsenzdienstpflicht einzubringende Wehrvorlage votiert werden." Der Kaiser nannte sodann den Minister des Äußern Grafen Goluchowski als den ad hoc-Betrauten, der die Erklärung der Parlamentsmajorität entgegenzunehmen und mit ihr zu verhandeln habe. Die fünf ungarischen Parteiführer beschließen, das ihnen von der Krone vorgelegte Programm nicht annehmen und mit dem Grafen Goluchowski, da er kein ungarischer Staatsbürger sei, nicht verhandeln zu können. In diesem Sinne geben sie ihre Erklärung vor dem Grafen Goluchowski ab. Der Monarch beruft hierauf den Obersthofmarschall Grafen Bela Cziraky zur Fortführung der Verhandlungen.

*

Eine österreichische Überseebank. In Nr. 37 der „Österreichischen Rundschau" besprach Dr. Viktor v. Bauer jun. die Vorteile, die die Gründung einer österreichischen Überseebank speziell unseren Handelsbeziehungen mit China bringen könnte und zeigte, wie günstig die jetzige Lage einem solchen Unternehmen wäre. Das Projekt wurde auch von der Regierung eingehend studiert und scheint nun infolge der Initiative des Ministerpräsidenten konkrete Formen annehmen zu sollen. Am 22. d. M. fand in Wien eine Besprechung von Vertretern der wichtigsten hiesigen Banken (Anglobank, Bankverein, Bodenkreditanstalt, Kreditanstalt, Eskomptegesellschaft, Länderbank, S. M. v. Rothschild und Unionbank) statt, in welcher nach längerer Beratung von sämtlichen Anwesenden die Bereitwilligkeit ausgesprochen wurde, der Frage wegen Errichtung einer Überseebank näherzutreten. Das Unternehmen soll sich aber nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, auf den Verkehr mit China beschränken, wenn es auch dort in erster Linie wird einsetzen müssen. Deshalb soll auch die Firma der Gesellschaft nicht „Austrochinesische Bank", wie die Regierung vorschlug, sondern „Österreichische Überseebank", wie auch Dr. v. Bauer meinte, lauten. Es ist zu hoffen, daß das Projekt nunmehr bald verwirklicht werde, um die jetzt nach dem Frieden in Ostasien zu erwartende günstige Konjunktur im Interesse unseres Exportes voll ausnützen zu können.

—nk—

*

Der VII. internationale Arbeiterversicherungskongreß, der vom 18. bis 22. September in Wien tagte, nahm einen sehr interessanten und erfolgreichen Verlauf. Er zeichnete sich nicht nur durch die überaus große Zahl der offiziellen Delegierten und sonstigen Teilnehmer, sondern auch dadurch aus, daß zum erstenmal die Vertreter der Arbeitnehmer, und zwar in sehr bemerkenswerter Weise sich an den Verhandlungen beteiligten. Die Sicherung der Existenz des Arbeiters, die Ermöglichung eines sorgenfreien Daseins ist der hohe Zweck der Beratungen dieses Kongresses und die Wiener Tagung bildete einen wichtigen Schritt auf dem Wege zur Erreichung dieses Zieles. So lebhaft aber auch die Debatten waren, so liegt die hauptsächlichste Bedeutung in den vorgelegten wertvollen Referaten. Unter ihnen müssen wieder die historischen Übersichten über die

Entwicklung der staatlichen Arbeiterfürsorge in den einzelnen Ländern besonders hervorgehoben werden. Den wichtigsten und auch den bestrittensten Punkt der Tagesordnung bildete die Frage der Vereinheitlichung und Vereinfachung der Arbeiterversicherung, der mit Rücksicht auf die Bestrebungen in Deutschland und den von der Regierung ausgearbeiteten Entwurf einer Reform der Arbeiterversicherung in Österreich für diese beiden Länder besondere aktuelle Bedeutung zukommt.

Haben die Verhandlungen auch begreiflicherweise nicht die aufgeworfenen Fragen endgültig zu lösen vermocht, so haben sie doch wertvolles Material herbeigeschafft, das Umstrittene bloßgelegt und jedenfalls wesentlich mitgeholfen, daß — wie es der Ehrenpräsident Dr. v. Koerber in seiner Schlußrede schön ausdrückte — „sich die Arbeit niemals mehr des Bettelstabes soll bedienen, nicht einmal mehr der Wohltat verpflichtet fühlen müssen."

Das Arrangement war geradezu mustergültig und hat gewiß viel dazu beigetragen, daß die Schönheit und Gastfreundlichkeit Wiens überall neuerlich gepriesen, sein Ruf als Kongreß- und Fremdenstadt gefestigt wurde. Dankenswerte Unterstützung fanden diese Bemühungen seitens der Gemeindeverwaltung und der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer.

—v—

*

Burgtheater. (Dienstag den 19. d. M., „Der Schleier des Glücks", Schauspiel in einem Akt von Georges Clemenceau, deutsch von Theodor Wolff. „Das Rätsel", Schauspiel in zwei Akten von Paul Hervieu.) Zum Lever du rideau erhielten in dieser Saison die Franzosen das Wort, die so selten mehr dazu kommen, uns etwas zu sagen. Neues haben uns auch diese beiden nicht gesagt. Das Schauspiel von Clemenceau behandelt das Thema der Lebenslüge, das wir schon in moderner Gestalt unzählige Male gesehen haben, in chinesischem Kostüm, wodurch es zwar nicht neuer wird, aber einen pikanten Beigeschmack erhält. Das Ganze ist ein Proverb im echten Sinn, ein dramatisiertes Sprichwort, eine Anekdote, eine Fabel. Dramatisiert ist eigentlich nur die erste Hälfte, die Schürzung des kleinen Knötchens; die Auflösung erfolgt in einem langen Monolog, dem man, wie dem ganzen dramatischen Gedicht, Poesie nicht absprechen kann. Sonnenthal hat die Hauptfigur zu schöner Geltung gebracht und sich einen starken Erfolg geholt. In dem Schauspiel von Hervieu ist die beste Figur der Räsoneur, den man seit dem Grafen Trast schon für ausgestorben gehalten hat; denn nicht bloß die Figur selber, auch das, über was er räsoniert, erinnert an Dumas: anstatt »Tue la!« sagt er aber das Gegenteil: „Töte ihn nicht!" Auch sonst arbeitet dieses kurzatmige Ehebruchsdrama stark mit den Mitteln der alten Schule, und wenn nicht der alte Marquis eine dankbare Rolle für Herrn Hartmann wäre, der sie noch besser zur Geltung brächte, wenn er sie leiser und ohne die ihm leider schon zur Gewohnheit gewordenen Kreischtöne spielen würde, so hätte man es getrost bei dem alten Dumas bewenden lassen können. Außer diesen zwei Rollen bieten beide Stücke den Schauspielern nicht viel; doch war Fräulein Witt eine reizende Chinesin, Frau Devrient-Reinhold leider keine Wolter und nicht ganz an ihrem Platz. Für Sonnenthal und Hartmann, diese unverwüstlichen und arbeitsfreudigen alten Herren, neue Rollen und so glückliche Rollen zu finden, ist eine so schwere Sache, daß man die anspruchslosen Stücke, das erste wenigstens, am Ende noch mit in den Kauf nehmen kann.

Die beiden Dramen wurden nicht von dem neuen Regisseur, sondern von den alten, Kraftel und Hartmann, einstudiert. Die unmittelbare Wirkung des neuen scheint also zu sein, daß er die alten wieder lebendig macht. Er selber soll wohl dagewesen sein, sogar in Frack und in weißer Krawatte. Er hatte aber keine Gelegenheit, den Dank der Autoren auszusprechen. Denn das Publikum ging nicht mit; es machte sogar Miene, das zweite Stück komisch aufzufassen.

(Samstag den 23. September: „Fiesko".) Nach Heines Abgang hat Herr Thimig die Rolle des Mohren übernommen und mit gutem Erfolg durchgeführt. Woran es seinem Vorgänger so ganz gebrach, das bringt er in Fülle mit: den Humor, die Laune; er macht davon freilich nur in diskretester Weise Gebrauch. Heines Mohr war eine sehr ernste zähnefletschende Bestie, die man ebenso moralisch ernst nahm, als sie gegeben wurde; Schillers Mohr ist eine drollige Figur, ganz jenseits von Gut und Böse, ein Kerl, der sich mit demselben Humor aufhängen läßt, mit dem er andern den Dolch in die Rippen stößt. Von dieser Seite kommt Thimig der Absicht des Dichters weit näher und er wird mit der Figur bald ganz zusammenwachsen. Er darf ihn noch um einen Grad leichter anlegen, im Ton weniger breit nehmen, damit das Tempo der Reden rascher und fließender wird; und er kann auf die rollenden „R" ganz verzichten. Jedenfalls hat man seit dem jungen Lewinsky keinen besseren Mohren in Wien gesehen.

Nebenbei bemerkt, ist das Spiel zwischen Fiesko-Kainz und dem Mohren im 3. Akt zwar sehr geistreich, aber den Absichten des Dichters und dem Text schnurstracks zuwider. Es ist nicht richtig, daß Fiesko den Mohren abdankt, weil er ihm über den Kopf wächst und weil er deshalb argwöhnisch und eifersüchtig auf ihn

wird. Er empfängt seine Nachrichten vielmehr „froh“; er möchte ihm um den Hals fallen; er überwindet das Gefühl der Beschämung und verlangt seine Hand. Wenn er ihn trotzdem gleich darauf abdankt, nachdem er eben gesagt hat: „Was dir der Graf schuldig bleibt, wird der Herzog hereinholen“, so geschieht das lediglich deshalb, weil er sich des schlechten Werkzeuges schämt und den Mitwisser fürchtet. Das sagt ja der Mohr selber: „Er besorgt, weil ich um seine Schliche weiß, werd' ich seine Ehre über mein Maul springen lassen, wenn er Herzog ist“. Minor.

*

Raimund-Theater. Ein einaktiges Charakterbild „Hanna Hardt“ von Olga Walter-Segel wurde hier mit Shakespeares „Komödie der Irrungen“ zusammengespannt, um damit nach monatelangem Fortwursteln mit Utilitätsstücken, wie „Bruder Martin“, „Strohwitwer“, „Hüttenbesitzer“ und „Deborah“ wieder einmal die literarische Kritik ein bißchen in die Schranken zu fordern. Ein sehr glücklicher Abend war's wohl nicht, aber es läßt sich wenigstens über ihn reden, ohne daß man sich verpflichtet fühlte, eine schärfere Tonart anzuschlagen. An „Hanna Hardt“ würden sich sogar ernsthafte Betrachtungen und freundliche Hoffnungen knüpfen lassen, wenn anders das darin behandelte Thema vom Manne zwischen zwei Frauen — „Fiakeridee“ hatte es Grillparzer einmal in einer Anwandlung von Selbstironie scherzhaft genannt — nur nicht schon gar so abgedroschen wäre und wenn die neue soziale Variation, die Frau Walter-Segel darüber spielt, nicht wieder in die ebenso wohlfeile, wie oft erhobene Anklage ausklänge: Wenn wir Armen schlecht sind oder es werden, dann seid allein ihr Reichen daran schuld! Auch die dilettantische Mache des von einigen Momenten echter Leidenschaft blitzartig durchzuckten Stückes ist just kein besonders günstiger Empfehlungsbrief für den dramatischen Beruf der Verfasserin, die es gereizt haben mochte, einmal das Gebiet ihrer Kunst zu verlassen und in einem modernen Stücke die literarische Ahnenreihe Gräfin Orsina-Emilia Galotti, Lady Milfort-Luise Miller, Sappho-Melitta und Medea-Kreusa als leibhaftige Cousinen im Kampfe um einen Mann mit reichlichen Bankdepots gegenüberzustellen. Wer für die Bühne schreibt, muß schließlich mit ihren Wirkungen vertraut sein und darf in heikle Situationen nicht naive Unbekümmertheiten setzen, die den Ernst der dramatischen Absicht gefährden. Ein einziges bedeutsames Motiv wird angeschlagen: das ist die unheilvolle Wohltat, die man der Armut erweist, wenn man sie vorübergehend an den Freuden des Reichtums teilnehmen läßt, ohne ihr zugleich auch die Möglichkeit zu ihrem dauernden Genusse zu bieten. Dieses Motiv wird aber nur erzählungsweise berührt und zu Gunsten jener allgemeinen Gesellschaftsanklage fallen gelassen, auf die die Galerie stets bombensicher reagiert. Sie war es auch, die im Vereine mit der guten Darstellung der beiden Frauenrollen durch die Damen Hetsey und Reingruber den schon schwankenden Erfolg des Stückes zur Not befestigte. Von der darauffolgenden Aufführung der „Komödie der Irrungen“ läßt sich, will man dem billigen Schauspielermateriale, womit das Raimund-Theater heuer arbeitet, nicht weh tun, kaum mehr sagen, als daß sie mit Fleiß vorbereitet und von einem flotten Tempo belebt war, und daß die Menächmen des Plautus in der dramatischen Erneuerung des jungen Shakespeare selbst bei einer Darstellung von Leuten, die, wenn sie hochdeutsche Verse zu sprechen haben, sich wie in Zwangsjacken eingeschnürt fühlen, noch immer belustigender und erquickender wirken, als die Dutzend-Possen, die sonst den Spielschatz dieser Bühne bilden. —tr—

□□ Österreichische Rundschau, Heft 48. □ Redaktionsschluß 23. September 1905. □ Ausgegeben 28. September 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 49: 30. September 1906. □□

Die Wiener Gemeindeverwaltung und der Fall des liberalen Regimes in Staat und Kommune.

Von Dr. Felix Freiherrn von Oppenheimer.

III. Der Umschwung im Wirtschaftsleben. Die Wirtschaftspolitik der Wiener christlichsozialen Partei.*

Am unverhülltesten liegen die Ursachen für den Niedergang des liberalen Regimes auf wirtschaftlichem Gebiete zutage. Zwar haben die Verfassungspartei und die ihr entnommenen Regierungen die Freiheit des Wirtschaftslebens nicht selbst erst geschaffen, vielmehr als ein Erbteil der Vergangenheit übernommen. Denn auf die Beseitigung aller persönlichen und sachlichen Beschränkungen des Erwerbes, die Förderung der Produktion durch Freigebung der Arbeit und Heranziehung aller Elemente des Volkes zur freien Mitwirkung an derselben waren schon die wirtschaftspolitischen Bestrebungen der Josefinischen Regierung gerichtet gewesen.** Und auch die Gewerbeordnung des Jahres 1859, welche dem Prinzip der Gewerbefreiheit zum uneingeschränkten Durchbruch verhalf, stammte aus dem letzten Jahre des absoluten Regimes. Wie aber der wirtschaftliche Aufschwung der Sechziger- und Siebzigerjahre in die liberale Epoche fiel, so blieb es auch dieser erst vorbehalten, die Folgewirkungen, welche das Walten des Prinzips der Gewerbefreiheit in dem Zeitalter der kapitalistischen Wirtschaft auf wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiet nach sich zog, voll zu offenbaren. In dem Ausmaß, in welchem, Dank dem Fortschritt der Technik und der Freigebung der Konkurrenz, der Klein- vor dem Großbetriebe, der Handbetrieb vor dem Fabriksbetriebe zurücktrat, ward eine immer wachsende Anzahl kleinbürgerlicher, in Handwerk und Kleinhandel festgewurzelter Existenzen mit der Minderung, wenn nicht mit dem Verluste ihrer wirtschaftlichen Stellung und sozialen Geltung bedroht. Soweit der gesellschaftliche Wandlungsprozeß, den jene ökonomische Umwälzung im Gefolge hatte, bis zu dem letzten Glied seiner logischen Entwicklung führte, die bisher selbständigen Gewerbetreibenden also zu besitzlosen Proletariern umgewandelt wurden, griff die staatliche Gesetzgebung wirksam ein. Das Wahlrecht freilich ward diesen völlig Deklassierten noch lange vorenthalten, aber sie erhielten früh, was wertvoller war als dies: den Elfstundentag, den Frauen- und Kinderschutz, die Kranken- und

* Vergl. Bd. IV, Heft 46 und 48 der „Österr. Rundschau".

** L. Gumplowicz, „Österreichische Reichsgeschichte".

Unfallversicherung, die Gewerbeinspektion. Sie fanden in schreib- und redegewandten Agitatoren, die ihnen im Namen des „klassenbewußten Proletariats" mit offenen Armen entgegenkamen, eine rührige Vertretung vor der Öffentlichkeit. Ganz anders gestaltete sich das Schicksal derjenigen, deren wirtschaftliche Selbständigkeit in dem großen ökonomischen Wandlungsprozeß nach außen hin scheinbar erhalten blieb, mochte ihre tatsächliche Abhängigkeit vom Kapital eine noch so drückende geworden sein. Es ist dies die Gruppe jener gewerblichen Handwerker, Krämer u. s. w., die äußerlich nach wie vor als selbständige Kleingewerbetreibende figurieren, von der Statistik auch als solche bezeichnet werden, in Wahrheit aber nicht mehr als solche zu gelten vermögen, da weder von einem freien Besitz entsprechenden Wirtschaftsvermögens noch von einer selbständigen Leitung ihres kleinen Betriebes bei ihnen noch irgend die Rede sein kann. Diese Gruppe aber war und ist gewiß nicht minder bedeutend als die der völlig proletarisierten Fabriksarbeiter, denn die Ablösung der handwerksmäßigen durch die kapitalistische Produktion vollzog sich nicht so sehr in Form einer plötzlichen und vollständigen Verdrängung der erstgenannten Produktionsmethode als in der ihrer allmählichen Zerreibung und Zersetzung. In seinem ebenso großangelegten als fesselnden Werk „Die deutsche Volkswirtschaft im XIX. Jahrhundert" hat uns Werner Sombart eine klassische Darstellung der mannigfachen Formen gegeben, in denen sich dieser wirtschaftliche und soziale Wandlungsprozeß im allgemeinen zu vollziehen pflegt und sich insbesondere während der beiden letzten Jahrzehnte des abgelaufenen Jahrhunderts in Deutschland vollzog. In Wien erhielt dieser durch den starken Einschlag kleinbürgerlicher Elemente und die eben hierin zum Ausdruck gelangende verhältnismäßige Rückständigkeit in der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt sowie durch die Veranlagung und die eigenartigen Traditionen des Wiener Kleinbürgertums sein besonderes Gepräge.

Mögen der Ring und die innere Stadt Wien den Charakter der Großstadt verleihen, was es als große Stadt erscheinen läßt, sind seine weitgestreckten Vorstädte und Vororte, also seine äußeren Bezirke. Diesen aber gibt — einige wenige Stadtteile, wie das Gebiet der Mariahilferstraße, die Zentren der Großindustrie in Favoriten, Simmering und der Brigittenau abgerechnet — gerade der Kleinbetrieb sein charakteristisches Gepräge. Dieses Bild, das jedermann zur Genüge vertraut ist, der einmal zu Fuß aus der inneren Stadt nach Ottakring und Hernals, nach Meidling oder nach Döbling wanderte, erhält seine Bestätigung durch die Ergebnisse der Statistik. Nach der Volks- und Berufszählung vom 31. Dezember 1900 waren unter den in den 20 Wiener Gemeindebezirken anwesenden 849.000 Berufstätigen* 270.000 oder nahezu ein Drittel „Selbständige". In der Berufsklasse „Industrie" verschiebt sich dies Verhältnis allerdings zu Ungunsten der Selbständigen, welche von 437.000 in dieser Klasse Berufstätigen 70.000 oder nicht

* Die sonstigen Berufszugehörigen (Angehörige ohne eigenen Hauptberuf und Hausdienerschaft) blieben hier wie bei allen folgenden Angaben außer Betracht.

ganz ein Sechstel stellen. Aber auch hier stehen Berufsgruppen mit teilweise großindustriellem Charakter andere, zahlreichere und für das Erwerbsleben der Wiener Bevölkerung wichtigere Berufsgruppen gegenüber, in denen die Bedeutung der kleinen und kleinsten Betriebe außerordentlich überwiegt. Betrachten wir die Gruppe der Wiener Bekleidungsindustrie! Diese ist insoferne für unsere Ausführungen ein klassisches Beispiel, als hier auf 123.000 Berufstätige 33.000, also weit mehr als ein Viertel Selbständige fallen, man also nach dieser statistischen Nachweisung auf eine verhältnismäßig recht starke Vertretung der selbständigen Kleingewerbetreibenden zu schließen vermöchte. Wen aber nicht seine eigenen Erfahrungen darüber belehrten, welch traurige Bewandtnis es mit dieser scheinbaren „Selbständigkeit" in so überaus vielen Fällen hier hat, den können die Erhebungen des arbeitsstatistischen Amtes sowie die Jahresberichte der humanitären Vereine über den wahren Inhalt derselben belehren. Denn diese zeigen, wie unaufhaltsam der Kapitalismus auf dem Gebiet dieses ehemals so gesicherten Zweiges handwerksmäßiger Produktion vorgedrungen, wie jene scheinbare Selbständigkeit in so vielen Fällen nichts anderes als die in die mannigfachsten Formen gekleidete indirekte, aber darum nicht weniger drückende Abhängigkeit vom Kapital zu bedeuten hat. Am deutlichsten ist der Charakter des Kleinbetriebes der Berufsklasse „Handel und Verkehr" aufgeprägt: hier stehen unter den Berufstätigen 71.000 Selbständige 125.000 Angestellten, Arbeitern und Taglöhnern gegenüber. Werfen wir zur weiteren Verdeutlichung dieser Daten einen Blick auf die Statistik der gewerblichen Genossenschaften in Wien. Über diese liegen für das Ende des Jahres 1902 keineswegs lückenlose, aber für unseren Zweck völlig ausreichende Daten vor. Danach betrug zu jenem Zeitpunkt der Stand der männlichen und weiblichen Genossenschaftsmitglieder (Gewerbsinhaber) 89.116*, die Zahl der Genossenschaftsangehörigen (Gehilfen und sonstige Hilfsarbeiter sowie Lehrlinge) 235.897. Nimmt man nun an, um sich von dem ziffermäßigen Verhältnis dieser kleinen und kleinsten selbständigen Gewerbetreibenden samt den von ihnen wirtschaftlich abhängigen Personen zu der Gesamtbevölkerung einen nur ganz ungefähren Begriff zu bilden, daß die Gesamtheit der Gewerbsinhaber, sowie die Hälfte der männlichen Gehilfen und sonstigen Hilfsarbeiter — nicht der Lehrlinge — verheiratet ist und ihre Familien im Durchschnitt vier Köpfe zählen, so würde die Gesamtzahl aller Genossenschaftszugehörigen (Gewerbsinhaber und Hilfspersonen) samt ihren Familien 802.688 Personen oder nicht viel weniger als die Hälfte der für das Ende des Jahres 1902 berechneten Bewohnerschaft Wiens (1,717.555) betragen. Machen doch die kleingewerblichen Meister mit ihren Familien allein gewiß ein Fünftel bis ein Viertel der gesamten hauptstädtischen Bevölkerung aus. So wenig ein derartig roher Überschlag Anspruch auf den Charakter einer wissenschaftlichen Statistik erhebt, so sehr dürfte er ausreichen, ein Bild von der quantitativen Bedeutung des Kleinbürgertums in Wien zu geben.

* Bei zwei Genossenschaften konnten die juristischen Personen unter den Genossenschaftsmitgliedern von der Gesamtzahl dieser letzteren nicht in Abzug gebracht werden.

Um uns aber in den heutigen Zustand des Wiener Kleinbürgertums, dessen Kern die in den gewerblichen Genossenschaften vereinigten kleinen Meister bilden, und in den Kreis seiner politischen und sozialen Bestrebungen zu versetzen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die Stellung desselben nicht von gestern war, sondern aus der fernen Vergangenheit her datierte. Wir brauchen uns nicht bei der dem verheerenden Dreißigjährigen Kriege vorausgehenden Periode aufzuhalten, in der die Zünfte, wie Adam Wolf das ausdrückt*, in ihrer gesunden Entwicklung die korporative Gliederung des Bürgerstandes am besten darstellten, die Arbeit organisierten, die Berufsgenossen vereinigten, für die Erhaltung und Fortbildung des Handwerks sorgten. Der Dreißigjährige Krieg und das demselben folgende Jahrhundert bedeuten den Verfall des Bürgertums und die Verknöcherung und geistige Erstarrung der Zünfte und sonstigen Handwerkerassoziationen. Aber um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts erwacht das bürgerliche Element zu neuem selbständigen Leben. Von Maria Theresia und Josef II. gehegt und gefördert, drängt es das adelige und geistliche Element in der Hauptstadt allmählich in den Hintergrund. Mit der Autonomie der Städte und dem patriarchalischen Regiment der Zünfte und Patrizierkoterien freilich ist es ein für allemale vorbei. Beides muß dem direkten Herrschafts- und Aufsichtsrecht, das die großen Regenten des XVIII. Jahrhunderts immer entschiedener für den Staat allein reklamieren, unbedingt weichen. Aber das bürgerliche Leben pulsiert darum nicht minder kräftig in neuen, freieren Formen. Gewerbe und Handel kommen in die Höhe. Und wenn während des großen wirtschaftlichen Aufschwunges von 1770—1792 das Handwerk sich zur Großindustrie steigert, so geschieht dies nicht auf Kosten des ersteren und derjenigen, die in ihm ihre Nahrung finden. „Der gemeine Mann", heißt es in der im Jahre 1786 erschienenen „Skizze von Wien",** „liebt Schmaus, Tanz, Spektakel, Zerstreuung. Er spaziert an Festtagen fleißig in den Prater und Augarten, besucht Hetze und Feuerwerk, fährt auch wohl mit seiner Familie über Land und bestellt sich allenthalben einen wohlbesetzten Tisch. Da in Wien bis auf Wohnung und Holz alles sehr wohlfeil ist, so ist klar, daß der Handwerksmann seine Käufer nicht überhält, und da der gemeine Mann im Durchschnitt selten Bankerott macht, im Gegenteil wohlhabend ist, so muß man daraus schließen, daß er seine Vergnügungen nicht über seine ökonomischen Kräfte treibt." Auch die harten Kriegsjahre mit dem französischen Kaiserreich bewirkten in wirtschaftlicher Beziehung keine allzu ungünstige Wandlung, da die von Napoleon verfügte Kontinentalsperre dem heimischen Gewerbebetrieb in vielfacher Beziehung zum Vorteil gereichte. 1815 trat ein kurzer, aber äußerst empfindlicher Rückschlag ein, drei Jahre darauf ward es indes wieder besser. Und von da an blieben, wie Guglia in seiner „Geschichte der Stadt Wien" uns belehrt, die Verhältnisse des Kleinbürgerstandes in Wien — bei unausbleiblichen zeitweisen Schwankungen — doch ungefähr ein Menschenalter lang dieselben. Die lange

* „Geschichtliche Bilder aus Österreich", 2. Band, VII. Städte und Bürger.

** Wolf und Zwiedineck: „Österreich 1740—1792" (aus der Onkenschen Sammlung), S. 425.

Friedenszeit, die im ganzen wohlwollende Haltung der Regierung, der Eifer einzelner Ortsobrigkeiten hatte einen gewissen anhaltenden Wohlstand zur Folge. Gewiß hat sich unter dem Metternichschen Regime das Wiener Kleinbürgertum, das sich nun ganz allmählich einerseits von den kapitalistischen Bourgeois, anderseits von der industriellen Arbeiterschaft abzusondern beginnt, im allgemeinen nicht zu beklagen gehabt. Die Regierung erwies sich der Förderung der materiellen Wohlfahrt keineswegs abgeneigt. Das Bedürfnis nach geistigen Anregungen aber, unter dessen systematischer Verkennung und Verleugnung die Intelligenz so vieles zu leiden bekam, wurde in jenen Kreisen nicht empfunden. Vielmehr spielte hier bald wieder das Essen und Trinken dieselbe ansehnliche Rolle wie in den Zeiten der sogenannten Kreuzerkomödien und des „Hanswurst".

Man vergegenwärtige sich nun, was es für jene breite und wichtige Gruppe von Wirtschaftssubjekten, die, wie Sombart sie charakterisiert, „auf der Grundlage der Nahrung ihre Existenz aufbauen oder aufzubauen das Streben haben", zu bedeuten hatte, wenn ein mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes sich vollziehender, in seiner Intensität wie in seinen Folgen unvergleichlicher Umschwung eben sie an der Grundlage ihrer Existenz, ihrer „Nahrung" bedrohte. Dieser Umschwung bestand in dem auf dem ganzen Gebiete der gewerblichen Produktion und des Warenverkehrs sich vollziehenden Sieg des kapitalistischen Unternehmertums über die handwerksmäßige Organisation. War die Industrie, wie sie unter Maria Theresia und Kaiser Franz zur Entstehung gekommen, durch keine neue Organisation der Arbeit bezeichnet und in Wahrheit nichts anderes als Handwerk im großen gewesen, so bedeutete diejenige, die nunmehr zur Entfaltung gelangte, eine neue Betriebsweise mit Großkapital, Maschinen, Fabriksarbeitern und arbeitsteiligem Verfahren. Den für das Verständnis des modernen Wirtschaftslebens grundlegenden Unterschied zwischen der kapitalistischen Betriebsweise und der alten handwerksmäßigen Organisation des weiteren abzuhandeln, ist hier nicht der Ort. Wer in dieser Beziehung die geringste Unklarheit verspürt, sei auch hier auf das obengenannte Werk Werner Sombarts verwiesen, der jenen fundamentalen Gegensatz mit unübertrefflicher Schärfe und psychologischer Feinheit bis auf seine Wurzeln bloßlegt. Der gewaltige wirtschaftliche Umschwung selbst und die soziale Umwälzung, die er nach sich zog, waren die Folge einerseits der mächtig entwickelten Technik, anderseits jenes ganzen Systems gesetzgeberischer und Verwaltungsgrundsätze und -Methoden, wie sie aus dem Geiste des Liberalismus geboren waren und die volle Verwertung der technischen Fortschritte sowie der vorhandenen Kapitals- und Arbeitskräfte erst praktisch ermöglichten. Daß die Zeit, in der die Grundsätze der wirtschaftlichen Freiheit in Kraft standen, mit der liberalen Ära in der konstitutionellen Epoche nicht zusammenfällt, daß jene Maximen vielmehr, wie wir schon früher festgestellt haben, weit älteren Ursprunges waren, anderseits in ihrem wesentlichen Bestand auch nach dem Fall des liberalen Regimes noch eine Zeitlang erhalten blieben, tut nichts zur Sache. Von Wichtigkeit hingegen ist, fest-

zuhalten, daß die Grundsätze der wirtschaftlichen Freiheit ihre die alten gesellschaftlichen Ordnungen auflösende Wirkung, von welcher in diesem Abschnitte die Rede ist, erst in der Zeit der kapitalistischen Massenproduktion zu zeigen vermochten; daß die liberale Partei, welche in den Sechziger- und Siebzigerjahren an der Herrschaft war, alles tat, um jene Grundsätze auszubauen und durchzuführen, sie zu einem System zu erweitern; daß diejenigen, die nach dem Fall des liberalen Regimes nichts oder tunlichst wenig von dem überkommenen Bestand der wirtschaftlichen Freiheit zu opfern bereit waren, alle unter dem Banner der liberalen Partei marschierten.

Diese wirtschaftliche Umwälzung mit den für das Kleinbürgertum verheerenden Folgen erschließt das Verständnis für die politische Stellungnahme der von ihr hart betroffenen Bevölkerungsschichten. Wir begreifen jetzt auch, daß der politische Umschwung in Wien erst um die Mitte der Neunzigerjahre sich definitiv zu vollziehen vermochte. Zwar fällt die massenweise Errichtung von kapitalskräftigen Einzelbetrieben und großen Industriegesellschaften in Österreich schon in die ersten Fünfziger-, dann, und zwar in weit größerem Maßstab, in die Sechziger- und den Anfang der Siebzigerjahre. Die auflösende und zersetzende Wirkung, die der moderne kapitalistische Betrieb auf das Handwerk und den Kleinhandel äußert, ist in ihrem vollen Umfang indessen erst in den Achtziger- und Neunzigerjahren in die Erscheinung getreten. Natürlich hat der Kapitalismus nicht sämtlichen Zweigen kleingewerblicher Betätigung, geschweige denn allen in gleicher Weise hart mitgespielt. Anläßlich der Beratung der jüngsten Gewerbenovelle im österreichischen Abgeordnetenhause wurde mit vielem Rechte betont, daß auch die Epoche der kapitalistischen Wirtschaft neue Handwerksbetriebe ins Leben rufe, das Handwerk also so wenig völlig überwunden sei, als es in Hinkunft gänzlich aussterben werde. Aber wie wenig besagen solch vereinzelte, durch einen wirklichen Bedarf hervorgerufene und in ihrem Bestand gesicherte neue Kategorien von Kleinbetrieben gegenüber dem unaufhaltsamen Zuge der gesamten Entwicklung, welche das Kleingewerbe in seiner breiten Masse erschüttert und einzelne wichtige Zweige desselben mit dem Untergange bedroht. Denn man muß sich erinnern, daß der kleine Gewerbsmann, der teurer und oft schlechter einkauft als der Industrielle, der unökonomisch arbeitet und bei verhältnismäßig hohen Verkaufspreisen wenig verdient, der dann seinen Kundenkreis sich vermindern und das Ende seines Geschäftes vor sich sieht, in einer völlig anderen Lage sich befindet als der kapitalskräftige Unternehmer. Dieser kann von einer Produktion zu einer anderen übergehen, sein Kapital mit größerem oder geringerem Verlust auf andere Weise verwerten, jener wird durch die besondere Art seiner Vorbildung, die sein wertvollstes Kapital ausmacht, daran verhindert und sinkt aus der Klasse der wirtschaftlich Selbständigen unerbittlich in jene des besitz- und im eigentlichen, ursprünglichen Sinn auch berufslosen Proletariats hinab.

Auch dies muß man sich gegenwärtig halten, wenn man der politischen Wandlung der Neunzigerjahre gerecht werden will. Angst vor der Zukunft, Mißmut

und Unzufriedenheit in den Kreisen des zunächst betroffenen Handwerker- und kleinen Kaufmannsstandes war es, was zu dieser Wandlung ursprünglich den Anlaß gab. In dem Maß, in dem die kapitalistische Entwicklung sich durchsetzte, extensiv, indem sie immer neue Gebiete der kleingewerblichen Produktion eroberte, intensiv, indem sie die Notlage derjenigen Kleingewerbe, auf deren Gebiet sie bereits Wurzel gefaßt, zusehends verschärfte, erhielt dieser Strom von Mißmut und Erbitterung neue Nahrung. Ausschließlich von leidenschaftlichen Empfindungen ausgehend, ohne irgend welche Einsicht in den gesetzmäßigen Ablauf und Zusammenhang der wirtschaftlichen und der gesellschaftlichen Entwicklung, richtete sich diese Bewegung gegen die äußeren Repräsentanten des Kapitalismus, zu allernächst gegen die jüdische Rasse, welche vermöge der dem in wirtschaftlicher Beziehung ausschlaggebenden Teil ihrer Angehörigen innewohnenden abstrakten Veranlagung, rein praktischen Sinnesrichtung und zähen Willensenergie der kapitalistischen Entwicklung wie kein anderer Faktor Vorschub geleistet hat.* In Wien erhielt die antisemitische Bewegung zudem einen besonderen Schwung einerseits durch die verhältnismäßig sehr starke Vertretung des jüdischen Elementes — in Deutschland kommen auf 1000 Einwohner 11, in Berlin 49, in Österreich (ohne Ungarn) 47, in Wien 88 Einwohner israelitischer Konfession — und den besonders heftigen Zusammenprall dieser geborenen Pioniere der kapitalistischen Entwicklung mit der breiten und so wenig widerstandsfähigen Masse des Kleinbürgertums, anderseits durch die konkretsinnliche Veranlagung des Wiener Volkes. Diese Bewegung mußte sich ihre Organe, ihre Presse, ihre Abgeordneten, ihre Vereine erst schaffen. Die Funktion der Mehrheit derselben freilich unterschied sich zunächst kaum von dem instinktiven Gebaren der Volkskreise, denen sie entstammten und deren leidenschaftlich grimmer Erbitterung sie ebenso wilden, wahllosen Ausdruck gaben. Als um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts das Bürgertum den Kampf um seine Geltung im öffentlichen Leben ausfocht, stand eine aus Literaten, Advokaten, Ärzten, kurz aus Mitgliedern der Intelligenz bestehende Elite bereit, um jene Ideen, deren Durchsetzung sie ihre Kräfte geweiht, nunmehr auch vor der Öffentlichkeit zu vertreten. Hier aber handelte es sich um eine dumpfe Gärung, die durch den wirtschaftlichen Notstand der kleinen Leute hervorgerufen war. Soweit sich nicht Wortführer von außen fanden, deren ehrgeizigem Streben die erregten Leidenschaften der Masse eine willkommene Gelegenheit zu politischer Betätigung boten, fehlte es hier an aller und jeder kundigen und organisierten Vertretung. Diejenigen, die für die unzufriedenen Schuster und Schneider, Möbeltischler und Krämer das Wort nahmen und deren eigenen Reihen entstammten, brachten hiefür ursprünglich nichts anderes als den engen Kreis ihrer persönlichen Erfahrung, ihre Schlagworte und ihre Erbitterung mit; sie mußten erst nach und nach diszipliniert, mit den Interessen der übrigen Klassen vertraut gemacht, zu praktischem Vorgehen angeleitet werden. Die leidenschaftliche Gesinnung freilich, die hiebei ihren Ausdruck fand, ist bisher nur

* W. Sombart: „Die deutsche Volkswirtschaft im XIX. Jahrhundert", S. 128—135.

wenig zu mäßigen gewesen. Denn der Kampf, den das Handwerkertum und der kleine Kaufmannsstand, den der Kern des sogenannten städtischen Mittelstandes kämpft, ist bei uns, wie mehr oder weniger überall, ein Kampf um seine wirtschaftliche Existenz, der in Wien durch die berufliche Differenzierung, die geschichtliche Vergangenheit und die eigenartige Veranlagung der Bevölkerung sein besonderes Gepräge erhielt. Schließlich ist jede politische und soziale Bewegung in Inhalt und Form gekennzeichnet durch den Charakter jener, die sie tragen, und von Kleinhändlern und kleinen Gewerbsleuten, die ein schwerer wirtschaftlicher Notstand in Harnisch bringt, kann billigerweise nicht erwartet werden, daß sie handeln und reden wie deutsche Professoren, die für die Versammlungs- und Preßfreiheit plädieren.

Ob diejenigen gesetzlichen und sonstigen Maßnahmen, von denen das wirtschaftlich bedrohte Kleinbürgertum seine Errettung erwartet, sie ihm auch zu gewähren imstande sind, darüber mögen die allerberechtigtesten Zweifel bestehen. Zweierlei aber erscheint jeglicher Ungewißheit entrückt: erstens, daß, wie der hochverdiente Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., Dr. Adickes, dies einmal prägnant formulierte*, „eine ganz außerordentliche tatsächliche Ungleichheit und wirtschaftliche Abhängigkeit großer Volksteile durch die ausgedehnteste rechtliche und politische Freiheit und Gleichheit nicht ausgeschlossen, durch die wirtschaftliche Freiheit aber mit Notwendigkeit herbeigeführt wurde" — eine Erkenntnis, die sich auch die Wortführer der Wiener antiliberalen Partei zu eigen machten und mit ihren Mitteln und auf ihre Weise unter die Massen trugen; zweitens, daß innerhalb der von der kapitalistischen Entwicklung zunächst bedrohten und an der Abwehr ihrer verderblichen Folgen zunächst interessierten Bevölkerungsschichten eine ziemlich weitgehende Übereinstimmung hinsichtlich der zu diesem Behuf zu ergreifenden Maßnahmen besteht. Ob diese Maßnahmen, deren Richtung wir noch zum Schluß unserer Darstellung zu skizzieren versuchen, auch wirklich zum Ziele führen, ist, wie gesagt, eine andere Frage. Eben für diese Übereinstimmung der von den Gefahren der kapitalistischen Entwicklung zunächst Betroffenen aber hat gerade die Presse jener Partei ein auffallend geringes Verständnis bekundet, zu deren obersten Glaubensartikeln die Überzeugung von dem unbeschränkten Rechte der Selbstbestimmung und von der unfehlbaren Weisheit der Majoritäten gehört. Gerade die liberale Presse hätte ihre überlegene Einsicht in die theoretischen Zusammenhänge des Wirtschaftslebens, die Vorzüge ihrer Technik und Darstellungsgabe zu einer unparteiischen und gründlichen Erörterung der aufgeworfenen Fragen sowie zum Zwecke der Herbeiführung gesunder und ehrlicher Kompromisse auf den verschiedenen in Frage kommenden Gebieten, vor allem auf dem heißumstrittenen Gebiet des Gewerberechtes benützen sollen. Statt dessen fuhr sie in seltsamer Anmaßung fort, denjenigen, welche die mißlichen Folgen der wirtschaftlichen Freiheit am eigenen Leibe zu spüren bekamen, die sieghafte Kraft ihrer alten Grundsätze zu predigen

* Adickes, Beutler: „Die sozialen Aufgaben der deutschen Städte". Leipzig 1903.

und alle, die nicht auf diese Grundsätze schwuren, wenn nicht als Betrüger, so doch als Betrogene zu behandeln. Da aber auch das Wirtschaftsleben nicht stille steht und neue Bedürfnisse unaufhaltsam nach veränderten Gestaltungen drängen, erreichte sie durch jene Haltung nichts anderes, als daß sie sich selbst von jeglicher Mitwirkung an der praktischen Reformtätigkeit ausschloß: ein Ergebnis, das gerade vom Gesichtspunkt der notwendigen Korrektur der Lehrmeinungen durch die Bedürfnisse des praktischen Lebens sowie im Hinblick auf einen gerechten Ausgleich der von den verschiedenen Erwerbsklassen geltend gemachten wirtschaftlichen Interessen aufrichtig bedauert werden muß.

Schon aus dem oben Gesagten ergibt sich klar, daß die kapitalistische Entwicklung nicht so weit ging, um die Sozialdemokratie in das Erbe des bürgerlichen Liberalismus einzusetzen. Die große Masse der äußerlich in der bisherigen Berufsstellung gebliebenen, der Möglichkeit selbständiger ökonomischer Tätigkeit tatsächlich aber immer mehr beraubten Wirtschaftssubjekte fand ihren natürlichen Sammelpunkt nicht in dem Rahmen einer Partei, welche die bürgerliche Rechts- und Wirtschaftsordnung grundsätzlich in Frage stellte, den einzelnen von allen Voraussetzungen seiner bisherigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung loslöste, um ihn mit dem besitzlosen Proletarier in eine Reihe zu stellen; sie scharte sich unter der Fahne einer bürgerlichen Partei, welche den verderblichen Folgen des durch die liberale Wirtschaftsgesetzgebung ermöglichten schrankenlosen Wettbewerbes entgegenzutreten, den Bestand der von jenem bedrohten Existenzen mit allen materiellen und moralischen, der bisherigen Entwicklung der Dinge zum Teile direkt entgegenwirkenden Mitteln zu sichern strebte. Man mag auf die Stellungnahme der Vertreter der konservativen Sozialreform, wie sie in der Begutachtung legislativer Maßnahmen, in administrativen Verfügungen oder endlich in öffentlichen Enunziationen der anerkannten Parteiführer zum Ausdruck kommt, sein Augenmerk richten, überall wird man den dem individualistischen Geist der liberalen Epoche entgegengesetzten Standpunkt gewahren. Ging die liberale Wirtschaftsgesetzgebung von dem Grundsatz aus, daß das freie Spiel der individuellen Interessen auch die allgemeine Wohlfahrt am besten verbürge, so erachtet die konservative Sozialreform die letztere abhängig von neuen Bindungen des Wirtschaftslebens, die am besten durch den obligatorischen Zusammenschluß der engeren Berufsgenossen zu bewerkstelligen seien. Die 1883er Gewerbenovelle, welche die von der 1859er Gewerbeordnung formell beibehaltenen, innerlich längst abgestorbenen Berufsgenossenschaften der Gewerbetreibenden zu neuem, kräftigem Leben erweckt, ist der erste Schritt auf der neuen Bahn. Seitdem geht das Streben der konservativen Sozialreform unablässig dahin, jene Zwangsgenossenschaften zu konsolidieren, den Kreis ihrer Aufgaben auf wirtschaftlichem, sozialem und humanitärem Gebiet zu erweitern, ihren Einfluß auf die Verwaltung des Gewerbewesens selbst zu erhöhen. Gleichzeitig soll der feste Besitzstand der in solchen Genossenschaften vereinigten Gewerbsinhaber gesichert werden einerseits durch Erschwerung des Antritts der betreffenden Gewerbe, ander-

seits durch strenge Abgrenzung ihrer Befugnisse. In der ersteren Richtung bewegen sich die gleichfalls in der 1883er Gewerbenovelle zuerst getroffene Unterscheidung der sogenannten handwerksmäßigen von den freien und den konzessionierten Gewerben und das Erfordernis eines Befähigungsnachweises für die selbständige Ausübung der erstgenannten; die Bestrebungen, den Kreis dieser den Nachweis einer besonderen Vorbildung erfordernden Gewerbe stetig zu erweitern, den Nachweis selbst aber durch allmählichen Übergang von dem formellen Verwendungs- zu dem materiellen Befähigungsnachweis wirksamer zu gestalten; endlich die Bestrebungen, auch im Handelsgewerbe dem Befähigungsnachweis Eingang zu verschaffen. Wie weit man in der Einschränkung des Umfanges der Berechtigungen der einzelnen Handel- und Gewerbetreibenden gegangen, zeigt ein Blick auf die Spruchpraxis der Gewerbebehörden. Wenn die niederösterreichische Statthalterei sich dahin ausspricht, daß Goldarbeiter zwar zur Verfertigung goldener und silberner Uhrgehäuse sowie zur Ausbesserung derselben befugt, keineswegs aber zur Reparatur sonstiger Uhrenbestandteile oder zur Übernahme solcher Reparaturen behufs Besorgung durch befugte Uhrmacher berechtigt sind, wenn der Wiener Magistrat der Anschauung Ausdruck gibt, daß den Geschirr- und Blumenhändlern das Recht zum Verkauf von Goldfischen und Aquarien nicht zustehe, wenn diejenigen, welche die Hand- und Nagelpflege berufsmäßig ausüben, dagegen in Schutz genommen werden, daß die Friseure jene Beschäftigung als einen hergebrachten Bestandteil ihres Gewerbes in Anspruch nehmen, wenn den Privatdetektivinstituten bei Strafe verboten wird, über die Kreditverhältnisse von Gewerbetreibenden Aufschluß zu geben, damit die Informationsbureaus zur Auskunfterteilung über die Kreditverhältnisse von Firmen keine Einbuße erleiden, so beweisen diese, ohne Mühe beliebig zu vermehrenden Beispiele nur, wie weit man sich, um nur jeden Stand, jede kleine Berufsgruppe in dem engen Kreise seiner angestammten Interessen vor jedem Wettbewerbe Dritter zu schützen, von den Grundsätzen der Gewerbefreiheit bereits entfernt hat. Auch die Bestimmung der in parlamentarischer Beratung stehenden jüngsten Gewerbenovelle, durch welche im Interesse der handwerksmäßigen Konfektionsgewerbe der Schuh- und Kleidermacherei den Händlern das Maßnehmen behufs Effektuierung von Bestellungen untersagt werden soll, verdient in diesem Zusammenhange Erwähnung. Besonders kennzeichnend für die diesbezüglichen Bestrebungen der christlich-sozialen Partei erscheint die entschiedene Abwehr gegen all diejenigen, welche die Existenzbedingungen der selbständigen kleinen oder mittleren Handelsbetriebe erschweren. Zum Beweis sei hier bloß auf das im Februar 1902 anktionierte Gesetz über die Einschränkung des Agentenwesens und die Beschränkung des Wanderhandels mit Artikeln des täglichen Gebrauches sowie auf die zu diesem Gesetz erschienenen Erläuterungen und Durchführungsverordnungen verwiesen, an deren Zustandekommen der Wiener Magistrat weitgehenden Anteil genommen hat.

Ich glaube, man sieht es diesen im Vorstehenden gekennzeichneten, zum Teile zu Grundsätzen des geltenden Rechtes verdichteten Bestrebungen der Kleingewerbe-

treibenden förmlich an, wie sie aus dem instinktiven Bedürfnis dieser Kreise nach einem handgreiflichen Schutz ihres unmittelbaren Produktions- und Handelsgebietes geboren worden sind. Es ist aber klar, daß derartige polizeiartige Maßnahmen ihren Zweck, die Erhaltung und Sicherung des Mittelstandes, erst dann zu erreichen hoffen können, wenn sie durch unmittelbare Beschränkungen großkapitalistischer Betriebe, zum mindesten jener, die Waren handwerksmäßiger Produktion erzeugen, entsprechend ergänzt werden. Werfen wir zur Verdeutlichung einen Blick auf die Grundsätze, welche der Wiener Magistrat bei der Begutachtung der bereits erwähnten, nunmehr der parlamentarischen Beratung unterliegenden jüngsten Gewerbegesetznovelle in den Vordergrund stellte. Danach soll auch für Fabriksbetriebe, welche Gegenstände handwerksmäßiger Gewerbe erzeugen, die Lehrzeit durch die Genossenschaft festgesetzt werden; beim Betriebe eines handwerksmäßigen Gewerbes durch eine offene Handelsgesellschaft hätte jeder zur Vertretung der Gesellschaft befugte Gesellschafter den Befähigungsnachweis zu erbringen; endlich dürfe der Inhaber eines freien oder handwerksmäßigen Gewerbes in der Gemeinde seines Standortes ohne besondere Bewilligung nur zwei Betriebsstätten halten. Diese Beschlüsse des Magistrats hat die Regierung bei Vorlage der Gewerbenovelle selbst nicht zu den ihren gemacht; denn sie geht offenbar von dem sehr berechtigten Grundsatz aus, daß die Ergiebigkeit der heimischen Gesamtproduktion, insbesondere der für die Gestaltung des auswärtigen Warenverkehres ausschlaggebenden Großbetriebe, auch der breiten Schicht der Mittel- und Kleinbetriebe zuliebe nicht ernstlich in Frage gestellt werden dürfe. Eine wie große Bedeutung aber auch sie der Erhaltung einer möglichst breiten Mittelschicht zwischen dem Großkapital auf der einen und dem Proletariat auf der anderen Seite im Interesse des Staates selbst zuerkennt, hat sie durch die zu Beginn der Neunzigerjahre begonnene Aktion der praktischen Gewerbeförderung am deutlichsten zu erkennen gegeben. Gerade diese sowohl der technischen Förderung des Kleingewerbes (Ausstellungen von Motoren, Werkzeugmaschinen und Werkzeugen, Zuwendung technischer Arbeitsbehelfe an gewerbliche Vereinigungen, Abhaltung von Meister- und Handwerkerkursen) als auch der wirtschaftlichen Organisation desselben (Gewährung verzinslicher Darlehen an gewerbliche Genossenschaften) geltenden Maßnahmen sind von Seite der Kleingewerbetreibenden ursprünglich mit einigem Mißtrauen aufgenommen worden; heute, wo sie zu einem umfassenden Systeme ausgebaut und durch gleichlaufende lokale Aktionen anderer gewerbefreundlicher Faktoren, der Landesausschüsse, Handels- und Gewerbekammern u. s. w., ergänzt worden sind, werden sie auch von den zunächst beteiligten Kreisen nicht nur dankbar willkommen geheißen, es wird auch ihre Fortsetzung im großen Stile von diesen gefordert. Freilich wird von den Vertretern der Kleingewerbetreibenden mit allem Nachdruck betont, daß die auf tunlichste Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Kleingewerbes gerichteten Vorkehrungen auf vollen Erfolg erst dann rechnen können, wenn die zur Sicherung der Existenzbedingungen dieses Standes erforderlichen sonstigen Maßnahmen, die sämtlich auf

eine gewaltsame Zurückdrängung des Großkapitales hinauslaufen, in voller Strenge durchgeführt worden sind. Daß die Zurückdrängung und Behinderung der großkapitalistischen Betriebsweise dort ihre natürliche Grenze finden muß, wo die Konkurrenzfähigkeit der heimischen Produktion, ja wo die gehörige Rentabilität der großen Unternehmungen und damit die Lebensbedingungen der Zehntausende von Fabriksarbeitern, die in diesen ihre Beschäftigung finden, in Frage kommen, unterliegt keinem Zweifel. Bis zur Erreichung dieser Grenze aber wird vom Gesichtspunkt einer gleichmäßigen Verteilung des Volkswohlstandes zu gunsten des Meritorischen derartiger Bestrebungen der sogenannten Mittelstandspolitiker geltend gemacht werden können, daß diese Bestrebungen auch dann, wenn die praktische Verwirklichung derselben die kapitalistische Entwicklung nicht endgültig aufhält, den Übergang von der handwerksmäßigen zur kapitalistischen Wirtschaft immerhin zu verlangsamen und die für breite Schichten mit demselben verbundenen abträglichen Folgen zu lindern vermögen. Denn wenn wir kein Bedenken tragen, der Gesamtheit unserer konsumierenden Bevölkerung die Befriedigung wichtiger wirtschaftlicher Bedürfnisse im Interesse einzelner, zum Teil in engen Kreisen konzentrierter Produktionszweige durch hohe Zölle zu verteuern, wenn wir den Preis zahlreicher Artikel des allgemeinen Bedarfes künstlich hochhalten, um die hohe Rentabilität der betreffenden Industrien nach Kräften zu sichern, so ist schlechterdings auch nicht einzusehen, warum nicht Einschränkungen erduldet und gewisse Opfer gebracht werden sollten, um die Kleingewerbetreibenden und selbständigen kleinen Kaufleute, die den Kern des städtischen Mittelstandes bilden, nach Möglichkeit zu sichern und zu erhalten.

Wenn die Tendenz der sozialkonservativen oder christlich-sozialen Partei als antikapitalistisch bezeichnet wird, so hat dies nur mit einer, und zwar sehr wesentlichen Einschränkung seine Richtigkeit. Denn die Gegnerschaft jener Partei gilt dem Großkapital, sei es im Besitz eines einzelnen oder einer privaten Assoziation. Sie findet ihren Ausdruck sowohl in den vorstehend gekennzeichneten gutachtlichen Äußerungen und Verwaltungsgrundsätzen der Gemeindebehörden als auch in dem deutlichen Bestreben, die kapitalistischen Unternehmungen in besonders starkem Ausmaß zur Bestreitung der Kosten der öffentlichen Verwaltung heranzuziehen, wie es den bekannten Beschlüssen des Wiener Gemeinderates über die Aufteilung der Gemeindeumlagen auf die staatliche Erwerbsteuer oder dem jüngst im niederösterreichischen Landtag eingebrachten Antrag über die Besteuerung der Warenmagazine zugrunde liegt. Besonders heftig wird diese Gegnerschaft dort, wo es sich um die wichtigsten Gebiete des Wirtschaftslebens, um die ökonomischen Interessen der gesamten Bürgerschaft handelt, die im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung großen Erwerbsgesellschaften, Unternehmungen monopolistischen Charakters, ausgeliefert worden sind. Hier ist es mit gesetzlichen oder administrativen Maßnahmen polizeilichen Charakters allein nicht getan; hier sieht sich die Gemeindeverwaltung im öffentlichen Interesse gezwungen, jenen Gesellschaften ihre Betriebe aus den

Händen zu winden und an deren Stelle eigene kommunale Unternehmungen zu setzen; ihre Gegnerschaft gegen den kapitalistischen Großbetrieb zwingt sie hier, selbst Unternehmer, und zwar im größten Stile zu werden.

Man würde freilich sehr irregehen, wollte man glauben, daß der Entschluß der Gemeindeverwaltung, städtische Gas- und Elektrizitätswerke zu errichten und die Straßenbahnen in den Betrieb der Gemeinde zn übernehmen, das Ergebnis langer theoretischer Spekulationen über das Recht und die Eignung der Gemeinde, solche Unternehmungen in eigener Regie zu betreiben, war. Die Wirtschaftspolitik der Wiener Gemeindeverwaltung — eine, soweit ihre positiven Schöpfungen in Frage kommen, unvergleichlich großzügige und unvergleichlich erfolgreiche Wirtschaftspolitik — ist dem unmittelbaren praktischen Bedürfnis entsprungen und vor allem auf empirischem Wege aufgewachsen. Entscheidend war vor allem das Bestreben, den Preis für zwei der wichtigsten Bedarfsartikel des allgemeinen Konsums sowie die Tarife und sonstigen Verkehrsbedingungen des namhaftesten Beförderungsmittels — eines gleichzeitig für die Inbeziehungsetzung und den Ausbau der einzelnen Stadtteile sowie für die gesamten Wohnungsverhältnisse sehr maßgebenden Faktors — unabhängig von dem Gewinnstreben des privaten Kapitals, allein nach den Verhältnissen und Bedürfnissen der Gesamtbevölkerung festzusetzen. Dazu gesellte sich die Erwägung, die auch eine ganze Reihe von Stadtverwaltungen des Auslandes zu gleichartigem Vorgehen veranlaßt hat, daß Unternehmungen, die die Straßen und Plätze zu ihrem Betriebe benützen müßten, besser von der Stadt selbst geleitet würden, daß ferner bei solchen unentbehrlichen Verbrauchsgegenständen, wie Gas und Elektrizität es sind, sowie bei dem Betriebe der Straßenbahnen ein erheblicher Gewinn zu erzielen sei. Tatsächlich wird die grundsätzliche Berechtigung dieser kühn vordringenden Wirtschaftspolitik — mögen bei ihrer praktischen Durchführung, wie dies bei so umfassenden neuartigen Schöpfungen nicht zu verwundern wäre, auch einzelne Verstöße mit unterlaufen sein — in immer weiteren Kreisen willig anerkannt. Hiezu hat die in Wien vielleicht noch deutlicher als in den städtischen Gemeinwesen des Auslandes gemachte Erfahrung, wonach sich vertragsmäßige Vereinbarungen über die Verkehrs- und sonstigen Bedingungen solch großer Betriebe als unzulänglich erweisen, gewiß das Ihrige beigetragen; und immer allgemeiner wird auch in jenen Kreisen, die sich mit der theoretischen Seite des sogenannten Munizipalsozialismus — eines Gebietes, auf dem die wissenschaftliche Betrachtung vielleicht mehr als irgendwo anders auf die Ergebnisse der praktischen Erfahrung angewiesen bleibt — zu befassen haben, die Überzeugung, daß bei Unternehmungen, wie sie im Laufe der letzten Jahre an die Gemeinde übergegangen sind, der kommunale Besitz und Betrieb den Bedürfnissen der Bürgerschaft im allgemeinen am besten enspricht.

Indessen hat es die Wiener Gemeindeverwaltung bei der Verstadtlichung von Gas, Elektrizität und Straßenbahnen nicht bewenden lassen. Die unablässig steigende Tendenz des Rindfleischpreises in Wien sowie der im Zusammenhang damit während

der letzten Jahre beobachtete Rückgang des Rindfleischverbrauches legte der Gemeindeverwaltung den Gedanken nahe, eine städtische Großschlächterei ins Leben zu rufen, die im Interesse einer besseren und billigeren Approvisionierung der gesamten Bevölkerung den Vieheinkauf im großen besorgen und auf die Gestaltung der Detailhandelspreise maßgebenden Einfluß nehmen sollte; doch führten ernstliche Bedenken hinsichtlich einer zweckentsprechenden Leitung des kaufmännischen Betriebes durch Amtspersonen zu dem Entschlusse, eine Verbilligung der Fleischpreise oder doch zum mindesten einen Einhalt in ihrer Aufwärtsbewegung durch Gründung einer Aktien-Großschlächterei zu sichern, an deren Finanzierung die Gemeinde beteiligt erscheint und auf deren Leitung sie sich einen maßgebenden Einfluß wahrt. Auch der Plan, sich durch Gründung einer kommunalen Bank, die mit einer großen kommunalen Sparkasse wohl zu verbinden wäre, von den privaten Geldinstituten unabhängig zu machen, ist in dem Maße, in welchem die gewerblichen Unternehmungen der Gemeinde ihre Ausgestaltung erfahren, immer mehr in den Vordergrund getreten. Aber auch eine solche Anstalt wäre gewiß nicht die letzte Schöpfung einer kommunalen Wirtschaftspolitik, die neuen Bedürfnissen des Gemeindelebens mit neuen kommunalen Einrichtungen entgegenzukommen weiß und die ihres Erfolges auch in Zukunft sicher sein kann, so lange sie sich in der geraden Linie der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gesamtentwicklung bewegt.

Es ist begreiflich, daß Investitionen wie die vorhin genannten nicht aus den laufenden Einnahmen bestritten werden konnten. So sah sich die Stadt im Laufe des letzten Jahrzehntes gezwungen, für den Bau der Gaswerke ein Darlehen von 60 Millionen Kronen, für den Bau und Betrieb der Elektrizitätswerke ein solches von 30 Millionen Kronen, endlich ein Darlehen von 285 Millionen Kronen für die Übernahme und den Ausbau der städtischen Straßenbahnen, den Bau einer zweiten Hochquellenleitung, den Ausbau der Gas- und Elektrizitätswerke und andere Zwecke der Gemeinde aufzunehmen. Infolge solcher Erhöhung der städtischen Schuldenlast sind heftige Vorwürfe gegen die Gemeindeverwaltung erhoben worden, indessen, wie es scheint, ohne gerechten Grund. Denn jene großen Investitionen waren erforderlich, um die wichtigsten ökonomischen Bedürfnisse der gesamten Bürgerschaft zweckmäßig zu erfüllen, im eigenen Hause eigener Herr zu bleiben; sie waren zudem produktive Auslagen, deren Ertrag nicht bloß den gemachten Aufwand hinlänglich verzinst, sondern im Wege eines verhältnismäßig sehr unbedeutenden, gehörig zu differenzierenden und darum nur wenig fühlbaren Aufschlages auf die Konsum- und Verkehrstarife jederzeit derart gesteigert werden kann, um andere gemeinnützige Unternehmungen der Gemeinde, die ihrer Natur nach keine oder nur geringe Verzinsung abwerfen, zu stützen oder neu ins Leben zu rufen.

Wer sich den stetig wachsenden Aufgabenkreis eines großen städtischen Gemeinwesens zu vergegenwärtigen trachtet, wird sich bald überzeugen, daß die gewaltigen Anforderungen, welche aus den laufenden Bedürfnissen bereits erwachsen, die im Rahmen des ordentlichen Budgets verfügbaren Mittel ohnedies vollauf in

Anspruch nehmen. Die Säuberung, der Ausbau und die Verschönerung der Stadt, ihre Kanalisation und Wasserversorgung, das vielgestaltige Verkehrs-, das Markt- und Approvisionierungswesen, vor allem aber die mannigfachen Aufgaben des Gesundheits- und Bildungswesens, wie sie in der Einrichtung des Gemeindesanitätsdienstes, der Anlage von Heilanstalten und verschiedenen Einrichtungen des Rettungswesens, der Ordnung des Begräbniswesens, der Errichtung von Volks- und Fortbildungsschulen, Kindergärten, Volksbädern und Jugendspielplätzen ihre Lösung finden, die gewaltigen Aufgaben der öffentlichen Armenpflege erfordern neben einem immer verzweigteren Verwaltungsapparat auch immer größere finanzielle Mittel. Man denke bloß an die erheblichen Kosten, die der Stadt Wien in diesen letzten Jahren aus der gärtnerischen Ausgestaltung der Stadtbahnlinien und anderweitigen öffentlichen Gartenanlagen in sämtlichen Gemeindebezirken, dem Bau neuer Schulen und Volksbäder, der Erweiterung von Markthallen und Friedhöfen, dem Bau des Millionen verschlingenden mustergültigen Lainzer Versorgungshauses, das mehr den Namen einer Stadt als den eines Hauses zu führen verdiente, sowie aus der Errichtung des Regierungsjubiläums-Kinderspitales erwachsen sind, und man wird begreifen, daß die für Gas-, Elektrizitätswerke und Straßenbahnen sowie die für sonstige kostspielige Anlagen, insbesondere die Übernahme der gesamten Straßensäuberung in eigene Regie, erforderlichen Investitionen ihre Bedeckung im Rahmen des ordentlichen Budgets so wenig zu finden vermochten, als sie diese ihrer eigenen Natur nach in diesem zu finden brauchten. Von diesem Gesichtspunkt aus wird auch gegen den Plan, die Kosten des jüngst grundsätzlich beschlossenen Wald- und Wiesengürtels mit Hilfe eines neuen Darlehens zu bedecken, umsoweniger einzuwenden sein, als diese Schöpfung wie kaum eine zweite dazu beitragen dürfte, die gesundheitlichen Verhältnisse der gesamten Bewohnerschaft zu verbessern, die Leistungsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit aller produktiven Elemente, des Bürgertums wie der Arbeiterschaft, zu erhöhen. Der Staat und das Land Niederösterreich haben gerade in diesem letzten Jahrzehnt für die Ausgestaltung und Belebung der Stadt das Ihre nach besten Kräften getan. So belastet die Summe von nahezu einer Viertelmilliarde Kronen, wie sie für die Herstellung der Wiener Verkehrsanlagen, den Bau der Stadtbahn, die Wienflußregulierung, den Bau und Betrieb der Hauptsammelkanäle sowie die Umwandlung des Donaukanales in einen Handels- und Winterhafen erforderlich waren — lauter Werke, ohne die das neue Wien sich nicht mehr denken läßt — zum weitaus größten Teile ihr Budget. Aber der Stadt wurden nicht bloß durch die gewaltige Erweiterung ihrer Grenzen, sondern — und vielleicht in noch höherem Grade — durch die stetig wachsende Zahl und Bedeutung ihrer Verwaltungsagenden Aufgaben von solcher Größe gewiesen, daß nur die ernste und zielbewußte Arbeit ihrer Vertretung, das einverständliche und opferwillige Zusammenwirken aller ihrer Bürger diesen völlig genug zu tun hoffen kann.

Hebbels „Moloch".

Von Richard M. Meyer.

Für Märchendichtungen mit tieferem Hintergrunde, für religionsphilosophische Spekulation in dichterischer Form, ja sogar für die lange Zeit ganz verachtete Allegorie ist in neuerer Zeit ein lebhaftes Interesse erwacht. Ein so moderner Kritiker wie Leo Berg hat eine Sammlung von Märchen Wielands und seiner Nachfolger veranstaltet. Die Brüder Hart, ebenfalls auf ihre Modernität stolz, haben in Rhapsodien die Weltanschauung der „Neuen Gemeinschaft" offenbart; der Schweizer Dichter Spitteler hat in seinem „Olympischen Frühling" das geben wollen, was nach seinem Urteil nicht dagewesen wäre, seit die Menschheit aus dem mythologischen Zeitalter trat: kosmische Poesie, Dichtung, die nicht Einzelnes zum Gegenstande hat, sondern das Weltall selbst und die Gesetze, die es regieren. Wir haben über den philosophischen oder poetischen Wert dieser und ähnlicher Leistungen hier nicht zu handeln; sie seien bloß als Zeugnis für jene neue Teilnahme an philosophischer Dichtung angeführt. Trifft nun dieses frisch erwachte Interesse zusammen mit dem, das die große dichterische Persönlichkeit Friedrich Hebbels in unserer Generation erweckt hat, so dürfen wir eine besondere Aufmerksamkeit für ein Werk voraussetzen, in dem beides gipfelt: für das gewaltige Fragment des Dithmarschen Dichters, das den Namen „Moloch" führt.

Der „Moloch" ist vielleicht die bedeutendste Tat auf diesem Gebiet der poetischen Religionsphilosophie und er ist in gewissem Sinne berechtigt, der Mittelpunkt von Hebbels dichterischem Schaffen zu heißen. Wohl können beide Prädikate dem Bruchstück streitig gemacht werden. Aber wenn auch Goethes „Faust" und Grillparzers „Libussa" als Kunstwerke höher stehen, so sind sie doch eben nicht so spezifisch von religionsphilosophischem Inhalt erfüllt, und wenn „Herodes und Mariamne" oder „Der Ring des Gyges" mannigfaltige Haupttendenzen ihres Dichters in ausgeprägter Form zeigen, so bildet doch keine seiner vollendeten Dichtungen in gleichem Maß einen Sammelpunkt aller für seine Gedankenwelt charakteristischen Bestrebungen.

Schon die lange Zeit, über die sich Hebbels Arbeit am „Moloch" erstreckt, bezeugt die große, übrigens auch nie verkannte Bedeutung, die dieser Plan für ihn besaß. Nach „Judith" und „Genoveva" sollte es um 1842 sein drittes Drama werden; später sollte es mit einem „Christus" und einer Zukunftstragödie zusammen einen andern Zyklus bilden, dessen Seele eben die dichterisch angehauchte Religionsphilosophie des leidenschaftlichen Grüblers gebildet hätte. In Neapel entsteht dann 1845 der erste Akt unter starker Einwirkung gerade dieses Milieus (sie spiegelt sich vor allem in der Schilderung des grauen Nebelklimas im Norden), in Wien 1849 der zweite und nach fragmentarischen Anläufen wird 1854 der Plan endgültig aufgegeben. Mit Recht aber hat man den ersten Keim sogar schon in einer Notiz von 1837 gefunden, die „den Stifter einer Religion" als Sujet eines Trauerspiels

festhält; und so wären siebzehn Jahre von diesem Gedanken wenigstens miterfüllt, während Hebbel sonst fast immer entweder verhältnismäßig rasch ausführt oder entschlossen aufgibt.

Noch ein anderer Punkt weist dem „Moloch" innerhalb der Produktion Hebbels eine Sonderstellung an. Er gehört in jedem Betracht zu den originellsten Dichtern, die je gelebt haben, und die unmittelbaren Einflüsse anderer Dichter auf seine Werke sind auffallend gering; gerade hier aber treten sie merkwürdig stark hervor. Vor allem verdankt Hebbel doch Zacharias Werners schon 1806 erschienenem romantischen Trauerspiel „Das Kreuz an der Ostsee" mehr, als gemeiniglich erkannt oder anerkannt wird. Wie mußte es Hebbels Freude an gewaltigen Paradoxien packen, wenn der Prolog den Oberpriester der heidnischen Preußen als den schildert, „der Götter diesem Volk gegeben" und den dann die Schicksalsgöttin, die er selbst ersonnen, ereilt! Wir haben für die abstrusen Willkürlichkeiten und dunkeln Künste dieser mythologischen Tragödie nicht mehr viel Verständnis; aber man muß doch bedenken, daß kein Geringerer als Grillparzer nicht müde ward, Zacharias Werners dramatische Begabung als unvergleichlich zu rühmen! Aus diesem Stück voll Mystik und Bewegung sprang Hebbel wohl zuerst der Grundgedanke entgegen: der Stifter einer Religion, der an seinem Werk zu grunde geht. Daher denn wohl auch die Wahl der Örtlichkeit. Werner, der Ostpreuße, kam naturgemäß auf ein Thema aus der Sagengeschichte seiner Heimat; Hebbel hätte seinen „Moloch" nicht eben an der Bernsteinküste von Thule spielen zu lassen brauchen, wenn nicht der Vorgänger ihn dahin gelockt hätte. (Doch sind freilich die ältesten Berührungen des Germanentums mit der Kulturwelt hier zwischen Teutonen und Phöniziern nachzuweisen.) So gehört denn auch in der Ausführung jener gemeinsamen Grundidee manches Werner: der geheimnisvolle, bei Todesstrafe nicht zu betretende Hain; die erlogene Vision des Priesters; der Gegensatz zwischen Hierarchie und Königtum, dies freilich ein Thema, das der damaligen Zeit überhaupt und zumal seit den Kölner Wirren zwischen Friedrich Wilhelm III. und der katholischen Kirche nahe lag; hatte doch Gutzkows „Saul", dem jener Gegensatz zu grunde liegt, dem ersten veröffentlichten Drama Hebbels, seiner „Judith" ans Licht geholfen! Geringer sind andere Einflüsse, auf die man hingewiesen hat, und die von Klopstock über Grabbe bis eben zu Gutzkow reichen.

Das Grundproblem selbst aber lag im Zuge der Zeit und ward Hebbel von ihr fast notwendig entgegengebracht.

Die Entstehung der Religionen war ein Lieblingsgegenstand für das Nachdenken der letzten Generationen gewesen. Der Rationalismus der Aufklärungszeit machte es sich bequem: was in der Religion nicht allgemein menschliche Ethik war, das sah er als bewußten „Priestertrug", als böswillige Erfindung der „betrügerischen Pfaffen" an. Übrigens liebte er es, solche Momente auszumalen, und neben Rousseaus „erstem König" oder des Idyllendichters Geßner „erstem Schiffer" (den „ersten Selbstmörder", der bei Hebbel nicht fehlt, bringen erst die Dichter in

Lenaus Zeit hinzu) konnte der „erste Priester" nicht fehlen. Vielfach ward aber doch diese Auffassung mit einer milderen Deutung vereinigt: Erfindung der Priester sollte die Religion freilich sein; aber doch nicht alle meinten, wie Voltaire oder die Enzyklopädisten, daß die „Bonzen" sie nur um des eigenen Vorteils wegen erfunden hätten. Es mochte eine gemeinnützige Erfindung sein: ein Weiser hatte das noch unmündige Volk durch Fabeln und Zeremonien zur Erkenntnis heraufgeführt. So ward denn Moses oder der Priester überhaupt für Lessing und die deutschen Aufklärer zu einem klugen Volkserzieher und Volksbildner, dem man für seinen Trug Dank schulde wie einer weislich ihr Kind täuschenden Mutter.

Auf diese Weise vereinte sich mit dem Problem von der Entstehung der Religion ein zweites: das von der Entstehung der Kultur. Und eben diese fruchtbare Vereinigung liegt Hebbels „Moloch" zu grunde.

Zumeist freilich waren es Philosophen, die beides verbanden. Wenn Goethe im „Promotheus" oder in der „Pandora", wenn Grillparzer in der „Libussa" die Anfänge der Zivilisation schilderte, so ließen sie diese von primitiven Gesellschaftsvorstellungen begleiten, nicht von neu anbrechenden religiösen Anschauungen. Jene beiden kleinen Wunderwerke Goethes könnten dennoch auch zu den Paten des „Moloch" gehören. Im dritten Akt gedachte Hebbel Genrebilder aus der Urzeit zu entwerfen: Müller, Gärtner, Schmiede sollten sich gegenseitig herabsetzen, wie in der „Pandora" Hirten und Schmiede sich ansingen; und die ebenso genrebildliche Darstellung der Anfänge des Sondereigentums teilt eben dieser Akt mit dem zweiten des „Prometheus". Die merkwürdigen Übereinstimmungen mit der „Libussa" dagegen (diese böhmische Heroine erscheint übrigens auch im „Kreuz an der Ostsee") müssen aus dem Stoff und — den Dichterpersönlichkeiten Hebbels und Grillparzers erklärt werden. Der Jüngere konnte das geniale Meisterwerk des Älteren nicht kennen.

Nun aber kam gleichzeitig mit Hebbel eine neue Generation herauf, die jene beiden Probleme, Entstehung der Kultur und der Religion, nicht nur durch philosophische Spekulation, nicht nur durch dichterische Intuition, sondern durch beide zugleich zu lösen suchte. Ihr gehört Ludwig Feuerbach an, der jene rationalistische Theorie aufgab und die Religion als eine notwendige Stufe im Entwicklungsgang der Menschheit auffaßt, die aber rein aus den Bedürfnissen des primitiven Menschen zu erklären sei; oder Fr. Th. Vischer, der berühmte Ästhetiker, dessen „Pfahlbaugeschichte" (in den satirischen Roman „Auch einer" eingelegt) noch recht starke Überlebsel von der „Priestertrugtheorie" zeigt. Ihr gehörte auch Friedrich Hebbel an.

Für Hebbel tritt nun aber dies Problem, das er aus den geistigen Strömungen der Zeit aufnimmt, sofort in einen bestimmten Zusammenhang und in eine bestimmte Beleuchtung, so daß es ganz neu, ganz sein eigen wird.

Mit einem glücklichen Ausdruck hat man Hebbels Welt- und Kunstanschauung (sie gehören untrennbar zusammen) als „pantragisch" bezeichnet. Für ihn gibt es keine isolierte Tragik: das Dasein selbst ist tragisch, ist mit „Schuld" im tragischen

Sinn behaftet. Denn überall, wohin wir auch schauen, treffen wir einen großen, ewigen Konflikt: den zwischen dem einzelnen und seiner Umgebung. Ein jedes Wesen, ein jeder Organismus, der kleinste selbst, will sich nicht nur behaupten, sondern will auch wachsen, sich ausdehnen, sich vergrößern auf Kosten der ihn einzwängenden Umgebung: alles Lebende ist erfüllt von jener Tendenz, die Nietzsche den Willen zur Macht genannt hat. Aber auch die umgebenden Kräfte beseelt dieser Wille zur Macht; auch sie wollen, dürfen sich nicht unterdrücken lassen, und sei es auch von dem stärksten oder besten einzelnen. Überall ist also deshalb die bloße Existenz schon tragisch. Sie führt mit Notwendigkeit zur Vernichtung, denn auf die Dauer sind die umgebenden Mächte auch der ungeheuren Kraft eines Holofernes oder der reinen Tugend einer Genoveva überlegen. Aber was unser Verhängnis ist, das ist zugleich unser Recht. Wir tragen die Erbsünde der Existenz, aber in ihr zugleich das Siegel göttlichen Ursprungs. Eine Individualität zu sein, ein eigenes Wesen mit eigenem Schicksal ist unser höchstes Menschenrecht, mit der sicheren Vernichtung nicht zu teuer bezahlt. Deshalb gibt es für Hebbels Menschen keine tiefere Verletzung, als zur Sache herabgewürdigt zu werden, zum leblosen Ding, das keinen Willen zur Macht haben darf und kein eigenes Schicksal; das reizt Mariamne zur äußersten Empörung, Rhodope zum Morde des Gemahls.

Hieraus nun folgt auch die Gestaltung, die das Problem des „Moloch" bei Hebbel gewinnen muß. Gegeben ist diese Idee: der Stifter einer Religion geht an dieser seiner Tat zugrunde. Natürlich; denn wie kann der Wille zur Macht sich gewaltiger betätigen als indem er durch Erzeugung von Göttervorstellungen und Dogmen noch auf viele Generationen zwingend einwirkt? War das nicht der Herrschertraum auch jenes Übermenschen, der für Hebbels Begriff eben jenes Wort „Wille zur Macht" erfand? Je mächtiger aber des einzelnen Wille, desto mächtiger wird auch die Gegenwehr, die er erweckt: sicherer als irgend einer muß der Schöpfer einer Religion an seinem Werke zugrunde gehen. Ist so doch auch Friedrich Nietzsche von seinen großartigen Konzeptionen vernichtet worden!

Wie aber gestaltet sich des näheren dies notwendige tragische Schicksal?

Hier nun setzt Hebbels eigentümlichste Gestaltung ein. Der Gott, den der Priester erfand — er wird fast zum lebendigen Wesen; er nimmt Anteil an den tragischen Rollen der Lebendigen. Es war eine der tiefsten Lieblingsvorstellungen Hebbels, daß sich die Zeit „einen Gott gebären" müsse: aus den starken Regungen, den heißen Begierden, den geheimnisvollen Sehnsuchten der Lebenden flösse gleichsam Blut und Lebenskraft hinüber in das Götterbild, das sie nach ihrem eigenen Bilde schaffen. So also wird auch der „Moloch", der Götze, an den sein Priester selbst nicht glaubt, zu einer lebendigen Macht, die sich an dem rächt, der sie zum Dinge entwürdigt. Der tiefe Glauben des Unschuldigen, die hingebungsvolle Hoffnung des Unerfahrenen — diese Kampfmittel des klugen, allzu klugen Priesters sind zu köstliche Dinge, als daß sich mit ihnen nur spielen ließe, als daß man sie nur als

Mittel zum Zweck benützen dürfte: sie ziehen den in den Untergang, der das wagte. So werden in Immermanns Tragödie „Alexis" der russische Staat, wie Peter der Große ihn schuf, und mit ihm der neue Patriotismus, der neue Staatsgedanke, zu lebendigen Dämonen, denen sein eigener Schöpfer dienen muß. „Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten."

Auch das Christus-Drama hatte Hebbel so formen wollen. „Johannes der Betrüger, Christus der Betrogene." Christus aber, der von dem Täufer gleichsam geschaffene Gott, wird nun die gewaltige Macht, an die Johannes glauben, für die er sterben muß.

Damit ist Zacharias Werners Konzeption ungemein vertieft. Der Stifter der Religion erschafft ein Götterbild, das ihn durch seine Kraft erschlägt; wie nach mittelalterlichen Legenden der „Golem", der aus Thon geformte Mensch, den ein Wunderrabbi durch einen Zettel mit dem allerheiligsten Namen Gottes mit Menschenkräften ausstattet, den Zauberer und sein Haus mit eben diesen Kräften zu zerstören droht.

Aber für Hebbels streng logische Phantasie, die alles motiviert sehen wollte, geht der Gedankenprozeß noch weiter. Ihm genügte es nicht, wenn der Dramatiker die Gestalten lebenskräftig hinstellt und sagt: „So ist es!"; er soll sie so tief begründen, daß er sagen darf (und mit ihm der Zuschauer): „So muß es sein!"

An Berührungen mit dem Christentum fehlt es natürlich auch sonst nicht: unwillkürlich stellte es sich als typische Religion ein. Fast blasphemisch bildet der Dichter der Formel „im Namen Gottes" sein „im Namen Molochs" nach; das feierliche „in alle Ewigkeit" wird übernommen, und die große Rolle, die dem Religionsbuch zugeschrieben wird, stammt natürlich von dem „Buch der Bücher", der Bibel der Christen. Aber bei Werner steht das Christentum als wahre Religion der heidnischen gegenüber; für Hebbel gibt es keine wahre Religion, gibt es keinen Gott, und die Religionsstiftung ist typisches Menschenwerk!

Zwei Fragen entstehen: Was zwingt den Helden dazu, gerade in der Form einer Religionsstiftung seinen Willen zu betätigen, seine Eigenart geltend zu machen? und welcherart ist diese Religionsstiftung?

Die Beantwortung der ersten Frage läßt sich Hebbel von der rationalistischen Weltanschauung diktieren. Ein moderner Dichter ließe wohl aus innerem Bedürfnis das Götterbild in der Seele eines Grüblers entstehen, wie in Ibsens dramatischem Epilog Rudbecks Kunstwerke aus seinem seelischen Bedürfnis hervorgehen, um ihn dann wie lebendige Wesen zu bedrängen und sein Schicksal zu gestalten. Für den Zeitgenossen Feuerbachs, Vischers, Fr. D. Strauß', dem das tiefste Wesen der Religion immer verschlossen blieb, kann nur ein äußerer Grund bestimmend sein. Hieram erkennt in der Stiftung einer Religion das sicherste Mittel, ein Volk zu beherrschen. Aber auch die Herrschsucht ist nicht seine letzte Ursache: sie wieder ist für Hebbel zu äußerlich; bloße Herrschsucht liegt all seinen Gestalten, seinen Holofernes, Herodes, Kandaules fern und die Macht ist ihnen nur Mittel zum

Zweck. Eine innere tiefe Leidenschaft macht das Wesen des Charakters aus: die Rachsucht ist es; Rächer seines vernichteten Vaterlandes will der Priester erziehen. So fügt sich sein Wollen in den tragischen Ring der Verhängnisse ein. Hebbel nimmt das berühmteste Beispiel einer Staatsvernichtung aus der Weltgeschichte. Der ungeheure Machtwille Roms hat Karthago vernichtet: daran muß Rom selbst schließlich sterben. Als Karthagos Rächer treten die Germanen in die Weltgeschichte! Eine grandiose Konzeption, deren Gewaltsamkeit doch niemand bestreiten kann; und nicht von den Phöniziern, sondern von den Römern selbst und den Hellenen sind die Germanen zu Neugründern der historischen Welt herangebildet worden.

Ferner: Welcher Art ist diese neugestiftete Religion? Wiederum gibt Hebbel eine höchst bezeichnende Antwort. Überzeugt von der ungeheuern Macht aller Tradition — vertritt sie doch vor allem die Überlegenheit der vielen Allzuvielen über den einzelnen! — wagt er es nicht, dem Priester eine freie Erfindung zuzumuten, wie etwa Goethe dem Satyros in seiner großartigen, bedeutsam-komischen Farce. Eigentlich schafft Hieram gar nicht: er erneuert nur, er überträgt eine Religion, die er einst selbst bekannt hat, eine Religion von dunklem, unvordenklichem Ursprung, bloß auf einen neuen Boden. Stifter einer Religion ist er eigentlich nur vom Standpunkt der Germanen: für seinen Genossen Rhamnit ist er Missionär, und deshalb muß Rhamnit sterben, nachdem er in dramaturgisch ziemlich naiver Weise der Exposition gedient hat. Hierams Religion also vertritt die düstern Mythen und Riten der Urzeit, wie die Religionsforscher jener Tage sie sich vorstellten; hat doch auch Flaubert, der in seiner „Versuchung des heiligen Antonius" einen religionsphilosophischen Roman dem religionsphilosophischen Drama Hebbels zur Seite stellte, in „Salammbo" den Kultus des altphönizischen Feuergottes Moloch zum Symbol grausigen Aberglaubens gewählt. Sprichwörtlich reden wir ja von dem furchtbaren „Moloch", dem etwa der Habgierige Frau und Kinder, Glück und Ruhe opfert.

Damit also war für Hebbel der Grundplan des Dramas klar und fest gegeben. Ein Vertreter der raffinierten Überkultur, der blutig-grausamen Religion Karthagos landet an der Küste eines im tiefen Dunkel primitiver Zustände lebenden Germanenvolkes. Das furchtbare Götterbild, das er mitschleppt, vertritt die Übermittlung der Tradition an das noch „geschichtslose" Volk; wie etwa die Bibel des Missionärs für die kulturlosen Neger oder Indianer das Symbol der christlichen Zivilisation mit ihrem Segen — und ihrem Fluch wird. Mit diesem Gott will er das Volk beherrschen, um es zu erziehen, will er es erziehen, um Rächer Karthagos zu bilden. Seine ungeheuere Überlegenheit macht ihm das zunächst leicht. Und dies weiß Hebbel noch allgemeiner zu motivieren: alles gelingt, weil eben „die Zeit erfüllet war." Auch der „Moloch" spielt in einem historisch bedingten Wendepunkt der Zeiten wie die „Nibelungen" am Ausgang der mythischen Periode, „Gyges" am Beginn der Zivilisation, „Genoveva" auf dem Höhepunkt des Mittelalters. Alles ist auf die Erscheinung Molochs vorbereitet: das beweisen Teuts Träume und

Velledas Visionen, die Religion und Kultur ahnungsvoll vorausnehmen. Aber für Hierams Schlauheit bleibt noch Raum genug. Wie ein intriganter Pfaff weiß er zu lösen und zu binden; die heiligsten Bande der Sippe lockern sich und fester als an den Vater oder an die Geliebte ist der begeisterte Jüngling an den Propheten gefesselt. Diesen Einfluß benutzt nun Hieram, um Rechtsordnung und Kenntnisse in den Urwald zu bringen. Als erste Stufe der Zivilisation erscheint, der herrschenden Doktrin gemäß, der Ackerbau: den Pflug hat er einzuführen und die Nomaden müssen deshalb den Wald ausroden, wie auch bei Goethe die Holzhauer als Vertreter der ersten Kulturfortschritte auftreten. Wie Cortez steht er unter den Ureinwohnern, kraft seines Wissens ein Prophet, kraft seines Willens ein Halbgott; er lehrt sie Schiffe bauen, er setzt das Eigentum ein und wird die Erblichkeit folgen lassen, er bringt ihnen das Geheimnis des Buches und daneben, ein neuer Prometheus, den Zauber des Feueranmachens. Auch den geheimnisvollen Zauber des Weins kündet er an. So entsteht eine neue Zeit: neue Worte werden geschaffen, neue Werte gebildet, aus unbeholfenem Stammeln erhebt sich — wieder ein Liebling der eigenen Zeit Hebbels — das Volkslied.

Aber „unwiderstehlich reift die Blüte, unwiderstehlich wächst das Kind." Mit jedem Schritt, den Hieram, der Priesterherrscher, vorwärts tut, nähert er sich auch seinem Verhängnis. Indem er die schlafenden Seelen erweckt, erweckt er sie auch zur Prüfung seiner Ansprüche; indem er sie zu Rächern Karthagos erzieht, erzieht er sie auch zu Rächern des gemißbrauchten Moloch. Der Gott, den er zum Knecht gemacht hat, wird wieder zum Gott. Teut, auf den Hieram vor allem vertraut, wird das Werkzeug des Verhängnisses: der reine, arglose Jüngling entdeckt den Betrug und straft ihn furchtbar an dem Betrüger des ganzen Volkes: in das Meer, das den Boten der Zivilisation hertrug, wird der Zerstörer der alten Sittenunschuld gestürzt. Aber was er schuf, überlebt ihn; weiter glüht der Feuergott und fort entwickeln sich die Keime, die der Rächer Karthagos in die Brust der Germanen gelegt. So erfüllt sich das Bibelwort: „Ärgernis muß kommen, aber weh dem, durch den es kommt". Karthago wird an Rom gerächt werden; der aber durch Betrug und Schuld die schicksalsnotwendige Rache vorbereitete, den zerschmettern die herabrollenden Steine des von ihm selbst errichteten Turms.

Die großartige Konsequenz der Anlage ist aus diesen Auseinandersetzungen wohl deutlich zu ersehen. Die Ausführung aber steht allerdings, wie oft bei Hebbel, nicht ganz auf der Höhe der Anlage. Wohl hat das Werk vor fast all seinen Geschwistern, „Gyges" ausgenommen, den glatten melodischen Fluß der Verse voraus, der zuweilen dem rauhen Inhalt sogar fühlbar widerstreitet, und selten nur begegnen jene bösen prosaischen Wendungen, in denen z. B. in „Herodes und Mariamne" das Überwiegen verstandesmäßiger Elemente in Hebbels Dichtung sich so störend bemerkbar macht. Aber auch hier, wie in der Tragödie der jüdischen Königin, hat Hebbel in seiner Leidenschaft des epigrammatischen Charakterisierens nicht selten mehr getan als die Stimmung duldet, und ebenso im Motivieren durch

kleine Züge. Die verwickelte Intrige des Königs, der in seiner Höhle für den veränderten Zustand aufgespart wird, wirkt inmitten der großen Konzeption kleinlich; und aus dem Volk, das monoton wie ein mächtiger unbehauener Block im Wege liegt, heben sich die seltsam benannten Vertreter zu wenig heraus. Zacharias Werner hätte hier mit seinen nuancierten Charakterfiguren ein brauchbares Vorbild sein mögen. Auch die Hauptfigur selbst, Hieram, bleibt allzusehr Exponent einer Idee und bringt es zu der lebendigen Anschaulichkeit so vieler Prophetengestalten auf der Bühne gerade deshalb nicht, weil jedes Wort berechnet ist; Hebbel besaß jene Erkenntnis nicht, aus der heraus Fr. Th. Vischer von Goethes Mephistopheles sagte: „Er kann leben, denn er widerspricht sich!" Den starken Zauber mancher Momente, wie der Vision der Velleda; die geistreiche Wendung, die der Dichter etwa dem uralten Motiv des Kampfes zwischen Vater und Sohn gibt; die Lieblichkeit der versteckten Liebesszene wird man gewiß nicht verkennen und doch behaupten dürfen, daß auch fertig das Drama als Kunstwerk die Höhe seiner Intention schwerlich erreicht hätte.

Aber freilich — welche Intention ist das auch! Übertreibend hat man es den großartigsten aller dramatischen Pläne genannt; wobei denn auch irrig behauptet worden ist, der „Moloch" habe die ganze Geschichte der Religion zum Gegenstande haben sollen, während er doch nur die ersten Phasen schildern sollte. Indessen — das Drama könnte die ganze Geschichte einer Religion, ja selbst *der* typischen Religion darstellen und dennoch unbedeutend sein, wie denn allerlei Dichtungen Wielands und seiner Zeitgenossen dergleichen anstreben. Hebbels „Moloch" aber faßt sogar das gewaltige Problem der Religion und des Glaubens nur als einen Einzelfall auf. *Die allgemein menschliche Tragik des Schaffens* ist der wahre Gegenstand des genialen Fragments. Ibsen hat nachdrücklich erklärt, es sei fast Zufall, daß der Held seiner großen Reflexionsdichtung „Brand" ein Geistlicher sei; er hätte den Grundgedanken des Dramas ebensowohl an einem Künstler oder Dichter veranschaulichen können. Ebenso hätte auch Hebbel statt der Stiftung eines Glaubens etwa die eines Staates (wie Immermann) oder einer politischen Partei wählen dürfen; nur bildet die Religion eben das größte Beispiel weitwirkender, Generationen beherrschender Schöpfung. Aber auch ein kleineres Beispiel hätte sinnbildlich darstellen können, was nun der Dichter des „Gyges" und der „Nibelungen" am größten Beispiel anschaulich machte: die *ungeheure, so segensreiche wie verderbliche Macht des Werkes auf den Schöpfer.* Wir sind die Kinder unserer Kinder; wir bestimmen mit jedem Schritt, den wir tun, vieler Schicksal mit — und vor allem das eigene. Je gewaltiger aber das Werk, desto sicherer wird es seinen Schöpfer beherrschen: das ist die tiefe, tragische Wahrheit, die uns Hebbel aus eigenster Erfahrung in seinem mächtigen Fragment nicht nur verkündet, sondern auch anteilsvoll miterleben läßt!

Der arme Narr.

Schauspiel in einem Akt.

Von Hermann Bahr.

(Fortsetzung.)

Vinzenz (sitzt unbeweglich, plötzlich fröstelt ihn, er schüttelt sich, reißt die gesunkene Decke her und hüllt sich ein; dann zieht er an der langen Glockenschnur über dem Sofa).

Eduard (sechsunddreißig Jahre; sehr schlank, nicht groß; dunkelblonde glatte sehr weiche Haare, dieselbe heftig vorspringende, stark ausgebogene Nase wie sein Bruder Vinzenz, nur feiner, schärfer; kleinen blonden Schnurrbart; scheu, fast ein bißchen linkisch im Wesen, sehr still, freundlich, beinahe demütig, wozu der freie, ja stolze Blick seiner wunderschönen blauen Augen nicht recht paßt; sehr einfach gekleidet; durch die Tür links, einen Schlüsselbund in der Hand; tritt an den runden Tisch). Was wünschest du denn?

Vinzenz (kurz). Du? Warum?

Eduard. Die Sophie begleitet nur den Notar hinab.

Vinzenz. Ich hätte gewartet.

Eduard. Und ich wollte gerade die Schlüssel bringen.

Vinzenz. Schon?

Eduard. Es ist Fünf.

(Es fängt allmählich zu dämmern an.)

Vinzenz. Alles in Ordnung?

Eduard. Ja.

Vinzenz. Sonst hat dir der Huster nichts aufgetragen?

Eduard. Nein.

Vinzenz. Du hast selbst zugesperrt?

Eduard. Ja.

Vinzenz. Also heb' die Schlüssel auf. Und die Jause.

Eduard (will zur Tür links).

Vinzenz (heftig, herrisch). Nein. Die Sophie wird sie schon bringen. Besorg' du nur die Schlüssel.

Eduard (geht gehorsam zur Tür rechts).

Vinzenz. Daß es nicht wieder heißt, daß du mich bedienen mußt.

Eduard (wendet sich an der Tür rechts um; leise lächelnd). Aber Vinzenz! Ich beklage mich doch nicht.

Vinzenz. Du hättest auch keinen Grund.

Eduard. Nein. Ich habe nur Grund, dir zu danken.

Vinzenz. Du kannst nicht sagen, daß ich es dir jemals nachgetragen habe.

Eduard (ernst, leise). Nein.

Vinzenz. Das weiß die ganze Stadt.

Eduard (leise). Ja, das weiß die ganze Stadt.

Vinzenz. Dann sei aber so gut und sag's auch der Sophie.

Eduard (leicht verwundert). Warum?

Vinzenz. Es steht dir übel an, das Kind gegen mich aufzuhetzen.

Eduard (sehr ruhig, leise). Das habe ich nicht getan.

Vinzenz. Also besorge jetzt nur die Schlüssel.

Eduard. Ja. (Durch die Tür rechts ab, die er offen läßt.)

Sophie (durch die Tür links, mit der Jause, die sie an den Tisch rechts trägt; sie deckt hier und richtet her für drei Personen).

Eduard (durch die Tür rechts, die er hinter sich schließt; langsam an den runden Tisch; nach einer Pause, in der er besorgt auf Vinzenz blickt, leise). Wie geht's dir denn heute?

Vinzenz (ist versunken gesessen, fährt jetzt heftig auf und sieht Eduard argwöhnisch an; forciert). Ausgezeichnet. Hoho. Ich fühle mich ordentlich jung, ihr werdet schauen ... Es ist offenbar nur so ein nervöser Anfall gewesen, gerade bei einer gesunden und kräftigen Natur tritt das viel heftiger auf. Und die Ärzte haben ja alle keine Ahnung. Ausgezeichnet geht's mir, ausgezeichnet.

Eduard. Gott sei Dank.

Vinzenz. Du brauchst übrigens keine Angst zu haben. Ich habe mein Testament gemacht. Du bist versorgt.

Eduard (wendet sich ab).

Vinzenz. Genau in derselben Stellung, die du jetzt hast. Es ist für dich ganz gleich, ob ich lebe oder sterbe. Gewinnst nichts, verlierst nichts.

Eduard (tritt an den Nähtisch).

Sophie. So, Vater. (Geht zu Vinzenz, um ihn an den Tisch rechts zu führen).

Vinzenz (steht mühsam auf, kann sich vor Schwäche kaum halten, will es aber erzwingen; ärgerlich auf den runden Tisch zeigend, der ihn hindert). Den Tisch weg.

Sophie (rückt den runden Tisch weg und will Vinzenz die Hand reichen).

Vinzenz (weist barsch ihre Hand weg). Laß nur, laß. Ich kann schon allein. (Tritt mühsam vor.) Ihr glaubt immer gleich, man — (Er bricht plötzlich ab, röchelt, schwankt, streckt unwillkürlich die Hände zurück und hält sich an den runden Tisch.)

Sophie (tritt erschrocken zu Vinzenz, um ihn zu stützen). Vater.

Vinzenz (weist sie heftig ab, brutal). Laß, sag' ich! Das macht einen nur ganz nervös. (Keucht, muß sich halten; nach einer Pause, kurz.) Setzt euch nur. Ich komme schon. (Sieht lauernd nach Eduard.)

Sophie (geht an den Tisch rechts und setzt sich).

Eduard (kommt still an den Tisch rechts vor und setzt sich).

Vinzenz (nach einer Pause, in der er, an den runden Tisch gelehnt, zusieht, wie Sophie und Eduard Kaffee trinken). Alles ist doch heute schrecklich verwöhnt. In deinem Alter, Sophie, hab' ich Kaffee noch gar nicht gekannt. Der Vater hätte mich gejagt. (Zu Eduard.) Du freilich und der Hugo — aber ihr wurdet überhaupt doch als Prinzen gehalten. (Lacht auf.) Ha. (Läßt die Hände vom runden Tisch los und tappt mit ihnen, versuchend, ob es ihm gelingen wird, nach rechts zu gehen, wird aber gleich unsicher, muß sich wieder halten, kriecht zum Sofa und sinkt schlaff zurück, richtet sich aber gleich wieder mühsam auf, argwöhnisch nach Eduard blickend; mechanisch, nur um etwas zu sagen, forciert lächelnd.) Ja, ja. Euch ist es halt immer gut gegangen. (Plötzlich schwer.) Ich, ich — Sophie!

Sophie. Ja, Vater?

Vinzenz (keuchend, mühsam). Bring' ... bring' mir ihn lieber her. Es sitzt sich hier gemütlicher.

Sophie (steht auf). Ja, Vater. (Bringt ihm seinen Kaffee.)

Vinzenz (ärgerlich). Tu' doch den dummen Tisch mehr — (Deutet, daß sie den Tisch an ihn rücken soll.)

Sophie (rückt den Tisch). So. Und — (Will ihm die Tasse halten.)

Vinzenz (stößt sie weg). Das kann ich schon selbst. Geh nur.

Sophie (an den Tisch rechts zurück; setzt sich; im Zimmer wird es allmählich dunkel, nur am Fenster leuchtet es noch).

Vinzenz (trinkt hastig, läßt es aber gleich, sinkt matt zurück, schließt die Augen, atmet schwer, zieht die Füße hinauf und streckt sich aus; dann, ohne einen Versuch, sich noch einmal aufzurichten, mühsam). Mir ist heute schon viel besser. Viel. Nur noch müde. Natürlich. Vom Fieber. Das ist kein Wunder ... Müde. (Seine Stimme wird undeutlich.) Ich werde dann vielleicht noch ein bißchen schlafen, bis der ... bis der ... (Lächelt vage.) der Hugo! (Nach einer Pause plötzlich wieder lauter, mit einer Handbewegung zur Sophie.) Aber tu' du nur ... Du kannst ruhig an der Maschine, das stört mich gar nicht, ich hör' das gern ... das ist (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) meine Musik, meine ... ich bin ja kein Musikus. Also tu' du nur ... das stört mich gar nicht. (Schlummert ein. Pause. Dann plötzlich wieder, halb aus dem Schlafe, ohne die Augen zu öffnen, mit einem merkwürdig stillen Ton.) Du, Eduard!

Sophie (steht auf und geht ans Fenster zur Nähmaschine, an welcher sie dann zu arbeiten beginnt).

Eduard (bleibt am Tische rechts; fragend). Ja?

Vinzenz (immer mit geschlossenen Augen und in jenem merkwürdig stillen, fast feierlichen Ton). Du, Eduard. Heute kommt der Hugo. Denk' dir.

Eduard (leise). Ich weiß.

Vinzenz. Unser armer Hugo ... Und war das schönste Kind in der ganzen Stadt. Ich seh' ihn noch mit den lieben langen blonden Locken. Und jeder Mensch blieb stehen und sah ihm nach. (Pause, in der man nur das Surren der Nähmaschine hört; dann, mit einer vagen Handbewegung in die Luft, horchend, lächelnd.) Surre, surre ... meine Musik, ich bin genügsam. (Nach einer Pause, wieder in jenem merkwürdig hellen Ton, wie Kinder einander rufen.) Eduard!

Eduard (leise). Was denn?

Vinzenz. Willst ihn sehen?

Eduard. Da wär' ich dir wohl sehr dankbar.

Vinzenz. Dir wird es aber schrecklich sein. Dir.

Eduard (ganz leise). Nein.

Vinzenz. Wo ihr zwei doch — wie verwachsen wart' ihr zwei. (Versinkt wieder in Schlaf.) Und, merkwürdig: ich dann daneben, ganz ein anderer, gar nicht wie ... (Immer leiser.) Surre, surre ... Aber recht hab' doch ... doch ich ... surre ... ich. (Schläft tief ein, in schweren Zügen atmend.)

Eduard (sitzt noch einige Zeit versonnen da, blickt dann nach Vinzenz, sieht ihn eingeschlafen, steht auf, geht leise langsam zu Sophie und sieht ihr zu; dann). Sopherl! Das darfst du nicht.

(Im Zimmer ist es ganz dunkel, vor dem hellen Fenster scheinen die Massen der beiden Gestalten merkwürdig groß.)

Sophie. Was?

Eduard. Du darfst dem Vater nicht widersprechen.

Sophie (verwundert, daß er es weiß). Wann denn?

Eduard. Der Notar hat mir erzählt. Das sollst du nicht.

Sophie. Ich kann nicht anhören, wenn er so von dir spricht.

Eduard. Er hat doch Recht.

Sophie (empört, leise). Nein.

Eduard. Ja, Sopherl. Denk' nur, was das für ihn war: sein Bruder ... ein Dieb.

Sophie (hört zu nähen auf, deckt die Augen mit den Händen zu; abwehrend). Nicht.

Eduard. Ich (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) war es nun aber doch einmal ... Und daß er mich, als ich dann herauskam, zu sich genommen und für mich gesorgt hat, das ist für ihn sehr viel. Er hat's doch nie begreifen können. (Streicht ihr leicht die Haare aus der Stirne.) Du bist anders, Frauen sind menschlicher, du bist auch noch so jung und ... und dann haben wir doch auch die Musik zusammen, gelt? Da kannst du doch eher ahnen, wie das damals war.

Sophie. Wunderschön muß es gewesen sein.

Eduard. Ja. (Er wendet sich von ihr ab, tritt ans Fenster und schaut hinaus.)

Sophie (sitzt, die Hände im Schoße gefaltet, vorgebeugt; ganz leise). Wunderschön.

Eduard (wendet sich wieder langsam nach ihr um, bleibt aber am Fenster, an das er sich lehnt). Und siehst: deshalb muß der Vater ja das Gefühl haben, daß ich eigentlich undankbar bin. Er hat ja recht.

Sophie. Wie denn?

Eduard. Er spürt, daß mir die Reue fehlt. Das ist es. Die andern sind ja genau so. Glaubst, ich merke das nicht? Ich sollte zerknirscht sein. Dann wär' alles gut. Glaub' mir, nur das ist es, was der Vater erwartet. Ein einzigesmal, wenn ich jammern und mich verzweifelt anklagen würde! Das erwartet er seit fünfzehn Jahren. Und gerade das aber kann ich eben nicht. Ich weiß, es war Unrecht von mir ... was die Menschen Unrecht nennen, und ich habe ja meine Schuld auch abgebüßt, ich weiß, daß dafür Strafe sein muß, ich weiß auch, daß ich nicht mehr zu den anständigen Menschen gehören darf, und ich lasse mir alles ruhig gefallen, was man mir sagt oder mit mir tut, alles, aber nur das kann ich nicht, nein, bereuen kann ich nicht, es wär zu verlogen. Denn — (Sieht plötzlich auf und hält ein.)

Sophie (gespannt). Denn?

Eduard (leise). Nein das soll ich doch nicht sagen.

Sophie: (bittend). Mir doch.

Eduard (tritt zur Sophie und streicht ihr zärtlich mit der Hand über die Stirne; nach einer Pause). Gelt, das weißt du doch, ich sag' nie, mir ist Unrecht geschehen! Ich habe mich gegen's Gesetz vergangen, das darf nicht geduldet werden, sie haben ganz Recht gehabt, ich hab' es nicht anders verdient, das muß sein. Glaub' nur nicht, Sopherl, daß das nicht sein muß. Das siehst du doch ein? (Da sie schweigt.) Sag'.

Sophie Ich sehe nur, wie gut du bist.

Eduard (lächelnd, milde). Kind, gut ... darauf kommt's aber nicht an, weil davon die Menschen auch wirklich nicht viel haben, wenn's einer gut meint, sondern er muß so sein, daß er den andern paßt und daß er sie nicht stört, sonst können sie ihn unter sich nicht dulden, es geht wirklich nicht, und stoßen ihn aus. Mit Recht, mir ist nur mein Recht geworden. Vergiß das nicht, Sopherl.

Sophie (innerlich widersprechend.) Ich weiß nicht.

Eduard (langsam). Weil das vielleicht das Schwerste ist ... dies zu begreifen, daß einer gut sein kann und doch nichts taugen, nämlich für die Menschen nicht. Einen wie mich können sie nicht brauchen, sie haben ganz Recht. Es tut mir aber nicht leid. Siehst, das kann dein Vater nicht verstehn. Ich aber sehe ganz gut ein, daß sie Recht haben, nur sollen sie mich lassen, wie ich bin. (Fast heftig, aber immer ganz leise.) Ich will nichts taugen. (Nach einer Pause, hart, aus einer tiefen Besinnung herauf). Nein, ich will nicht. (Atmet tief auf.) Es war doch das Schönste. Und — (atmet tief; dann, sehr leise) und wenn ich noch einmal anzufangen und jetzt, wo ich es weiß, nach fünfzehn Jahren, wenn ich zu (mit einem starken Ton auf dem Worte) wählen hätte, ich würde wieder — (bricht ab, starrt vor sich hin und nickt; dann, sehr scharf, aber ganz leise) ich würde wieder.

Sophie (nach einer Pause, ganz leise, sehnsüchtig). So schön war es ...?

Eduard (sieht auf, wie verwundert, tritt achselzuckend an das Fenster und wendet sich dann langsam wieder nach ihr um). Ich weiß nicht einmal. „Schön" ist so ein Wort. — Nein. Was man sonst im Leben schön nennt — nein. Es war ganz ... ganz anderswo her. Furchtbar ... eigentlich. Alles zerstörend. Aber so, daß ich gespürt hab': das andere ist gar nicht wahr, nur dies. Und alles was sonst im Leben gilt, scheint uns bloß, dies aber ist. (Mit einer vagen Bewegung der Hand, in einem merkwürdig schweren und tiefen Ton.) Ist. (Nach einer Pause, leichter.) Das war es. Und das möcht' ich — nein, um keinen Preis der Welt möcht' ich das hergeben. (Wendet sich wieder zum Fenster.)

Sophie (nach einer Pause, schwer). Wenn ich singe, manchmal ... auch.

Eduard. Was?

Sophie (langsam). Dann ist mir auch so. Es läßt sich ja schwer sagen. Aber auch so: was da klingt, ist das Wahre, alles andere scheint bloß.

Eduard. Es muß eben doch eine zweite Welt geben, eine wirkliche, von der unsere höchstens der Schatten ist. Denn alles, was wir meinen und was unter uns gilt, das zergeht. — Die Leute sagen doch, die — (zögert einen Moment, bevor er das Wort ausspricht) die Tänzerin war schlecht ... weil sie getrunken und verschwendet hat. Nun ich ..... denn dann hab' ich sie ja nie mehr gesehen, sie wollte nicht, weil es ihr geschadet hätte .... da weiß ich also doch nicht, wie sie war. Und keiner weiß es von keinem. Ist doch auch eigentlich gleich. Aber sie hat mir das andere Leben aufgemacht, das wahre. Und das nimmt mir niemand mehr. Dafür bin ich gern ein Dieb. — (Ganz leise wie verzückt.) Das nimmt mir niemand. Nie.

Sophie (nach einer Pause, ganz leise). Ich hab' dich so lieb, Onkel Eduard.

Eduard (ganz leise). Armes Kind. Du wirst auch leiden. Denn das ist schon so. Man muß bezahlen. (Indem er ihr das Haar leise aus der Stirne streicht.) Nicht traurig sein, Sopherl, und nicht bös auf die Menschen, sie wissen es ja nicht.

Vinzenz (wirft sich im Schlafe herum und stöhnt).

Sophie (ängstlich). Der Vater. (Sie beginnt wieder zu arbeiten, die Maschine surrt.)

Eduard (löst sich langsam von ihr, blickt nach Vinzenz und kommt leise zum Tische rechts).

Vinzenz (fährt plötzlich heftig auf; schreiend). Was denn, warum denn? Macht doch Licht! Licht!

Sophie (steht auf). Ja Vater. Gleich.

Eduard (zu Sophie). Ich zünde schon an. (Zündet die Lampe über dem Tische rechts an.)

Vinzenz (heftig). Was habt ihr denn? Licht! Ich will Licht. (Aufatmend, da es hell wird; wie von einem bösen Traum befreit.) Ah. Gott sei Dank.

Sophie (ist zum runden Tisch links getreten; besorgt). Wie ist Ihnen denn jetzt Vater.

Vinzenz (ohne auf sie zu hören). Was war denn? Wie war denn das? (Atmet befreit auf.) Ah, Gott sei Dank, das Licht. (Blickt zärtlich auf die Lampe.) Hier auch. Den Leuchter. Gib her.

Sophie. Gleich. (Geht an das Pult rechts, zündet den großen Leuchter an und bringt ihn an den runden Tisch links.)

Vinzenz (atmet wieder tief auf). Ah. — Heiß. Heiß ist mir. (Wischt sich den Schweiß ab und trinkt gierig seinen Kaffee; dann, nach einem langen argwöhnischen Blick auf Eduard; forciert.) Aber viel besser, schon ganz . . . frei. (Atmet tief auf.) Morgen kann ich schon hinab. Du wirst sehen, Eduard.

Eduard. Hoffentlich.

Sophie (stellt den Leuchter auf den runden Tisch links).

Vinzenz (über Eduard aufgebracht, heftig). Sicher. Ganz gewiß. (Vom Lichte der Kerze geblendet; unwillig, indem er die Hand vor die Augen hält.) Nicht. Blendet doch. Weg. (Zeigt auf das Pult.) Dort. Und (zeigt auf das Fenster) zu. Ich mag die schwarzen Bäume nicht.

Sophie (trägt den Leuchter auf das Pult rechts, geht zum Fenster und schließt die Läden).

Vinzenz. Ich mag das Schwarze nicht. Da hat mir auch so schwarz geträumt (Schüttelt sich; dann forciert auflachend.) Was der Mensch oft zusammenträumt. (Zu Eduard.) Du natürlich! Schläfst immer noch so wenig?

Eduard. Du weißt doch.

Vinzenz. Sitzt bis um eins und ist um vier wieder auf. Nicht gesund.

Eduard. Ich brauche nicht mehr.

Vinzenz. Ja du hast eben keine Sorgen. Dann ist es leicht. (Es klopft an der Tür links; er fährt zusammen; heftig.) Was ist?

Sophie (tritt an die Tür links, öffnet sie und spricht hinaus; dann, zu Vinzenz). Einen Augenblick, Vater. (Links ab.)

Vinzenz (horcht noch einen Moment ärgerlich, dann blickt er plötzlich auf, sein altes Gesicht fängt zu strahlen an, er lacht listig; leise). Jetzt kommt der Hugo. (Breit, gedehnt.) Ja. Jetzt! — (Leicht, kurz rufend.) Eduard.

Eduard. Ja?

Vinzenz. Eduard. Jetzt kommt der Hugo. Jetzt wirst du sehen.

Eduard (still.) Der arme Hugo.

Vinzenz (vor sich hin, grinsend, breit). Ja. Ein armer Narr. (Indem er seine Freude zu beherrschen sucht.) Doch schrecklich. Wenn er es auch selbst verschuldet hat, das muß man ja sagen. Aber er bleibt doch immer unser Bruder. Nicht?

Eduard (sagt nichts, blickt nur auf und sieht Vinzenz lange mitleidig an).

Vinzenz (heftig, weil Eduard nichts sagt; fast schreiend). Was schaust du so? Kann ich dafür? (Triumphierend.) Auf mich habt ihr doch nie gehört! Wer war denn ich? (Höhnisch.) Für euch! (Erträgt den stillen Blick Eduards nicht länger und sinkt höhnisch lachend zurück.) Ha.

Eduard (blickt noch einen Moment gelassen mitleidig auf Vinzenz und geht dann langsam zum Fenster).

Sophie (durch die Tür links, die hinter ihr offen bleibt). Vater, der Onkel Hugo ist da.

Vinzenz (sehr hastig, vor Aufregung zitternd). Ja, ja, nur herein. (Setzt sich auf.)

Sophie. Aber —

Vinzenz (scharf, heftig). Was?

Sophie. Der Arzt möchte noch erst mit Ihnen reden.

Vinzenz (nicht zustimmend; ungeduldig). Also, also.

Sophie (spricht zu Tür links hinaus). Bitte, Herr Doktor. (Schließt dann hinter dem Doktor die Tür.)

Dr. Halma (einunddreißig Jahre; bleiches nervöses ermüdetes Gesicht; kurzer spitzer schwarzer Bart; ganz schwarz gekleidet; zu Vinzenz, sich vorstellend). Assistent Dr. Halma.

Vinzenz (immer sehr aufgeregt; steht mühsam halb auf und stützt sich auf den runden Tisch). Sehr erfreut. Ich bin leider selbst seit ein paar Tagen nicht ganz wohl... nichts von Bedeutung, aber — (Muß sich setzen, atmet schwer; indem er mit der Hand auf den Stuhl am runden Tische zeigt.) Aber bitte doch, Herr Doktor.

Dr. Halma (lehnt ab). Ich muß ja gleich — (zeigt zur Tür links hinaus) ich möchte nur... um diese Zeit ist Ihr Bruder ja meistens ganz ruhig und wir glauben nicht, daß es ihm irgendwie schaden kann. Aber man weiß ja doch nicht, für alle Fälle möchte ich... erstens möchte ich doch jedenfalls in seiner Nähe sein, um eventuell gleich —

Vinzenz. Bleiben Sie doch hier.

Dr. Halma. Nein. Das ist nämlich das Zweite. Mehrere Menschen machen ihn gleich unruhig.

Vinzenz. Dann bitte vielleicht nebenan in meinem Zimmer — (Zeigt auf die Tür rechts.)

Sophie (ist zur Tür rechts gegangen und öffnet sie).

Dr. Halma (nach einem flüchtigen Blick ins Zimmer rechts). Sehr gut. Aber dann, wie gesagt, ich glaube nicht, daß etwas geschehen kann, wenn er mit Ihnen allein ist. Aber (nachdrücklich) mit Ihnen allein. Ich möchte nicht, daß er sonst jemanden sieht.

Vinzenz. Die beiden werden sich ganz still verhalten.

Dr. Halma (entschieden). Nein. Auch dann nicht.

Vinzenz (gereizt). Mein Bruder Eduard wird doch wohl das Recht haben, ihn noch einmal zu sehen.

Dr. Halma. Ein Recht, Herr kaiserlicher Rat, hat hier wohl niemand. Sie müssen es schon mir überlassen, das zu bestimmen.

Eduard (der unbeweglich am Fenster gestanden ist; ruhig, hell, indem er nach der Tür links geht). Und ich verzichte.

Vinzenz (grimmig). Ersparst dir's wohl lieber? (Lacht höhnisch auf.) Ha.

Eduard (sieht Vinzenz ruhig groß an; dann durch die Tür links ab).

Sophie (ängstlich, bittend). Ich will doch auch lieber — (Will Eduard folgen.)

Vinzenz (mit einer Gebärde, die sie bleiben heißt; heftig). Halt. Nein. (Sieht sie drohend an; dann ruhiger, zum Doktor.) Das Kind wird ihn nicht stören. Sie soll ganz still in einer Ecke sein. Sie müssen doch begreifen, daß man den Wunsch hat, einen teueren Anverwandten noch einmal zu sehen.

Dr. Halma (blickt Sophie einen Moment forschend an, dann nickt er kurz). Nur müssen Sie mir aber versprechen, Fräulein, sich gar nicht um ihn zu kümmern.

Sophie (beklommen). Ja, Herr Doktor.

Dr. Halma. Setzen Sie sich und tun, als ob Sie ihn gar nicht bemerken würden.

Sophie (setzt sich zur Maschine, das Gesicht zum Fenster; beklommen). So vielleicht?

Dr. Halma (nachdem sich Sophie gesetzt hat). Sehr gut. Und achten gar nicht auf ihn. Sie können ruhig auch nähen.

Sophie (läßt die Maschine surren).

Dr. Halma. Sehr gut.

Sophie (hört gleich wieder zu treten auf und bleibt nun unbeweglich).

Dr. Halma (zu Vinzenz). Und ich muß auch Sie, Herr kaiserlicher Rat, noch ausdrücklich bitten, ihn, besonders anfangs, lieber ganz zu lassen. Wir wollen doch erst sehen, wie das auf ihn wirken wird.

Vinzenz (langsam, schwer). So — so traurig steht es mit ihm?

Dr. Halma. Nein. Aber es ist notwendig, jeden Chok zu vermeiden. Vielleicht wird er ganz munter sein. Es wechselt. Aber das ist doch immerhin ein Experiment. — Kennt er das Zimmer?

Vinzenz. Von klein auf. Es war das Zimmer unseres Vaters.

Dr. Halma. Und nichts verändert?

Vinzenz (zeigt auf den Schrank rechts). Der Kasten ist neu.

Dr. Halma (achselzuckend). Nun wir werden sehen. Jedenfalls anfangs, wie gesagt — wir wollen ihn anfangs ganz ungestört gewähren lassen. Nicht wahr?

Vinzenz (ernst, langsam, fast feierlich). Ja, Herr Doktor.

Dr. Halma. Dann will ich ihn jetzt holen. Der Wärter mag in der Küche bleiben. (Durch die Tür links ab, die offen bleibt.)

Vinzenz (verschlingt die Arme über der Brust, beugt sich vor, stemmt die Ellbogen auf den Tisch und starrt mit großen gierigen Augen vor sich hin. Pause.)

Sophie (sitzt unbeweglich, das Gesicht zum Fenster; man hört sie nur einmal leise seufzen).

Dr. Halma (noch draußen links). Kommen Sie nur, treten Sie doch ein.

(Schluß folgt.)

Aus der Jugendzeit Führichs.

Mit ungedruckten Briefen.

Von Dr. Ludwig Pollak (Rom).

„Meinen Umgang betreffend, muß ich die nähere Bekanntschaft mit einem anderen Zöglinge der Akademie erwähnen, die bald in Freundschaft überging. Nadorp aus Westfalen, einige Jahre älter als ich, eine poetische, geistreiche, etwas heftige Natur, zog mich zuerst durch seine akademischen Studien und Zeichnungen nach Antiken und dem Modell an; sie vereinigten einen geistvollen, kräftigen, wenn auch manierierten Vortrag mit einer großen Festigkeit und Korrektheit; was mich aber daran interessierte, waren weniger die letzteren Eigenschaften, als eben diese Manier, die meiner damaligen Anschauungsweise, welcher besonders das Frappante zusagte, und die noch ganz ungeregelt war, als eine besonders ausdrucksvolle Auffassung erschien! Wir zeichneten oft halbe

Tage nebeneinander; unser Gedankenaustausch, dessen Gegenstand gewöhnlich Kunst und Poesie war, verbreitete sich auf alles, was mit diesen in Beziehung stand. Jugend und Eifer für die Kunst gaben unserem Verkehr eine gewisse Wärme, die größtenteils die sonstige Verschiedenheit unserer Charaktere ausglich." In dieser außergewöhnlich warmen Weise äußert sich Führich in seiner Selbstbiographie* über seinen Prager Akademiekollegen. 1816 kam Führich nach Prag und zeigte dem damaligen Akademiedirektor Josef Bergler seine Skizzen. Bergler ermunterte den talentvollen Jüngling zum Eintritte in die Akademie. Da Führichs Vater, ein schlichter Maler aus Kratzau, sich und seine Familie kümmerlich durchs Leben schlug, wurde es dem jungen Künstler erst durch die tatkräftige Unterstützung des Grafen Christian Clam-Gallas möglich, 1817 in die Prager Akademie einzutreten. Hier schloß er sich vor allem an Franz Nadorp an. Es war wohl vorauszusetzen, daß ein so reger Verkehr in der Jugend auch späterhin nach der Akademiezeit fortgesetzt wurde, aber es fehlte an weiteren ausführlichen Belegen.** Groß war daher meine Überraschung, als ich vor kurzem in der Finsternis und dem Staube eines römischen Büchertrödlerladens Reste vom verzettelten Nachlasse Nadorps und in ihm einen Brief Führichs vorfand, zu dem sich dann nach längerem Suchen ein zweiter gesellte. Da diese Briefe gerade aus der Sturm- und Drangzeit des großen Künstlers stammen, und auf seine ganze Denkweise ein charakteristisches Licht werfen, so sollen sie hier weiteren Kreisen mitgeteilt werden. Doch vorher noch einige Worte über den Adressaten Nadorp.

Franz Nadorp war, wie sein Grabstein auf dem uralten Cimitero dei Tedeschi bei der Peterskirche in Rom besagt, zu Anholt in Westfalen am 23. August 1794 geboren.*** Es scheint unter den Zöglingen der Akademie eine Art Vereinigung unter dem Namen „Serapionsbrüder" bestanden zu haben, eine Bezeichnung, die wahrscheinlich dem 1819 in Berlin erschienenen gleichnamigen Romane E. T. A. Hoffmanns entlehnt ist. Führich schloß sich innig an den sechs Jahre älteren Nadorp an. Was er ihm verdankte, geht zur Genüge aus den im Eingange mitgeteilten Worten hervor. Nach vollendetem Akademiestudium sehen sie sich erst 1828 in Rom wieder. Führich hatte vom Fürsten Metternich 1827 ein Reisestipendium nach Italien erhalten. Im Jänner 1828 ist auch Nadorp in Rom angelangt. Führich schreibt über das Wiedersehen in Rom, wovon sie so „oft phantasiert" hatten, begeistert an seine Eltern.† Bis Ende Juli 1829 blieb Führich in der ewigen Stadt, wo er besonders im Verkehre mit Overbeck, Schnorr und Veit die für seine Kunstrichtung wichtigsten Eindrücke empfing. Während Führich seine Schritte heimwärts lenkte, blieb der Freund in Rom. Und es erging ihm wie so vielen anderen vor und nach ihm, daß er sich nicht mehr vom Zauber Roms und des Südens lossagen konnte. Groß war Nadorps gesellschaftliches Talent. In der Geschichte, und besonders den Festen des deutschen Künstlervereines spielte er, hauptsächlich in den Jahren, da König Ludwig I. als Privatmann in der Villa Malta lebte, eine bedeutende Rolle. Mit Prag blieb er in stetem Verkehre. Ein Jugendfreund von der Akademie her, Namens Pechtl, der später die Beamtenlaufbahn einschlug, schrieb ihm fast ein halbes Jahrhundert lang eifrig über

* „Libussa" 1844, S. 332.

** Vgl. „Joseph v. Führichs Briefe aus Italien", S. 12 f.

*** Die Lexika geben ganz ungenügende und teilweise ganz falsche Daten. So nennt Naglers „Künstlerlexikon", X., S. 100, als Geburtsjahr „um 1804" ꝛc.

† A. a. O., S. 72 f.

Prager Kunstverhältnisse Briefe, die sich jetzt im Besitze des Schreibers dieser Zeilen befinden und auf die Entwicklung der bildenden Kunst in Böhmen viel und helles Licht werfen. Daneben unterhielt Nadorp einen sehr regen Briefwechsel mit böhmischen Adelsfamilien, so besonders mit den Grafen Thun. Von einem nachrömischen Verkehre mit Führich ist mir nichts bekannt geworden, aber es ist nach dem hohen Grade der Jugendfreundschaft anzunehmen, daß er nicht ganz aufgehört habe. Die Freunde starben in einem Jahre, Führich am 13. März, Nadorp am 17. September 1876.

Ich lasse nun die zwei Briefe in der Orthographie des Originals folgen. Im April 1821 hatte Nadorp eine kleine Reise nach Wien gemacht und dem Freunde über seine Eindrücke berichtet. In einer Stunde der Resignation und des Zweifels an seiner Laufbahn und Zukunft als Künstler antwortet Führich:*

Meinem lieben Freunde Nadorp

Muß ich zuerst sagen, daß mich seyn Brief so sehr erfreute alls überraschte. In der That durfte ich nicht erwarten, daß Du mir schreiben würdest da ich; wohl wißend: daß Dir auf der Reise unter tausend Sorgen und Zerstreuungen, Natur und Kunstgenüßen und besonders in dem gereuschvollen Wien eben nicht viel Muße zum Schreiben bleiben dürfte; dich nicht darum ersucht hätte; aber so sehe ich, daß du meinen Wunsch errathen, und daß wir uns nie fremd werden können.

Du warst lange kränklich, das thut mir leid, Aber das beständige Seyn auf deinem einsammen Zimmer, hat, wie mir scheint, dir manchmahl Stoff zu Betrachtungen gegeben. Bey deinen Aeußerungen über die Kaisergruft der Kapuziener, und besonders über St. Stephans Dom erkenne ich meinen lieben guten Nadorp, der es fühlt, wenn das geistiege Leben der Seele in poetischen Bildern der Körperwelt mit ihm redet, dieses Gefühl, dieser Bürge eines höhern ew'gen Lebens bildet nach meiner Ansicht den wahren großen Künstler, und in meinen schönsten Stunden danke ich dem Himmel daß es auch mir nicht gantz mangelt. — Wer das nur immer so wiedergeben könnte. — Daß deine Reise von großen Nutzen für dich seyn wird, ist gewiß, aber ich vermiße dich sehr. — — Du erkundigst dich nach meinen Thun und Treiben, das ist itzt sehr einförmig, Broderwerb wechselt mit Studium, gemalt habe ich auser einer Dreieinigkeit seit deiner Abwesenheit leider sehr wenig, itzt arbeite ich in Nebenstunden an meiner, über das Gebürge pilgernden Maria,** dieses Bildchen dürfte vieleicht eines meiner beßern werden, da ich es so gantzt aus voller Seele male.

Lieber! mir ist manchmal gantz wunderlich zu Muthe, wenn ich denke, was Andere in meinen Jahren schon geleistet haben und noch leisten, da fühle ich, wie wenig ich noch bin, oft möchte ich mein Inneres so gantz wies leibt und lebt auf die Leinwand ausschütten, aber — es geth nicht. O ja, es ist eine große Kunst die Kunst, und wer sie bloß bey Antiken, beym Modell und auf der Pallete sucht, der — findet sie nicht; und ich muß sagen, daß ich auser dir, hir und noch nirgends Einen gefunden hätte, der recht zu suchen verstände. — Ich lese auch mitunter etwas, Itzt von Profeßor Spät aus München: Die Kunst in Italien, in 2 Bänden, welche ich itzt selber besitze und: Stern-

* $2^1/_2$ S. in 4°.

** Wohl eine Vorstudie zu seinem Bilde (1841) „Gang Mariä über das Gebirge“ im kunsthistorischen Hofmuseum.

balds Wanderungen, 2 Bänden von Tieck, welche ich mir kaufen werde, beide vortrefflige Werke, welche oft gantz wie aus meiner Seele geschrieben sind.

Gestern war ich im Theater. Das Bild. Trauerspiel in 5 Akten von Houwald* wurde gegeben, und sehr brav. Löwe** als Hauptrolle sehr schön, Wilhelmi*** und Bayer † wie gewöhnlich äuserst genial auch die Frauenzimmer. — Das Stück ist herlich, tiefgerührt verließ ich das Schauspielhauß. Die Schröder †† möchte ich sehn.

Neues weiß ich dir nichts. Ringel ist Unterlehrer bey der Akademie geworden. — Diese Woche haben wir den letzten Ackt, wie gewöhnlich. Aber wann sehe ich dich denn wieder? ich werde mich dann nicht satt plaudern können, mir ist alls hätte ich dir recht viel zu sagen wofür das Papir keinen Raum hat, und wobey man sich ins Auge sehn muß.

Es ist schon halb 12 Uhr in der Nacht; ich sitze beim Tisch, und schreibe dir, mein Licht brennt düster, und ist bald verglommen. Meine Eltern schlafen schon auch mir ziehts die Augenlieder zu wie du aus meiner Schrift sehn wirst. Ich werde vermuthlich von dir träumen, also Punctum. Gott gebe dir eine glückliche Rückreise, lebe recht wohl. Dich hofft bald zu sehen dein

Jos. Führich.

Meine Eltern grüßen dich herzlich, auch unsere Bekannte. Empfiehl mich H. Dokktor Lichtner.

Prag den 12 April Anno Ch. 1821.

Außen:
An H. Naborp
Bey H. H. W. v. Lichtner
J. u. Dr. und beeideten Landesadvokaten in Wien
abzugeben im Gasthoffe zum weißen Schwan in der Kärnthnerstraße auf No. 7.

In einer ganz anderen Stimmung ist der zweite Brief geschrieben. Er ist nicht datiert, aber die Erwähnung eines Balletts, welches Führich im Kärntnertortheater, der alten Oper, gesehen, ermöglicht es, das Jahr festzustellen. Führich schreibt, daß er „eins der neusten und belibtesten Ballete Margarethe Königin von Katonna" gesehen habe. Gemeint ist: „Margaretha von Catanea", Ballett in 3 Aufzügen von Philipp Taglioni, Musik vom Grafen Wenzel Robert von Gallenberg, welches am 15. März 1822 zum ersten Male aufgeführt wurde und in demselben Jahre 25 Reprisen erlebte. ††† Der Brief gehört also in den Frühling 1822 und somit ist auch die erste Reise Führichs nach Wien datiert, von der Führich in seiner Selbstbiographie schreibt, daß sie ihm eine „bedeutende Bereicherung und Erweiterung seiner Anschauungen" gewährte. §

* War eben 1821 in Leipzig erschienen.

** Loewe Joh. Dan. Ludw. (1795—1871). In Prag wirkte der berühmte Schauspieler 1811 bis 1821. Siehe Teubers „Geschichte des Prager Theaters", II., S. 400.

*** Über Wilhelmi, der 1810—1824 in Prag tätig war, siehe Teuber a. a. O., II., S. 401, III., S. 52.

† Bayer Franz Rudolf seit 1802 in Prag, vgl. Teuber a. a. O., II., S. 383 f.

†† Gemeint ist wohl Sophie Schröder (1781—1868). In Prag spielte sie von 1813—1815. Siehe Teuber a. a. O., II., S. 404.

††† Diese Daten verdanke ich meinem Freunde Alois Trost.

§ „Libussa", 1844, S. 340.

Führich schreibt: *

An Franz Nadorp in Prag.

Theurer Freund.

Wie lebst du in Prag, ich bin doch sozusagen erst einige Tage abwesend, und doch kömmts mir vor: als ob inzwischen eine kleine Ewigkeit vergangen wäre, bei allen Kunstgenüßen vermiße ich dich, und mein Aufenthalt in Wien würde mir viel erfreuliger sein wenn ich einen Mann um mich hätte der mich so verstünde wie du. Kadlik ** mit dem ich viel von dir gesprochen habe und der dich herzlig grüßen läßt, ist zwar nicht übel aber — Nun wir sehn uns ja so Gott will bald wieder und dann soll es an ein Plaudern, Erzählen und Mittheilen gehen, daß es eine Freude ist. Wien gefält mir im Durchschnitte gar nicht, es vereinigt sich hir die ganze Prosa des Lebens, ohne Sinn für etwas höheres für geistiges Leben leben sie ihre Tage wie die Maulthire ab, selbst ihre Vergnügungen, nach denen sie emsig haschen, sind größten Theils rein sinnlich, und selbst bey der größten Tolleranz müßen einem, glaube ich, diese Menschen bald zuwider werden, wenn ich in meiner itzigen Stimmung ungerecht bin, so mögen mir Gott und die Wiener vergeben, dieser ist nun einmahl der Eindruck, den sie auf mich machen, ich bin fortwärend sehr melancholisch gestimmt, gestern gieng ich Abends um 10 Uhr bey Vollmondschein aus dem Kärnthner Thor Theater nach Hause, ich habe da eins der neusten und belibtesten Ballete gesehn, es wurde eine recht romantische Geschichte von einer gewißen Margarethe Königin von Katonna getanzt, und der Eindruck, denn es auf mich machte war höchst sonderbar, er schwankte zwischen Bewunderung und Verachtung — lächerlich. In dieser Stimmung betrat ich den Stephansplatz und die schwarze Maße der Stephanskirche stand auf einmahl mit all ihrer, heiligen Schrecken einflößenden Größe vor mir, ein dauerndes Denkmahl jenes ernsteren reineren Streben der guten schönen alten Zeit, schien sie mir eine stumme aber beißende Satyre auf die umgebende Welt, der ruhige Mond, hängend über dem wildbewegten Leben Wiens vollendete den Eindruck, ich zog unwilkührlich den Hut ab. — Ihr setzt doch unsere Serapions Abende fort. Gruß und Kuß allen Bundesgliedern; ich häte gern sehr gern noch ein Briefgen beygelegt allein ich bin itzt zu solchen gar nicht disponirt, du verstehst mich ja und kannst bey Gelegenheit ein lebendiger Brief seyn, es dämmert schon und ich muß schlüßen. Gott mit dir

Dein redliger Freund Jos. Führich

Gruß und Kuß an Freund Odenthal, Friese *** rc.

Der Brief bedarf keines erklärenden Kommentars. Das leichtlebige, genußsüchtige Wien jener Tage konnte der strengen Lebensauffassung des zukünftigen Nazareners natürlich nicht zusagen.

* 2 S. Kl. 4°.

** Franz Kadlik war wie Führich und Nadorp Berglers Schüler, später Berglers Nachfolger.

*** Akademiekollegen.

Chronik.

Technik.

I.*

Wer in der jetzigen Zeit eine halbwegs gute Straße wandelt, welche immer es auch sei, wird einem Automobil begegnen — und wer in unseren Tagen ein Fachblatt aufschlägt, ob technischen Inhaltes oder auch nicht, wird sicher darin eine Studie über Automobile finden. Das Wort ist übrigens aus den reichsdeutschen Fachblättern strenge verbannt; dort spricht man von Triebwagen und Kraftwagen, seitdem das Wort: Selbstfahrer oder Selbstfahrwagen vor dem Forum der Fachgelehrten, die für die technischen Blätter Norddeutschlands die „rein deutschen" Fachausdrücke schmieden, keine Gnade gefunden hat und als „Übersetzungswort" hinweggewiesen wurde. Es ist gewiß etwas Schönes um die Reinheit der Muttersprache. In der technischen Wissenschaft und Praxis Deutschlands und Österreichs war es damit gar schlecht bestellt, bei uns ist es übrigens noch nicht viel besser; in Elektrotechnik und Maschinenbau wimmelt es von fremdsprachlichen Bezeichnungen, die sich ebenso deutlich, ja oft weit verständlicher durch ein deutsches Wort ausdrücken lassen. Aber anderseits — glaub' ich — sollte man auch der Entwicklung der Fachausdrücke nicht spanische Schnürstiefel anlegen, sondern ihr etwas Freiheit in der Bewegung gestatten. Es kann nicht schaden, wenn in den Fachblättern verschiedene Worte für ein Ding sich herumtummeln, wenn nur jedes Wort das Rechte trifft, und das Rechte ist füglich, was alle verstehen. Beim Automobil — man verzeihe, wenn ich vorläufig bei dem Fremdwort bleibe — tritt noch ein Umstand schwerwiegend auf: es scheidet sich streng von dem „Motorwagen" — wenigstens in der großen Masse des Volkes, die in dem Werden der Sprache doch entscheidend ist. Das Automobil läuft auf der Straße — der Motorwagen auf Schienen, das Volk wird z. B. die Bezeichnung: Triebwagen auf Straßen und Triebwagen auf Schienen nie recht schmackhaft finden; spricht es doch heute schon in seinem unbewußten Drange nach Kürze und Schärfe nur von dem „Auto", wenn es den ersteren meint.

Und das Automobil ist auf dem besten Wege, ein Verkehrsmittel für das Volk, für die unteren Hunderttausende zu werden. War es bis jetzt ein Luxuswagen, wenigstens in der überwiegenden Mehrzahl seiner Anwendungen, so ist die Technik jetzt ernstlich bemüht und mit Erfolg daran, das „Auto" zum allgemeinen Gebrauchswagen auszugestalten, der Raum für zwei und drei Personen besitzt, mit mäßigen Geschwindigkeiten fährt, auch Feld- und Waldwege befahren kann, geringe Kenntnisse zu seiner Bedienung und Lenkung fordert, leicht und vor allem billig ist. Solcher Wagen erzeugt die Automobilindustrie, besonders jene Deutschlands, schon mehrere gelungene Systeme. Die Wagen sind verhältnismäßig klein; die Stärke der Antriebmaschinen beträgt nur wenige Pferdekräfte; die Durchmesser der Räder sind niedrig, so daß sich die Kosten der Gummireifen nicht hoch stellen, die Ausstattung ist praktisch und einfach — und so bleibt das ganze Gefährte bezüglich seines Preises in Grenzen, die auch für die Allgemeinheit schon der Erwägung wert sind: 2000—2500 Kronen!

Dieser Erfolg ist einem wichtigen Fortschritte in der Bauart der Getriebe zu danken, das ist jener Wagenteile, welche die Kraft des Motors auf die Radachsen übertragen und die Regelung der Fahrgeschwindigkeit gestatten. Der Vermittler dieser Kraftübertragung war bisher ausschließlich das Zahnrad — ein Mittelglied, das kleine und große Kräfte mit Sicherheit überträgt, das aber wichtiger Eigenschaften entbehrt: der Einfachheit und der Billigkeit. Der Geschwindigkeitswechsel ist nur bei Anwendung mehrerer Zahnradgetriebe möglich und daher an ganz bestimmte Größen gebunden; ein unachtsamer Führer kann leicht ein großes Unheil anrichten, wenn er schon ein Zahnrad für kleinere Geschwindigkeit einschaltet, während der Wagen noch mit großer Geschwindigkeit dahinrollt. An die Stelle des Zahnrades tritt nun das Reibrad, das Friktionsrad, nicht in allen Fällen, nur dort, wo kleine Kräfte zu

* Vergl. Bd. III, Heft 32 der „Österr. Rundschau".

übertragen sind; für große Kräfte ist es nicht geeignet. Das Reibrad ist in seiner Bauart von großer Einfachheit, es kann mit der billigsten Werkstatteinrichtung erstellt werden; seine Wirkungsweise ist jedem Schulknaben geläufig. Es ersetzt Geschwindigkeitswechsel und ausrückbare Motorkuppelung; es erlaubt die Geschwindigkeit beliebig abzustufen, so daß der Führer stets mit jener größten Geschwindigkeit fahren kann, die dem Zustande der Straße entspricht. Aber das Reibrad ist nicht so verläßlich in seiner Wirkung wie das Zahnrad. Öl und Wasser mindern die Reibung; nur bei kleineren Motorstärken darf man sicher mit seiner Wirkung rechnen. So eignet es sich also besonders für leichte Gebrauchswagen und Droschken. Hier findet es auch mit Vorliebe Verwendung und bahnt dem Automobil den Weg in die Allgemeinheit.

Daß es sich auf diesem Wege schon befindet, beweist noch eine andere Erscheinung unserer Tage: die Juristen sind emsig an der Arbeit, mit Gesetzen und Verordnungen die Rechte und Pflichten zu umschreiben, die dem neuen Verkehrsmittel im allgemeinen Straßenverkehre zukommen, ihm die Stellung, man kann vielleicht sagen den Rang zuzuweisen, den es zufolge seiner Eigenart des Betriebes einzunehmen berechtigt ist, dem es aber auch anderseits gerade um dieser Eigenart willen bei der Ausübung seines Anspruches auf die Mitbenützung der Straße gegenüber den anderen Mitbenützern Rechnung tragen muß. Vorläufig ist es in den meisten Staaten noch die Polizei allein, welche in diese Verhältnisse mit Verordnungen sehr verschiedenen Inhaltes einzugreifen und sie zu regeln bemüht ist — allerdings oft im Widerspruche mit der öffentlichen Meinung, die immer entschiedener eine gesetzliche Regelung namentlich der Haftpflicht bei Automobilunfällen auf öffentlichen Straßen und in einheitlicher Weise für die Reichsgebiete, nicht bloß für Länder oder Provinzen, verlangt. Ich will hier nicht mit den Juristen disputieren und mich nicht in Fragen verirren, die sie allein mit der Öffentlichkeit zu erörtern und zu lösen haben. Aber auf eines einzugehen erscheint mir gerade in dieser Chronik der richtige Platz: auf den bedeutsamen Unterschied zwischen den französischen und den reichsdeutschen Polizeibestimmungen über das Automobil auf öffentlicher Straße.

Die französischen Verordnungen atmen technischen Geist — die deutschen Verordnungen sind reine Verwaltungs- und Polizeimaßregeln. Ganz abgesehen davon, daß die technischen Erfordernisse in Frankreich in bezug auf die Sicherheit des Publikums wesentlich weiter gehen und die technischen Einzelheiten der Bestandteile des Mechanismus in den französischen Verfügungen genauer bezeichnet sind — liegt in Frankreich die Entscheidung über die bei dem Automobilverkehr in Betracht kommenden Fragen lediglich in den Händen eines vorzüglich und einheitlich ausgebildeten technischen Beamtenkörpers, während in Deutschland ein unteres Verwaltungs- oder Polizeiorgan als entscheidende Instanz gilt, wobei es diesem freisteht, einen Sachverständigen beizuziehen oder auch nicht.... In Frankreich sind die vielen Lokalverwaltungsbeamten vollständig ausgeschaltet und nur der Präfekt, der aus Staatsraison nicht zu umgehen ist, erscheint zur Abstempelung und Unterschrift der von dem technischen Beamten ausgefertigten Entscheidungen berufen. Aber noch mehr, der Präfekt hat nicht die Macht, die Entscheidungen der Ingenieure zu ändern; er hat nicht einmal das Recht, von dem Ingenieur die Gründe seiner Entscheidung zu verlangen; der Rekurs geht über ihn hinweg an den Minister, der ihn auf Grund des Gutachtens einer höheren technischen Kollegialbehörde zu erledigen hat. Diese weitgehenden Befugnisse sind den Technikern eingeräumt worden, um einerseits ihre Kenntnisse und Erfahrungen als Berater der so außerordentlich rasch aufblühenden und wirtschaftlich wichtigen Automobilindustrie zu verwerten und anderseits, um auch kompetente Beurteiler für die bezüglich der Sicherheit des Publikums erforderlich werdenden Maßnahmen zur ständigen Verfügung zu haben. So berichtet Geheimer Baurat Walloth in der Zeitschrift für das Lokal- und Straßenbahnwesen und belegt seine Mitteilungen mit amtlichen Dokumenten.

Wir Techniker Deutschlands und Österreichs sehen mit Erstaunen und Neid zu dieser Wertschätzung empor, deren sich Frankreichs Ingenieure erfreuen und die uns ein unerreichbares Ideal erscheint. In unserem staatlichen Organismus ist der Techniker zumeist nur eine Hilfskraft, ein Berater des juridisch gebildeten Verwaltungsbeamten und oft selbst im eigenen Berufskreise nicht zur Entscheidung berechtigt. Das ist nun keine Tatsache, die der Welt neu wäre oder die erst die Polizeiverordnungen über das Automobil in kräftige Beleuchtung gerückt hätten; sie erscheint nur einmal wieder, anläßlich der Automobilfrage, so recht wirkungsvoll auf der Bildfläche des technischen Lebens und konnte darum in einer Chronik über dieses nicht unerwähnt bleiben.

Ich kann mich aber auch nicht ohne weiteres von ihr weg- und einem anderen Thema zuwenden, weil zwei Momente aktueller Bedeutung, an denen der Chronist nicht achtlos vorübereilen darf, mit der Frage der Stellung der Ingenieure, der Anerkennung und

Wertschätzung ihres öffentlichen Wirkens in einem gewissen grundlegenden und auch gleichzeitig zur Entscheidung führenden Zusammenhange stehen. Da haben wir zunächst die technischen Hochschulen, die in wenigen Tagen wieder der wißbegierigen Jugend ihre Tore öffnen werden. Die technischen Hochschulen Österreichs haben in den letzten vierzig Jahren tiefgreifende Umgestaltungen erfahren; sie sind aus Mittelschulen zu Hochschulen geworden; ihre Absolventen können den höchsten akademischen Grad erlangen, der bisher ein altererbtes Vorrecht der Universitäten war. Wenn man aber der Meinung gewesen ist, dadurch allein auch den Ingenieuren im staatlichen, sozialen und politischen Leben der Gegenwart jenen Einfluß und jene einflußnehmende Stellung zu erringen und zu sichern, wie sie sie etwa in Frankreich besitzen und wie sie bei uns den juridisch Gebildeten zukommt — so erkennt man schon heute, daß diese Meinung ein Irrtum war. Unsere technischen Hochschulen betrachten es als ihre — nicht nur wichtigste, sondern ausschließliche — Aufgabe: hochwissenschaftlich gebildete Konstrukteure heranzubilden. Der Konstrukteur bleibt aber stets — was immer er auch schaffe und leiste — eine Hilfskraft des Betriebs- und Verwaltungsbeamten.

Will der moderne Ingenieur dem Juristen gleichstehen, dann muß er vor allem technischer Verwaltungsbeamter werden. Mit dem Konstruieren und Bauen allein ist's nicht getan — er muß die Konstruktion in ihrer Bedeutung für das wirtschaftliche, das staatliche und das öffentliche Leben in allen ihren Folgen hiefür erfassen und verstehen, er muß ihr Geltung verschaffen, er muß sie ins Gleichgewicht stellen mit anderen Bauwerken . . . Im Rahmen unserer technischen Hochschulen ist deshalb Raum zu schaffen für die Heranbildung solcher „Verwaltungsingenieure". Nicht jeder wird Feldherr, der den Marschallsstab im Tornister trägt — aber die Möglichkeit, es zu werden, ist ihm gegeben. Unseren heranstrebenden Technikern fehlt es leider an dieser Möglichkeit; einzelne Ausnahmen beweisen nur die Richtigkeit dieser Anschauung.

Und das andere, dessen der Ingenieur bedarf, um seine öffentliche Stellung einflußreicher zu gestalten — das ist die Volkstümlichkeit seiner Wissenschaft. Die Werke des Technikers werden voller Staunen betrachtet, bewundert, gepriesen und — benützt, die große Menge jedoch und nicht diese allein, sondern alles, was nicht technisch gebildet ist, steht ihnen verständnislos gegenüber. Aber nur aus dem Verständnis, aus der Erkenntnis des Werdens und des Seins einer Sache, ersteht die volle und gerechte Würdigung ihrer Bedeutung und der Leistung ihres Schöpfers und des Schöpfers selbst. Das Interesse der Allgemeinheit für die wissenschaftlichen Grundlagen, für das Eigenartige, für das Wesen technischer Werke ist ein sehr geringes; dieses Interesse muß geweckt und, so weit es wach ist, wach und rege erhalten werden. Der richtige Boden für diese Tätigkeit sind, meines Erachtens nach, die volkstümlichen Hochschulkurse, die auf den ureigensten Gebieten der Universitätsdisziplinen eine so erfolg- und segensreiche Wirksamkeit entwickeln. Es ist bedauerlich, daß die technische Wissenschaft in diesen Kursen fehlt; es scheint, daß man einerseits nicht eifrig sucht und anderseits nicht bereitwilligst entgegenkommt. Auf beiden Seiten fürchtet man wohl die geringe Teilnahme der Hörer; dann müßte sie aber überwunden werden.

Man muß sie Schritt für Schritt besiegen, man muß die Öffentlichkeit zum Interesse an den technischen Wissenschaften allmählich heranbilden. Das ist gewiß nicht leicht; es ist um so schwerer, als der Vortragende fast ausschließlich Hörern gegenübersteht, denen jegliche Vorbildung für die Auffassung technischer Fragen mangelt. Das ist ja auch ein Fehler in der Organisation unserer Mittelschulen, daß sie die Naturwissenschaften viel zu abstrakt behandeln, daß sie z. B. die Physik viel zu wenig auf praktisch-technischer Grundlage aufbauen. Der Ausschuß für volkstümliche Hochschulkurse der k. k. deutschen Universität in Prag hat in das Programm für das Studienjahr 1905/06 auch eine Kursreihe über den Einfluß der Entwicklung der technischen Wissenschaften auf die Volkswirtschaft aufgenommen. Er hofft damit den Weg für eine intensivere Pflege dieser Wissenschaften in den „Hochschulkursen" zu bahnen; es ist zu erwarten, daß er allerorten, auch in den Kreisen der technischen Hochschulen selbst, verständnisvolles Entgegenkommen findet. Die Volkstümlichkeit einer Wissenschaft ist eine mächtige Förderin ihres Ansehens in der Öffentlichkeit. Prof. Alfred Birk.

Besprechungen.

Friedrich Koepp: Die Römer in Deutschland. Monographien zur Weltgeschichte, herausgegeben von Ed. Heyck. XXII. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1905. 153 Seiten. 18 Karten. 136 Abbildungen.

Die Teilnahme des Trägers der deutschen Kaiserkrone für die deutsche Geschichte in Römerzeiten hat das Interesse an dem Deutschland der Römerherrschaft neu belebt und die einschlägigen archäologischen Arbeiten sehr gefördert. Der römische „Limes", die langgestreckte,

vom Rhein zur Donau führende, die natürlichen Grenzen dieser beiden Flüsse ergänzende „chinesische Mauer“, die Jahrhunderte hindurch mit ihren Wällen, Kastellen und Garnisonen ein Schutzwall des Reiches gegen den immer wiederholten Ansturm der germanischen Völkermassen war, ist seit der Gründung des Reichslimesmuseums ein der Mehrheit der deutschen Gebildeten geläufiger Begriff geworden und es gehört ein wenig zur Mode, über das mit lateinischer Kaiserinschrift gezierte „Saalburgkastell“ und den so lange rätselhaften „Silberfund von Hildesheim“ informiert zu sein. Es war somit ein glücklicher Gedanke, daß einmal von berufener Seite alles zusammengefaßt wurde, was die wissenschaftliche Arbeit hierüber — nicht so sehr mit der Feder denn mit Spaten und Schaufel — gezeitigt hat. Niemand geeigneter dazu als der Verfasser, der an den Ausgrabungen in der Gegend von Haltern an der Lippe, des römischen Kastells Aliso, hervorragend beteiligt war und mit den literarischen Quellen für jene Zeit wohlvertraut ist. Hiefür spricht schon die prächtig knappe „Quellenkunde“, mit der Koepp seine Darlegungen eröffnet. Die folgende Schilderung der großen Grenzkämpfe zwischen Römern und Germanen von den augusteischen Zeiten bis zu denen der hereinbrechenden Völkerwanderung ist nun freilich allzusehr von kritischen Erörterungen durchsetzt. Gewiß wird mancher der kritischen Exkurse, etwa jener über den Ort und die Bedeutung der Varusschlacht (Seite 24—32) auch von dem Fernerstehenden mit Dankbarkeit vernommen werden; gewiß zeigt der Verfasser in der Behandlung derartiger Fragen ein seltenes formelles Geschick. So anregende, fast anmutige Quellenkritik wird man selten lesen. Aber gleichwohl bleibt uns die Darstellung die unumgängliche Heraushebung der führenden Ereignisse schuldig und läßt diese unter Einzelheiten verloren gehen. So wird es dem Leser — und wohl erst recht, trotz der freundlichen Zueignung, der „ersten Leserin“ — nicht leicht, den Gang der Begebenheiten klar zu übersehen. Dabei ist aber vieles Neue beigebracht, vieles Fragliche festgestellt. Ungemein sorgfältig ist die Geschichte der Entstehung und Fortbildung des „Limes“, der nicht als ein einheitlich geschaffenes Werk verstanden werden darf, durchgeführt. Als sein Begründer und zugleich als Organisator der römischen Provinzen Germanien (inferior und superior) ist der von Tacitus so grimmig gescholtene Kaiser Domitian wieder zu Ehren gebracht (Seite 56—65). Die beiden Germanien umfassen das römische Gebiet links und rechts am Rheine und sind — in weit höherem Maße als das „rätische“ Gebiet an der Donau — der eigentliche Sitz der Römerkultur auf deutschem Boden. Eine Kultur vornehmlich militärischen Charakters, dies lehren alle Ausgrabungen; von einer gewaltigen Besatzung, wohl an die 100.000 Mann stark, dazu von den mächtigen Befestigungen am Rheine und vom Limes beschützt; diesen überdies ein, römischer Botmäßigkeit unterstehendes, Ödland vorgelagert, das die Annäherung der Feinde erschweren soll. Hier in Germanien erstehen die reichen Römervillen des Mosellandes mit ihren heizbaren Gemächern und verglasten Fenstern — römischen Kulturgeschenken — hier wachsen in Reichtum die römischen Städte Colonia Agrippinensis, Augusta Trevirorum, Mogontiacum. Hier ist „unser Zusammenhang mit dem Altertum“ am deutlichsten zu spüren. Die Römerstädte leben in Mainz, Köln und Trier stolz und stattlich fort und der Held des germanischen Epos ist im alten Römerlager Xanten (Castra vetera) daheim.

Eine dankenswerte Übersicht über die einschlägige Literatur wird jedem willkommen sein. Daß die in glücklicher Auswahl beigegebenen Abbildungen, Karten und Pläne vorzüglich ausgeführt sind, dafür bürgt der Name der Verlagshandlung, die sich noch niemals hat müde finden lassen, den inneren Wert eines Buches durch äußere Ausstattung zu erhöhen.

h. r.

„Naturgewalten.“ Neue Geschichten aus der Eifel von C. Viebig. Umschlagzeichnung und Buchschmuck von E. Nikutowski. Egon Fleischel & Co. Berlin, 1905.

„Sie sahen nicht, daß das Venn jetzt blühte. Und das war jetzt schön. Aus dem braunen Moorboden, der, von weitem gesehen, als öder Strich den Horizont säumt, war das Heidekraut aufgeblüht, jene wundersame Vennheide, deren Glocken groß und blaßrosa sind und den schwärmenden Bienen den duftigsten Honig bieten. Kleine blaue Falter gaukelten darüber hin und genossen im Liebesspiel ihren, ach so kurzen Sommertraum. Die Rauschbeere zeigte schon die blaue, Schlehen ähnelnde duftbehauchte Frucht und die Preißelbeere, das köstlichste Obst des Venn, streckte überall ihre myrtengrünen glänzenden Büschelchen. Leichte weiße Flöckchen auf schwanken Stengeln übernickten die Sumpflachen und am Himmel, der großen tiefblauen Glocke, stand die Sonne, heißglühend am Mittag, aber am Abend rot verträumt und verklärte das weite Meer des Venn....“

Dieses Venn, das weite Meer von Heidekraut und Preißelbeergebüsch, die öde, endlose, menschenleere Hochfläche, erscheint in diesem wundervollen Buche „verklärt von der Sonne“ — belebender Poesie. Jedes Geschöpf sieht

das Venn mit anderem Auge, und aus der Art seines Sehens schafft uns die Dichterin ein Bild seiner Seele. Dem alten Sträfling wird es zur Quelle der Zufriedenheit, dem kleinen Gerret ist es ein geheimnisvolles Untier, das durch die Fenster ins Innere des Hauses einzudringen vermag. Nicht also, daß die Autorin die traurige Ödigkeit übersähe oder die unheimliche Gefahr, mit der die Vennmoore den Menschen belauern. Nein. Gerade auf düsterem Grund wirken ihre Lichtbilder der Natur in doppeltem Maße entzückend. Und die Herren der Schöpfung, die den Venn umwohnen und durchwandern, diese einsamen, elenden Menschengestalten, zeigt uns Viebig, immer der Wahrheit dienend, mit all ihren kleinen Schwächen und großen Leidenschaften, mit all ihrem bösen Tun und mühseligen Erdulden. Aber ihr liebevolles, nach Schönheit verlangendes Auge vermag im Innern vieler von ihnen doch irgend eine rührende Seite aufzuspüren oder es ist das Tragische im Lebensschicksal anderer, das sie uns mit prächtigen Federstrichen zu Bewußtsein bringt.

Wie die Falter, Bienen und Sonnenblitze auf Geheiß der Natur die Blüten der Vennheide umspielen und umtanzen, wie dieselbe Natur in finsterer Laune den verheerenden Sturm über das Venn sendet und mit schaurigen Nebeln darüber hinfegt, so daß es oftmals einer Hölle vergleichbar wird, so führt uns die Dichterin die zarten Saiten der Menschenseele als Naturgewalten vor, gleich den zerstörenden Lastern und Leidenschaften, als deren Opfer ganze Menschenschicksale zusammenkrachen und veröden.

Ein herrliches Buch, die „Naturgewalten“! Ein Buch voll wuchtiger Kraft, ein Buch — voll rührender Schönheit!

Heinrich v. Schullern.

Kleine Mitteilungen.

Dr. Barnardo. Thomas John Barnardo, der größte Philanthrop unserer Zeit, der genialste Organisator im Reiche der Nächstenliebe, ist tot, und wer nur einigermaßen Einblick in das Lebenswerk dieses Mannes hat, kann ermessen, was England, was die Welt mit ihm verlor.

An einem kalten Wintertage des Jahres 1866 wurde ein junger Student der Medizin und freiwilliger Lehrer an einer sogenannten „Lumpenschule“ durch die Verlassenheit eines armen, obdachlosen Knaben schmerzlich ergriffen. Nachdem er sich die Überzeugung verschafft, daß das gewaltige London viele Tausende solcher Kinder berge, die nicht wissen, womit sie tagsüber ihren Hunger stillen, wohin sie des Abends ihr Haupt legen sollen, gelobte er sich, fortan sein ganzes Leben der Rettung dieser Armen zu widmen. Und er hat dieses Gelöbnis gehalten. Schon nach 25 Jahren durfte er sich sagen: 17.212 Kinder gerettet zu haben, ist »worth living for«, und heute schätzt man die Zahl der durch ihn aus bitterlichster Not, aus der Umgebung des Lasters, den Händen der Grausamkeit befreiten und zu sittlich gefestigten, arbeitstüchtigen Menschen herangebildeten Kinder auf 40.000. Barnardo war aber nicht nur ein Philanthrop, sondern ein bedeutender Pädagog und es ist sein unsterbliches Verdienst auf die Behandlung und Erziehung der der öffentlichen Wohltätigkeit anheimgestellten Kinder reformierend eingewirkt zu haben. Die Individualität eines jeden einzelnen der in ihrer körperlichen, geistigen und moralischen Anlage so verschiedenen Kinder zu erforschen und darnach ihrer Erziehung und Lebensführung mit liebevoller Fürsorge die Richtung zu geben, das ist das große Geheimnis, dem Barnardo seine außerordentlichen Erziehungsresultate verdankt.

Da der Raum es nicht gestattet, auf die zahlreichen Wohlfahrtsanstalten einzugehen, seien nur einzelne hervorgehoben. Gegen 400 Knaben werden jährlich in den Homes in Stepney Causway, dem Ausgangspunkte und der bleibenden Zentralstelle seiner Institutionen, theoretisch und praktisch ausgebildet. Jedem steht es frei, sich eines der siebzehn, dort als Unterrichtsgegenstand vertretenen Handwerke nach Neigung und physischer Eignung zu wählen. Für Knaben, denen das Leben auf der Straße schon zum Bedürfnis geworden war, hat er 1868 eine „Schuhputzerbrigade“, zu der später eine „Lumpensammlerabteilung“ kam, errichtet. Die Burschen erhalten gleich den anderen Wohnung, Kleidung und Verpflegung in den Homes, müssen aber ihre Einnahmen gewissenhaft abliefern. Die „Stadtträgerbrigade“ ist für solche Jungen bestimmt, die wohl hilfsbedürftig sind, deren Aufnahme in die Homes sich aber nicht als notwendig erweist. Sie müssen sich verpflichten, die hübsche Uniform, die jeder beim Eintritt erhält, im Laufe von 18 Monaten abzuzahlen und die Abendschulen zu besuchen. Um notleidenden, arbeitslosen Jünglingen rettend die Hand zu reichen, schuf Barnardo das Labour-house for Destitute Youths, in dem sie sich 6 bis 8 Monate aufhalten können, um sich für einen Beruf zu entschließen und die nötigen Vorkenntnisse zu erwerben.

Bei der Mädchenerziehung ging er von dem Grundsatze aus, daß sie nur auf der Basis des Familienlebens stehend, ihren Zweck erreichen kann. In diesem Sinne hat er in dem in der Nähe Londons gelegenen Dorfe Ilford sein Village Home for Orphan and Destitute Girls gegründet, das sich aus kleinen Anfängen zu einer blühenden Kolonie mit

eigener Schule, Kirche und eigenem Spitale entwickelte. In Familiengruppen von 16 bis 20 Kindern unter der liebevollen Leitung einer „Mutter“ werden hier jährlich über 1000 Mädchen erzogen und erwerbsfähig gemacht. Mitten im Wald und Feld hat dann Barnardo den Allerjüngsten sein Babies-Castle erbaut. Vielen Hunderten kränklicher, außerhalb seiner Heime stehender Kinder verschaffte er alljährlich einen mehrwöchentlichen Land- und Seeaufenthalt. Unablässig war dieser gütige Kinderfreund bemüht, auch seinen verkrüppelten, blinden, tauben und mit anderen Gebrechen behafteten Kindern den Sonnenschein der Freude in ihre verdüsterte Jugend zu bringen. „Das traurigste Ding auf Erden ist ein nicht geliebtes Kind.“ Diese Erkenntnis war ihm stets die Richtschnur im Verkehr mit seinen Kleinen.

In dem steten Bemühen, die gebotene Hilfe zu einer dauernden zu machen und den überfließenden Arbeitsstrom in London und ganz England nach einem kulturfähigen, tüchtiger Arbeitskräfte dringend bedürftigen Lande zu leiten, hat Barnardo seit 1882 die Auswanderung eines Teiles seiner männlichen und weiblichen Schützlinge nach den englischen Kolonien, besonders nach Canada, systematisch und mit überraschend glücklichem Erfolge eingeführt. Mit aller Strenge hielt er darauf, daß nur die tüchtigen, körperlich und moralisch gesunden Knaben und Mädchen ausgewählt wurden, und kaum 1³/₄ Prozent der Herübergeschickten haben den Erwartungen nicht entsprochen. Diese ließ Barnardo zurückkommen, damit sich in die Elite der von ihm entsandten Kolonisten kein untaugliches Element mische.

Das tiefe Mitgefühl, das er allen Mühseligen und Beladenen entgegenbrachte, ließ ihn immer neue Hilfeleistungen und Wohlfahrtseinrichtungen ersinnen. Das Zentrum seiner Armen- und Krankenpflege ist das Deaconess-House, von wo aus seine Diakonissinnen die hingebendste Nächstenliebe üben. Gefallenen Mädchen schaffte er die Möglichkeit, wieder zu einem ehrbaren Lebenswandel zurückzukehren, ihre Kinder bei gewissenhaften Pflegerinnen unterzubringen. Um Fabriksarbeiterinnen, stellenlosen Dienstmädchen und anderen erwerbenden Mädchen Erleichterungen zu schaffen, sie vor den Gefahren der Großstadt möglichst zu bewahren, eröffnete er ihnen wohnliche Heime, verbunden mit unentgeltlichem Schneider-, Näh- und hauswirtschaftlichem Unterrichte und suchte sie durch Teeabende und gesellige Zusammenkünfte an das Haus zu fesseln. Allwöchentlich veranstaltete er für arme alte Witwen Theeabende, die für diese an härteste Arbeit gewöhnten Frauen wahre Feiertagsstunden ihres armseligen Lebens bedeuten. Zur Bekämpfung des Alkoholismus führte er Volkskaffeehäuser ein, errichtete für Droschkenkutscher, die bei Wind und Wetter auf ihrem Posten sein müssen, Schutzhütten, Cabmans Shelter, in denen sie sich erwärmen und zu billigem Preis warme Getränke, aber keinen Alkohol kaufen können. Als eines der größten Werke seiner Tatkraft, seiner Menschenliebe und Beredsamkeit ist die Umwandlung des Edinbourgh-Castle im Osten Londons, einer der größten und berühmtesten Gin-Kneipen und eines Belustigungsortes gemeinster Art in einen prächtigen Volkspalast zu nennen. In dem 3000 Personen fassenden Festsaal werden seine allbekannten Kinder-Free-Suppers abgehalten, zu denen jedes arme, unglückliche Kind freien Zutritt hat und die jedesmal mit der tröstenden Frage schließen: Wer von euch ist so heimatlos und verlassen, daß er in unseren Schutz eintreten möchte?

„Die Welt ist besser geworden, weil du in ihr gelebt hast.“ So lautet die Grabschrift, die dem Sozialreformer Robert Owen von seinen Freunden gesetzt wurde. Wenn diese Worte einem Menschen nach vollendeter Laufbahn nachgerufen werden dürfen, so ist es Thomas John Barnardo. Katharina Migerka.

Das Haus „zu den sieben Teufeln“ in Prag. Seit dem Jahre 1897 besitzt die Stadtgemeinde Prag auf dem Malteserplatze in dem alten Stadtviertel Kleinseite ein Haus, welches niedergerissen werden sollte, um einem modernen Schulpalaste Platz zu machen. Dieser ursprüngliche Plan wurde jedoch nicht zur Ausführung gebracht und die Stadtgemeinde wollte nun, bis sie über das Schicksal des Grundstückes definitiv schlüssig werden konnte, das Haus vermieten. Allein dieses Haus, welches seit jeher vom Volke als ein verwunschenes Gebäude, in dem es „spuke“, betrachtet wurde, steht Jahre hindurch leer; niemand kann sich entschließen, in ein Haus einzuziehen, „in welchem es namentlich um Mitternacht einen schrecklichen Lärm geben soll, so daß einem Hören und Sehen vergehe“. Das Gebäude hat eigentlich den Vulgärnamen „zum weißen Rössel“, allein im Volksmunde nennt man es allgemein das Haus „zu den sieben Teufeln“. Das zweistöckige, noch immer stattliche Gebäude ist an der Hauptfront mit einem imposanten Laubengange geschmückt und verrät im Innern in seiner ganzen Einteilung und der reichen malerischen Ausschmückung, namentlich durch imposante künstlerische Zimmerdecken den ehemaligen Herrensitz. Das Haus war zwar nie Teil eines Fideikommisses, allein es beherbergte zu verschiedenen Zeiten reiche Fideikommißherren, so vor allem den berühmten Grafen Johann Peter v. Straka, der hier sein bekanntes

Testament verfaßt hat, nach welchem er sein Vermögen einer bekanntlich erst vor einigen Jahren ins Leben getretenen Stiftung zur standesgemäßen Erziehung von Söhnen armer adeliger Familien überließ. Dieser Graf Straka ließ am Anfange des XVIII. Jahrhunderts die prachtvoll ausgemalten Zimmerplafonds herstellen, worauf er seine reiche Bildergalerie, welche allerdings einen Teil des Fideikommisses des gräflichen Hauses der Straka bildete, zur Aufstellung brachte. Auch ein Graf Karl Ignaz v. Clary-Aldringen, Besitzer von Neubistritz, starb als oberster Landesmünzmeister im Jahre 1791 in diesem Hause.

Allein diese vornehme Vergangenheit ist längst vergessen und jetzt knüpfen sich, seitdem dieses Haus im ersten Viertel des vorigen Jahrhunders eine etwas sonderbare Besitzerin, namens Luise Němcová, längere Zeit hindurch bewohnt hatte, allerlei Sagen an das in den letzten Jahrzehnten bis auf eine kurze Spanne Zeit, in der die Grauen Schwestern vor ihrer Übersiedlung in ihr neuerbautes Prager Heim in demselben provisorisch hausten, immer unbewohnte Haus. Selbstverständlich ist das Gebäude infolge der langen Verwahrlosung nicht anheimelnder geworden und so sieht sich jetzt die Prager Stadtgemeinde, welche es nur hie und da zur Ausstellung von Plänen und dergleichen zu benützen pflegt, vergeblich nach einem Mieter für das „Teufelshaus" um.

Übrigens gibt es in Prag noch ein zweites „Teufelshaus" in der Zeltnergasse, ein herrliches, altes Barockgebäude mit einer reichgeschmückten Fassade und einer bekannten, im Stiegenhause aufgestellten Statue des den Löwen bändigenden Herkules, welche dem Adrian de Vries zugeschrieben wird. Dieses Teufelshaus gehörte einst, in der Mitte des XV. Jahrhunderts, dem streitbaren Heinrich von Plavna, der mehrfach, meist mit den Pilsnern, gegen die Prager zu Felde zog und mehrere Jahre in Prag gefangen saß. Der Sohn dieses Heinrich war einer der bekanntesten und einflußreichsten Gegner Georgs von Podiebrad. Auch dieses Haus stand lange in üblem Rufe und beherbergte Schauspieler und Tänzerbanden sowie ein Puppentheater, bis es der Piaristenorden in seinen Besitz bekam und darin eine vielbesuchte, doppelsprachige Volksschule errichtete. Heute befindet sich daselbst eine starkbesuchte Bierhalle. Ein drittes bis heute im Volksglauben verrufenes Prager Teufelshaus ist das bekannte „Fausthaus" auf dem Karlsplatze. Dieses in reichem Barockstile erbaute, aus dem XVI. Jahrhundert stammende Gebäude gehörte mehrfach der Alchemie ergebenen Meistern, so vor allem um 1590 dem Engländer Ed. Kellay. Auch Faust, welcher von dem Rufe der hohen Schule in Prag angezogen, nach der Sage in die Moldaustadt kam, soll in diesem Hause gewohnt und von dem Gottseibeiuns in die Hölle abgeholt worden sein. Jede Nacht soll nun Faust wiedergekommen sein, so daß das Haus jahrzehntelang unbewohnt stehen bleiben mußte. Mehrfach versuchte man, das Loch im Plafond, durch welches der Teufel mit seinem Opfer gefahren war, zu vermauern — allein niemals wollte das gelingen. Erst seit dem Jahre 1730 blieb der nächtliche Spuk aus, da damals in nächster Nähe eine Kirche erbaut wurde. Heute sieht leider dieses interessante Gebäude, das von 1833—1902 das Prager Taubstummeninstitut beherbergte, der Demolierung entgegen, da die Bodenfläche zur Erweiterung des benachbarten allgemeinen Krankenhauses gebraucht wird.

Man sieht also, daß der Teufel auch in Prag mancherlei fleißige Arbeit verrichtet und sich dem Gedächtnisse des Volkes auch dort so stark eingeprägt hat, daß sein Name noch an verschiedenen Gebäuden bis heute haftet. Die Prager Stadtgemeinde bekommt leider diese Hartnäckigkeit der Volkserinnerung hinsichtlich der Schandtaten des Teufels jetzt an ihrem Gemeindesäckel zu spüren, sie muß das schon vor 8 Jahren teuer erkaufte Haus „zu den sieben Teufeln" den Ratten, Spinnen und Mäusen als Heimstätte überlassen, nachdem sich kein menschliches Wesen mehr daselbst einquartieren will. Und da redet man noch von „unserem aufgeklärten Zeitalter"! —a.

Tiroler Künstlerbund in Innsbruck. Voriges Jahr erfolgte der erste, heuer der zweite Versuch, Innsbruck dem Kunstleben, dem Interesse für Kunst zu gewinnen. Seit jeher sind Tirols Maler und Bildhauer, wohl vielfach auch die Schriftsteller, ins Reich, zumeist nach München gewandert. Die wenigsten vermochten in der Heimat Verständnis und Brot zu finden. Die Ursache? Ich glaube, sie liegt im Charakter des Tirolers, der von Natur aus ein Überwiegen realer Züge gegenüber ideellen zeigt. Es ist daher auch von der Künstlerbundausstellung in dieser Richtung kein Einfluß zu erhoffen. Ihre Besucher sind zu neun Zehnteln Fremde. Und doch ist die Ausstellung eine entschieden gute. Von den Österreichern steht Egger-Lienz mit seinem „Sämann" an erster Stelle. Groß und knorrig schreitet er über das Brachfeld, wie eine Verkörperung menschlicher Arbeit. Man spürt Erdgeruch vor dem Bilde. Gemalter Zola. Sein zweites Bild „Nach dem Friedensschlusse 1809" ist von Wien her bereits bekannt. Baron Myrbach bringt neben einem Akt „Eva" und einem Pastellporträt seines Bruders, zwei frische, in Farbe und

Technik prächtige Naturstudien „Holunder in Blüte“ und „Birken“. Girardi und Harflinger stellen jeder ein Wienermotiv vom Donaukanal aus, während der Wiener Zetsche zwei Skizzen aus Südtirol zeigt. Lukschʼ „Armer Gaul“ war heuer schon in der Wiener Sezession zu sehen. Noch besser schneiden die Münchner ab. Riß, der kaum mehr was in der Technik zu lernen hat, sandte schwächere Arbeiten, die sich aber immerhin noch zeigen dürfen. Am besten ist Putz vertreten. Seine Freilichtstudie „Heißer Tag“ und sein „Bildnis“ halte ich für tadellos, weniger die Landschaftsbilder, in denen die Stilisierung der Natur vielleicht zu weit getrieben ist. Die „Erdpyramiden bei Meran“ gaben ihm hiezu allerdings weitestgehende Möglichkeit. Matth. Schmied ist durch ein kleines Interieurbildchen „Aus Eppan“ vertreten. Schmoll, Wopfner, Volkmann, Weber haben hübsche Arbeiten geschickt. Einen durch seine Realistik packenden „Bauerntanz“, mit ganz famoser Lichtwiedergabe, stellt der Jugendmitarbeiter Bernuth aus. Colli hat man durch seine Zulassung keinen guten Dienst erwiesen. Ebenso gehört Zeno Diemers Panoramabild, trotz seiner flotten Mache, nicht hieher. Hofers (Rom) Ölbild „Dolomiten“ ist gut (den Faun hätte er sich freilich schenken können), Rabendings „Auf dem Schlern“ das beste Landschaftsbild der Ausstellung. Voll starken Lebens und voll frischer Naturtreue sind Kösters (Klausen) „Ruhende Enten“. Sehr überraschen die Bilder eines jungen Innsbruckers, Esterle, der sich eine eigene Technik zurechtgelegt hat, mit der er in seinen Wasserstudien famose Wirkungen erzielt. Er scheint unter den Jüngsten der Begabteste zu sein. Perathoner (München) bestreitet fast konkurrenzlos das Gebiet der Plastik. In den Porträtbüsten zeigt er starkes Können, obgleich man in ihnen modernes Empfinden manchmal vermißt. Seine Giebelentwürfe für Monumentalbauten sind zu skizzenhaft um ein Urteil zu gestatten. Die Hörmann-Gedächtnisausstellung zeigt in 18 Bildern die Genialität des Meisters, der ein Vorkämpfer der modernen Kunst in Österreich war.

Dr. Oskar Friedrich Luchner.

Feuilleton.

Josefine Gallmeyer und Hansi Niese.

(Zu den Aufführungen des Lebensbildes „Josefine Gallmeyer“ von Albert Antonyus im Lustspieltheater.)

Frau Niese darf auf die Verwirklichung eines leidenschaftlichen Sehnsuchtstraumes zurückblicken: es hat sich ihr endlich die Gelegenheit geboten, die Gallmeyer, ihr künstlerisches Idol, als Heldin eines dramatischen Lebensbildes zu spielen. Jahre hindurch hatte sie den nun in Erfüllung gegangenen Wunsch mit der Inbrunst einer Lebensaufgabe gehegt und genährt, ähnlich der Gallmeyer, die auch kein größeres Glück kannte, als die Stunde, wo sie die Therese Krones, die weltberühmte Vorgängerin auf ihrem Gebiete, spielen durfte. Durch die Popularitätsräusche, die den Lieblingen unserer Volksbühne höheren Inhalt geben, geht, genau betrachtet, ein streng konservativer Zug, wie durch den Ehrgeiz der Beamtenschaft: immer ist der Rang des Vordermannes das heißerstrebte Ziel des Hintermannes oder, nach dem Gleichnisse Tolstojs, die Blendlaterne des verfolgten Ideales, das vom Träger nie erreicht wird, weil es durch die Distanz, auf die er es voranleuchten läßt, Schritt für Schritt um etliche Nasenlängen voraus ist. Und diese unbezwingliche Distanz — unbezwinglich wie das Problem, über seinen eigenen Schatten zu springen — wird beim Theater durch die legendenbildende Kraft der süßen Erinnerung hervorgerufen, die zum Nachteile des Epigonen die vom Vorfahren empfangenen Eindrücke verklärend mit dem holden Zauber rückblickender Wehmut umspinnt, wie die untergehende Sonne alles mit gülden strahlendem Glanz überzieht, was sie berührt, ohne sich zu bekümmern, ob es Edelsteine oder Glasscherben, Seen oder Pfützen sind, die ihr leuchtendes Gold widerspiegeln.

Schon die Gallmeyer hatte es schwer, der Therese Krones an Volkstümlichkeit gleichzukommen. Nicht, weil sie etwa weniger genial und persönlich minder impulsiv und interessant gewesen wäre. Im Gegenteile: Eduard Bauernfeld, der noch die Krones gesehen hat, wird sicherlich nichts anderes als seine innerste Überzeugung ausgesprochen haben, als er die Gallmeyer das „größte theatralische Genie Wiens“ nannte, und wir Jüngeren, d. h. wir noch nicht ganz Alten, die wir nur mehr ihre „Elegante Tini“ mit dem undefinierbar ulkigen Wolter-Schrei, ihre zwerchfellerschütternde Sarah Bernhardt-Parodie und ihre köstliche Therese in „Ihr Korporal“, der letzten guten Posse Costas, bewundern durften, wir müssen sein Urteil bedingungslos unterschreiben, so wenig wir auch heute geneigt sind, ihrem von selbstherrlichster Willkür und von der Laune des Augenblicks diktiertem Stegreifspiele einen höheren

Kunstwert beizumessen. Was an der Therese Krones fesselte und reizte, das alles war bei der Gallmeyer ins Gigantische gesteigert, und man mußte an ihre künstlerische und persönliche Eigenart antediluvianische Riesenellen anlegen, um sich ihren dämonischen Humor, ihre schier teuflische Lust an der Parodie und ihre wetterwendische Launenhaftigkeit halbwegs erklären zu können. Sie war das Gegenteil vom „idealen Affen“ Nietzsches, der nichts selber ist, sondern nur, was die Rolle will; sie war vielmehr eine Eroberernatur, die alles unter ihren Willen zwang: Rolle, Publikum, Dichter und Bühne. Man sträubte sich gegen die Gewaltherrschaft, die sie ausübte, und gab sich ihr schließlich doch gefangen.

Und was hat diese ungeheure Wirkungskraft ihrer Darstellungskunst und ihrer Persönlichkeit ihrem Nachruhm genützt? Er steht trotzdem auf keinem so festen Grunde wie der der Krones. Dazu fehlt es eben an der historischen Umgebung, in der ein Ferdinand Raimund Mitspieler war, fehlt es vor allem an einem großen dramatischen Knalleffekt, wie er in das Lebensbuch der Krones durch das Abenteuer mit dem Mörder Jaroschinski, in der Lapidarschrift einer Sensation eingetragen worden ist. Ihr schrieb kein Dichter vom Range Raimunds Rollen darin ihr Andenken sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben konnte, sie mußte ihr theatralisches Genie in ephemeren Aufgaben zersplittern, die einzig von ihrer Laune lebten und mit ihr starben. Und wie ihre beispiellos theatralische Begabung so verzettelte sie auch ihr Leben in kleinen Liebesaffären. Kaum zwanzig Jahre sind es her, daß die kühle Erde ihren Leichnam umfing, und während die Krones noch heute, fünfundsiebzig Jahre nach ihrem Tode, als eine zum künstlerischen Begriff gewordene historische Gestalt plastisch in unserer Vorstellung lebt, weiß unsere junge Generation von der Gallmeyer — und dies nur ganz unbestimmt — kaum mehr, als daß sie einmal einen ihrer Theaterdirektoren geohrfeigt und sich auch mit manchem Bühnenschriftsteller herumgebalgt hat, daß sie viele Liebschaften gehabt und mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen hat, was ihr durch ihre Kunstübung scheffelweise zugeflossen war, und daß sie schließlich verschuldet, verbittert und verlassen von der Gunst der Wiener gestorben ist. Lorbeerbaum und Bettelstab, die alte Geschichte vom leichtsinnigen Genie...

Und dieses irreguläre, jeder dramatischen Konzentrierung widerstrebende Leben, das in tausend kleine, der Vergessenheit anheimgefallene Episoden zerflattert, mußte eigens auf die Bühne gezerrt werden, damit Frau Niese die Gallmeyer spielen konnte. Aber es sei gleich gesagt: sowohl Frau Niese wie das Lebensbild, das eine zarte Frauenhand nach den Erinnerungen Max Waldsteins auffallend roh zurechtgezimmert hat, sie geben uns nur eine Seite der Gallmeyer, und zwar die weniger interessante: die enttäuschte und schwergeprüfte, die leidende und sterbende Schauspielerin, also gerade die Negation dessen, was der Name Gallmeyer als spezifisches Unikum reschen und feschen Wienertums für uns in sich schließt. An Stelle ihres satanischen Humors, der kein Paktieren mit spießbürgerlichen Empfindsamkeiten kannte, sondern sich mit keckem Hohngelächter über alles hinwegsetzte, was ihm wider den Strich ging, an Stelle dieses ureigensten Eigentums der Gallmeyer und dieser einzigen Eigenart, wie sie seit ihrem Tode in so reiner Ausprägung nicht mehr wiederkehrte, bekommen wir die leider noch immer nicht überwundene Spielart jenes rührseligen Volksstückhumors vorgesetzt, der sich die ewig gleiche Aufgabe stellt, unter Tränen lächeln zu machen, das heißt, einem das befreiende Lachen durch suggestive Weinerlichkeit zu vergällen. Der aber kennt die Gallmeyer schlecht, der da meint, es wäre ihre Gewohnheit gewesen, unter Tränen zu lächeln, oder je ihre Absicht, eine solche Wirkung auf das Publikum auszuüben. Irritierte sie etwas, da ärgerte sie sich und raste wohl auch, aber schließlich fand sie immer wieder einen Witz, der wie ein Genieblitz einschlug und sie wie ein reinigendes Gewitter von den Miasmen des Unbehagens befreite. Freilich diese Art von Humor, geboren und ausgelöst vom Augenblick, entzieht sich der nachschöpferischen Wiedergabe, wie denn auch zur Darstellung von Genieblitzen noch kein Theaterkolophonium erfunden worden ist. Entweder hat man ihn, dann bringt man ihn mit, oder aber man hat ihn nicht, dann bemüht man sich umsonst, ihn zu kopieren.

Es war darum von vorneherein ein Widersinn, das Charakterbild der Gallmeyer mit den herkömmlichen Mitteln der Vorstadttheatralik darstellen zu wollen. Allein Frau Niese hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Gallmeyer zu spielen, und so ward der Widersinn undramatisches Ereignis im Lustspieltheater, ganz abgesehen davon, daß das Stück für uns zu früh und zu spät kommt. Zu früh, weil es immer einen fatalen Beigeschmack hat, auf der Bühne Leute kopiert zu sehen, die teils noch lebend unter uns wandeln oder aber noch so lebendig in unserer Erinnerung stehen, daß die Kopie nicht anders als kindisch oder lächerlich wirken kann; zu spät, weil die der Erinnerung entschwundenen Episoden, aus denen sich das Lebensbild zusammensetzt, von so beschränktem stofflichen, örtlichen und zeitlichen Interesse sind, daß

sie von der Bühne herab kaum mehr Eindruck machen, als ein Nachrichtenblatt von vorgestern auf den täglichen Kaffeehausbesucher. Man kann den Ehrgeiz der Frau Niese begreifen, einmal als leibhaftige Gallmeyer vor die Freunde ihrer Kunst hinzutreten, und zahlreiche künstlerisch verwandte Züge rechtfertigen das Experiment. Allein ihre Volkstümlichkeit und Beliebtheit wird es so wenig steigern und erweitern, wie es der Gallmeyer genützt hat, daß sie die Therese Krones spielte. Eben weil sie in ihrem Leben ganz anders geartet ist als die Gallmeyer und die Krones, weil sie im Gegensatz zu ihnen das Prinzip der künstlerischen und persönlichen Solidität verkörpert, sollte sie es vermeiden, sich auf jene hinauszuspielen, und statt sich schlechte Stücke zur Befriedigung eines falschen Ehrgeizes auf den Leib schreiben zu lassen, lieber trachten und ihren künstlerischen Stolz darein setzen, nur guten Stücken selbstlos zu dienen. Dann erst wird ihr der Ehrentitel einer wahrhaften Volksschauspielerin zukommen und sie hat Anspruch darauf, die bedeutendste unserer Zeit genannt zu werden.

Theodor Antropp.

Von der Woche.

24. September. Die Vertreter der ungari. Koalition erklären dem Grafen Cziraky, „zu ihrem tiefsten Bedauern" nicht in der Lage zu sein, unter den ihnen gestellten Bedingungen die Regierung zu übernehmen. – Eröffnung des Congrès Mondial in Mons.

25. In einer Wählerversammlung in Wien polemisiert Bürgermeister Dr. Lueger gegen die Bestrebungen auf Errichtung einer Personalunion zwischen Österreich und Ungarn und meint, es könnte viel eher Ordnung und Ruhe geschaffen werden, „wenn man in Ungarn ein bißchen absolut regieren, wenn man sich dort nicht auf die revolutionären Elemente stützen würde, sondern auf die Nationen, die sich kaiser- und königtreu erwiesen haben". – Eröffnung der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Meran und des internationalen Schiffahrtskongresses in Mailand. – Generalversammlung des Vereines für Sozialpolitik in Mannheim.

26. Wiederzusammentritt des Reichsrates. 348. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident spricht über die politische Lage. Auf Antrag des Abg. Dr. Groß wird beschlossen, über die Erklärungen des Ministerpräsidenten die Debatte zu eröffnen. Der Finanzminister legt den Staatsvoranschlag für 1906 vor. (2426. Beil. d. Sten. Pr.) – Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die Ernennung des Hofrates Theodor Schwarz zum Landespräsidenten in Krain. – Eröffnung der Enquete im Handelsministerium betreffend die Gefährlichkeit des Zelluloids.

27. 349. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Debatte über die Regierungserklärung.

28. Baron Fejérvary gibt nach einer Audienz beim Monarchen eine Erklärung ab, in welcher er den Punkt 3 der am 23. September den Führern der Koalition mitgeteilten Bedingungen folgendermaßen interpretiert: Wenn die Absicht besteht, für die Behandlung der gemeinsamen und der im gemeinsamen Einvernehmen zu erledigenden Angelegenheiten künftig einen anderen, ebenfalls die Mitwirkung Österreichs festsetzenden Modus eintreten zu lassen, werde der Monarch diesem nur zustimmen können, wenn Aussicht vorhanden sei, daß in Österreich dasselbe gesetzliche Übereinkommen zu stande käme. Der erwähnte Punkt habe nicht den Sinn, daß das wirtschaftliche Verhältnis Ungarns zu Österreich insolange unverändert bleiben soll, als beide Staaten kein anderes Übereinkommen getroffen hätten.

29. Zweiter allgemeiner österreichischer Baumeistertag in Wien. – 350. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Debatte über die Regierungserklärung. Der Ministerpräsident polemisiert gegen einige Redner und ergänzt seine in der 348. Sitzung gegebenen Erklärungen. Während eines lärmenden Konfliktes zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen wird die Galerie geräumt. – Franz v. Reichenberg (geb. 1855), Opernsänger in Wien †.

*

Bodenreform. Im Gemeinderate hat Dr. Wesselsky den Antrag gestellt, der Magistrat sei aufzufordern, die Frage zu studieren, wie der Gemeinde Wien wenigstens ein Teil der stets wachsenden Bodenrente in ihrem Weichbilde zu gute kommen könnte. In der Begründung dieses Antrages wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß neben den steigenden Verkehrsbedürfnissen gerade die Aufwendungen und Investitionen der Stadt der Grund seien, weshalb die Bodenwerte steigen, und daß an diesen großen Gewinnen infolge des bestehenden Steuersystemes die Gemeinde nur ganz ungenügend partizipiere. Der Antragsteller hat sich bekanntlich mit dieser Frage, welche die heute im Deutschen Reich, in England, Amerika und Australien sehr bedeutende Bodenreformbewegung ausgelöst hat, bereits früher eingehend befaßt. Dr. Wesselsky hat auch dem V. österreichischen Städtetag ein interessantes

Referat über „Die Beteiligung der Städte am Bodenwertzuwachse" erstattet, das später in der Damaschkeschen Sammlung „Soziale Zeitfragen" als Heft XXIII (Berlin, 1905) veröffentlicht wurde und einen guten Wegweiser in dieser Angelegenheit bildet. Die dem Referat folgende Diskussion führte dann zur Annahme einer Resolution, in welcher die Regierung aufgefordert wurde, 1. im Gesetzgebungswege zu ermöglichen, daß die Gemeinden für die ihnen zukommenden Abgaben den Kapitalswert von Gründen und Gebäuden als Grundlage der Besteuerung einführen, 2. das Institut des Erbbaurechtes im österreichischen bürgerlichen Rechte durch eine Gesetznovelle zur Regelung zu bringen. Möge nun dieser Antrag im Wiener Gemeinderat dazu beitragen, daß man auch in Österreich der wichtigen Frage der Bodenreform ernstlich näher trete. —nk—

*

Deutsches Volkstheater. Klaus Redern war ein fescher, lebenslustiger Offizier, dann verheiratete er sich mit einer stickenden, malenden, häuslichen Frau und trauerte irgendwo in einem Schloß bei Berlin seiner verlorenen Freiheit nach. Weil in jedem Stücke angeblich etwas geschehen soll, stößt hier eine dämonische Leutnantsfrau in den säuerlichen Ehefrieden der Redern. Und weil seit Benedix Pastoren und Professoren beliebte Figuren im deutschen Lustspiel sind, wandelt ein unglaublich einfältiges Exemplar von Gottesmann durch unglaubliche, gewaltsam aneinandergereihte Situationen. Er hat auch eine tyrannische Köchin, nur heißt sie diesmal nicht Rieke, sondern Auguste, sonst aber könnte man den Schwank „Der Ehekäfig" von Bruno Köhler als Fortsetzung der neulich aufgeführten Pastorenkomödie halten. Ebenso saft- und kraftlos .Welch schwere Bürde ist doch so ein verlorener Theaterabend! Statt Erleichterung und Freudenregungen durch Kunst — trostlose Geschmack- und Geistlosigkeit! Will man den Leuten das Theater durchaus vergällen? ... In diesem „Ehekäfig" scheint sich bloß das unliebenswürdige, reizlose Fräulein Hannemann wohl befunden zu haben. Die blutarme Spießerkomödie bekam durch sie die verdiente kleinstädtische Marke. Das Publikum dankte Herrn Kramer für sein Tempo. Woher nahm er nur die gute Laune! Fräulein Galafres? Sie ist eine ausgezeichnete Schauspielerin, gewiß! Ob sie aber unsere Art finden wird? Herr Romanowsky gefiel; das wird sich noch in einigen Rollen wiederholen, dann wird man seiner höchst eintönigen, nicht sehr anziehenden Manier überdrüssig werden. —lz—

*

Raimund-Theater. Nur um einer späteren Rückschau auf die Tätigkeit dieser Bühne keine Lücke zu hinterlassen, sei hier registriert, daß eine neue Posse, „D'Urwiener" von Anton Regschek, durch die harmlose Art, wie sie den deutsch-böhmischen Nationalitätenstreit im Rahmen kleinbürgerlicher Vereinsmeierei ad absurdum zu führen sucht, bei ihrer Erstaufführung am 30. v. M. viel Heiterkeit erregt hat. Von Karlweis ein bißchen Frozzelgeist und von Krakauer die beim Heurigen so wirksame, aber im Kampf um das nationale Dasein so wenig und so selten befolgte Gesinnung: „Menschen, Menschen san ma alle", das sind die Hauptmerkmale des anspruchslosen Stückes, das einen sicheren Blick für szenische Kontrastwirkungen verrät und von den Darstellern des Raimund-Theaters überaus komisch wiedergegeben wird. Es dürfte aber trotzdem den „Böhm' in Amerika" nicht überleben, der nächsten Sonntag nachmittags auch in dieses Schauspielhaus versuchsweise eingeschmuggelt wird. Bei der Eröffnung des Raimund-Theaters wurde in einem Prolog feierlich versprochen, man werde sich bei allem, was hier versucht und unternommen wird, die prüfende Frage stellen: „Was wird denn Raimund dazu sagen?" Was kann er anders dazu sagen, als „An Aschen"! —tr—

□□ Österreichische Rundschau, Heft 49. □ Redaktionsschluß 30. September 1905. □ Ausgegeben 5. Oktober 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 50: 7. Oktober 1905. □□

Die Amerikaner auf den Philippinen.

Von Dr. Viktor Ritter von Bauer.

Die „Singora“ dampfte aus dem Hafen von Labuan. Geschäftige Stunden lagen hinter uns, ausgefüllt mit den umständlichen Vorbereitungen für die Landung auf amerikanischem Territorium, in Manila. Amerika gilt als das Land der Freiheit und doch legen wenige Staaten außer Rußland der Freizügigkeit des Individuums so viele lästig empfundene Schranken in den Weg. Ausgerüstet mit einem ärztlichen Zeugnis, einem von der politischen Behörde des Einschiffungshafens vidierten Nationale und einer an Eidesstatt abgegebenen Zolldeklaration, fragt man sich, nicht ohne ernste Sorge, ob man für geeignet befunden werden wird, den geheiligten Boden der Union zu betreten. Doch Kapitän E. spricht mit freundlichen Worten den Verzagten Mut zu; durch lange Übung ist er gegen derlei Fährlichkeiten gewappnet, er wird alles beschwören: daß wir keine Kontraktarbeiter sind, auch keine Bigamisten, daß wir mit Gefängnissen keine unfreiwillige Bekanntschaft gemacht haben, sogar, daß wir keine Chinesen sind. Er macht uns mit den Reisegenossen bekannt und bald wird es recht gemütlich an Bord.

Wahrhaftig eine bunte Gesellschaft. Mrs. Snitcher, eine amerikanische Missioneuse erzählte von ihren Erfolgen in der Bekehrung von verstockten Heidenkindern; eine Französin, welche mit Kind und Kegel zu ihrem Gatten, einem Spanier, nach Manila reiste, sprach mit Entrüstung von dem neuen Regime. Der Eingeborene habe zu viel Freiheit, die er dem Nicht-Yankee gegenüber nur allzu gern mißbrauche. Sie selbst habe einmal ihren Sohn den rohen Händen des farbigen Schullehrers entreißen müssen. Dann hätte sie allerdings mit der Polizei zu tun gehabt. Pater M. D. lächelte freundlich Zustimmung, eine Reihe großer gelblichgrüner Zähne zeigend, als ich ihm den Zusammenhang erklärte. Da er nur spanisch verstand, mußte ich mich der Sprache Ciceros bedienen. Freilich, hätte dieser uns gehört, er wäre im Grabe zu einem Perpetuum mobile geworden; und erst mein armer Lateinprofessor, der noch unter den Lebenden weilt, — es ist nicht auszudenken. Bald gesellte sich noch der methodistische Bischof Dr. St. zu uns und sprach kräftige Worte gegen das Unverständnis, das die Europäer den kolonisatorischen Erfolgen seiner Nation entgegenbrächten. Fehler seien im Anfang unvermeidlich, doch die Zukunft gehöre der Demokratie. Sein sonstiges Verhalten schien ihm Recht zu geben, denn dieser Kulturträger pflegte mit beiden Füßen auf unserem Speisetisch sich auf

seinem Stuhle zu schaukeln und in dieser herrlichen Stellung, die bloß während der Mahlzeit notgedrungen einer anderen weichen mußte, mit seiner Kollegin erbauliche Gespräche zu führen. So gestalteten sich die drei Tage der Überfahrt zu recht heiteren und, ohne die schreienden Kinder, die Ladung Knoblauch, die wir an Bord hatten, und das brüllende Kalb vor meinem Kabinenfenster wären sie in wunschloser Zufriedenheit vergangen.

Eines Morgens lagen wir im Hafen von Manila. Zahlreiche blaue Zollbeamte erschienen mit ihren Gehilfen. Einige verteilten sich in den unteren Räumen, andere richteten sich, mit Protokollen und sonstigem rastrierten Papier versehen, auf Deck häuslich ein und unterzogen uns einem peinlichen Verhör. Dann frühstückten sie mit uns. Nach einigen Stunden durften wir an Land gehen und in der Revisionshalle warten, bis unsere eidlichen Angaben bezüglich des Gepäckes auf ihre Richtigkeit geprüft waren.

Gegen Mittag wurden wir freigelassen. Unter der zunächst verwirrenden Menge der Eindrücke hebt sich selbst für den flüchtigen Beobachter der Kontrast zwischen den Überresten alter spanischer Denkmäler und Einrichtungen und den sie rasch überwuchernden Kennzeichen amerikanischer Einwirkung immer deutlicher ab. Alte Kirchen — qualmende Schornsteine, mächtige Stadtmauern — mit riesenhaften Annoncen bemalt, spanische Mestizen — amerikanisches Militär, die Philippina in der alten Tracht — daneben die amerikanische Lady mit Wagenradhut und latest improved Pariser Toilette. Tiefer eindringend, gelangt man zu dem interessanten Problem des Zusammentreffens zweier grundverschiedener Kulturen, von denen die eine auf dem extremen aristokratischen Klerikalismus basierend, durchgreifender Korruption anheimgefallen, ihre Existenzberechtigung eingebüßt hat, die andere unter einem fremden Himmel entstanden, von gänzlich disparaten Verhältnissen hervorgerufen, vermöge ihrer jugendlichen Spannkraft Bestehendes zwar rasch beseitigt, ohne indessen zur Schaffung adäquaten Ersatzes die nötige Reife zu besitzen.

Im Verlaufe des spanisch-amerikanischen Krieges waren die Philippinen den Amerikanern in die Hände gefallen als ein Stück der beim ersten Anstoß in sich zusammengebrochenen Kolonialmacht Spaniens. An dieses historische Ereignis knüpft sich der Name des Seehelden Dewey, der nächtlicherweile mit ein paar Schiffen in die Bay von Manila eingefahren war und morgens als Eroberer erwachte. Die Spanier standen vor einer fertigen Tatsache, denn von den verrosteten Kanonen in den Forts von Cavite war eine Gegenwehr kaum angedeutet worden. Der Friedensschluß am 10. Dezember 1898 entschied noch keineswegs über die staatsrechtliche Stellung der Philippinen. Amerika verpflichtete sich bloß, in die zwischen der spanischen Regierung und der Kirche, insbesondere den geistlichen Orden bestandenen Rechtsverhältnisse einzutreten und die erworbenen Gebiete für den Handel aller Nationen ohne Unterschied offen zu halten.

Es wird sich zeigen, ob die Amerikaner, die eifrigsten Verfechter der Politik der „offenen Tür" für China und Russisch-Ostasien, im eigenen Lande auch so liberalen

Anschauungen huldigen. Vorläufig begnügte man sich mit der hochtönenden Erklärung, man gedenke in Zukunft »to share with other nations the responsibility for the world's development.« Die öffentliche Meinung Nordamerikas bemächtigte sich der Frage nach der künftigen Stellung der Philippinen und obwohl die große Menge kaum wußte, daß sich die Inseln irgendwo zwischen Australien und Asien befinden, ja selbst die damaligen offiziellen Berichte, in anekdotischem Stile gehalten, sich kaum mit anderem als mit der Religion, der „Moralität" und der mehr oder minder weit reichenden Bekleidung der Einwohner befaßten, platzten die Meinungen heftig aufeinander. Die Republikaner im Osten sahen die Annexion als unvorteilhaft, unrecht und konstitutionswidrig an; es sei unvernünftig die Prinzipien der Verfassung auf ein unreifes Volk anzuwenden, ein absolutistisches Regierungssystem aber sei auf amerikanischem Boden auszuschließen. Andere, besonders die protestantischen Missionen meinten, man müsse die Philippinos aus dem Zustande der Knechtschaft zur Freiheit führen, sie zur Selbstregierung erziehen und sobald dieses Ziel erreicht sei, dem Land souveräne Selbständigkeit geben. Auch der Verkauf der Inseln an eine andere Großmacht wurde in Erwägung gezogen. Die Reise des Prinzen Heinrich in den Vereinigten Staaten wird wohl nicht mit Unrecht mit diesbezüglichen Bestrebungen Deutschlands in Zusammenhang gebracht. Aber das preußische System erfreut sich auch in Amerika einer gewissen Unbeliebtheit und diesem sollte das neuerworbene Gebiet nicht ausgeliefert werden. Auch hatte die englische Diplomatie da ein Wort mitzureden.

Schließlich siegten die Imperialisten: »We have the right and the duty to give the Philippinos the blessings of order and of advancing liberty, which American rule would bring them.« Tintenströme flossen, doch blieben die realen Verhältnisse dem Verständnis völlig entrückt. Dies gilt auch von den maßgebendsten Personen — traten doch die Amerikaner zum ersten Male an koloniale Probleme heran. Hawaii bot keine Analogien. Mit aufrichtigem Erstaunen vergleicht der Verfasser eines Artikels in der »Cyclopedic Review of current History« (1899, Buffalo N. Y. Garretson & Co.) die Situation der Amerikaner mit der Lage Samsons, als er den Tempel von Dagon zum Einstürzen gebracht. In Kuba hatte man bloß deshalb eingegriffen, um im Sinne der Monroe-Doktrin anderen Mächten den Anlaß zur Einmengung zu nehmen. Nun stand man vor der Notwendigkeit, weit über die politische Interessensphäre hinauszugehen und — die gute alte Doktrin, welche die anderen so oft zu hören bekommen hatten, bis sie blindlings daran glaubten, durch übermäßige Dehnung fadenscheinig zu machen. Inzwischen war im Jänner 1899 eine fünfgliedrige Kommission nach den Philippinen mit der Aufgabe entsendet worden, „die Verhältnisse zu studieren". Sie wurde nach ihrem hervorragendsten Mitglied, J. G. Shurman, dem Präsidenten der Cornell-Universität, benannt. Nach kaum zweimonatlicher Tätigkeit erließ sie eine Proklamation, welche, die freundlichen Intentionen der Regierung den Philippinos gegenüber darlegend, die Annexion in Form eines Protektorates umschrieb.

Vorläufig stand der Archipel unter einem Militärgouverneur, dem erst im Juni 1900 mit dem Eintreffen der Tafft-Kommission ein Zivilgouverneur in der Person des nachmaligen Kriegsministers folgte. Doch blieben alle Gebiete, in denen der Widerstand der Insurgenten noch nicht niedergeworfen war, unter militärischer Verwaltung. Im Jahre 1904 umfaßten sie noch mehr als den dritten Teil des Territoriums. Bis zum heutigen Tag sind nicht pazifiziert die kaum erforschte Insel Palawan, die Sulu-Inseln und der südliche Teil von Mindanao. Auf der Insel Samar kam es im März dieses Jahres zu einem neuerlichen Aufstand. Besondere Schwierigkeiten machen die mohammedanischen Moros im Süden, denn man will sie mit Gewalt zur Unterwerfung unter das amerikanische Gesetz zwingen, welches Polygamie und das Halten von Sklaven verbietet. In ihren religiösen Gefühlen verletzt, kämpfen die Eingeborenen verzweifelt für ihr gutes Recht, das ihnen doktrinärer Starrsinn nehmen will. Präsident Shurman schreibt in seinem Bericht: „Durch die Übernahme der Sulu-Gruppe haben wir daselbst keine wie immer gearteten Rechte neben denen erworben, die uns von Spanien übertragen worden sind. Die spanische Regierung war aber durch das Übereinkommen mit dem Sultan gebunden, sich jeder Einmischung in bezug auf Religion und Sitten der Bewohner zu enthalten, und es wäre höchst unklug von uns, es mit gewaltsamen Reformen zu versuchen, zumal dasselbe auf dem langsameren Wege der Erziehung zur Zivilisation doch schließlich erreicht werden kann."

Trotzdem geschieht das Gegenteil. Die Art der Kriegsführung ist eine radikale, sie bewegt sich in den Traditionen der alten Indianerkämpfe. Eine Abteilung amerikanischer Infanterie wurde auf Mindanao von den Insurgenten unter Freundschaftsbezeugungen zu einem Gastmahl geladen und während des Festes bis auf den letzten Mann niedergemacht. Die Rache war fürchterlich. Die nachfolgenden Truppen erschossen alles, was den Namen Moro verdiente, auch Weiber, Greise und Kinder. Greueltaten wurden begangen, die dem Verbrechen von Blagowestschensk ebenbürtig zur Seite stehen. Weite Gebiete sind heute entvölkert und von den Moros, mit denen die Spanier nie fertig wurden, wird dank amerikanischer Gründlichkeit bald auch das geflügelte Wort gelten: The best Indians are the dead Indians.

Wenden wir uns nun der Zivilverwaltung zu. Sie erstreckt sich über 42 Provinzen.* Die Regierung besteht aus der legislativen Kommission, welche 6 Mitglieder — 3 Philippinos und 3 Weiße — und den Generalgouverneur als Vorsitzenden umfaßt und der Exekutive, repräsentiert durch den Staatssekretär mit seinem Stab. Weit über tausend Gesetze wurden seit der Okkupation sanktioniert, zum Teil hat man die alten spanischen bestätigt, daneben aber eine Fülle von amerikanischen Normen meist unverändert übernommen; die Praxis sollte zeigen, welche Bestimmungen brauchbar wären, vieles wurde später aufgehoben oder ab-

* Die Philippinen haben einen Flächeninhalt von 296.182 Quadratkilometer. Davon sind 11 Prozent unter Kultur. Einwohnerzahl 7·6 Millionen. Manila: 220.000 Einwohner.

geändert, was zur Klärung der Rechtsverhältnisse nicht immer beitrug. Ein einheitliches System läßt sich hier nicht feststellen, wohl aber in gewissem Sinne dort, wo die Gesetzgeber originelle Arbeit leisteten. Von Verordnungen formell kaum zu unterscheiden, lassen diese Gesetze die Grundzüge der Verwaltungspolitik recht deutlich erkennen. Der Eingeborne wird dem Weißen gleichgestellt. Er ist die Grundlage des Staates. Der Amerikaner bleibt Angehöriger der Vereinigten Staaten und nimmt eine gewisse Sonderstellung ein, die durch die tatsächlichen Machtverhältuisse akzentuiert ist. Der Nicht-Yankee gilt als Fremder. Ihm gegenüber wird der Philippino in Schutz genommen. Tätlichkeiten werden strenge bestraft. An politischen Rechten, Fähigkeit zu Ehrenstellen, aber auch womöglich an Gehalt, beziehungsweise Lohn dem Weißen gleichgestellt, ist der Eingeborene sozusagen über Nacht aus dem Diener zum Herrn geworden. Es gibt heute, nach 5 Jahren der neuen Ära, schon farbige Richter. Daß diesen sowohl die nötige Vorbildung als auch der moralische Halt abgeht, um in Streitigkeiten, die ihresgleichen berühren, unparteiisch zu bleiben, bedarf wohl keiner besonderen Begründung.

Die Provinzialverwaltung basiert auf den Munizipien (Pueblos). Von diesen wählt jedes 12—18 Gemeinderäte, wovon die Hälfte alle zwei Jahre ausscheidet und durch Neuwahl ersetzt werden muß. Das aktive Wahlrecht hängt von einer bestimmten Steuerleistung und der Kenntnis des Lesens und Schreibens ab. Die Gemeinderäte wählen aus ihrer Mitte den Präsident (Bürgermeister) und fungieren bei der Wahl des Gouverneurs der Provinz als Wahlmänner. Dieser ist naturgemäß fast immer ein Eingeborener. Ihm zur Seite stehen der „Treasurer" und der „Supervisor", beide Amerikaner, von der Regierung designiert und aus der Staatskasse besoldet. Diese drei Funktionäre bilden zusammen den „Provinzial Board". Der Schatzmeister hat die Aufsicht über die ganze Geldgebarung. Die Einnahmen bestehen aus der Grundsteuer, welche vom Provinzial Board zwischen $^1/_4$ und $^1/_2$ Prozent des alle fünf Jahre eingeschätzten Grundwertes festgesetzt wird, und aus einer Kopfsteuer von 1 Peso. Die Hälfte des Erträgnisses dieser von den Munizipien eingetriebenen Steuern wird an die Provinzkasse abgeführt, die andere soll für Schulzwecke verwendet werden. (Die Lehrergehalte zahlt der Staat.) Daneben gibt es besondere Wagen-, Hunde-, Hahnenkampfsteuern u. dgl. Der Supervisor ist ein Zivilingenieur und hat die Straßen,* Brücken und öffentlichen Bauten unter seiner Aufsicht, auch verwaltet er den Grundbesitz der Provinz. In kleinen Provinzen tritt an die Stelle des Supervisors der Bezirksschulinspektor (Superintendent of Schools). Den Beschlüssen des Provincial Board steht das Vetorecht des Generalgouverneurs gegenüber.

Gelegentlich eines Besuches der Provinz Bulacan hatte ich die Freude, in einem der höheren Funktionäre einen halben Landsmann kennen zu lernen. Er hatte vom 4. bis zum 20. Jahr in Wien gelebt und die dort genossene Schulbildung nur noch durch eine kurze Studienzeit in den Vereinigten Staaten ergänzt.

* In der Provinz Bulacan z. B. kommen auf ein Gebiet von 2300 km^2, 240 km Straßen.

Letztere schien die nachhaltigere Wirkung geübt zu haben, es war darum doppelt interessant, amerikanische Anschauungen von einem Mann vertreten und begründet zu hören, der unsere innereuropäischen Verhältnisse so gründlich kannte. Seinem liebenswürdigen Entgegenkommen verdanke ich viele anregende Informationen. Auf einer gemeinsam unternommenen Wagenfahrt über Land setzte er seine Grundsätze in der Behandlung der Bevölkerung auseinander. Der Eingeborene müsse so rasch als möglich dem Elementarunterricht zugeführt werden. Sein Selbstbewußtsein sei zu wecken. Das aus der spanischen Zeit stammende ehrerbietige Grüßen des Weißen müsse abgeschafft werden. Er selbst nehme, wann immer möglich die Gelegenheit wahr, den Leuten zu sagen, daß sie doch völlig gleichberechtigt und gleichwertig seien, daher Zeichen der Untertänigkeit gänzlich unangebracht wären. Die Trägheit des Philippino* werde einer harten Besteuerung gegenüber weichen, auch wenn kein direkter Zwang ausgeübt würde; mit dem allmähligen Verschwinden der Erinnerung an die Insurrektion werde friedliche Arbeitsamkeit einkehren.

In der Umgebung von Manila ist wohl schon völlige Ruhe eingetreten, weiter im Innern, zumal im Gebirge, lassen die Zustände viel zu wünschen übrig. Der Sicherheitsdienst wird durch die von Major Henry T. Allen im Jahre 1901 geschaffene „Constabulary Force" versehen. Sie rekrutiert sich aus entlassenen Freiwilligen (zirka 40.000) und zum Teil aus Philippinos. Letztere bedürfen jedoch steter Aufsicht. Es ist nicht selten vorgekommen, daß ganze Kompagnien unter Mitnahme von Waffen und Munition verschwanden. Mitunter sollen sich auch einzelne Mitglieder an Einbrüchen und ähnlichen Expeditionen beteiligen. Dies kann nicht wunder nehmen, wenn man bedenkt, was für ein Menschenmaterial in Gestalt der Freiwilligen herüberkam. Noch heute soll es in amerikanischen Städten üblich sein, mißliebige Elemente mit Reisegeld und Freibillets nach den Philippinen im Subskriptionswege auszustatten.

Die Politik der Regierung gegenüber der Geistlichkeit ging dahin, die Orden, die in der spanischen Zeit, als die eigentlichen Beherrscher des Landes ihre moralische und wirtschaftliche Übermacht zum Teil arg mißbraucht hatten, aus ihrer Stellung zu verdrängen. Obwohl man durch den Pariser Vertrag zur Anerkennung der den Orden zukommenden Steuerfreiheit gebunden war, brachte man sowohl die halbprozentige Steuer für ländlichen, als auch die nicht absichtslos mit zwei Prozent angesetzte Steuer für städtischen Grundbesitz gegen Kirchengut zur Durchführung. Da die Orden im Rekurswege Recht behielten, mußte zu anderen Maßregeln gegriffen werden. Mit einem Kostenaufwande von 7,327.000 $ wurde der Grundbesitz der

* Unter diesem Sammelnamen werden im weiteren Sinne alle Eingeborenen, welche vom bergbewohnenden Negrito, einem Verwandten der Papuas von Neuguinea und der Wedas von Ceylon, bis zu den zivilisierten Volksstämmen sich abstufen, zusammengefaßt. Im engeren Sinne meint man damit die letzteren, unter denen der Tagale an erster Stelle steht. Mehr als 20 streng differenzierte Sprachen sind auf den Philippinen vertreten.

Orden im Ausmaße von ungefähr 200.000 *ha* abgelöst. Daraufhin haben die religiösen Gesellschaften das Land verlassen, bis auf wenige Ausnahmen — so die Jesuiten, welche sich durch das meteorologische Observatorium (Taifun—Warnungen im Verein mit der Schwesteranstalt in Shanghai) unentbehrlich zu machen wußten. Sie suchen sich durch Heranziehen von Mitgliedern aus den Vereinigten Staaten dem neuen Kurs anzupassen. Auf dem erworbenen Land setzt man die früheren Pächter gegen Abzahlung des Kapitalswertes des Bodens zuzüglich dreiprozentiger Zinsen in Raten auf zehn Jahre verteilt, als Eigentümer ein. Parallel mit der Aktion gegen die katholische Geistlichkeit, ging die Unterstützung der von einem gewissen Aglipay begründeten Eglesia catolica independente Filipina, einer Art Staatskirche der Insurgenten, die jedoch seither an Bedeutung verloren hat.

Obwohl man sich bemüht, amerikanische Priester heranzuziehen und im Süden auch der Franziskaner-Orden sich wieder festzusetzen beginnt, waren im Jahre 1904, wie mir ein geistlicher Würdenträger versicherte, 4 Bischofsitze und an 900 Pfarrsprengel unbesetzt. Ob der Eingeborene dies unangenehm empfindet, erscheint fraglich. Im allgemeinen steht er der Geistlichkeit wenig freundlich gegenüber. Auch die Missionäre der ungezählten amerikanischen Sekten klagen über die Gleichgültigkeit der Bevölkerung; viele weigern sich, das Christentum anzunehmen — weil ihnen angeblich der Himmel der Weißen zu langweilig ist! Für die Tropen bleibt eben der Islam unübertroffen. Natürlich wissen die Missionen ihre Listen trotzdem in gegenseitigem Wettbewerb zu füllen, geradeso wie in China, wo die Bekehrung eines Kuli bloß 3 $ kostet.

Die Unruhen während der ersten Jahre der Okkupation haben eine empfindliche Rückwirkung auf die L a n d w i r t s c h a f t geübt. Dazu kam, daß im Jahre 1903 ungefähr 75 Prozent der Viehbestände der Rinderpest erlagen und 40 Prozent der Pferde der Surra-Krankheit zum Opfer fielen. Die Reisproduktion konnte ungeachtet einer Besserung der Verhältnisse im Jahre 1904 den Bedarf nicht decken; trotz des hohen Zollsatzes wurde 1903 für 10 Millionen und 1904 für 11·5 Millionen Golddollars — hauptsächlich von Saigon — importiert. Die Zuckerproduktion stagniert. Eine Anzahl von Fabriken ist durch die Insurrektos niedergebrannt worden. Erst im Vorjahre ist infolge der hohen Preise ein Aufschwung eingetreten. Eine Förderung der Zuckerindustrie ist dem amerikanischen Trust nicht erwünscht, daher beschäftigt man sich mit dilatorischen Vorstudien. Trotz der monopolistischen Stellung, welche der Hanf (Manilahanf) auf dem Weltmarkte genießt, ist eine Zunahme der Produktion nicht zu verzeichnen. Tabak, neben dem vorgenannten das wichtigste Rohprodukt der Inseln, bleibt gleichfalls stationär. Die kriegerischen Ereignisse haben die ländlichen Arbeitskräfte dezimiert. Die hohe Besteuerung und lohnender Erwerb in den Städten tragen weiter zur Entvölkerung der ländlichen Distrikte bei.

Die ungünstige Lage der Landwirtschaft hat die Kaufkraft des Landes wesentlich herabgemindert, ja man kann geradezu von einer Verarmung des Volkes sprechen. Die Folge zeigt sich in einem völligen Darniederliegen des I m p o r t-

handels. Ein flüchtiger Blick auf die Statistik könnte mit Rücksicht auf die Zunahme der Quantitäten leicht zu unrichtigen Schlüssen verleiten. Die Bevölkerung wendet sich den billigeren Qualitäten zu. Die Gewinne des Kaufmanns nehmen ab.

Das Provinzgeschäft wird ausschließlich von Chinesen betrieben. Im Großhandel führen die Engländer (Export) die Deutschen und Schweizer (hauptsächlich Import). Den Amerikanern ist es bisher nicht gelungen, nennenswerte Erfolge zu erzielen. Von zwei amerikanischen Bankfilialen war die eine genötigt, wieder das Feld zu räumen. Von den zwei bedeutenden Exportfirmen hat die eine schon zur spanischen Zeit bestanden. Unter den Importhäusern ist bloß eines den größeren ausländischen Firmen gleichzustellen. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung ist darin zu suchen, daß der Amerikaner es nicht versteht, sich und seine Erzeugnisse fremden Verhältnissen anzupassen. Vom heimatlichen Milieu losgelöst, ohne die wirtschaftliche Glashausluft, welche hier zu schaffen ihm bisher noch nicht gelungen ist, steht er dem beharrlichen, in langsamer Detailarbeit sich mühenden Europäer nach, trotz seiner Energie, Findigkeit, Großzügigkeit und Unternehmungslust, Eigenschaften, die anderwärts die Grundlage seiner Erfolge sind, hier in allzureichem Maße aber eher schädlich wirken. Die geringen Erfolge der Amerikaner auf kommerziellem Gebiete sind mit eine Ursache ihres Bestrebens, die Europäer im Wege der Zoll- und Handelspolitik allmählich hinauszuverwalten. Ein hervorragendes Mitglied des Kaufmannsstandes gab mir die Versicherung, daß eine Anzahl von Firmen, mit Rücksicht auf die geänderten Verhältnisse, nur eine günstige Konjunktur zur Abwicklung und Auflösung ihres Geschäftsbetriebes abwarten.

In der Zollgesetzgebung ist das Bestreben, die heimatliche Atmosphäre herüberzuziehen, deutlich erkennbar. Die Zölle des Mutterlandes wurden mit geringen Modifikationen auf die Kolonie angewendet;* sie gelten auch für Importe aus den Vereinigten Staaten. Anderseits genießen aber dort Produkte aus den Philippinen einen Vorzug von 25 Prozent auf den Dingley-Tarif und werden die erhobenen Beträge dem Staatsschatz der Philippinen überwiesen. Man strebt einen 75prozentigen Vorzug an; für die Kolonie wäre dies von großem Vorteil, namentlich hinsichtlich besserer Verwertung billiger Rohmaterialien, z. B. Hölzer, die in der Zukunft noch Bedeutung erlangen werden. Hanf ist frei. Dagegen zahlt er in den Philippinen einen Ausfuhrzoll von 75 Cents pro 100 *kg*, welcher bei Ankunft im amerikanischen Hafen dem Produzenten restituiert wird. Man sucht auf diese Weise nicht ohne Erfolg den Handel mit jenem wichtigen Artikel den Engländern zu entreißen und ihn nach den Vereinigten Staaten abzulenken. England hat gegen diese, dem Pariser

* Am 3. Mai 1905 trat ein neuer Zolltarif in Kraft, welcher einzelne Positionen ermäßigt, manche nicht unwichtige Sätze jedoch erhöht. Durch Einführung der Konsularfakturen, welche der Berechnung der neuerdings vermehrten Wertzölle zur Grundlage dienen, ist ein weiteres Erschwernis für den fremden Handel geschaffen worden. Diese in den Vereinigten Staaten schon lange bestehende Einrichtung gibt überdies dem vidierenden amerikanischen Konsul im Ursprungslande bezüglich der Geschäftsgebarung und der Bezugsquellen Informationen, die in der Berichterstattung zumeist prompte Verwertung finden.

Vertrag zuwiderlaufende Maßregel vergeblich protestiert. Amerika gegenüber entwickelt es eben eine ganz ungewöhnliche Sanftmut. Man denke nur an die Alaska-Streitfrage! Von den anderen Exportzöllen ist der auf Reis (1 $ = 5 K) selbstverständlich, der auf Tabak ($ 1—1·50) rein fiskalisch. Die Importzölle auf Luxusartikel und solche, welche durch neue Industrien im Lande selbst erzeugt werden könnten, sind hoch angesetzt. Vorläufig bleiben diese Positionen schwer empfundene Finanzzölle, weil das amerikanische Kapital für die Kolonie wenig Interesse zeigt und fremdes sich begreiflicherweise fernhält. Der Reiszoll von 40—50 Cents pro 100 *kg* ist angesichts der Notwendigkeit des Importes gleichfalls drückend. Die hohen Zölle haben für den Importeur nur insoferne einen Vorteil, als das erforderliche größere Betriebskapital ihn vor unsolider Konkurrenz schützt. Die Vorschriften über die Zollbehandlung sind sehr streng und werden in ihren Härten nur durch das persönliche Entgegenkommen der Verwaltung gemildert. Alle Sendungen, auch rekommandierte, werden geöffnet und derart auseinandergenommen, daß eine Kontrolle des Inhalts für den Empfänger fast unmöglich ist, z. B. bei Mustersendungen. In den ersten vier Tagen nach Ankunft muß deklariert und die Zollschätzung mehr 10 Prozent erlegt werden. Dann erst kann der Empfänger Hand an die Ware legen. Eine mittelgroße Firma hat beständig ca. 100.000 K an Zollgeldern in Schwebe. Wegführen darf man die Ware erst nach der Liquidation oder, falls sich diese durch Schuld der Behörde verzögert, zehn Tage nach der Deklaration. Der Bestechlichkeit der Beamten wird mit zahlreichen Entlassungen entgegengearbeitet.

Als Verdienst ist den neuen Beherrschern die Regelung der verworrenen Währungsverhältnisse anzurechnen. In der spanischen Zeit gab es neben dem Phil. Peso den mexikanischen Dollar, den die Gouverneure und auch die hohe Geistlichkeit im Austausch gegen Gold des Kursgewinnes halber importierten. Die Amerikaner brachten den Golddollar mit, der für sie auch fernerhin als der heimische Wertmesser in Geltung blieb. Dieser Zustand brachte den Banken und den Produktenhändlern reichen Gewinn. Letztere kauften mit Silber (dessen schwankender Kurs noch ein erwünschtes aleatorisches Moment in das Geschäft brachte) und exportierten nach Goldländern. Der Importeur war natürlich benachteiligt. Die Amerikaner führten nun den Conant-Dollar ein. Diese Einheit ist gleichbedeutend mit einem halben Golddollar. Die Regierung gab Conant gegen „Mex" im Verhältnis von 100 : 110 und exportierte die alten Münzen nach China. Der Erfolg war mit Rücksicht auf Unterbietungen der Banken ein geringer. Man beschloß daher, alle vom 1. Oktober 1904 in Mex abgeschlossenen Geschäfte mit einer progressiven Steuer zu belegen. Die Währungsreform kann heute noch nicht als beendet angesehen werden, da in den entlegeneren Provinzen die alten Münzen kursieren, deren Disparität übrigens den Handel empfindlich schädigt.

Von den Kriegskosten im Betrage von 327 Millionen $ wurden rund 20 Millionen den Philippinen angerechnet. Überdies ist der Staatsschatz mit einer Anleihe im Ausmaße von 2 Millionen belastet. Die Finanzverwaltung rechnet mit jährlichen

Einnahmen im Betrage von 12 Millionen $, wovon 9 Millionen $ den Zöllen entstammen. Ein neues Einkommensteuergesetz (1. August 1904) sorgt für eine Aufbesserung des Budgets.

Eine sonderbare finanzpolitische Maßregel, welcher weniger fiskalische als doktrinäre Gesichtspunkte zu grunde liegen, ist die Erhöhung der Zigarettenfabrikationssteuer auf den Satz der Zigarrensteuer. Sie beträgt 3 $ Gold für 1000 Stück. Nun kostet aber das Tausend Zigarren zirka 70 $, 1000 Zigaretten dagegen bloß $ 2.60. Eine Ermäßigung der Steuer auf die Hälfte tritt ein, wenn das Tausend weniger als $1^1/_2$ *kg* wiegt, offenbar zur Hebung des Papierverbrauches. Der Philippino raucht fast ausschließlich Zigaretten, vermutlich sieht man dies für schädlich an. Jetzt dreht er seine Zigaretten selbst, erfreulicherweise zum Vorteil der österreichischen Papierindustrie. Zur Volkserziehung gehört z. B. auch das Verbot der Hahnenkämpfe an Wochentagen und die Beschränkung derselben auf konzessionierte Arenen (Cockpits) außerhalb Manilas.

Von öffentlichen Bauten wurde bisher nur die Straße nach der Nordspitze der Insel Luzon, die sogenannte Benguet Road in Angriff genommen. Sie wurde auf 75.000 $ präliminiert, dürfte aber nach dem Urteil der Sachverständigen über 2 Millionen kosten. Es sollen eben öffentliche Gelder auch hier nicht selten russische Wege gehen, wie denn überhaupt ein Vergleich Amerikas mit Rußland zu überraschenden Parallelen führen würde. Im Eisenbahnbau blieb man bei umfangreichen Projekten stehen. Nebenbei beschäftigt man sich im Verwaltungswege mit der einer englischen Gesellschaft gehörigen Eisenbahn Manila—Dagupan, der einzigen Strecke auf der Inselgruppe. Für die Assanierung der Hauptstadt ist viel geschehen. Auf dem Gebiete der Straßenpflege, Kanalisation und Wasserversorgung wurde Ersprießliches geleistet. Die Feuerwehr gilt als vorzüglich.

Als eine mehr tatsächliche, denn beabsichtigte Folge amerikanischer Einwirkung stellt sich die Steigerung der Lebenshaltung dar. Die hohe Löhnung der Soldaten (20 Golddollars = 100 K monatlich) und der Offiziere (120—300 $), sowie der heimische Maßstab brachten es mit sich, daß selbst unmäßige Forderungen bewilligt wurden. So sind die Mieten auf das Sechsfache gestiegen. Man zahlt für ein einfaches, mit Nipapalmblättern gedecktes dreizimmeriges Häuschen 75 $ (375 K) Monatsmiete. Die Löhne der geschulten Arbeiter haben sich fast vervierfacht. Früher begnügte sich ein Setzer mit 4—9 Pesos (9—20 K) Wochenlohn, heute zahlen die amerikanischen Zeitungen 12—24 Conant (30—60 K), die spanischen und die in der Tagalosprache erscheinenden Zeitungen jedoch nur die Hälfte! In analoger Weise sind die Lebensmittelpreise, namentlich in Manila, gestiegen.

Die Binnenschiffahrt sowohl als der ozeanische Verkehr sind größtenteils in ausländischen Händen. Um diesem Übelstande abzuhelfen, drängt der Schiffsbautrust auf Anwendung der Frye-Bill, welche im Verkehr zwischen amerikanischen Häfen nur »american bottoms«, d. h. auf amerikanischen Werften gebaute Fahrzeuge zuläßt. Jetzt besorgen hauptsächlich die Hamburg-Amerika-Linie, Sloman und

die englische Indra-Line den Verkehr zwischen Manila und den Vereinigten Staaten. Die Fracht Manila—New York über Kap Horn beträgt im Durchschnitt 40 sh., Manila—London 35 sh., London—New York 15 sh. Einem Ring der ausschließlich berechtigten amerikanischen Schiffahrtsunternehmungen bliebe somit eine recht ansehnliche Marge, die ohne Konkurrenzgefahr ausgenützt werden könnte. Im Binnenverkehr und im Verkehr zwischen den Inseln und den benachbarten asiatischen Häfen nimmt der Norddeutsche Lloyd eine hervorragende Stellung ein. Die Kapitäne klagen vielfach über schikanöses Vorgehen der Hafenbehörden. Amtliche Bedenken verursachen oft tagelange Aufenthalte. Einige nette Geschichten dieser Art wurden mir von Beteiligten erzählt — relata refero: Ein Dampfer des Norddeutschen Lloyd lag mit gebrochener Welle vor Anker; ein anderer kam, um ihn wegzubugsieren. Die Behörde forderte das Manifest. Es wurde geltend gemacht, daß keine Ladung an Bord sei, man komme doch nur, um Hilfe zu bringen — vergebens. Obwohl es allgemein anerkannt ist, daß Rettungsdampfer kein Manifest brauchen, wurde eine Strafe von 200 $ diktiert. In einem anderen Falle hatte der Kapitän seine chinesischen Bediensteten an Land geschickt, um Proviant zu besorgen, was durchaus üblich und zulässig ist. Man fing die Chinesen ab und sperrte sie — behufs Ausweisleistung den ganzen Tag ein. Inzwischen blieb das eingekaufte Eis an der Sonne stehen. Sapienti sat. Die eingangs erwähnte Linie Singapore—Labuan—Manila ist im vorigen Jahre aufgelassen worden, angeblich wegen ungenügender Frachten.

In der Einwanderungsgesetzgebung ist man heimischen Prinzipien getreulich gefolgt. Der Chinese ist de jure ausgeschlossen. Man begegnet damit auch den Wünschen der Eingeborenen, denen der arbeitsame, anspruchslose Zopfträger ein Dorn im Auge ist. Die ansässigen Chinesen* konnte man natürlich nicht ausweisen. Es besteht aber die Bestimmung, daß nach einer Abwesenheit von mehr als 18 Monaten eine Rückkehr nach den Philippinen ausgeschlossen ist. Die Kulieinfuhr aus China hat natürlich aufgehört. Für öffentliche Bauten zieht man Japaner heran. Nicht-Amerikaner sind den bekannten Bestimmungen unterworfen. Es ist z. B. einer englischen Bank auf amerikanischem Territorium nicht möglich, von der Zentralstelle in London Beamte heranzuziehen, da diese als Kontraktarbeiter nicht zugelassen werden, wenn die Behörde davon erfährt. Derartige Fälle sind nicht vereinzelt vorgekommen. Dem Yankee steht dagegen kein Hindernis im Wege. Kaum war das Land zugänglich, kamen in hellen Scharen die Minen-Prospektors, Abenteurer schlimmster Sorte, welche, begleitet von Negern und entlassenen Soldaten, den Eingeborenen üble Vorproben amerikanischer Gesittung vermittelten. Der Ausspruch eines Engländers: „they are vandalizing the country" trifft, wenngleich als Hyperbel, den Nagel auf den Kopf. Daß all diese Dinge so wenig in der Öffentlichkeit bekannt sind, erklärt sich zum Teil wohl auch daraus, daß die Regierung selbst vor direkter Einwirkung auf die fremden Konsulate nicht zurückschreckt, wenn sie Berichte unbequemen Inhaltes im Druck erscheinen lassen.

* Zirka 125.000, daneben 500.000 chinesische Mestizen.

Steht die Presse schon in den Vereinigten Staaten auf einer recht niedrigen Stufe, in den Philippinen übersteigen ihre Leistungen die Vorstellungen kühnster Phantasie. Hat man sich durch den Lügensumpf der in der Redaktionsstube erbrüteten Telegramme durchgearbeitet, steht man vor den flachen, Rußland mit allen Mitteln herabsetzenden, Japan freundlich auf die Schultern klopfenden Leitartikeln. Überall tritt das Bestreben zu tage, den niedrigen Instinkten des Pöbels zu schmeicheln oder sich klingenden Machtfaktoren anzupassen. Einige Beispiele werden genügen, die Erfindungsgabe des Kabels ins rechte Licht zu setzen: Am 8. März 1904, also einen Monat nach Ausbruch des Krieges, wurde der „Manila Cablenews“ — das Blatt liegt mir vor — gemeldet: Alle Forts in Amerika sind in Kriegsbereitschaft gesetzt worden. Am 9. März wird Wladiwostok bombardiert. China mobilisiert, um an der Seite Japans zu kämpfen. Am 15. März fällt Port Arthur. In einem anderen Blatte wird unter dem Titel „European Conflagration“ erzählt, daß Kaiser Wilhelm sich Kopenhagens bemächtigt habe, um die englische Flotte zu verhindern, Petersburg zu bombardieren. In Sibirien sind 3 Millionen Mann auf den Beinen, völlige Deroute, der Zar eilt auf den Kriegsschauplatz u. dgl.

Die voraufgegangene flüchtige Skizze der wirtschaftlichen Verhältnisse dürfte gezeigt haben, daß sich die Erfolge der neuen Beherrscher in dieser Hinsicht innerhalb bescheidener Grenzen halten. Sollten sich auf kulturellem Gebiet bessere Ergebnisse kompensierend einstellen?

Um dem Verständnis dieser Frage näher zu rücken, muß man sich vorhalten, daß die Vereinigten Staaten keineswegs als eine Republik, sondern als eine plutokratische Oligarchie mit starken ochlokratischen Unterströmungen anzusehen sind. Die Freiheitsgöttin führt schon in der Heimat eine recht zweideutige Existenz, hier vollends steigt sie — wenn auch nicht zur Unterwelt, so doch zur Halbwelt herab: sie ist zu einer Schaubudenfigur geworden. Die an sich sehr löbliche Maxime der Erziehung des Eingeborenen zur Regierungsfähigkeit, erhält durch die uneingestandene Animosität des Amerikaners gegen den erbgesessenen Europäer in der Praxis eine persönliche Spitze. Weit entfernt davon, sich mit ihm solidarisch zu fühlen, regiert man **mit** dem rassefremden Eingeborenen, unter Umständen auch gegen den Weißen. Diese Strömung machte sich unter dem ersten Gouverneur Tafft in solchem Maße geltend, daß er sich schließlich in Folge eines gesellschaftlichen Boykotts bei seinen Empfängen bloß von seinen farbigen Freunden umgeben sah. Unter dem jetzigen Regime ist dies etwas besser geworden. Wenn aber auch viele den Philippinos zugedachte Stellen in der Verwaltung in Wirklichkeit inhaltslos sind, können doch die praktischen Korrektiva gegen ein Überschreiten der Befugnisse angesichts der dem Yankee innewohnenden fast krankhaften Furcht vor der öffentlichen Meinung, nie ausgesprochen und in vollem Maße zur Geltung kommen. Einer langsamen Entwicklung mag der Amerikaner überdies nicht zusehen, sie muß vorweggenommen werden, selbst wenn das Ziel noch nicht klar ist. Mögen auch die leitenden Personen ein Zurückdämmen des Einflusses der Eingeborenen für

notwendig erachten, bei der geringen Disziplin des amerikanischen Beamten, der fast immer in seinem Wirkungskreis selbständig Politik treibt, bleiben ihre Direktiven nach unten hin wenig wirksam und die Mehrzahl der Beamten geht gewissen phrasenhaften Freiheitsidealen so lange nach, als ihnen die aus der Knechtschaft hervorgezogenen neuen Bürger nicht persönlich über den Kopf wachsen. Man hätte da viel von den Holländern lernen können, die auf Java in der Behandlung der Eingeborenen, welche wie der Tagale dem malaiischen Stamme angehören, Unübertreffliches geleistet haben. Es wurden ja auch Studienreisen dahin unternommen; die Berichte kritisieren das autokratische System, nicht ohne gelegentliche Seitenhiebe auf britische Kolonien, und empfehlen eine Reihe von Detailmaßregeln, die natürlich ohne das Rückgrat scharfbegrenzter Standesunterschiede unzureichend bleiben. Zeigen sich die Folgen in Übergriffen seitens der Eingeborenen, dann schiebt man die Schuld auf deren moralische Minderwertigkeit und bedenkt nicht, daß eine rechtzeitig gezogene Schranke besser wirkt, als verspätete Entrüstung. Am Horizont zeigt sich die „Negerfrage". Denn gerade so wie der Neger, ist der Tagale faul, prahlsüchtig, dem Spiel ergeben und frech, wenn er nichts zu fürchten hat. Und trotz allem, was man für ihn tut, ist er nebstbei noch malkontent. Nur wer die Früchte amerikanischer Erziehung in Pago-Pago auf Tutuila gesehen hat, kann ihren Wert für andere Rassen in vollem Maße würdigen.

Der kühne Stolz der Amerikaner auf ihren Kolonialbesitz — man spricht dort lieber von »American Dependencies«, es klingt besser — hat gegenüber den sich häufenden Schwierigkeiten vielfach dem Wunsche Platz gemacht, die Inseln auf anständige Weise los zu werden. Ein junger Bostoner, mit dem ich auf der Überfahrt nach Hongkong manche anregende Stunde verbrachte, versicherte mir, er habe auf Grund einer mehrjährigen Tätigkeit als Staatsbeamter auf den Philippinen die Überzeugung gewonnen, daß es seinem Vaterlande nur zum Vorteil gereichen würde, wenn es für die Kolonie unter günstigen Bedingungen einen Abnehmer fände.

Die Amerikaner halten sich in der Theorie das englische Kolonialsystem vor Augen, es ist ihnen aber unmöglich, in der Praxis daran festzuhalten. Dazu sind sie nicht liberal genug, wenngleich sie in den tönenden Phrasen ihrer für den Massenkonsum und das kritiklos bewundernde Ausland bestimmten Publikationen anscheinend weit über jene hinausragen. Es fehlt ihnen, so paradox es klingen mag, das Verständnis für den Welthandel und der wahre Sinn für Freiheit. Eine Kolonialregierung erfordert zudem mehr als eine andere Stabilität und Konsequenz, Eigenschaften, welche bei dem kaleidoskopartigen Wechsel der Machtpersonen, Machtfaktoren und Anschauungen der breiten Massen in den Vereinigten Staaten keinen Boden finden.

Für Europa kann das Übergreifen des Amerikanismus auf Kolonialgebiete, welche zur Interessensphäre europäischer Staaten gehört, nicht gleichgültig sein. Politisch sind die Philippinen ein vortrefflicher Stützpunkt in Ostasien. Die Amerikaner wollen aus der Inselgruppe „ein zweites Japan" machen; arbeiten sie nicht am

Ende unbewußt ihrem Vorbild in die Hände? Bisher hat sich die ostasiatische Politik der Union meist in Negationen bewegt. Das Ziel blieb vorwiegend, China im Widerstand gegen die Mächte zu stützen und die Uneinigkeit zwischen diesen zu fördern. Ihr Verhalten Japan gegenüber während des Krieges ist bekannt. Auch die lediglich im Interesse der Humanität unternommene Friedensaktion paßt, abgesehen von der Eitelkeitsfrage, die auf das Gebiet des ideellen Imperialismus hinüberspielt, ganz gut in das System hinein. Auch als „kulturelles“ Zentrum kommen die Philippinen in Betracht. Unter dem Mantel der Zivilisation und Volkserziehung dringen da Tendenzen ein, deren Übergehen auf Nachbargebiete nicht immer freudig begrüßt werden dürfte. Amerikas Imperialismus, der im wahren Sinne des Wortes nicht bloß die politische Macht allüberall in die Wagschale werfen, sondern auch die eigenen kulturellen Ideale auf fremdem Boden verwirklichen will, hat an dem politischen Motiven entspringenden Wettbewerb Englands und Deutschlands um die Gunst Onkel Sams kräftige Nahrung gefunden. Überdies haben die Yankees es verstanden, für sich Reklame zu machen und Europa hat sie darin nachdrücklich unterstützt, ohne sich an ihrem oft geradezu herausfordernden Protzentum zu stoßen. Neben den vielen wertvollen, durch die Ausstellung in St. Louis veranlaßten Darstellungen amerikanischer Erfolge auf technischem und wirtschaftlichem Gebiete, gab es eine Flut von wertlosen, oberflächlichen Beobachtungen, von Leuten herrührend, die kaum ein paar Wochen drüben zugebracht hatten und sich bemüssigt fanden, auch ihr Scherflein zur Verherrlichung der Union beizutragen.

In unserer, von sozialem Öl durchtränkten Zeit gehört es schon fast zum guten Ton, in den Chor der allgemeinen Begeisterung für amerikanische Ideale einzustimmen. Ob sie denn auch dort verwirklicht sind — wer fragt darnach? Und ist denn das demokratische Evangelium tatsächlich das Panazee für alle unsere kleinen und großen sozialen Schäden? Ist Amerika wirklich der wohlwollende Freund, der uns nur die Blüten seiner „höheren“ Kultur uneigennützig zum Geschenk machen will? Tiemo Danaos. Mögen uns Amerikas ökonomische Errungenschaften zu berechtigter Bewunderung veranlassen und zur Nachahmung anspornen, doch bleibt es wohl zu bedenken, daß die Amerikaner nicht allein auf wirtschaftlichem, sondern auch auf sozial-kulturellem Gebiete unsere Gegner sind und wir täten vielleicht in Europa gut daran, in gegenseitigem, engerem Anschlusse zur Verteidigung unserer realen und idealen Güter ihnen eine kräftige Interpretation der nunmehr zu Tode gehetzten Monroedoktrin für die Zukunft entgegenzuhalten: Amerika für die Amerikaner, aber auch n u r Amerika.

Aus dem Leben und den Tagebüchern eines österreichischen Offiziers.*

Von Ministerialrat Dr. Franz Ritter v. Haymerle.

Es war im Jahre 1813. Die Hörsäle der Universität standen verödet; in hellen Scharen war die akademische Jugend zu den Fahnen gezogen. Auch mein Vater, damals 18 Jahre alt, verließ die Alma mater und wurde Soldat. Klopfenden Herzens kam er zu meinem Großvater, einem sehr angesehenen Manne** und Patrioten vom Scheitel bis zur Sohle, und bat um die Erlaubnis, in den Krieg ziehen zu dürfen. Mein Großvater umarmte seinen Sohn mit Freuden und gab ihm seinen Segen.

In der kleidsamen Tracht der Liechtenstein-Kürassiere zog der Kadett-Korporal durch die Schweiz nach Frankreich hinein. Er schreibt hierüber:

„Ich habe in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten so vielerlei erlebt, so viel gesehen und so viel an Strapazen, schlechtem Leben, Kälte und Regen erlitten, daß mir ordentlich der Kopf schwindelte. Doch freute ich mich sehr meines Berufes; ich fühlte, ich war in meinem Element. Man war überaus gut mit mir; ich leistete, was ich konnte, und man hatte unter diesen alten, grauen Kriegern viel Nachsicht mit meiner Jugend. Da ich sehr heiter war, hatten mich alle jungen Offiziere sehr gern und die alten hätschelten mich so ziemlich. Mein alter Wachtmeister sorgte für mich wie ein Vater. Und erst die Frauen! ‚Ach, das junge, hübsche Blut muß auch schon zur Schlachtbank!‘,

* Die für die folgende Darstellung benützten Aufzeichnungen stammen aus dem Nachlasse meines Vaters, des k. u. k. Majors Josef Ritter v. Haymerle, welcher 1848—1851 Schloßkommandant in Preßburg war. Sie sind gerade jetzt von besonderem Interesse, weil sie sich auch auf die Zeit der Internierung der Familie Kossuth, darunter des gegenwärtigen Führers der Unabhängigkeitspartei in Ungarn, Franz Kossuth, in Preßburg beziehen und liefern ein wertvolles, bisher nicht publiziertes Material für die Kenntnis der damaligen Zeitepoche. Daß die Veröffentlichung der Memoiren im Sinne meines verewigten Vaters gelegen war, bezeugt die diesen Aufzeichnungen vorangestellte Einleitung, welche lautet: „Jede Zeit, die mit ehernem Griffel Außergewöhnliches in das Buch der Geschichte zeichnet, hat das Recht, von den Menschen, die in ihr etwas Außergewöhnliches zu wirken berufen waren, einige Rechenschaft über ihre Erlebnisse zu fordern, und ich sollte meinen, daß, wenn anders Weltgeschichte in Wahrheit geschrieben werden könne, diese die verschiedensten Quellen in sich aufnehmen müsse, um durch vielseitige Beleuchtungen der mannigfaltigen Erzählungen ein möglichst vollständiges Bild liefern zu können. Die Geschichte einer Zeitepoche würde aber sehr lückenhaft bleiben, wenn sie nur die Stimmen großer Männer vernehmen wollte; sie muß auch das Schicksal anderer Zeitgenossen in den Kreis der Betrachtung ziehen. Wer Außergewöhnliches in stürmischer Zeit erfahren hat, sollte keinen Anstand nehmen, seine Erlebnisse, auch wenn seiner Feder schriftstellerische Vorzüge mangeln, mitzuteilen. In diesem Sinne hat auch die Aufzeichnung der in Beziehung auf das Ganze nur geringen, doch nicht unwichtigen und uninteressanten Ereignisse, namentlich meiner Erlebnisse als Schloßkommandant in Preßburg, einen gewissen Wert. Aber ich halte es nicht für angemessen, vieles, was man lieber mit dem Schleier der Vergessenheit verhüllen möchte, jetzt schon bekanntzugeben; das hier Mitgeteilte dürfte besser auf meine Kinder sich vererben, die hievon dann zu ihrer Zeit Gebrauch machen können." Anm. des Verfassers.

** Er war der Senior der kaiserlichen Hofagenten und erster Hofrat des regierenden Fürsten Liechtenstein. Sein dritter Sohn war mein Vater; er wurde in Wien am 6. April 1795 geboren.

wie oft habe ich dies und ähnliches hören und darob lachen müssen!" Bei einem Fort an der französischen Grenze hat mein Vater die erste Feuertaufe erhalten: „Geschehen ist mir nichts, obwohl wir im Schritt ritten." In Kürze erhielt er das Offizierspatent. Bei Brienne ging es heiß her; es folgten die Kämpfe bei Bar sur Aube, Troyes, Champenoise, Montreux. Zahlreiche Gefechte und Schlachten hat mein Vater in den Feldzügen von 1813—1815 mitgemacht und war auch bei der Besetzung von Paris. In der mörderischen Schlacht bei Champenoise wurde er durch einen Streifschuß am Fuß, glücklicherweise nur leicht verwundet.

Nach Beendigung der Feldzüge gegen Napoleon blieb mein Vater — infolge des „gesperrten Avancements" nur sehr langsam vom Leutnant bis zum Major vorrückend — bis zum Jahre 1839 in den mannigfaltigsten Dienstesverwendungen in Ungarn, darunter 25 Jahre bei dem ruhmreichen, vornehmen Korps der Wallmoden-Kürassiere, in dessen Reihen die ersten Kavaliere der Monarchie dienten und dessen Rock zu tragen, die besten Elemente des Auslandes, Engländer, Schweden, Norweger und Reichsdeutsche, sich zur Ehre anrechneten. In Ofen war Radetzky der Lehrer meines Vaters; der gefeierte Held zeichnete ihn besonders aus.

Man würde aber fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß der Offizier in seinen anstrengenden Berufspflichten völlig aufgegangen wäre. Ich besitze aus jener Zeit eine Reihe von Tagebüchern und Heften, bei deren Durchsicht man darüber staunen muß, wie vielseitig mein Vater bemüht war, sich auf allen Wissensgebieten zu orientieren, welch' weiten Kreis der besten literarischen Werke und Erscheinungen aller Zungen und Zeiten seine Lektüre umfaßte und wie er dies verarbeitete. Die französische Sprache beherrschte er in ungewöhnlichem Maße; er war ein guter Zeichner, Maler und Musiker und hatte — nebenbei bemerkt — ein ausgesprochenes Talent, die praktischen Bedürfnisse des Lebens auf die einfachste Art zu befriedigen. Unablässig waren aber seine Bemühungen auf die innere Veredlung gerichtet; alles Gemeine, Halbe, Unaufrichtige, war ihm in der Seele verhaßt. Manche tiefschmerzliche Erfahrung, erschütternde Todesfälle, darunter der rasche Heimgang seines geliebten Vaters, trieben ihn zu einer Art inneren Einkehr, die er zwar nach außen wenig merken ließ, die aber in seinen Bekenntnissen um so ergreifender zum Ausdruck gelangt.

Wegen seines Charakters und der Strenge seiner Diensterfüllung allgemein geachtet, von seinen Vorgesetzten belobt, von den Untergebenen seiner Milde und Humanität wegen geliebt, wäre ihm eine schöne militärische Karriere offengestanden, wenn diese nicht plötzlich durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde und eine Nervenerschütterung, an deren Folgen er jahrelang laborierte, gehemmt worden wäre. Schweren Herzens mußte er dem liebgewonnenen Beruf entsagen und sich ins Privatleben zurückziehen; er verbrachte die folgenden Jahre bis zum Ausbruch der Revolution 1848 meist auf den Gütern seiner intimsten Freunde und auf Reisen, u. a. in Italien.

Unablässig arbeitete er an seiner Fortbildung und lebte sehr zurückgezogen. Bezeichnend für seine damalige Gemütsstimmung ist folgende Betrachtung beim Herannahen des fünfzigsten Geburtstages:

„Je länger man lebt, desto enger wird es einem im Leben. Es war einmal eine Zeit, wo die ganze große Welt mein Eigentum war und mich alles in ihr unaussprechlich freudig berührte. Jetzt, wo die Blüten der Jugend längst abgestreift sind, ja selbst die

Früchte abfallen, bekam wohl alles eine andere Ansicht. Man hat den Berg erstiegen, über welchen unsere Lebensreise führt; man steht still und sieht sich um und steigt die andere Hälfte, wahrlich nicht die angenehmere, hinab ins Grab. Man nimmt Abschied von der Vergangenheit mit ihren rosigen Freuden und wehmütigen Leiden; alles schimmert nur noch durch ein Nebelgrau, fern, was auf ewig für uns dahin, und nur der geöffnete Blick des gläubigen Gemütes läßt uns den Mut finden, standhaft dem Tode entgegenzugehen. So lebt denn wohl ihr blumigen Auen, ihr herrlichen Fluren, durch die meiner Jugend Pfad geführt, lebt wohl ihr Erinnerungen, ihr Gefährten meiner Tage! Euer Kreis hat sich schon sehr verengt. Bald stehe ich allein; doch auch mir genügt, gleich den Vorangegangenen, der Raum von sechs Schuh lang und drei Schuh breit, zwischen sechs Brettern und zwei Brettchen." — Sollte man in diesen melancholischen Anwandlungen den Mann erkennen, der uns nun in der Folgezeit entgegentreten wird, nachdem er sich selbst wiedergefunden hatte? Doch lassen wir ihn selbst sprechen!

Mein Vater schreibt: „Schon in den ersten Monaten der Revolution habe ich, in Wien lebend, kürzlich erst verheiratet*, meine geringen Dienste angetragen; allein bei dieser allgemeinen Verwirrung, bei dem Schwanken der Regierung, die sich der bewaffneten Macht nicht bedienen wollte, hatte man mir noch keinen Posten zugewiesen. Im Oktober von Seite der Rebellen hart bedrängt, Dienste bei ihnen zu nehmen, endlich bedroht, bei den Erdarbeiten ihrer Verschanzungen verwendet zu werden — eine Proletarier-Schildwache vor der Tür —, war meines Bleibens nicht mehr; ich entkam und wandte mich nach Olmütz, wo ich sehr freundlich empfangen wurde und auch das Glück hatte, Seiner Majestät, dem jetzt regierenden Herrn und Kaiser Franz Josef, damals noch Erzherzog, vorgestellt zu werden. Ich hatte die bevorstehende Thronbesteigung des jugendlichen Prinzen geahnt und die Ereignisse haben mir recht gegeben. Nach meiner Rückkehr in die etwas beruhigtere Hauptstadt erhielt ich die schwierige und verantwortungsvolle Stellung eines Präses der Untersuchungskommission in dem Prozeß des arg kompromittierten Grenzbataillons Richter." Die Urteile mußten meist auf Tod lauten, doch gelang es einem Promemoria der Kommission, für mehr als dreißig Unglückliche die Begnadigung zu erwirken.

„Es war anfangs Februar 1849, als ich bei beträchtlicher Kälte über das Schottenglacis ging, um dort ein Buch über Kriegsrecht abzuholen. Da begegnete mir ein hoher, einflußreicher General, sprach mich an, rief mich aber, als wir schon geschieden waren, wieder zurück und frug mich, ob ich den Posten eines Schloßkommandanten in Preßburg anzunehmen gedächte. ‚Überall, wohin mich Seiner Majestät Wille beordert, bin ich bereit, mit Freuden hinzugehen' war meine Antwort. Den nächsten Tag erhielt ich von einem Freunde den Glückwunsch zu meiner Ernennung zum Schloßkommandanten; sie war von Olmütz aus mittels Telegrammes erfolgt. Durch das Wiener Platzkommando wurde ich beauftragt, ohne Verzug auf meinen Posten nach Preßburg abzugehen und daselbst von FML. Kempen alle näheren Verhaltungsbefehle einzuholen. Es war am 3. Februar 1849 abends, als ich meine damals kranke, brave Frau, meinen erst kürzlich begründeten und wohlorganisierten Hausstand verließ und mich mit einem Mantelsack zur Eisenbahn begab. Die Kälte war bedeutend; mein Herz voll von Bedrängnis über die Zukunft —

* Mein Vater heiratete die Witwe eines ungarischen Edelmannes (v. Noslopi) und lebte damals in sehr günstigen Vermögensverhältnissen.

ich wußte ja nicht, was mich erwartete und kannte das Schloß nur dem Namen nach. Doch hatte ich ein überwiegend beglücktes Gefühl, Seiner Majestät und dem Vaterlande dienen zu dürfen, koste es mich auch, was es wolle. Mein materielles Wohl habe ich gewiß nicht gesucht; lebte ich doch in Wohlhabenheit, ohne pekuniäre Sorgen. Ich bezog nicht einmal die Kriegslöhnung, sondern machte mir sonst bedeutende Auslagen, half nach, auch mit Geld, wo ich konnte. Nie fiel es mir ein, dafür einen Ersatz in Anspruch zu nehmen; es wäre auch höchst kleinlich gewesen, damals, wo es sich um so Wichtiges, ja um die Existenz Österreichs handelte, an sich selbst zu denken. Dieses patriotische Gefühl teilte ich mit allen Ehrenmännern in der Armee: Gut und Blut war dem Vaterlande, der uns gleichsam geheiligten Dynastie geweiht! Morgens meldete ich mich bei Exzellenz Kempen, der mich sehr freundlich empfing und mir auftrug, einstweilen alles, was den Dienst betraf, dem Reglement gemäß zu organisieren."

Die Enttäuschung meines Vaters über den Zustand des Schlosses war groß, ja niederdrückend. Es war mehr eine dem Zerfall preisgegebene Ruine, umrahmt von weitläufigen, elend erhaltenen Gebäuden, in welchen sich auch ein Spital befand. Er mußte da viel Selbstverleugnung üben, zumal er durch Wochen ohne jede schriftliche Instruktion geblieben war. Seine Stellung vis-à-vis der Truppe und den Offizieren war eine schwierige, da diese nicht wußten, ob sie nun dem Platz- oder dem Schloßkommandanten unterstellt seien, und von ersterem bald dahin, bald dorthin beordert wurden. Ein unausgesetzter Wechsel an Soldaten, meist Rekruten, trat ein; oft war das Fort mit kaum doppelter Wache besetzt. Unerhörte Anforderungen an die physische und psychische Leistungsfähigkeit waren in dieser Zeit an meinen Vater gestellt. Seine energische Vorstellung schuf endlich Wandel; er berief sich in ihr auf die ihm mündlich erteilte Weisung des Kriegsministers, der ihm aufgetragen hatte, „auf diesem wichtigen Posten mit aller Energie zum Besten des Dienstes zu wirken und schlimmsten Falles mit ihm unterzugehen." „Die Ehre", heißt es in diesem Promemoria, „ist das höchste Gut; auf mir allein ruht die Verantwortung." Fortan blieb er dem kommandierenden General in Preßburg unmittelbar und ausschließlich unterstellt und war in unablässiger Arbeit und aufreibender Sorge Tag und Nacht bemüht, den Platz zu sichern und alle Vorkehrungen zu treffen. Er hatte zuweilen bis zu 1500 Mann Infanterie, Artillerie, Train- und Spitalpersonal, eine größere Anzahl schwerer und leichterer Belagerungsgeschütze und Mörser; er ließ Schanzen und Gräben bauen, Verhaue ziehen, Palisaden errichten, die dominierenden Höhen befestigen, Eingänge, Tore, Lücken und Fenster, kurz alles instand setzen. Da Gefahr vorhanden war, daß die Wasserversorgung gefährdet werden könnte, ließ er einen Brunnen herstellen; er errichtete eine Feldbäckerei, welche später die Truppen in Preßburg mit Brot versorgte, verproviantierte die Festung reichlich, schuf ein Munitionslaboratorium, brachte die Gefängnisse in Ordnung. Das Spital wurde aufgelassen. Er selbst machte wie ein junger Offizier alle Ronden, führte einen sehr strengen Dienst ein und kam tage- und nächtelang nicht aus den Kleidern. Durch sein Bemühen hatte denn auch die Trümmerstätte ein anderes Aussehen erlangt, ja — wie es in einem Berichte heißt — die Armierung des Forts war eine ziemlich „imponierende" geworden.

Zeitweise war auch die Situation in Preßburg eine sehr kritische und es schien, als wäre der Festung eine auch für die Verteidigung Wiens wichtige Rolle beschieden. Der Verlauf des Kampfes, namentlich die durch das Verhalten Görgeys herbeigeführte

Wendung, brachte es aber mit sich, daß das Fort hiebei nicht in die Aktion trat. Dagegen gewann die Revolutionspartei in Preßburg, besonders in der ersten Periode, immer stärkeren Boden und die fortwährend genährte Gärung ließ einen Aufstand befürchten. Daß dieser unterblieb, war hauptsächlich der Befestigung des dominierenden Schloßberges zuzuschreiben. Das Fort hatte 14 Kanonen und 4 Bombenmörser gegen die Stadt gerichtet; dazu kamen nachträglich aus Komorn 20 Geschütze schweren Kalibers und weitere 20 Mörser. In der Kapelle und in den Kellern des Schlosses lagen 10.000 Gewehre, eine große Zahl blanker Waffen und viele Vorräte an Munition. Mein Vater war in steter Bereitschaft. „Ich hätte nach meiner Instruktion, die kurz aber deutlich lautete, Preßburg in Kürze in Brand geschossen; dies wußte auch die Bevölkerung, und so wenig Truppen wir auch in Preßburg selbst hatten, hat man es nicht gewagt, einen Überfall zu machen, obwohl mir Brandbriefe und Drohungen genug zugekommen sind."

Mein Vater verlebte damals bekümmerte Tage; „in den Nächten standen wir meist unter Gewehr." Fast wäre alle Vorsicht zunichte gemacht worden, und zwar durch ein Elementarereignis, an das niemand gedacht hätte. Während eines starken Gewitters schlug der Blitz in den östlichen Turm des Schlosses, unmittelbar an der Stelle, wo die großen Munitionsvorräte lagen. „Damals wäre das Schloß und ein Teil von Preßburg in die Luft geflogen."

Aber auch zahlreiche andere, große und kleine Sorgen nahmen den Schloßkommandanten beständig in Anspruch und eine nicht geringe war die Unterbringung, Versorgung und Bewachung der ihm auf das Schloß gebrachten Gefangenen. Einmal wurde eine im Neutraer Komitat aufgefangene Räuberbande, 34 Köpfe, Gesindel aller Art, „halbtote, verhungerte Menschen", in der Nacht auf das Schloß gebracht. Mein Vater hat die Szene bei der Mahlzeit, die er ihnen sofort verabreichen ließ, anschaulich geschildert. „Sie stillten ihren Heißhunger unter Segenswünschen. Es war ein schauerlich interessanter Moment, des Malens würdig. Die Beleuchtung der Fackeln, diese verstörten Physiognomien, jeder nur bedacht auf die Stillung seines physischen Bedürfnisses, wir Gewaltige mitten inne ... Sie waren nach der Mahlzeit ganz gehorsam und ich machte meine stillen Bemerkungen."

Wiederholt traf meinen Vater das Los, solche kriegsrechtlich zum Tode verurteilte Unglückliche über Nacht im Schlosse zu beherbergen, welche am nächsten Morgen hingerichtet werden sollten. Diese Justifizierung fand stets „unter dem Schutze der Kanonen bei brennender Lunte, ausgerückter Mannschaft und Besetzung aller Verteidigungspunkte" statt. „Ich hielt mich gewöhnlich bei der Hauptwache auf, wo ich das Exekutionskommando passieren ließ. Gern bedecke ich diese Zeit mit dem Schleier der Vergessenheit, und obgleich ich gar nichts bei der Justifizierung zu tun hatte, sondern meine pflichtgemäße Obsorge nur war, einem Volkstumulte zu begegnen, so muß ich doch gestehen, daß sowohl der nächtliche Empfang der Unglücklichen, als auch die Entgegennahme des letzten Willens der zunächst Sterbenden mir die schwerste und bitterste Pflicht gewesen ist."

Im Juli 1849 kam meinem Vater plötzlich der Befehl zu, die sogenannten „Laibacher politischen Gefangenen", 34 an der Zahl, deren Prozeß in Preßburg durchgeführt werden sollte, aufzunehmen. Die wichtigsten derselben waren: Graf L. Batthyány, in der ungarischen Revolution als Ministerpräsident bekannt, Graf Karoly und Graf Zelensky, „sonst Re-

datteur, französischer Bürger". Es wurden ihnen keine Ketten angelegt, auch wurden sie mit allem Nötigen versorgt und ihnen, da sie — namentlich Graf Batthyány — kränklich waren, unter strenger Aufsicht gestattet, sich in dem Garten aufzuhalten. „Ich machte es mir zur besonderen Aufgabe, ihre Lage so erträglich wie möglich zu machen, besuchte, oder besser gesagt, visitierte sie mehrmals des Tages, frug nach ihren Wünschen und appellierte mitunter auch an ihr Feingefühl, meine Humanität und artige Behandlung nicht zu mißbrauchen. Sie waren alle, auch die übrigen 31, ziemlich bescheiden und fügten sich der Notwendigkeit."

„Am 9. August um 12 Uhr nachts, als ich gerade mit der Abfassung von Rapporten beschäftigt war, erhielt ich den Befehl, diese Gefangenen allsogleich per Eisenbahn nach Olmütz transportieren zu lassen. Ich ließ hundert Mann unter Gewehr treten und begab mich selbst zu den Gefangenen und weckte sie. Graf Batthyány war sehr erschrocken und glaubte, daß man Schlimmes mit ihm vorhabe. „Beruhigen Sie sich, Sie müssen fort, Herr Graf! Ziehen Sie sich warm an, Ihr Diener und Ihre Effekten werden Ihnen nachgeschickt." — „Wohin?" — „Das kann ich nicht sagen; allein es ist nichts, was sie besonders beunruhigen könnte; ich versichere Sie auf's Wort." Das war ungefähr das Zwiegespräch, das ich mit ihm führte. Als die Gefangenen im Hofe versammelt waren, ließ ich vor ihren Augen die hundert Mann laden und erteilte dem Offizier den Befehl, Jeden, welcher auf dem Wege, den wir einzuschlagen hatten, entweichen wollte, niederzuschießen. Es war eine finstere, stürmische Nacht. Ich ließ Fackeln anzünden und ging meist neben den Hauptgefangenen. Nach beinahe eineinhalb Stunden erreichten wir den Bahnhof, wo zu meiner größten Entrüstung gar keine Anstalten für den Transport getroffen waren. Ich ließ gleich den dirigierenden Beamten rufen und frug ihn, warum er den Befehl des Kommandierenden wegen der Überfahrt nicht befolgt habe? Entschuldigungen aller Art. „Wenn nicht binnen einer halben Stunde die Lokomotive geheizt und der Train im Gange ist, lasse ich Sie arretieren," war meine Antwort. Die angewiesenen Waggons ließ ich mit den Gefangenen und Soldaten füllen und der Train ging richtig nach einer halben Stunde nach Olmütz ab. Es war Tag geworden und ich ging gleich, dem kommandierenden General den Vollzug des Befehles zu melden."

Fortgesetzt wechselte die Garnison. Im Herbste 1849 erhielt das „brave Bataillon von Kinsky" Marschordre und Mazuchelli-Infanterie rückte in das Schloß ein. Wieder mußte von neuem mit der Abrichtung begonnen werden, abermals gab es viel Mühe, Arbeit und Verdruß. Aus manchen Anzeichen konnte man schließen, daß der Friede nahe. Da, in diese letzte Zeit, fällt wohl die heute denkwürdigste Episode in der Geschichte jener Tage, welche ich getreu nach den Aufzeichnungen meines Vater hier wiedergebe:

„Ende August 1849 erhielt ich plötzlich des Nachts — es war, glaube ich, der 25. August — den Befehl, mehrere Lokalitäten für wichtige politische Gefangene in Bereitschaft zu setzen. Diese Gefangene waren: die drei Kinder Kossuths mit ihrer Tante Szabo, die Frauen Percel, Geyon, Uchtritz mit ihren Kindern; Gräfin Splenу mit ihren beiden Töchtern, einigen Dienstboten. Ich muß gestehen, daß meine Verlegenheit, teils wegen der Räumlichkeiten, teils deshalb, weil man wohl männliche Gefangene unter geringeren Schwierigkeiten unterbringen kann, nicht aber Frauen und Kinder, die mehr als Geiseln denn als Schuldige zu betrachten waren, sehr groß war. Ich ließ einen Teil der Offiziersquartiere im großen Spitalhof, ungefähr sechs Zimmer, räumen und

möblierte sie so gut es ging. Die G. Uchtritz war die erste, die unter Eskorte mit einem kleinen Mädchen und weiblichen Dienstboten ankam. Sie war mit allem zufrieden und ich stellte aus meinem Hause das nötigste Bettzeug bei. Des anderen Tages brachte man die Kinder Kossuths, zwei Knaben und ein Mädchen, mit ihrer Tante, einer von Deutschenhaß beseelten Person; dann den Sekretär und den Erzieher. Sie kamen in einem mit Leinen überzogenen Wagen, mit vielen Koffern und Bettzeug. Diesen Kindern und der Tante wies ich ein Zimmer und Vorzimmer an, den Sekretär und den Hofmeister ließ ich bei den männlichen Gefangenen unterbringen. Ihre Reiseeffekten wurden unter meiner Aufsicht gleich separiert und verwahrt; ich erbat zur Eröffnung eine Kommission, welche am nächsten Tage erschien. Man fand außer „Kossuth-noten" mehrere österreichische Ordensdekorationen, eine Bürgerkrone von Silber mit Smaragden (Kossuth geweiht), detto eine goldene Feder mit Edelsteinen, eine ungarische Inschrift und andere Gegenstände. Die Kommission nahm alles mit, auch die zwei guten Pferde, mit welchen die Kossuth-Kinder gekommen waren. Der Leiterwagen war vergessen und blieb im Schupfen; ich gab ihn bei der Entlassung der Kinder Kossuths, im März 1850, denselben zurück; denn ich war froh, alles, was mich nicht anging, los zu werden um keine weitere Verantwortung zu haben. Denselben Tag brachte man auch Frau Percel samt einem Töchterlein und Dienstboten; Gräfin Spleny mit drei Töchtern, wovon die älteste an Geyon verheiratet war und einen Knaben hatte, samt drei weiblichen Dienstboten auf das Schloß. Es war keine kleine Aufgabe diese Frauen und Kinder unterzubringen, wie man es überhaupt aus Erfahrung weiß, daß man in solchen Fällen, wie dieser, lieber mit hundert Männern als drei Frauenzimmern zu tun haben möchte. Mir war die Internierung sehr widrig und hat mir durch ein halbes Jahr namenlosen Verdruß und Sorge gemacht."

„Ich konnte vermuten und es bewahrheitete sich auch, daß man von Seite der ungarischen Bevölkerung in Preßburg und des Landes Versuche machen könnte, die Kossuth-Kinder zu befreien. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als die Wachsamkeit zu verdoppeln, und ich befahl, daß mein Profoß knapp bei den Gefangenen wohne und — Gott sei Dank — es ist mir kein Unglück geschehen. Zweimal erhielt ich von FZM. Baron Haynau die schriftliche Verwarnung, wegen der Kossuth-Kinder auf meiner Hut sein; mehrmals hatte sich sogar das Gerücht verbreitet, sie wären in der Nacht entkommen, aber auf der Schloßstiege ertappt worden, welches wohl alles nur Lügen waren und vielleicht eine Art von Aviso für die Gefangenen sein sollte. Da indessen der Aufstand in Ungarn zu Ende, Kossuth selbst flüchtig war, so war an eine fernere Verschwörung, infolge deren man die Kossuth-Kinder aufheben wollte, nicht zu glauben."

„Was ihre Behandlung betrifft, so waren sie nicht nur mit allem, was ihnen nützlich und bequem sein konnte, versehen, sondern ich habe ihnen — dem Auftrage des Oberkommandanten entsprechend — an Kleidern, Essen und Bequemlichkeiten aller Art sogar mehr, als ich für meine eigene Familie getan hätte, verabfolgt. Ich besuchte diese Gefangenen mehrmals täglich zu verschiedenen Stunden, ließ sie den Tag über frei in dem Garten bei ihren Quartieren herumgehen, war stets freundlich und artig mit allen und gab mir Mühe, ihr Zutrauen zu gewinnen; ich versagte ihnen nichts, was sich mit der Sicherheit wohl vertrug und machte ihnen stets Hoffnungen auf baldige Änderung."

„Eine ganz merkwürdige Erscheinung war die erwähnte Tante der Kossuth-Kinder. Sie machte aus ihrem Haß gegen alle Deutschen keinen Hehl; so oft ich ins Zimmer trat,

wendete sie mir den Rücken; auf meine Fragen, wie es ihr gehe, ob sie etwas wünsche, erhielt ich dürftig ungarische Antworten; da ich die Sprache kannte, verständigten wir uns so weit als nötig. Die Kinder Kossuths selbst waren freundlich und sprangen mir entgegen, frugen stets nach ihrem Lehrer (Ignaz Varady). Dieser brustkranke Mann hatte es sich zur Aufgabe gemacht, den verwaisten Kindern ein zweiter Vater zu sein. Er war in nichts verwickelt und wurde bald auch wieder freigelassen. Er besuchte mich oft auf dem Schlosse und bat, zu den Kindern gehen zu dürfen, was ihm auch erlaubt wurde. Wenn er ihnen Unterricht gab, wurde er mit ihnen eingeschlossen. Ohne ihn wären die Kinder wirklich vor Sehnsucht krank geworden, so hingen sie an ihm. Ich habe in diesem Mann einen sehr schönen Charakter kennen gelernt. Oft sprach er sich ohne Rückhalt gegen mich aus und wenn ich auch behutsam genug war, nicht blindlings zu trauen, so freut es mich noch jetzt, daß ich mich in diesem Mann nicht geirrt habe. Fern von aller Politik, lag ihm nur das Wohl der Kinder am Herzen und das war gewiß mehr, als man unter den Umständen von ihm verlangen konnte. Er hat mein Vertrauen niemals mißbraucht oder getäuscht, war stets bescheiden und offen, und so oft er etwas zum Besten der Kinder verlangte, war es immer so, daß man es wirklich gewähren konnte."

„Als er die Erlaubnis erhielt, den Kindern Unterricht zu erteilen, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß er es vermeiden müsse, ihnen den Haß gegen die Regierung zu propagieren und legte ihm nahe, Geschichte in gemäßigter Weise vorzutragen; in meiner Gegenwart hielt er nun ein Examen ab und ich mußte mit der Art, wie er die Kinder unterrichtet hatte und sie Geschichte lehrte, nur zufrieden sein. Damit will ich nicht behaupten, daß er nicht seine eigenen Ansichten gehabt hätte; benommen hat er sich stets nur gut."

Im September inspizierte der Armeeoberkommandant das Schloß und wurde mit 76 Salutschüssen empfangen. Mein Vater mußte strenge Rechenschaft über sein Verhalten und seine Maßnahmen ablegen und wurde von Haynau belobt. Dieser besuchte auch die gefangenen Kossuth-Kinder und die Frauen und „war sehr gütig gegen alle". Über die Enthaftung der Kinder und der übrigen Gefangenen enthalten die Aufzeichnungen meines Vaters keine Mitteilungen.

Als der Friede eingetreten war, nahm mein Vater seinen Abschied und zog sich wieder ins Privatleben zurück. Im Laufe des Jahres 1850 war meine Mutter zu ihm auf das Schloß gezogen; hier habe ich — am 3. Dezember 1850 — das Licht der Welt erblickt. Mein Vater ließ bei der Taufhandlung eine schwarz-gelbe Fahne zu meinen Häupten entfalten und nannte mich zu Ehren des Kaisers „Franz Josef". Als Taufpate fungierte mein Vetter, der damalige Dolmetsch-Adjunkt der österreichischen Botschaft in Konstantinopel und spätere Minister des Äußern und des kaiserlichen Hauses, Heinrich Freiherr v. Haymerle.

Als mein Vater für seine aufopfernden Leistungen das Militär-Verdienstkreuz erhielt, dem später die Kriegsdekoration beigefügt worden ist, schrieb er die Worte: „Diese hohe Gnade verdient zu haben, lasse ich mir gar nicht beikommen; denn ich tat ja, was ich als braver Offizier tun mußte und nicht lassen konnte. Umsomehr hat mich Sr. Majestät Gnade unendlich erfreut und ich fand in dieser Anerkennung tausendfachen Ersatz für meine pflichtschuldigsten Mühen; ja, wenn ich es erreicht hätte, daß man mein Schloß wieder aufgebaut hätte, so wären alle meine Wünsche völlig erfüllt gewesen." Ob alle, die eine Auszeichnung erhalten, so bescheiden von sich denken? — —

Die letzte Epoche im Leben meines Vaters war erfüllt von schweren Geschicken, darunter dem unverschuldeten Verlust des ansehnlichen Vermögens, der fortdauernden schweren Krankheit und dem vorzeitigen Tod meiner Mutter, Bitternissen und Kümmernissen mannigfacher Art. Er ertrug alles mit Geduld und mit der Ruhe des Weisen und wußte sich mit edler Resignation in das Unvermeidliche zu fügen, ohne die Heiterkeit der Seele zu verlieren und ohne verbittert zu werden. Er war überall beliebt, ein treuer Familienvater, ein verläßlicher, vornehm denkender Freund. In seltenem Maße war er frei vom „Egoismus des Alters". Beschäftigung war die Würze seines Lebens; er las und malte viel und verbrachte die Abendstunden meist in der von ihm in Wien im Jahre 1856 gegründeten „Ersten Wiener Schachgesellschaft", dessen langjähriger Vorstand und Ehrenpräsident er gewesen ist; in den Räumen der Gesellschaft nimmt sein wohlgetroffenes Bild die vornehmste Stelle ein.

Die Details aus dieser Epoche fallen mehr in die private Sphäre; sie seien daher hier übergangen und nur eine charakteristische Episode möge noch Erwähnung finden.

Auf seinem Schmerzenslager war der 84jährige Greis gebettet, vom Schlage gerührt, an den Gliedern gelähmt, getrübten Bewußtseins, kaum eines zusammenhängenden Wortes fähig. Auf ärztlichen Rat sollte er nach einer nahen Sommerfrische gebracht werden, und da dies bei der Art der Erkrankung und den damaligen Transportmitteln nicht leicht zu bewerkstelligen war, wandte ich mich an den Kommandierenden von Wien, Feldzeugmeister Baron Maroičič, und bat um Beistellung eines Militärsanitätswagens, was er mir auch sofort gewährte. Am Abend vor dem Transport kam der zugführende Unteroffizier in unsere Wohnung und war durch keine Gegenvorstellung davon abzubringen, meinem Vater selbst die vorschriftsmäßige Meldung zu erstatten. Er trat vor das Krankenlager, salutierte und entledigte sich seines Auftrages. Da — zu unser aller Erstaunen — richtete sich mein Vater selbst mühsam auf und sagte mit deutlich vernehmbarer Stimme: „Sie können abtreten!" Der alte Soldat in ihm hatte für Augenblicke selbst die totbringende Krankheit besiegt! Den nächsten Tag ging es von 6 Uhr früh bis nachmittags 5 Uhr durch die Laxenburger Allee nach Vöslau-Gainfarn; im Wagen befanden sich, außer dem Kranken, die barmherzige Schwester, ich und ein Sanitätssoldat. Als wir da so fuhren, war es mir, als zögen wir mit meines Vaters Leiche.

In wenigen Wochen — am 1. August 1878 — hatte er ausgerungen. Nun schlummert er schon so lange auf dem anmutig gelegenen Ortsfriedhof von Gainfarn. Jahre, Jahrzehnte kommen und gehen und mahnen stets stärker auch uns an das gemeinsame Los. Der Frühling umduftet das blumengeschmückte Grab, die Sommersonne sendet ihre sengenden Strahlen herab, der Herbst taucht Baum und Strauch in Purpur und Gold, der Wintersturm braust darüber hinweg, aber nichts — kein Wandel der Dinge, kein Lärm des Tages, kein Glück, keine Kümmernis, kein Todesleid — vermag den edlen Frieden dieses Grabes zu stören.

— - —

Der arme Narr.

Schauspiel in einem Akt.

Von Hermann Bahr.

(Schluß.)

Hugo (neununddreißig Jahre; klein, schmal, zart; volle blonde Locken; große strahlende blaue Augen; die heftige scharf gebogene Nase der Brüder, aber einen ganz eigenen weichen, fast weibischen Zug um den sinnlichen Mund; ein dünnes blondes Bärtchen auf der Lippe; kurze blonde Haare auf dem spitzen Kinne; zuerst sehr scheu, beklommen, bis dann später die Sonne seines Wesens hervorbricht; er trägt einen großen weichen schwarzen Hut, in die Stirne gerückt, und ein kurzes schwarzes Mäntelchen, das anfangs seine schönen starken weißen Hände verbirgt, einen weichen Kragen mit einer losen Masche und einem kurzen Flaus aus schwarzem Samt; tritt zögernd durch die Tür links ein, geht folgsam vor und sieht nicht auf).

Dr. Halma (durch die Tür links, die er schließt; hinter Hugo). Nur weiter, lieber Freund.

Hugo (geht folgsam wieder vor, bleibt dann stehen, sieht aber nicht auf).

Dr. Halma. Wollen Sie mich hier erwarten, bis ich zurückkomme?

Hugo (nickt nur kurz).

Dr. Halma. Aber legen Sie doch ab.

Hugo (nickt nur kurz, tut es aber nicht).

Dr. Halma (nimmt ihm den Hut ab). Geben Sie. Und den Mantel doch auch. (Nimmt ihm den Mantel ab und legt beides auf die Bank rechts.) So. Es ist doch sehr gemütlich hier. Nicht?

Hugo (immer unbeweglich stehend, sieht noch immer nicht auf, sondern nickt nur mechanisch kurz).

Dr. Halma. Gefällt's Ihnen hier nicht? Sehen Sie sich doch um.

Hugo (zögert noch einen Moment, dann schlägt er seine großen strahlenden blauen Augen auf, blickt zuerst vor, dann langsam nach der rechten Seite, sieht die Zither, aber gleich wieder auf den Arzt, gegen den er drohend den Zeigefinger der rechten Hand hebt; leise lächelnd). Nein nein.

Dr. Halma. Was denn?

Hugo (leise lächelnd). Ich weiß schon. Aber — o nein. (Das Lächeln erstarrt, er deckt die Augen mit der rechten Hand zu; unendlich wehmütig.) O nein.

Dr. Halma. Was meinen Sie denn?

Hugo (gibt die Hand von den Augen, schlägt sie wieder groß auf und blickt den Arzt verächtlich und gehässig an; den Kopf schüttelnd, kurz, hart, mit Bitterkeit). Nein das gelingt euch nicht. Mich täuscht ihr nicht. Nein, mein Freund. (Spöttisch lächelnd.) Es ist ja famos nachgemacht. Sehr ähnlich. (Sieht flüchtig über die rechte Seite des Zimmers und nach hinten.) Täuschend ähnlich. Aber — (atmet tief auf; unendlich wehmütig) aber wirklich war's doch anders. (In einem anderen ruhig vorwurfsvollen Ton, mit einem müden Lächeln.) Wozu denn, Doktor? (Mit leiser Ungeduld, indem er an den Tisch rechts geht.) Ihr wollt mich immer prüfen. (Verächtlich lächelnd, mit einem kurzen, durch die Nase gestoßenen Laut.) Hm. Jetzt sollten Sie doch aber schon wissen. (Dasselbe kurze leise Lachen durch die Nase; indem er sich setzt.) Hm. Wie oft denn noch? Da fahrt ihr mit mir herum und ich soll glauben, aber ich merk' doch gleich, hm, daß alles bloß nachgemacht ist. (Heftig, indem er kurz mit der

Hand auf den Tisch schlägt.) Und schlecht! Falsche Gassen, falsche Häuser, alles vertauscht. Ich erinnere mich doch noch ganz genau. Glaubt ihr denn, daß ich mich nicht mehr erinnern kann? Ihr werdet mir meine schöne Welt nicht verstören! Mit eurer nachgemachten billigen und schlechten. (Sieht befremdet auf die Zither an der rechten Wand; dann heftig, kurz.) Nachgemacht. Lauter Pofel. (Unendlich wehmütig.) Meine schöne Welt. (Stützt den Kopf in die Hand.) Die schöne leuchtende Welt. (Indem er plötzlich mit der linken Hand an seinem Kragen reißt; klagend, fast weinerlich). Immer gebt ihr mir so schwere Sachen, daß es mich fast erdrückt. Warum ist denn alles so schwer? (Knöpft den Flaus auf und bindet sich die Masche leichter.)

Dr. Halma (der, Sophie verdeckend, in der Mitte steht und Hugo beobachtet). Nicht wahr, Sie warten hier ruhig auf mich?

Hugo (starrt vor sich hin und antwortet nichts).

Dr. Halma (schaut noch einmal auf Hugo und geht dann, mit einem Blick auf Sophie, durch die Tür rechts ab, die er behutsam hinter sich schließt.)

Hugo (die flache Hand auf die Stirne pressend, klagend). Was denn? Was will ich denn sagen? Mir kommt doch etwas vor. Mir kommt vor .... aber jetzt fällt's mir nicht mehr ein. Mir kommt vor ... (Bricht ab, brütet, ringt sichtlich um einen Gedanken; zwei Finger an die Stirne pressend, leise klagend.) Da muß etwas zerrissen sein. Rein wie zerrissen. (Lacht plötzlich wieder so merkwürdig nasal still auf, indem sein Gesicht auf einmal hell wird.) Hm. (Indem er sich leise wiegt, gleichsam horchend, ein stilles Lächeln um den Mund, in einem halb singenden Ton.) „Der Herbst schaut über's Joch“ — hm! Hat der Wärter gesagt. (Ganz langsam.) „Der Herbst schaut über's Joch.“ (Nickt, wiegt sich leise, lauscht nach innen, lächelt still und schlägt mit der Hand leise den Takt zu seiner inneren Melodie; dann im Geist rhythmisch schließend, mit tiefer Stimme.) „Übers Joch.“ (Indem er den letzten tiefen Ton lauschend wiederholt.) Joch. (Starrt noch mit geschlossenen Augen lächelnd vor sich hin, plötzlich schlägt er sie groß auf, sieht verwundert langsam über den Tisch, an die Wand, durch das Zimmer, das er jetzt erst erkennt, steht auf, dreht sich allmählich herum und erblickt zuletzt Vinzenz, nach dem hin er sich vorbeugt, ihm leise zunickend; dann wieder so nasal lächelnd.) Hm. Wie ist denn das?

Vinzenz (ist die ganze Zeit, mit verschränkten Armen auf die Ellbogen gestützt, unbeweglich gesessen, mit seinen gierigen Blicken Hugo förmlich verschlingend; jetzt, ohne sich zu regen, ganz leise). Hugo.

Hugo (in einem seltsam hellen und kindlichen Ton, wie aus weiter Ferne). Der Vinzenz schau. (Streckt unwillkürlich leicht die rechte Hand aus, hält aber plötzlich erschreckt ein und sieht sich ängstlich um; verworren, hilflos.) Wie ist denn das? (Immer ängstlicher, leise.) Geh, hilf mir doch — (Plötzlich ausbrechend, indem er sich an den Arm des Bruders klammert, schreiend.) So hilf mir doch, Vinzenz, siehst denn nicht? (Krampfhaft schluchzend.) Siehst denn nicht, wie — (läßt Vinzenz aus und zeigt mit der Hand auf sich) wie ... (leise weinend) schau mich doch nur an! (Steht aufrecht, die Arme schlaff hinab, heftig weinend.) Gelt? Gelt? (Plötzlich wieder ganz ruhig, einfach referierend.) Es muß etwas zerrissen sein. Denk' dir. (Röchelnd, indem er seine Tränen zu beherrschen sucht.) Bitt' dich, Vinzenz, hilf mir doch. (Bricht wieder in heftiges Weinen aus.) Sei gut und .... und — bist du denn noch immer bös?

Vinzenz (ist langsam aufgestanden und hat nur immer starr auf Hugo gesehen, plötzlich stößt es in ihm, er stöhnt, er streckt die Hände nach dem Bruder aus, kann sich nicht mehr halten

und bricht, mit heftigen Stößen, in ein dumpfes rauhes gurgelndes Schluchzen aus.) Mein arm . . . mein armer . . . Hu — (Bricht schluchzend auf dem Sofa zusammen.)

Hugo (plötzlich zurücktaumelnd, mit den Händen abwehrend, heftig schreiend). Nein nein! Ich will doch nicht. (Rennt nach rechts; ganz schrill, die Vokale dehnend.) Ich will nicht. Was laßt ihr mich denn nicht? Das alles ist doch aus. (Bricht auf der Bank rechts zusammen, das Gesicht in den Händen.)

Sophie (ist entsetzt aufgestanden und blickt hilflos auf die beiden).

Dr. Halma (tritt von rechts ein, bleibt an der Tür und sieht auf Hugo.)

Hugo (blickt nach einer langen Pause wieder auf, sein Gesicht ist ganz gleichgültig, er scheint nachzudenken, plötzlich nickt er, horcht, will leise den Takt schlagen, läßt aber die Hand gleich wieder sinken, schüttelt sich traurig und sagt sich dann eindringlich den Text vor, jedes Wort gleichsam auf seinen Wert wägend). „Der Herbst schaut übers Joch." (Denkt starr nach.)

Dr. Halma (macht Sophie ein Zeichen, unbesorgt zu sein; dann leise wieder durch die Tür rechts ab).

Sophie (setzt sich wieder, das Gesicht zum Fenster).

Vinzenz (hat sich gewaltsam wieder gefaßt, sein Gesicht ist sehr bleich; er rückt in die rechte Ecke des Sofas, stützt sich auf und beugt sich über die Lehne vor, starr nach Hugo blickend).

Hugo (nach einer Pause; versucht, halb singend, den tiefen Ton). „Über's Joch." (Schüttelt sich; leise, traurig.) Nein. (Legt den Zeigefinger an die Stirn.) Und es ist doch da. (Listig.) Wart' nur. (Macht eine Gebärde des Daumens und des Zeigefingers, wie man einen Käfer nimmt, hält dann die beiden Finger geschlossen vor sein Gesicht, öffnet sie behutsam und sieht, daß sie leer sind; gelassen konstatierend.) Wieder weg. (Sehr ernst.) Ja. (Schielt unbeweglich nach Vinzenz hin; leise.) Du Vinzenz.

Vinzenz (ohne sich sonst zu regen). Ja Hugo.

Hugo (ganz gelassen, indem er Vinzenz ruhig zunickt). Ich bin hin. Weißt, ganz ausgeleert. Sie haben mir alles weg. Kann man nichts machen. (Mit einer schlaffen Gebärde der linken Hand.) Hin. (Indem er die linke Hand sinken läßt, streift sie an den schwarzen Hut, den er jetzt ergreift, verwundert ansieht und sich lächelnd aufsetzt; er zieht ihn tief in die Stirne, biegt rückwärts die Krempe um, schlägt sie vorne zurück und sieht dann Vinzenz lächelnd an; glücklich, hell.) Erinnerst dich? Auf dem berühmten Bild? Der Leuchtende. — Und die Marie war ganz vernarrt in den Hut. (Lacht still, wird dann plötzlich sehr ernst und scheint wieder nach innen zu horchen; dann, traurig, indem er den Hut aus der Stirn rückt und sich zurücklehnt.) Nützt auch nichts. Leuchtet nicht mehr. (Mit einem verächtlich höhnischen Zug um den Mund und einer kalten, gleichgültigen Stimme, als ob er etwas Sinnloses und das ihn gar nichts anginge, sagen würde; achselzuckend.) „Der Herbst schaut über's Joch." (Verächtlich.) Ah.

Vinzenz (immer schmerzlicher bewegt, steht jetzt mühsam auf, geht wankend zum Tische rechts, setzt sich auf den Stuhl links vom Tische, legt seine linke Hand auf die Rechte des Bruders und sieht ihn an, vor Mitleid unfähig, ein Wort zu sagen).

Hugo (froh lächelnd, leise). Ja, jetzt sind wir wieder da. — Das ist komisch. Da hat's angefangen, da hört's auf. — Und bist nicht mehr bös, gelt?

Vinzenz (erschüttert; ganz leise). Aber nein.

Hugo (sich erinnernd, vergnügt). Weil ich dich immer sekkiert hab'. (Froh, stolz.) Ich war schon ein schlechter Kerl. Weißt, da kann einer eigentlich gar nichts dafür, man muß. Und das hast du halt nicht verstehen können, du warst doch immer der Brave. (Lacht nasal auf.) Hm. (Gutmütig spöttisch.) So brav! — Ich hab' aber gar keinen Respekt

gehabt. (Sehr vergnügt.) O da warst du manchmal bös! Ich war ja auch ein Strick. Ich hab' genau gewußt, wie man den Vater nehmen muß, während du — (plötzlich in einem ganz anderen Tone; verwundert.) Wo ist denn der Eduard?

Vinzenz. Willst ihn sehen?

Hugo (rasch, gleichgültig; teilnahmslos). Nein. (Noch einmal kurz ablehnend.) Nein nein. Ich und der Eduard — (Stockt, plötzlich sehr ernst.) Da tät' einer dem anderen zu leid. — (Wieder leichthin, mit dem Tone auf dem ersten Wort.) Du bist ja viel gescheiter. Vielleicht — (Ernst, dumpf, schwer.) Vielleicht wenn ich dir gefolgt hätt', wer weiß? (Wieder leichthin.) Aber schau, da kann man wirklich nichts dafür, man muß. (Fast lustig, indem er ihn treuherzig ansieht.) Bist nicht mehr bös?

Vinzenz (immer tief bewegt.) Aber Hugo.

Hugo. Nicht wahr, jetzt? (Dumpf, schwer.) Jetzt. — (Plötzlich sehr leise, flehentlich.) Laß mich hier. Hier hat's angefangen.

Vinzenz (ruhig zustimmend.) Wenn du willst.

Hugo (erschauernd; ganz leise, mit einem scheuen Blick.) Dort ist's ... dort ist's grauslich. (Streckt sich und lehnt sich zurück, spürt dabei den Hut und zieht ihn wieder in die Stirne: lustig.) Da warst auch immer so bös, wenn ich den Hut schief aufgehabt hab'. Und weil ich gesagt hab': (Äfft den kindisch prahlerischen Ton nach.) Das muß ein Genie! Und der Vater hat gelacht! (Weich, innig, ganz leise.) Der hat mich halt sehr lieb gehabt. (In einem anderen, fast ein bißchen unwilligen, leise verächtlichen Ton.) Dann ja die Frauen auch. Eine Menge. Aber das ist doch nicht so, das war nicht mehr das Rechte. Schöne Frauen. (Seufzend.) Schön. (Weich, innig.) Aber dieses liebe gute alte Gesicht vom Vater — (Sieht auf, erinnert sich, steht langsam auf, geht nach links an den runden Tisch und um diesen zum Sofa, auf das er sich halb kniet, um die kleine Photographie des Vaters lange zu betrachten und, nachdem er den Hut abgelegt hat, zärtlich zu streicheln.)

Vinzenz (sitzt unbeweglich, ganz tief vorgebeugt, die Hände gefaltet auf dem Tische).

Hugo (dreht sich nach einer großen Pause langsam wiederum, richtet sich hinter dem runden Tische groß auf und steht, sein Gesicht plötzlich wunderbar hell und wie verjüngt, plötzlich durch Erinnerung wieder der Leuchtende geworden, die Stimme fest und froh, in tiefem Sinnen). Ich glaub', von ihm hab' ich alles. (Indem er sich langsam mit der Hand durch die weichen Locken fährt.) All das Schöne und wunderbar Große da. Gewiß von ihm. (Nickt; dann ganz leicht, in einfach erzählendem Ton.) Gott, er hat ja nie was gesagt, er war doch eigentlich so merkwürdig ... daß man nur ja nicht ahnen sollte, wie lieb er uns hat! Und tat doch, als ob ihm das schrecklich wäre, als ich zur Musik ging — und manchmal war mir, als hätt' er sich zugleich gefürchtet und doch gefreut, wie wenn er sich in seiner Jugend vielleicht das selbst gewünscht und sich aber nur nicht getraut hätt'. Daher dieses merkwürdige Gefühl für mich: halb Angst und doch Stolz. Zum Beispiel, erinnerst dich? Bei meinem ersten Konzert hier. (Lacht.) Gott, ich hatte doch schon überall die größten Erfolge gehabt, aber hier — wirklich, das war das einzigemal im Leben, wo ich am liebsten noch im letzten Moment davon wär', aus Angst. Dann aber, wie es aus war, während die draußen noch tobten vor Begeisterung, da kam der Vater, als ich mich umzog, ganz still in mein Kammerl hinein. Und hat mir nur die Hand gedrückt. Kein Wort dazu gesagt. Er hätt' nicht können. Aber seitdem weiß ich's. (Leicht, lustig.) Und dann sind wir nach Haus und ... das war ja noch nie da: da hat er selbst den alten Geburtstagswein vom Großvater aus dem Keller geholt, ich (mit dem Ton auf dem nächsten

Wort) seh' ihn noch — vier dicke Flaschen Steinwein Bocksbeutel, das war doch das Heiligtum, die letzten vier Flaschen, drei haben wir ausgezecht. (Lacht leise nasal.) Hm.

Vinzenz (ohne sich sonst zu regen; langsam schwer). Eine ist noch da.

Hugo (sieht rasch zu Vinzenz auf; fröhlich). O.

Vinzenz (nickend). Eine ist noch unten. (Wendet langsam den Kopf nach Hugo hin und sieht ihn fragend an.)

Hugo (leichthin). Das wär' eigentlich —

Vinzenz. Hol' den Wein, Sophie. Der Eduard soll dir zeigen.

Sophie (steht zögernd auf, geht nach rechts, öffnet die Tür, spricht nebenan mit dem Arzt und will dann zur Tür links.) Ja, Vater.

Hugo (hat aufgesehen und Sophie jetzt erst erblickt; geht auf sie zu und sieht sie forschend an, zuerst sehr ernst, dann immer freudiger und heller, als ob er gleich ihr Wesen erkennen würde; er streicht ihr leise das Haar aus der Stirne, die er dann zärtlich küßt; dann sieht er sie noch an, lächelt ihr noch einmal freundlich zu und winkt ihr, fortzugehen.)

Sophie (durch die Tür links ab).

Vinzenz (immer noch unbeweglich in derselben Haltung am Tische rechts; aus einer tiefen Besinnung heraus, langsam, schwer, feierlich). Wir wollen sie zusammen trinken.

Hugo (der bisher Sophie nachgesehen hat, blickt jetzt auf und Vinzenz lächelnd, ein bißchen spöttisch, an; ruhig in der Mitte stehend). Nicht wahr? Denn jetzt zeigt es sich doch. (Seine Gebärden werden jetzt immer freier, seine Stimme heller, sein ganzes Wesen glänzt.)

Vinzenz (hebt betroffen den Kopf, wendet sich langsam auf dem Stuhl halb nach Hugo um und sieht ihn an; da er jetzt erst die Veränderung in seinem Wesen gewahrt, mit banger Verwunderung, leise). Hugo.

Hugo (von Erinnerungen und Gedanken umringt; strahlend, lächelnd; leichthin zu Vinzenz, ohne ihn anzublicken). Ja.

Vinzenz (steht langsam halb auf, sich mit der einen Hand auf den Tisch, mit der anderen auf den Sessel stützend, erschreckt). Wie ist dir denn . . . auf einmal?

Hugo (immer noch unbeweglich in der Mitte; strahlend, die Hände gefaltet, aufwärts gewendet). Froh. Und, weißt du — (tief atmend) fliegend! Weißt? Alles fliegt jetzt wieder auf. Und das andere, das ganze, Menschenleid und Menschenstreit, tief unter mir. Sinkt, versinkt . . . ich aber schwebend, entschwebend, ich selig empor. (Still, innig, kindlich, lächelnd, leise.) Jetzt bin ich wieder da. (Neigt den Kopf, wie vor Andacht; verklärt.) Ich.

Vinzenz (auf den Sessel und den Tisch gestützt, nach ihm sehend; entsetzt). Hugo.

Hugo (verklärt). Ich.

Sophie (durch die Tür links, mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern, die sie zum Tische rechts trägt; indem sie die Flasche öffnet). So Vater.

Vinzenz (wendet sich hastig von Hugo weg und greift nach der Flasche; zu Sophie, hastig). Gib. (Gießt mit zitternden Händen die Gläser voll und sinkt dann erschöpft in den Stuhl zurück, die eine Hand schlaff an seinem Glase; winkt Sophie ab.) Geh.

Sophie (will zur Nähmaschine).

Hugo (steht, während Sophie von der Tür links zum Tische rechts geht, verzückt, ohne sie zu sehen; jetzt aber, da sie wieder an ihm vorbei will, erblickt er sie, lächelt ihr gütig zu, faßt sie sanft an der Hand und führt sie geheimnisvoll an den Tisch rechts, wo er sie mit einer zärtlichen Gebärde in den Stuhl drückt, von Vinzenz rechts, während er sich selbst dann wieder auf die Bank setzt, ihr gegenüber).

Vinzenz (da er plötzlich Sophie wieder neben sich sieht; auffahrend, heftig). Was? Was willst du denn noch? Wenn ich dir doch schon ...

Hugo (indem er leise die Hand auf den Arm des Bruders legt). Laß.

Vinzenz (will Hugo heftig entgegnen). Sie ...

Hugo (mit sanfter Gewalt, indem er sich geheimnisvoll zum Ohr des Bruders neigt; seltsam lächelnd). Laß. Denn sie gehört zu mir.

Vinzenz (heftig aufschreiend, indem er sich mühsam halb erhebt). Nein, nein!

Hugo (drückt, ohne sich zu erheben, Vinzenz mit einer seltsam stillen und starken Gebärde in den Stuhl zurück; dann sanft lächelnd). Laß nur. Armer Vinzenz. Du weißt noch vieles nicht. (Neigt sich geheimnisvoll zu ihm; übermütig, listig.) „Der Herbst schaut über's Joch." (Lehnt sich lachend zurück.) Und siehst du, da zeigt sich's. (Wieder geheimnisvoll listig.) Nimm dein Glas und ... (indem er sein Glas mit beiden Händen umschließt) und loben wir Gott den Herrn! (Hebt das Glas, lehnt sich zurück und leert es auf einen Zug; dann, immer noch zurückgelehnt, tief aufatmend; mit geschlossenen Augen.) Loben wir Gott den Herrn! (Schlägt die Augen auf und sieht Vinzenz groß an; feierlich.) Bruder, wer das nicht kann! (Wie verzückt, leuchtend, selig.) Ich kann es. Ich ja.

Vinzenz (hat nur ängstlich an seinem Glase genippt, stellt es aber gleich wieder weg; beklommen, dumpf). Man muß sich demütig fügen.

Hugo (immer noch zurückgelehnt, das Glas mit beiden Händen vor sich; strahlend; das erste Wort wie ein Trompetenstoß). Nein! Hochgemut will er gepriesen sein. — (Fiebernd.) Hochgemut auf das Leben los und hinein, daß es spritzt, und sinke nur, versinke, ertrinke — unten ist der liebe Gott, auf dem Meeresgrunde. Tauchen, tauchen, tief hinab — (langsamer) ich bin getaucht, bis auf den Gottesgrund ... (in einem seltsamen tiefen Ton geheimer Furcht) davon ist manchmal mir so kalt ... (indem er wieder geheimnisvoll auf Vinzenz blickt; feierlich) des Lebens tief verborgenen Gottesgrund. (Lächelt leise.) Da hab' ich für die Menschen dann das Leuchten heraufgeholt. (Wieder plötzlich ganz leicht, konversationell.) Aber wenn du nicht zuerst ertrinkst, dann kannst du nichts wissen. (Lacht ihn lustig aus.) Armer Vinzenz. (Indem er sein Glas wieder füllt; übermütig, kindisch.) Ich will noch ein bissel loben. (Trinkt lachend rasch.)

Vinzenz (der sich immer mehr von der Macht des Bruders erdrückt fühlt und vergeblich zu wehren sucht; dumpf, beklommen, wie vor einer Drohung.) Warum nennst du mich denn arm?

Hugo (hat getrunken und reicht jetzt Sophien das Glas; zärtlich) Liebes liebes Mädchen, trinke.

Sophie (nimmt das Glas, blickt scheu nach Vinzenz, der versunken sitzt, und nippt).

Hugo (sieht Sophie lächelnd zu, sich über den Tisch vorbeugend; leise.) Trinken und ertrinken! Mußt du lernen, liebes Mädchen! (Langsam, tief ernst.) Ertrinken. (Indem er die flachen Hände erhoben gegen sie streckt.) Dann wirst du gesegnet sein.

Vinzenz (aus tiefem Grübeln). Warum denn arm, sag'!

Hugo (sieht halb zu Vinzenz auf, indem er langsam die Hände senkt; lächelnd, lustig). Armer Vinzenz.

Vinzenz (gequält, wie beschwörend). Warum sagst du das?

Hugo (geheimnisvoll, leise, mit einem Anklang von Hohn und verächtlichem Mitleid). Weil du keinen Herbst hast. Siehst du.

Vinzenz (dumpf). Herbst?

Hugo (leise). „Der Herbst schaut über's Joch." (Leichter im Ton, einfach erzählend.) Wie wir da früher fuhren, im Wagen, durch den großen Garten, wo die alten Bäume sind, die Blätter werden schon müd, da hat der Wärter gesagt, der — (Stockt einen Moment, spricht das nächste Wort schwerer aus, findet sich dann aber gleich wieder in den früheren Ton) Wärter . . . ist ein Tiroler, ein lustiger Kerl, der immer solche Sprücheln hat, und da zeigt er auf einen gelben Baum, lichterloh war der, und sagt: „Der Herbst schaut über's Joch!" Lustig hat er das gesagt. (Indem er sich zu Vinzenz neigt.) Und siehst du: bei dir nicht. Du hast keinen Herbst. Weil du dich — (lacht kurz auf) natürlich.

Vinzenz (wie gebannt). Weil — was?

Hugo. Weil du dich gefürchtet hast. Um dich. Ich aber nicht. Mit beiden Füßen hinein. Ins Feuer hinein. Und verbrannt. Und Rauch. Und aus dem Rauch ein neuer. Und wieder hinein und wieder verbrannt. Brennen ohne Ende. (Indem er sich streckt; strahlend.) Und davon bin ich jetzt auch so vor Segen gelb. Wie die brennenden Bäume. Alles brennt. Brennen ist das Leben. Brennen, Verbrennen. Und bin so von Früchten schwer, (indem er sich in die Locken greift, wie um etwas zu fühlen) überall mit den reifen seligen blauen Stunden bin ich so voll behängt, wo sich dann alles auftut. (Blickt weit hinaus und streckt die flache Hand geöffnet hin, als ob er etwas darzubringen hätte.) Alles tut sich dann auf und wird dem guten Sünder geschenkt. Alles kommt und neigt sich. Alles legt die Hüllen ab und tanzt vor mir dann, alle Kreatur. Und seitdem weiß ich erst. Jetzt weiß ich. Ich weiß, seit ich gestorben bin, daß ich nicht sterben kann. (Indem er es mit einer kleinen Bewegung der Hände zeigt.) Es dreht sich nur. Tod und Leben, dasselbe Rad, bald oben, bald unten, und geht wieder hinauf und kommt wieder hinab. Stirbst täglich, lebst ewig. Und alles wie du, überall, auf allen Sonnen. (Blickt plötzlich wieder auf Sophie, lächelt ihr zu; leise.) Du liebes Mädchen, das schenk' ich dir: Lebe dich tot! Groß, laut, fast singend.) Dann lobst du Gott den Herrn! Dann kannst du's. (Indem er die Hände ausbreitet; mit dem Ton auf dem nächsten Wort.) Ich lob' ihn. Weil er mich gesegnet hat. Brennend gelb gesegnet. Ich lob' ihn. (Sieht verklärt empor.)

Sophie (blickt bebend auf, seine Worte gierig trinkend).

Vinzenz (reißt sich gewaltsam empor, beugt sich über den Tisch und streckt, wie um Sophie zu schützen, den rechten Arm vor; heftig, zu Hugo). Nein! Laß sie! Verstör' mir nicht mein Kind!

Sophie (indem sie sich duckt; leise, flehentlich, kaum hauchend.) Vater.

Hugo (springt auf, streckt sich aus und herrscht Vinzenz groß an). Was willst denn du?

Vinzenz (kann seinen Blick nicht ertragen, duckt sich; leise wimmernd). Mein Kind! (Streckt wieder unwillkürlich halb die Hand nach ihr aus.)

Hugo (lacht kurz höhnisch auf; dann groß, kalt, mit unsäglicher Verachtung). Du armer Narr.

Vinzenz (bäumt sich auf, ballt die Fäuste; keuchend). Ich, ich?

Hugo (groß, stark, mit einer gebietenden Bewegung der rechten Hand). Verkrieche dich in deinen Tod! Du —

Vinzenz (zuckt zusammen; feige, wimmernd). Nicht.

Hugo (langsam, lächelnd). Du armer Narr.

Vinzenz (mit seiner letzten Kraft; schreiend, indem er auf den Bruder eindringen will). Hinaus! Fort mit dir! Hinaus!

Sophie (wirft sich vor den Vater und reißt ihn zurück; flehentlich.) Vater, Vater!

Dr. Halma (durch die Tür rechts, tritt rasch in die Mitte und seine schwarze Gestalt richtet sich drohend auf).

Vinzenz (taumelt, da er den Doktor hört, erschreckt zum Tische links zurück und muß sich an den Stuhl dort halten, immer mit Haß auf Hugo starrend).

Hugo (unbeweglich; mit ungeheurer Ruhe). Ich bleibe doch. Wo immer ich bin, ich bin jetzt bei dir. Ich stehe vor dir. Denn jetzt hat es sich gezeigt. Ich und du. Und das steht jetzt immer vor dir. (Seltsam lächelnd, ganz ruhig, ganz still.) Und jetzt hast du erst Grund zu deinem Neid! Jetzt . . . mehr als je.

Vinzenz (bricht auf dem Sessel links zusammen und schlägt das Gesicht in die Hände). Und ein ganzes Leben von Pflicht und Entsagung?

Hugo (ganz einfach, ganz still). Ja, siehst du, dies alles, was ihr meint, dies alles ist nichts wert. (Feierlich, ganz langsam.) Euer Wert . . . nur Wahn. Nur im Wahn. . . . die Wahrheit. (Mit einem verzerrten Lächeln, in dem er mahnend den Zeigefinger der rechten Hand hebt.) Auf des Lebens tiefem Gottesgrunde. (Verläßt langsam die Bank und geht zum Doktor, immer noch die Hand mit dem mahnenden Zeigefinger erhoben.)

Vinzenz (stöhnend). Nein nein!

Hugo (zum Dr. Halma, in einem ganz anderen Ton, scheu und wie ein Kind, das Strafe fürchtet.) Ja, Herr Doktor, gleich. (Wendet sich in der Mitte noch einmal um; zu Sophie, strahlend, innig.) Du liebes Mädchen! Ich segne dich . . . aus meiner seligen Einsamkeit, Allsamkeit. Und wünsche dir's. Frage nicht. Lebe. Lebe. So lobst du Gott den Herrn. (Er segnet sie.)

Vinzenz (stöhnend). Aber wozu denn dann? Wozu dann?

Vorhang.

„Don Juan."

Von Robert Hirschfeld.

Die Welt rüstet zur Mozart-Feier. Sie wird uns neue Freuden, neue Schmerzen bringen. Schmerzen. Denn „Don Juan", die Oper der Opern, geht verstümmelt, in zerrissenem Gewande, von Übersetzern arg zugerichtet, über die deutsche Bühne. Jede deutsche Stadt, jedes deutsche Theater, ja, jeder deutsche Sänger hat einen eigenen „Don Juan"-Text, eigene Zusätze, eigene „Verbesserungen". Die Secco-Rezitative in allerlei Formen und Unformen, auf Noten, gesprochen, zerhackt, unkenntlich, ihres Charakters beraubt. Die Szenenfolge durch eine Reihe von Bearbeitern verwirrt, der Geist des Werkes zertrümmert, die italienische Sprache durch eine kaum deutsche ersetzt. Es ist ein Jammer. In der Wiener Hofoper ist die Zersetzung des „Don Juan" am ärgsten. Da wogte beständig ein Kampf zwischen der Kalbeckschen und den gangbarsten älteren Übersetzungen. Hie Chaos! Hie Kalbeck! Wo aber war Mozart und Da Ponte geblieben? Es wurden Kompromisse versucht, dann wieder Schlachten geschlagen — Sommer und Reichmann — endlich wurde ein fauler Friede geschlossen, der mit jedem Gastspiele, mit jedem neu eintretenden Mitgliede Störungen, alte Durchbrüche, neue Zugeständnisse brachte. „Don Juan" an der Wiener Hofoper war, wenn ich aus dem Texte Kalbecks zitieren darf, eine „Schüssel mit Salaten".

Von der kommenden Mozart-Feier erhoffte man Erlösung. Die Kunstpflege bedarf öfter eines Jubiläums, um zur Vernunft zu kommen. Wer aus früheren Jahren die Energie, Kühnheit, Unerschrockenheit der Mahlerschen Direktionsführung in dankbarer Erinnerung hatte, wagte auf eine italienische Festaufführung des „Don Juan" zu hoffen. Mit einem Schlage wäre Mozart von den Umlagerungen der Übersetzer, von dem ganzen Übel befreit. Hatte man doch erst vor kurzem einer Schrulle der Frau Lehmann nachgegeben und die „Traviata" in italienischer Sprache an der Hofoper aufgeführt! „Don Juan" in der Urgestalt und in der Ursprache — ich glaube, das wäre eine Tat gewesen. Ist nicht jeder Kunstfreund von der Sehnsucht nach einer reinen „Don Juan"-Aufführung erfüllt? Zeitungsnotizen, immer viel versprechend, wußten von dem Plane einer zweifachen „Don Juan"-Vorstellung fürs Jubeljahr zu melden und ließen demnach eine Mozart-Aufführung und eine Kalbeck-Aufführung erwarten. Davon ist's wieder still geworden. Vermutlich hatte man bloß eine zweifache Ausstattung, eine kleine historische und eine große moderne im Sinne; denn alles Trachten ist jetzt in den Hoftheatern zunächst auf die Ausstattungen gerichtet. Reformen werden da nur noch von der Ausstattung hervorgetrieben.

Nun, eine italienische Aufführung des „Don Juan" müssen wir entbehren. Die Direktion der Hofoper hatte sicher gute Gründe, an den Fundamenten des Haustextes nicht zu rühren und verspricht nur eine zweite verbesserte Auflage der Kalbeckschen Bearbeitung. Damit sind wenigstens die Mängel der jetzt an der Hofoper regierenden Übersetzung endlich einmal offiziell anerkannt. Das ist ein großer Schritt zur Besserung. Hoffen wir vom Besseren das Beste.

Seit der „Don Juan"-Übersetzung, die zu seinen ersten Versuchen zählte, hat Max Kalbeck zahlreiche vortreffliche, ja meisterhafte Übertragungen und Bearbeitungen geliefert. Diese redliche Anerkennung habe ich zu oft ausgesprochen, um sie hier noch durch Beispiele bekräftigen zu müssen; dahingegen ich, vor eine neue Auflage des Kalbeckschen „Don Juan" gestellt, nicht ins einzelne gehen und nicht umständlich darauf weisen möchte, wie sehr die Austreibung volkstümlicher Elemente, die völlige Verkennung der Da Ponteschen Art, wie oft Entgleisungen, unsangbare Phrasen der gegenwärtigen Fassung des Kalbeckschen Textes zum Nachteil gereichen. Meine Betrachtung ist allgemein; ich sehe von dem gleichsam persönlichen Verhältnisse der Kalbeckschen Übersetzung zur Hofoper weiter nach München hinüber, wo der Lokalpatriotismus wiederum die Übersetzung des verdienstvollen Hermann Levi begünstigt. Ernstlich kommen von modernen Bearbeitungen doch nur die Übersetzungen Kalbecks und Levis in Diskussion. Levis Text hat Vorzüge musikalischer Natur, doch wird der Mangel dichterischer Qualitäten zu häufig fühlbar. Die wunden Punkte liegen in den Secco-Rezitativen. In den gebräuchlichen Übersetzungen beginnt mit dem Secco-Rezitativ regelmäßig ein holperiger Knüttelweg, ein unerträgliches Prosagepolter, dem man an vielen Bühnen sogar die musikalische Unterlage entzieht. Die Oper zerfällt nach dieser Übung in ihrer deutschen Fassung in ein poetisches Gebiet, dem die einzelnen Gesangsnummern angehören, und in einen fürchterlich stotternden prosaischen Teil, der die Secco-Rezitative enthält. Da Pontes Dichtung kennt diese Unterscheidung nicht; sie ist ein Ganzes. Ich darf den Übersetzern des „Don Juan" das Geheimnis verraten, daß Da Ponte auch in den Secco-Rezitativen durchgängig Reime anwendet. Es sind wohlberechnete, fein zugespitzte Reime, welche

ironische Anspielungen unterstützen, Ruhepunkte markieren, Schlußfällen einen ungewöhnlichen Reiz geben. Die zartesten Gedankenverbindungen stellt im Secco-Rezitativ Da Pontes oft ein solcher Keim her, und Mozart ging diesen feinen Zügen mit entzückenden Wendungen nach. Da Ponte, Mozart und die Italiener tragen also nicht die Schuld, daß nach jeder Gesangsnummer ein barbarisches, rhythmenloses Wortgerassel beginnt, dem man schließlich den gesprochenen Dialog vorgezogen hat. Kalbeck und Levi gehen gleich den anderen Übersetzern hartnäckig den Reimschlüssen und eingestreuten Reimen des Secco-Rezitativs aus dem Wege. Hiedurch wird, wie ich mir schon vor zehn Jahren zu bemerken erlaubte, die Einheit der Dichtung völlig zerrissen und manche zarte Beziehung im Texte gelöst. Ja, der Charakter des »Dramma giocoso« wird geschädigt, gelähmt.

Der erschreckenden Beispiele bedürfte es eigentlich nicht. Man lese nur den italienischen Text in einem Klavierauszuge und die angeblich zugehörige Übertragung. Trotzdem mögen hier von hundert Fällen einige wenige das Gesagte erklären:

»Vien meco, se non vuoi qualche cosa ancor tu.«
»»Non vo' nulla, Signor; non parlo più.««

Levi aber: „Komm mit mir, oder willst du etwa auch was von mir?" . . . „„Ich will nichts, gnädiger Herr, bin mäuschenstill."" Und Kalbeck: „Komm mit mir, oder willst auch du was von mir?" . . . „„Nein, ich danke, mein Herr, ich hab' genug.""

Dort duftige, leichtflüssige Poesie — hier prosaischer Platzregen. Oder ein andermal: Kalbeck . . . „Gibt es etwa eine neue Eroberung? 's ist mir nur um die Ordnung im Register." Und Levi . . . „Gilt's vermutlich einer neuen Eroberung; dies wär' wichtig für unser Register." Bei Mozart aber:

»Non sarebbe qualche nuova conquista?
Io lo devo saper, per porla in lista.«

Wer vermöchte die entsprechenden deutschen Worte, die, ohnehin schwerfällig, noch den Reim verschmähen, auch nur zu sprechen? Wer ahnt da eine Dichtung? So auf jeder Seite, mit jeder Zeile: Da Ponte:

»Se subito senza altro replicar non te ne vai,
Masetto, guarda ben, ti pentirai.«

Kalbeck dagegen: „Wofern du nicht sogleich und ohne Widerrede fortgehst, Masetto, nimm dich in acht, wirst du's bereuen . . ." An einer anderen Stelle übersetzt Levi: „Ja, mach mir alles, was du willst, doch dann, mein lieber Schatz, dann schließ wieder Frieden!" Und Kalbeck: „In Stücke zerreiß mich meinetwegen; doch dann, mein Herzensmännchen, sei wieder gut mir . . . ." Man sollte nicht glauben, daß diese Worte auf Singnoten gesetzt sind und daß es im Urtext lautet:

»Fà tutto di me quel che ti piace,
Ma poi, Masetto mio, ma poi fà pace.«

Und so fort die reimfeindliche deutsche Übersetzung durch die ganze Partitur. Bei Mozart:

»Signor, per più ragioni.«
»»Finiscila, non soffro opposizioni.««

Doch Levi: „O Herr, wenn Ihr bedächtet!" . . „„Kein Wort mehr, ich dulde keinen Widerspruch."" Und Kalbeck: „Doch Herr, ich habe Gründe!" . . . „„Was willst du noch? Hier gibst kein Wenn und Aber."" . . . Dort Rasenwege — hier Pflastersteine. Wohlgemerkt!

Ich spreche nicht von einzelnen etwa nicht gelungenen Phrasen der Übersetzung, sondern von der durchgängigen Methode, den Reimen aus dem Wege zu gehen. Nicht einmal den Schlußfällen, die doch, ähnlich wie bei Shakespeare, von Da Ponte den Nachdruck des Reimes erhalten, ist in den deutschen Übersetzungen die dichterische Forderung erfüllt. Einmal, in der Kirchhofszene, ist der ganze Charakter der Opera semiseria durch die bequeme Umgehung des Reimes in der Übersetzung, bei Levi sowohl wie bei Kalbeck, gefährdet. Leporello erzählt seine Erlebnisse und schließt: „Wenn es nun gar meine Braut war?" Don Juan lacht laut auf:

»Meglio ancora!«

Und der Komtur darauf, mit Begleitung der Posaunen:

»Di rider finirai pria dell' aurora.«

Daß die feierlichen Worte des Komturs mit dem Scherze Don Juans sich reimen, hat einen tiefen ästhetischen Sinn — es schwebt ein Hauch von Ironie über dieser formalen Beziehung. Da Ponte und Mozart wußten, was sie wollten. Bei Levi und Kalbeck lautet die Stelle:

Don Juan: „Desto besser!"
Komtur: „Dein Lachen wird vergehen, ehe der Tag graut."

Man vergleiche dieses: „ehe der Tag graut" mit jenem »pria dell aurora«, das beziehungsvoll durch den Reim an den Ausruf Don Juans gebunden ist!

In solchem Zustande wird das herrliche Kleinod aus dem Mozart-Schatze, die Krone der klassischen Opern, über die Hofbühnen getragen! Ich rufe Staatshilfe an, die sofort zur Stelle wäre, wenn man ein Meisterwerk Raffaels in ähnlicher Weise übermalen wollte. Die alten Wände jedes kleinen Dorfkirchleins stehen unter dem Schutze der k. k. Zentralkommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler — und der „Don Juan" unseres Mozart sollte dieses Schutzes entraten müssen? Der Vorgang wäre einfach. Im Jubeljahre einigen sich die Kunstdepartements der Regierungen von Österreich und den reichsdeutschen Landesregierungen dahin, einen gemeinsamen Staatspreis für die beste deutsche Übersetzung des „Don Juan" auszuschreiben. Das Preisrichteramt übernehmen Delegierte der einzelnen Kunstdepartements und Leiter der hervorragendsten deutschen Bühnen.* Die einzelnen Kunstdepartements verpflichten sich, ihren Einfluß bei den obersten Hoftheaterbehörden, staatlich subventionierten Bühnen und staatlichen Musiklehranstalten geltend zu machen, daß fortan nur die mit dem gemeinsamen Staatspreis gekrönte „Don Juan"-Übersetzung verwendet werde. Die Preisrichter bilden zugleich eine Kommission, welche die Grundbedingungen für das Preisausschreiben, technische und poetische Anforderungen feststellt. Die deutschen Bühnen gewinnen dann eine einheitliche deutsche Fassung des Mozartschen Werkes, und der „verderbnisvolle Zwiespalt" löst sich in harmonischer Kunstübung auf. Ist Mozarts „Don Juan" nicht eines solchen Schutzes wert? Wollte doch das Kunstdepartement der österreichischen Regierung, das vielfach Reformen sich zuneigt, im Mozart-Jahre den ersten Schritt zur Rettung des „Don Juan" tun und das Einvernehmen der staatlichen Kunstbehörden anbahnen!

* Schon im Jahre 1883 wurde ein gemeinsames Vorgehen der deutschen Bühnenvorstände geplant, aber der Gedanke wurde nicht ausgeführt. Vergl. Rudolf v. Freisauffs vortreffliches „Don Juan"-Buch.

Chronik.

Technik.

II.*

Mit der Übergabe der Linie von Schwarzach nach Gastein hat der Eröffnungsreigen für die Teilstrecken der neuen Alpenbahnen begonnen. Wie bei den älteren Hauptbahnen, die das größte und schönste Gebirge Europas überschreiten, wird auch hier der Dampf die fördernde Kraft sein. Der Traum, den die Freunde des elektrischen Stromes vor Jahren voll Zuversicht auf seine Erfüllung geträumt, ist aus: es sind abermals die schon so oft altersschwach erklärten Dampflokomotiven, die den Weltverkehr von Mitteleuropa nach der Adria über neue Pfade führen. Aber unser Eisenbahnministerium fühlt doch das dringende Bedürfnis, einerseits den Elektrotechnikern nicht alle Hoffnung auf kommende bessere Tage zu nehmen und anderseits sich vor der Öffentlichkeit als emsig forschende, studierende und probierende Behörde zu bekennen. Und so ließ es in die Welt die frohe Kunde setzen, daß der elektrische Betrieb der verschiedenen Staatsbahnen in Österreichs Alpengebieten in Aussicht genommen sei und schon so ernst und eifrig studiert werde, daß man die Sicherstellung der hiezu erforderlichen Wasserkräfte mit aller Beschleunigung in Angriff nehmen müsse. Wir wollen hier nicht untersuchen und entscheiden, ob es vom wirtschaftlichen Standpunkte aus gerechtfertigt ist, für ein Unternehmen, dessen Realisierung in ferner Zukunft liegt und überhaupt nicht positiv gesichert erscheint, Tausende von Pferdekräften festzulegen, anstatt ihre Verwendung für reelle Zwecke der Industrie mit allen Mitteln zu fördern; wir sind aber mit dem Ministerium gleicher Anschauung in dem Punkte, daß das Endergebnis seiner Forschungen nicht so bald zu erwarten und daß es auch in seinen praktischen Erfolgen, soweit der elektrische Betrieb in Betracht kommt, sehr fraglich, zum mindesten sehr unsicher ist.

Das Problem, das hier vorliegt, findet auf dem Wege zu seiner Lösung manche Schwierigkeiten technischer, finanzieller und wohl auch wirtschaftlicher Natur. Ein Blick in die Technik der Aufgabe wird dies sofort erweisen. Unsere Straßenbahnen werden mit Gleichstrom betrieben, dessen Spannung selten und dann nicht weit 500 Volt übersteigt. Bei den Bahnen, die heute noch die Dampfkraft betreibt, liegen die Verhältnisse ganz anders, als bei Straßenbahnen; die elektrische Kraft ist auf größere Entfernungen zu übertragen, die Züge sind bedeutend schwerer, die Fahrgeschwindigkeit ist größer. Wollte man hier mit Strömen arbeiten, wie bei den verhältnismäßig kurzen Straßenbahnen mit ihren leichten, sich rasch folgenden Zugseinheiten, dann würden Anlage und Betrieb sich wesentlich verteuern; ernste wirtschaftliche Gründe verlangen daher bei Lokal- und Hauptbahnen die Anwendung hochgespannter Ströme. Das haben die Elektrotechniker rasch und richtig erfaßt und die Frage zunächst in der Weise gelöst, daß sie die Kraftübertragung von der stromerzeugenden Station entlang der Bahn mit hochgespanntem Strome ausführten und diesen Strom in einzelnen Umformerstationen, die in angemessenen Entfernungen voneinander neben der Bahnlinie sich befinden, in Gleichstrom von nur 500 Volt Spannung umwandelten; dieser niedrig gespannte Strom ging in die Motoren der Fahrzeuge. Ein solcher Betrieb — er hat auf zahlreichen interurbanen Linien in Amerika Anwendung gefunden — ist unverhältnismäßig teuer, weil die Umformung des Stromes mit Arbeitsverlusten verbunden ist und die sie bewirkenden Maschinen Wartung und Bedienung heischen.

So kam der Gleichstrom für „schwere Betriebe" in Verruf; man wandte sich dem Wechselstrome zu, dessen Umwandlung aus hoher in niedrigere Spannung sich in denkbar einfachster Weise vollzieht. Es genügt, in die Hochspannungsleitung eine Spule einzuschalten, mit ihr eine entsprechend anders gewickelte Spule zusammenzubauen, um in dieser zweiten Spule sofort Wechselströme von niedrigerer oder höherer Spannung — je nach den Einzelheiten der Anordnung — hervorzurufen: keine Wartung, keine Bedienung, sehr geringe Arbeitsverluste. So war

* Vergl. Bd. III, Heft 49 der „Österr. Rundschau".

also der Wechselstrom für die hier vorliegende Kraftübertragung die geeignetere Stromart. Nun aber stand eine andere Aufgabe den Elektrotechnikern bevor: einen Wechselstrommotor zu bauen, der für Bahnzwecke geeignet war. Man ist dabei auf verschiedenen Wegen gegangen; man benützte den einphasigen Wechselstrom, der nur eine Hin- und Rückleitung verlangt, durch welche die kraftliefernden Stromimpulse hin- und zurückfließen — man verwendete den dreiphasigen Wechselstrom, den sogenannten Drehstrom, der drei Leitungen braucht: der Strom fließt immer in einer Leitung hin und in den beiden anderen zurück, aber die Hinleitung erfolgt abwechselnd in den drei Leitern, so daß sich der elektrische Impuls gleichsam über die drei Leitungen „dreht". Die Versuche setzten zuerst mit dem Drehstrom ein; es gab damals — vor wenigen Jahren — noch keinen betriebssicheren einphasigen Wechselstrommotor. Die Eisenbahn von Burgdorf nach Thun, die vielbesprochene Bahn durch das Veltlin-Tal werden mit Drehstrom von 3000 Volt, die Schnellbahn Berlin—Zossen wurde mit Drehstrom von 14.000 Volt betrieben. Nun ist es in allerletzter Zeit gelungen, auch für einphasigen Wechselstrom, also für den in seiner Anlage und Durchführung einfacheren und billigeren Betrieb, einen geeigneten Motor zu bauen: die Bahn durch das Stubaital und die preußische Staatsbahnlinie von Spindlersfelde nach Niederschönweide werden seit kurzem nach diesem Systeme betrieben, das gegenüber dem Drehstromsysteme beachtenswerte Vorteile aufweist. Andere Elektrotechniker sind in jüngster Zeit wieder zur ersten Liebe zurückgekehrt, zum Gleichstrom; die Lokalbahn St. George—Commiers—La Mure ist für einen Gleichstrombetrieb eingerichtet, bei dem die Kraftübertragung mit 2400 Volt Spannung in drei Leitern derart erfolgt, daß jeder Fahrdraht nur 1200 Volt Spannung gegen die Schienen hat. Ingenieur Križik, der jüngst ins Herrenhaus berufen wurde, betreibt die 24 *km* lange Lokalbahn von Tabor nach Bechynec ebenfalls mit hochgespanntem Gleichstrom nach dem Dreileitersystem und wird auf der Wiener Stadtbahn eine sehr kräftige Lokomotive in Verkehr setzen, die mit Gleichstrom von 3000 Volt gespeist werden soll. So stehen unsere Elektrotechniker noch mitten im Studieren und Probieren. Bevor man aber ernstlich an die technische Lösung der gewaltigen Aufgabe des elektrischen Betriebes der Alpenbahnen herantritt, bevor man die schwerwiegende Entscheidung über das System trifft, das gewählt werden soll, müssen vor allem die Erfolge der auf den verschiedenen Bahnen ausgeführten Versuche abgewartet werden. Das Eisenbahnministerium ist Betriebsunternehmer und als solcher muß es sich nicht nur für die Konstruktion, sondern vor allem für die Betriebsresultate interessieren; die technisch beste Lösung ist eben nur jene, die am meisten wirtschaftlich ist. Maßgebende Daten auf wirtschaftlichem Gebiete gewinnt man aber nicht in Wochen oder Monaten, sondern nur in jahrelangem Betriebe.

Schließlich bleibt aber noch eine wichtige Frage: Wie soll denn in ökonomischer Weise künftighin die Umwandlung des Dampfbetriebes in elektrischen Betrieb erfolgen? Man kann ja doch nicht die Lokomotiven sukzessive, je nachdem sie altersschwach werden, aus dem Dienste ausschalten und durch ein Stückchen Elektrizität ersetzen? Man wird doch größere Strecken, zusammenhängende Netze, sozusagen über Nacht außer Dampf setzen und in den elektrischen Strom einschalten müssen. Wohin mit den plötzlich freiwerdenden Lokomotiven? Woher aber auch das Geld für diese kostspielige, in ihren Endresultaten doch immerhin fragliche Transaktion? Bei den neuen Alpenbahnen wäre die Einführung des elektrischen Betriebes — von dem eben erörterten Standpunkte aus — leichter und entschieden richtiger gewesen. Es ist schade, daß ihre Vollendung zu einem Zeitpunkte fällt, in dem das Problem technisch noch nicht gelöst erscheint. Man kann dem Eisenbahnministerium nur beipflichten, wenn es bei dem Betriebe der neuen Bahnen vorsichtig zu Werke geht; beim Bau ist ihm ohnehin der Vorwurf der Überhastung nicht erspart geblieben.

Kurz vor meiner Ferienreise in die Berge habe ich noch Gelegenheit gefunden, einem interessanten Vortrage des Staatsbahn-Oberingenieurs Anton Makowsky über das Flugproblem beizuwohnen. Makowsky ist ein Gegner des Luftballons, soweit es sich um die Aufgabe handelt, Verkehrswege in der Luft über menschliche Wohnstätten, über Flüsse, Täler und Berge, über Seen und vielleicht auch über Meere hinweg zu schaffen. Der Luftballon, mit leichterem Gase als die atmosphärische Luft gefüllt, schwimmt in dem Luftmeere in jener Höhe, die durch das Verhältnis des Einheitsgewichtes seines Gasgemenges zu dem Einheitsgewicht der ihn umgebenden Lufthülle bestimmt erscheint. Vielleicht wäre treffender gesagt: er schwebt in der Luft. Wenn er aber schwimmt, so wird er abhängig von ihr; er muß mit dem Luftstrome sich bewegen; er wird nicht untertänig dem Willen des Menschen wie der lebende oder tote Motor auf der Landstraße. Soll der Luftballon lenkbar werden, soll er mit dem Strome der Luft, aber auch gegen ihn sich bewegen, soll er langsam oder schneller als dieser seine Bahn durchlaufen, die ihm sein Lenker vorschreibt, so muß er fliegen. Kann der Luftballon fliegen? Makowsky sagt nein und er begründet dies an der Hand des Grundsatzes von der lebendigen Kraft, die in jedem bewegten Körper wohnt und gleichsam

die Größe jener — sagen wir verständlich, wenn auch nicht wissenschaftlich — Gewalt darstellt, mit welcher der Körper in seiner Bewegung alle sich entgegenstellenden Hindernisse zu beseitigen strebt. Diese lebendige Kraft wächst mit der Masse, beziehungsweise mit dem Gewichte und mit dem Quadrate der Geschwindigkeit, mit welcher die Masse sich bewegt.

Die Studien über den Flug der Vögel, die durch das Flugproblem angeregt worden sind und schon so viele schöne Aufklärungen geliefert haben, zeigen zwei wichtige Momente als Voraussetzungen für den Flug: der Flieger muß in die Luft eindringen und muß von ihr getragen werden. Das Eindringen in die Luft bedingt das Verschieben der Luftteilchen, die vor dem Flieger sich befinden; die lebendige Kraft des Fliegers muß größer sein als jene der entgegenkommenden Teilchen des Luftstromes; es muß also auch seine Masse oder seine Geschwindigkeit wesentlich größer sein. Haben wir es mit ruhiger oder schwachbewegter Luft zu tun, so wird es bei den großen Fortschritten des modernen Maschinenbaues keinen Schwierigkeiten unterliegen, dem Luftschiff eine verhältnismäßig hohe Geschwindigkeit zu erteilen, man wird auch den schwimmenden Ballon zum Flieger machen können. Wir haben jedoch, und zwar zumeist mit sehr großen Luftgeschwindigkeiten zu rechnen — mit Geschwindigkeiten, die jene unserer Schnellzüge mitunter weit übertreffen. Es gibt heute noch keinen Motor, der es ermöglichen würde, dem Luftschiffe eine solche Geschwindigkeit zu verleihen, daß es auch gegen solche rasch fließende Luftströme seinen Lauf behaupten oder sich in praktisch befriedigender Weise vorwärts bewegen könnte. So müssen wir uns also, wenn der Faktor der Geschwindigkeit versagt, an die Masse halten, um die lebendige Kraft des Fliegers zu steigern: wir müssen den Flieger schwerer machen als die Luft, damit er in diese energisch einzudringen vermag. Das klingt paradox; aber seine Richtigkeit liegt auf der Straße; man hebe den schweren Stein auf und schleudere ihn mit voller Kraft über den See — und nun versuche man, das leichte, welke Blatt, das daneben liegt, gleich weit zu schleudern . . . . .

So weit wäre das Problem auch konstruktiv leicht zu lösen. Aber die zweite Bedingung des Fluges darf nicht unerfüllt bleiben: der Flieger, weit schwerer als die Luft, muß trotzdem von ihr getragen werden. Das ist nur erfüllbar, wenn die Luft gegen die Tragflächen des Fliegers, mit denen er in sie eindringt, hebend wirkt. In dieser Bedingung liegt der Kernpunkt der Konstruktion eines Luftschiffes. Makowsky hat nach seinen Grundsätzen ein Schiff entworfen, dessen praktische Verwertbarkeit durch ein Modell zu erweisen wäre. Dazu fehlt es ihm an Kapital; es sind schon für Ideen, die dem ruhigen und ernsten Fachmann weit weniger realisierbar und erfolgreich schienen, bedeutendere Summen geopfert worden, als Makowsky benötigt: dem Mann könnte und sollte geholfen werden.

Prof. Alfred Birk.

Kleine Mitteilungen.

Josef Petzval. In wenigen Tagen wird die Hülle des Denkmals auf dem Ehrengrabe fallen, das die Stadt Wien dem großen Mathematiker Petzval gewidmet hat, dessen Name in weiteren Kreisen nur wenig gekannt ist. Als Petzval am 17. September 1891 für immer die Augen schloß, war er ein fast vergessener Mann. Er, der nie viel und stets ungern von sich sprach, war nach seinem Rücktritt vom Lehramte noch schweigsamer geworden. Und so kam es, daß bis vor wenigen Jahren über sein Leben fast gar nichts bekannt war. Erst die mit seltener Liebe und Hingebung geführten erfolgreichen Nachforschungen seines Schülers und Landsmannes Dr. Erményi* haben den Lebenslauf des Meisters aufgehellt.

In Szepes-Béla, einer kleinen Stadt des Zipser Komitates am 6. Jänner 1807 als Sohn des Lehrers an der dortigen katholischen Volksschule geboren, empfing der Knabe im Elternhause vielerlei Anregung. Sein Vater war nicht nur als Musiker und Komponist allgemein bekannt, er hatte sich auch den Ruf eines sehr geschickten Mechanikers erworben, der Uhren, Klaviere, Sättel und Maschinen herzustellen verstand und sogar an dem Perpetuum mobile und an dem Flugproblem arbeitete.

Der erste Unterricht Petzvals war sehr mangelhaft. Er selbst schildert die Unterrichtsmethode mit den Worten: „Zu Beginn des Unterrichtes eine halbe Stunde Beten, danach Ausbesserung der abgelieferten Aufgaben, weiters körperliche Züchtigung jener Schüler, welche schlechte Aufgaben geliefert hatten, Diktieren von neuen Aufgaben und zum Schlusse ein halbstündiges Dankgebet.“ Der später berühmte Mathematiker machte in den ersten Jahren des Gymnasialstudiums im Rechnen so schlechte Fortschritte, daß der Lehrer dem bekümmerten Vater den Rat erteilte, den Jungen ein Handwerk lernen zu lassen. Ein Zufall änderte diesen Plan und weckte Petzvals Liebe zur Mathematik. Während der Ferien fiel ihm das Buch Hausers „Analytische Abhandlung über die Elemente der Mathematik“ in die Hände. Bald beherrschte er den ganzen Stoff.

* Dr. Josef Petzvals Leben und Verdienste. Von Phil. Dr. Erményi, Ingenieur. Zweite, wesentlich vermehrte Ausgabe mit 11 Bildern und 2 Figuren. Verlag von Wilhelm Knapp, Halle a. S., 1903.

Er wurde der beste unter seinen Mitschülern, und als er zur Vorbereitung für das Universitätsstudium das Kaschauer Lyzeum besuchte, war er bereits mit der höheren Analysis vertraut. Im Jahre 1826 bezog Petzval den Ingenieurkurs an der Budapester Universität, die er nach zwei Jahren eifrigen Studiums und zweijähriger Praxis als „diplomierter Ingenieur" verließ. Die Sorge ums tägliche Brot drängte den jungen Ingenieur zur praktischen Betätigung. Er trat im Jahre 1828 in den Dienst der Stadt Budapest. Aber dem regen Geiste genügte die amtliche Tätigkeit nicht, er setzte seine theoretischen Studien unverdrossen fort und erwarb das philosophische Doktordiplom. Seit dem Jahre 1832 dozierte er Mathematik, Mechanik und praktische Geometrie an der Budapester Universität. Im Jahre 1837 erfolgte seine Berufung als ordentlicher Professor der höheren Mathematik nach Wien. Seine Schaffensfreude vermochte der schablonenhafte Zwang der Hofstudienkommission, die bis zum Jahre 1850 die freie wissenschaftliche Entwicklung an der Wiener Universität niederhielt, nicht zu lähmen. Petzval war ein vielseitiger Gelehrter geworden, der alles, was sein Interesse erregte, mathematisch zu zergliedern und zu ergründen suchte.

Seine Vorlesungen beschränkten sich nicht nur auf mathematische Themen, er behandelte auch die höchsten Probleme der „Mechanik des Himmels", hielt Vorträge über „Ballistik" und über eine neue ureigene „Theorie der Tonsysteme", deren Richtigkeit er auf einem selbstgebauten Klavier erprobte. Groß angelegt, doch zu ihrer Zeit noch wenig gewürdigt, waren seine Vorträge über „Analytische Mechanik", in denen Petzval durch Einflechtung praktischer Nutzanwendung auf dem Gebiete des Hoch- und Brückenbaues dem Ideengange seiner Zeit weit vorauseilte.

Petzvals größte wissenschaftliche Tat, die ihm, unabhängig von seinen sonstigen Leistungen, den Dank der Nachwelt für immer sichern wird, liegt auf dem Gebiet der theoretischen und praktischen Optik, insbesondere der Photographie. Daguerres Verfahren war mühselig und unpraktisch; die Expositionszeit mit seinem Objektiv dauerte mehr als eine halbe Stunde. Von Prof. Ettinghausen angeregt, machte sich Petzval mit dem ihm eigenen Eifer an die Konstruktion eines neuen, lichtstärkeren Objektivs. Nach jahrelanger, an Scharfsinn unerreichter Arbeit stand er am Ziele. Sein im Jahre 1840 errechnetes, von der Firma Voigtländer ausgeführtes Porträtobjektiv drückte die Belichtungsdauer auf Teile von Sekunden herab. Damit war die praktische Photographie geschaffen. Petzvals Genie hat Wien zum Ausgangspunkte eines Kulturfortschrittes gemacht, auf Grund dessen ein blühender, über die ganze Erde verbreiteter Berufszweig entstanden ist.

Dieser Erfolg ließ ihn aber nicht ruhen. Er schritt auf dem Gebiete der Dioptrik erfindend weiter. Im Jahre 1843 verbesserte er das Mikroskop sowie das Galileische Fernrohr und konstruierte, von diesem ausgehend, das heutige Theaterglas. Leider blieb diesen Arbeiten jeder materielle Erfolg versagt. Aber dies beirrte sein Streben nicht. Er begann selbst Linsen zu schleifen, vollendete die Konstruktion eines Landschaftsobjektivs und berechnete ein neues intensives Objektiv für einen Nebelbildapparat. Dann warf er sich auf das damals theoretisch und praktisch arg vernachlässigte Gebiet des Beleuchtungswesens. Sein erstes Ziel war: Verbesserung der Ausnützung der Lichtquellen. Er entwarf zunächst einen auch heute noch unübertroffenen Beleuchtungsapparat. Umfassend waren seine Experimente zur Herstellung eines Scheinwerfers für militärische Zwecke. Leider konnte er seine theoretischen Erfolge praktisch nicht verwerten. Wir beklagen aber einen noch schwereren Verlust auf dem optischem Arbeitsfelde. Petzvals gesamte, durch 17 Jahre geführte Studien auf diesem Gebiete, die er in einem Werke niedergelegt hatte, sind der wissenschaftlichen Forschung unwiederbringlich verloren gegangen, da das Manuskript gelegentlich eines Einbruches in der Wohnung Petzvals auf dem Kahlenberg in vandalischer Wut über die geringe Beute zum größten Teile vernichtet wurde. Was von seinen Aufzeichnungen übrig geblieben, hat der Unverstand der Universalerben zerstört.

Wie auf jenen der Wissenschaft war Petzval auch auf anderen Gebieten ein Meister; er spielte mehrere Instrumente, beherrschte fünf Sprachen, war ein unerreichter Fechter, ein kühner Reiter und last not least ein geschickter Mechaniker, der sich selbst in seiner kleinen Werkstätte auf dem Kahlenberg die für seine Studien notwendigen Apparate herstellte.

Trotz dieser seltenen Eigenschaften hatte Petzval nicht wenig Gegner. Er war eben, wie jeder große Geist, eine Kampfnatur; sein Genie duldete keine Halbheit. Gegen die Schulmeisterei, gegen die von ihm tiefgehaßte „Mitgeherei in der Wissenschaft", kämpfte er mit den schärfsten Geisteswaffen. Auch daß er sich im Bewußtsein seiner Unabhängigkeit über den kleinlichen Zeitgeist hinwegsetzte, entfremdete ihn vielen seiner Kollegen. Sein Verkehr wurde immer geringer und bald nach seinem Rücktritte vom Lehramte im Jahre 1877 war die Akademie der Wissenschaften, zu deren Gründern und bedeutendsten Mitgliedern er bekanntlich gehörte, der einzige Ort, wo er sich sehen ließ. Petzval starb am 17. September 1901 in völliger Ver-

einsamung. Nur wenige Freunde und Verehrer standen an dem Grabe, das seine sterblichen Überreste aufnahm.

Ingenieur J. Fleischmann.

Anton Schrötter von Kristelli. Auch das Ehrengrab dieses Pfadfinders im unermeßlichen Gebiete der Wissenschaft ist nunmehr durch ein Denkmal geziert.

Anton Schrötter Ritter v. Kristelli gehörte zu jenen österreichischen Gelehrten, die still und unermüdet in bescheidenen Stellungen wirkten und deren Wert man erst im Vaterlande kennen und schätzen lernte, als das Ausland sie anerkannt und gewürdigt hatte.

In Olmütz am 26. November 1802 als Sohn eines Apothekers geboren, machte Schrötter schon als Knabe chemische Versuche, die er als Gymnasiast fortsetzte, bis er 1822 die Wiener Hochschule besuchte. Lange schwankte er in seiner Berufswahl, denn Mathematik, Physik, Medizin und Astronomie zogen ihn gleichmäßig an. Der Mineraloge Mohs wies ihm den richtigen Weg und bestimmte ihn, sich ganz den chemisch-physikalischen Disziplinen zu widmen. Diese Fächer waren in Österreich ziemlich vernachlässigt. Gerhard van Swieten hatte zum ersten Male von der Nützlichkeit der Chemie und Botanik für die Medizin gesprochen und die Berufung Robert Laugiers für diese Wissenszweige durchgesetzt, sich aber bald mit ihm entzweit und Jacquin die weitere Reform überlassen, der die Vereinigung der Chemie mit der Physik als obersten Grundsatz aufstellte, von dem auch im XIX. Jahrhunderte bis in die Fünfzigerjahre nicht abgegangen werden durfte. So lehrte Schrötter beide Fächer von 1827—1843 als Adjunkt in Wien, dann als Professor in Graz. Erst ihm gelang es, die Anerkennung der Chemie als selbständige Wissenschaft durchzusetzen, ihr eine Lehrkanzel am polytechnischen Institute zu erobern und, was vielleicht noch wichtiger war, ein chemisches Laboratorium zu gründen.

Jetzt stand der Gelehrte am richtigen Platze. Sein Biograph, Hofrat Lieben, nennt ihn „den ersten wahren Chemiker in Wien" und dieser Ausspruch ist durch Schrötters bahnbrechendes Wirken auch begründet. Seine Arbeiten und Untersuchungen über die Eigenschaften des Phosphors erregten in der wissenschaftlichen Welt großes Aufsehen und verschaften ihm den „Montyon-Preis".

Unermüdet entfaltete Schrötter seine fruchtbare Tätigkeit: als Lehrer ward er geschätzt wegen seines anregenden Vortrages, im Laboratorium sorgte er für Anschaffung neuer Apparate und traf Vorbereitungen zu größeren Untersuchungen, in der übrigen Zeit war er schriftstellerisch tätig. Von dem Gedanken ausgehend, daß jede Entdeckung unfruchtbar bliebe, wenn sie nicht sofort der Allgemeinheit zugänglich gemacht würde, beeilte er sich, die Resultate seiner Versuche zu veröffentlichen, und ermunterte selbstlos seine Freunde und Schüler, die von ihm gemachten Beobachtungen fortzusetzen und sie für die Menschheit nutzbar zu machen. Gerne folgte er jedem Rufe zu Ausstellungen und Kongressen, um sein reiches Wissen, seine praktischen Erfahrungen bereitwillig zur Verfügung zu stellen. Mit ganzer Hingebung widmete er sich seinem Lieblingsinstitute, der Akademie der Wissenschaften, welcher er seit der Gründung angehörte, und verzichtete auf manche pekuniäre Vorteile, um eine Abhandlung zuerst in den „Denkschriften" und „Sitzungsberichten" veröffentlicht zu sehen.

Als das Alter seine Rechte geltend machte, suchte man ihm eine ruhigere Stellung zu verschaffen; er wurde 1868 von der Professur enthoben und zum Hofrat und Direktor der kaiserlichen Münze ernannt. 1874 trat er in den Ruhestand. Nun nahm er seine Arbeiten in einem Privatlaboratorium wieder auf. Beim Baue desselben in seinem Hause zog sich Schrötter eine Erkältung, der eine Lungenentzündung folgte, die am 15. April 1875 seinem Leben ein Ende machte. Durch ein halbes Jahrhundert war Schrötter der treueste Jünger der Wissenschaft und von ihm kann man sagen: „Er tat viel, und was er tat, tat er ganz."

F. S.

Zum 60. Geburtstage Eduard Grisebachs (9. Oktober). Eduard Grisebach, der Dichter: der heranwachsenden Generation ein fremder Klang, fast auch schon der heute auf der Scheitelhöhe des Lebenssaumwegs angelangten. Wie endet doch der „Neue Tannhäuser"?

„Wenn längst zu Staub ward diese ird'sche Hülle,
Liest man das Lied noch meiner Lust und Qual,
Wie Villons Buch und Deins,
Anthoine de la Sale."

1869 ist das lyrische Epos — anonym — erschienen (1905 die 22. Auflage); Wolfgang Menzel — ist es glaublich? — hat es besprochen, das stürmende Buch des Vierundzwanzigjährigen, das mit der wortreichen Emphase der Jugend von dazumal die alleinseligmachenden Sinne feierte, von „liberaler" Tendenz kochte und selbstgefällig in „Bekenntnissen" schwelgte. Heinrich Heine ist Pate und Vorbild dieses nicht bloß historisch wertvollen Dokumentes. Typisch für seine Zeit, hat der „Tannhäuser" bei all seinen heute so farblos anmutenden Epigonenallüren eigenes warmes Dichterblut in den Adern.

„Ich liege am einsamen Hünengrab,
Den Morgen zu verträumen,
Die Eiche rauscht, und ich sehe Gott Thor
Die heiligen Böcke zäumen."

Dem „Neuen" ist der „Tannhäuser in Rom" (1875) gefolgt. (9. Auflage 1904). Dann ist der vielverketzerte heiße Sänger von Frau Minne verstummt. Man wird ihn unter den begabtesten Nachfolgern Heines nennen, neben den Hamerling, Meißner, Hartmann etwa, deren oft bedenklich den Dilettantismus streifende schönrednerische Schöpfungen klarblickend der Jüngere weitaus überflügelt hat. Aber auf den breiten Pfaden dieser Kultur- und Intelligenzpoesie einer vom Wesen der Kunst durch die himmelhohen Barikaden der Vernunft geschiedenen Zeit — Hebbel, Stifter, Mörike, Keller, Raabe, Storm standen noch im Schatten — wird der ehrliche Verehrer Meister Grisebachs den Spuren seiner Erdenschritte nicht nachgehen. Auf einem ganz anderen Felde als dem der glückseligen Atheismen seiner lyrischen Epik und epischen Lyrik grünt sein unvergänglicher Lorbeer: Grisebach ist der Nestor der deutschen Bücherfreunde (möge ihm Nestors Alter beschieden sein!). Ihm, dem emsig-verständigen, zärtlichen Sammler, dem unvergleichlichen Editor gelten diese Zeilen. Nie abzuzahlen ist die Schuld, die der rüstige Weltfahrer der endlich auch bei uns zu einer „Fakultät" gediehenen Bibliophilie als Anreger, Pfadfinder, Deuter, Sichter, Hüter in zierlich-sicheren Zügen auf dem Stammblatte verzeichnet hat. Die deutsche Buchkunst, das Bibliothekswesen, die Bibliographie vor allem haben diesen Namen als Vermächtnis an eine gern vergeßliche Nachwelt in ihre Ehrentafeln eingegraben. Die vergleichende und die nationale Literaturgeschichte, die Geschichte der Philosophie, die Völker- und Sprachenkunde, Leser, Dichter, Gelehrte, Drucker und Verleger, alle sind sie dem Vielseitig-Unermüdlichen verpflichtet. Und es sind hochaufgerichtet-weithinragende Gestalten, denen seine fleißige Liebe, seine sorgende Mühe, sein vorzüglicher Geschmack den mächtigen und schön gezierten Sockel gegründet haben: Lichtenberg, Burger, Waiblinger, Kleist, Brentano, Grabbe, Hoffmann, Schopenhauer. Seine Mustereditionen, insbesondere die der Werke E. T. A. Hoffmanns und Artur Schopenhauers, sind breitgediegene, dauernde Monumente, die Bildner und „Gebilde" gleicherweise ehren. Und seine wundervollen Kataloge! Dieser „der Bücher eines deutschen Bibliophilen" (1894/95) und der „Weltliteraturkatalog" (1898/1900; 2. verbesserte und stark vermehrte Auflage 1905): welcher für den edelsten Umgang des geistigen Menschen wahrhaft Empfängliche könnte ihrer anders als in staunender Andacht und — verliebter Schwelgerei gedenken! Dann diese köstlichen, feingliedrigen, mit dem Zauber persönlichster Reize seltsam lockenden literarhistorischen Arbeiten eines wahrhaftigen Freundes der Musen: die Biographien (Hoffmann, Schopenhauer), die Einleitungen, die Noten, die Abhandlungen („Die deutsche Literatur", 1876; 4. Aufl. 1887; „das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung", 1891), die Übersetzungen („Die treulose Witwe. Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur", 1873, Neubearbeitung [5. Auflage] 1886; »Kin-ku-ki-kuan«, 1880; [neue] „Chinesische Novellen", 1884), die Briefausgaben (Lichtenberg, Schopenhauer). Die Akribie des Philologen mit dem Temperamente des „Tannhäuser", der weltmännische Geist des geistigen Enkels Wilhelm Heinses mit der tiefen Treue deutschen Wesens gepaart, die klaren gütigen Augen und die sichere Hand des Vielerfahrenen haben da treffliche Werke geschaffen, die an Kraft, Gewicht, Rundung, Originalität und Reichtum ihresgleichen suchen. An allen Quellen des Geistes hat diese lebhaft-energische Intelligenz sich zur Fülle inneren Machtbewußtseins gesteigert, und das Leben hat seinem dankbaren Schüler alle Farben seines Zaubergürtels aufleuchten lassen an den reichen Ankerplätzen einer prunkenden Fahrt: Göttinger Student, Referendar an Hoffmanns Kammergericht, Feldauditeur im französischen Feldzug, Diplomat in Rom, Konstantinopel, Smyrna, Jassy, Bukarest, Petersburg, Mailand, Haiti. Was aber sagt der heimgekehrte Pilger von sich selbst? „Mein Leben besteht in meinen Büchern" ...* R. Sch.

Der letzte Parnassien. — Als José Maria de Heredia — geboren am 28. November 1842 auf Kuba, gestorben bei Paris am 3. Oktober 1905 — dem greisen Leconte de Lisle 1893 — er starb das Jahr darauf, und der Schüler ward unter die „Unsterb-

* Es ist soeben — bei Ernst Hofmann & Co., Berlin — ein kleines Büchlein zu diesem von vielen Jüngern still und herzlich mitgefeierten Jubiläum erschienen: „Dr. Hans Henning, Eduard Grisebach." Man findet darin außer den biographischen Stationen eine knappe Bibliographie dieses imponierenden Oeuvre und zwei Porträte, sonst aber nicht viel anderes als gut gemeinte — Worte, in einem durchaus nicht einwandfreien Reporterdeutsch („Wenn auch ..., dann kann man nur ..."; »last not least«, „Werdegang", „roter Faden" u. s. w.). Das unkritisch-dithyrambische Lob des Festredners („dies [sic] einzige Gedicht gehört zu den größten Hervorbringungen deutscher Verspoesie und stellt seinen Schöpfer in die Reihe unserer ersten Lyriker und berechtigt uns zu der Behauptung, daß nach dem Tode Heinrich Heines Grisebach der letzte realistische Lyriker großen Stiles unserer Literatur ist, der ebenbürtig neben dem symbolistischen Wortsinfoniker [sic] Friedrich Nietzsche steht"; „der neue Tannhäuser bleibt die großartigste Schöpfung Grisebachs und der modernen Lyrik überhaupt ..."; „... dieses Buch, das, ähnlich wie Shakespeare, Cervantes und Dante der Natur den Spiegel vorgehalten .. hat") versteigt sich selbst zur Würdigung der Werke, die Grisebach hätte geben können („Zwar hat er es vermieden, uns die Lebensgeschichte dieses großen und unglücklichen Dichters in künstlerisch vollendeten Biographien zu erzählen, wie Otto Brahm eine solche von H. von Kleist geschrieben"!). Aber, wie gesagt, der Autor hat's gut gemeint. Genug davon.

lichen" berufen — die „manibus carissimae et amantissimae matris geweihten „Trophées" überreichte, schrieb der Fünfzigjährige dem väterlichen Freunde, dem verehrten Lehrer der „règles et subtils secrets de notre art" in der wunderschönen „épître liminaire" des kleinen Bandes, der die Ernte eines Lebens bedeutet: „Ihnen zu Gefallen habe ich meine zerstreuten Verse hier vereinigt. Sie haben mir versichert, daß dieses Buch, wäre es auch zum Teil unvollendet, nichtsdestoweniger in den Augen nachsichtiger Leser etwas von der vornehmen Ordnung werde aufzuweisen haben, die ich ihm geträumt hatte. So wie es ist, bring' ich es Ihnen dar, nicht ohne ein Bedauern darüber, daß es mir nicht besser habe gelingen mögen, im Bewußtsein jedoch, mein Bestes geleistet zu haben ... Ihnen und wer immer in diesen Seiten blättert, wünschte ich, daß sie beim Lesen meiner Gedichte die Freude empfänden, die mir beschieden war, da ich sie habe schaffen dürfen."

Der mit so würdevoll-bescheidenen Worten dem Großmeister „du pur langage français" seine Verse zu Füßen legte, die 118 Sonette, die ihn, durch zwanzig Jahre allmählich erschienen, längst für die „cent lecteurs" des Purpurs wert hatten gelten lassen, war der stille Verwalter eines erlauchten Erbes. Sprößling der Conquistadoren, hieß er Hüter zugleich jener königlichen Schätze des Wortes, die Theophile Gautier einst einer kleinen Schar Gleichstrebender vermacht hatte. Ein schöner milder Fremdling aus lichteren Höhen der Gesellschaft, war Don José de Heredia zu den „Parnassiens" getreten, jener von den „Offiziellen" gemiedenen Gruppe abgerissener Bohémiens, die ihr gescheuchtes Geschick als treue Gläubige eines besseren Jenseits der Kunst in lebensfremder Demut trugen, Gesellen, wüst oft, flackernd, geduckt, wie Verschwörer gezeichnet, aber jeder ein Edelmann von des Gottes der Leier ewigen Gnaden. Bald ragte er als ein schlanker Glockenturm dieser unsichtbaren Kirche empor, aus der dereinst ein melancholischer Vagant entfliehen sollte, der sie zu bekämpfen berufen war, Verlaine, der schrankenlose mittelalterliche Lebensträumer, der innige Blasphemiker, schamlose Gottsucher, selige Sünder. Heredia war der letzte Parnassien und — trotz Gautier — der größte. Vergleicht man die „Emaux et camées" des Dichters der „Maupin" mit den „Trophées", dünken sie einem das zierliche Halsgeschmeide einer jungen schönen Frau neben dem goldgekrönten Stahlhelm, dem reichgetriebenen Schwertknauf, dem edelsteinbesetzten schweren Wehrgehenke eines in Eisen geschienten ritterlichen Kriegers. Diese „Siegeszeichen", jedes Glied der prächtigen Kette in langjähriger Arbeit, in Wägen, Werten, Feilen und Glänzen gediehen, sind ein Triumph des Wortes über die Dinge, über die Welt, vergleichbar nur den köstlichen Ziergeräten königlicher Schatzkammern, wie sie die Cellini, Kunz, Becerril, Perez de Las Cellas in tagverborgener Arbeit schufen, eine Lust der Seele dem feinsinnigen Kenner, gehäufter Tand der blöden Menge.

Alles war diesem ehrfürchtigsten Diener am allmächtigen Worte die vollendete Schönheit der Form. Nicht wie der spätere Mallarmé hat er der geheimen Musik der scheinbar wirren Laute trunken und nach den Posen seiner gelösten Glieder spähend sich überlassen, nicht die „Nuance" Verlaines, die Magie des Traumes, war ihm Erfüllung der Lyrik: seine Kunst, der er das unerbittliche Gesetz des erlauchten Sonettes auferlegte — er hat auch einige Terzinen geschrieben — begehrte nach der gediegensten Plastik der erhabenen Situation, nach der letzten Verdichtung gesammelter Stimmung. Die lyrische Statuette, die Medaille, die aus dem echtesten Material getriebene große „Szene" — Herakles und die Stymphaliden, Artemis mit ihren Hunden, Perseus und Andromeda, Antonius und Cleopatra, der Samuraï — war ihm — dem Bildner, nicht Musiker — Ziel und Ende seiner Arbeit, einer hingebenden, zärtlichen Goldschmiedearbeit, die die Schleier der Ekstase immer wieder von den klaren, farben- und linienfreudigen Augen wehrte. Alles, was das Wort herzugeben hat an funkelnder Fülle und höchster Ausdruckſamkeit, hat er ihm nicht — verliehen, nicht aufgesetzt, sondern entzwungen in einem prachtvollen stählenden Ringen mit dem spröden Stoffe, einem Ringen aber, von dem jede Spur getilgt erscheint. Strahlendste Klarheit, Unverrückbarkeit, Sicherheit, tadellose Rundung des Momentes, die gelassene Schönheit ruhender Kraft ist das Ergebnis einer bis an die Grenze des Erreichbaren gesteigerten Mühe. Und so ist in dieser scheinbar so wenig „lyrischen" Dichtung das Letzte erreicht: Einheit, Gleichgewicht, Schweben. Wie Verlaine, indem er die Worte fliegen machte, dazu gelangt ist, so auf der anderen Seite der „Ziseleur" Heredia, indem er sie gleichsam erstarren ließ. Überwindung des Lebens, restlose Bewältigung des Lebens ist die Gnade der künstlerischen Begabung. Heredia hat sie erwiesen, indem er, selbst die feinste Blüte am Stamme großer Traditionen, in den antiken Friesen den Weihgeschenken, Basreliefen und den glänzenden Lackmalereien seiner ehernen Sonette einen majestätischen Bildersaal der Kulturen erstehen ließ, der den langsam Entlangschreitenden vom Chaos über Hellas durch das italienische und französische Mittelalter, die Renaissance, den

Orient und die Tropen ins Reich der „Natur und des Traumes" wandeln läßt unter der riesigen Kuppel eines einsam himmelstrebenden Tempels der Schönheit.

Es sei mir gestattet, hier drei Proben aus den Sonetten anzuschließen.*

Die Medaille.

Giangaleazzo, Grande, Ezzelin:
ob ihrer einen, Graf, Baron, Marquis,
Fürst, Herzog, Prinz, ein Volk auf bangem Knie
heimlich verflucht: wer schrecklich reicht an Ihn,

den Herrn von Rimini, Vikar im Hermelin:
Gismondo Malatesta! Dämmern sie
und, straffer nun die Sperberzüge, die
Matteo de Pasti rotem Erz entliehn.

Der die Romagna blutig überwand,
die Mark verheert und einen Tempel hieß
erstehen; der Isotta liebend sang,

die sich auf gleicher Münze bilden ließ,
lieblichen Lächelns, wo ein Elefant
Primeln zerstampft in unbeirrtem Gang.

Der Degen.

„Calixtus papa" steht am Knauf geschrieben,
Tiara, Schlüssel, Stab und Barke sind
rings um des Hauses Wappentier, das Rind,
in reicher Arbeit aus dem Griff getrieben.

Lächelnd lehnt an der Spindel, rings von sieben
blaßrötlichen Korallen im Gewind
umkränzt, ein nackter Faun. Vom Glanze blind
der Klinge, ist mein Blick an ihm geblieben.

Antonio Perez de Las Cellas gab
dem ersten Borgia diesen Hirtenstab;
sein Ahnen formte dem Geschlecht sein Zeichen:

besser als Ariost und seinesgleichen
verkündet dieser goldgekrönte Stahl
den Papst und Caesar, seinen Kardinal.

Das Kirchenfenster.

Dies Fenster sah, von Purpurglut umgossen,
von Gold, Azur und Perlmutterleuchten,
mit leicht genetzter Hand die Stirn sich feuchten
Damen und Herrn, erlauchtem Blut entsprossen.

Sein Glanz ist über Helmen hingeflossen
von Schwertgegürteten, die ihre Schilde
nach Accon trugen, da sie ins Gefilde
zur Beize sonst gesprengt als Weidgenossen.

Heut ruhn die hohen Herr'n und ihre Damen,
Windhunde an die Schnabelschuh geschmiegt,
auf breiten Fliesen, marmorausgehauen,

auf stummen Lippen ein erstarrtes Amen,
und ihre steingeformten Augen schauen
still in den Glanz, der über ihnen liegt.

Richard Schaukal.

* Diese und andere Nachdichtungen werden als eine Sammlung „Verlaine-Heredia" in Buchform erscheinen.

Österreicher im Ausland. Im „Argentinischen Tagblatt" richtet Dr. Fr. Stach einen Appell an die Angehörigen der österreichisch-ungarischen Kolonie in den La Plata-Staaten. Er führt aus, daß trotz der enormen Zunahme der Einwanderung aus unserer Monarchie nach Argentinien (der Zensus wies 1869 834, 1895 12.803 Personen aus Österreich-Ungarn auf; heute dürfte ihre Zahl 30.000 übersteigen), trotzdem Reichtum und Intelligenz in der Kolonie vertreten sind, sie als Vereinigung doch ohne jeden Einfluß und ohne jede Bedeutung geblieben sei. Er beklagt, daß die offiziellen Vertreter der Monarchie sich ihrer Landsleute wenig annehmen. Deshalb fände der österreichische Einwanderer auch keinerlei Hilfe und Unterstützung bei seinen schon ansässigen Landsleuten und unter allen anderen müsse er den schwersten Kampf um den ersten Lebensunterhalt führen. Dies sei um so trauriger, als dadurch die Zusammengehörigkeit mit der alten Heimat und das Stammesbewußtsein bald verloren gehen. Nun haben sich, wie weiter mitgeteilt wird, endlich einige Österreicher entschlossen, eine „Unterstützungs- und Bildungsvereinigung" zu gründen, die eine weitgehende, den modernen Ideen entsprechende Tätigkeit entwickeln will. Vorerst soll ein Heim für österreichisch-ungarische Einwanderer und ein Auskunftsbureau geschaffen werden; ein Unterstützungs- und Krankenfonds ist ebenfalls geplant. — Unseres Wissens bestehen in Buenos Aires bereits zwei österreichisch-ungarische Wohltätigkeitsgesellschaften, doch scheinen sie bisher nicht viel geleistet zu haben, was um so merkwürdiger ist, als in Brasilien ein sehr reges österreichisch-ungarisches Vereinswesen zu bestehen scheint.

Anläßlich der mit besonderem Gepränge begangenen Feier des 75. Geburtstages des Kaisers fand am 19. August in Minneapolis die Gründung des von Julius J. Patek seit langem geplanten „Österreichisch-ungarischen Nationalverbandes von Nord- und Südamerika" statt. Die österreichisch-ungarischen Hilfsvereine aus den Staaten Michigan, Minnesotta, Wisconsin, Illinois, Ohio, Oregon und Californien waren durch zahlreiche Delegierte vertreten, während von vielen anderen Plätzen Zustimmungserklärungen vorlagen. Es wurde beschlossen nur auf Gegenseitigkeit beruhende Unterstützungsvereine in den Verband aufzunehmen und darauf hinzuarbeiten, daß in allen Orten, wo österreichisch-ungarische Vereine bestehen, Nachweisungsbureaus errichtet werden. In diesen Bureaus sollen den Landsleuten Auskünfte über juristischen Schutz, ärztliche Hilfe, Arbeitsverhältnisse &c. gegeben werden. Zum Präsidenten wurde Julius J. Patek, zu Vizepräsidenten Geo. Fritz in Chicago,

Heinrich Saumer in St. Paul und Jos. E. Fischnaller in Akron gewählt. In Ausführung der Beschlüsse der konstituierenden Versammlung wurde am 1. Oktober das erste Nachweisungsbureau in St. Paul eröffnet, das unter der Leitung Julius J. Pateks und Jos. E. Fischnallers steht, die demnächst auch eine „Österreichisch-ungarische Nationalzeitung“ herausgeben werden.

Im jüngsten Heft der „Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Wien“ bespricht Dr. Ernst Rieß die Lage der Dalmatiner in Neuseeland. In diesem Lande bietet bekanntlich das Graben nach dem fossilen, im Handel Kaorigummi genannten Harz der Kaorifichte, einen sehr lohnenden Erwerb. Damit beschäftigten sich auch einzelne in Neuseeland eingewanderte Dalmatiner, welche hiebei einen reichlichen Verdienst erzielten. Nachdem dies aus ihren in die Heimat gesandten Berichten und durch ihre für die dortigen Verhältnisse namhaften Geldsendungen in Dalmatien bekannt geworden war, fand in den Jahren 1897 und 1898 ein starker Zuzug von dalmatinischen Arbeitern nach Neuseeland statt, so daß die Anzahl der beim Gummigraben beschäftigten Dalmatiner im Jahre 1898 auf 1500 oder, wie anderseits angenommen wurde, auf 2000 angewachsen war. Der Wochenverdienst eines solchen Arbeiters betrug zirka 3–5 £ (72–120 K); es gab jedoch Arbeiter, welche es auf einen Wochenverdienst von 120–180 K brachten. Es heißt, daß infolgedessen jährlich über 1½ Millionen Kronen nach Österreich an die zurückgebliebenen Familien gesandt werden konnten. Durch diese Konkurrenz sahen sich aber die eingebornen und sonstigen in Neuseeland ansässigen Gummigräber beeinträchtigt und verkürzt, und es entstand im ganzen Lande eine sehr heftige Agitation gegen die Einwanderer aus Dalmatien oder, wie das allgemeine Schlagwort hieß, gegen the influx of Austrians. Diese Agitation führte dann auch zur Erlassung eines Gesetzes, durch welches unsere fleißigen Landsleute hart geschädigt und zahlreichen Schikanen ausgesetzt worden sind. Der Kreuzer „Panther“ der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine befindet sich daher jetzt auf dem Wege nach Neuseeland, um im offiziellen Auftrag diese Verhältnisse zu prüfen. —nk—

Interessante Auktionen. Der vor Jahresfrist verstorbene Wiener Teehändler Franz Trau hat von Gegenständen der verschiedensten Kunstgebiete eine weltbekannte Sammlung hinterlassen, deren Anfänge in das zweite Viertel des XIX. Jahrhunderts zurückreichen, deren wertvollste Teile jedoch in den letzten drei Dezennien zusammengetragen wurden. Während die Münzen, die japanischen und chinesischen Kunstwerke und die römischen und griechischen Antiken im Besitze der Familie bleiben, gelangen die Handschriften, Miniaturen und seltenen Druckwerke demnächst durch Gilhofer & Ranschburg in Wien zur öffentlichen Versteigerung. Der vorzüglich ausgestattete und mit großer bibliographischer Sachkenntnis und Sorgfalt gearbeitete Katalog enthält 79 Handschriften aus dem XI. bis XVI., 84 Miniaturen aus dem XII. bis XVI. Jahrhundert, 3 Holztafeldrucke, 178 Inkunabeln und über 300 sonstige bibliophile Seltenheiten. – Fast zu gleicher Zeit kommt in Berlin durch Stargardt der erste Teil der berühmten Autographensammlung des Bankiers Alexander Meyer Cohn zur Auktion. Der Katalog, zu welchem Prof. Erich Schmidt das Vorwort geschrieben, enthält 1720 Nummern. Neben zahlreichen Urkunden – von Otto dem Großen und Friedrich Barbarossa angefangen – finden sich wertvolle Briefe und Schriftstücke von Fürsten, Staatsmännern, Schriftstellern, Dichtern und Gelehrten. So manches darunter hat für Österreich besonderen Wert. Drei Urkunden aus dem XIV. und XV. Jahrhundert betreffen die Stadt Gmunden; von Maria Theresia finden wir einen historisch interessanten, drei Seiten langen Brief, von Josef II. ein französisches Schreiben an Ludwig XV., von Franz II. eine wichtige militärische Mitteilung an Radetzky. Ferner: einen Bericht A. Bachs, betreffend die Landesvertretung in Tirol, vom 29. März 1852, mit eigenhändigen Randbemerkungen und der Unterschrift des Kaisers, ein Schreiben Friedrich Wilhelms III. an seinen Sohn über den Wiener Kongreß und die Vergnügungen während desselben, Briefe von Beust, Daun, Haynau, Heß, Klapka, Laudon, Metternich, Radetzky &c. Ein Schreiben Haspingers an Andreas Hofer, mit der Bitte auf seinen Zügen die Kunstsachen zu schonen, sechs Zeilen von Andreas Hofer selbst, zwölf Briefe Anastasius Grüns, sechs Briefe Bauernfelds, ein Brief Grillparzers seien noch erwähnt. In einem dieser Briefe Bauernfelds heißt es: „wie man sich aber als armer Teufel unter diesen Genießenden und Machthabenden anders als durch Ironie behaupten kann, seh ich nicht ein“, in einem andern: „die Menschen sind geborene Spitzbuben, das ist mein ganzes politisches Glaubensbekenntnis.“ Aber alle diese uns besonders interessierenden Stücke bilden natürlich nur einen verschwindend geringen Teil der kostbaren Sammlung. Sie ist so reich, daß der Versuch, das allgemein Interessante daraus hervorzuheben, ein schwieriges Beginnen ist. Von Goethe und seinem Kreis stammen allein über 400 Stück. —v—

Bauernhochzeiten. Wie verschwenderisch solche Hochzeiten in früheren Jahrhunderten gefeiert wurden, ist aus einer Polizeiordnung

des XVII. Jahrhunderts zu ersehen, welche normiert, „daß auf den Dörfern nur 30 Manns- und Frauenspersonen zu den Hochzeiten eingeladen, auch nur drey Essen ohne Butter und Käse aufgetragen und gespeiset, die Hochzeit nicht länger als zwey Tage dauern, an jedem Tage nur einmal gespeiset und nicht mehr als zwey Stunden zur Zeit hierauf zugebracht werden sollten." — Aus dem Jahre 1787 berichten die Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande von dem Verbrauch bei einer im Oktober im Amte Bodenteich gefeierten Bauernhochzeit, zu der erforderlich waren: „2 Ochsen à 30 Rthlr., 8 Schweine (2 à 8, 6 à 3 Rhthlr.), 8 Schafe à 1 Rthlr., 8 Gänse à 16, 6 Enten à 4, 20 Hühner à 3 ggr., 1 Oxhoft Branntwein (24 Rthlr.), $11^1/_2$ Tonnen Bier (34 Rthlr.), 40 Quartier Wein (4 Rthlr. 16 ggr.), 18 Hbt. Roggen à 15 ggr., 12 Hbt. Weizen à 1 Rthlr., ferner Licht für 4, Pfeifen und Tabak ebenfalls für 4, Kaffee, Zucker, Butter, Reis ꝛc. für 12 Rthlr."; im ganzen 218 Rthlr. 21 ggr., eine Summe, die nach dem Werte, in unser Geld umgerechnet, dem Betrage von 3—4000 Kronen gleichkommen dürfte.

H. B.

Feuilleton.

Burgtheater.

Donnerstag den 5. Oktober: „Klein-Dorrit". Lustspiel in 3 Akten nach Dickens von Franz von Schönthan.

Nach dem ehrlichen Bühnenerfolg, den „Quality Street" am Burgtheater mit Fug und Recht errungen hat, stand es nicht anders zu erwarten, als daß auch unsere heimischen Theaterdichter sich nun die Welt der Dickensschen Romane zu eigen machen würden. Und man hätte zehn gegen eins wetten können, wer als der Hurtigste diesen Weg zuerst betreten würde. Scheinbar hat Schönthan ja einen ganz glücklichen Griff getan, als er seine Finger nach einem der späteren Werke des englischen Humoristen ausstreckte. „Klein-Dorrit" ist unter allen Romanen von Dickens am durchsichtigsten komponirt und scheint dem Dramatiker noch am meisten das entgegenzubringen, was man Handlung nennt. Und es enthält zwei Charaktere, von denen man glauben möchte, daß man sie nur packen und mit Haut und mit Haaren auf die Szene stellen dürfte, um der Wirkung sicher zu sein. Der alte Dorrit ist ein Lebenslügner, der in seiner eingebildeten Scheinwelt lebt; ein harmloser und heiterer Vorläufer des grimmigen und tragischen Borkmann von Ibsen. Seine Tochter Little Dorrit aber würde man herabsetzen, wenn man sie mit dem Typus der „kleinen Mama" im französischen Lustspiel in Verbindung brächte. Was Beatrice für Dante, was Sophie Kühn für Novalis, das ist Klein-Dorrit für Dickens, der in ihr seiner jungen Schwägerin ein schönes Denkmal gesetzt hat. Dickens war ja einer der ersten und lange Zeit einer der wenigen, die das Leben der Kindheit und der ersten Jugend in voller Tiefe erfaßt haben; er ist auch heute als Maler der kindlichen Seele noch nicht übertroffen, so viel Mühe sich auch die Verfasser der unzähligen Kindheitsgeschichten gegeben haben, die in den letzten Jahren zu tage getreten sind. Klein-Dorrit aber, das Kind mit der sich selbst aufopfernden Mutterseele, ist unter allen seinen Kinderfiguren die lieblichste und die ergreifendste.

Alle guten Sterne sieht man also dem Unternehmen Schönthans leuchten — und erst hinterher erfährt man, daß die Rechnung nicht stimmt! Wenn ein geschickter Theatraliker, wie Schönthan zweifellos ist, Dickens nicht dramatisieren kann, dann kann man ruhig sagen, daß Dickens eben nicht zu dramatisieren ist. Ich will gar nicht von der Handlung reden, die sogar in „Klein-Dorrit" dem konzentrierenden Dramatiker auf ein paar Worte zusammenschrumpft. Aber auch die Charakteristik des englischen Romandichters ist eine so feine Radierkunst, sie lebt von so unzähligen Strichelchen, Grübchen, Licht- und Schattenzügen, daß sie auf dem Theater, dem modernen wenigstens, unmöglich zur Wirkung kommen kann. Das hat sich gleich in den ersten Akten, in denen Schönthan noch mit dem Kalbe von Dickens zu pflügen sucht, deutlich gezeigt. Nur eine Handvoll der derberen und dickeren Züge hat der Dramatiker für den alten Dorrit und sein Kind brauchen können; und von diesen haben ein paar der schönsten, echtes Dickens-Gut, gar keine Wirkung getan. Andere sind noch vor der Aufführung dem Rotstift zum Opfer gefallen, der fast immer Dickens, nie seinen Bearbeiter getroffen hat. Wer den Roman nicht gelesen und bloß nach der Wirkung geurteilt hätte, der würde Dickens immer mit Schönthan verwechselt haben.

Da er aber mit Dickens nicht auskam, so mußte der Bearbeiter aus anderen Quellen nachpumpen. Das nächstgelegene Reservoir war „Quality Street" — warum also in die Ferne schweifen? Muß dort die Heldin mit dem Backel hantieren, so kann ja auch Klein-Dorrit, rechts und links, Ohrfeigen austeilen. Und wenn sie sich dort einen Ruck geben und zur Energie

aufraffen muß, so kann sie sich hier ja gewissermaßen contre cœur in den Zorn erst hineinreden. Wenn sie dort Schule hält, so kann sie ja hier auch Singstunde halten; und läßt man die deutsch redenden Schulkinder zuletzt gar noch englisch singen, so ist der unübersetzbare Titel von „Quality Street" mehr als wettgemacht. Der Erfolg kann nicht ausbleiben; er ist auch nicht ausgeblieben.

Aber ein noch reichhaltigeres Reservoir stand dem Bearbeiter auf eigenem Grund und Boden zur Verfügung; und es war zwar nur Nutzwasser aus dem Schönthanschen Brunnen, aber gar kein schlechtes, das er, wie jeder andere Koch, verwendete. Die exotische Spanierin, die sich einen Lord mit ihrem Gelde gekauft hat und den ungetreuen andern ruiniert, ist zwar nur eine weibliche Charge, aber gar nicht übel gelungen und eine sehr dankbare Rolle, die von Frau Kallina auch vorzüglich gespielt wird. In dem Häftling Burnish hat das Studium Dickens wirklich Früchte getragen; wenn er nicht von Dickens ist, so sieht er doch ungefähr so aus, wie die anderen Figuren von Dickens, die Schönthan auf die Szene gestellt hat. Wie freilich der Baronet Sparkler, der im zweiten Akt als reiner Traumichnicht erscheint, im dritten zu dem Frechling wird, der den alten Dorrit tyrannisiert, das wird wohl nur der Verfasser wissen. Er kann am Ende sagen, daß neben einer so rabiaten Person, wie diese eifersüchtige Spanierin ist, auch der dreisteste Glücksritter verstummt; oder er könnte noch besser sagen, daß ja am Ende auch der alte Dorrit im dritten Akt ein ganz anderer sei, daß das also schon in einem hingehe. Diesem alten William, einer der köstlichsten Figuren von Dickens, hat Schönthan leider, als er im dritten Akte auf eigenen Füßen zu wandeln begann, das Genick gebrochen, um ihn als Hampelmann an dem Schnürchen zappeln zu lassen, das ein Inkognito-Prinz zu ziehen hat. Hier tritt der mehr oder weniger gelungene Spaß in seine Rechte; Dickens hat sich vorsichtig empfohlen, und Schönthan dankt für die freundliche Aufnahme, die dem harmlosen Stück nur von Literaturfexen bestritten wurde. Das Burgtheater aber hat, was es erwartet hat und was jedes Theater in der Saison wenigstens einmal braucht: ein Stück für die großen und kleinen Kinder, mit dankbaren Rollen für die Schauspieler und mit gutem Erfolg für die Kasse. Ob es sich über die Saison behaupten und „Quality Street" überleben wird, ist eine andere Frage.

Die Aufführung war gutes Burgtheater. Daß die kleine Frau Retty eine große Künstlerin ist, hat sie als Klein-Dorrit wieder bewiesen, ohne daß neue Seiten ihrer Kunst zu tage treten konnten. Herr Thimig stand in der dankbaren Rolle des alten Dorrit vor der schweren Aufgabe, Dickens in Schönthan hinüberzuspielen, ohne einen Salto mortale zu riskieren; er hat dem Autor eine goldene Brücke gebaut und schon in den ersten Akten leise angedeutet, was wir in dem letzten zu erwarten hätten. Herr Reimers hat den Artur Clennam leicht und gewandt gespielt; für frische und fröhliche Männlichkeit findet er immer einen natürlichen Ton. Herr Zeska dürfte, nach dem Burnish zu urteilen, bald dazu reif sein, einige humoristische Rollen aus dem Nachlaß Gabillons zu übernehmen, die derben Humor und eine gewisse Schärfe verlangen. Frau Kallina hat sich zu stärkerer Beschäftigung in größeren Episoden bestens empfohlen. Herr Hartman, der auch die Regie führte, ist, wo er sich als Grandseigneur geben darf, immer gut. Summarisches Lob haben sich endlich in dem Kinderstück auch die Kinder verdient, ein volles halbes Dutzend, mit dem Semmelkopf Theodor Danegger an der Spitze, den man, wenn er seine Sache nicht so gut machte, immer die Lust fühlte, beim Schopf zu nehmen. J. Minor.

Von der Woche.

1. Oktober. Deutscher Volkstag in Brünn, welchem über 6000 auswärtige Teilnehmer und 200 Abgeordnete beiwohnen. Einstimmige Annahme einer Resolution, in der die deutschen Abgeordneten aller Parteien aufgefordert werden, die Errichtung einer tschechischen Universität in Brünn „unbeugsam und unter Anwendung selbst der schärfsten Mittel zu verhindern". Infolge tschechischer Gegendemonstrationen kommt es zu starken Exzessen in den Straßen Brünns, bei denen zahlreiche Personen verwundet werden. — Tschechischnationale Straßendemonstrationen in Prag. — In einer Wählerversammlung in Oberhollabrunn führt Abg. Dr. Geßmann aus, daß die Errichtung einer Personalunion zwischen Österreich und Ungarn eine große Gefahr für Wien schaffen würde. Der Dualismus sei aber unhaltbar. — In Crecy (Frankreich) wird in Anwesenheit einer vom Prager Bürgermeister geführten Deputation das Denkmal des böhmischen Königs Johann von Luxemburg enthüllt.

2. 351. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Erklärungsdebatte. — Tsche-

chische Exzesse in Brünn, Militär muß die Straßen räumen, wobei ein Tischlergehilfe durch einen Bajonettstich getötet wird. — Die liberale Partei des ungarischen Reichstages erklärt eine Abänderung der 1867er Ausgleichsgesetze nicht für notwendig und auch nicht als geeigneten Weg zur Lösung der gegenwärtigen Krise. Eine Abänderung könne nur auf dieselbe Art geschehen, in der seinerzeit das Verhältnis geschaffen wurde, nämlich durch „ein vollständig unabhängiges ungarisches Gesetz". Die Aufrichtung des selbständigen Zollgebietes erfordere keine Abänderung des Gesetzartikels XII vom Jahre 1867. — Konferenz oppositioneller Abgeordneter aus Kroatien, Dalmatien und Istrien in Fiume. — Eröffnung des internationalen Tuberkulosekongresses in Paris.

3. 352. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Erklärungsdebatte. Infolge eines falschen Gerüchtes, daß in Brünn geschossen werde, entsteht ein großer Tumult, weshalb die Sitzung unterbrochen werden muß. Der Minister des Innern spricht nach Wiederaufnahme der Sitzung über die Brünner Exzesse. — Abends finden in Brünn neuerlich tschechische Ausschreitungen statt. Der Mob zieht demolierend und plündernd durch die Straßen. Militär schreitet ein. — Eröffnung des zehnten österreichischen Ärztekammertages in Innsbruck. — Die Vollkonferenz der koalierten ungarischen Abgeordneten billigt das Verhalten der fünf Parteiführer anläßlich der Audienz vom 23. September und weist das Programm der Krone zurück. Sie protestiert gegen die fortgesetzte Vertagung des Abgeordnetenhauses sowie gegen die Beeinflussung des Monarchen durch unverantwortliche Ratgeber und fordert die Lösung der Krise auf konstitutioneller Basis. — Die in Fiume versammelten kroatischen Abgeordneten nehmen nach lebhafter Debatte eine Resolution an, in welcher der auf vollkommene Unabhängigkeit gerichtete Kampf der magyarischen Nation mit Sympathie begrüßt wird. Die kroatischen Abgeordneten wollen dahin wirken, „daß die Verhältnisse so geregelt würden, um eine feste Basis für eine dauernde Verständigung des kroatischen und ungarischen Volkes zu bilden". Die Erreichung dieses Zieles sei „vor allem durch die territoriale Erweiterung der Königreiche Kroatien, Slawonien und Dalmatien im Wege der Reinkorporation des Königreiches Dalmatien bedingt".

4. 353. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Erklärungsdebatte. Der Ministerpräsident spricht über die Brünner Exzesse. Abg. Graf Sternberg, zum Generalredner gewählt, schleudert ein Glas Wasser gegen den Abg. Wolf, der ihn wiederholt unterbrochen hatte. Es entsteht ein lärmender Tumult, der zuerst eine Unterbrechung, dann den vorzeitigen Schluß der Sitzung zur Folge hat.

5. 354. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Dringlichkeitsantrag der Abgeordneten Suklje, Dr. Šusteršič und Genossen, Maßnahmen gegen die stetig zunehmende überseeische Auswanderung aus Unterkrain betreffend, wird angenommen. Debatte über die von den Abg. Dr. Pacak und Genossen, Dr. Šusteršič und Genossen, Choc und Genossen, Breiter und Genossen, Romanczuk und Genossen, Daszynski und Genossen gestellten sechs Dringlichkeitsanträge, betreffend die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes sowie über den Dringlichkeitsantrag des Abg. Dr. Ebenhoch, betreffend die Einführung des allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrechtes mit Berücksichtigung der nationalen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Verschiedenheiten Österreichs.

6. Sitzung des Industrierates. — 355. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Ministerpräsident erklärt, daß er kein grundsätzlicher Gegner der Erweiterung des Wahlrechtes auf breitester Basis sei, doch könne er sich das allgemeine Wahlrecht in Österreich nur auf dem Fundament der nationalen Verständigung denken. Den Anträgen betreffend das allgemeine Wahlrecht wird in namentlicher Abstimmung (155 für, 114 gegen) die Dringlichkeit nicht zuerkannt. Vertagung des Reichsrates.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 50. □ Redaktionsschluß 7. Oktober 1906. □ Ausgegeben 12. Oktober 1906. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 51: 14. Oktober 1906. □□

Die Wiener Gemeindeverwaltung und der Fall des liberalen Regimes in Staat und Kommune.

Von Dr. Felix Freiherrn von Oppenheimer.

IV. Die Sozialpolitik der Wiener „christlich-sozialen" Partei. Allgemeiner Rückblick.*

Gewiß ist es nicht der geringste der Vorteile, welche die Verstadtlichung der Straßenbahnen, sowie die Errichtung eigener Gas- und Elektrizitätswerke nach sich zog, daß die Gemeindeverwaltung in die Lage kam, sich auch auf sozialpolitischem Gebiet in Richtungen, die ihr bis dahin verschlossen waren, durchgreifend zu betätigen. Was in Wien an sozialpolitischen Einrichtungen besteht, ist alles oder doch so gut wie alles im Laufe dieser letzten zehn Jahre entstanden. Da aber die kommunale Sozialpolitik im allgemeinen ein Kind der jüngsten Vergangenheit ist, so können die sozialpolitischen Leistungen der Wiener Gemeindeverwaltung nicht durch Vergleich mit denjenigen des früheren Regimes, sondern bloß durch Vergleich mit der Betätigung anderer namhafter Stadtgemeinden in der Gegenwart, am besten aber durch Veranschaulichung des der Initiative der Gemeinde nunmehr eröffneten Arbeitsfeldes und der ihr zu Gebote stehenden Mittel richtig bewertet werden. Dieses Arbeitsfeld hat durch die Errichtung großer kommunaler Betriebe im Laufe der letzten Jahre eine außerordentliche Erweiterung erfahren. Freilich, es gibt eine Reihe von Maßnahmen, durch welche Stadtverwaltungen auch unabhängig von ihrer Eigenschaft als Arbeitgeber auf die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der in ihren Gebieten beschäftigten Arbeiterschaft einzuwirken vermögen. Man denke bloß an die Einrichtung sozialer Kommissionen, wie die Stadt Prag seit mehreren Jahren deren eine besitzt, an den anläßlich der Vergebung öffentlicher Arbeiten durch Gewährung der Lohn- oder Versagung der Streikklausel auf die Gestaltung der Arbeitsbedingungen ermöglichten Einfluß, an die Einrichtung kommunaler Arbeitsnachweise, an Notstandsarbeiten, planmäßige Arbeitsverschiebungen u. s. w. Am deutlichsten aber offenbart sich doch die sozialpolitische Reife einer Stadtverwaltung in dem Verhältnis zu der von ihr abhängigen Arbeiterschaft. In Wien fehlt es an Gelegenheit zu derartiger Betäti-

* Vergl. Bd. IV. Heft 49. — In Band IV. Heft 48, Seite 378, Zeile 14 von unten, ist statt: „Die von dem sogenannten Koalitionsministerium durchgeführte Wahlreform . . . ." richtig zu lesen: „Die von dem Koalitionsministerium eingeleitete, vom Ministerium Badeni durchgeführte Wahlreform . . . ."

gung nicht. Denn bei den städtischen Straßenbahnen sind mehr als 6800, bei den Gaswerken und der Straßensäuberung rund je 3000 Personen beschäftigt. Alles in allem dürfte die Gemeinde erheblich mehr als 16.000 Arbeiter in ihren Betrieben zählen, von den mehr als 3000 Beamten und Personen mit Beamtenqualität, die sie in ihren Ämtern und Betriebsdirektionen beschäftigt, gänzlich abgesehen. Damit ist sie nicht bloß der bedeutendste Arbeitgeber in ihrem Gebiet, sondern dem Staate zunächst wohl der größte Unternehmer in Österreich überhaupt. Das Verhalten der Stadt zu ihrer eigenen zahlreichen Arbeiterschaft bestimmt nicht bloß das Schicksal dieser letzteren, sondern kann darüber hinaus auf das Verhalten von privaten Unternehmungen in manchen Beziehungen bestimmenden Einfluß üben.

In Wien sind gerade die entscheidenden kommunalen Betriebe viel zu jung, als daß sich aus dem, was uns vorliegt, ein endgültiges, auf längere Erfahrung gegründetes Urteil über die kommunale Sozialpolitik ableiten ließe. Ungenützt sind indessen die letzten Jahre auch in dieser Beziehung nicht verstrichen. So ist die Stadtverwaltung in der Krankenfürsorge für ihre Arbeiter weit über die ihr gesetzlich obliegenden Verpflichtungen hinausgegangen, indem sie die Krankenunterstützung, und zwar im Ausmaß des vollen Lohnes, auch den nicht versicherungspflichtigen Arbeitern zuerkannte und bei der Gesamtheit der von ihr Beschäftigten auf jegliche Beitragsleistung der Arbeiter selbst verzichtet hat. Auch in der Unfallfürsorge für die in ihrem Dienste stehenden Personen hat die Gemeinde sich analogen Mehrleistungen freiwillig unterzogen. Endlich hat die Stadtverwaltung im Laufe der allerletzten Jahre einer immer wachsenden Anzahl von Kategorien der städtischen Arbeiterschaft den Anspruch auf eine Altersversorgung zuerkannt, welche nach zehnjähriger ununterbrochener Dienstzeit je nach der Vorbildung 30 oder 40 Prozent der zuletzt bezogenen Löhnung beträgt und für jedes weitere Dienstjahr um zwei, beziehungsweise um drei Prozent bis zur vollen Höhe des letzten Lohnbezuges steigt. Was nun die Arbeitsbedingungen der städtischen Bediensteten anbelangt, so geht aus dem von der Gemeindeverwaltung veröffentlichten Material so viel hervor, daß die Lage der Angestellten bei den städtischen Straßenbahnen, dem umfassendsten Unternehmen, das die Gemeinde betreibt, in wesentlichen Beziehungen noch günstiger als diejenige der von den namhaftesten Stadtgemeinden des Deutschen Reiches bei den gleichen Betrieben beschäftigten Personen, also gewiß durchaus zufriedenstellend ist. Es ist nun sicherlich nicht anzunehmen, daß die Lage der städtischen Angestellten in den übrigen Betrieben sich von derjenigen der städtischen Straßenbahnbediensteten erheblich zu ungunsten der ersteren unterscheidet. Ein zuverlässiges Urteil hinsichtlich der Gesamtheit der Beziehungen der städtischen Arbeiterschaft zu der Gemeindeverwaltung indessen kann aus dem in den kommunalen Verwaltungsberichten enthaltenen Material nicht abgeleitet werden; denn diese enthalten keine Angaben über die Länge der Arbeitszeit, die Art und die Höhe der Entlohnung, die Bezahlung der Überstunden, die Einstellungsbedingungen, Kündigungsfristen, das Disziplinarstrafrecht u. s. w. Eine so weitgehende Zurückhaltung auf diesem

Gebiet ist aber umsomehr zu bedauern, als die sozialpolitischen Maßnahmen der Wiener Gemeindeverwaltung, soweit sie zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangten, so insbesondere die oben dargestellten dankenswerten Einrichtungen auf dem Gebiet der Kranken-, Unfall- und Altersfürsorge, den Schluß gestatten, daß die Arbeiterpolitik der Gemeinde auch in der Gesamtheit ihrer Beziehungen das Urteil der Öffentlichkeit nicht zu scheuen braucht.

Von den sozialpolitischen Einrichtungen, welche die Gemeinde unabhängig von ihrem Beruf als Arbeitgeber ins Leben rief, steht das städtische Arbeits- und Dienstvermittlungsamt in erster Linie. In seiner ersteren Eigenschaft stammt es aus dem Jahre 1898, die Hausgesindevermittlung wurde erst im Jahre 1903 angegliedert. Die Aufgabe des Amtes ist, durch unparteiische, rasche und sachgemäße Vermittlung zwischen Arbeit(Dienst)gebern und -nehmern, welche für die ersteren gegen einen geringen Regiebeitrag, für die letzteren kostenlos erfolgt, einen tunlichsten Ausgleich zwischen Nachfrage und Angebot auf dem Arbeitsmarkt zu vollziehen und damit zum mindesten jener Arbeitslosigkeit abzuhelfen, welche aus der Unmöglichkeit, vorhandene Arbeitsgelegenheit aufzufinden, entsteht. Der Erfolg des Amtes kommt nicht bloß in dem stetig gestiegenen Umfang seiner sehr bedeutenden Vermittlungstätigkeit (im Jahre 1904 rund 114.000 Vermittlungen), sondern u. a. auch in der beträchtlichen Anzahl jener gewerblichen Genossenschaften zum Ausdruck, welche ihre besonderen diesbezüglichen Einrichtungen aufgelassen und ihre Vermittlungstätigkeit an das Amt übertragen haben.

Auf einem anderen Gebiet kommunaler Sozialpolitik, dessen umsichtigste und nachhaltigste Pflege im Interesse aller Schichten der Bürgerschaft dringend geboten erscheint, ist es vorläufig lediglich bei vorbereitenden Maßnahmen geblieben. Es ist dies das wichtige Gebiet der Wohnungsfrage. Daß die Herbeiführung möglichst befriedigender Wohnungsverhältnisse für die Wohlfahrt der Allgemeinheit erforderlich, daß die Gemeinde schon in ihrem eigenen Interesse in erster Linie hiebei mitzuwirken berufen erscheint, ist nach und nach in allen Kulturländern zur unbestrittenen Überzeugung geworden. Die Maßnahmen, die der Gemeinde auf diesem Gebiete obliegen, gliedern sich ganz natürlich in zwei verschiedene Gruppen: in die planmäßige Vermehrung und gehörige Verwertung des kommunalen Grundbesitzes, also des öffentlichen Eigentums, auf der einen, in Beschränkungen des privaten Besitzes, soweit sie das Interesse der Allgemeinheit erfordert, auf der anderen Seite.

Die Maßnahmen der ersteren Art sichern der Stadt eine mit der Größe und richtigen Verteilung ihres Grundbesitzes wachsende Einwirkung auf die Bewegung der Bodenwerte und setzen sie in die Lage, durch eigene Bauführung oder durch an die Veräußerung ihres Grundbesitzes zu knüpfende Bedingungen, deren Einhaltung sie selbst zu beaufsichtigen und sicherzustellen trachten muß, zur Besserung der Wohnungsverhältnisse beizutragen. Die Einverleibung der Vorortgemeinden hat der Stadt Wien eine in ihrer Art einzige Möglichkeit für die weitestgehenden

Schritte in dieser Richtung eröffnet. Denn die im Jahre 1890 vollzogene Eingliederung der Vorortgemeinden hat die Grundfläche des Gemeindegebietes auf rund 17.800 Hektar erweitert, von denen (1902) noch etwas mehr als 10.000 Hektar aus Äckern, Wiesen und Weiden, Waldungen und Weingärten bestanden. Durch die inzwischen (1904) erfolgte Einverleibung der Donaugemeinden wuchsen dem Gemeindegebiet noch rund 950 Hektar, zum Teil ausgesprochen ländlichen Charakters, hinzu. Sicherlich hat schon die bloße Tatsache der Einverleibung in gewissen Teilen der neu angegliederten Bezirke zu einer namhaften Steigerung der Bodenwerte geführt. Voraussichtlich aber liegt hierin erst der Beginn einer künftigen Entwicklung und jedenfalls besitzt die Gemeindeverwaltung die Möglichkeit, die Bewegung der Bodenwerte in allen Bezirken genau zu verfolgen, sich zeitgerecht und unter verhältnismäßig sehr günstigen Bedingungen in sämtlichen Teilen ihres ausgedehnten Gebietes hinlänglichen liegenden Besitz zu sichern und die schon hiedurch ermöglichte Einwirkung auf die Gestaltung der Grundpreise noch durch entsprechenden Betrieb und Ausbau der Straßenbahnen, des in ihrem alleinigen Besitz befindlichen namhaftesten städtischen Verkehrsmittels, zu verstärken. Wenn jemals eine Stadt in die Lage kam, sich auf den Wohnungs- und Grundbesitzmarkt eine maßgebende Einwirkung zu sichern, so ist dies demnach in dem neuen Wien mit seinen so weit hinausgerückten Grenzen der Fall.

Die im Interesse der Allgemeinheit gebotenen Beschränkungen des privaten Eigentums an Grund und Boden bilden die zweite Gruppe der oben erwähnten Maßnahmen. Sie bestehen in erster Linie in baupolizeilichen Vorschriften über das zulässige Ausmaß der baulichen Ausnutzung, in Wohnungsordnungen, welche die an die einzelnen Wohnungen in baulicher, gesundheitlicher und sittlicher Hinsicht zu stellenden Anforderungen normieren; sodann in vielen Fällen in Bestimmungen über die zwangsweise Zusammenlegung, beziehungsweise Teilung sowie über anderweitige Enteignung privater Grundstücke zu Gemeindezwecken. Noch weitergehend sind die von mancher Seite im Interesse einer tunlichsten Verhinderung der Grundstücksspekulation vertretenen hohen Grundwertsteuern und Besitzveränderungsgebühren mit prohibitivem Charakter. In Wien wie in Österreich überhaupt fehlt es so gut wie völlig an allen Einrichtungen einer sozialpolitisch wirksamen Wohnungspflege, ja an allen gesetzlichen Handhaben zu ihrer Herbeiführung. Der Magistratsentwurf einer neuen Bauordnung für Wien allerdings, mit dem Dr. W. Madjera in einem im Vorjahre abgehaltenen ausgezeichneten Vortrag* die Öffentlichkeit vertraut gemacht hat, scheint zu weitgehenden Hoffnungen in dieser Beziehung zu berechtigen. Sollte dieser Entwurf in dieser seiner ursprünglichen Form Rechtskraft erlangen, so wird er sich rühmen dürfen, auch den sozialpolitischen Forderungen, die in unseren Tagen an eine Bauordnung gestellt werden können, Rechnung zu tragen. Denn er führt nicht bloß durch Einteilung des Gemeindegebiets in fünf

* „Der Magistratsentwurf einer neuen Bauordnung für Wien." Manzsche Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung, Wien, 1904.

verschiedene Bauzonen die sogenannte abgestufte Verbauung ein, schließt die Herstellung der im Souterrain gelegenen Wohnungen für die Zukunft aus, gibt, um der Überfüllung kleinerer Wohnungen entgegenzutreten, Vorschriften über die erforderliche Raumgröße dieser letzteren sowie über die Höchstzahl der Personen, die sich in ihnen dauernd aufhalten dürfen, sondern will auch das Enteignungsverfahren für öffentliche Gemeindezwecke in der Form eingeführt wissen, in der es in einem von seiten des Wiener Gemeinderates der Regierung mittels einer Petition schon vor Jahren eingereichten besonderen Gesetzentwurfe in Aussicht genommen war. Was in dem neuen Entwurfe indessen bedenklich erscheint, ist der Umstand, daß er davor zurückscheut, diejenigen Inspektionsorgane ins Leben zu rufen, welche berufen wären, die Durchführung seiner auf eine Verbesserung des Wohnungswesens abzielenden Bestimmungen, insbesondere derjenigen, welche der Überfüllung der kleineren Wohnungen vorbeugen sollen, zu überwachen und sicherzustellen. Aber auch die gewissenhaftesten Inspektionsorgane werden jenem Überfüllungsverbot nur dann Beachtung verschaffen können, wenn die Gemeindeverwaltung sich entschließt, dem überall empfindlichen Mangel an kleinen und kleinsten Wohnungen, der die Überfüllung der vorhandenen Unterkünfte notwendig hervorruft, durch nachhaltige und weitgehende Begünstigung der genossenschaftlichen und gemeinnützigen Bautätigkeit abzuhelfen. Dies wird ihr nun um so leichter gelingen, je energischer sie, wie dies oben ausgeführt wurde, zahlreiche und in den verschiedensten Teilen ihres Gebietes gelegene Grundstücke sich zu sichern trachtet. Die Frage bleibt nur, ob die Wiener Gemeindevertretung sich im Hinblick auf die wirtschaftlichen Interessen ihrer Wählerschaft sowie auf ihre eigene Zusammensetzung zu einer Wohnungspolitik aufzuraffen vermag, die den monopolartigen Charakter des städtischen Grundeigentums durchbricht und der in Haus- und Grundbesitzerkreisen gangbaren Auffassung von dem zulässigen Ausmaß ihres Verfügungs- und Nutzungsrechtes aus sozialpolitischen Rücksichten energisch entgegentritt. Da aber die Wohnungsfrage, richtig verstanden, die Frage der gesamten Bürgerschaft ist, da die Maßnahmen, welche zu ihrer Lösung erforderlich sind, weder den gerechten, auf die Dauer haltbaren Ansprüchen der städtischen Grund- und Hausbesitzer noch den berechtigten Interessen eines gesunden und kräftigen Unternehmertums Abbruch tun, so steht zu hoffen, daß eine Gemeindeverwaltung, welche die Fesseln des Koteriewesens abgestreift und die Monopole der Tramway- und Gasgesellschaft, der Lohnfuhrwerker, Fleischer und gewerblichen Stellenvermittler im öffentlichen Interesse durchbrochen hat, in dieser großen und entscheidenden Frage auch über die privilegierten Interessen des Hausherrnstandes und damit gleichsam über sich selbst inauswachsen wird.

* * *

Die christlich-soziale Partei ist die Frucht des schweren ökonomischen Notstandes, den die Herrschaft des individualistischen Prinzips im wirtschaftlichen Leben für den städtischen Mittelstand hervorgerufen hat; sie ist wirtschaftlich,

politisch und kulturell die Kehrseite der altliberalen Partei. Soweit auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens gesetzliche Reglementierung oder administrative Maßnahmen in Frage kommen, hat sie es zu selbständigen Bildungen nicht gebracht; vielmehr liegt ihr Ideal in dieser Beziehung in dem genossenschaftlichen Leben der Vergangenheit, und ihr Streben geht dahin, den erstarrten Bildungen dieses letzteren wieder lebendigen Inhalt zu geben. Dieses Streben führt zu einer weitgehenden, vielfach beengenden Reglementierung, welche die ökonomische und gesellschaftliche Umwälzung, die der Kapitalismus im Gefolge hat, im besten Falle einigermaßen verlangsamen und deren Folgen mildern, eine weitgehende und dauernde Wirkung auszuüben aber schon darum nicht erwarten kann, weil sie nicht bloß zu bestimmten wirtschaftspolitischen Grundsätzen (denen des individualistischen Systems), sondern zu dem unüberwindlichen Geist des modernen Erwerbslebens selbst im Gegensatze steht.

Ein ganz anderer Ausblick eröffnet sich indessen auf dem Gebiete positiven wirtschaftlichen Schaffens! Hier hat die christlich-soziale Partei umfassende, wertvolle und bleibende Werke ins Leben gerufen und deshalb ins Leben zu rufen vermocht, weil sie Form und Inhalt derselben nicht einer überwundenen Wirtschaftsepoche entnahm, sondern in ihrer programmatischen Bekämpfung der mißlichen Folgen des unbeschränkten Wettbewerbes und der privaten Unternehmungen monopolartigen Charakters zu Schöpfungen vorschritt, die auch ihrerseits auf den realen Grundlagen des heutigen Wirtschaftslebens, dem Großkapital und der modernen Technik, beruhen. Die neuen Einrichtungen auf diesem Gebiet, der kommunale Gas- und Elektrizitätsbetrieb, sowie der Betrieb der städtischen Straßenbahnen tragen der wichtigsten wirtschaftlichen Forderung des sozialistischen Ideenkreises, dem Verlangen nach dem kollektiven Eigentum an den betreffenden Produktionsmitteln, vollhin Rechnung. Aber nichts wäre irriger als zu glauben, daß die christlich-soziale Wirtschaftspolitik sich leitende Grundsätze des sozialistischen Programmes angeeignet hat, um diesem Programme selbst zum Sieg zu verhelfen. Das gerade Gegenteil hievon ist der Fall. Nicht um die sozialistische Rechts- und Wirtschaftsordnung zur Wahrheit zu machen, sondern um ihrer Verwirklichung vorzubeugen, wurden einige ihrer leitenden Grundsätze, mit denen das Bürgertum und ganz besonders das Kleinbürgertum im eigenen Interesse kompromittieren kann, von diesem adoptiert, wurde der sozialistischen Propaganda mit vielem Geschick der Wind aus den Segeln genommen. Zu dieser Haltung steht die in manchen Beziehungen sehr weitgehende Fürsorge der christlich-sozialen Gemeindeverwaltung für die unbemittelten Bevölkerungsschichten, ganz besonders für die städtische Arbeiterschaft, in keinem Gegensatze, vielmehr bildet sie ihre notwendige Ergänzung. Die entschiedene Absicht der bürgerlichen Gesellschaft, auch in Hinkunft das Heft in der Hand zu behalten, wird am besten klar, wenn man diese wohlwollende Berücksichtigung der minderbemittelten und unbemittelten Bevölkerungsschichten mit dem verhältnismäßig geringen Spielraum zusammenhält, der den selbständigen Bestrebungen dieser letzteren gelassen wird. Die Zuerkennung eines äußerst prekären

Wahlrechtes für die Gemeindevertretung an die besitzlose Bevölkerung, die völlige Vorenthaltung des Wahlrechtes für die Bezirksvertretung, der Mangel jedweden bestimmenden Einflusses seitens der Arbeiterschaft auf die Organisation des städtischen Arbeitsvermittlungsamtes, das doch allein im Interesse der Lohnarbeiter ins Leben gerufen wurde, die Einräumung einer ausgiebigen Altersversorgung für die ausgediente städtische Arbeiterschaft bei gleichzeitiger Wahrung des ausschließlichen Entscheidungsrechtes der städtischen Verwaltung hinsichtlich der Zuerkennung derselben, all dies spricht deutlich in dem angedeuteten Sinne. Diese Haltung der Wiener Gemeindeverwaltung entstammt der sehr berechtigten Überzeugung, daß das Bürgertum seine Rolle noch lange nicht ausgespielt, vielmehr der Gesellschaft noch vieles zu bieten und eben darum keinerlei Ursache hat, vor den Aposteln des sozialistischen Staates die Segel zu streichen. Diese Stellungnahme der christlichsozialen Partei ist aber insofern nicht unbedenklich, weil sie geflissentlich unterläßt, den aufsteigenden Schichten in ihren eigenen Angelegenheiten eine selbständige Kompetenz zuzuerkennen, und weil sie ihre an sich so dankenswerten sozialpolitischen Maßnahmen auf diese Weise leicht um den besten Erfolg bringen kann, dessen diese unter anderen Umständen sicher wären, um den Erfolg nämlich, der darin besteht, die Arbeiterschaft dem städtischen Bürgertum organisch anzugliedern und ihre Vertreter zu tätigen Mitarbeitern an den Aufgaben des Gemeindelebens heranzubilden.

Ist aber, wie im Vorhergehenden ausgeführt wurde, die christlich-soziale Partei in entscheidenden Beziehungen die Kehrseite, die Gegenwirkung der liberalen, dann konnten ihre Entstehung und ihre leitenden Grundsätze bloß im Zusammenhang mit den leitenden Grundsätzen und mit dem Niedergang dieser ihrer Vorgängerin zur Anschauung gebracht werden. Eine vollständige pragmatische Darstellung des Niederganges der liberalen Partei war von vornherein hier nicht in Aussicht genommen. Eine solche wieder ist ihrerseits von einer getreuen Schilderung und eingehenden Würdigung der Leistungen dieser Partei nicht zu trennen. Wie hoch es an der Zeit hiezu wäre, geht nicht bloß aus dem einer sachlichen Orientierung so völlig ermangelnden Parteigetriebe der Gegenwart, sondern noch deutlicher vielleicht aus der bedenklichen Voreingenommenheit selbst solcher Persönlichkeiten hervor, die, dem lauten Parteihader seit langem entrückt, ein ernstes und klärendes Wort zu sagen vermöchten. So hat auch Schäffle, der einstige Finanzminister des Kabinetts Hohenwart, in den nach seinem Tode vor kurzem veröffentlichten Memoiren die alte Verfassungspartei dahin definiert, daß ihr, bewußt und unbewußt an einer solchen Verfassung gelegen gewesen sei, welche die künstliche Herrschaft des Kapitals in den Industrieländern Zisleithaniens zustande brachte; in dem „Freisinn" oder „Liberalismus" dieser Partei sieht Schäffle einfach das Streben nach Wegfallen aller Schranken des Gewinnes. Ihr Deutschtum aber erklärt er damit, daß das Großkapital sowohl in Böhmen und Mähren als in den Erzherzogtümern sich in deutschen Händen befand und soweit es nicht deutsch war, unter

dem Deckmantel des Deutschtums sein Geschäft am vorteilhaftesten betreiben konnte.* Wahrlich, man kann die Politik einer großen Partei auf keine einfachere Formel zurückführen, zugleich aber auch kaum einseitiger auffassen, als es hier geschehen! Solchen Auslassungen gegenüber müssen die zuerst in diesen Blättern veröffentlichten Anschauungen des Freiherrn von Wieser doppelt erfreulich berühren, der in seinen „Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung" betitelten Aufsätzen auch über die Partei, der diese Verfassung den Namen gab, das treffendste und gerechteste Urteil gesprochen, das meines Wissens über sie noch gefällt worden ist.

Die Gründe für die im allgemeinen überraschend unzulängliche Würdigung der Altliberalen und ihrer Politik, ihrer Vorzüge wie ihrer Gebrechen, erscheinen doppelter Natur. Sie liegen zum ersten darin, daß die liberale Partei, indem ihr das ehrenvollste Schicksal zu teil ward, das einer Partei überhaupt zu teil werden kann — das Schicksal, sich auszuleben und den wertvollsten Bestandteil ihres Programmes, die Grundsätze der persönlichen und politischen Freiheit, von ihren Gegnern übernommen und vertreten zu sehen — sich damit zugleich um ihren vornehmsten Existenzgrund, ja um den besten Teil ihres persönlichen Nachruhms gebracht sah. Anderseits ist jener Teil des liberalen Programmes, der außerhalb des engsten Zirkels der liberalen Partei keine irgend nennenswerte Vertretung mehr fand, derjenige der vollen wirtschaftlichen Freiheit gewesen. Gerade die unbeschränkte wirtschaftliche Freiheit indessen hat die Interessen sehr breiter Schichten verletzt und die nachhaltigste und erbittertste Gegnerschaft wachgerufen. Dazu kam, daß diejenigen Kreise, welche um der ungehinderten und rücksichtslosen Verfolgung ihrer kapitalistischen Interessen willen, wie dies einmal im Zuge des Wirtschaftslebens liegt, für das Gesamtprogramm der liberalen Partei einzutreten hatten, im Interesse ihrer eigenen Geltung der engsten Anlehnung an pseudoliberale Elemente bedurften und so in keiner Weise geeignet waren, für den idealen Teil des liberalen Programmes Stimmung zu machen und das Ansehen der liberalen Partei zu erhöhen. Endlich aber sind auch die Vertreter der kapitalistischen Erwerbswirtschaft in ihrer Unterstützung der liberalen Partei immer lauer geworden, und zwar deshalb, weil sie die wachsende Ohnmacht derselben gewahrten und Bedenken trugen, sich der Erbitterung auszusetzen, die diese Partei, in erster Linie freilich um ihretwillen, auf sich geladen hatte, dann aber auch, weil sie die Möglichkeit erhielten, ihre eigensten Interessen in einflußreichen beruflichen Verbänden, in wohlorganisierten Beiräten u. s. w. selbständig und wirksamer zu vertreten.

Die heftige und erbitterte Gegenwirkung, welche durch die Freiheit des Wirtschaftslebens erzeugt worden war, hat endlich auch in Wien die liberale Partei zu Falle gebracht. Die Betrachtung der von ihren politischen Erben in der Wiener Gemeindeverwaltung entfalteten Tätigkeit aber führt zu einer für Anhänger wirklichen Fortschrittes tröstlicheren Lehre, als viele meinen. Ich möchte sie dahin formulieren, daß wahre, das heißt gesunden, natürlichen Voraussetzungen entwachsene

* „Aus meinem Leben" von Dr. A. S. Friedrich Schäffle, Berlin 1905, 1. Band, S. 219 ff.

und darum auf die Dauer haltbare Fortschritte in einer Gemeinde, deren Lebensprozeß sich immer selbständiger, immer reicher und intensiver gestaltet, in der gleichsam jeder neue Tag auf jegliche Einrichtung seine Probe macht, nicht preisgegeben worden sind und auch gar nicht preisgegeben werden können; daß also auch sogenannte rückschrittliche Parteien von den vielgepriesenen fortschrittlichen Errungenschaften nur diejenigen dauernd zu beseitigen vermögen, die im allgemeinen nicht so vielen Aufhebens wert sind; daß hingegen diese letzteren Parteien, schon um ihre eigene Legitimation zu erhärten, sich gleichfalls zu großen, gemeinnützigen, bleibenden Schöpfungen berufen fühlen und auch in unserem Falle berufen waren: eine Erkenntnis, die beruhigend wirken und deren man sich angesichts so vieler verwirrender und betrübender Erscheinungen in dem Gesamtbestande unseres öffentlichen Lebens aufrichtig erfreuen kann.

Adalbert Stifter.

Zum 23. Oktober 1905.

Von Stefan Hock.

Die herrischen Schlachtrufe des „jungen Deutschland" sind längst verhallt, die schmetternden Trompeten und rasselnden Pauken der Herwegh und Freiligrath klingen nur mehr wie ein fernes Echo in unsere Tage, während wir mit dankbarem Ohr lieber und lieber den stillen Weisen lauschen, die in jener Zeit des Lärmes und drängender Unruhe einsame und tiefe Dichter voll Andacht und Inbrunst geschaffen. Langsam, aber stetig wächst die Zahl derer, die sich an Mörikes leiser, jetzt schwermutsvoller, jetzt kindlich froher Poesie erquicken, die Annette von Drostes herbe und starke Kunst erkennen und genießen. So hat auch Stifter allmählich die Massen erobert und wie im Vorjahre bei der Feier von Mörikes hundertstem Geburtstage erwacht in diesen Tagen allenthalben laute Festesfreude, ertönt der Dank der Bekenner, wenden sich werbende Lobpreisungen an die Gleichgültigen. Zumal die Deutschen in Böhmen wetteifern in werktätiger Verehrung ihres größten Dichters, sorgen für die Verbreitung seiner Werke, arbeiten mit Fleiß und Erfolg an der Erkenntnis seines Lebens und seiner poetischen Eigenart.

Stifter ist ein Sohn Deutschböhmens, das Waldland an der oberen Moldau war das Lustrevier seiner frohen Knabenzeit, der Nährboden seiner besten Dichtungen. Seine literarische Physiognomie aber hat er nicht von seiner engeren Heimat empfangen, sondern in Wien, wo sich vor dem März 1848 in viel höherem Grade als heute das geistige Leben Österreichs konzentrierte. Wie Grillparzer und Raimund, wie Bauernfeld und Nestroy, so ist auch Stifter der typische Vertreter für eine ganze Reihe poetischer Talente des vormärzlichen Österreich, in

weiterem Sinne für dieses alte Österreich selbst. Unheilbare Zerrissenheit ist der Fluch, unter dem sie alle leiden. Grillparzer und Raimund zerquälen sich an den inneren und äußeren Konflikten, Bauernfeld und Nestroy höhnen und kichern sie hinweg, Stifter legt die Hände in den Schoß und fühlt sich wohl dabei. Er hat die Majorität hinter sich, denn bei aller Verschiedenheit der Begabung ist er wesensgleich mit den vielen kleinen Poeten, die sich in der verwirrten Unruhe und Friedlosigkeit der Dreißiger- und Vierzigerjahre ihre stille Oase erpflegten und nicht wissen wollten, daß die Zeit der „Gemütlichkeit" zu Ende war. Länger als irgendwo anders in Deutschland hatte in Österreich das Romantische seine Herrschaft behauptet, nicht jener großartige Subjektivismus der Schlegel und Novalis, der dem Individuum eine neue Welt erbauen wollte, sondern jenes behagliche Gefallen am Ahnungsvollen, Außergewöhnlichen, Längstvergangenen, zu dem sich die gewaltige Bewegung bei der großen Menge der Schaffenden und Genießenden verflacht hatte, kurz, was noch heute der Sprachgebrauch „romantisch" nennt. Und Stifter schließt sich eng an die heimische Tradition.

Aber auch direkte Einflüsse der älteren romantischen Dichter und solcher, die ihnen nahe standen, hat er früh erfahren. Jean Paul ist der Abgott seiner Jugend, der Patron seiner ersten Dichtungen. Tieck hat er mit Begeisterung gelesen, viele der übrigen Romantiker, vor allem E. Th. A. Hoffmann und Eichendorff tief ins Herz geschlossen. So unbestimmt und schematisch wie die Personen in Jean Pauls großen Romanen, sind die Menschen in Stifters ersten Novellen. Und um so lebloser und starrer dünken sie uns, je belebter und bestimmter das Milieu gezeichnet ist, in dem sie sich bewegen. Wien und seine Umgebung, die Alpen und ihre Täler werden mit Leuten bevölkert, die schon durch ihre preziösen Namen als Landfremde erscheinen. Die Landschaft weiß der junge Dichter zu beseelen, die Menschen sind tot. Man denkt an Waldmüllers herrliche Gebirgsbilder mit den gezierten und schematischen Figuren.

In der Naturschilderung macht Stifter, ein literarischer Spätling, unglaublich schnelle Fortschritte. Schon im „Heidedorf" und im „Hochwald" steht er vollendet da. Er hat von den Romantikern gelernt. Stimmung ist ihm das höchste; die Natur empfängt ihren Charakter von dem betrachtenden Menschen. Sie ist es aber wiederum, die die Menschen langsam und sicher in ihren Bereich zieht, daß sie endlich mit ihr zu einer Einheit verschmelzen. Der Sohn der Heide behält ihr Wesen, auch wenn er in ferne Länder zieht, er muß zurückkehren, hier ist seine Heimat, hier ist er selbst. Die Menschen, die im Walde ihre Zuflucht suchen, werden Teile des Waldes, leben mit ihm und in ihm, erfahren sein letztes Geheimnis. Und dies Geheimnis enthüllt Stifter seinen Lesern. Es ist gar einfach und gar tief. Nicht die großen Wunder sind anbetungswürdig, sind wahr, sondern die kleinen, alltäglichen. Werden, Wachsen, Vergehen. Weil er diese kleinen, die kleinsten Wunder aufspürt, ist Stifter der große Schilderer der Natur. Er ist kein Impressionist. Nicht von einem Punkte überschaut er die Weite, nicht auf einen Punkt richtet er seinen Blick. Er wandert von Stelle zu Stelle, von Baum zu Baum,

von Blatt zu Blatt. So kommt uns das Gefühl, daß sein Wissen von der Natur keine Grenzen hat, nicht nach unten und nicht nach oben. Wie der Natur selbst, so ist auch ihm nichts klein und nichts groß. Wie sie selbst, hat auch seine Schilderung keinen Standpunkt, keinen Anfang und kein Ende.

Die Gefahren einer solchen Anschauungs- und Darstellungsweise liegen auf der Hand. Es ist die Auffassung eines Zeichners, nicht eines Dichters. Sobald die Kraft der Wiedergabe erlahmt oder sobald diese Art der Schilderung auf menschliche Dinge angewendet wird, die nicht wie Pflanzen und Steine an und für sich bestehen, sondern von uns nach ihrem Werte gemessen werden, ist sie nicht mehr andächtig, sondern kleinlich, nicht mehr tief, sondern pedantisch. In ihr liegt Stifters größte Kraft, aber auch seine traurigste Schwäche.

Tieck, der gereifte Dichter der Novellen, nicht der jugendliche Stürmer, gewinnt bald entscheidenden Einfluß auf den jungen Österreicher. Absonderliche Menschen, seltsame Schicksale beginnen ihn zu interessieren. Noch ist er kein Meister, er übertrumpft sein Vorbild, steigert alles ins Krasse, Märchenhafte, Verzerrte. Und neben den gigantischen Charakterfiguren noch immer die farblosen Gestalten der idealen Liebhaber und seelenvollen Jungfrauen. Aber wo er auf diese verzichtet, einen einzelnen Menschen durch seine sonderbaren Geschicke begleitet, seltsames Begegnen, Entsagen und Wiederfinden schildert, da gelingt es ihm, in die Tiefen des menschlichen Herzens zu sehen und in seiner stillen, sicheren Art dem Leser sein Wissen zu künden. Eine eigentümliche Technik hat er sich zurechtgelegt, die seinem Wesen und seinem Können entspricht. An die Stelle eines geschlossenen pragmatischen Aufbaues der Novelle setzt er die Darstellung einer rätselhaften Situation, deren Analyse in dem rückschauenden Bericht eines der Beteiligten erfolgt. So ist die vorwärtsdrängende Erwartung ausgeschaltet, ein ruhigeres, aber tieferes Interesse tritt an ihren Platz. Vor allem in „Brigitta", wo er die wunderbare Wiedervereinigung geschiedener Gatten schildert, hat er durch diese Darstellungsweise die köstlichste Wirkung erzielt. Den Schöpfer der psychologischen Novelle hätte man ihn nie nennen sollen; der ist und bleibt Tieck. Aber einer ihrer größten Meister ist er sicher.

Die Naturschilderung tritt in diesen psychologischen Novellen ein wenig zurück. Charakteristischerweise hat er mit ihnen sein gewohntes Milieu, die österreichischen Alpen und den Böhmerwald, öfter verlassen, sie in Gegenden angesiedelt, die er nie gesehen, in Afrika, in der ungarischen Ebene. Was er aber in diesen „Studien" gelernt, das kommt den „Bunten Steinen" zu gute, die nun in einzelnen Stücken die kostbarste Vereinigung seiner großartigen Naturschilderung mit feinster Kunst der Menschendarstellung aufweisen. Die Perle dieser Sammlung, eine der bedeutendsten Novellen Stifters, ist „Bergkrystall"; sie schildert die Wanderung zweier verirrter Kinder durch Eis und Schnee und Felsenhöhe. Die ewige Ruhe des Gebirges, die unermeßliche Größe der Gletscher ist in wunderbaren Gegensatz gebracht zu der stillen Angst der hilflosen Kleinen. Und wie die Natur in ihrer Doppel-

gestalt erscheint, beglückend schön und furchtbar dräuend, so sind des Knaben mutige Zuversicht und des Mädchens hingebendes Vertrauen wirksam kontrastiert.

Schon in diesen für Kinder bestimmten Geschichten schlägt der Schulmeister dem Dichter oft in den Nacken. Wie fast allen Österreichern des Vormärz, so war auch Stifter — ein Erbteil der Aufklärung — die Neigung zum Lehrhaften eigen. Diese Neigung, verbunden mit seiner minutiösen Schilderungsweise, mußte den Dichter von seiner stolzen Höhe abwärts führen. So rasch und so tief wäre dieser Sturz nie erfolgt, hätte er gern und ganz in seiner nicht großen, aber bewegten Zeit gelebt. Stifter hat den Kreis seiner persönlichen Interessen nur dort überschritten, wo es sich um Volkserziehung im engeren Sinne handelt. Von der Gärung der Vierzigerjahre wollte er nichts sehen und nichts hören; ein Greuel war ihm, der in dem Sinne des alten Goethe überall nur Gesetz und Entwicklung sehen wollte, die Revolution. Aber Grillparzers Wort gilt auch von ihm:

> Der Schlafrock steht nur denen wohl,
> Die früher den Harnisch getragen.

Er verlor jede Fühlung mit seiner Zeit und ihrer Literatur. Als Schulinspektor hat er segensreich gewirkt, aber sein poetisches Talent wurde ihm gar bald nur ein Werkzeug in dem neuen Berufe. Nicht nur die Dichtungen seines Alters leiden unter seiner pedantischen Schulmeisterei. Diese hat auch die Werke seiner Jugend oft ihrer Schönheit beraubt. Fast alle liegen uns heute in Überarbeitungen vor, die mitunter — wie in der „Mappe meines Urgroßvaters" — das Ursprüngliche kaum mehr erkennen lassen. Alltägliche Dinge werden in einem gesucht feierlichen Stil vorgebracht, an alles und jedes werden in forciert naivem Ton Belehrungen gehängt, eine preziöse Pedanterie macht sich breit. Was ihm das gut bürgerliche Maß zu überschreiten scheint, wird rücksichtslos beschnitten, erstickt jede Leidenschaft.

All dies sind auch die Merkmale des großen Romanes, auf den Stifter als auf sein eigentliches Lebenswerk stolz war. Wie fast jeder Romantiker in Nachfolge des „Wilhelm Meister" seinen Bildungsroman geschrieben hat, so auch Stifter mit dem „Nachsommer". Neben den „Lehrjahren" haben in verderblichem Maße die „Wanderjahre" und die „Wahlverwandtschaften" auf diese Dichtung gewirkt. Wie dort, so scheinen auch hier die landwirtschaftlichen Einrichtungen dem Dichter eingehendster Beschreibung wert, so wird auf die Schilderung des Alltagslebens größte Sorgfalt verwendet. Aber Stifter ist nicht mehr im stande, das Milieu und die Menschen zu einer Einheit zu binden. Die Personen des Romans sind Ausdeuter der Dinge, nicht die Dinge Bedingung und Erklärung für die Geschehnisse. So ist die Erzählung leblos, durch überflüssige Einschübe, lehrhafte Betrachtungen, wortreiche Beschreibungen und Erörterungen zu einem unverhältnismäßigen Umfang emporgetrieben, in dem manche schöne poetische Einzelheit verloren geht. Eine einzige Episode, eine Liebesgeschichte voll Einfachheit und Entsagung, in der bekannten retrospektiven Art dargestellt, erinnert an die alte Meisterschaft.

Noch weniger als diese Dichtung mutet Stifters zweiter großer Roman an. Es ist „Witiko“, die Geschichte von der Begründung des Geschlechtes der Rosenberge. Eine unendlich einfache Handlung ist durch unzählige Episoden und durch eine allzu ausführliche Erzählungsweise, die homerisch und biblisch zugleich sein will, auf drei starke Bände ausgedehnt. Kostüm und Charaktere sind gleichmäßig verunglückt. Es ist der traurige Abschluß einer bedeutenden dichterischen Laufbahn.

Traurig war auch der Abschluß von Stifters Leben. Nach langem Siechtum drückte ihm wahnsinniger Schmerz das Rasiermesser in die Hand, der Schönheitsuchende starb einen häßlichen, blutigen Tod. Und das nach einem Leben voll Kummer und Dürftigkeit, ohne die Anmut sorglosen Genießens, nach der er sich zeitlebens gesehnt. Einer glücklichen Jugend im Elternhaus, im Gymnasium zu Kremsmünster und als armer Student in Wien, frohem Verkehr mit schönen Mädchen und Frauen, mit geistreichen und vornehmen Männern, zu denen ihn der Erwerb führte, mit denen ihn aber bald Freundschaft verband, einer innigen, treuen Neigung zu einem Mädchen, das ihm versagt blieb, folgte allzu rasch eine überstürzte Heirat, ein Leben voll Entbehrung und saurer Arbeit, eine freudig übernommene, aber schwer und widerwillig getragene Amtspflicht. Kinder, nach denen er sich sehnte, blieben ihm versagt, junge Mädchen seiner Verwandtschaft, die er an Kindesstatt ins Haus nahm, vermochte er nicht an sich zu fesseln. Die eine starb an schwerer Krankheit, eine andere suchte freiwillig den Tod. Seine Jugend war kurz und nicht sorgenfrei, seine Manneszeit trüb und mühselig, sein Alter gequält von Krankheit und Seelenleid. Die Poesie, an die er sein Herz gehängt hatte, war ihm spät und für wenige rasche Jahre erschienen.

Uns fallen die Schlacken der Sterblichkeit von ihm ab und wir sehen nur sein unsterblich Teil. In bewegter Zeit war er der Bewahrer des heiligen Feuers reiner Poesie, unberührt von dem Gedränge des Alltags. Eine kleine Kunstgattung hat er bescheiden gepflegt und der Vollendung nahegebracht. Den Verächtern der Natur hat er die Verherrlichung der Natur entgegengesetzt, ihren Verehrern hat er neuen Mut und neuen Genuß geschenkt. Stille Kammern der menschlichen Seele hat er eröffnet und hat aufs neue die Schönheit der Einfalt gezeigt. Uns Österreichern aber bedeutet er noch etwas anderes. Er ist uns der einzige lebendige literarische Zeuge jener Richtung, die im Vormärz die allgemeine, von den Herrschenden begünstigte war. Er ist die reifste Frucht jenes Geistes, gegen den sich Grillparzer und Bauernfeld, Lenau und Anastasius Grün auflehnten. Und er lehre uns, daß es mit verachtender Abweisung eines Systems nicht getan ist, das einem so bedeutenden Künstler taugte. Von diesem echten österreichischen Romantiker ausgehend, müßte man die Frondeure betrachten; man würde viel Verwandtes finden und damit vielleicht auch die Lösung des Rätsels, wieso die Blüte der österreichischen Kunst in die Zeit des härtesten politischen Druckes fiel.

Die vergessenen Lande.

Notizen zur Eröffnung der Eisenbahn Hartberg—Friedberg.

Von Dr. Ernst Decsey (Graz).

Der nordöstliche Teil der Steiermark ist ein in Schönheit gestorbenes Land, und die Menschen, die die Hügel und Wälder und Sonnentäler zwischen den im Norden abgrenzenden Urgebirgswall des Wechsels und dem Raabtale im Süden bewohnen, nennen ihr Gebiet anklagend und entschuldigend, vorwurfsvoll und ironisch: 's vergessene Land. Es ist dort so, als ob man vor 60 oder 70 Jahren lebte, als ob man in die alte Postwagenzeit und ihre hemmende Idyllik zurückgefallen wäre, als ob im Daseinskampf der Länder dieses eine unterlegen sei, seine Schönheit behalten, seine Geschichte verloren habe.

Man lebt auf Brachfeldern der Geschichte. Wo einst die Heerhaufen gegeneinander rannten, Hausmächte, Kulturen, Religionen ihre Kräfte maßen, auf demselben Boden pflanzt still der Bauer seinen Hopfen in die Luft, und selbst das übliche Surrogat historischen Geschehens fehlt: der Verkehr. Denn nur sporadisch zieht die Post die Fremden ins Land, Handlungsreisende im Winter, Sommergäste in den Ferien.

Der Epheu der Romantik klettert hier um abgewitterte Burgen, man sieht von der Ferne wie aus toten Gärten die viereckigen Türme ragen, und die anderen Zeichen der Wehrhaftigkeit: die schlitzäugigen Fensterluken, die Schießscharten und die Pechnasen. In dieser wunderbaren Erdschrunde, der Weizklamm, ragt im Abendlichte oben wie ein ungeheurer steinerner Finger, das alte Sturmberger Schloß: ein Steinhaufen. Denn ein ehrsamer bürgerlicher Klingenschmied war es, der die Veste von ihrem letzten Besitzer, einem Khevenhüller, einst um — 30 Gulden gekauft hat, das alte Eisen herauszubrechen . . . Und dort, wo einst das Stammschloß der Tiefenbacher stand, „Teuffenbach im Gehage", dort zwischen den Bauerndörfern Ober- und Untertiefenbach, steht heute nur ein Erdhaufen. Eine abgestutzte Erdpyramide; im Innern unterirdische Kammern, verbranntes Getreide, Münzen, ein menschliches Skelett. Das hat man gefunden als Spuren eines Geschlechtes, dem der Rudolf Freiherr v. Tiefenbach zu Mayerhofen angehörte, der kaiserliche General, den Schillers „Wallenstein" populär gemacht hat; die Gegenreformation hat aus dieser Familie Märtyrer geholt, düster und verschlossen steht am Ufer der Safen die alte Veste Mayerhofen.

Aber Tiefenbachsches Blut rollt noch in den Adern der Herbersteins, die wie die Stubenberge und Trautmannsdorffe die ältesten steirischen Adelsfamilien sind. Und in einer Schlucht der Feistritz ist, wie ein Dornröschen versteckt, die Stammburg Herberstein, auf Felsenriffen ruhend, hineingedichtet in die Wald- und Flußromantik, und zahme Damhirsche streifen über weite Wiesen im Morgennebel, die „Liesl" kommt treuherzig über den Weg und streckt den schlanken Hals nach uns; und über dem Torportale das steinerne Wappen, das in stolzem Latein vom Ruhme Johann Maximilians spricht, der die florentinische Renaissance-Galerie mit der Doppelreihe der Arkaden gebaut hat, im elben Jahre, in dem der westfälische Friede geschlossen wurde. Eine noch „lebende" Burg, phantasiereich wie die Riegersburg, die uneinnehmbare, auf dem Basalttuff-Kegel mit den ungeheuren „Defensionen" und sieben Toren. Was ließe sich nicht noch erzählen von dem Hochschloß „wies von Orient vnd Tyrc Key her gesehen wirdt", was nicht

alles von den Burgen der Dietrichsteine, Steingeiß, der Wurmbrand-Stuppach, was von Waxeneck und Frondsberg, von Thanhausen, Schieleiten und Neuberg auf ragendem Bergfried, von der alten Festenburg, die es mit den Türken aufnahm, wo der Bürger und Stiftsmaler Joh. Cyriak Hackhofer sein Meisterwerk, die Freskenherrlichkeit der Kirchendecke geschaffen hat, und wo heute ein deutscher Priester vom Zwingergärtlein ins Land schaut, mit Poetenaugen und deutscher Seele: der Dichter Ottokar Kernstock. Fast wie ein Nachfahre der in Krieg und Kunst gleich kraftvollen Menschen, die vor Zeiten dieses Land behaust . . .

Einmal hat einer ein gutes Buch über dies verborgene Stück Innerösterreich geschrieben: liebevoll wie einer von dem Garten hinter seinem Hause spricht und einläßlich wie einer, der die Biographie seines liebsten Freundes schreibt. Allein der Autor und sein Buch sind so vergessen worden, wie das Land es selber ist. Der landschaftliche Rechnungsrat Ferdinand Kraus verstarb; sein Werk hat Leykam nicht mehr aufgelegt.

* * *

In Pöllau war ich der Welt abhandengekommen, wie es bei Rückert heißt. Alte Romantik wurde Realität. Der Tag verging und ließ mir Farben und Gesichte zurück und ich hatte nur der Einsamkeit nachgelauscht, die auf dem Marktplatz webt. Oder hatte nur den Häusern mit den Staffelgiebeln zugesehen, wie sie sich zum uralten Pranger neigen. Einmal fiel mir der gelbe Briefkasten auf, der an einem schweren Eichenhaustor hing, denn ein braunes Hündchen hatte sich oben zum Schlummer in der Sonne eingerollt; und ein gutes Ackerpferd habe ich beobachtet, wie es in den Pfannschen Laden stieg: es wollte selbst den Zucker holen, den der Lehrling sonst herausgereicht. So vertraulich leben hier noch Mensch und Tier: die Einsamkeit macht Kameraden . . . Und an diesen Juliabenden rauschte der Brunnen die alte sanfte Romanze, und der volle Mond lag in den Rundbogenfenstern des Schlosses. Eichendorff! . . .

* * *

An dem Tage aber, als ich durch den Prätisgraben aufwärts wanderte zur Zister Taverne und in der blauen Ferne das Vorauer Stiftsdach sah, sagte das Land seine ganze Seele. Dieses Stück Innerösterreich wird kaum mehr die große Geste der Geschichte sehen. Die Lauten der Minnesänger sind gebrochen, kein Ritterschwert klirrt mehr an der gepanzerten Lende. Aber es blieb eine klingende Stille zurück, es schwingt noch in der Luft wie nach voller rauschender Musik: die Landschaft hat ihren Eigenton, wie jede persönliche Landschaft ihn hat. So wird mir der Wienerwald ewig beseelt sein, der Waldrücken von der Wildgrube hinauf zum Kahlenbergkamm immer Größe ausatmen. Touristen reden von Mittelgebirge. Aber wer es weiß, fühlt Höhe: die Höhe Beethovens. Das erste Thema der Pastoralsinfonie fängt innen zu singen an; und vor der Höldrichsmühle — Schubert. Wir dichten die Landschaft; sie ist unser Kunstwerk.

* * *

Das Herkommen ist nur so schwer. Sowohl von Graz herüber, wie von Wien aus. Man muß viel Zeit haben und noch mehr Geduld. Weitmaschig ist dies steirische Eisenbahnnetz. Ach ja! Der Wiener kommt bis Aspang ganz bequem, dann hört die Bahn auf; die Kalamität beginnt. Der Grazer hat die Bahn bis Hartberg, und zwei kurze Flügel von dieser Strecke aus ins Land. Alles ausgezeichnet verwaltet, aber langweilig.

Das Terrain ist kaprizıös, die Trasse macht entsetzliche Bäuche, man kommt bis an die ungarische Grenze, aber nicht ins Oststeirische, nicht nach Pischelsdorf, Kaindorf, Pöllau, Vorau. Ich bin kein Eisenbahner, aber das darf ich wohl sagen: man brodelt. Von Graz nach Hartberg hat man 118 Bahnkilometer zu machen. Dauer: 4 Stunden. Und der Wiener fährt von Wien nach Graz — 224 Kilometer — $4^1/_2$ Stunden. Die Rückfahrt von Hartberg nach Graz unterscheidet sich allerdings von der Hinfahrt, denn sie dauert 5, unter Umständen auch $5^1/_2$ Stunden. Man fährt mit Resignation und denkt der Seufzer des Hektor Berlioz, der 1840/41 zum ersten Male in Deutschland reiste: „Der Zug ist ganz verschlafen, er eilt langsam und macht . . . vor jeder Station unendliche Orgelpunkte."

* * *

Und doch ist diese Bahn ein Vergnügen, nach dem man Sehnsucht hat, wenn man einmal die Fahrerei auf der ärarischen Post mitgemacht hat. Mein Leben lang werde ich die Nacht nicht vergessen, die ich zu vieren in der glühenden Blechkiste im Schweiße meines Angesichts zugebracht habe, um von Pöllau nach Gleisdorf zu „eilen", von wo die Bahn in einem Stündchen nach Graz dampft. Nein, das vergesse ich nicht: wie der Postillon den Weg verfehlte, wie das Sattelpferd lahmte und welche Flüche wir gegen unser Vaterland ausstießen, als wir halbtot um halb 6 Uhr früh aus der Kiste fielen. Nach achtstündiger Fahrt! Beinahe hätten wir's wie jener patriarchalische Reisende machen müssen, der, als er von Schwäbisch-Gmünd nach Ellwangen fuhr, für „glückliche Erledigung vorhabender Reise" eine Messe lesen ließ! In derselben Zeit hätten wir bequem von Graz nach Triest (365 Kilometer), also sechsmal so weit fahren können! Und ein Privatfuhrwerk nehmen — das können nur besonders wohlhabende Charaktere sich leisten. Bitte 16 Kronen! Für dieses Stückerl! Um dasselbe Geld fährt man Schnellzug dritter Klasse von Graz nach Triest!

* * *

Der Wiener wird es von nun an etwas besser haben. Denn am 15. Oktober wurde die Verlängerungsstrecke H a r t b e r g — F r i e d b e r g eröffnet, und von Friedberg ist es nur ein Katzensprung nach Aspang. Diese 27 Kilometer von Hartberg nach Friedberg führen mitten durch ein unbekanntes Reich von Waldromantik und Bachpoesie, und das Panorama ist ein spannendes Schauspiel, das die Natur hier aufführt. Aber mehr noch. Zum ersten Male seit Jahrzehnten begrüßt die Oststeiermark den Fadenweber-Verkehr, festklebendes, gestocktes Leben wird sich rühren und lösen, und eine alte Sehnsucht nach der Welt wird von neuem wach. Denn diese Bahn ist nur der Teil eines Versprechens. Man will die Wechselbahn, man will mit Wien, dem Reichszentrum verbunden sein. Seit dreißig Jahren wiegte man sich in Hoffnungen, und die Oststeirer sahen schon, wie sich die Welt der vergessenen Lande wieder erinnerte, sahen, wie der Export ihren Reichtum auf seinen breiten Rücken lud, wie Talkstein vom Labenwalde, Loden aus Pöllau, Käse aus Kornberg, die Hausindustrie, die Obstfülle des ganzen Landstriches in Kisten hochgetürmt nach Wien gebracht wird; noch heute sehen sie zu. Noch heute träumen sie davon, daß man sie nicht im eigenen Reichtum ersticken lasse. Der Bauer kann sein Korn, sein Geflügel, sein Obst nicht los werden, aufessen kann er's auch nicht und der Wiener, der es wohlfeil haben könnte, bekommt es nicht. Man läßt den Oststeirer nicht nach Wien; kann

niemand zu ihm heran, so soll auch keiner hinauskönnen. Es herrscht da Parität. Warum die Wechselbahn noch nicht gebaut ist — wer macht der Welt es kund? 1902 war Friedberg—Aspang schon beschlossene Sache. Die Regierung läßt das Detailprojekt ausarbeiten. 1907 war die Verbindung mit Wien zu erwarten. Große Spannung im ganzen Lande, man gibt sich Dankgefühlen hin. Plötzlich tritt unerwartet eine Generalpause ein. Das Detailprojekt ist fertig, die Trasse wartet aufs Begehen. Aber umsonst. Es rührt sich nichts. Abgeordnete gehen in die Ministerien, man empfängt sie kühl, man zuckt die Achseln, man weiß nichts. Totale Windstille. So ungefähr wird die Sachlage von einer Petition geschildert, die die vergessenen Städte heuer an viele Präsidien und hochmögende Stellen in Wien gesendet haben, und in der die Oststeiermark bittet: „Ich habe vom Reiche keinen Meter, geschweige denn einen Kilometer Reichsstraße, keine Wildbachverbauung, keine Schulsubvention! Geben Sie mir wenigstens die Bahn, die Wechselbahn!" Allein — „ohn' Antwort ist der Ruf verhallt." So ergibt sich die dumme Situation, von der ich schon gesprochen habe: der Oststeirer darf nicht nach Wien, der Wiener kann nicht zu ihm. Es ist ungefähr so, wie die Überlieferung von Abraham a Santa Clara erzählt, der hier in St. Johann ob Herberstein als stiller Augustiner lebte — 1670 bis 1676 — bevor der Kaiser ihn als seinen Hofprediger nach Wien berief. Immer brachte nach St. Johann der Klosteresel Fleisch von Pischelsdorf herauf, und als man eines Tages hungrig im Refektorium zu ebener Erde saß, zeigten sich zwei Eselsohren in der offenen Tür. Die Brüder springen auf und jagen den Grauen aus dem Saale; der Prior aber fragt: Abraham, was lachst du so unbändig? Der schrie unter Tränen: Ein Text aus der heiligen Schrift ist mir eingefallen. Nämlich: „Er kam zu den Seinigen, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf!"

* * *

Trotzdem und trotz alledem wird eines Tages reisigbekränzt die erste Lokomotive der Wechselbahn von Aspang her in Friedberg einfahren, man wird sie mit Feierlichkeit und Ansprache empfangen wie eine junge Kaiserin, ich weiß es, und werde diesen Tag — beklagen. Ich habe da nicht die Instinkte der Fuhrleute, die gegen die Bahn sind, weil sie Pferde halten, auch nicht den Egoismus des Sommerfrischlers, der um jeden Ort eine Planke zimmern möchte, teile auch nicht die Besorgnisse des Grazer Familienvaters: „Marie, jetzt wird alles teurer werden." Ich weiß, daß der Tafeldecker Komfort uns nun auf dem Bahnhof schon empfangen wird, daß alles schneller geht und alles zu haben sein wird. Und doch werde ich diesen Tag beklagen.

* * *

Man wird mich verstehen, wenn die erste von den vielen alten lustigen Mühlen stille stehen wird und das Wasser über das tote Rad rauscht, wenn das erste Hammerwerk zu feiern beginnt, die Poesie des familiären Handwerks verschwunden ist, und ein trauriger Fabriksschlot, ein kahles Industriegebäude, die Unfreiheit und Unschönheit signalisieren; wenn nicht mehr vom Bache, sondern von „Wasserkraft" gesprochen wird, nicht mehr vom Walde, sondern von „Holzbestand" ....

* * *

Hier haben mich täglich die reinen Typen des sozialen Verkehres erfreut: der „grobe" Wirt, der bescheidene Lehrer, der schneidige Händler, der witzige Barbier, der

rußige Schmied; der Sprudel des Verkehres wird die Berufsmasken löschen, die noch jeder trägt, und Banquiers in Ausseerhüten werden auf die Szene treten. Das Eigentümliche wird nivelliert, das Originale weggeschliffen, an Stelle der milden Melancholie des Landes herrscht der geschäftig-wilde Kurzwarenhandel der Stadt. Die alte Klage ....!

* * *

Es ist, als ob dieses Land keine Eisenbahn vertrüge, als ob es sein Bestes verlöre, wenn man ihm die Ruhe stört. In seiner Weltferne liegt die Fülle seiner Schönheit, aus seiner Vergangenheit klingt alles, was seinen Eigenton ausmacht. Und die Wunder, die die stählernen Arme der Technik schaffen, die Summen, die der Volkswirt aus dem Boden rechnet, wiegen nicht auf, was an künstlerischen Werten wird verloren gehen. Ich muß den Tag beklagen, an welchem diesem Lande sein schönster Reiz abgestreift wird: die Vergessenheit.

Die Wand.

Von Thaddäus Rittner.

Der Advokat Kunz oder Kunze (es liegt nichts dran) spazierte diesen Nachmittag eine ganze Stunde im Königlichen Garten mit dem berühmten Schriftsteller Adam (Pseudonym). Dann trennten sie sich, weil Adam „zu tun hatte".

Und einige Minuten darauf begegnete der Advokat der schönen Frau Mathilde.

— Guten Tag. Wohin so eilig? Ich würde Sie mit Vergnügen begleiten, aber meine Klienten warten ... Ich habe ohnehin — denken Sie nur — volle zwei Stunden durch Adam verloren.

— Durch wen? — fragte etwas unsicher Frau Mathilde.

— Na, durch den Schriftsteller Adam ... Übrigens will ich Ihnen was sagen: der Mann ist mein Freund ... Und doch kann ich nicht umhin ...

— Was denn?

— Er macht jetzt einen merkwürdigen Eindruck. Wie ein roter Apfel ...

— Hm ...

— Außen rot ... Verstehen Sie?

— Hm ...

— Ich unterstreiche „außen".

Er unterstrich. Und dann verabschiedete er sich gleich, denn seine Klienten warteten.

Frau Mathilde ging weiter in der Richtung zum „Kleinen Pavillon", wo sie — mit Adam ein Rendezvous hatte.

Auf dem Wege dachte sie mechanisch: Roter Apfel ... Außen ... Unterstreiche rot ... Nein, unterstreiche außen ...

Sie blieb stehen. Sie öffnete ein wenig unintelligent die Lippen.

— Ja, so ... Außen ...

Sie hat nachträglich verstanden.

Der Advokat ist geistreich ...

Adam war noch nicht zu sehen. Sie setzte sich auf eine Bank und dachte ausführlicher: ... Außen rot ... Das heißt innen ... innen ... hm ...

Adam ist gekommen. Fast atemlos.

— Ah, bist du schon da? — fragte er, sich die Stirn mit einem farbigen Schnupftuche trocknend.

Und nachdem er ein wenig ausgeruht hatte, begann er sie mit zitternder Stimme um die große, unendliche Gnade zu bitten ...

Nämlich mit ihm in das Restaurant des Grand Hotel Royal zu gehen. Natürlich in das kleine Kabinett.

Frau Mathilde sagte nein. Und dann sagte sie noch etliche Male nein. Sogar ziemlich kalt und entschieden, denn sie verlor plötzlich — aus irgend einem Grunde — ihre gute Laune.

Adam setzte ihr auseinander, daß unter diesen Umständen das Leben nicht mehr den geringsten Reiz hätte. Ja, er zog sogar das farbige Taschentuch heraus und manövrierte damit in der Augengegend.

— Ja, dann — flüsterte er trostlos — dann bleibt mir also nichts übrig als ...

Die Sonne belästigte ein wenig Frau Mathilde. Sie blickte mit einem gewissen Widerwillen auf die gesunden Wangen Adams.

Roter Apfel ... — dachte sie mechanisch.

Und Adam sagte wieder nach einer kurzen Pause:

— Sie wissen nicht, was in mir vorgeht. Sie wissen nicht, was noch alles geschehen kann ... Sie sind für mich das Leben. Mit dem Gedanken an Sie stehe ich morgens auf, mit dem Gedanken an ...

Unterstreiche außen — dachte Frau Mathilde.

Adam sagte heute konsequent „Sie". Manchmal vergaß er ganz, daß sie sich schon (seit dem 4. April) duzten. Er war überhaupt vergeßlich.

— Ich bin kein Student ... Ich lasse mit mir nicht spielen ...

Jetzt belästigte ihn die Sonne.

— Ich lasse mit mir nicht spielen ... Denn Sie glauben ... ja, Sie glauben bestimmt ...

Er bemerkte plötzlich, daß er „Sie" sagte. Und das machte ihn ganz verstimmt.

— Was ist da weiter zu reden ...

Er stand mit einer fast unhöflichen Plötzlichkeit auf. Er knöpfte sich den Rock zu. Sozusagen andeutend, daß alles verloren und zu Ende sei.

Hingegen begann Frau Mathilde sehr interessant von ihrem Manne, von ihrer Frauenwürde, von der Rücksicht auf die Leute und von verwandten Dingen zu sprechen.

Und als die Sonne unterging, war schon wirklich alles zu Ende. Frau Mathilde fuhr mit der Tramway zur Stadt. Und der berühmte Schriftsteller Adam saß in der Gartenmeierei „Zur Kuh" und trank saure Milch.

Adam fühlte nämlich sofort nach dem Gespräche mit Frau Mathilde unerklärlichen Hunger. Und weil das Nachtmahl zu Hause erst für neun Uhr angesetzt war, so bestellte er sich unterdessen Milch.

Da kam von ungefähr der Schauspieler Grasset, mit dem er in sehr guten, ja geradezu freundschaftlichen Beziehungen stand.

Der Schauspieler gab ihm mit der Zeitung einen leichten Schlag.

— Schau, schau — rief er — da sitzt er und trinkt Milch.

Adam zuckte zusammen.

— Mein Gott, ja — sagte er nicht sehr freundlich — ich ruhe aus. Ich habe zu viel gearbeitet.

Der Schauspieler hatte eine lärmende Art.

— Zum Teufel, wie ein Bankier sitzt er. Und trinkt noch dazu Milch. Du hast einen Bauch, mein Ehrenwort. Und sogar ein Doppelkinn. In der Zeitung steht was über dich. Irgend ein Idiot hat dich verrissen. Wie kann man Milch trinken? Begreife nicht.

Adam stürzte sich auf die Zeitung. Der Schauspieler blickte spöttisch auf sein rundes Gesicht.

— Mein Ehrenwort . . . Du kassierst jetzt Tantièmen und Lorbeer ein. Dein Talent ist in Blüte. Man kann dich einfach nicht mehr anschauen . . .

Er fragte parodierend mit einer süßen, weiblichen Stimme:

— Was schaffen Sie jetzt, Meister?

Aber plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht.

— So ein Mensch — seufzte er — du blühst und unsereiner geht elend zu grunde. Na ja, beim Theater . . . Müller gibt mir nicht einmal einen Vorschuß . . . Vorgestern spielte ich in „Hamlet“, gestern in der „Versunkenen Glocke“ und heute muß ich sogar hüpfen und singen . . .

Adam hielt die Zeitung dicht vor den Augen. Er suchte die Stelle „über sich“ . . . Dabei dachte er: dieser Grasset ist banal . . . banal . . .

— Weißt du — sagte Grasset — was für einen Streich ich neulich dem Müller gespielt habe? Er setzt mir bei der Probe aus, daß ich zu leise spreche. Darauf reagiere ich gar nicht . . . Aber im zweiten Akt . . .

Adam las die Stelle „über sich“. Sein Gesicht wechselte die Farbe. Er murmelte:

— Das ist gemein, niederträchtig . . .

Der Schauspieler sah ihn kurz und zerstreut an.

— Was? . . . Ah, so . . . ja, du meinst die Rezension . . . Pfeif darauf! . . Was wollte ich sagen? Im zweiten Akt kommt die Balkonszene, die mit Musik hinter der Bühne . . .

Adam wiederholte fast weinerlich:

— Niederträchtig . . .

Grasset machte eine verächtliche, schöne Geste.

— Pfeif darauf! Das liest man nicht, das existiert für uns nicht . . .

Und wollte weiter von der Balkonszene im zweiten Akt sprechen . . .

Aber Adam war plötzlich wütend. Er warf die Zeitung auf den Tisch und sah den Schauspieler zornig an.

— Du schwätzest und schwätzest . . .

Der Schauspieler streckte seinen langen Hals vor.

— Wie?

Er richtete sich mit einer beleidigten Bewegung den Kragen oder die Krawatte.

— Ich schwätze? So. Wieso schwätze ich? Hm. Wenn du willst, kann ich auch schweigen . . .

Er schob die Zigarettentasche und die Schachtel mit Zündhölzchen indigniert zur Seite . . .

— Jawohl . . . Ich kann überhaupt weggehen . . . Kellner, zahlen!

Adam sprach aufgeregt, schnell und mit ungewöhnlich hoher Stimme:

— „Pfeif darauf!" Natürlich. „Pfeif darauf!" Das sagst du, weil sie zufällig über mich schimpfen . . . Natürlich . . . Schimpften sie über dich, so möchtest du ganz anders . . .

Grasset trommelte mit den Fingern und schaute auf Adam mit einem affektierten Erstaunen . . . Wie auf einen Verrückten.

Dieser wurde immer zorniger.

— O du, Komödiant, Kabotin . . . Dir schadet es freilich nichts . . . Das glaube ich . . . Du kannst darauf pfeifen. Aber ich . . . ich . . .

Grasset trommelte.

— Der Mensch arbeitet, arbeitet . . . Der Mensch schreibt mit seinem Herzblut . . . Man ist einmal im Himmel, einmal in der Hölle . . . Und dann kommt so ein . . . so ein . . . Natürlich . . . „Pfeif darauf!" Es ist vielleicht wirklich das beste . . . alles aufzugeben, nichts mehr zu schreiben . . . Was heißt das „dem Stück fehlt die Perspektive?" Weiß der Schmierer selbst, was Perspektive ist? Und wenn er den Titel nicht versteht, so soll er zuerst jemand fragen und dann erst schreiben . . . „Die Wand" ist das, was die Menschen voneinander scheidet . . . So daß sie unerkannt nebeneinander leben und als Rätsel sterben . . . Das ist „die Wand" . . . Aber er versteht's nicht . . . Er fragt, was das heißt.

Grasset trommelte.

— In der dritten Szene des letzten Aktes sage ich doch ganz deutlich . . . Jedes Kind begreift es . . . Die Königin nimmt die Krone vom Haupte und sagt . . .

— Zwei Slivowitz, eine Semmel und fünf Zigaretten . . . Der Kellner gab dem Schauspieler das Kleingeld heraus. Dabei irrte er sich um einen Gulden, weil er hören wollte, was die Königin im letzten Akt sagt.

Aber Grasset wollte nichts mehr hören. Er war beleidigt . . . Er war aufgestanden und knöpfte sich die Handschuhe zu.

— Mein aufrichtiges Bedauern — murmelte er kalt und ironisch.

Adam zitterte noch immer vor Zorn.

— Ich bedauere dich . . . Wenn du nicht verstehst, was ein Künstler fühlt, wenn ihm . . .

Der Schauspieler unterbrach ihn höhnisch.

— Ich bitte dich, erschieß dich nicht . . . Das wärst du vielleicht im stande . . . Darum, weil dein Stück irgendeinem X. Y. mißfällt . . .

Adam blickte düster vor sich.

— Wer weiß, was ich noch tue . . . Wenn es weiter so fortgeht . . . Ich habe ohnehin alle Schaffensfreude verloren . . .

Der Schauspieler lachte auf . . . So laut und wohlklingend wie auf der Bühne. Drei Kellner wachten auf und irgendwo in der Ferne bellte ein Hund.

— Mein herzlichstes Bedauern . . .

Er reichte Adam die Hand und entfernte sich mit leichten Schritten.

Nun war es ganz still. Die Kellner schliefen wieder ein und der Hund bellte nicht mehr. In der Luft duftete es süß und melancholisch.

Adam war traurig.

Er war nicht mehr zornig, sondern traurig. Er sehnte sich nach Lampenlicht, aber eine sonderbare Schwerfälligkeit lähmte seinen Willen. Und er blieb im Dunkeln sitzen. Er dachte daran, daß es irgendwo Straßen und beleuchtete Läden gibt. Und daß hier der Jasmin so beunruhigend duftet und zwischen den Bäumen stille, unheimliche Nebelbilder fließen. Er hatte ein Gefühl wie Kinder, die sich abends im Walde verirrten ... Man kann schreien, weinen und niemand hört es ...

... Er begann zu grübeln, warum er traurig ist. Das hat sich so im Laufe des Tages angesammelt. Das sind Nerven. Es hat sich angesammelt und nun liegt es schwer da drinnen ... Unaufgelöstes Weinen. Ein großer, schwerer Block von unaufgelösten Tränen. Und es lastet, lastet ...

... Nein, zum Teufel. Das, was sich im Laufe des Tages ereignet hat, ist ganz gleichgültig. Der Advokat Kunz oder Kunze (es liegt nichts dran) sagte ihm, daß er wahrscheinlich den Prozeß um die Erbschaft verlieren würde. Aber was macht das? Vor dem Advokaten klagte er darüber, aber jetzt ist es ihm alles eins. Er hat doch ohnehin Geld genug. Frau Mathilde hat ihm einen Korb gegeben. Aber was macht das? Er liebt sie nicht. Wen liebt er? Seine Frau? Seine Kinder? Ja, wen liebt er eigentlich? Es liegt nichts dran. Sagen wir ... die Kunst. Alles eins. Weit wichtiger ist z. B. das Nachtmahl .. Ja, was gibt es heute abend zu essen?

... Es ist traurig. Der Jasmin duftet. Und man hat so eine sonderbare Angst. Man weiß nicht, warum. Ein ganzer, schwerer Block von unaufgelösten Tränen. Es lastet, lastet ...

... Dort liegt die Zeitung. Es ist so finster, daß man die Buchstaben nicht mehr sieht. Die Zeitung ist wie erloschen. Sie ist gar nicht. Wer würde es glauben, daß in diesem dunkeln Papier, „etwas über ihn" ist. Vor einem Augenblick hat er es gelesen und sich geärgert und sogar gejammert. Und jetzt ist ihm alles gleichgültig.

... Es ist traurig. Der Jasmin duftet ...

... Und wie wäre es, wenn man noch ein Gläschen Milch zu sich nähme? Und eine kleine Semmel ... Ein sonderbarer Hunger. Man weiß nicht, warum man so hungrig ist ...

Er rief den Kellner. Dieser kam schläfrig und widerwillig. Adam wollte Milch bestellen, aber plötzlich schämte er sich und bestellte nicht. Übrigens fiel ihm das Nachtmahl ein .. Und dieser Gedanke machte ihn sogar fröhlich. Er bezahlte und entschloß sich, nach Hause zu gehen.

... Ich freue mich auf das Essen — dachte er auf dem Wege — jetzt denke ich immer an solche Sachen, wie z. B. das Essen.

Und er verachtete sich. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß er seit einigen Monaten nichts mehr „schaffe". Seit einigen Monaten lebt er so wie andere verdrossene Tiere. Äußerlich „wächst" er. Das heißt: sein Ruhm wächst. Das sind aber Früchte seiner früheren Arbeit. Jetzt kassiert er nur ein. Wie sagte Graffet? „Tantièmen und Lorbeeren." Aber dort im Innern ist es jetzt still. Was ist im Innern? Ein Block von ... Nein, präziser: ein Glas saure Milch ... Ha, ha .. Ein Glas saure Milch ..

Der Hohn tat ihm fast gut. Wirkte fast anregend.

Ja, ja — fühlte er unbewußt — sich quälen und peitschen ... Das ist der Weg. Sich keine Ruhe gönnen ... Psychisches Training ... Das Bäuchlein verlieren ... Die Zufriedenheit verlieren ... Sich martern, stechen ..

Das wirkte immer besser. Er fühlte vor sich undeutlich „ein neues Leben". Irgend ein tröstendes „Morgen" ... Übrigens bemerkte er auch ein grünes Licht, das sich dort hinter den Bäumen rasch bewegte ...

Das war die Tramway zur Stadt.

Er begann schnell zu laufen. So schnell und munter wie ein Knabe. Es handelte sich darum, die Tramway zu erwischen ...

Hopp, hopp — dachte er ausgelassen.

Wenn er zu spät zur Haltestelle kommt, so muß er eine Viertelstunde auf den nächsten Wagen warten ... Und zur Stadt ist es weit ... Und das Nachtmahl zu Hause ...

Hopp, hopp ...

Da läuft die Bestie. Sie zwinkert mit dem einen grünen Auge und saust wie der Teufel.

Man wird ihr einfach den Weg abschneiden. Man wird früher dort bei der Biegung sein als sie ... Und wenn der Wagenführer bemerkt, daß jemand auf den Schienen ist, so wird er langsamer fahren ...

Adam lief wie ein Reh. Sein asthmatisches Herz klopfte wie ein Hammer.

Er drehte sich um. Die Tramway war momentan nicht zu sehen. Wo war sie? Vielleicht fuhr sie eben durch den kleinen, dichten Wald ...

Er machte noch einige Sprünge und war schon auf dem Geleise.

In dem Moment blendete ihn eine Flut grünen Lichtes ...

Er schrie gellend auf und ... stürzte.

Der Kutscher hat ihn wohl bemerkt. Aber — zu spät. Ungefähr dann wie alle Insassen des Wagens.

Eine Stunde darauf wußte schon die ganze Stadt. Er lebt ... Er lebt nicht ... Manche sagten: er lebe „noch" ... Aber alle wußten, daß er sich selbst unter die Räder der Tramway gestürzt hatte.

Der Advokat wußte sogar die Ursache des Selbstmordes. Er war der einzige, der sie wußte. Aber laut sprach er nicht darüber.

Sondern nur leise.

— Denn, ich bitte sie, Verehrtester, kann man es allen Leuten erzählen? Ich glaube nicht. Ich war mit Adam in näheren, ja, ich darf wohl sagen, freundschaftlichen Beziehungen. Und ich möchte seinem berühmten Namen gewiß nicht schaden. Wenn aber die Leute wüßten ... Man hielt ihn allgemein für einen Schwärmer, Idealisten ... „Der letzte Romantiker" heißt es von ihm im Konversations-Lexikon ... Und wissen sie, warum er sich tötete oder ... töten wollte? Weil er einen Erbschaftsprozeß verloren hat. Also wegen einiger lumpiger Tausend Gulden ... Ich weiß es genau, denn ich war sein Vertreter. Um sechs Uhr begegnete ich ihm im Königlichen Garten und zwei Stunden darauf ... Was sagen sie? Wegen Geld ... Geld ... Das sind unsere heutigen „Romantiker" ... Wie? ...

Frau Mathildens Augen waren vor der Welt trocken. Es hilft nichts, man muß die schwere Komödie des Lebens ruhig weiterspielen ...

Aber vor ihrer besten Freundin durfte sie sich nach Herzenslust ausweinen und ihr die ganze, ungeschminkte Wahrheit sagen.

... Denn die eigentliche Ursache des Selbstmordes war — sie.

Was? Nicht möglich ...

Sie selbst. Adam hat sich nur darum unter die Tramwayräder geworfen, weil sie ... tugendhaft ist.

Schrecklich ...

— Meine Teuerste, du darfst es nicht einmal deiner Mutter sagen. Ich flehe dich an. Denn es ist nicht nur mein Geheimnis. Es ist etwas, das mich auf ewig mit dem berühmten, großen Adam verbindet.

Ihrer Mutter sagte die Freundin kein Wort.

Grasset erfuhr die schreckliche Nachricht im Theater während der Vorstellung. Die große Balkonszene (mit Musik hinter der Bühne) war gerade vorüber, und der Schauspieler ging hinaus, um eine halbe Zigarette zu rauchen.

Im Vestibül begegnete er dem Rezensenten des „Telegraph" und dieser erzählte ihm alles.

Er wurde buchstäblich weiß. Denn er war mit Adam in sehr intimen (ja, geradezu freundschaftlichen) Beziehungen.

Er ergriff krampfhaft die Hand des Kritikers.

— Ich weiß, wer ihn getötet hat ... Ich allein weiß es ...

— Er hat sich selbst getötet — murmelte der Journalist — es ist polizeilich festgestellt ...

Aber der Schauspieler war besser informiert als die Polizei.

Er wußte, daß die böse Kritik den großen Adam getötet hat. Und er sagte alles, was er wußte. Von seiner Begegnung mit dem Schriftsteller im Königlichen Garten. Von dem Zeitungsartikel, der Adam in eine so „furchtbare" Aufregung versetzte ...

Dann rief ihn aber die elektrische Glocke auf die Bühne. Und er lief schnell über die Stiege, drei Stufen zugleich nehmend und wiederholte wie im Fieber:

— Ich weiß es ... Ich allein weiß es ...

Auch im Theater sprach man von nichts anderem. Der Intendant, der von dem Unglück erst während des zweiten Aktes hörte, verließ bald darauf seine Loge und fuhr zur Wohnung des Sterbenden ...

Im Schlafzimmer des Schriftstellers wimmelte es von fremden Leuten. Es fiel dem Intendanten auf, daß Frau Adam so seltsam und verrückt lächelte und auf alles und allen die Antwort gab, es hätte soeben zehn Uhr geschlagen. Sie hatte ein kleines Kindergesicht ...

Jemand flüsterte: Er lebt nicht mehr. Aber Adam war in dem Augenblick gerade bei Bewußtsein und hörte sogar das, was diese Person flüsterte. Er hörte auch das, was die anderen flüsterten ... Und so erfuhr er, was sich zugetragen.

Ah so ... — dachte er — also habe ich einen Selbstmord begangen ... Und darum liege ich im Bette ... Und darum sind hier so viele unbekannte Menschen ... Und sogar ein Herr in Uniform ... Ah so ...

... Und ich werde wahrscheinlich bald sterben ...

Der Gedanke, daß er bald sterben würde, war ihm ganz gleichgültig. Aber er hätte unter anderem sehr gerne erfahren, wer dieser fremde Herr in Uniform ist ...

Da kam seine Frau zu ihm. Sie lächelte und sagte ihm ganz leise ins Ohr:

— Es hat soeben zehn Uhr geschlagen.

Dann aber begann sie plötzlich zu weinen und mit sehr heißem Munde seine Hände zu küssen.

— Warum hast du es getan? Warum? — fragte sie leidenschaftlich, fast zornig.

Seine Lippen bewegten sich. Aber man hörte nichts.

Die Frau neigte sich noch tiefer. Und ihre schwarzen Augen erschienen dem Sterbenden ungeheuer groß.

— Nicht wahr ... Du konntest in letzter Zeit nicht arbeiten und darum ... Nicht wahr? ...

Ja, darum. Jetzt erinnerte er sich. Gewiß darum. Und er nickte mit dem Kopfe.

Sie lächelte.

— Ah ... siehst du ... Ich weiß es. Ich allein weiß es. Nur ich kenne dich. Sonst niemand.

Seine Lippen bewegten sich. Und er dachte: ich tötete mich, weil ich nicht arbeiten konnte ...

Aber gleich darauf schien es ihm plötzlich, als wäre er zehn Jahre alt und liefe sehr schnell über eine Wiese ... Und als duftete es von allen Seiten nach Jasmin ...

Da kam ihm klar und deutlich ein Gedanke. Er durchzuckte sein Gehirn wie ein Blitz.

... Ich wollte ja gar nicht sterben. Nur zufällig bin ich ... bin ich ... von einem Wagen ...

Und er öffnete die Lippen, um allen laut zu sagen, daß er ganz zufällig überfahren wurde.

Aber er konnte nicht mehr ... Denn eine grausame Hand verstopfte ihm den Mund ...

Auf immer.

Erinnerungen an Rudolf Ribarz.

Von Hartwig Fischel.

In wenigen Tagen wird ein Jahr nach dem Tode des Malers Rudolf Ribarz verflossen sein. Man rüstet sich, eine Gedächtnisausstellung, einen Überblick über sein Werk zu veranstalten und der reiche, malerische Nachlaß des Künstlers wird in kurzer Zeit zur Versteigerung gelangen. Da erwacht die Erinnerung an längstvergangene Zeiten. Der Schwerpunkt der langen und ergiebigen Tätigkeit des Wiener Malers liegt nicht in Österreich, wo der Heimgekehrte einem langen und schweren Siechtum erlegen ist; sie ruht in seinem Pariser Aufenthalt, der beiläufig zwanzig Jahre seines Lebens und seine kräftigste, reiffte Zeit umfaßt.

Als junger, begabter Anfänger folgte Ribarz dem Lockruf französischer Kunst. Mittellos, aber kampflustig und kunstbegeistert zog er nach Frankreich, um dort zu lernen. Es war ihm noch gegönnt, zu einigen großen Meistern in Beziehung zu treten, die bei der größten künstlerischen Umwälzung des verflossenen Jahrhunderts mitgewirkt, die der Schule von Barbizon angehört hatten. Unter dem tiefen Eindruck, den die Troyon, Corot, Dupré, Daubigny auf den jungen Ribarz machten — aus der Begeisterung für die Paysage intime, die mit der zündenden Kraft einer Offenbarung ihren Siegeszug durch das ganze künstlerische Europa hielt, in Paris aber groß und herrlich blühte — wuchsen auch Ribarz die Kräfte; er durfte es erleben, von den Besten jener bewegten Zeit erkannt und anerkannt zu werden. Er hat seinen ehrenvollen Platz in dem Gefolge der großen Bahnbrecher gefunden und als Deutscher in Paris zu einer Zeit Anerkennung empfangen, wo der Haß gegen alles Deutsche am stärksten war. Selten ist es aber auch einem Deutschen gelungen, französische Art und französischen Geist so ganz in sich aufzunehmen, dem eigenen kräftigen österreichischen Wesen zu assimilieren, wie dies Ribarz vermochte.

Es ist hier nicht Raum, eine ausführliche Würdigung der künstlerischen Bedeutung dieser heimischen Künstlererscheinung zu widmen. Eine Darstellung aber, die das Wesen seiner Eigenart, seiner Anlagen und seines Temperaments trefflich beleuchtet, — die Äußerung eines begabten Jugend- und Kampfgenossen über ihn — möge hier Platz finden.

Der Pariser Maler Gagliardini, der auch den Wienern kein ganz Fremder ist, hat in einem lebendigen Schreiben die Erinnerung an jene Zeit festgehalten, in der er mit Ribarz intim verkehrte, das Werden seiner Künstlerschaft miterlebt hat. Mit den Empfindungen eines warmen persönlichen Freundes hat er den Kampfgenossen verfolgt und mit der Gewandtheit des Künstlers, der seine malerischen Empfindungen auch in Worten trefflich darzustellen weiß, hat er die Ziele desselben gekennzeichnet und den Weg zu ihnen beleuchtet. So wird mit seinen Zeilen nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Lebensgeschichte des österreichischen Künstlers geliefert, wir erhalten zugleich einen Einblick in die Leiden und Freuden, die einem mutigen Landschaftsmaler beschieden sind.

Gagliardini erzählt:

„Es war wohl im Jahre 1874, als ich im fünften Stockwerk eines Hauses der Rue Rochechouart ein kleines Dachatelier gemietet hatte. In demselben Augenblick, in dem ich in mein Studio einziehen will, öffnet sich eine Tür nach dem Treppenabsatz, den ich benützte, und ein junger Maler tritt heraus; er ist im Begriffe, einen neugebauten Raum wie den meinigen einzurichten, der deutlich den gleichen Grundriß zeigte.

Beide Künstler, einer so arm wie der andere (was sie sich natürlich gleich erklärten), hielten nun zusammen Kriegsrat, wie sie am besten zu den notwendigsten Gegenständen ihres Haushaltes gelangen könnten. Da war an der Ecke des Hauses im Erdgeschoß ein Händler, bei dem konnte das Bett erworben werden; über die Magerkeit der Matratze mußte die Festigkeit des Schlafes hinweghelfen. Eine gewöhnliche Petroleumlampe gab am Abend das Licht; zwei Sessel und einige Staffeleien bildeten das Mobiliar. Doch das war noch nicht alles. Nein, etwas Luxus hat sich auch zu uns verirrt. Eines Tages kam mein junger Nachbar triumphierend aus der Trödelhalle mit einem großen grauen Teppich, der von nun an den Fußboden seines Ateliers bedeckte. Gleichzeitig brachte er unter seinem Atelierfenster ein Velum an, welches das starke Licht zu dämpfen, den Raum gemütlicher zu machen hatte.

Es ist wohl selbstverständlich, daß sich zwischen den neueingerichteten Junggesellenwirtschaften ein kleiner Verkehr entwickelte. Die angefangenen Bilder wurden vorgezeigt. Ribarz hatte Mappen mitgebracht, die voll mit lebendigen Zeichnungen von festem Strich waren; auf seiner Reise in den bayrischen Wäldern hatte er sie ausgeführt. Ich erinnere mich an riesige Ahornbäume, die mit der Energie, dem Geschmack und der Empfindung gezeichnet waren, die er stets mit seinem Stift zu zeigen wußte. Damals malte Ribarz vielfach Tiere. Kühe auf der Weide aus Holland, von wo er eben zurückkam. Troyon war seine Schwärmerei. Offenbar hatte ihn sein Lehrer A. Zimmermann auf diesen Meister gewiesen, dessen Art und Weise ihm sehr nahe ging.

Zuerst konstruierte er das Skelett seiner Wiederkäuer. Dann überdeckte er seine Zeichnung durch ein Gemisch von Firnis mit rotem Lack und erst auf diesem reichen Untergrund entstand der Körper des Tieres. Dieser wurde zuerst solide untermalt und dann mit Lasuren bereichert — er nahm sein Bild immer wieder vor, fand es niemals kräftig und leuchtend genug. Ribarz war von heroischem Eifer, schreckte nicht zurück etwas Beendetes von neuem anzufangen, immer wieder abzukratzen und abzukratzen. Damals schon waren seine Lufterscheinungen immer leuchtend, seitdem hat er ihnen immer mehr Bewegung und Zartheit gegeben, ihre Qualität noch erhöht.

Die Modellierung des Terrains überraschte durch ihre Bestimmtheit, durch die Energie des Künstlers; überall war Kraft und Sicherheit in der Wiedergabe.

Oft sprachen wir von unseren Reisen; Ribarz hatte mehr Länder gesehen als ich. Toskana betete er an und für Venedig hegte er eine Bewunderung, wie sie den meisten österreichischen Künstlern eigen ist; die Wiener haben ja mehr als andere dieser wunderbaren Stadt künstlerisches Leben verliehen; die Künstler anderer Länder ziehen heute noch Vorteil daraus.

An einem verzweiflungsvollen Tag, als die leidige Geldfrage wie gewöhnlich auftauchte, faßten wir einen abenteuerlichen Beschluß; wir versuchten einmal ein Bild gemeinsam durchzuführen. Ribarz versprach sich von meiner Hand das farbige Leben, während er für den Aufbau und die Energie der Durchführung zu sorgen hatte. Die Not half diesem Zusammenwirken zweier Naturen, die einander so entgegengesetzt und die sich doch so sympathisch waren. Es gelang uns wirklich, zu einem glücklichen und eigenartigen Resultat zu kommen, wir fanden bald die nötigen Käufer und halfen uns für den Augenblick vorwärts. So entstand eine Freundschaft zwischen uns, die stetig wuchs und die uns einander unentbehrlich machte. Ich bewog Ribarz, mit mir nach Cayeux zu reisen, wo wir uns so gut zusammen fühlten, daß wir dort mehrere Jahre nacheinander gemeinsam tätig waren.

Er, der damals so flink und geschickt war, zog durch alle Straßen, schritt über alle Felder, Motive suchend, immer glücklich, immer begeistert. Wenn er dann zurückkam und sagte: „Heute, Gagliardini, habe ich aber eine prachtvolle, brillante Sache entdeckt, da kann man sich Farben leisten," dann zog er mich gleich mit, um das Wunder zu schauen. Und es war auch immer ein Wunder. Ribarz täuschte sich nie. Die Lage und Gestalt des Ortes entsprach nicht nur seinen Neigungen und persönlichen Mitteln, der Reichtum des Tones nützte auch meinen Absichten. Einer wie der andere fand dort eine unerschöpfliche Quelle von Anregung zu angenehmer Arbeit.

Ribarz machte seine Aufzeichnung sorgfältig mit einer fetten Kreide (crayon conté gras) und in der Regel auf einer von ihm selbst grundierten Leinwand. Er trieb es bis zur

genauesten Wiedergabe der Räumlichkeit und der Gegenstände. Eine camera obscura hätte seine Umrisse wie eine Durchzeichnung erscheinen lassen. Die einzigen Abweichungen von der Natur, welche ihm sein Auge gestattete, waren die Größe des Linienzuges, die er zu erreichen wußte, die Harmonie und der Kontrast der Proportionen, in denen sich sein Geist gefiel, die Festigkeit der Konturen — kurz jenes persönliche Können, welches ihm seit seinen Anfängen eigen war. Es war ein Vergnügen, ihn zeichnen zu sehen, er modellierte förmlich sein Motiv. Der Künstler in ihm genoß die Freude solcher Tätigkeit. Er wurde immer wärmer, je mehr er der Wahrheit nahe kam, die durch seine Wiedergabe an Vornehmheit gewann.

Wie viele prächtige Naturschauspiele zogen oft während dieses Kampfes an ihm vorüber. Wie viele bewegte Wolkenzüge jagten über ihm hinweg, wie oft hätte jeder andere die Gelegenheit benützt, flüchtige Erscheinungen festzuhalten, wie ich es manchmal neben ihm tat, während der Zeichner fest bei seiner Arbeit blieb. Endlich aber, wenn er seiner Formen sicher war, wie leuchtete da die Freude aus seinen feinen blauen Augen hinter den Brillen hervor und huschte über die ernst gefaltete Stirne, daß er nun nach langer Enthaltsamkeit die fest gefügte Zeichnung mit den silbernen Reichtümern seiner Palette bedecken konnte. Wie viel Elfenbeintöne und wie viel Perlenschimmer wußte sein Pinsel aus den Himmeln und Fernen der entzückenden Landschaft zu holen. Die Natur der Picardie war wie geschaffen für ihn.

Er liebte die Großräumigkeit weiter Horizonte. Wie Millet war er für die Schönheit des kleinsten Blümchens empfänglich, das auch ihm wertvoller schien als der Glanz Salomos. Er verstand es, den bescheidenen und doch so prächtigen Sonnenblumen jenen tiefen und leuchtenden Schimmer der goldenen Kronen zu wahren, der sich so vornehm vom grauen Samt der Strohhütten abhebt. Sein Herz schlug lebhaft, wenn er die silbrigen Strohdächer sah, in feinem Licht gebadet, von der feuchten Atmosphäre der Meeresküste umspielt, wie sie die Nordsee einsäumen, die opalfarbig oder wie Absynth getönt am Horizont sichtbar wurde. Ihn zog das fahle Grün verbrannter Rasenflächen an, die Wassertümpel, die das Grau der Straßen widerspiegeln. Er liebte die Enten, die sich unter großen windgepeitschten, verkrümmten Weiden tummeln, und schwärmte für die an den Strand gezogenen weitbauchigen, derben Schiffe, für das feine Segel- und Takelwerk, für die Seeleute mit den riesigen Stiefeln und den nassen Teermänteln und die Frauen mit roten Unterröcken und schmalen, vom Salz geröteten Füßen. All das berauschende, malerische Zeug reizte ihn unwiderstehlich, lockte immer von neuem seinen Pinsel.

So zog er denn schon früh morgens aus mit einem Riesenapparat an seiner Seite; eine Leinwand von mindestens einem halben Meter Länge ließ er an seiner Hüfte baumeln und sprang behende über die Steine am Strande, lief stundenlang auf die Suche nach einem Motiv, das er einmal flüchtig im Vorbeigehen erblickt und von dem er seither geschwärmt hatte. War er auch hoffnungsfreudig ausgezogen, so kehrte er doch häufig naß wie ein Pudel, kotbespritzt und mit leerem Magen zurück. Die Leinwand war unbenützt, denn der Sturmwind hatte sie ihm auf dem Schlachtfeld oder schon auf der Straße davongetragen, er mußte wieder zusammenpacken und den Heimweg suchen, den Rückzug antreten, gebeugt, aber trotz aller Unbill unbesiegt, wie ein Held! Armer Ribarz! Wie oft war die ganze Kolonne der Badegäste seines Hotels Zeuge solchen Mißgeschickes; er zog sich lachend und heiter aus der Affäre wie immer. Wie viel tapferes Gelächter

und wie viel saftige Flüche wurden dann laut, um das Handwerk und seine Beschwerden zu verwünschen!

Jules Dupré entzückte uns damals in feinen und inhaltsreichen Gesprächen, die er, der gealterte aber doch noch jugendlich tapfere, gründliche Lehrer uns bot. Er hatte in Ribarz den warmen und gewissenhaften Künstler erraten. Oft haben wir den alten Meister auf seinen Streifzügen begleitet. Der feinfühlige und tüchtige Maler Boulard schloß sich uns manchmal an. Unsere kleine Gruppe, aus berühmten Meistern und jungen Anfängern zusammengesetzt, vereinigte der Naturkultus; wir wußten uns über unsere Schwächen hinweg zur Schönheit, zur Majestät der Natur zu erheben.

Viel später noch gab es auch in der Auvergne für Ribarz und mich schöne Zeiten. Dieses Land hat unsere Begeisterung gesehen, unsere Ausrufe der Freude gehört, stumm gegenüber der schwungvollen Verehrung ihrer Priester wie bei der Gleichgültigkeit der Laien. In Thiers suchten wir den Anblick des alten schwarzen Gemäuers, das an steile Felswände geklebt, langsam zerbröckelt und seine Trümmer in den schäumenden Wildbach wirft, der zu Füßen der Stadt vorbeistürzt. In Courpières fanden wir Mauerwerk und Dächer aus jenem vulkanischen Gestein, das wie riesige Amethyste im Sonnenlicht glänzt. In Chateldon gab es wieder die mit Ginster bewachsenen Anhöhen, von Dolmengruppen geschmückt, die mittelalterlichen Häuser, die sich um eine alte Halle und den antiken Stadtturm zusammendrängen. Überall fand der vornehme Künstler Anregungen, überall finden sich seine Spuren.

Eines Tages hatte er einen Leidensweg durchzumachen; Gendarmen schleppten ihn, im Glauben, einen Spion ertappt zu haben, bis Clermont und dann nach Pont du Chateau. Er mußte seine Studie im Stich lassen, die man ihm während der Arbeit weggenommen, eine Studie, in der die ganze Klarheit seines Talentes ausgesprochen lag, das gerade dem Höhepunkt seiner Entwicklung nahe war. Wohl erkannte der Regierungsvertreter, der ihn verhörte, bald, daß er es nicht mit einem Verbrecher, sondern mit einem leidenschaftlichen Verehrer dieses schönen Teiles französischer Erde zu tun hatte; der übereifrige und undelikate Beamte hatte aber die Grausamkeit, die Bildstudie zurückzubehalten — er schätzte sie nämlich ebenso wie der Künstler selbst, der sie ungern entbehrte. Trotzdem konnte Ribarz über dies Abenteuer herzlich lachen, ohne über seine Anstifter erbittert zu sein."

Gagliardini schließt seinen Bericht, indem er es anderen überläßt, die biographischen Mitteilungen weiter zu führen, und jene Zeiten zu schildern, in denen Ribarz als angesehener, anerkannter Meister seines Faches Geltung hatte. In Wien hat Ribarz vorwiegend als Lehrer gewirkt, als er an die „Fachschule für Blumenmalerei" der Kunstgewerbeschule berufen wurde.

Wohl hat er nie aufgehört, landschaftlich tätig zu sein, doch kann die letzte Periode seines Schaffens mit der in Frankreich durchlebten nicht mehr in Parallele gestellt werden. Einige hervorragende Bilder aus Holland und Frankreich im Wiener Privatbesitz geben den Eingeweihten Kunde von dem hohen Niveau, das Ribarz in jener Zeit erreichte. Auch die Nachlaßausstellung, die binnen kurzer Frist eröffnet werden soll, wird zahlreiche Werke der reifsten Zeit des Meisters enthalten. Sie zeigen die Früchte jener ernsten, leid- und freudvollen Studienzeit, die Gagliardini schildert, und machen es begreiflich, daß der größte Teil von den Bildern, die Ribarz in Frankreich malte, dort zurückblieb, und zwar

vielfach in Künstlerhänden. Das energische Zugreifen, das sichere Auge und die feste Hand blieben dem Künstler auch treu, als ihn schon der weit ausgreifende Arm des Todes erfaßt hatte. Sie zeichnen in ganz merkwürdiger Weise auch Arbeiten aus, die in den letzten Monaten seines Lebens in Sierning entstanden. Sie lassen erkennen, welch tapferer Kämpfer und vornehmer Künstler in Ribarz gefallen ist.

Burgtheater.

Von J. Minor.

(Donnerstag den 12. Oktober: „Zwischenspiel", Komödie in drei Akten von Artur Schnitzler.)

Soweit die österreichischen Dichter in Betracht kommen, steht der Anfang der Saison im Zeichen Schnitzlers, den unsere Theaterdirektoren mehr zu ihrem als zu seinem Schaden einige Jahre ganz links liegen gelassen haben. Das Deutsche Volkstheater behauptet seit der vorigen Saison „Freiwild" in seinem Spielplan, und es hat soeben auch den „Grünen Kakadu", ohne an seiner Federnpracht herumzustutzen, in sein Repertoire aufgenommen. Im Burgtheater ist dem neuen Stück die übliche Wiederholung eines älteren von demselben Verfasser vorausgegangen, die zwar eigentlich keinen Sinn mehr hat, seitdem sich die Premièren leider nicht vor dem Stammpublikum des Hauses, sondern vor dem oberen Tausend der oberen Zehntausend abspielen, die sich sonst gar nicht um das Burgtheater kümmern —; die aber in diesem besonderen Falle doch die Wiederaufnahme der „Liebelei" zur glücklichen Folge gehabt hat. Und kaum ist das „Zwischenspiel" im Burgtheater aufgeführt worden, so hört und liest man schon wieder von einem neuen Schnitzler, der in Berlin seine Auferstehung feiern soll. Es macht uns Freude, den längere Zeit nicht ganz ohne eigene und nicht ganz ohne fremde Schuld verdrossenen Dichter so mit vollen Segeln über die Süd- und Nordsee streichen zu sehen.

Von dem Wiener Stück nun kann man alles eher behaupten, als daß es uninteressant sei. Vielmehr hat seit Ibsen kein Dramatiker dem Publikum und der Kritik in saftigster Umhüllung eine so harte Nuß zu knacken gegeben als der scheinbar so harmlose Dichter des Anatolzyklus. Was bei Hofmannsthal die Kunst der Sprache, das ist bei Schnitzler die Kunst des Dialoges, von der sein neues Drama noch mehr als die früheren lebt. Wie aber seinen österreichischen Kollegen die schöne Sprache eigentlich nie zu einem richtigen Drama hat gelangen lassen, so ist auch die Kunst des Dialogisierens nicht ohne Gefahr für den Meister; wenn er nämlich mit einer geschickten Wendung um die Stelle herumbiegt, wo für das Drama der Musikant begraben liegt. Mir kommt vor, als ob das in Schnitzlers „Zwischenspiel" mehr als einmal geschehen sei.

Das Stück spielt in der musikalischen Welt; und es scheint fast, daß der Kapellmeister in der modernen Dichtung bald eine ebenso beliebte Figur sein wird, wie er es einstmals in der romantischen war. Dieser erinnert sogleich in dem Vornamen und Zunamen an ganze Geschlechter von Musikern: Amadeus und Adams! Aber er gehört nicht zu den sonnenhellen, sinnenfreudigen Frohnaturen, in denen das Glück und die Freude singt und klingt, wie in Mozart. Er hat sich den Namen Amadeus so beigelegt, wie der nervöse und zerfahrene E. T. A. Hoffmann. Er gehört zu der Klasse der unruhigen,

zappeligen, hypernervösen Musiker, die sich schon äußerlich, ohne das fette und runde Kinn ihrer Vorgänger, mager, bartlos und dunkelhaarig präsentieren. Auch diese können wir in Wien mit den Händen greifen, wenn wir auch nur über den Opernplatz gehen; und darum spielt auch das Stück mit Recht in Wien.

Amadeus ist seit ungefähr sechs Jahren mit einer Opernsängerin verheiratet, deren Name, Cäcilie, uns wieder an die erhabensten Wirkungen der Musik erinnert. Ein blühender Knabe, jetzt fünf Jahre alt, ist der hochgestimmten Ehe entsprossen. Da glaubt Amadeus zu fühlen, daß es zwischen ihm und seiner Frau nicht mehr beim alten sei; und sie, der es nicht entgangen ist, daß er allen seinen Schülerinnen den Hof macht, kann ihm nicht unrecht geben. Er schlägt ihr vor, zu scheiden — aber in demselben Augenblick, wo er sie freigibt, zieht er sie wiederum an sich. Daß ihre künstlerischen Beziehungen aufrecht bleiben, versteht sich für ihn ganz von selbst; ist er doch ihr bester Korrepetitor und umgekehrt wieder gewohnt, daß sie ihm seine musikalischen Einfälle „entdeckt". Natürlich werden sie auch ihren Buben gemeinsam erziehen; und so ist es am Ende am besten, das gemeinschaftliche Heim gar nicht aufzugeben und sich nach den Ferien wieder zusammenzufinden. Da wollen sie als Kameraden hausen und einander nicht verlieren. Die Gattin wendet schüchtern ein, daß dann aber doch Geheimnisse, die sie vor einander haben müßten, zwischen ihnen stehen würden; Amadeus aber meint, das dürfe eben nicht sein! Er sagt der Geliebten Lebewohl und begrüßt die neue Freundin. Er findet sogar, daß sich nicht viel geändert habe: „nur die Befangenheit ist fort, die Bangigkeit dieser letzten Wochen."

Dasselbe findet freilich der Zuschauer auch, und er sieht sich durch den höchst kunstvollen Dialog zu einem Ziel geführt, das den Ausgangspunkt aufzuheben scheint. Wenn sich Amadeus bewußt ist, daß sie sich gegenseitig am besten verstehen, daß ihm keine Freude mehr blühen würde, wenn er Cäcilie verlieren müßte — was ist denn dann anders geworden zwischen ihnen? Die Antwort hat der Dichter in der ersten Szene vorbereitet, wo Amadeus einer seiner Schülerinnen auf seine, eine ganz merkwürdige Weise den Hof macht. Er bricht die Musikstunde geärgert und gelangweilt ab, stellt der talentlosen gräflichen Sängerin seine Frau als unerreichte Künstlerin gegenüber und will von der Zudringlichen, die weiß, daß er in sie verliebt ist, nicht durchschaut sein, weil er nicht lügen kann, nicht lügen will. Das also ist es! Um einen Freibrief für Seitensprünge zu haben, will er von Cäcilie scheiden und sie doch in seinem Geistesbann behalten. Er will schuldlos sündigen oder, was auf dasselbe hinausläuft, in der ehelichen Kameradschaft frei sein. Ein Musiker der älteren Generation, so einer mit dem fetten Unterkinn, hätte das leichter genommen als Amadeus Adams, dessen Sinnlichkeit voll von Geist ist und dessen Musik offenbar von Geist und Nerven lebt.

Die Kameraden gehen also während der Ferien getrennte Wege. Er braucht nun nicht mehr zu lügen, er geht mit ehelichem Dispens zu seiner gräflichen Schülerin, die er bald satt ist, und sucht sich dann auf andere Weise zu übertäuben. Sie umgekehrt schreibt ihm jeden Tag seitenlange Briefe und hofft insgeheim immer noch, daß er sie auf dem Lande besuchen werde. Für ihrer beider Kunst bedeutet die Kameradschaft nur einen Vorzug. Er hat in einem glücklichen Augenblick, in momentaner Nervenerregung den Schluß zu dem „Zwischenspiel" gefunden, das nicht ohne Grund „Capriccio" genannt wird und das nur Cäcilie singen kann. Sie ist als Künstlerin gewachsen, ihre Stimme ist voller und

wärmer geworden und sie feiert Triumphe in Berlin. Es geht in der Zeitung die Rede, daß sie sich mit dem Fürsten Sigismund verheiraten wolle, was Amadeus, wenn es wahr wäre, als eine Entweihung des edelsten Verhältnisses, das zwischen den Kameraden besteht, empfinden würde. Eifersüchtig, man kann es nicht anders nennen, beobachtet er auch den Eindruck, den der berühmte Tenor in Berlin auf sie gemacht hat. Er will sie nicht an die Berliner Oper ziehen lassen; sie soll warten bis zum Herbst, wo auch er frei ist und mit ihr gemeinschaftlich übersiedeln kann. Aber er findet in der Zurückgekehrten eine ganz andere, als die er hat gehen sehen. In der stolzen, ruhigen und guten Frau ist etwas erwacht, was sie als ein Fremdes über Leib und Seele gleiten fühlt. Ihre Stimme hat einen andern Klang, aus ihren Augen leuchtet ein feuriger Glanz und sie fühlt sich so wenig mehr als die Herrin ihres Blutes und ihrer Sinne, daß sie sich selbst als Opfer eines Verführers denken könnte. Und dieser Verführer steht in dem Kameraden, dem früheren Gatten, vor ihr! Amadeus findet sie schöner als je, mehr geschaffen zu beglücken als je! Nicht mehr Kamerad und Gatte, ihr Geliebter will er sein und sein eheliches Recht als ein Abenteuer genießen. Und obwohl sie ihn warnt, daß es kein gefährlicheres geben könne, besteht er dieses Abenteuer, überrumpelt er ihre Sinne.

„Da habt ihr, was ihr wollt!" hat wohl mancher Zuschauer nach dem Fallen des Vorhanges im zweiten Akte mit Shakespeare gesagt. Dieser Cäcilie, die ihren sie anbetenden Mann so wenig zu fesseln wußte, scheint es doch auch an Temperament gefehlt zu haben — und das bringt sie nun von der Reise in der Stärke mit, wie sie der Liebhaber-Gatte selber nicht besser wünschen kann. Und er sucht die Abenteuer nicht mehr außer dem Hause, sondern in dem Hause, bei der Frau, die er nie aufgehört hat zu verehren und die nun auch mächtig auf seine Sinne wirkt. So scheint dem Zuschauer die volle Ehe erst jetzt hergestellt. Aber der Dichter führt uns auf ganz andere Wege, die dicht an Ibsens „Nora" vorüberführen.

Amadeus, der sich die Sache ebenso vorstellt wie die Zuschauer, wird von der heftigsten Eifersucht gequält. Er fühlt sich wieder ganz im Recht des Gatten und will sich mit dem Fürsten Sigismund schlagen, weil er das Verhältnis mit seiner Frau für unehrbar hält. Ich gestehe, daß ich dieses Motiv für sehr unglücklich halte und ebenso wenig verstehe als der einfache Albertus. Der Fürst hat mit Cäcilie im Speisewagen des Expreßzuges mitten unter den andern Reisenden gespeist; er hat sie auf zwei Stunden in der Sommerfrische besucht; es heißt, daß er sie heiraten wolle — ich finde in alledem nichts Kompromittierendes für eine Sängerin, auch wenn sie ihr Gatte nicht freigegeben hätte. Cäcilie hat dem Kameraden in der verflossenen Nacht mit einer Offenheit und Aufrichtigkeit, die man einer Frau nicht leicht zutrauen dürfte, die geheimsten Wallungen ihres Blutes gebeichtet, ohne einen Zweifel darüber zu lassen, daß sie sich noch keines Fehltrittes schuldig weiß. Ich finde kein Wort für die niedrige Seele dieses Amadeus, wenn er nach diesem Bekenntnis und nach dieser Nacht an ihrer Reinheit zweifeln kann; und ich würde es nur in der Ordnung finden, wenn Cäcilie, nachdem sie von dieser Niedertracht erfahren hat, *daraus* die Veranlassung nähme, die „Nora" zu spielen. Mir ist aber auch die folgende Szene mit dem Fürsten selbst vollkommen unverständlich.

Es ist ja wohl schon dagewesen, daß ein Freier bei der Mutter um die Hand eines Mädchens angehalten hat, ohne sich vorher mit der Tochter zu verständigen; daß aber ein Mann aus der vornehmen Gesellschaft von dem ihm befreundeten Gatten verlangt,

daß er sich von einer Frau scheiden lasse, die gesagt hat, sie denke nicht daran, ihn zu heiraten, auch wenn er nicht um drei Jahre jünger wäre als sie, das scheint mir doch eine unmögliche Situation. Durch die Dialogwendung: der Gatte möge sie freigeben, damit sie nicht mehr unter seinem Banne stehe, wird sie nicht besser gemacht; denn wie kann der Fürst von dem Gatten verlangen, daß er ihm auch noch zur Liebe der Frau verhilft? Und wird die Kameradin nicht auch als Frau des Fürsten unter dem geistigen Banne des Kameraden stehen, der als Freund im Hause verkehren soll? Sehr hübsch aber ist wieder die Wendung des Dialoges, als Amadeus von der Reinheit des Verhältnisses und Sigismund von der Absicht des Duelles erfährt, aus dem er auf das Verhältnis der Gatten denselben Rückschluß macht wie Amadeus und der Zuschauer. Dieser Rückschluß aber wird durch das folgende Auftreten Cäciliens grausam zerstört. Sie bringt ihm den Brief an die Gräfin zurück, deren Gatte die fatale Gewohnheit hat, auch die vorletzten Liebhaber seiner Frau vor die Pistole zu fordern, und befreit ihn so auf großmütige Weise vor künftigen Verlegenheiten. Dann aber erklärt sie, ohne Feindschaft von ihm zu scheiden; denn gerade aus dem Abenteuer dieser Nacht finde sie keinen Rückweg zu ihm. Hier ist nun nicht bloß die Motivierung schwach; es ist auch der Dialog nicht ohne Widersprüche. Cäcilie meint, sie wäre in dieser Nacht nicht sein gewesen, denn dasselbe Glück hätte sich auch ein anderer holen können, wenn er nur da gewesen wäre. Als aber Amadeus ihr später den heftigen Vorwurf macht, warum sie ihn nicht von ihrer Tür fortgewiesen hätte, da antwortet sie: „Ich habe dich geliebt, Amadeus. Und vielleicht wollt' ich nichts anderes, als daß das Ende, das nun einmal doch unausbleiblich war, unserer Liebe würdig wäre — daß wir mit einer letzten Seligkeit und in Schmerzen voneinander gehn." Darnach hat sie also doch den Geliebten in ihm umarmt, eine „Seligkeit" genossen, die sie nicht mit jedem anderen geteilt hätte; und das Ende ist ihr als unausbleiblich schon *vor* dem Abenteuer erschienen. Und wenn sie sich wieder auf den Tumult des Blutes beruft und sich ihrer Treue nicht mehr sicher genug fühlt, um bei Amadeus zu bleiben, so wird auch in Zukunft die Arbeit nicht leisten, was sie jetzt nicht kann, und sie vor dem nicht bewahren, was sie mit ausgebreiteten Armen ersehnt und erwartet.

In seinen Motiven also keineswegs überzeugend, ist das Stück ein Muster- und Meisterstück der echt Schnitzlerschen Kunst des Dialoges. Die Dialoge zwischen Mann und Frau bilden denn auch den Kern, um den der Dichter das Stück gruppiert hat. Und das ist wieder mit feiner Kunst geschehen: seine Geliebte und ihr Verehrer treten als Episoden, die eine in der Exposition, der andere im letzten Akte auf. Die die Handlung begleitenden Personen bilden ein kontrastierendes Ehepaar, der Dichter Albertus mit seiner Frau, für deren etwas hausbackenen Sinn solche Konflikte nicht bestehen; den Dichter hat Schnitzler außerdem zu literarischer Satire, mitunter auch zu leiser Selbstironie glücklich verwendet. In den Dialogen aber handelt es sich immer um das, was Ibsen in „Klein-Eyolf" die „Wandelungen" nennt. Kein Dialog, der nicht zuletzt zu einem ganz anderen Ziele führte, als das der Zuschauer von Anfang an erwartet hätte! Die Ehegatten wollen auseinandergehen — aber im gemeinschaftlichen Haushalt verbleiben. Der Gatte ist im Begriffe, den Verehrer seiner Frau zu fordern — der schüttelt ihm, als er es erfährt, gerührt die Hand. Die Neigung zum scheinbar Paradoxen geht durch das ganze Stück: der Gatte will sein eheliches Recht als Abenteuer genießen; der Verehrer bittet den

Gatten um die Hand seiner Frau. Der Dialog pointiert solche Wendungen geflissentlich, wenn z. B. Fürst Sigismund nicht mehr weiß, wie er von Cäcilie reden soll: „Ihre — meine — Frau Adams-Oltenburg." Er wird infolgedessen manchmal zum Epigramm. Amadeus weiß nicht, ob er sie mehr als sie ihn verloren hätte; und ein anderes Mal heißt es: „Darauf, ob man einander treu bleibt, was die Leute so nennen, kommt es wohl am allerwenigsten an." Das Stück ist reich an solchen Perlen. Daß der Titel „Zwischenspiel" natürlich auch symbolisch zu verstehen und auf die ganze Ehe so gut wie auf das Abenteuer und auf Amadeus' Seitensprung zu beziehen ist, versteht sich bei einem Modernen von selbst.

So viel sich aber auch jeder bei den geistreichen Dialogen denken kann, so schwer ist es, sich von den Personen, welche sie führen, eine sichere Vorstellung zu machen. Von den Hauptpersonen wenigstens; denn die Nebenfiguren, besonders die Episoden, sind viel deutlicher herausgekommen. Am besten wohl der junge Fürst, eine echte österreichische Aristokratenfigur, von einem Typus, den man auf der Bühne noch nicht gesehen hat; aber auch die philinenhafte Gräfin hat Schnitzler mit ein paar Strichen sicher gezeichnet. Auch Albertus und seine Frau haben wirkliches Leben, er noch dazu einen gesunden Humor. Die weibliche Hauptrolle, Cäcilie, ist zwar von Haus aus sicher in Angriff genommen, verliert aber zuletzt den festen Boden unter ihren Füßen. Fräulein Witt hat das mögliche für sie getan, sie anfangs kühler gehalten und die „Wandlung" zur Leidenschaft dann stark zum Ausdruck gebracht; den letzten Akt glaubhaft zu machen, ist auch ihr nicht gelungen. An den problematischen Kapellmeister hat Herr Kainz seinen ganzen Fleiß und seine größte Kunst verwendet, ohne daß er mir indessen dadurch klarer geworden wäre. Die moderne Schauspielkunst mit ihren zahllosen Details und den beliebten ironischen Wendungen geht ja überhaupt mehr auf Reichtum und Fülle als auf klare und sichere Linien aus. Eine Gestalt, die von Dichters Gnaden bereits feste Umrisse hat, kann dadurch nur gewinnen. Wo aber der Dichter selber schon die dünnen Striche gehäuft hat, da nützt der Schauspieler mehr, wenn er, wie etwa Baumeister, wenige dicke Linien zieht. Die Aufführung war im ganzen ausgezeichnet. Frau Häberle und Herr Treßler spielten das zweite Paar; Frau Kallina die Gräfin und Herr Korff mit besonderem Glücke den Fürsten. Den Regisseur verschweigt der Zettel; er verdient Anerkennung, wer er auch sein mag.

Chronik.

Handel und Industrie.

I.*

Noch immer lastet auf dem Wirtschaftsleben Österreichs der Druck der Ungewißheit über die Gestaltung unseres Verhältnisses zu Ungarn. Die Erklärung des Monarchen an die Führer der ungarischen Koalition, wonach die Revision der 67er Basis, sofern es sich um wirtschaftliche oder sonstige, das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn tangierende Fragen handelt, nicht einseitig zwischen Krone und ungarischer Nation, sondern nur im Wege eines von der Sanktion des Kaisers abhängigen Kompromisses zwischen beiden Staaten der Monarchie und der Intervention der beiderseitigen Regierungen und von ad hoc ernannten Parlamentsdeputationen erfolgen wird, ist zwar geeignet, auf österreichischer Seite eine gewisse Beruhigung hinsichtlich der in Zukunft einzuschlagenden Wege zu verbreiten, ohne jedoch auf das Ziel, zu dem sie führen sollen, auch nur irgend einen Ausblick zu gewähren. Die heftigen ungarischen Rekriminationen gegen diese Erklärung, welche angeblich die ungarische Selbständigkeit antaste, und die offiziösen Kommentare, die dieselbe erfuhr, haben ihre Bedeutung wieder wesentlich abgeschwächt. Inzwischen drängt die Zeit immer mehr und wenigstens unsere Beziehungen zum Auslande müssen angesichts des für den 1. März 1906 in Aussicht genommenen Inkrafttretens des deutsch-österreichischen Handelsvertrages und des zu diesem Zeitpunkte oder auch noch früher eintretenden Wechsels im Zollregime der meisten Staaten eine Regelung erfahren. Zunächst behilft man sich mit Provisorien, so der Schweiz und Bulgarien gegenüber, mit welchen unsere Handelsverträge bereits am 18., beziehungsweise 13. September abliefen. Die mit diesen Staaten vereinbarte Aufrechterhaltung des Status quo dauert aber nur bis Ende des Jahres, so daß man bis dahin bei den gegenwärtigen Verhandlungen entweder zu definitiven neuen Verträgen oder, was nach der ganzen Lage der Dinge wahrscheinlicher ist, zu weiteren Provisorien gelangen muß. Wie der vom österreichischen Parlamente im Sommer angenommene deutsch-österreichische sowie der noch unbekannte, aber fast ganz fertiggestellte Vertrag mit Italien aktiviert werden sollen, ist noch zweifelhaft. Mit Rußland soll ebenfalls in nächster Zeit in Vertragsunterhandlungen eingetreten werden, später auch mit Serbien, Rumänien und Belgien. Wenn aber inzwischen die ungarische Frage eine Lösung nicht erfährt, so wird man auch für längere Zeiträume hinaus mehr als provisorische Abmachungen nicht treffen können, was um so bedauerlicher ist, als bereits unter normalen Verhältnissen die Aufgaben, die unseren Vertragsunterhändlern bevorstehen, als äußerst schwierig und undankbar angesehen werden müssen.

Es sieht wie Ironie aus, daß der einzige Handelsvertrag, der in letzter Zeit dem Parlament vorgelegt werden konnte, der Freundschafts- und Handelsvertrag mit Äthiopien ist. Immerhin haben wir auch dort Interessen zu vertreten und es sind bereits Ansätze zu größeren Geschäftsverbindungen zwischen Äthiopien und Österreich vorhanden, denen hier der Mangel aller kolonialpolitischen Absichten zu gute kommen kann. Überhaupt scheint es, als ob die ungarische Krise denn doch die Wichtigkeit des Exportes für unsere fernere wirtschaftliche Entwicklung mehr in den Vordergrund gerückt hätte.

Der Export ist allerdings das Ergebnis von so und so vielen Faktoren, die alle zusammenwirken müssen, und läßt sich nicht leicht durch noch so wohlgemeinte, einseitige Maßnahmen aus dem Boden stampfen, wobei jedoch der Wert der verschiedenen Exportförderungsbestrebungen der offiziellen Stellen durchaus nicht verkannt werden soll. Gerade deshalb ist es aber als ein Fortschritt zu begrüßen, daß nunmehr neben diese Bestrebungen, von denen speziell die Institution der von der Regierung subventionierten Exportsendlinge und Fachberichterstatter zu erwähnen ist, auch solche der zunächst interessierten Kreise selbst treten.

Während in England, Frankreich und Deutschland der große Ausfuhrhandel bereits längst in der innigsten Verbindung mit den maßgebenden Finanzinstituten dieser Staaten stand, fehlte unserer Produktion und unserem Handel eine genügend enge Anlehnung an die Banken, ab-

* Vergl. Bd. II. Heft 23.

gesehen von dem, allerdings in unserem Außenhandel eine sehr wichtige Rolle spielenden Zuckerexport und einigen unbedeutenderen sonstigen Exportzweigen. In letzter Zeit scheint da eine gewisse Wandlung zum Besseren eingetreten zu sein, und wie sich die Banken seit mehreren Jahren mit dem Rückgange des Emissions- und Rentengeschäftes mehr dem industriellen Geschäfte zuwendeten, so ist nun bei denselben auch auf einmal ein reges Interesse für das Exportgeschäft entstanden. Den Anfang machte die Kreditanstalt mit der Kommanditierung eines der größten und bestgeleiteten Wiener Exporthäuser. Dasselbe Institut war auch weiterhin in der gleichen Richtung tätig und in die allerjüngste Zeit fällt die unter seiner Mitwirkung zu stande gekommene Errichtung der „Austroorientalischen Handelsgesellschaft". Unter der Leitung mit den Verhältnissen vertrauter Persönlichkeiten, die man hiefür zu gewinnen verstand, ist sie besonders den Handel mit der Levante zu pflegen bestimmt und vielleicht geeignet, einen Teil jener starken Einbuße wieder wettzumachen, die Österreich und namentlich Triest im Handel mit dem europäischen Orient und Kleinasien zu gunsten Hamburgs und anderer nordischen Häfen während der letzten Jahrzehnte erlitten hat. Dem Warengeschäfte legt auch die Länderbank ein großes Gewicht bei, abgesehen davon, daß sie ihrem Bankgeschäfte — gemeinsam mit der Banque de Salonichi — durch Gründung von Filialen in Alexandrien und Smyrna ebenfalls eine weitere Ausdehnung in der Levante zu sichern trachtet. Auch die Anglobank trat durch Gründung einer eigenen Warenabteilung in das Exportgeschäft ein. Verschiedene sonstige Projekte von größerer und geringerer Bedeutung stehen bei anderen Instituten in Erwägung.

Im Vordergrunde befindet sich aber die Frage der Errichtung einer Überseebank, durch welche dem Handel mit China und Ostasien in ähnlicher Weise eine Stütze gewährt werden soll, wie dies durch die erwähnte Levante-Handelsgesellschaft für den nahen Orient beabsichtigt ist. Jetzt, nach dem Friedensschlusse zwischen Japan und Rußland, durch welchen in Ostasien große Aufnahmsgebiete dem europäischen Handel neu erschlossen werden, könnte ein derartiges Unternehmen für Österreich, das als neutraler Staat einen gewissen Vorzug besitzt, von besonderer Bedeutung werden. Es handelt sich da um die Verwirklichung eines Teiles der alten Leitenbergerschen Idee einer großen Exportbank, die seinerzeit über theoretische Erörterungen nicht hinauskam. Mit diesem Projekte tritt ein anderes in Konkurrenz, welches auf die Gründung einer Exportgesellschaft mit einer entsprechenden Anzahl von Filialen an überseeischen Plätzen abzielt. Da für beide die Unterstützung der Regierung angesprochen wird, welche nicht nur durch ihre finanzielle Beihilfe, sondern auch durch ihre moralische Förderung sowie durch ihren Einfluß auf den Lloyd und die Bahnen tatsächlich in hohem Grade zu dem Zustandekommen und der glücklichen Durchführung des einen oder anderen Projektes beitragen kann, so bilden diese in gewissem Sinne auch den Gegenstand des öffentlichen Interesses. Die Regierung, der es demnach auf eine gewisse Deckung vor der Öffentlichkeit ankommen muß, hat daher auch die Handelskammern und die industriellen Korporationen um ihre prinzipielle Äußerung darüber ersucht, welchem der beiden Projekte der Vorzug zu geben sei.

Nachdem die wichtigsten dieser Korporationen sich bereits dagegen ausgesprochen haben, daß aus staatlichen Mitteln einzelne Personen oder Firmen unterstützt würden, scheint allerdings eine Subventionierung des zweiten Projektes ausgeschlossen zu sein. Für das erstere gelang es der Regierung, die sich anscheinend die Sache sehr angelegen sein läßt, die Großbanken zu interessieren, an deren Spitze sich die Bodenkreditanstalt gestellt hat. Die Aufbringung des Kapitals, voraussichtlich durch eine gewisse Zinsengarantie von Seite der Regierung unterstützt, dürfte sonach keinen großen Schwierigkeiten begegnen. Als vorbereitender und einstweilen auch aufschiebender Schritt wurde die Veranstaltung von Erhebungen in Ostasien selbst durch Vertrauensmänner der Banken in Aussicht genommen.

Von den eigentlichen Regierungsaktionen auf dem Gebiete der Exportförderung wäre hier auch die Entsendung eines früheren Beamten des Handelsministeriums nach Ostasien zu erwähnen, welcher als subventionierter Sachberichterstatter besonders die Förderung unseres Maschinenexportes dorthin zum Gegenstand seines Studiums zu machen haben wird.

Sehr unschlüssig war bisher die Haltung unserer Regierung in der Frage der Exportförderung durch Ausstellungen auf ausländischen Plätzen. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Ausstellungen — wohl infolge der modernen Verkehrsverhältnisse, der Verbesserung der Reproduktionstechnik, der Tätigkeit der Presse u. s. w. — einen großen Teil ihrer einstigen Bedeutung eingebüßt haben; anderseits scheuen, wozu auch die große Zahl der Ausstellungen beiträgt, die industriellen Kreise vielfach bereits die Kosten und Umständlichkeiten, die eine Ausstellung mit sich zu bringen pflegt, ohne in der Regel einen entsprechenden Gegenwert zu bieten. Das eine aber sollte festgehalten werden, daß, wenn man sich schon an einer Ausstellung

beteiligt, dann tatsächlich nur das Beste in entsprechend würdiger Vorführung geboten werden soll. Von diesem Gesichtspunkte aus wäre die Beteiligung Österreichs an der heurigen Weltausstellung in Lüttich zu unterlassen gewesen. Denn die wenigen Firmen, die dort, zum Teil an sich recht gut, ausgestellt hatten, litten mit unter dem für Österreichs Bedeutung denn doch zu bescheidenen Gesamteindruck, den die minimale und ungünstig untergebrachte österreichische Abteilung hervorbringen mußte. Für 1906 ist die Teilnahme an der anläßlich der Eröffnung der Simplonbahn stattfindenden Ausstellung in Mailand geplant, deren Beschickung hauptsächlich auf die dem Verkehrswesen dienenden Industrien und das Kunstgewerbe beschränkt sein wird. In London soll 1906 eine eigene österreichische Verkaufsausstellung stattfinden. Beide Projekte erfreuen sich der offiziellen Unterstützung der Regierung, die aber auch hier nur zögernd und vielleicht noch nicht mit genügendem Nachdruck eingegriffen hat.

Sehr erfreulich bei allen neuen Ausstellungsunternehmungen im Inlande ist, daß sie nun regelmäßig auch in den Dienst der Hebung des Fremdenverkehres gestellt werden und durch entsprechende Arrangements den Ausländern die Herrlichkeiten unserer Alpen, unserer Meeresküste und die Schönheiten unserer Städte vor Augen zu führen suchen. Das k. k. Eisenbahnministerium, einzelne Privatbahnen, die Stadt Wien und die Landesverbände zur Hebung des Fremdenverkehres leisten auf diesem Gebiete immerhin Bemerkenswertes, wenn auch vielleicht noch mehr geschehen könnte. Namentlich wird es bei der bloßen Einladung der Fremden durch schöne Bilder nicht sein Bewenden haben dürfen und wird, bei aller Anerkennung des auch in dieser Richtung in den letzten Jahren, besonders in Tirol Geschehenen, durch Verbesserung des Hotelwesens, der Eisenbahn- und Schiffahrtsverbindungen, des öffentlichen Fuhrwerks, der Straßen u. s. w., noch viel getan werden müssen, wenn man die wichtigen Quellen wirtschaftlichen Wohlstandes erschließen will, die der Fremdenzuzug einem an Naturschönheiten, Kunstwerken und historischen Stätten so reichen Lande wie Österreich bieten könnte.

Wenn von der Verbesserung des Verkehrswesens die Rede ist, so käme bei uns in erster Reihe allerdings die Verbesserung des Frachtenverkehres in Betracht, welcher einer der wichtigsten Faktoren für eine gedeihliche Entwicklung von Handel und Industrie ist, gerade in Österreich jedoch besonders im argen liegt. Es ist zwar anzuerkennen, daß auch da in letzter Zeit die berufenen Faktoren ein emsigeres Bestreben entwickelten als bisher; nichtsdestoweniger kommt es nur schwer zu bemerkbaren Resultaten. Die Verhandlungen, betreffend die Reformen beim österreichischen Lloyd, dem freilich oft ein größerer Anteil an dem Aufschwunge unseres Außenhandels vindiziert wird, als ihm bei der Eigenart unserer Verhältnisse jemals tatsächlich zukommen wird, schreiten nur langsam vorwärts. Die Ungewißheit des Ausganges dieser Verhandlungen wirkte bisher auch auf die Tätigkeit des Lloydarsenals zurück, indem der Lloyd vor Erneuerung seines Vertrages mit der Regierung naturgemäß von der im übrigen dringend notwendigen Herstellung einer entsprechenden Anzahl neuer Schiffe absieht. Um nur dem vollständigen Stillstand dieses großen Werkes und der Arbeitslosigkeit so vieler Tausende von Arbeitern vorzubeugen, wurden zwischen der Leitung des Lloyd und der Regierung separate Verhandlungen eingeleitet, welche die weitere Beschäftigung des Lloydarsenales betreffen. Ein frischerer Zug ist übrigens in die Behandlung der Fragen unseres Seeverkehres mit dem Amtsantritte des neuen Leiters des Handelsministeriums, des Grafen Auersperg, gekommen, welcher speziell auch der Regelung des dalmatinischen Schiffahrtsdienstes ein besonderes Augenmerk zuwendet. Nachdem zuerst Verhandlungen zwischen den dalmatinischen Reedern und dem Lloyd einerseits stattgefunden hatten, als deren Ergebnis der Zusammenschluß der bisherigen Unternehmungen zu einer neu zu bildenden Schiffahrtsgesellschaft für den dalmatinischen Dienst zu betrachten ist, fanden Beratungen zwischen der Regierung und den Interessenten statt, die zur Feststellung eines verbesserten Itinerärs und der Zusicherung einer erhöhten Regierungssubvention führten.

Das wichtigste Ereignis auf verkehrspolitischem Gebiete ist aber die Inauguration der Verstaatlichung der großen Privatbahnen durch die Erlässe, welche die Regierung zu Anfang August an die Nordbahn, an die Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, die Nordwest-Bahn, die süd-norddeutsche Verbindungsbahn und die Aspangbahn gerichtet hat, womit sie die Gesellschaften aufforderte, Delegierte für die Verstaatlichungsverhandlungen zu entsenden, die noch in diesem Jahre durchgeführt werden sollen. Wie aus verschiedenen offiziösen Darstellungen, aber auch aus dem diesjährigen Exposé des Finanzministers hervorgeht, wird für den Fall der Verstaatlichung an eine vollständige Reorganisation des Staatsbahndienstes gedacht, die freilich, wie die sonstigen Ausführungen jenes Exposés erkennen lassen, zum großen Teile sich auch in Tariferhöhungen manifestieren wird. Wie jene Rede des Finanzministers beweist, scheint überhaupt die zukünftige Finanzpolitik

der gegenwärtigen Regierung darauf gerichtet zu sein, die erhöhten Staatsbedürfnisse nicht mehr so sehr durch straffere Anziehung der Steuerschraube hereinzubringen, sondern dadurch, daß man die Staatsbetriebe, deren wir in Österreich ja so zahlreiche und mannigfaltige besitzen, erträgnisreicher zu gestalten sucht. Es ist das dasselbe Prinzip, das gegenwärtig bereits die Gemeinde Wien, und zwar nicht ohne Erfolg anwendet, über dessen Berechtigung sich allerdings in sehr ernster Weise streiten ließe, namentlich wenn man den Monopolcharakter vieler der in Betracht kommenden Unternehmungen in Rechnung zieht. Freilich ist zuzugeben, daß es sehr schwierig ist, andere Auswege zu finden, wie dem übermäßig hohen Steuerdruck abzuhelfen wäre, durch den die österreichische Produktion so sehr gegen die ausländische Industrie in Nachteil gesetzt wird und der diesmal von der berufensten Stelle, dem Finanzminister selbst, ausdrücklich zugestanden wurde.

Bekanntlich ist es namentlich die Besteuerung der zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen, welche sich als eines der stärksten Hemmnisse der Kapitalsassoziation und der Bildung industrieller Aktienunternehmungen in Österreich entgegenstellt. Es ist daher sehr anerkennenswert, daß durch eine kürzlich auf Initiative des Ministerpräsidenten erfolgte Aussprache zwischen einer Anzahl hervorragender Vertreter der Bankwelt und Industrie einerseits und den beteiligten Ressort- und Departementchefs der Ministerien andererseits der erste Schritt zur Verwirklichung der diesmal bei der Regierung anscheinend ernstlich bestehenden Absicht getan wurde, auf diesem Gebiete, sei es im Verordnungs-, sei es im Gesetzgebungswege, wenigstens einigermaßen Wandel zu schaffen. Mit Befriedigung kann auch eine Verordnung des Finanzministers aus der jüngsten Zeit begrüßt werden, die auf ein mehr expeditives Verfahren der Finanzbehörden abzielt. Sehr lebhaften Widerstand in vielen industriellen und Handelskreisen fand jedoch der im Juni eingebrachte Gesetzentwurf, betreffend das Gebührenäquivalent von Erwerbsgesellschaften. Dieser sucht eine durch die Judikatur des Verwaltungsgerichtshofes geschaffene Rechtsungleichheit dadurch zu beseitigen, daß er nunmehr fast alle offenen Handels- und die Kommanditgesellschaften in die Gebührenäquivalentpflicht einbezieht.

Mit dem Herannahen des Termines für die Revision des bis zum Erscheinen der neuen Steuergesetze aufgestellten Finanzplanes, d. i. des Jahres 1909, wird inzwischen auch die Frage der Finanzen der Kronländer immer dringender, von denen sich einige mit ihren Budgets bereits in arger Verlegenheit befinden. Mehrere der gegenwärtig tagenden Landtage befassen sich bereits sehr ernsthaft mit dieser Frage.

Jedenfalls bereiten sich also, während auf der einen Seite über einige Grundfragen unserer weiteren wirtschaftlichen Existenz die vollste Unklarheit herrscht, auf der anderen Seite eine Reihe wichtiger Maßnahmen vor, deren Studium und Beratung unter normalen Verhältnissen die größte Aufmerksamkeit aller an der Volkswirtschaft direkt interessierten Kreise erfordern würde.

Inzwischen hat der verfassungsmäßig auch in wirtschaftspolitischen Fragen berufenste Faktor, unser Parlament, sich nur mit einem Gegenstand wirtschaftspolitischer Natur intensiver beschäftigt. Während der Sommermonate hat der eigens ad hoc in Permanenz erklärte Gewerbeausschuß des Abgeordnetenhauses die Beratung der von der Regierung vorgelegten Gewerbenovelle durchgeführt und hat bei dieser Gelegenheit weit über die Vorlage hinausgreifende Vorschläge für eine Reform ausgearbeitet, die alles andere eher bedeuten als die Anbahnung eines Fortschrittes auf dem allerdings arg versumpften Gebiete unseres gewerblichen Rechtes.

Wenn auch die oft mehr als sonderbaren Wünsche, die in dieser, der Majorität nach durchaus zünftlerischen Korporation vorgebracht wurden, nicht zur Annahme gelangten, so bedeuten die Beschlüsse des Permanenzgewerbeausschusses doch ein charakteristisches Wahrzeichen des reaktionären Geistes und der geringen wirtschaftspolitischen Schulung und Einsicht der Mehrheit unserer Volksvertretung. Es kam dies um so deutlicher zur Erscheinung, als ungefähr zu gleicher Zeit die Handwerkerkreise des deutschen Reiches, in denen ja die gleichen Schlagworte wie bei uns wiederholt aufgetaucht sind, durch mehrfache Kundgebungen sich ganz von den Wegen abgewendet haben, die man bei uns nun seit Jahren wandelt. Die Einführung des Befähigungsnachweises für einen Teil der Handelsgewerbe, die Forderung des Befähigungsnachweises für das Gastwirtgewerbe, die Normierung der Meisterprüfung, die Beschränkung der Industriellen in der Herstellung der zum Vertriebe ihrer Waren dienenden Hilfsmittel, verschiedene neue Normen über das Lehrlings- und Genossenschaftswesen, welche die vom Ausschuß vorgeschlagenen Änderungen enthalten sollen, kennzeichnen den Geist dieser Reform, die charakteristischerweise zahlreiche Anhänger oder besser Verteidiger bei fast allen Parteien des Abgeordnetenhauses besitzt. Daß die administrative Undurchführbarkeit einzelner Maßnahmen vielleicht noch die Regierung hindern wird, den Beschlüssen des

Gewerbeausschusses ihr Placet zu erteilen, ist nur ein schwacher Trost für diejenigen Kreise, die von der Volksvertretung eine wirkliche Förderung in gewerbepolitischer Hinsicht erwarten. Die erste praktische Konzession an unsere Gewerberetter hat die Regierung unterdessen durch die Erweiterung des Verzeichnisses der handwerksmäßigen, an den Befähigungsnachweis gebundenen Gewerbe gemacht. Was bei einzelnen der neuaufgenommenen Gewerbe, wie z. B. dem Modisten-, dem Pflasterergewerbe u. s. w. der Befähigungsnachweis für eine andere Wirkung als die einer Einschränkung des Gewerbeantrittes haben soll, ist unerfindlich.

Um nicht unbillig zu sein, muß übrigens hier ein kleines Aktivum der diesjährigen Tätigkeit des Parlamentes erwähnt werden, die Novellierung des Sonntagsruhegesetzes. Die wichtigste Neuerung ist die Herabsetzung der Sonntagsarbeit im Handelsgewerbe, welche für den Lebensmittelhandel in den größeren Städten in der ersten Zeit ziemlich fühlbar werden wird. Im übrigen wird die Novelle und die auf Grund derselben zu erlassenden Verordnungen, die mit 1. November in Kraft treten, einige Ordnung in das chaotische Gewirr der bezüglichen Bestimmungen bringen. In sozialpolitischer Hinsicht bedeutet das Gesetz einen Fortschritt und stellt einen weiteren Schritt zu der in Regierungskreisen geplanten vollständigen Sonntagsruhe dar. Dr. Max v. Thayenthal.

Kleine Mitteilungen.

Grillparzer in der Sommerfrische. Der freundliche Markt Perchtoldsdorf, in den Urkunden Bertholdsdorf, von den Wienern Petersdorf genannt, ist um eine lokalhistorische Erinnerung reicher geworden. Emsige Nachforschungen haben ergeben, daß daselbst im Hause Nr. 9, Wienerstraße, Grillparzer 1846 als Sommergast gewohnt hat. Es kann dies sogar von einem noch lebenden Zeugen, Herrn von Mehlführer, bestätigt werden, der gegenwärtig 94 Jahre zählt und einst Schreibarbeiten für Grillparzer ausgeführt hat, dem er durch den Wiener Lokalhistoriker Karl August Schimmer empfohlen wurde. Der alte Herr ist noch sehr rüstig, sein Gedächtnis noch immer frisch, er weiß gar viel aus längst vergangener Zeit zu berichten, er hat als Soldat noch unter Kaiser Franz gedient und als Reisebegleiter des Fürsten Jablonowski auch fremde Länder gesehen. Er soll in seinen jungen Jahren ein Bruder Lustig gewesen sein, den alle gern hatten. Auch Grillparzer, von dem der alte Mehlführer manche Episode zu erzählen weiß. Dieser war es, der für den Dichter die Wohnung in dem genannten Hause, dessen Mauern an vergangene Jahrhunderte gemahnen, gemietet hat. Vier Gulden monatlich soll der Zins für das dem Hof zu gelegene Zimmer im ersten Stock betragen haben. In keiner Verbindung mit den übrigen Wohnräumen, entsprach es so ganz dem Wesen Grillparzers. Sein Hausherr, Lorenz Knüll, war nicht wenig stolz darauf, einen so illustren Gast zu beherbergen. Auch der gegenwärtige Besitzer, Herr Karl Brunner, ist voll Pietät für den Dichter, den er als guten Hausgeist schätzt. Hoffentlich ist es auch die Gemeinde dieser vielbesuchten Sommerfrische und ehrt durch eine Gedenktafel das Andenken des Dichters, der in vormärzlicher Zeit in Wiens lieblicher Umgebung so oft Erholung gesucht und gefunden hat. Hietzing, Döbling, Rodaun, Mödling, Baden haben den Dichter zur Sommerszeit wiederholt beherbergt. Viele Jahre hindurch Baden, „die Schlaraffenstadt", wie Grillparzer sie nannte, wo er bereits 1818 in der Schloßgasse Nr. 23 wohnte. Auf den Ruinen von Rauhenstein und Rauheneck hatte er damals den Geist Friedrichs des Streitbaren beschworen, aber — er wollte nicht erscheinen. Das Drama kam nicht zur Vollendung. Seit den Fünfzigerjahren ist Baden Grillparzers ständiger Aufenthalt nach der Rückkehr aus entfernten Kurorten. Genaue Aufzeichnungen über seine Anwesenheit beginnen erst im Jahre 1867. Damals weilte er daselbst vom 27. Juni bis 10. August; 1868 vom 6. Juni bis 24. August; 1869 vom 5. Juni bis 14. August; 1870 vom 4. Juni bis 20. August; 1871 vom 22. Juni bis 28. August. Auf Baden bezieht sich auch folgender bisher ungedruckter Brief Grillparzers, dessen Veröffentlichung wir der Güte des Herrn Albin Edlen von Manussi zu danken haben. Das Schreiben, an den Verwalter des Herzogshofes gerichtet, lautet:

Hochgeschätzter Herr!

Sie werden sich wundern, daß ich noch auf der Welt bin; ich wundere mich auch, da ich aber nun schon lebe, so wünschte ich durch die Monate Juni, Juli und August in Baden zuzubringen. Wenn ich wieder das Zimmer Nr. 19 im Herzoghofe (mit einem Fauteuil) haben könnte, würde ich sehr froh seyn.

F. Grillparzer
Hofrath

Wien, Stadt, Spiegelgasse Nr. 21.
4. April 1870.

Im Herzogshofe wohnte Grillparzer schon in den Sechzigerjahren. Dort besuchte ihn am 25. Juni 1869 Erzherzog Albrecht, der zu den wärmsten Verehrern des Dichters zählte. —o—

Anton E. Schönbach. Die Verleihung des Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft an den Grazer Universitätsprofessor Hofrat A. E. Schönbach hat bei allen, die sich für deutsche Philologie und Literaturgeschichte interessieren, lebhafte Freude hervorgerufen. Seit mehr als dreißig Jahren hat Schönbach seine Kräfte der Erforschung der Literatur des deutschen Mittelalters gewidmet und vor allem zur Kenntnis der altdeutschen Predigtliteratur in reichstem Maße beigetragen. Wie er sich hier mit sicherem Blick ein fruchtbares und wenig bebautes Arbeitsfeld erkoren hat, so ist es überhaupt seine Art, abseits von der Heerstraße seine eigenen Wege zu gehen. Nur so konnte es ihm zum Beispiel glücken, die kaum beachteten literarischen Beziehungen Oberitaliens zum südöstlichen Deutschland und ihre Bedeutung für die Geschichte des Minnegesanges aufzudecken. So wenig es Schönbach liebt, als Forscher mit der großen Menge gemeinsam zu arbeiten, so sehr freut es ihn, die Resultate seiner Studien der breiten Öffentlichkeit zu übergeben. Eine volkstümliche Biographie Walters von der Vogelweide ist nicht die einzige Frucht dieses Strebens. Dieser Wunsch, den Zusammenhang mit dem Leben nicht zu verlieren, hat Schönbach auch zu intensiver Beschäftigung mit der neueren Literatur getrieben. Von dem weitschauenden Amerikaner Emerson bis zu dem bescheidenen Dorfpoeten Felder, von Fielding und Smollet bis zu Raabe und Mark Twain, von Ibsen bis zum Symbolismus unserer Tage reicht hier sein Interesse. Die Resultate seiner Lektüre und seines Nachdenkens hat er in dem Buche „Über Lesen und Bildung" niedergelegt, das nun wirklich schon ein Hausbuch des deutschen Volkes geworden ist. Mit ihm ist Schönbach in die kleine Reihe der Gelehrten eingetreten, die Erzieher ihres Volkes sein wollen und es geworden sind.

—ck.

Feuilleton.

Die Anfänge Napoleons.

Während des letzten Jahrzehnts ist die Flut der napoleonischen Literatur ungeheuer emporgeschwollen. Angehörige schier aller Nationen wetteifern, dem Gedächtnis des unvergleichlichen Mannes literarische Opfergaben darzubringen; neben ernster Detailforschung manch oberflächliches „Lebens"- und „Charakterbild", Würdigungen, die dem Großen mit dem anspruchsvollen Aufwand psychologischer Terminologie beikommen wollen, Anekdoten der Historchenkrämer, die sich glücklich preisen, ihrem Helden, wie er sich räuspert, abgucken zu dürfen. Um so dringlicher erscheint in diesem Wirrsal eine auf wissenschaftlichem Grunde ruhende und dabei knapp umschließende Darstellung dieses einzigen Lebens. Wir Österreicher dürfen uns freuen, diese Aufgabe von einem der Unsrigen gelöst zu sehen. August Fournier hat mit seiner vor manchen Jahren in erster Auflage erschienenen Geschichte Napoleons einen unbestrittenen Erfolg errungen, vor allem auch in dem berufensten Lande, in Frankreich selbst; sein Buch fand den Weg in die französischen Schulen. Nunmehr liegt in neuer Auflage der erste Teil des dreibändigen Werkes vor,* dem die beiden anderen wohl bald folgen werden. Bei ernster und eindringlicher Forschung in Quellen und Literatur, worüber ein Anhang von 18 Seiten glücklich orientiert, eine lebhafte, gewandte Darstellung, der der Zug ins Enthusiastische nicht fehlt, ein Zug, den man nicht bloß wohl erträgt, sondern fast als notwendig empfindet bei Schilderung eines solchen Mannes und einer solchen Zeit. Vergleicht man die beiden Auflagen, so wird der Fortschritt der Forschung in dem dazwischenliegenden Zeitraum mannigfaltig klar. Aber die Grundauffassung Fourniers von der Persönlichkeit seines Helden ist nicht alteriert worden; er will sich heute so wenig wie ehedem der Napoleon-Legende ergeben und ebensowenig den Vernichtungsurteilen beipflichten, die gegen diesen Mann gefällt worden sind.

Man weiß nach manchen Zweifeln heute mit Sicherheit, daß Napoleon de Bonaparte — so schrieb sich die Familie und er selbst bis 1796 — am 15. August 1769 geboren wurde; im Jahre 1769, das auch den Joubert und Lannes, Soult und Ney das Leben gab. Das Dunkel, welches über seiner Knabenzeit lastete, ist durch französische Forscher, Masson, Chuquet, gründlich gelichtet worden. Ein verschlossener Bursche, ernsthaft und einsam, freud- und schier freundlos, so wuchs er heran; mit Eifer dem Studium der Geschichte und der Mathematik hingegeben. Geschichte und Mathematik, sagte er später, schaffen vernünftige Urteile. In dürftigen, kärglichen Verhältnissen; jedermann weiß es. Ein Charakter, der, dem Goetheschen Wort entgegen, sich in der Stille gebildet; voll Selbstgefühl, von einem Gerech-

* A. Fournier. „Napoleon I." Eine Biographie. Erster Band: Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich. Zweite Auflage. Wien—Leipzig, Tempsky. 1904. 8°. XII und 328 Seiten.

tigkeitsempfinden, dem der Zug mißtrauischer Verschlagenheit nicht fehlt, wenig liebenswürdig, nicht lebensfroh; aber voll des unbändigsten Tatendranges, von einer Glut der Seele,

> „Die, einmal brennend, nie verlöschen kann
> Und lebt von Kampf und stirbt nur, wenn sie ruht."
> (Byron.)

„Selbst wenn ich nichts zu tun hatte," versichert er selbst, „hatte ich doch immer das unbestimmte Gefühl, ich hätte keine Zeit zu verlieren." In einer Vermengung idealer und realistischer Momente, die einander ergänzen und korrigieren, will Fournier die Grundlagen seines Wesens erkennen. Dem Geschichtskundigen möchte hiebei wohl die Gestalt Kaiser Heinrichs VI., des weltgebietenden Staufers, in den Sinn kommen. Wie viele verwandte Züge zwischen den beiden durch Jahrhunderte getrennten Imperialisten!

Vorerst fand dieser heiße Arbeitstrieb kein anderes Betätigungsfeld als wissenschaftliche Bildung und literarische Arbeit. Der junge Offizier hat sich eifrig schriftstellerisch versucht. In wahrer Odyssee sind seine verschiedenen Schriften endlich im sicheren Hafen der Laurentiusbibliothek in Florenz gelandet. Schriften mannigfacher Art: tastende Versuche in Novelle und Roman, eine „Dissertation über die königliche Gewalt" mit augenscheinlich revolutionärer Tendenz, ein „Dialog über die Liebe", die alles Unheil in der Welt verschulde, „Korsische Briefe" an seine Landsleute voll Unzufriedenheit und Auflehnung, ein wunderlicher Aufsatz über das Thema „Welche Wahrheiten und Gefühle sind den Menschen beizubringen, um sie glücklich zu machen?", worin — man traut seinen Augen nicht — die Sucht nach Ruhm und Ehre bitter verurteilt wird, endlich die politische Flugschrift „Das Souper von Beaucaire", die der Schreckensherrschaft das Wort redet. Aber waren Stilübungen und wissenschaftliche Exzerpte aus gelehrten Büchern, unter denen namentlich Raynal und Rousseau immer wieder vorgenommen wurden, der rechte Zeitvertreib für Napoleon Bonaparte? Müßige Frage, woran wohl dieser gewaltige Ehrgeiz gescheitert wäre, wenn er nicht Platz für sich gefunden hätte. Es kam, was not tat: die Revolution.

Sie fand ihren späteren Bezwinger wohl vorbereitet. Aber noch durchaus Korse im Herzen, nicht Franzose, war er vorerst nur bedacht, ihre Segnungen nach der Heimatinsel Korsika zu tragen. Vollends vergeblich; Verfolgung und Verjagung seiner Familie — mitten im Blutjahre 1793 — war sein Lohn. So warf er sich denn den Jakobinern in die Arme, deren Treiben er noch im August 1792 als Tollheit vermaledeit. Im Dienste des Schreckens errang er seine ersten Erfolge vor Toulon, stieg rasch empor, wurde ein Vertrauter des jüngeren Robespierre.

Dabei war er pfiffig genug, sich nicht allzusehr nach oben zu drängen. Die angebotene Kommandantenstelle von Paris schlug er aus; mit Robespierre, dem Diktator, sei nicht gut Kirschen essen. Der Sturz der allmächtigen Brüder wurde auch ihm bedrohlich; Monate gingen in Hangen und Bangen hin. Da kam der 5. Oktober 1795: Napoleon warf den royalistischen Aufstand in Paris nieder und „rettete" die Republick. Der Weg zum Glück war ihm eröffnet; er empfand es wohl und hat es später ausgesprochen.

Es war ein neuer Geist über Frankreich gekommen: eine neue Ära der Frauenherrschaft. Auch der Verfasser des „Dialogs über die Liebe" entzog sich ihr nicht. Sein Bruder Joseph hatte sich mit der reichen Seidenhändlerstochter Julie Clary aus Marseille vermählt; an deren Schwester, Desirée, hernach die Stammutter des schwedischen Königsgeschlechts der Bernadotte, band ihn eine flüchtige, von ihm schließlich nicht gerade mit Zartheit gelöste Beziehung. Vorübergehend dachte er nach häufigem, wenn auch nicht berühmtem Muster an eine Vermählung mit der viel älteren, aber steinreichen Witwe Permon. Endlich fand er in Josephine, geborenen Tachers de la Pagerie, nun Witwe des in der Schreckenszeit hingerichteten Generals Beauharnais, die Frau seiner Wahl. Sechs volle Jahre älter zwar als er, zudem gewiß nicht von einwandfreier Vergangenheit, die intime Freundin des charakterlosen Schürzenjägers Barras, bestach sie doch durch seltene Anmut und außerordentlichen Takt. Auch als Generalin Bonaparte — die Vermählung fand am 9. März 1796 statt — alles eher denn das Urbild ehelicher Treue und lange Zeit der Gegenstand der schmerzlichen Klagen des mit Recht eifersüchtigen Gemahls; erst als alternde Dame dem gewaltigen Machthaber Frankreichs demütig ergeben. Im Sinne der Familie Bonaparte, deren karge Zeiten nun ihr Ende hatten, war die Eheschließung Napoleons nicht; vor allem die energische Mutter Lätitia war der Schwiegertochter gründlich abhold und die mit dem Kapitän Bacciochi vermählte Schwester Elise teilte diese Abneigung. Freundlichere Gesinnung brachte ihr Schwester Pauline entgegen, untadelig an Schönheit und Wuchs, doch nicht an Lebenswandel, zurzeit die Verlobte des Generalstabsoffiziers Leclerc. Die älteren Brüder des Generals waren schon in hohen Stellungen tätig. Das Haus der Bonaparte, vor kurzem kaum genannt, war eines der ersten von Frankreich geworden.

Und nun eröffnete sich dem glücklichen General eine weltgeschichtliche Laufbahn unvergleichlicher Art. Er warf in einem zweijährigen

Feldzuge, der zu den großartigsten aller Kriegsgeschichte gehört, die altberühmte Militärmacht Österreich in Italien zu Boden. Seit ihm in heißer Schlacht an der Addabrücke bei Lodi (10. Mai 1797) der Sieg geworden und ihn in dichtem Kugelregen der Tod verschont, fühlte er in sich — er sagt es selbst — jene unendliche Zuversicht zu seiner Sache, die ihn in Hinkunft fest und fester mit der Macht des Aberglaubens auf seinen „Stern" vertrauen ließ. Und alsogleich machte er sich das uferlose politische Programm zu eigen, das er nicht erfunden hatte — Fournier hebt es eindringlich hervor — sondern aus der Konventszeit her übernahm: Ausschließung Englands aus dem Mittelmeer, militärische Landung auf der berühmten Insel, Diversion über Ägypten nach Indien, Kontinentalsperre. So hatte er auch manches kleinere Ziel — die Vernichtung Venedigs, teilweise auch die Konzeptionen des Friedens von Luneville — bereits durch die Revolution vorgezeichnet gefunden. Aber Hand in Hand mit dem allen ging ein gigantisch emporgewachsener Egoismus. Napoleon ließ sich schon im November 1797 — allerdings noch vorsichtig — vernehmen, er könne nicht mehr gehorchen. Man möchte es nicht glauben, aber man kann es schwarz auf weiß von seiner Hand lesen, er habe sich dem Lande mit der ägyptischen Expedition absichtlich entzogen; Frankreich sollte erst in Europa der längst wieder in Bildung begriffenen Koalition erliegen, damit er dann als Retter in aller Not heimkehren könne. So kommt es zur Fahrt nach Ägypten; überreich an Ergebnissen für die Wissenschaft und an verwegenen Lügenberichten napoleonischer Bulletins; man lese bei Fournier * nur die Fallstaffgeschichte von der „Schlacht bei Schebrachit" nach. Der Feldherr hat später selbst zugegeben, seine Kundgebungen seien hier im Märchenlande auch etwas märchenhaft geworden. Und es scheint, als habe die heiße Welt des Südens noch einmal schwärmerisch-idealistische Pläne in ihm erweckt. Er sprach wiederholt und ernstlich davon, über Syrien und Konstantinopel zurückkehren zu wollen. Syrien, Konstantinopel? Welche Gedanken mögen den Mann umspielt haben? Ein neues lateinisches Kaisertum, neue ‚Gesta dei per Francos'? Die besonders von englischer Seite unverdrossen wiederholte Geschichte, er habe bei El-Arisch wider Kriegsrecht und Kapitulation Gefangene töten lassen, lehnt Fournier mit guter Begründung kühl ab.** Noch weniger hat die Fabel von der Vergiftung der Kranken im Spital zu Jaffa einen Halt; vielmehr verdient die heroische Haltung des Generals dortselbst alle Bewunderung. Hier braucht die Legende nichts anzufügen. Im übrigen stimmte

* S. 161 A. 1.
** S. 173 A.*

seine politische Rechnung. Über Europa war blutig genug der zweite Koalitionskrieg aufgegangen und wahrlich nicht glücklich für Frankreich.

Niemand hat sich um die gründliche Erforschung der Ereignisse, der Vor- und Nachgeschichte dieses Krieges verdienter gemacht als der vor kurzem heimgegangene Bonner Völkerrechtslehrer Hermann Hüffer. Er hat mehr als ein Menschenalter emsiger Arbeit auf die Sammlung des über die europäischen Archive hin verstreuten Geschichtsmateriales verwendet und wenigstens einen Teil desselben in seiner letzten, knapp vor seinem Ableben erschienenen Arbeit über das Kriegsjahr 1799* zu verwerten vermocht. Sorgfältig in Darstellung und Anlage, ein wenig schwunglos und nüchtern, aber bis ins kleinste verläßlich und doch fast niemals ermüdend, ist hier das überaus verworrene, diplomatisch-militärische Wechselspiel dieses so imposant anhebenden und so kläglich endenden Krieges der zweiten Koalition auseinandergesetzt. Es ist ein glücklicher Grundgedanke der Arbeit Hüffers, daß die fortwährenden Differenzen zwischen den Politikern und Militärs, die Gegensätze zwischen den verbündeten Mächten jede wahrhaft große Aktion verhindert hat; Gegensätze zwischen dem Erzherzog Karl, dessen Mangel an zugreifender Energie in der gewiß durchaus loyalen Darstellung Hüffers deutlicher denn bisher hervortritt, und seinem kaiserlichen Bruder, zwischen Minister Thugut und Admiral Nelson, zwischen dem Feldmarschall Suworow und den Österreichern. Hier soll von diesen Entwicklungen und Mißverständnissen nicht weiter die Rede sein; nur dreierlei sei aus der Menge der Einzelerscheinungen herausgehoben: der Rastätter Gesandtenmord, die Gegenrevolution und der Kapitulationsbruch in Neapel, endlich die Persönlichkeit des Fürsten Suworow. Bietet doch die Arbeit Hüffers gerade hierüber eine Fülle von Aufschlüssen.

Am späten Abend des 28. April 1799, gerade zu Beginn des Krieges, wurden die drei von dem aufgehobenen Rastätter Friedenskongresse heimfahrenden französischen Gesandten Bonnier, Roberjot und Debry unweit dieses Ortes von Bewaffneten überfallen, die beiden ersten erschlagen, Debry zur Not gerettet, die Wagen geplündert, die Papiere in den Murgfluß geworfen und unter Bedeckung von Szekler Husaren der traurige Zug zur Stadt zurückgeleitet. Wen hat man nicht alles dieses Frevels zeihen wollen? Vor allem die österreichische Regierung, die österreichische Generalität; am liebsten den Kaiser oder den Erzherzog Karl selbst; namentlich in

* H. Hüffer. „Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition." Gotha. F. A. Perthes. 1905. 2 Bände. 8°, XXVI und 472, XII und 384 S.

den Sechzigerjahren sind von preußischer Seite her heftige Anklagen laut geworden. Wie gerne wollte man dort die Erinnerung an den fatalen Frieden von Basel hinter die Untat von Rastatt zurücktreten machen! Dann wurde wieder das französische Direktorium oder gar Bonaparte selbst beschuldigt. Eine unklare, verhängnis- und rätselvolle Geschichte, wieder und wieder der Gegenstand eingehender Untersuchung. Waren die Mörder wirklich Szeller Husaren, wie immer aufs neue behauptet und bestritten wurde, und wie kamen sie zu solcher Tat? Hüffer hat es an eingehendster Prüfung nicht fehlen lassen* und es will wohl scheinen, als sei er zu endgültigem Schlusse gelangt: die Tat sei von Szeller Husaren begangen worden, aber ohne jedes Verschulden der österreichischen Regierung, auch ohne bewußte Schuld der österreichischen Militäroberbehörde. Wohl aber sei ein von dorther offenbar ergangener Auftrag, den erzjakobinischen Gesandten ihre Papiere abzunehmen, ein bekannt gewordenes leidenschaftliches Privatschreiben eines österreichischen Generals, durch untergeordnete Behörden und Offiziere in eigenmächtigem Übereifer immer schärfer gedeutet, Anlaß des unseligen Ereignisses geworden, ohne daß sich dessen letzte Phasen deutlich greifen, das Maß der Schuld hier irgendwie verteilen ließe. So erscheint dem Verfasser der Rastätter Mord als ein rein strafrechtliches, nicht ein völkerrechtliches Verbrechen.

Die Darstellung der Ereignisse des Jahres 1799 in Neapel** gehört zu den lebendigsten Partien des Werkes von Hüffer. Die dort mit französischer Hilfe aufgerichtete „jungfräuliche" Republik, deren Führer das Königspaar samt seinem royalistischen Anhang zur Flucht nach Sizilien genötigt hatten, blühte nur kurz. Des Halts an ihren in Oberitalien bedrängten französischen Freunden beraubt, mußten die Revolutionäre vor dem überlegenen Geschick des militärisch und staatsmännisch gleich begabten, dabei einsichtigen und verständigen Kardinals Ruffo die Waffen streichen und sich am 19. Juni 1799 samt der Zitadelle der Hauptstadt dem Gegner in einer übrigens sehr glimpflichen Kapitulation ergeben. Aber eben diese Kapitulation wurde gebrochen. Sie war von Ruffo, dem der König die Wiedereroberung seines Landes übertrug und verdankte, ohne dessen Bewilligung geschlossen worden. Der König war somit nicht bemüßigt, sie anzunehmen. Aber er war den Kapitulanten, die sich im besten Glauben ergeben hatten, wenn nicht rechtlich, so doch moralisch verpflichtet. Er hätte mit Fug den Kapitulations- in einen Gnadenakt verwandeln können; aber niemand wird ernstlich ein Verfahren vertreten oder auch nur verteidigen können, das zur Hinrichtung gerade der vornehmsten Gefangenen und zur Eröffnung einer Blutherrschaft geführt hat, von der man — gerade in der zurückhaltenden Darstellung Hüffers — nur mit Empörung vernehmen kann. Mit der Schuld dieser Missetaten haben sich alle Häupter der königlichen Partei beladen: der armselige König, die leidenschaftliche Königin, vor allem aber Admiral Nelson, der hier in Neapel die dunkelsten Taten seines Lebens vollbracht und sich als ein Mann voll Roheit und Rachgier gezeigt hat.

Unter den vielen bedeutenden Persönlichkeiten des Krieges von 1799 ist doch keine von so eigenartigem Interesse als die des russischen Feldherrn Suworow. Die Darstellung Hüffers hat den seltsamen Mann, der russische Soldaten tiefer denn je einer nach Europa hineingeführt, unserem Verständnis erheblich näher gebracht. Barbar und Edelmann, keineswegs ohne große und edle Züge, und wieder ein Durcheinander der wunderlichsten Eigenheiten und Launen. Als er im März 1799 nach Wien kam, um sich von hier zur Übernahme des Kommandos über die österreichischen und russischen Truppen nach Italien zu begeben, wußte man sich bald kuriose Geschichten von ihm zu erzählen; er schlafe auf einem Strohsack, aus seinem Schlafzimmer habe man vorher alle Luxusgegenstände sorglich entfernen müssen; um 3 Uhr früh stand er auf, um 8 Uhr speiste er zu „Mittag". Wie war man überrascht, als er am 28. April in Mailand einritt: auf schlechtgehaltenem Pferde, in abenteuerlicher Tracht, eher einem verwegenen Freibeuter gleich denn einem General, vom Pferde herab unaufhörlich den Segen erteilend. Den General Melas, der ihm entgegenritt, umarmte er so gründlich, daß der alte Herr vom Pferde herabglitt und sich gerade noch auf den Füßen erhielt. Doch erzählte man bald auch, Suworow verstünde sich auf Umgangsformen und gute Späße; selbst den Damen mißfiel er nicht. Aber bald von inniger Herzensgüte, bald voll tollen Trotzes, machte er es jedem schwer, sich mit ihm zu stellen. Die Absonderlichkeit seines Betragens nahm je länger je mehr zu. Dem englischen Gesandten Wickham erschien er im Oktober 1799 wie ein Halbnarr, der den Tag zur Nacht mache, seine Gäste zu Mahlzeiten einlade, bei denen alles so unappetitlich sei, daß niemand einen Bissen hinunterbringen könne; der Visionen zu haben vorgebe und lästerliche Schimpfreden führe, vornehmlich gegen die Österreicher und besonders den Minister Thugut „in seinem melancholischen Neste", dann aber mit einem Male durch Geistesklarheit und scharfe Beobachtung verblüffe. Eine besonders hohe Meinung von Suworows Feldherrntalent gewinnt man aus Hüffers Darstellung nicht. Er war gewohnt, alles auf einen

* I. S. 61—97 und frühere Schriften.
** I. S. 137—207.

Wurf zu setzen, ein rechter Draufgänger und Schwärmer für den Sturmangriff mit dem Bajonett, auch persönlich voll wilder Tapferkeit. Die Schlacht bei Novi vom 15. August 1799, der größte Sieg der Koalition, der dem talentvollen General Joubert das Leben kostete, ist nicht Suworow zu danken; er hat dabei wenig Feldherrnblick bewiesen. Sie wurde gewonnen durch das wohlbedachte Eingreifen des alten Melas und die heldenhafte Haltung der österreichischen Regimenter unter General Kray. Der berühmte Zug über den vereisten St. Gotthard-Paß von Italien nach der Schweiz im Oktober 1799, ein Ehrenzeugnis für die bewundernswerte Bravour und großartige Energie von Feldherr und Truppen, verfehlte vollends seinen Zweck, die Schweiz von den Franzosen zu befreien. Suworow mußte aus der Schweiz nach Süddeutschland zurück, mit neuen Beschwerden und neuen Opfern; einmal mit den österreichischen Truppen vereint, verstand sich der eigenwillige Mann mit niemand mehr und schwankte zwischen seinen Stimmungen einmal gegen die Revolution und dann wieder gegen Österreich unberechenbar hin und her. Er sah sich schlecht gewürdigt, ungehörig behandelt; er sah, wie das Treiben seiner Truppen überall Haß und Erbitterung hervorrief. Der englische Gesandte Minto hat im Jänner 1800 das Gefühl, geradezu mit einem Tollhäusler zu tun zu haben. Selbst wenn seine Schilderungen übertrieben wären, schiene es doch nicht zweifelhaft, daß die Anstrengungen des Herbstfeldzuges 1799 die geistigen Kräfte Suworows arg geschädigt, wenn nicht zerstört haben. Seine Klagen reizten den ohnehin jähzornigen Zaren immer mehr gegen die Verbündeten, vor allem gegen Österreich auf; hier beging man, den Mahnungen des Botschafters Grafen Kobenzl zum Trotz, überdies den Fehler, den Launen Pauls I. nicht die genügende Aufmerksamkeit zu schenken. So erging am 8. Jänner 1800 der strikte Befehl an Suworow, mit seinen Soldaten nach Rußland heimzukehren. Es war das bittere Ende einer unglücklichen Feldherrnlaufbahn. Elend und krank sah der Sieger von Praga die Heimat wieder, der Zar, gegen ihn eingenommen, weigerte ihm den Empfang. Der Kranke äußerte wohl den Wunsch, in Italien gestorben zu sein. Am 18. Mai 1800 tat er den letzten Atemzug. Vier Wochen später ging Italien, das er der Koalition hatte gewinnen helfen, wieder verloren.

Das war das Ende des großen Kriegsjahres. Die Rücksichtslosigkeit der Engländer, die krausen Launen des Zaren und seines Feldherrn, der Starrsinn des Ministers Thugut sind gleichermaßen schuld daran. Der eine der zwei Feldherrn der Koalition starb als gebrochener Mann, dem anderen — Erzherzog Karl — ohnehin ängstlich und empfindlich, wurde sein Amt gründlich verleidet. Darüber aber war längst der Stern des Helden des Zeitalters wieder aufgegangen. Napoleon Bonaparte war am 9. Oktober 1799 in Frejus gelandet, einen Monat darauf erster Konsul von Frankreich geworden. Nur wie eine Folie, von der sich sein Genius um so leuchtender abheben sollte, möchte das schlachtenreiche Jahr 1799 erscheinen. Ganz wie er es sich in vermessenem Ehrgeize ausgedacht!

Am 9. und 10. November — dem 18. und 19. Brumaire der revolutionären Rechnung — gewann Napoleon Bonaparte durch gewaltsame Zersprengung der Verfassungskörper und das Oktroi einer neuen Verfassung die erste Stellung in Frankreich. Über den Hergang dieser dramatischen Ereignisse ergänzen sich die Darstellungen Fourniers und Hüffers, die beide vielerlei Neues bringen, in vorteilhafter Weise; im übrigen möchte alles in allem genommen der minder farbenprächtigen und schwungvollen, aber präziseren Schilderung Hüffers der Vorzug einzuräumen sein. Daß sich Napoleon in den entscheidenden Minuten nicht glücklich gehalten habe, räumt er selbst ziemlich unverblümt ein. Er äußerte nach durchwachter Nacht in den ersten Frühstunden des 11. November zu seinem vertrauten Sekretär Bourienne: „Ich habe heute wohl viel dummes Zeug geredet; ich weiß mit Versammlungen noch nicht auszukommen; es wird schon besser werden." Der Erfolg des Tages, dessen Mißerfolg dem Feldherrn das Amt und vermutlich das Leben gekostet haben würde, war einzig der Gewandtheit und Energie seines Bruders Lucian, des weitaus begabtesten seiner Brüder, zu danken. Die öffentliche Meinung ließ niemand im unklaren, wie sie das Ereignis auffaßte. Ihr Beifall fiel dem Sieger zu. Die Frage war nur, ob dieser erfüllen würde, was man von ihm erwartete: Siege nach außen, Ordnung im Innern. Er bewies es sogleich.

Von den militärischen Erfolgen des Jahres 1800 in Deutschland und in Italien, von den Friedensschlüssen von Luneville und Amiens soll hier nicht gesprochen werden. Der Organisator der Jahre 1800—1804, der Schöpfer der Staatsordnungen des heutigen Frankreich, ist größer als der Zufallsieger von Marengo. Man darf Fournier Dank wissen, daß er in dieser zweiten Auflage der Friedenstätigkeit des ersten Konsuls erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet, und wird seine bei aller Knappheit doch vorzüglich unterrichtende Darstellung der großen Reformen, durch die „der wohnliche Bau des modernen Frankreich erstand", mit besonderer Teilnahme und Nutzen lesen.* Das Konkordat und der Code Napoleon, das bis heute grundlegende Administrations- und Unterrichtsgesetz,

* S. 270—296.

vor allem das große Meisterstück aus dem Bankerott des Jahres 1797, aus Verhältnissen heraus, in denen sich der Privatzinsfuß zwischen 60 und 36 Prozent bewegte, binnen weniger Jahre geordnete Finanzen zu schaffen — sie verkünden bis zum heutigen Tage den Ruhm eines der größten organisatorischen Genies, die Frankreich und der Welt jemals erstanden sind.

Wir halten inne. Im Dezember 1804 zog Napoleon Bonaparte die Summe seiner Erfolge. Er ließ sich zum Kaiser der Franzosen krönen. Mitten im Gepränge der Zeremonie habe er, wird glaubwürdig erzählt, dem Bruder Joseph zugeraunt: „Wenn uns jetzt der Vater sähe!" Die Worte beleuchten die unerhörte Laufbahn, die der Advokatensohn von Ajaccio gewandelt war. Gleichwohl ist das Jahr 1804 doch mehr ein Ausgangs- als ein Endjahr der Entwicklung; alsbald eröffnete sich mit dem neuen Kaisertum ein Zeitalter der größten kriegerischen Konflikte. War es wirklich nur Napoleons schrankenloses Tatenbedürfnis und leidenschaftlicher Ehrgeiz, die ihn in den Kampf um ein Weltimperium hineintrieben? Oder war er gar nicht im stande, den Zusammenstoß mit den Gegensätzen zu vermeiden, die sein Auftreten überall in Europa hervorrief? Nüchtern gefragt: hat Bonaparte die Kriege von 1805—1815 heraufgeführt oder Europa? Fournier hat früher unbedenklich die Antwort zu Lasten Napoleons, zu gunsten Europas gegeben. Indem er jetzt der gleichen Auffassung Ausdruck gibt, geschieht es doch mit dem bedeutungsvollen Zusatze, daß der neue Kaiser „den Kampf zu vermeiden auch gar nicht mehr im stande gewesen wäre, auch wenn er es gewollt hätte"! Damit, will es scheinen, kündigt sich doch eine bedeutsame Wendung in der Auffassung der Politik des französischen Kaisers bei seinem Biographen an. Warum war Napoleon außer stande, jenen Kampf zu vermeiden? In der Antwort auf diese Frage liegt das größte der Napoleon-Probleme begründet. Wir sind begierig, Fournier hierüber noch zu vernehmen.

Dr. Heinrich Kretschmayr.

Von der Woche.

8. Oktober. Generalversammlung des Bundes österreichischer Industrieller in Wien. — Enthüllung des Mozart-Brunnens in Wien.

10. Eröffnung der Landtage von Böhmen, Galizien und Salzburg. — Sozialdemokratische Demonstration zu gunsten des allgemeinen Wahlrechtes in Prag. — Im fünften Bezirke von Wien wird Professor Josef Sturm (christlichsozial) mit 5184 von 8720 abgegebenen Stimmen in den Reichsrat gewählt. — Wiederzusammentritt des ungarischen Reichstages. Das Ministerium erscheint weder im Abgeordneten- noch im Magnatenhaus. Der Reichstag wird durch ein königliches Handschreiben bis 19. Dezember wieder vertagt.

12. Eröffnung des Kärntner Landtages.

13. Eröffnung des niederösterreichischen Landtages. — Im Ministerium des Äußern in Wien beginnen die Verhandlungen mit den Schweizer Delegierten behufs Erneuerung des Handelsvertrages. — Im Finanzministerium wird die Enquete, betreffend eine Reform der Aktiensteuer, eröffnet. — Erste Aufführung von Artur Schnitzlers Komödie „Zwischenspiel" im Wiener Burgtheater.

14. Zentennarfeier der k. k. Wohltätigkeitsanstalt in Baden bei Wien.

*

Deutsches Volkstheater. Samstag war eine wunderbare Vorstellung, die auf ein allmähliches Zurückkehren zu würdigeren, höheren Aufgaben hoffen läßt. Kleists Komödie „Der zerbrochene Krug" und Schnitzlers Groteske „Der grüne Kakadu" wurden dem Publikum sehr zu Danke gespielt.

Kleists prachtvolle Komödie ist urewiges, frischquellendes Leben, gesehen und nachgebildet von einem Dramatiker, dem Form und Geist durchaus Elemente der Natur waren. Ohne literarhistorische Reminiszenzen auffrischen zu wollen, war während des ganzen fröhlichen Spieles der Gedanke an das Verhältnis Goethes zu dieser Komödie nicht abzuweisen. Das steht als beharrlicher Mahner an menschliche Einsichtslosigkeit neben dem Werke. Unsterblich damit verbunden und wie dieses selbst unvergänglich.

Kleist hatte im „Zerbrochenen Krug" das Theatralische überwunden. Im Grunde durch seine elementare Natur und sein Naturverhältnis mit Goethe verwandt, flößte diesem Kleists Mißachten des dramatischen Formalismus geradezu Widerwillen ein. Uns ist die unaufhaltsam, aus vielen Motiven zusammenfließende Form dieses Lustspieles ein getreues, vollendetes Bild der derben, ungeschminkten Wahrheit. Goethe hieß es ein „krauses Zeug". Wer vermißt heute darin Akte? Heute erscheint uns der „Zerbrochene Krug" als ein verirrter Vorläufer des konsequenten Realismus. Wenn nicht Schauspieler aus dem Dorfrichter Adam eine persönliche Angelegenheit machten, wie am vollendetsten der Berliner Theodor Döring, so hatte das deutsche Publikum kein rechtes Verständnis

für diese Dichtung. Die Komödie vom „Zerbrochenen Krug" wirkt heute wie die einfache Komposition und breite Flächenbehandlung eines niederländischen Gobelins.

Im „Zerbrochenen Krug" kam zum ersten Male die Ironie als dramatischer Spannungserreger auf die deutsche Bühne. Es ist kein geringes Vergnügen, den Beginn der ironischen Komödie mit einem virtuosen raffinierten Werk dieser Art der allerletzten Zeit vergleichen zu können. Eine aufschreiende, mit doppelt geschliffenem Degen fechtende Ironie ist Schnitzlers packender, hinstürmender, immer aber hohnlachender, mit vollendeter Grandezza des Geistes brillierender „Grüner Kakadu". Wohl auch ein „krauses Zeug"? Kaum ein Drama. Aber nie war Schnitzler theatralischer, was nicht viel sagen will, aber im „Grünen Kakadu" drang er am tiefsten in die Seele der Weltbegebenheiten, der treibenden Instinkte. Hinter dem Grotesken liegt das Grausame und das Grausame bricht ungebändigt los, da das „Spiel zur Wirklichkeit — Wirklichkeit zum Spiel" wird.

Wenn nicht alles trügt, hat das Volkstheater in dem Regisseur Valentin wirklich eine ganz ausgezeichnete Kraft gewonnen. Jedes Verdienst des einzelnen fällt auf ihn zurück. Beide Stücke zeugten von ungeheurer Regiearbeit. Sie ist fruchtbar gewesen. Siehe: plötzlich war ein Ensemble da! Herr Amon als Schreiber — eine Sehenswürdigkeit! Dies gibt den Maßstab für alle übrigen. Herr Höfer spielte den Adam sehr anerkennenswert; daß eine wahre innere Komik fehlte, verhinderte ein kräftiges Einschlagen des ganzen Stückes. Er kam aus dem Charakterspiele nicht hinaus und es schien, als fürchte er, zu viel zu tun. Was ist für einen Dorfrichter Adam zu viel? Antwort geben Hogarth und Herr Maran, der wohl köstlich wäre! Herr Birron wird von Aufgabe zu Aufgabe reifer; hier meldet sich eine unbedingte Individualität an. Das figurenreiche Schnitzlersche Stück fand eine prachtvolle Darstellung; das Hervorheben einzelner wäre ungerecht. Am Anfang und am Ende stand — noch einmal sei es gesagt — der Regisseur Valentin. R. Holzer.

*

Raimund-Theater. Nun macht es Frau Glöckner der Frau Niese nach: auch sie tritt auf anderen Wiener Bühnen als Gast auf, um ihren Spieltrieb zu befriedigen. Dagegen läßt sich kaum etwas einwenden. Denn die Repertoirebildung des Deutschen Volkstheaters zwänge sie zur unfreiwilligen Rast und Rasten heißt auch beim Theater so viel wie Rosten. Aber dieses Gasten schleppt halt immer ein Erbübel mit sich: der Schauspieler, dessen Name an der Spitze des Theaterzettels mit der feierlichen Abbreviatur „a. G." in fetten Lettern prangt, hält sich stets verpflichtet, sich und seine Kunst zum Selbstzweck zu erheben, und die Folge davon ist, daß er in seinem Streben, alle ihm eigenen Künste wie ein Pfauenrad zu entrollen, kein dramatisches Vergnügen bereitet, sondern das einer Variétébühne. Auch Frau Glöckner gab bei der Eröffnung ihres Gastspieles im Raimund-Theater am 14. d. M. alles zum besten, was sie an großen und kleinen Künsten in ihrem wohlassortierten Musterkoffer hat. Sie sang und tanzte wienerisch, französisch, englisch und ungarisch, und dies mit einer weichen, zierlich parodistischen Grazie, die sich zu der herberen der Frau Niese ungefähr so verhält wie die weltmännische Art der Geistinger zu der bodenständigeren der Gallmeyer. Aber es war mit Ausnahme einer einzigen Szene, wo sie vorübergehend echtes Gemütsleben dramatisch entfalten konnte, halt doch nur Variété. Von wegen der Evidenz sei schließlich noch vermerkt, daß den Kautschukrahmen dazu eine neue Posse von Rudolf Österreicher, dem Verfasser des Niese-Stückes „Der Gummiradler", bildete. Sie nennt sich aus weiß Gott was für Gründen „Bediene Dich selbst" und zeugt von einem augenfälligen Verfall der Possentechnik. Man braucht dies kaum zu bedauern. So wie die Posse heute in Wien gepflegt wird, hat sie ohnedies keine Bühnenberechtigung mehr.

—tr—

Österreichische Rundschau, Heft 51. Redaktionsschluß 14. Oktober 1906. Ausgegeben 19. Oktober 1906.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636.
Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags.
Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. Papier: Schlöglmühl.
Redaktionsschluß für Heft 52: 21. Oktober 1906.

Die Tragikomödie der Eisenbahnverstaatlichung in Österreich.

Von Dr. Richard Mündl.

Lassen wir zunächst die letzten anderthalb Jahrzehnte österreichischer Verstaatlichungsmühsal an unserer Erinnerung vorüberziehen. Die Thronrede, mit welcher der Reichsrat am 11. April 1891 eröffnet wurde, hatte eine groß angelegte Verstaatlichungsaktion erwarten lassen. Aber auch diesmal sollten die kreißenden Berge schließlich eine lächerliche Maus gebären. Die Karl Ludwig-Bahn, die Dux—Bodenbacher Bahn und die Prag—Duxer Bahn wurden in rascher Folge eingelöst. Die großen, in Wien einmündenden Bahnen jedoch, die nicht bereits eine frühere Periode dem Staatsbetrieb einverleibt hatte, blieben dem Privatbesitz erhalten. Allerdings wurde schon im Jahre 1891 auch mit der Südbahn über die Verstaatlichung verhandelt. Aber die Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis, da man sich über den Kaufpreis nicht zu einigen vermochte und auch die Stellung der Südbahn als eines beiden Reichshälften gemeinsamen Unternehmens vorerst unüberwindliche, hier nicht näher darzulegende Schwierigkeiten bot. Mit dem Mißlingen der Südbahneinlösung kam die Verstaatlichungsbewegung zunächst zur Ruhe.

Zwei Jahre später brachte der Zufall, der das sogenannte Koalitionsministerium ins Leben rief, den bisherigen Landeshauptmann von Steiermark, Grafen Wurmbrand, zur Leitung des Handelsamtes. Graf Wurmbrand hatte sich um das Lokalbahnwesen in Steiermark einige Verdienste erworben. Auch als Handelsminister fühlte er sich vorzugsweise zur Entscheidung wichtiger Eisenbahnfragen befähigt. Er schuf ein eigenes Lokalbahnamt, erwirkte die Verlängerung des Lokalbahngesetzes und verstaatlichte in rascher Folge die Lokaleisenbahngesellschaft, die böhmische Westbahn, die Lemberg—Czernowitzer Bahn, die Mährisch-schlesische Zentralbahn und die Mährische Grenzbahn. Durch diese Erfolge wurde sein Verstaatlichungseifer noch weiter angeregt. Als kühner Drauflosgeher voll sanguinischem Selbstbewußtsein schritt er nunmehr daran, die großen Privatbahnen zu verstaatlichen. Halbe Schritte und halbe Ziele waren nicht seine Sache. Mit einem einzigen gewaltigen Griffe sollten Nordwestbahn, Staatsbahn und Südbahn eingesackt werden. Die Zweifel und Bedenken der sachkundigen Räte des Handelsamtes fanden keine Gnade vor seinen Augen. In Theodor v. Taussig, der als Vizepräsident der Nordwestbahn und Präsident der Staatsbahn auf diese Verwaltungen

den entscheidenden Einfluß übte und als Mitglied der Rothschild-Gruppe auch zur Südbahn Beziehungen hatte, begegnete er einem Manne, dessen überragendes Können er richtig einschätzte. Er verhandelte mit ihm wegen Einlösung der Nordwestbahn und Staatsbahn, bezüglich der Südbahn mit dem damaligen Südbahn-Präsidenten Fürsten Hohenlohe.

An der Börse fand der Verstaatlichungseifer des Grafen Wurmbrand stürmischen Widerhall. Eine Haussebewegung, wie sie seit zwei Jahrzehnten nicht mehr beobachtet worden war, wirbelte die Kurse der sogenannten Verstaatlichungsaktien raketengleich in die Höhe. Aus allen Ständen, aus den Kreisen der Kaufleute, der Lehrer, der Offiziere, des Hochadels, ja selbst der Kleingewerbetreibenden strömten die Spieler zusammen. Jeder wollte seinen Anteil an dem Goldregen, der sich über die Börse zu ergießen schien. Der naheliegende Vergleich mit dem Jahre 1873 wurde mit Entrüstung zurückgewiesen. Damals waren es Non-Valeurs, an denen die Leute ihr gutes Geld verloren. Jetzt aber war die weitere Hausse ein Wechsel mit kurzer Fallfrist, der die Unterschrift des Handelsministers trug. Witzbolde leiteten an der Börse eine Sammlung für ein Wurmbrand-Denkmal ein. Und der tolle Reigen raste weiter.

Viel, viel weniger begeistert war man im Abgeordnetenhause. Man wollte wissen, daß Wittek, der damals noch das allgemeine Vertrauen genoß, kaltgestellt sei. Und doch hätte man mit größerer Beruhigung die Vertretung der Staatsinteressen bei den Einlösungsverhandlungen in den Händen Witteks als in denen Wurmbrands gesehen. Die Börsenhausse schlug dem Fasse vollends den Boden aus. Im Budgetausschuß erhoben sich am 22. April 1895 gewichtige Stimmen aus verschiedenen Parteilagern gegen die Verstaatlichung im Sinne des neuen Handelsministers. Und am darauffolgenden Sonntag begann die Börsenwoche der „Neuen Freien Presse" mit dem die Sachlage trefflich bezeichnenden Satze: „Graf Wurmbrand gleicht der axtreifen Tanne, die die Hand des Försters mit dem Kreuze gezeichnet hat." Die ganze Verstaatlichungsaktion zerstob wie eine schimmernde Seifenblase. Graf Wurmbrand führte allerdings noch ein Schattenleben im Kabinett Windischgrätz fort, bis auch dieses im Juni desselben Jahres an der Obstruktion der Jungtschechen scheiterte. Es war dies die erste Probe der technischen Obstruktion, bemerkenswerterweise gegen die neuen Steuervorlagen gerichtet, die leider gleichwohl bald darauf angenommen wurden und zum Schaden der ganzen Volkswirtschaft in Gesetzeskraft erwuchsen.

Auf das Kabinett Windischgrätz folgte das Ministerium Kielmansegg, in welchem Wittek das Handelsamt leitete. Obwohl diese Regierung ausgesprochen nur einen Übergangscharakter hatte, hielt es der neue Leiter des Handelsamtes doch für zweckmäßig, die Verstaatlichung unverzüglich, und zwar in seiner Weise fortzusetzen. Am 10. September 1895 verkündete die „Abendpost" zur allgemeinen Überraschung, daß an die Nordwestbahn ein Regierungserlaß wegen konzessionsmäßiger Verstaatlichung abgegangen sei. Und am nächsten Morgen bereits er-

läuterte ein dem Handelsamte nahestehendes Blatt, was es mit der „konzessionsmäßigen Verstaatlichung" für eine Bewandtnis habe. Das sei etwas ganz Neues, für den Staat ebenso vorteilhaft als ungeheuer einfach. Bisher habe man die Einlösung auf Grund freier Verhandlungen angebahnt. Jetzt werde der Staat von seinem konzessionsmäßigen Rechte Gebrauch machen. Die Reinerträge der letzten sieben Jahre, abzüglich der zwei ungünstigsten, werden addiert, sodann durch fünf geteilt: der Quotient ist die Rente. Konnte man sich etwas Bequemeres und Einwandfreieres denken als dieses neue Verfahren? Wie Schuppen fiel es aller Welt von den Augen. Und Wittеks Ruhm stieg bis zu den Wolken.

Das Schlagwort von der konzessionsmäßigen Verstaatlichung hat seitdem viel Unheil angerichtet. Und man hat in ernsten Fachkreisen dem neuen Leiter des Handelsamtes verübelt, daß er es geprägt und leichten Sinnes in die urteilslose Masse geschleudert habe. Als Sachverständiger seines Ranges mußte er wissen, daß die Konzession der Nordwestbahn wie der übrigen Privatbahnen für den Verstaatlichungsfall zahlreiche Zweifel über hochwichtige Fragen offen gelassen hat, die doch nur im Verhandlungswege ausgetragen werden können, soferne sich die Regierung nicht in langwierige, die Märkte und bis zu einem gewissen Grade auch den Staatskredit beunruhigende Prozesse von vorweg unbestimmbarem Ausgange einlassen will. Aber selbst wenn die Regierung diesen unbehaglichen Weg wählen wollte, bleiben noch immer Punkte genug übrig, über die unter allen Umständen verhandelt werden muß, so daß der urbi et orbi verkündete Gegensatz der konzessionsmäßigen Verstaatlichung zur freihändigen Einlösung nicht viel mehr als ein leeres Schlagwort genannt werden kann.

Das hat sich übrigens bereits im Falle der Nordwestbahn erwiesen. Ihre Vertreter setzten sich dem Verstaatlichungserlaß zufolge mit den Vertretern des Handelsamtes zusammen. Die gefälligen Ziffern, die Wittek am 11. September in den ihm nahestehenden Blättern hatte veröffentlichen lassen, erwiesen sich als nicht haltbar. Es wurde durch Wochen und Wochen weiter verhandelt, bis man endlich zu einem Abschluß kam. Mittlerweile war das Ministerium Badeni ans Ruder gelangt. Baron Glanz war aus dem auswärtigen Amte als Handelsminister in das Barbarastift übersiedelt. An maßgebender Stelle war die Errichtung eines eigenen Eisenbahnministeriums beschlossen worden, an dessen Spitze man einen braven, verdienstvollen General berief. Einstweilen hatte Wittek die Verhandlungen mit der Nordwestbahn zu Ende geführt. Am 3. Jänner 1896 wurden die vereinbarten Einlösungsbedingungen in der Abendpost verlautbart. Einige Zeit darauf wurde die Vorlage im Reichsrat eingebracht. Kein Mensch zweifelte, daß die Nordwestbahn nunmehr in den Staatsbetrieb übergehen werde. Aber Österreich heißt nicht umsonst das Land der Überraschungen. Im Eisenbahnausschuß war man mit dem Vertrag nicht zufrieden. Was hiebei hinter den Kulissen vorging, sei hier nicht näher berührt. Tatsache ist, daß am 6. Mai 1896 der Eisenbahnausschuß die Beratung über die Vorlage zu vertagen beschloß. Das war natürlich gleichbedeutend mit der Ein-

sargung. „Feldmarschalleutnant von Guttenberg glich der axtreifen Tanne . . . . ." Doch auch er blieb noch, bis ein orkanartiger Novembersturm im Jahre 1897 das ganze Ministerium Badeni hinwegfegte.

Heinrich von Wittek, der nun Eisenbahnminister wurde und dieses Amt nahezu acht Jahre bekleidete, hat ernsthaft keinen neuen Verstaatlichungsversuch mehr unternommen. Einmal wurden noch mit der Staatsbahn Einlösungsbesprechungen eingeleitet, in deren Verlauf diese Verwaltung ein ausführliches Verstaatlichungsexposé dem Eisenbahnamte übergab. Zu wirklichen Verhandlungen aber ist es auch in diesem Falle aus nicht hinreichend geklärten Gründen gar nicht gekommen. Daß Wittek nach so wiederholten, kläglichen Mißerfolgen keine besondere Lust fühlte, die Regierung und sich selbst einer neuerlichen Niederlage auszusetzen, war begreiflich. Und es ist darum eigentlich tragisch zu nennen, daß er gleichwohl das Opfer seiner Verstaatlichungspolitik wurde. Die Kreditüberschreitungen bei den Alpenbahnen waren nur der willkommene Vorwand für das Kesseltreiben, das man gegen ihn zu veranstalten für angemessen fand. Daß er sich das Versprechen zur Fortsetzung der Verstaatlichung hatte abringen lassen, und daß man nicht mehr an den Ernst seines Erfüllungseifers glaubte, bildete die eigentliche Ursache seines Sturzes.

Es ist notwendig, sich die letzten anderthalb Jahrzehnte des Verstaatlichungswirrsals vor Augen zu halten, wenn man sich ein Urteil über die neue Sachlage bilden will, die durch die bekannte Verstaatlichungsankündigung des nunmehrigen Ministerpräsidenten in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 7. Juli d. J. geschaffen wurde. Die fruchtlosen Einlösungsversuche, die seit Beginn der Neunzigerjahre angestellt wurden, haben schweren Schaden gestiftet. Es sei ganz abgesehen von den Bergen überflüssiger Akten, die den Verstaatlichungsverhandlungen ihre Entstehung verdanken, von dieser gewaltigen, ganz zwecklosen Geistesarbeit, die so viel fruchtbarer hätte verwertet werden können. Viel schwerer wiegt die unaufhörliche Beunruhigung unseres gesamten Eisenbahnwesens, die sich als notwendige Begleiterscheinung der Verstaatlichungswirren einstellte. Während dieser ganzen Zeit mußten die großen Privatbahnverwaltungen fortwährend auf die Einlösung gefaßt sein. Es ist klar, daß dieser ungesunde Zustand der völligen Ungewißheit über die nächste Zukunft eine weitergreifende Verkehrspolitik nicht gestattete und zu bedauerlichen Rückständen auf verschiedenen wichtigen Verwaltungsgebieten führen mußte. Dabei war es in den letzten Jahren noch besser als früher. Es hatte sich wenigstens ein halbwegs leidliches Verhältnis zwischen den privaten Eisenbahnverwaltungen und der Aufsichtsbehörde allmählich wieder eingestellt, nachdem diese von dem ungeheuerlichen, eine Zeitlang geübten System einigermaßen zurückgekommen war, den privaten Verwaltungen bei allen möglichen Anlässen, ja selbst bei Aufnahme von Investitionsanleihen Schwierigkeiten zu bereiten, wohl um sie mürbe zu machen. Man denke sich das nur aus, daß die staatliche Aufsichtsbehörde die privaten Verwaltungen manchmal jahrelang auf die angesuchte Bewilligung zur Aufnahme von Anleihen warten ließ, deren Erlös die Verwaltungen dringlich zur

Ausführung baulicher Herstellungen, Ergänzung des Fahrparkes u. s. w. also ausgesprochen im öffentlichen Verkehrsinteresse benötigten, oder daß sie vollends diese Bewilligung an neue Forderungen knüpfte, welche die Privatverwaltungen hätten übernehmen sollen und die mit dem Zwecke der beabsichtigten Anleihe in gar keinem Zusammenhange standen! Erwähnen wir schließlich noch der demoralisierenden Wirkung eines derartigen jahrzehntelangen Zustandes des Hangens und Bangens auf das vieltausendköpfige Personal der Privatbahnen, so glauben wir den Schaden in seinen Hauptpunkten umgrenzt zu haben, den der Verstaatlichungsdilletantismus in Österreich während der verflossenen drei Lustren gestiftet hat.

Und nun die allerjüngste Bewegung. Sie setzte gerade zu dem Zeitpunkte ein, da die ungarische Krise mit voller Wucht losgebrochen war, da der überraschende Sieg der Unabhängigkeitspartei bei den letzten Reichstagswahlen die unvermittelte Zertrümmerung des Zoll- und Handelsbündnisses der beiden Reichshälften immerhin besorgen ließ. In diesen schweren Tagen mußte das ernsteste Bestreben darauf gerichtet sein, Österreich mit dem allertüchtigsten, wirtschaftspolitischen Rüstzeug für einen etwa bevorstehenden Wirtschaftskampf mit Ungarn zu versehen. Vor der Bedeutung dieser Erwägung mußten alle anderen Bedenken schweigen. Auch die grundsätzlichen Gegner der Verstaatlichung in Österreich fühlten, daß sie unter den gegebenen Umständen die Segel streichen müßten. Da verkündet die Regierung ihr Einlösungsprogramm und zur allgemeinen Verblüffung fehlt darin gerade jene Bahn, deren Betriebsübernahme dem österreichischen Staate die wuchtigste Waffe geliefert hätte: Die Kaschau-Oderbergerbahn! Marchegg und Oderberg sind die Schlüsselpunkte des ganzen ungarischen Verkehres; hat sie der österreichische Staat in Händen, so ist seine Machtstellung gegen Ungarn unantastbar. Und siehe da, die Staatsbahn wird erst in dritter Reihe genannt, die Kaschau-Oderbergerbahn aber ist in das Einlösungsprogramm überhaupt nicht aufgenommen. Nicht zarter und überzeugender zugleich konnte die österreichische Regierung darlegen, daß ihr nichts ferner liegt als die Absicht, durch die Verstaatlichung neues Rüstzeug für einen allenfalls zu besorgenden Kampf mit Ungarn zu gewinnen.

Damit fällt aber gleichzeitig auch der einzige einwandfreie Verstaatlichungszweck und die Zweifel an der Ersprießlichkeit der jüngsten Regierungsaktion wachsen wieder turmhoch empor. Da hat kürzlich der Montanverein in der Verstaatlichungsfrage an die Regierung eine Eingabe gerichtet, die den Nagel auf den Kopf trifft, gleichzeitig aber von einer Unklarheit und Selbsttäuschung zeugt, die bei der Zusammensetzung des Vereines aus erfahrenen und zum Teil geistig hervorragenden Industriellen befremden muß. Der Verein begrüßt die Verstaatlichung mit Genugtuung unter der Voraussetzung, daß bei diesem Anlaß eine gesunde, allen Erfordernissen der Wirtschaftsinteressen entsprechende Reorganisation der Staatseisenbahnverwaltung durchgeführt und die Verstaatlichung nicht etwa zu einer Erhöhung der bisherigen Staatsbahntarife benützt werde. Nun ist aber gerade das Entgegengesetzte mit Bestimmtheit zu gewärtigen: eine gesunde Reorganisation der Staatseisenbahn-

verwaltung ist bei den gegenwärtigen politischen, beziehungsweise nationalen Verhältnissen ein Ding der Unmöglichkeit, eine ausgiebige Erhöhung der Staatseisenbahntarife im Falle weiterer Verstaatlichung unvermeidlich! Wenn sich die öffentliche Meinung — wie anzunehmen — mit den Forderungen des Montanvereines deckt, dann droht ihr eine Enttäuschung, wie sie gründlicher und bitterer kaum gedacht werden kann.

Betrachten wir zunächst die gegenwärtige Organisation der Staatsbahnen. Da ist an oberster Stelle das Eisenbahnministerium, dessen Beamte zum guten Teil zugleich als Aufsichtsorgane und als Organe der Staatsbahnen zu fungieren, demnach Geschäfte zu versorgen haben, die vielfach unvereinbar sind. Dem Ministerium unterstellt sind die Staatsbahndirektionen, für deren Einteilung, beziehungsweise Beibehaltung augenscheinlich wieder politische Rücksichten in erster Reihe maßgebend waren. So ist es gekommen, daß ganz glatte Verkehrslinien, wie die Strecken Wien—Prag oder Wien—Bregenz in je drei Direktionsbezirke zerschnitten sind. Bei jeder diese Verkehre betreffenden Maßnahme auch ganz unbedeutender Natur haben also drei einander nebengeordnete Dienststellen mitzusprechen. Man kann sich denken, welch unerträgliche und überflüssige Erschwernis dies für die Abwicklung des Dienstes bedeutet. Das Versöhnliche ist hiebei, daß sie eigentlich alle drei nicht allzuviel mitzureden haben. Dafür ist ihr Wirkungskreis zu klein, jener des Eisenbahnministeriums zu groß. Aber auch das hat seine triftigen Gründe, die man allerdings wieder mehr auf politische als auf eisenbahndienstliche Erwägungen zurückführen muß. Die nationale Zerklüftung, die in allen nichtdeutschen Gebieten immer wachsenden zentrifugalen Bestrebungen erheischen eben — sollen nicht noch viel bedeutsamere Reichsinteressen aufs Spiel gesetzt werden — eine alles überragende, überstarke Zentralstelle. So mußten die durch die Verkehrsbedürfnisse gebotenen Kompetenzen in ungesunder Weise verschoben werden. Die Staatsbahndirektionen, die in unmittelbarer Fühlung mit dem Publikum stehen, haben eine viel zu geringe Machtbefugnis. Das Eisenbahnamt aber hat Geschäfte zu besorgen, für die es, dem Pulsschlag des Verkehrs doch einigermaßen entrückt, das notwendige Verständnis gar nicht besitzen kann. Anstatt einer einzigen, für den Gesamtbetrieb die volle Verantwortung tragenden Stelle, bei der alle Fäden zusammenlaufen, sind mit der Entscheidung ganz unabhängig voneinander und nur durch das lose Band eines gemeinsamen, mit der Verantwortung bloß formell bekleideten obersten Chefs geeint, zahlreiche Departements betraut. Eine nicht geringe Umständlichkeit und Schwerfälligkeit des ganzen Apparates ist unvermeidlich. Nun erfordert aber gerade der Eisenbahnbetrieb als allermodernstes Geschäftsunternehmen eine tunlichst bewegliche, flink zugreifende und rasch arbeitende Verwaltung. Daß die heutige Organisation diesem Erfordernisse nicht entspricht, hat erst kürzlich wieder unter allgemeiner Zustimmung der öffentlichen Meinung der Ministerpräsident selbst erklärt. Freilich ist mit dieser Feststellung nichts geholfen, so lange man nicht das Mittel gefunden hat, es besser zu machen.

Ein Wandel könnte wohl nur dadurch geschaffen werden, daß man die Zentralstelle von den sie heute erdrückenden Geschäften entlastet, die Staatsbahndirektionen mit größerer Selbständigkeit ausstattet und gleichzeitig ihren Amtsbereich durch Auflassung der dienstlich überflüssigen Direktionen vergrößert. Das wäre alles schön und gut, wenn sich nicht wieder sofort die leidigen politischen Rücksichten und politischen Einflüsse entgegenstemmten. Aber wie wollte es ein Minister wagen, auch nur eine der bestehenden Staatsbahndirektionen aufzuheben? Er hätte unverzüglich alle Lokalinteressenten und deren politischen Anhang im Reichsrat wider sich. Und wollte er — wie bei einer vernünftigen Reorganisation unvermeidlich — gleichzeitig mehrere Direktionen kassieren, seines Bleibens im Amte wäre gewiß nicht länger. Aber von einer vernünftigen, die Verkehrsinteressen berücksichtigenden Organisation ist ja vorläufig gar nicht die Rede. Man lese bloß die Erklärungen, die bei der bisherigen Erörterung der ganzen Frage in der Öffentlichkeit von mehr oder minder gewichtiger Stelle bereits abgegeben worden sind. So wünscht die Handelskammer für Schlesien in Gemeinschaft mit dem Landesausschuß und der Troppauer Stadtvertretung vor allem die Errichtung einer eigenen Staatsbahndirektion in Schlesien, die Erstellung besserer und schnellerer Zugsverbindungen, Herabsetzung der Personen- und Gütertarife (sic!) u. a. m. Noch krauser sind die Forderungen der zünftigen Politiker. So verlangt Abgeordneter Prade* für Böhmen die Errichtung einer oder mehrerer deutscher Staatsbahndirektionen, deren Gebiete territorial abzugrenzen sind und die bis hinauf zu den leitenden Stellen nur deutsche Beamte haben dürfen, auf daß in den Wohnsitzgebieten des deutschen Volkes in Österreich nur Beamte deutscher Nationalität im Staatsdienst amtieren. Er berechnet sodann, daß gegenwärtig unter den 8384 Bahnangestellten Böhmens den Deutschen nach der Bevölkerungsziffer (also nicht nach ihrer Verwendbarkeit) 3418 Posten gebühren. Nach Verstaatlichung der Nordwestbahn und Staatsbahn könnte in West- und Ostböhmen je eine deutsche Staatsbahndirektion geschaffen werden, die an Bedeutung die tschechischen Direktionen in Pilsen und Prag und viele andere überragen würde. — —

Sind das genug Proben von den Gesichtspunkten, welche für die künftige Organisation als leitend hingestellt werden, und die der Ministerpräsident erst kürzlich wieder voll zu berücksichtigen versprochen hat? Oder verlangt man ihrer noch weitere? Sie werden im Verlauf der gegenwärtigen Verstaatlichungsaktion gewiß nicht auf sich warten lassen. Also eine Geschäftseinteilung nicht nach Verkehrsbedürfnissen und dienstlichen Erfordernissen, sondern nach territorial abgegrenzten oder erst abzugrenzenden Sprachgebieten, eine Besetzung der Beamtenstellen nicht nach Fähigkeit und Fleiß, sondern nach dem Zufall der Geburt und der sprachlichen Zugehörigkeit. Es ist übrigens begreiflich, daß den deutschen Abgeordneten vor den Verstaatlichungsfolgen bangt, die eine reiche Erfahrung vorausahnen läßt. Aber welche Gewähr gegen neue Enttäuschungen kann auch die gefälligste Erklärung

* Siehe „Die Zeit" vom 2. September 1905.

der jeweiligen Regierung für die Zukunft bieten? Wenn die deutschen Abgeordneten wirklich weitere nationale Einbußen verhindern wollen, dann müssen sie geschlossen wie ein Mann gegen jede Verstaatlichung auftreten.

Und nun die zweite Selbsttäuschung: Die Tariffrage! Um dem jungen Staatsbetrieb Volkstümlichkeit zu erwerben, hat der erste Präsident der österreichischen Staatsbahnen, Freiherr von Czedik, die Staatsbahntarife — man entschuldige das harte Wort — in Grund und Boden verdorben. Er hat das unselige Schlagwort von der volkswirtschaftlichen Mission des Staatsbetriebes geprägt oder doch in Umlauf gebracht und war bereits im Jahre 1890 glücklich bei dem Kreuzerzonentarif angelangt. Die gleichen Grundsätze wußte er auch im Gütertarife zu verwirklichen, zweifellos in der guten Absicht, dadurch Handel und Wandel zu fördern. Freilich hätte das gleiche Ziel ungleich besser durch eine gesunde Steuerreform — im Gegensatz zu der Mitte der Neunzigerjahre tatsächlich verfügten — und durch die rechtzeitige Abkehr von dem gerade damals in Blüte stehenden System der Anfeindung und Verfolgung des beweglichen Kapitals, beziehungsweise des Unternehmertums erreicht werden können. Auch über den wirtschaftlichen und kulturellen Nutzen der sogenannten Popularitätstarife für den Personenverkehr bestehen in Fachkreisen ernste Zweifel. Jedenfalls ist es auffällig, daß sich der Verkehr auf Bahnen, die der neuen Heilslehre aus guten Gründen nicht gefolgt sind, mindestens ebenso rasch und vielleicht noch andauernder entwickelt hat als auf den Staatsbahnen. Der Staat aber bezahlt die wirtschaftliche Mission seiner Bahnen mit einem jährlichen Defizit von beängstigender Höhe, das aus den Steuereinnahmen gedeckt werden muß, während andere Länder, die doch schließlich auch etwas von Volkswirtschaft verstehen, infolge überreicher Erträgnisse ihrer Staatsbahnen, die Steuerlast ihrer Bürger beträchtlich erleichtern können.

Wie dem auch sei, alle Verkehrskreise haben sich an die billigen Staatsbahntarife gewöhnt, große Handelsunternehmungen, weitausgreifende Industrien und landwirtschaftliche Betriebe beruhen in ihrem Bestande zum guten Teile wenigstens auf diesen wohlfeilen Frachtsätzen. Und so oft von der Bevölkerung die Fortsetzung der Verstaatlichung gefordert wurde, war damit unzertrennlich der Wunsch nach Übernahme des Staatsbahnbarèmes auf die neu in den Staatsbetrieb gelangenden Bahnen und nach Durchrechnung der Staatsbahntarife, was einer weiteren Verwohlfeilung entspricht. Sehen wir nun zu, welchem Schicksal dieser Wunsch entgegengeht. Der Staatsbetrieb ist heute mit 60, nach anderen Berechnungen mit etwa 80 Millionen Kronen jährlich passiv. Dieser Fehlbetrag wird sich durch die neuen Alpenbahnen noch um ein Erhebliches vermehren. Der Eisenbahnausschuß des Abgeordnetenhauses hat das Defizit der neuen Alpenbahnen auf mindestens 9 Millionen Kronen veranschlagt, indem er dem Anlagekapital von 320 Millionen Kronen mit einem jährlichen Zinsenerfordernis von über 12 Millionen Kronen einen Reinertrag von etwas über 3 Millionen Kronen gegenüberstellt. Und vollends die Verstaatlichung! Nach den Berechnungen des Eisenbahnministeriums

würde die Anwendung des Staatsbahnbarèmes auf die in das Verstaatlichungsprogramm aufzunehmenden Bahnen, beziehungsweise die Durchrechnung der Tarife einen Ausfall von 18 Millionen Kronen bringen. Nun würde gleichzeitig allerdings an der Zentralverwaltung durch die Zusammenfassung der Betriebe etwas erspart werden können. Auch würde hiedurch eine ökonomischere Ausnützung des Fahrparkes und sonstiger betriebstechnischer Einrichtungen ermöglicht. Gleichwohl ist es doch sehr fraglich, ob sich die Verwaltung alles in allem billiger stellen würde. Der Staat ist nun einmal kein wohlfeiler Verwalter. Er hat tausend kostspielige Rücksichten zu üben, die den Privatbetrieb nicht belasten. Zudem hat er insbesondere in Personalangelegenheiten gewisse Maßnahmen getroffen, die den Betrieb gegenüber den bei den Privatbahnen befolgten Grundsätzen um Millionen verteuern und dabei doch nicht die eigentümliche Tatsache zu beseitigen vermochten, daß das Personal der Privatbahnen nur mit großen Sorgen der Verstaatlichung entgegenblickt.

Alles in allem ist also bei der Verstaatlichung auf eine Verwohlfeilung der Betriebskosten nicht zu hoffen. Der Ausfall von 18 Millionen Kronen infolge Verallgemeinerung der Staatsbahntarife würde mithin zur Gänze den Staatshaushalt treffen. Die Regierung denkt aber gar nicht daran, das Budget, dessen Gleichgewicht schon heute recht gefährdet erscheint, einer derartigen weiteren Belastungsprobe auszusetzen. Mit anerkennenswerter Offenheit hat sie in jede ihre bisherigen Verstaatlichungserklärungen auch die Ankündigung der sohin notwendig werdenden finanziellen Maßnahmen verflochten. Und es heißt einfach Vogel Strauß-Politik treiben, wenn man hinter diesen Maßnahmen etwas anderes vermutet als eine ausgiebige Tariferhöhung. Vielleicht hätte die Regierung schon längst zu diesem Mittel gegriffen, wenn sie nicht eben die Bedachtnahme auf die einzulösenden Privatbahnen davon vorerst noch abgehalten hätte. Sind aber diese einmal im Staatsbesitz, so verfügt die Regierung über ein ganz vorzügliches Steuerinstrument, zu dessen wirksamster Anwendung sie nicht einmal der unbequemen Mitwirkung des Reichsrates bedarf. Dann wird die Verlockung mit verführerischer Kraft an die Staatsverwaltung herantreten, den ganzen Staatseisenbahnbetrieb mit einem einzigen tüchtigen Griff an der Tarifschraube aktiv zu gestalten. Und von budgetären Sorgen gequält, wird sie wohl kaum einer solchen Verlockung auf die Dauer widerstehen können. Vielleicht würde auch dies kein wirtschaftliches Unglück sein. Aber die öffentliche Meinung mit ihrer Überempfindlichkeit für eisenbahntarifarische Eingriffe sollte sich wenigstens darüber klar werden, was bevorsteht, wenn weiter verstaatlicht wird.

Also kein Kampfinstrument gegen Ungarn, keine Aussicht auf eine bessere Organisation, die unabwendbare Gefahr von empfindlichen Tariferhöhungen und für die Deutschen zudem noch die Sicherheit erheblicher nationaler Einbußen: man kann mit bestem Willen nicht begreifen, warum eigentlich verstaatlicht werden soll. Abgeordneter Dr. Steinwender hat diese Frage in einem Zeitungsartikel * kürzlich

* „Neues Wiener Tagblatt“, vom 6. Oktober 1905.

beantwortet. Er sagt, verstaatlicht müsse werden, da man nicht so lange warten könne, bis sämtliche Privatbahnen in den Jahren 1940—1968 dem Staate ohne jedes Entgeld zufallen. Wenn aber verstaatlicht werden müsse, so sei es besser gleich zuzugreifen, da die derzeit bestehenden Schwierigkeiten bei längerem Zuwarten vermutlich nur noch wachsen würden! Ich für meinen Teil jedoch glaube, daß es ein Gebot der einfachsten Vorsicht ist, wenigstens so lange zu warten, bis man den Einfluß der neuen Handelsverträge, der neuen Wasserstraßen und last not least der unvermeidlichen Neuregelung des Verhältnisses mit Ungarn auf den Eisenbahnverkehr kennt. Andernfalls setzt man den Staatshaushalt einer Gefahr aus, deren Größe sich heute gar nicht ermessen läßt. Man kann um so ruhiger warten, als die einzulösenden Bahnen — wie wenigstens die Erfahrung der letzten Jahre zeigt — trotz gewaltiger Verkehrsentwicklung nicht teurer werden. Im Gegenteil, vor zehn Jahren sollte die Nordwestbahn gegen eine Rente von 12 fl. eingelöst werden. Nun beträgt die Dividende nur 17 beziehungsweise 16 *K*. Auch bei den anderen Bahnen des Wurmbrandschen Verstaatlichungsprogramms liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Also nochmals: vorerst ruhig abwarten! Aber auch später hätte es gar keine Eile. Vier Jahrzehnte sind ein winziger Zeitraum im Leben eines Reiches. Und man könnte ihn füglich viel besser nutzen, wenn man den Privatbahnen Zeit ließe, ungestört durch Verstaatlichungssorgen ihren Betrieb in jeder Hinsicht auszugestalten, als wenn man ihre Linien in unzulänglicher Ausrüstung vorzeitig ankauft und den Staatshaushalt sohin nicht nur mit dem Kaufschilling, sondern auch mit bedeutenden Investitionsauslagen belastet. In ernsten Kreisen ist die Anschauung verbreitet, daß, wenn es jetzt überhaupt zur Verstaatlichung kommt, diese sich auf die Nordbahn beschränken würde. Aber auch das wäre eine völlig überflüssige Kraftvergeudung in einer Zeit, die, so sollte man wenigstens glauben, der Staatsverwaltung und der Gesetzgebung ganz andere Aufgaben zuweist.

Neues aus der alten Hallstattzeit.

Von Professor Dr. M. Hoernes.

Als unser Kaiser nach längerer Zeit jüngst wieder einmal das naturhistorische Hofmuseum besuchte und ihm in allen Abteilungen des Hauses die wertvollsten neuen Erwerbungen vorgewiesen wurden, waren es aus der prähistorischen Sammlung hauptsächlich die Gräberfunde von Statzendorf bei Herzogenburg in Niederösterreich, welche seine besondere Aufmerksamkeit erregten. Diese Funde, ein Geschenk des Generalabtes der Benediktiner, Reichsrats- und Landtagsabgeordneten Adalbert Dungel in Göttweig, stammen aus einem Totenfeld der ersten Eisenzeit, das größtenteils Leichenbrand, aber auch ganze Skelette enthielt, und empfehlen sich dem Auge,

wie die meisten hallstättischen Altertümer aus Österreich, durch die schlichte Zierlichkeit, die einfache Gefälligkeit der verschiedenen Typen, die freilich bei der Wiederholung aus längeren Gräberreihen und dem Mangel an höheren Kunstformen, wie alles Prähistorische, auch etwas Monotones haben. Der Zahn der Zeit hat sie glimpflich behandelt und die tausend Künste der Präparationstechnik, die im Inferno eines jeden Altertümermuseums wie heilige Riten geübt werden, haben ihnen einen Teil des alten Glanzes zurückgegeben.

So prangen denn die Urnen und Beigefäße wieder in ihrem leuchtenden Rot oder ihrem spiegelnden Schwarz, die Bronzen im grasgrünen Edelrost, und die Eisensachen, gewöhnlich die verzweifeltsten Patienten der Restaurationsklinik, sind gerade hier, infolge kompakter Einbettung in die Holzkohle des Scheiterhaufens, zum Teil so trefflich konserviert, daß man an der Oberhaut die tadellose Schmiedearbeit der donauländischen Hallstattleute erkennen kann.

Aber diese äußeren Vorzüge vieler Hallstattfunde überhaupt oder derer von Statzendorf insbesondere sind es nicht, welche hier angeführt zu werden verdienen. Der Wert dieser Entdeckung im Viertel ober dem Wienerwald liegt nicht so an der Oberfläche, wenn auch jede würdige Bereicherung der Fundserien gerade aus dieser Zeit, deren glanzvolle Vertretung bekanntlich eine Spezialität des Hofmuseums bildet, immer willkommen geheißen werden darf. Es soll hier nur mit kurzen Worten angedeutet werden, mit welchen neuen Zügen die Statzendorfer Funde das Kulturbild der Hallstattperiode, wie es die Ausgrabungen von Sackens und Ramsauers auf dem Salzberg am Fuße des Dachsteins zuerst umfassend entrollten, ausgestattet haben.

Altertümer der Hallstattzeit steckten und stecken noch fast überall im Boden Österreich-Ungarns (mit Ausnahme der östlichsten Teile beider Reichshälften); aber die besondere Kulturstellung des zentralen Kronlandes hat es, wie auch sonst in ähnlichen Fällen, mit sich gebracht, daß die Hebung der archäologischen Bodenschätze hier eifriger — nicht immer gründlicher — betrieben wurde als draußen in den anderen Ländern. Nun kannte man aus Niederösterreich bisher zwei Stufen der Hallstattperiode. Es ist ja klar, daß eine Zeit, welche mindestens ein halbes Jahrtausend umfaßte (1000—500 v. Chr., wahrscheinlicher 1200—400 v. Chr.), manchen Kulturwandel, also Kulturstufen erkennen lassen wird, und solche Stufen hat man auch schon beinahe überall festgestellt, wohin die Hallstattkultur reicht, besonders in Mittel- und Oberitalien, Bosnien, den Ost- und Westalpenländern, Süddeutschland und Ostfrankreich, sowie in mehreren Ländern jenseits der Sudeten. Anderseits zerfällt ein so weites Gebiet natürlich wieder in mehrere lokale Gruppen mit eigenartigen, verschieden ausgeprägten Formenkreisen und wahrscheinlich auch mit verschiedener, in Mitteleuropa vorzugsweise illyrischer, keltischer und germanischer Bevölkerung. Von diesen Gruppen gehören drei ganz oder zum Teil Österreich-Ungarn an: eine südöstliche oder illyrische, etwa von der Drau bis zur Adria und beiderseits der letzteren abwärts bis zu den Stammsitzen und Kolonien der

Griechen, eine mittlere oder keltische in den nördlichen Ostalpen und im oberen Donaugebiet und eine nordöstliche oder germanische, die vom Norden der Sudetenländer bis hoch nach Posen hinaufreicht. Darüber hinaus in den angrenzenden Gebieten des Nordens ist wohl alles auch germanisch, gehört aber nicht mehr zum Kulturkreis der Hallstattperiode, sondern zu dem der jüngeren norddeutsch-skandinavischen Bronzezeit. Daß die Hallstattkultur im Osten weiter nördlich hinaufgreift als im Westen, beruht auf ihrer Entstehung im östlichen Mitteleuropa unter starken Einflüssen von der illyrisch-griechischen und der italischen Halbinsel.

Uns interessiert hier die mittlere oder keltische Gruppe in Westungarn und den oberen Donaulanden, welche sich in Bayern und Südwestdeutschland bis über den Rhein fortsetzt, und welcher auch Hallstatt selbst mit seinem allerdings beispiellosen Reichtum an Funden und Formen angehört. In der südöstlichen Gruppe herrscht große Kulturverwandtschaft mit Oberitalien und der nördlichen Balkanhalbinsel; in der nordöstlichen stößt man vielfach auf Formen der skandinavischen Bronzezeit, die mittlere ist dagegen die eigentümlichste von den drei Hallstattzonen. Hier treffen einzelne italische und nordeuropäische Typen aufeinander, wie es Import und Nachahmung in einer doch schon verkehrsreichen und industriell entwickelten Zeit mit sich brachten. Aber daneben blüht ein charakteristisches einheimisches Nutzhandwerk und Kunsthandwerk in mannigfaltigen keramischen und Metallprodukten, welche den anderen Zonen fremd sind. Man hat längst erkannt, daß sich auch in der Bronzezeit, ja sogar schon in der jüngeren Steinzeit, in schmalem Bogen um die Alpen herum vom ungarischen Tiefland bis zum Oberrhein ein Gürtel gleichartiger Kulturformen hinzieht, dessen Bildung auf eine homogene Bevölkerung, aber auch auf die Ähnlichkeit der geographischen Verhältnisse zurückgeführt werden kann. Eines der östlichsten Glieder dieses Gürtels ist unser Niederösterreich.

Hier waren nun, wie gesagt, früher bloß zwei Stufen der Hallstattzeit zu erkennen. Die ältere, vielleicht noch dem Ende des II. Jahrtausends v. Chr. angehörig, ist hauptsächlich vertreten durch zwei Urnenfelder an nördlichen Zuflüssen der Donau bei Hadersdorf am Kamp und bei Stillfried an der March. Die jüngere kennt man besonders gut aus zahlreichen Grabhügeln zu beiden Seiten des Stromes, im Tullnerfeld (Gemeinlebarn und Langenlebarn) bei Stockerau (Zegersdorf) und an der Nordbahn (Rabensburg, Bernhardsthal rc.). In der älteren Stufe herrscht ausschließlich die Leichenverbrennung; aus der jüngeren stammen auch unverbrannte Skelette. In der älteren war das Eisen noch sehr selten; in der jüngeren ist es gemein. In jener ist die Keramik monochrom, in dieser oft polychrom oder glänzendschwarz, nicht unähnlich den etruskischen Bucchero-Gefäßen. Die einfarbigen Tongefäße der älteren Stufe sind mittelgroß und wenig oder gar nicht verziert; die der jüngeren Stufe durchlaufen alle Dimensionen von spielzeugartigen Näpfchen bis zur kunstvollen Riesenurne und sind reich an reliefartigen, eingeschnittenen oder aufgemalten Ornamenten. Die letzteren sind meist schwarz auf rotem Grunde, die eingeschnittenen oft mit einer weißen Masse gefüllt, die Muster: Spiralen, Mäander,

Kreise, Schachbretter u. dgl. geometrische Motive. Dazu kommen nicht selten merkwürdige An- und Aufsätze: Tierköpfe, Menschen- und Tierfiguren, menschliche Arme oder Beine, Schälchen ꝛc. Es gibt Zwillings- und Drillingsgefäße, Doppelvasen, scheinbar zwei Stücke, die übereinander stehen, aber einen gemeinsamen Hohlraum besitzen, Urnen mit zwei Hälsen u. dgl. Bei alledem kann aber diese Keramik ihren Ursprung aus den einfacheren Typen der ersten Stufe nicht verleugnen.

Ähnliche Verschiedenheit herrscht in den Metallfunden aus beiden Stufen. Die federnden Gewandhaften, „Fibeln", der älteren, eisenarmen sind ausschließlich sogenannte „Harfenfibeln", die in der jüngeren, eisenreichen nicht mehr vorkommen. Es ist dies eine der ältesten hallstättischen Fibelformen, die in Italien, den Südostalpen und im Westen gänzlich fehlt, dagegen von der Drau durch Ungarn, Mähren, Böhmen und Schlesien bis nach Posen hinauf stark verbreitet ist und besonders in der nordöstlichen Gruppe eine große führende Rolle spielt. Andere für die ältere Hallstattstufe Niederösterreichs charakteristische Typen sind bronzene Pferdegebisse und andere Pferdegeschirrteile, geflammte Bronzemesser vom sogenannten „Pfahlbautypus", bronzene Pfeilspitzen, gewisse kreuzförmige Zierknöpfe, sogenannte „Vasenkopfnadeln" und anderer Schmuck. All das ist der jüngeren Hallstattstufe in unserem Kronland total fremd. Hier haben wir dagegen lange Eisenschwerter, krumme Eisenmesser, eiserne Beile und Lanzenspitzen und ganz andere Formen des Bronzeschmuckes.

Außer diesen beiden Stufen der ersten Eisenzeit ist in Niederösterreich noch eine dritte vertreten, die aber nicht mehr ganz und rein der Hallstattperiode angehört. Aus ihr stammt das berühmte Grab von Kuffern in der Nähe von Statzendorf, welches einen ausgezeichneten Bronzeeimer mit figuralem Fries geliefert hat. Allein die Funde aus dieser Stufe zeigen ein Gemisch von späthallstättischen sogenannten Certosaformen und westkeltischen La Tène-Typen, so daß man ihre Zeit bis an oder über das Jahr 400 v. Chr. herunterrücken muß.

Konnte man mit den übrigen Hallstattfunden aus Niederösterreich die Zeit von 1000 (oder 1200) bis um 400 v. Chr. bestreiten? Das wurde geleugnet, weil zu wenig Entwicklung vorhanden war und selbst die Zeit der jüngeren Stufe mit den bemalten Gefäßen und den langen Eisenschwertern noch für althallstättisch galt, und nur bis gegen 700 oder 600 v. Chr. reichen sollte. Allein nun fängt es an, in diesem Punkte lichter zu werden. Zwischen der ersten und der zweiten Stufe liegt offenbar ein längerer Zeitraum, und die letztere ist jünger, als man bisher annehmen konnte. Schon die reichen Grabhügel von Fischau im Steinfelde bei Wiener-Neustadt bildeten insoferne eine Überraschung, als hier die Harfenfibel der ersten Stufe einigemal neben bemalter Keramik und vorgeschrittenen Eisensachen auftrat, so daß man diesen Tumulis eine Art Mittelstellung zwischen den beiden Stufen einräumen mußte.

Da kamen die Funde von Statzendorf und brachten in noch höherem Maße als die von Fischau erwünschte Gelegenheit zur Einschiebung einer Entwicklungsphase, welche sich ebenso merklich von der älteren und der jüngeren Stufe abhebt,

als sie nach beiden Seiten hin Anschlüsse aufweist, wie das von einer solchen Zwischenstufe zu erwarten war.

Erstens stammen sie noch aus Flachgräbern, wie sie in der älteren Stufe ausschließlich vorkommen. Aber neben dem dort ausnahmslos herrschenden Leichenbrand finden sich hier auch schon Skelette wie in der jüngeren Stufe. Die Sitte der „gemischten Bestattungsart" charakterisiert überhaupt die mittlere und jüngere Hallstattzeit gegenüber der älteren. Zweitens erscheint hier die Polychromie an großen und kleinen Tongefäßen in einer Feinheit und zugleich schlichten Einfachheit, wie sie einem Anfangsstadium der Gefäßmalerei entspricht. Zugleich ist der weitaus vorherrschende Fibeltypus die erwähnte Harfenfibel der älteren Stufe. Drittens fand sich weit mehr Eisen als Bronze, und zwar nicht nur in Gestalt von Werkzeug und reinem Nutzgerät: Beilen, Messern, Pferdegebissen u. s. w., sondern auch von Schmucksachen: Fibeln, Nadeln, Hals- und Armringen, Gürtelhaken. Wir sind also in einer vorgeschrittenen Stufe der Hallstattzeit, aber noch lange nicht dort, wo der Schmuck wieder vorwiegend aus Bronze gefertigt ist, das heißt, wo sich endlich das richtige Verhältnis zwischen Bronze und Eisen herausgebildet hat. Die reichliche Verwendung des Eisens zu Schmucksachen ist geradezu charakteristisch für eine relativ frühe, aber nicht für die allerfrüheste Eisenzeit in den Ostalpenländern. Es sind Übersetzungen aus dem älteren in das neue Metall, welches man offenbar jetzt erst in der Nähe (Obersteier) zu gewinnen wußte. Manche Schmucksachen, wie Gürtelhaken, Fibeln, Hals- und Armringe, liegen aus Statzendorf in ganz identischen Formen in Eisen und in Bronze vor.

Auch in Statzendorf begegnen sich auf bemerkenswerte, aber im Grund natürliche Weise italische mit norddeutsch-skandinavischen Typen. Zu den ersteren gehört eine „Kahnfibel" mit kurzem Fuß, deren Bügel oben offen und mit einer Beinplatte geschmückt ist, in welcher sich Einlagen aus Bernstein befinden; ferner eine Fibel, deren dünner Bügel mit einer großen eiförmigen Bernsteinperle besteckt ist. Bernsteineinlagen auf Beinschnitzerei finden sich auch an Schwertknäufen aus Hallstatt. Zu den nordischen Formen gehören verschiedene Nadeln (eine solche mit senkrechter, kreisrunder Kopfscheibe, ganz ähnlich unseren Krawattennadeln, dann die sogenannten „Schwanenhalsnadeln" u. a.), die T-förmigen Gürtelhaken aus Eisendraht, und dergleichen. Die meisten Fundstücke zeigen aber doch den spezifisch-hallstättischen Charakter, wie er aus den tausend und mehr Gräbern hinter dem Rudolfsturm auf dem Salzberge bekannt ist.

Da haben wir die krummen und spitzen Eisenmesser, die plattenförmigen eisernen Beilklingen mit seitwärts abstehenden Ärmchen (zum kreuzweisen Anschnüren an den gespaltenen Schaft), die rund um den Leib gehenden getriebenen Bronzegürtel mit Haken und mehreren Löchern für verschiedenen Leibesumfang, die mehrknöpfigen Nadeln mit konischer Faltenwehr, die geperlten Bronzearmringe, die Glasperlen mit Schmelzaugen, dieselben Wetzsteine zum Anhängen, dieselben rätselhaften Hülsen aus getriebenem Bronzeblech (Zierbeschläge von ganz dünnen Stäben), dieselben

Anhängsel, Drahtrollen, Klammerschüppchen u. s. w. u. s. w. von Schmucksachen un Gewändern, deren andere Überreste seit vielen Jahrhunderten zu Staub zerfallen sind.

Unter den zahlreichen Tongefäßen verdienen nicht nur die bemalten oder mit Graphit glänzend schwarz gemachten ehrenvolle Erwähnung, die ihnen schon oben zu teil wurde, sondern auch jene häufigste Form eines bauchigen Henkelgefäßes, dessen Hals und unterer Teil fein geglättet sind und dessen mittlere Wandung mit einer breiten Zone stark vortretender Girlanden und anderen Reliefmustern geschmückt ist. Dieser Typus verdient geradezu eine Wiederbelebung durch die moderne Kunsttöpferei; nur dürfte man an ihm nicht viel ändern und künsteln, weil sonst seine anspruchslose Gefallsamkeit sicher verloren ginge. Ganz abscheulich und lächerlich ist dagegen ein weitmündiger Topf, der auf zwei enggeschlossenen menschlichen Beinen steht, die dem Gefäßboden völlig unorganisch angefügt sind.

Daß auch solche zweifelhafte Bereicherungen zum keramischen Stile der Hallstattzeit gehören, wurde schon oben bemerkt; wer sie entschuldigen will, mag sich nicht nur der durch bessere Vorbilder gegebenen Anregungen, sondern auch des teilweise symbolischen Charakters der sepulkralen Keramik erinnern.

Überblick und Analyse der Statzendorfer Funde, die ja demnächst publiziert und im Museum aufgestellt werden sollen, können hier nicht weitergeführt werden. Ihre wissenschaftliche Bedeutung ist im Vorstehenden wohl hinlänglich bezeichnet. Sie lehren uns eine Kulturstufe kennen, welche der Zeit von 900 bis 700 v. Chr. angehört, und eine Lücke zwischen den beiden bisher bekannten Hallstattstufen füllt. Die jüngere der letzteren rückt dadurch zeitlich etwas herunter, mehr gegen das Ende der ganzen Periode, trotz ihres noch vielfach altertümlichen Charakters. Diese Geltung haben die Statzendorfer Funde zunächst für Niederösterreich, dann aber für die ganze mittlere Zone, einschließlich Hallstatts selber. Nun können wir, was für die Spezialforschung ungemein wertvoll ist, die bisher noch wenig ausgebaute Chronologie der Gräberfelder auf dem Salzberg mit besserem Erfolg in Angriff nehmen. Die Typen von Statzendorf verraten uns, was dort, nicht der ältesten, aber einer zweiten, noch sehr frühen Phase der ersten Eisenzeit angehört. Das ist der wesentliche Gewinn, den sie uns bringen, das hauptsächlichste Neue aus der alten Hallstattzeit unserer Heimat.

Gedichte von Paul Verlaine.

Ausgewählte Übertragungen von Richard Schaukal.

Aus den »Fêtes galantes«.

Mandolinen.

Leis dem linden Lied der Lauten
Kamen sie im Park zu lauschen,
Lächelnd unter blühnden Rauten
Wollen sie nun Worte tauschen.

Da ist Tirsis und Aminde
Und Clitander auch, der gute,
Damis, der manch schönem Kinde
Verse schrieb mit Herzensblute.

Pluderwams aus Silberseide
Und das Schleppenkleid der Frauen,
Schmale Hüften, Zahngeschmeide:
Schimmernd schwärmt's von schlanken blauen
Schatten überm weichen Rasen,
Und der Mond mit sanfter Miene
Schwellt die zärtlichsten Extasen . . .
Schmeichelnd schwebt die Mandoline.

Aus den »Fêtes galantes«.

Mit gedämpfter Stimme.

(En sourdine.)

Dämmernde Waldesruh,
Sickernder Sonnenglanz,
Atmende Stille du,
Füll unsre Liebe ganz!

Schließe die Augen leicht,
Schränke die Arme leis.
All dein Begehren weicht:
Glomm doch so heiß.

Taue, du banges Herz,
Lös dich, gespannter Sinn,
Seele, den süßen Schmerz,
Nimm ihn, o, nimm ihn hin!

Sanft streicht ein Schlummerhauch
Flüsternd durchs braune Ried.
Seele, bald hörst du auch
Dein Wiegenlied.

Langsam der Abend dringt,
Sieh, durch den Eichenwall:
All unsre Wehmut singt
Schluchzend die Nachtigall.

Aus den »Fêtes galantes«.

Die Prosaischen.

(Les indolents.)

„Was immer vom Geschick uns droht,
Wir gehn zusammen in den Tod."
— „Ein seltner Vorschlag, muß ich sagen!"

„Das Seltne ist das Gute. Nun,
Laß uns sonach das Gute tun!"
— „Was doch Verliebte Grillen plagen!"

„Von Grillen weiß ich nichts. Verliebt?
So sicher, als es Liebe gibt!
Geliebte, willst du mit mir scheiden?"

— „Mein Herr, Sie spaßen besser gar
Noch, als Sie lieben. Doch, fürwahr,
Das Thema wollen wir vermeiden." —

So haben denn an diesem Tag,
Was ich aus tiefster Seel' beklag,
Tirsis und seine Dorimene
Verschoben einen feinen Tod!
Dies ist geschehn im Abendrot.
Zwei Faune zeugen für die Szene.

Aus den »Fêtes galantes«.

Cythere.

Wir danken seligstes Verstecken
Dem Pavillon in hohen Hecken;
Sie streift des Sommers leiser Hauch.

Er trägt durchs Fenster aus dem Garten
Den Rosenduft, den knospenzarten:
Dich, Duftende, umwirbt er auch.

Wie deine Augen mir's versprochen,
Bist du beherzt, und Fieber fliegt
Taumelnd zu mir von deinen Lippen.

Doch macht die Liebe hungrig, Kleine.
Laß uns darum vom süßen Weine
Und sonst den leckern Sachen nippen.

Aus den »Fêtes galantes«.

Empfindsame Zwiesprache.

(Colloque sentimental.)

Im alten Park, verlassen und kalt,
Wandeln zwei Geister in Menschengestalt.

Ihre Augen sind tot, ihre Lippen sind müd:
Ihr Wort ist vergeblich um Klang bemüht.

Im alten Park, verlassen und kalt,
Geben zwei Schatten dem Einst Gestalt.

„Gedenkst du der Wonnen, die uns erfüllt?"
„Ich weiß nicht; mein Blick ist von Nebeln verhüllt."

„Und klingt noch mein Name dir wunderbar?
Erschein' ich im Traum dir wie damals?" — „Das war."

„O Tage des Glückes, da wir uns umfingen!" —
„Du sprichst von längst vergessenen Dingen."

„Wie strahlte der Himmel dem seligen Hoffen!"
„Der Hagel hat alle Blüten getroffen."

So schritten sie hin durch erfrorene Heiden,
Und die Nacht nur hörte die Worte der beiden.

Aus den »Fêtes galantes«.

Die Muscheln.

Jedwede von den Muscheln in der Grotte,
Wo wir uns liebten, dankt, Geliebte, sieh,
Ein andres Zeichen unserm schönen Gotte.

Die trägt den Pupur, den dem Blut entlieh
Getroffner Herzen unsre heiße Seele,
Wenn meine Sucht in deine Flamme schrie.

Die hat die Blässe deiner Taubenkehle,
Wenn müde du das Haupt läßt langsam gleiten
Und ich mit Spötterblicken dich bestehle.

Die ist dein kleines Ohr dort. Die will streiten
Eifernd mit deinem Nacken, kurz und voll.
Doch wie die Blicke suchend weiter schreiten,
Stock ich verstummend, was wohl jene soll....

Aus »Sagesse«.

Kaspar Hauser singt:

Ich bin, eine Waise sanft und stumm,
Zu den Menschen gekommen der Städte:
Daß ich nichts als zwei Augen hätte,
Sie sahns und wandten sich um.

Als ich zwanzig ward, kam's über mich;
Man nennt es die Flamme der Liebe.
Doch keiner erlöst' ich die Triebe,
Keine bracht's über sich.

Ich hab keinen König und Vaterland,
Bin auch nie sehr tapfer gewesen;
Doch hatt' ich den Tod mir erlesen,
— Was der aber nicht verstand.

Bin zu früh ich geboren, zu spät?
Was tu ich hier auf Erden?
Was soll denn aus mir noch werden?
Sprecht, Leute, für mich ein Gebet!

Aus »Sagesse«.

Der Himmel über dem Dache
So blau, so linde!
Ein Baum wiegt über dem Dache
Den Wipfel im Winde.

Die Glockenklänge drüben
Schweben ganz leise.
Ein Vogel im Baume drüben
Klagt seine Weise.

O Gott, dort ist ja das Leben,
In Einfalt und Friedensruh!
Dies Raunen der Stadt ist Leben!
Und du...? Und du!

Was weinst du bei Tag im Stillen,
Was weinst du laut in der Nacht?
Was hast du, um Gotteswillen,
Aus deiner Jugend gemacht!

Aus »Romances sans paroles«.

Es regnet ganz leis auf die Stadt.
(Artur Rimbaud.)

Regen sinkt auf die Stadt,
Und mein Herz steht in Tränen.
Ich weiß nicht, was es hat:
Mein Herz ist so voll Sehnen.

Das ruhige Regenklopfen
Auf Dächern und Gassen.
Wie singen die leisen Tropfen?
Verlassen, Verlassen!

Warum nur muß ich weinen?
Mein Herz ist am Verscheiden.
Warum? Ich weiß ja keinen
Grund, solchen Gram zu leiden!

Wohl ist das ärgste Pein:
So sonder Lieb und Groll,
Ganz grundlos traurig sein,
Das Herz von Tränen voll.

Aus »Jadis et naguère«.

Pierrot.

Das ist nicht mehr der milde Freund der Väter,
Von dem das alte liebe Lied erzählt,
Das ihn für immer mit dem Mond vermählt!
Erst losch das Licht ihm und die Laune später.

Ein klägliches Gespenst bei Nacht, so steht er
Fröstelnd im kalten Winde. So verquält
Zuckt's um den Mund, als hätten schon erwählt
Den Leib zum Fraß die Würmer, magrer Peter.

Die weiße Bluse scheint beim Schrei der Blitze
Ein Leichenlinnen. Ihre Ärmel winken
Verrückt und flattern schwer wie Fledermäuse.

Aus Höhlen unterm Puder fahles Blinken,
Das sind die Augen in dem Beingehäuse:
Ein Totenkopf mit dünner Nasenspitze.

Aus »Jadis et naguère«.

Dichtkunst.

Das oberste Gesetz: Musik! und immer
Nur wiederum Musik! Zu Hauch zergehn
Soll dein Gedicht. Laß es denn flatternd wehn,
Erlöst von aller Schwere! Gib ihm Schimmer!

Wähl nicht das Wort! Laß sie einander finden!
Das Wort ist nichts. Ein trunknes Lied hat mehr
Vom Traum. Das Wort ist welk und schwer.
Mag Unbestimmtes das Bestimmte binden!

Kornblaue Augen hinter Schleierhüllen,
Sonniges Schweigen, das im Mittag schwingt,
Milchglanz der Sterne, den der Abend trinkt:
Mit solchen Dingen soll dein Lied sich füllen!

Wir wollen ja nicht Farbe, sondern Schatten,
Den leisesten, den feinsten Übergang.
Nur Schatten, Schwingungen sind Klang, Gesang,
Darin sich Traum mit Traum, Hörner und Flöten gatten.

Wie Gift und Pest meid den vertrackten „Geist“,
Besonders flieh die mörderischen „Spitzen“,
Dran festgespießt die toten Silben sitzen,
Und all den — Knoblauch, der die andern speist!

Das Rückgrat brich der „schönen" Rednerei
Und halte weislich Deinen Reim im Zügel,
Er stürmt dir sonst — der Reim hat starke Flügel —
Ins Schäferwölkchenreich der Bimmelei.

Ach, wer wird ihm noch die Epistel lesen,
Den einst ein taubes Kind, ein Narr von Neger fand
Und uns verehrt hat als ein Unterpfand,
Daß taub ein Kind und blöd ein Mohr gewesen!

Noch einmal denn: Musik! und immer nur
Musik! Und sei dein Vers wie Sturm beflügelt,
Auf daß man fühle: schlank und leicht, entzügelt,
Stieg eine Seele strahlend zum Azur!

Und sei dein Vers, wie durch die grünen Saaten
Im Morgentau der leise Frühlingswind
Mit zärtlichem Geriesel raunend rinnt! . . . .
Der Rest gehört dem Pack der Literaten!

Aus »La bonne chanson«.

Nun hüllt der weiche
Mondenschein
Den Wald in bleiche
Fluten ein.
Von allen Bäumen
Ruft's wie aus Träumen . . . . . .

Der Schatten im Weiher
Der Weide scheint
Ein schwarzer Schleier.
Leise weint
Der Wind im Dunkeln . . . . . .
Die Sterne funkeln.

Seliges Schweigen
Schwebt und hält
Die Schwingen im Neigen
Über der Welt . . . . .
Sanft sinkt es nieder:
Schließe die Lider . . . . .

Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Grafen Matthias Konstantin von Wickenburg.*

I.

Reise des Kaisers Nikolaus I. von Rußland durch Steiermark im Dezember 1845.

Anläßlich der bevorstehenden Durchreise des Kaisers Nikolaus I. von Rußland fuhr ich am 27. Dezember 1845 von Graz nach Bruck a. M. In der folgenden Nacht langte um 4 Uhr morgens eine Estafette des Gouverneurs von Venedig, Grafen Pálffy, mit der Nachricht an, daß der Kaiser am 27. mittags von Venedig aufbrechen und am 29. in Bruck übernachten wolle. Ich fuhr daher um 7½ Uhr morgens, nachdem ich noch mit Kreishauptmann Grabmayer Rücksprache genommen und alle Vorkehrungen zur Unterbringung des Kaisers und seines Gefolges getroffen hatte, nach Judenburg, wo ich um 1¼ Uhr nachmittags eintraf. Um 7 Uhr abends traf der Generaladjutant und Reiseleiter des Kaisers, Baron Lieven, mit dem jungen Fürsten Wasiltschikoff dort ein und sagte mir, der Kaiser werde wahrscheinlich schon in 6—8 Stunden nachfolgen. Ich blieb nun die ganze Nacht in den Kleidern und wach. Um 2 Uhr traf die Leibkalesche des Kaisers mit zwei Kammerdienern ein und sie glaubten, Seine Majestät folge ihnen auf dem Fuße. Da ich für diesen Fall besorgte, der Kaiser werde einerseits in Nacht und Nebel und schlafend ankommen, also nicht zu sprechen sein, und er dürfte anderseits sich nicht in Bruck aufhalten wollen, sondern noch mit der Eisenbahn nach Wien weiter zu fahren trachten, so eilte ich gleich selbst wieder nach Bruck, um die etwa erforderlichen Voranstalten treffen zu können. Ich befand mich am 29. Dezember um ½9 Uhr morgens wieder daselbst, der Kaiser kam aber spät, nämlich erst um ½2 Uhr nachmittags, und kehrte in Glantschers Gasthof ein. Er fuhr mit Graf Orloff in einer Reisekalesche und saß zur Linken. Auf dem gedeckten Sitze hinter der Kalesche saßen zwei Lakaien. Der Kaiser dankte höflich mit der Kappe und fixierte mich scharf mit den Augen. Dann stieg er schnell aus und begab sich in sein Zimmer, wo er sich niederlegte. Um 4 Uhr speiste er von des Wirtes Küche und dann arbeitete er, während er mich für morgen 10 Uhr zur Audienz bestellte. Ich besuchte mehrere Herren seiner Suite, wie den Grafen Orloff, einen sehr stattlichen und verständigen, etwas ältlichen Mann, den General-Adjutanten und Kasseführer, Fürsten Mentschikoff, den Baron Lieven ꝛc., und ordnete alles für die morgige Fahrt an. Am 30. Dezember ließ der Kaiser mich nach 10 Uhr vormittags zu sich bescheiden. Er empfing mich mit großer Freundlichkeit und ließ sich in ein Gespräch ein, welches über eine Stunde dauerte. Er berührte alle politischen Verhältnisse von Europa, drückte sich sehr ungehalten über seinen Schwager, den König von Preußen aus, welcher in dem schönen Lande, das er so ruhig gekannt, eine so starke Bewegung hervorgerufen, agte über den Papst (Gregor XVI.) »C'est le meilleur homme du monde, mais son gouvernement ne vaut pas le diable« und fügte hinzu, alle Poten-

* Durch die Güte des hochgeschätzten Dichters Albrecht Grafen v. Wickenburg sind wir in die Lage gesetzt, aus den handschriftlichen Memorabilien seines Vaters, des Grafen Matthias Konstantin Wickenburg, einige interessante Abschnitte mitzuteilen. — Graf Matthias Konstantin von Wickenburg, geb. 16. Juli 1797, gest. 26. Oktober 1880, leitete von 1830—1848 die Provinz Steiermark und war vom 4. Februar 1861 bis 20. Oktober 1863 Handelsminister.

taten Italiens, der bigotte König von Sardinien, der (beschränkte) Großherzog von Toskana, der mehr als ultramontane König von Neapel, seien hierüber einverstanden. Endlich erkundigte er sich über verschiedene Administrationszweige Österreichs, Truppendislozierungen 2c. Um 12 Uhr verließ er Bruck, um sich mit einem Separatzug der Eisenbahn nach Mürzzuschlag zu begeben. Ich begleitete ihn. Der Hofwagen stand bereit, ihn aufzunehmen. Er setzte sich aber nicht in die für die höchsten Personen bestimmte Mittelabteilung, sondern in die vordere Abteilung, wo sich gewöhnlich die Suite befindet. Ich mußte neben ihm Platz nehmen. Uns gegenüber saßen Orloff, Lieven, Adlerberg, Mentschikoff und Wasiltschikoff. Der Kaiser war sehr gesprächig und guter Dinge. So zog er den jungen Fürsten Wasiltschikoff damit auf, daß er im Gasthofe zu Bruck Lärm gehört, welcher offenbar von Mädchen hergerührt. Er frug mich, ob noch kein Unglück auf der Eisenbahn passiert sei, und als ich dies verneinte, sprach er das Wort: „Unberufen, unberufen“ mehrmals hastig aus, gleichsam den Zauber zu beschwichtigen. Es waren dies die einzigen deutschen Worte, die ich von ihm vernahm, da er bloß französisch konversierte. Er erzählte mir von den russischen Eisenbahnen, besonders von jener nach Moskau, und ließ sich in weitläufige Details ein. Vorzüglich war es ihm aber darum zu tun, Nachrichten über den Erzherzog Stephan zu erhalten, den er sich damals so gerne zum Schwiegersohne ausersehen hätte. Er frug zu dem Ende, wer von den Erzherzogen wohl in Wien anwesend sein dürfte, und als ich ihm ausweichend bemerkte, vermutlich die größere Anzahl, drängte er mich weiter mit der Aufforderung: »Eh bien, comptons les!« Ich fing nun an zu nennen, ließ aber den Erzherzog Stephan aus. Hierüber platzte nun Graf Orloff, der in seines Herrn Absicht einging, mit den Worten hervor: »Et l'Archiduc Etienne, oú est il?« Ich erwiderte, es sei mir dies unbekannt, nur soviel wüßte ich, daß er vor einiger Zeit in Wien gewesen, aber wichtiger Angelegenheiten wegen auf seinen Posten nach Prag habe zurückkehren müssen. Von Bruck nach Mürzzuschlag fuhren wir auf der Eisenbahn eine Stunde. In Mürzzuschlag bestieg der Kaiser seine Reisekalesche. Ich folgte in meinem Wagen bis Schottwien, wo mich der Kaiser mit den gnädigsten Worten entließ, mir sehr freundlich die Hand reichte, mir sagte, daß es ihm sehr lieb gewesen sei, meine Bekanntschaft gemacht zu haben und in großes Lob über die Straße über den Semmering ausbrach, auf welcher wir durchaus in scharfem Trab gefahren waren. Bis zum Abschied war er stets guter Laune. In Gloggnitz traf der Kaiser seinen Gesandten, Grafen Medem, welcher ihm über die bestimmte Nichtanwesenheit des Erzherzogs Stephan und über das Zerschlagen des Heiratsprojektes rapportierte. Dies brachte ihn so auf, daß er, wie bekannt, mit dem Hof und mit den höchsten Personen in Wien sehr unfreundlich war.

II.

Das Ende des Erzherzogs Johann am 11. Mai 1859.

Die Gräfin Anna von Meran, Witwe des Erzherzogs Johann*, kam auf einige Tage nach Wildbad Gastein und bezog das von dem letztern schon vor vielen Jahren erbaute kleine und einfache Landhaus, in welchem er fast alljährlich einzukehren pflegte, teils um die Bäder zu gebrauchen, teils um der Gemsjagd nachzugehen. Als ich ihre Ankunft

* Erzherzog Johann vermählte sich am 2. September 1823 mit Anna Plochl, der Tochter des Postmeisters zu Aussee.

erfuhr, eilte ich, ihr meinen Besuch abzustatten. Ich hatte sie bald nach dem Tode des Erzherzogs, zu Wien, in der Wohnung im großen Michaelerhause gesehen, wo sie noch ganz von dem Eindrucke des für sie so schmerzlichen Ereignisses ergriffen war. Heute fand ich sie etwas gefaßter und ruhiger. Sie erzählte mir über das Lebensende des Erzherzogs folgendes: Sie war Freitag den 6. Mai mit ihm auf seinem Blechhammer zu Krems (Steiermark) und kehrte am selben Tage nach Graz zurück. Der Erzherzog beklagte sich über Frost. Sie ließ den Hausarzt Dr. Taubes (einen Homöopathen und ehemaligen Regimentsarzt, welchen der Erzherzog schon vor geraumer Zeit gegen eine jährliche Bestallung von 2500 fl. nebst Verpflegung zu sich genommen hatte) rufen, welcher aber jene Erscheinung für unbedeutend hielt. Am folgenden Tage beschwerte sich der Erzherzog noch mehr über Unwohlsein, da aber der Großherzog von Toskana auf seiner Flucht von Florenz Graz berührte, ließ er sich nicht abhalten, ihn auf dem Eisenbahnhofe zu erwarten. Er mußte zwei Stunden auf ihn harren und als der Zug endlich ankam, ging er in Uniform in die luftige Halle, wo der Zug anhielt. Die Nacht vom Samstag auf den Sonntag verbrachte er noch gut schlafend, aber gleich in der Frühe stellte sich ein starker Husten und Auswurf ein, der die Gräfin sehr besorgt machte. Sie teilte ihre Befürchtung dem Arzte mit, der aber auch jetzt noch nichts Bedenkliches finden wollte. Als aber der Erzherzog später aufstehen und in die Kirche gehen wollte, erschien er vor dessen Bette und riet ihm, liegen zu bleiben. Der Husten nahm zu, der Auswurf wurde rötlich gestreift, Beklemmungen stellten sich ein und die nächste Nacht, während welcher die Gräfin nicht vom Lager des Kranken wich, verlief so unruhig, daß sie Montags in der Früh darauf drang, es möge wenigstens noch ein Warte-Arzt beigezogen werden. Dr. Taubes wollte anfangs nichts davon hören, und sagte, es komme dieses Werk ihm allein zu; allein bald erschrak er selbst so über den sich immer verschlimmernden Zustand, daß er auf ein Konsilium mit noch zwei homöopathischen Ärzten, dem Dr. Zaruba und dem Dr. Deninger drang. Die Gräfin hielt sich jetzt auch für verpflichtet, dem Kaiser und der Erzherzogin Sophie telegraphisch anzuzeigen, daß der Erzherzog an einer Lungenentzündung erkrankt sei. Die Brustbeklemmung nahm bei dem letzteren immer mehr zu, der Atem ward stets beschwerlicher, der Auswurf eitriger. Obschon die Gräfin wußte, daß das plötzliche Erscheinen des einzigen Sohnes de Erzherzogs, des Grafen Franz von Meran, ihm, der an keine Gefahr dachte, sehr auffallen würde, wollte sie es doch am Dienstage nicht mehr anstehen lassen, den jungen Grafen nach Graz zu berufen. Er stand als Rittmeister bei dem Dragonerregimente Erbprinz von Toskana zu Ödenburg. Sie telegraphierte ihm in diesem Sinne und wies ihn an, sich eines Separattrains zu bedienen. Mit einem solchen langte er Mittwochs um drei Uhr in der Früh an. Der Vater, der nicht wenig erstaunt war, ihn zu sehen, fragte, was ihn denn um diese Zeit zu ihm führe? Die Gräfin bemerkte ihm hierauf, der Sohn habe mit seinem Regimente plötzlich Marschordre nach Italien bekommen und da habe sie es doch für angemessen gehalten, daß er noch früher von seinen Eltern Abschied nehme. Der Erzherzog stellte sich mit dieser Erklärung zufrieden, bezeigte große Freude über seines Sohnes Gegenwart, sprach mit ihm von allen Dingen und sagte, wenn er noch einen Urlaub bekommen könne, müßte er statt seiner auf die Jagd gehen, denn er selbst werde wohl noch einige vierzehn Tage das Bett hüten müssen — es habe ihn stark angepackt. Zwei Stunden später, um

5 Uhr, traten die Beklemmungen wieder heftiger ein, der Auswurf stockte, die Augen verglasten sich und das Gesicht nahm das hypokratische Ansehen an. Doch sprach der Erzherzog noch und als die Gräfin ihm seinen Kopfpolster zurecht machen wollte, gab er es nicht zu, da er ohnedies gut liege. Um 1/28 Uhr wendete er den Kopf, machte zwei Atemzüge und die edle Seele war ausgehaucht. — Er hatte während des kurzen Verlaufes seiner Krankheit mit keiner Silbe des Sterbens gedacht, nicht einen Augenblick die Besinnung verloren und noch über die Lage des Vaterlandes Tränen vergossen. Seine einzige Klage war die Atemlosigkeit, die ihm so empfindlich fiel, daß er sehr oft sagte: „wenn ich doch nur eine kleine Viertelstunde von derselben befreit bleiben könnte!" In der letzten Nacht, von Dienstag auf Mittwoch, wurde er gefragt, ob er nicht vielleicht beichten wolle? Er erwiderte: „Wozu?" nachdem er erst vor acht Tagen gebeichtet habe und er sich für jede Beichte durch längere Zeit fassen müsse. Als man ihm aber bemerkte, sein gewöhnlicher Beichtvater sei zugegen, ließ er ihn vor, und als ihm derselbe bemerkte, es handle sich bei ihm, eben weil er erst vor so kurzem gebeichtet habe, nur um eine „gute Meinung", willigte er in den Wunsch ein und nahm dann auch ruhig und ohne Alteration die letzte Ölung hin. Bei der Obduktion fand sich, mit Ausnahme eines kleinen, braunen Fleckes am Herzen und des Eiters in der Lunge, nicht das geringste Abnormale vor. Als der Erzherzog noch unverheiratet war, hatte er auf dem Brandhofe bei Mariazell eine kleine Kapelle und in derselben eine Gruft für sich erbaut. Da letztere jedoch nur für seine Person hingereicht hätte, bestimmte er in seinem Testamente, daß auf seinem Gut Schönna bei Meran eine Familiengruft erbaut werden solle. Dieser Wille wird von der Gräfin von Meran getreulich erfüllt werden, bis er aber ausgeführt werden kann, wurde die Leiche des Erzherzogs in dem schönen Mausoleum des Kaisers Ferdinand II. zu Graz einstweilen beigesetzt. Da er am 20. Jänner 1782 geboren war und am 11. Mai 1859 verstarb, hatte der Erzherzog ein Alter von 77 Jahren, drei Monaten und 21 Tagen erreicht.

Gastein, am 14. August 1859.

III.

Aus dem Jahre 1848.

Wenige Wochen vor den März-Ereignissen des Jahres 1848 brachte ich bei dem Obersten Hofkanzler eine Vorstellung ein, in welcher ich, gestützt auf den Gärungsstoff, der sich allenthalben fühlbar machte, die dringende Notwendigkeit erwies, schlimmen Ausbrüchen vorzubeugen, und zwar durch einige, den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Maßregeln. Als solche bezeichnete ich unter anderen: Entlastung des Grund und Bodens auf angemessene Weise, Erweiterung der bestehenden ständischen Repräsentation, eine neue Gemeindeordnung, eine minder strenge Zensur u. s. w. Es erfolgte keine Antwort, und als die Revolution ausgebrochen war, erfuhr ich aus dem Munde der von Wien nach Graz zurückgekehrten Gräfin von Meran, daß man damals in den höchsten Kreisen die Äußerung vernommen habe: „Jetzt hat der Wickenburg auch schon den Kopf verloren!" .... Hätte man meine Winke befolgt und wäre nur einiges geboten worden, so würden sich nicht die besten Klassen, von denen doch die ersten Zeichen der Unzufriedenheit ausgingen, vorangestellt und eine Fahne geschwungen haben, die dann freilich in ganz andere Hände überging. — .....

IV.

Erinnerungen an den Fürsten Metternich. (1852.)

Seit dem Sommer des Jahres 1847 hatte ich den Fürsten Metternich nicht mehr gesehen. Als ich ihn damals zum letzten Male sprach, hatte er ein lebhaftes Vorgefühl von den Stürmen, die nach und nach über Europa hereinbrechen würden. Mit großer Entrüstung drückte er sich über Palmerston aus, den er mit dem Namen eines Krakehlers bezeichnete, noch erbitterter war er aber über den Papst.* Als er von ihm zu reden begann, sprang er vom Stuhle auf und rief: „Ein Papst, der nicht liberal ist, aber den Liberalen spielt — nein, auf so etwas konnte man nicht gefaßt sein!" — Fünf Jahre sind seitdem verflossen. Gewaltige Ereignisse haben stattgefunden, von denen auch Fürst Metternich schwer heimgesucht wurde. Als ein Flüchtling mußte er das Land verlassen — unter allgemeiner Teilnahme kehrte er zurück und bezog sein Palais am Rennweg, das er als Witwensitz für seine Frau hatte bauen lassen. Ich besuchte ihn dort, heute, am 7. April 1852, nach 12 Uhr Mittags. (Hier bricht die Notiz ab.)

V.

Die letzten Augenblicke des Fürsten Metternich. (1859.)

Seit dem Jahre 1816 war Dr. Jäger — insbesondere als Augenarzt eine Zelebrität — der Haus- und Leibarzt des Fürsten Metternich und blieb es auch bis zu dessen Ende, obschon die ganze übrige Familie sich längst der Homöopathie und anderen Ärzten zugewendet hatte. Dr. Jäger besuchte mich am 21. Juni 1859, also wenige Tage nach dem Tode des Fürsten, in meinem Bureau. Natürlich kamen wir auch darauf zu sprechen und was er mir darüber erzählte, bestand in folgendem: Fürst Metternich nahm bekanntlich seit dem Jahre 1848 keinen aktiven Anteil mehr an den Geschäften und lebte nach seiner Rückkehr nach Wien ruhig seinen Studien, der stillen Beobachtung der Weltbegebnisse und dem Umgange der Menschen, die ihn aufsuchten. Erst in der allerletzten Zeit fand sich Kaiser Franz Josef bestimmt, ihn zu Rate zu ziehen und er machte ihm in seinem Palais am Rennweg häufig Besuche, die oft zu Stunden dauerten. Die hiedurch wieder wachgerufene Teilnahme, die unvermeidliche Aufregung und die Anstrengung des Sprechens scheinen nicht ohne Einfluß auf die physischen Kräfte des 87jährigen Mannes geblieben zu sein. Ohne irgend eine bestimmte Krankheitsform nahm Dr. Jäger nur eine sichtliche Abnahme wahr. Indessen folgte der Fürst seinen sonstigen Gewohnheiten, brachte die Zeit außer dem Bette zu, hielt sich viel im Garten auf, aß und trank wie sonst und schlief gut. Einige Tage vor dem Tode kam Dr. Jäger des Morgens 9 Uhr an sein Bett, wo er noch schlummerte. Er fühlte leise den Puls, der aber schon äußerst matt ging. Der Fürst schlug die Augen auf und erklärte aufstehen zu wollen. Dr. Jäger ließ ihn gewähren und ging aus dem Zimmer. Bald kehrte er jedoch zurück und fand den Fürsten schon halb angekleidet auf einem Stuhl am Fuße des Bettes. Er erhob sich, sank aber alsbald in die Knie, so daß der Arzt ihn nur mühsam aufzurichten vermochte. Er riet ihm sonach, im Bette zu bleiben, wozu sich der Fürst auch gerne verstand. Bei dieser Gelegenheit sah Dr. Jäger, wie die Knie des Greises gegeneinander zu schlottern begannen, während die Hände ruhig waren und das Gesicht schon das hypo-

* Gemeint ist Papst Pius IX. (1846—1878).

kratische Ansehen angenommen hatte. Dr. Jäger fühlte, daß der Fürst im Sterben sei, machte dies der Familie bekannt und verlangte, daß man dem Sohne, Fürsten Richard, telegraphiere. Um 11 Uhr, wo der Fürst gewöhnlich die Messe zu hören pflegte, glaubte er den Augenblick benützen zu sollen, um vom Versehen zu sprechen. Er fing damit an, dem Fürsten zu sagen, es sei die Stunde der Messe, worauf derselbe ein Zeichen machte, er könne ihr nicht beiwohnen. Dr. Jäger bemerkte ihm darauf, daß der Geistliche dennoch gekommen sei, um ihn zu sehen. Der Fürst verstand sogleich, was dies zu bedeuten habe, ließ den Priester vor und fand sich bereit, zu beichten. Alles verließ das Zimmer und die Beichte ging nun noch mit so lauter Stimme vor sich, daß man im Nebenzimmer reden hören konnte. Bald darauf ließ sich der Fürst das heilige Abendmahl reichen und die letzte Ölung vornehmen. Seinem alten, treuen Wirtschaftsrate Ranzoni klopfte er leise auf die Wangen und teilte ihm eine letztwillige Anordnung mit, welche sich auf ein dem Spanier Montenegro zu verabreichendes Andenken bezog. (Montenegro, ein Sohn eines Vertrauten des Don Carlos, stand einst bei der spanischen Gesandtschaft in Wien in Verwendung und blieb ein vieljähriger Freund des Hauses Metternich.) Der Fürst wurde nun immer schwächer, und als Dr. Jäger ihm den Puls fühlte, drückte der Sterbende ihm kaum merkbar die Hand und deutete durch ein Zeichen an, daß er keinen Puls mehr finden werde. Wirklich schlug derselbe nicht mehr, die Hand war eiskalt, der Körper starb von unten ab. Noch einmal schlug der Fürst die Augen auf, um sich umzusehen, aber deren Sehvermögen war erloschen und er schloß sie ruhig zu. Der Atem hob sich matter und matter, endlich stockte er ganz. Das Öl der Lampe war ausgegangen und die Seele flog höheren Regionen zu.* —

Außer der Familie umstanden Fürst Paul Esterhazy, der ehemalige Bundestagspräsident Graf Münch-Bellinghausen und der frühere siebenbürgische Hofkanzler Baron Josika das Sterbelager des Fürsten.

VI.

Unterredungen mit dem ehemaligen Staats- und Konferenzminister Grafen von Kolowrat.**

Am 17. Juni 1850 kam der ehemalige Staats- und Konferenzminister Graf Kolowrat zu einer Badekur nach Gleichenberg..... Er ließ sich zu einem Besuch ansagen, ich kam ihm aber mit dem meinen zuvor..... Ich ging nachmittags um 5 Uhr zu ihm und verweilte bis 1/28 Uhr in seiner Gesellschaft. Unser Gespräch war ein sehr interessantes und berührte die großen Ereignisse der Vergangenheit sowie die wahrscheinliche Zukunft. Unter die der ersteren Periode angehörigen Tatsachen gehört auch jene, daß Kaiser Ferdinand selbst in den drohendsten Augenblicken immer die Worte ausrief: „Ich lasse nicht schießen, ich will nicht, daß geschossen werde, ich sage es euch, daß ich es nicht will!" Erzherzog Ludwig, von dem Grafen Kolowrat befragt, ob Widerstand geleistet werden solle oder nicht, konnte sich zu gar keiner Antwort entschließen. Auch die übrigen

* Fürst Metternich starb am 11. Juni 1859, nachmittags 2 1/2 Uhr.

** Franz Anton Graf Kolowrat-Liebsteinsky, geb. 31. Jänner 1778, gest. 4. April 1861, von 1809—1825 Oberstburggraf in Prag, wurde in diesem Jahre zum Staats- und Konferenzminister ernannt. Im Jahre 1848 war er vom 21. März bis 4. April Ministerpräsident, worauf er sich nach 50jährigem Staatsdienst in den Ruhestand zurückzog.

Erzherzoge (Franz Karl und Johann) waren rat- und tatenlos. Fürst Metternich befand sich im Augenblicke des Erscheinens der Deputation, welche seine Resignation verlangte, in einem anstoßenden Kabinett und schrieb einen Aufsatz. Als Graf Kolowrat zu ihm eintrat, bemerkte er demselben, er habe eben ein Berliner Blatt vor sich, in welchem einige Verordnungen in bezug auf Zensur enthalten seien, die auch auf Österreich ihre Anwendung finden dürften. Er bat den Grafen Kolowrat, eine Abschrift hievon zu nehmen. Derselbe beschäftigte sich eben damit, als es in den Nebengemächern lebhafter zu werden begann, worauf er dann die begonnene Arbeit wieder sistierte. Graf Kolowrat hat eine Art von Memoire geschrieben, das aber, wie er mich versicherte, erst nach mehreren Jahren oder gar erst nach seinem Tode herausgegeben werden soll. In demselben hat er vorzüglich den Satz aufgestellt, daß die mit Hilfe des Proletariats aus dem Mittelstande hervorgegangene Revolution in die Regierung selbst übergegangen sei, daß diese letztere nun von oben herab alles zur Ausführung gebracht, was jene beabsichtigte. Auch er hält Bach, der im Mai zu Pferde an der Spitze der Sturmpetition stand, für eine der Hauptquellen der Revolution und findet das Bonmot zutreffend, das ihn als „Vater, Sohn und heiligen Geist" derselben bezeichnet.

— —

Als Graf Kolowrat mir am 19. Juni 1850 zu Gleichenberg den ihm abgestatteten Besuch erwiderte, erzählte er, daß Kaiser Ferdinand nach den stürmischen Märztagen gleich selbst den Wunsch äußerte, abzudanken, indem er für die gegenwärtigen Verhältnisse schon zu alt sei. Er wies ihn in dieser Beziehung an, mit der Kaiserin zu sprechen, welche zu ihm sagte: »L'Empereur veut abdiquer, il n'est pas fait pour ces choses«. — Sie glaubte aber damals, es müsse dies zu gunsten des Erzherzogs Franz Karl geschehen. Als ihr jedoch Graf Kolowrat bemerkte, es sei dies nicht ausführbar, der Erzherzog besäße zu wenig Sympathie, war sie darüber sehr erstaunt, indem sie die Meinung hegte, es sei gerade dies der Fall. Graf Kolowrat beschwor sie deshalb, vorderhand wenigstens noch den Ideen eines solchen Rücktrittes zu entsagen.

Fürst Windischgrätz sprach später über denselben Gedanken mit dem Grafen Kolowrat, bemerkte aber, von Erzherzog Franz Karl könne keine Rede sein, nachdem derselbe sich schon zu weit in alle Angelegenheiten eingelassen, zu viele Zugeständnisse gemacht habe und insbesondere in Innsbruck als Ratgeber des Kaisers in den ungarischen Wirren aufgetreten sei. Als der Graf ihm bemerkte, der älteste Sohn des Erzherzogs zähle noch keine 18 Jahre, welches Alter nach dem Hausgesetze zur Übernahme der Regierung notwendig sei, erwiderte der Fürst, nun so müsse man so lange warten. Als jene Zeit dann kam, brachte Windischgrätz seinen Plan wieder zur Sprache. Erzherzog Franz Karl machte anfangs Schwierigkeiten, gab aber dann nach und so wurde sein Sohn Kaiser. Bis dahin gingen die Minister im Einverständnisse mit Fürst Windischgrätz vor, in seinen weiteren Konsequenzen, die er an den Regentenwechsel knüpfen wollte, folgten sie ihm jedoch nicht und verließen ihn.

VII.

Baron Pillersdorf.*

Seit ich in den Staatsdienst getreten, war ich mit Baron Pillersdorf bekannt. Ich sah ihn zuerst im Hause des Barons Baldacci und hörte von dem letzteren viel von ihm

* Franz X. Freiherr v. Pillersdorf, geb. 1786, gest. 1862.

sprechen. Ich hegte auch stets eine große Meinung von seinen Fähigkeiten. Als Graf Stadion, der ehemalige Minister des Äußern, Finanzminister wurde, waren Baron Kübeck und Baron Pillersdorf seine beiden Hofräte, die für das Präsidium arbeiteten. Baron Pillersdorf erwarb sich in dieser Stellung das große Verdienst, die Anträge zur Kreierung der Nationalbank gestellt und die bezüglichen Statuten ausgearbeitet zu haben. Er ward in der Folge zweiter Präsident der Allgemeinen Hofkammer, deren erster Präsident Graf Taaffe war. Dieser, ein sehr heftiger, eigensinniger und leidenschaftlicher Mann, konnte den gemäßigten und ruhigen Baron Pillersdorf neben sich nicht dulden. Er arbeitete so lange auf dessen Entfernung hin, bis er als Hofkanzler zur vereinigten Hofkanzlei übersetzt wurde. Es eröffnete sich ihm hier ein größeres Feld der Tätigkeit, indem ihn insbesondere der Oberste Hofkanzler Graf Inzaghi sehr in Anspruch nahm und seine Kenntnisse auszubeuten verstand. Das Publikum fühlte dies bald heraus und nannte scherzweise den Grafen Inzaghi „die Laterne, in welcher Pillersdorf als Licht brenne". Allgemein herrschte die beste Meinung über ihn, und als das Jahr 1848 hereinbrach, wurde er der Mann des Tages und des Vertrauens, und die Leitung des Ministeriums des Innern ward in seine Hände gelegt. Wohl mag er sich in dieser Stellung zu viele Nachgiebigkeit und manche unzeitige Schwäche haben zu Schulden kommen lassen — einer verräterischen oder unehrlichen Handlung war er nicht fähig*. Obschon er Konzession an Konzession gewährte und sich zu weit durch die herrschende Strömung hinreißen ließ, konnte er den immer höher gespannten Forderungen der Volkstribunen nicht mehr genügen und er mußte vom Schauplatze abtreten, um sein Amt dem Baron Doblhoff zu übergeben. Als sich der Sturm der Revolution gelegt hatte, und die alten Parteien wieder in den Vordergrund traten, erhoben sich Schmähungen jeder Art gegen ihn und es wurde ihm ein großer Teil der Vorgänge der letzten Epoche zur Last gelegt. Man wollte eine Untersuchung gegen ihn einleiten und ihn in Anklagestand versetzen. Es fehlte aber hiezu jeder Anhaltspunkt und er blieb unbehelligt.

In einer gedruckten Broschüre suchte er sein Verhalten darzustellen**. Er lebte von da ab in der größten Zurückgezogenheit und brachte den Winter in der Stadt, den Sommer auf dem Lande, im Schoße seiner Familie zu. Seine zweite Frau, eine geborene Gräfin Chorinsky, Tochter des Hofkammerpräsidenten, Grafen Chorinsky, und dessen Gattin, geborenen v. Mertens, war schon im Jahre 1848 gestorben, sie hinterließ ihm aber sechs Töchter, die eine äußerst sorgfältige Erziehung erhielten. Von seiner ersten Frau, bürgerlichen Standes, hatte er einiges Vermögen ererbt, mit welchem er ein Haus in der Schmiedgasse (Leopoldstadt) erkaufte. Hieher zog er sich vor ein paar Jahren und verheiratete eine seiner Töchter an den Grafen Gourcy. Eine andere Tochter

* „Weit entfernt sei es von mir" — heißt es in Grillparzers Selbstbiographie — „daß ich die Rolle billige, die er in diesem letzten Jahre gespielt, ich teile vielmehr die allgemeine Verwerfung. Noch aber ist in mir das Gefühl der Bewunderung lebendig, das ich, trotz meiner Abneigung gegen ämtliche Dinge, für Baron Pillersdorf damals fühlte, als ich mit ihm in geschäftliche Berührung kam. Dieser Scharfsinn, diese Ruhe, diese Gabe der Entwicklung und Darstellung, ja diese Festigkeit des Charakters — so lange die Sache sich hinter dem Schreibtisch abmachen ließ — sind mir in der Folge nicht wieder vorgekommen, und ich fühlte wohl, daß es ein Geschäftsgenie gebe, das sich in der Reihe der menschlichen Befähigungen jeder anderen Genialität würdig an die Seite setzen könne . . ."

** Rückblicke auf die politische Bewegung in Österreich in den Jahren 1848 und 1849 von F. v. P.

starb im Jahre 1859 an einer Brustkrankheit. Ich wohnte als Nachbar, da ich ebenfalls in der Schmiedgasse, dem Hause des Baron Pillersdorf gegenüber, mein Quartier hatte, ihrem Leichenbegängnisse bei. Ich sah in der Pfarrkirche der Leopoldstadt den alten, tiefgebeugten Vater dem Sarge gesenkten Blickes folgen. Nach elf Jahren fand ich ihn zum ersten Male wieder, näherte mich ihm jedoch nicht, um ihn nicht in seinem Schmerze zu stören. — Als von Seite einiger Herren (Figdor, Pollack, Förster rc.) an einen großen Teil der Wahlberechtigten der Leopoldstadt eine Aufforderung erging, sich zu einer Wahlbesprechung am 22. Dezember 1860, abends 5 Uhr im Gemeindehause einzufinden, begab ich mich dahin. Unter vielen anderen war auch Baron Pillersdorf erschienen und er wurde ersucht, das Präsidium zu übernehmen, was er auch tat. Ich saß ihm zur Seite und hatte Gelegenheit mehrere Worte mit ihm zu wechseln. Er begrüßte mich mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit als einen alten Bekannten, den wiederzusehen er sich freue. Auch erbot er sich, mich in meiner Wohnung aufzusuchen. Dies veranlaßte mich, ihm, der mich stets mit der größten Aufmerksamkeit behandelt hatte und der mir als vorgesetzter Hofkanzler und Minister jede mögliche Gefälligkeit erwiesen, den ersten Besuch abzustatten. Ich ging also am Christtage, 25. Dezember 1860 um ½2 Uhr nachmittags zu dem Baron. Er kam mir sogleich entgegen und nach den ersten gewöhnlichen Redensarten sagte er zu mir, er hoffe, ich würde ihn doch stets für einen ehrlichen Mann gehalten haben. Als ich ihm hierauf erwiderte, ich hätte nie an seiner Redlichkeit und seinem besten Willen gezweifelt und wüßte wohl, daß man in so verhängnisvollen Epochen, wie das Jahr 1848 gewesen, von den Verhältnissen überwältigt und zu Handlungen geführt werden könne, die mit unseren Wünschen und Überzeugungen nicht übereinstimmen, dankte er mir dafür, daß ich an ihm nicht irre geworden sei und versicherte mich, daß auch er nie aufgehört habe, die gute Meinung, die er stets von mir gehegt, zu bewahren. Er äußerte dabei, daß er mich von meinem ersten Eintritte in das Geschäftsleben an, mit lebhaftem Interesse ins Auge gefaßt habe und mir fortan auf allen Wegen gefolgt sei. Er müsse mir aber auch gestehen, daß, so oft er auch Gelegenheit hatte, von mir sprechen zu hören, er nie auf jemand gestoßen wäre, der etwas anderes als Gutes über mich zu berichten hatte. Wir vertieften uns nun in ein längeres Gespräch, in welchem wir unsere Erinnerungen über die Regierungszeit des Kaisers Franz und des Kaisers Ferdinand sowie über die damaligen hervorragendsten Persönlichkeiten austauschten und kamen danach auf die Ereignisse des Jahres 1848, auf das letzte Dezennium und auf die traurige, höchst gefährliche Lage, in welcher sich die österreichische Monarchie dermalen befinde, ausführlicher zu reden. Alle Äußerungen des Barons Pillersdorf bekundeten Anhänglichkeit an die Dynastie und Liebe zum Vaterlande und ließen den geistreichen, erfahrenen, in Geschäften aufgewachsenen, hochweisen Staatsmann erkennen ... Nach einer dritthalbstündigen Unterhaltung trennten wir uns. — Ich will hier nur noch eine Erzählung in bezug auf den Fürsten Metternich erwähnen. Baron Pillersdorf läßt demselben in betreff seiner hohen Begabung und seiner großen Verdienste um den Staat alle Gerechtigkeit widerfahren, bedauert aber umsomehr, daß der Fürst mit solchem Starrsinn an den alten Institutionen hing und keiner Art von Reformen zustimmen wollte. Als er ihn einstens aufmerksam machte, daß doch mehrere derselben notwendig wären, verglich der Fürst die Monarchie mit einem uralten Hause, das einstürzen würde, wenn man an den einzelnen Bausteinen rütteln wollte. Vergebens bemerkte ihm Baron Pillers-

dorf hierauf, daß gerade, weil ein altes Haus baufällig sei, man dasselbe an den schadhaftesten Teilen stützen müsse. — Von dem unglücklichen Ende des Grafen Latour im Jahre 1848 sprechend, führte Baron Pillersdorf als unmittelbare Veranlassung hiezu die Unfähigkeit des späteren Kriegsministers Baron Cordon an. Graf Latour habe sich nämlich auf den Rat seiner Freunde, die sein Leben bedroht sahen, in die Alserkaserne zurückgezogen gehabt und den General Baron Cordon als den Mittelsmann aufgestellt, der ihn im Ministerrate nach der von ihm erhaltenen Instruktion vertreten sollte. Allein Baron Cordon habe sich gleich anfangs untauglich erwiesen, daß Graf Latour sich entschließen mußte, trotz aller Gefahr wieder in das Kriegsministerium am Hofe zu übersiedeln. — Über den Minister Bach sprach Pillersdorf mit Indignation. Den Minister Thinnfeld schilderte er als über die Maßen unbedeutend*. Den Grafen Stadion hielt er für einen sehr fähigen Kopf mit einigen Extravaganzen. Als er (Pillersdorf) fühlte, daß er nicht mehr Minister des Innern bleiben könne, schlug er dem Hofe den Grafen Stadion zu seinem Nachfolger vor und schrieb an denselben nach Lemberg, um ihn nach Wien zu bescheiden. Erst auf wiederholte Berufung kam Graf Stadion. Als ihn Baron Pillersdorf mit der erwähnten Idee bekannt machte, war der Graf sehr erstaunt und antwortete ihm, er kenne niemand, den er sich adjungieren könnte. Des andern Tags erschien er wieder bei Pillersdorf und bemerkte ihm, es sei ihm denn doch jemand beigefallen, den er sich beigesellen wolle, und von dem er sich eine tätige Unterstützung verspreche. Es sei dies der Redakteur Schwarzer — (nachmaliger Handels- und Arbeitsminister) — der ihm von Triest aus näher bekannt sei. — Tags darauf ließ Schwarzer einen Artikel drucken, worin er des Gerüchtes erwähnte, daß Graf Stadion an die Spitze des Ministeriums gestellt werden solle, wobei er denselben aber sehr hart mitnahm. Natürlich gab nun Graf Stadion seinen Gedanken auf und zog sich ganz zurück. Jetzt ließ Pillersdorf den Baron Doblhoff rufen, der aber mit Dr. Bach bei ihm eintrat, obwohl letzterer nicht geladen war. Doblhoff erklärte, er habe diesen seinen intimen Freund als Zeugen der Unterredung mitgebracht; Doblhoff weigerte sich, etwas anzunehmen. Einen Tag darauf kamen aber beide nochmals und Baron Doblhoff lehnte abermals ab, Dr. Bach sprach ihm aber zu, dies nicht zu tun und sich die Sache noch genauer zu überlegen. Erst hienach zeigte sich Baron Doblhoff willfährig und gelangte so zum Ministerium des Innern, worauf auch Dr. Bach Justizminister wurde.

VIII.

Unterredung mit dem Ex-Minister Grafen Hartig.**

Als ich am 20. Dezember 1855 den ehemaligen Minister Grafen Hartig besuchte, kamen wir auch auf das Konkordat zu sprechen. Er teilte ganz meine Ansicht, daß nicht leicht ein unglücklicherer Vertrag hätte geschlossen werden können und daß dessen Folgen erst in der Zukunft recht ans Tageslicht kommen würden. Ebenso wie ich, war er der Meinung,

* Ferdinand Josef Freiherr v. Thinnfeld, geb. 24. April 1793, gest. 8. April 1868.

** Franz Graf v. Hartig, geb. 5. Juni 1789, gest. 11. Jänner 1865, war in den Dreißigerjahren Gouverneur von Mailand und wurde 1840 zum Staats- und Konferenzminister ernannt. 1860 wurde er in den verstärkten Reichsrat, 1861 als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. Graf Hartig ist der Verfasser des Werkes „Genesis der Revolution in Österreich im Jahre 1848“.

daß der Kaiser der Kirche alle ihm beliebigen Konzessionen habe gewähren können, daß er sich aber dabei nicht die Hände hätte binden sollen. Bisher habe der Papst nur allgemeine Reklamationen erheben können, jetzt stehe er auf der Basis eines Paktes, der ihm spezielle Punkte in Menge gewähre, auf deren Durchführung er nun dringen werde. Eben weil die Kirche von ihren Grundsätzen nicht abweichen könne, hätten die früheren Regenten Österreichs, mit Inbegriff der großen Kaiserin Maria Theresia, es sorgfältig vermieden ein Konkordat abzuschließen, in welchem der Papst nun einmal nichts anderes könne, als seinen Standpunkt beizubehalten und auch nicht die geringste Konzession zu machen. Bei diesem Anlasse erzählte mir Graf Hartig eine charakteristische Äußerung des Erzbischofs Rauscher. Als demselben nämlich eine ihm näher stehende bedeutende Persönlichkeit Vorwürfe darüber machte, ein solches, die Souveränitätsrechte des Kaisers tief verletzendes Übereinkommen zu stande gebracht zu haben, erwiderte er: „Was wollen Sie? Ich habe als Erzbischof gehandelt und die geistlichen Rechte vertreten, aber die politischen Behörden haben ja alles in dieser Weise Vorgeschlagene gebilligt — an Ihnen wäre es gewesen Anstände dagegen zu erheben." — Als ich dem Grafen Hartig dann noch bemerkte, ich hätte von der einen Seite gehört, der Reichsratspräsident Baron Kübeck habe sich geäußert, er sei froh, schon so alt zu sein, um nicht die Folgen des Konkordats erleben zu müssen, während andere versicherten, auch er habe dem Konkordate seine Zustimmung erteilt, erwiderte der Graf, so viel er vernommen, hätte sich Baron Kübeck nur gegen ein von der Kirche gestelltes Begehren, nämlich, die Geistlichen in Strafrechtssachen einem geistlichen Gerichtsstande zu unterwerfen, aufs eifrigste gewehrt und auch die Beseitigung dieses Verlangens erreicht.

IX.

Kardinal Rauscher.

Die Gräfin von Meran erzählte mir im August 1859 zu Wildbad Gastein, daß der (nachmalige) Kardinal Rauscher im Jahre 1848 bei der Thronentsagung des Kaisers Ferdinand als damaliger Religionslehrer des Erzherzogs Franz Josef eine wichtige Rolle gespielt und die zu jener Zeit erschienenen Manifeste und Dokumente verfaßt habe. Gewöhnlich schrieb man die letzteren der Feder des Herrn von Hübner zu, allein die Angaben der Gräfin stützten sich auf die Mitteilungen des Erzherzogs Johann, der sie wohl aus guter Quelle geschöpft haben mag.

Gastein, im August 1859.

Die Tragödie des Heiligen.

Von Jonas Fränkel.

Motto:

„Ein Narr des Herzens! Die allein sind heilig."

Nachdem Rabbi Joschua von Nazareth, genannt der Heilige, in den Wassern des Jordan die Weihe empfangen, trieb ihn der Geist in die Wüste, auf daß er sich in der Einsamkeit für sein Werk bereite. Asasel aber, der Gott der Wüste, wittert Schlimmes.

Er ahnt, daß der bleiche Mann gefährlicher sei als die vielen Propheten, die vor ihm aufgestanden. Drum will er beizeiten zusehen, daß ihm sein Reich nicht zerstört und die Welt, die schöne, feurige Dirne, nicht zu einem bleichsuchtsiechen Nönnchen entstellt werde. Da aber diesem Heiligen mit rosigem Weiberfleisch, das sich sonst noch immer bei seinesgleichen bewährt hat, nicht beizukommen ist, ersinnt Asasel einen ruchlosen Plan. Das Heiligste an dem heiligen Manne, sein tiefes Erbarmen mit allem Weh, soll ihm zum Verderben werden und an dem teuflischen Werke mithelfen: seine Ohren sollen dem Leiden der Tierwelt geöffnet und sein Mitleid dahin gerichtet werden, auf daß er darüber die Menschen und sein Erlösungswerk vergesse. Also schickt Asasel zu dem Heiligen seine Buhle Lilith, die in Gestalt einer Taube ihm einen wundersamen Ring in die Hände und auf den Finger zu spielen weiß. Der Ring aber hatte vor Zeiten König Salomo gehört und machte seinen Träger weise und kundig der Sprache der Tiere, der Vögel und jeglicher Kreatur. Als aber der greise König, dem mit seines Leibes Jugend nicht auch der Liebe Durst geschwunden war, eines Tages in seinem Garten das Minnegezwitscher eines Vogelpaares belauschte und von dem Treubruch eines Mägdeleins aus Sidons Stamm erfuhr, das ihm von seinen tausend Frauen allein noch das eiserstarrte Herz aufzutauen verstanden, da warf er das hinterlistige Kleinod, das ihn allwissend gemacht, in Grimm und Erbitterung von sich, fortan die Eitelkeit alles Wissens predigend ... Nun aber trägt den Ring der Heilige. Seitdem er ihn sein eigen nennt, führt ihm jede Stunde neue Wunder zu. Die Wüste, die ihm bis dahin geschwiegen, redet jetzt mit tausend Zungen zu ihm. Wie in einem bunten Welttheater umkreisen ihn die Tiere und erzählen ihm von ihrem Leben und Treiben, wie sie in ewigem Hunger einander zerfleischen und mit allerlei Grausamkeit verfolgen. Und ihm, der Liebe in der ganzen Welt walten geglaubt, erfassen Jammer und Verzweiflung: statt Liebe sieht er Haß überall und ewigen Kampf statt Frieden. Sein Herz, von Mitleid überströmend, möchte den Bestien Hilfe bringen, allein sie selbst strafen seine frommen Reden Lügen. Und nun der Heilige so weit gekommen ist, naht ihm Asasel selbst in listiger Verkleidung auf dem Berge der Versuchung und umspinnt ihn mit wahnwitzigen Vorstellungen von Gottessohn und von freiwilligem Opferungstode, der die leidende Kreatur erlösen könne. Doch der Heilige läßt sich nicht verführen. Die Prüfung hat ihn gelehrt, daß das Geschick der Tiere ein unerbittliches ist und daß ein Blutbann ihre Welt umschließt, den kein Mensch übertreten darf. Also entledigt auch er sich des wundertätigen Ringes und wendet sich ab von den Tieren, bei denen er reif geworden. Er weiß jetzt: sein lieberfülltes Herz kann nur den Menschen frommen —:

„Solche zu gewinnen,
Die irren können, ward ich ausgesandt;
Mein sind die Sünder und die Sünderinnen!"

Und so wird er hingehen, den Menschen Liebe zu predigen, um sich von ihnen kreuzigen zu lassen ...

*

Ich habe hier einen blühenden Baum seiner Blüten entkleidet, um das nackte Gerippe des Astwerks nachzuzeichnen. Ein blühender Baum, beladen mit Früchten des reifen Herbstes — das ist J. V. Widmanns neues Buch: „Der Heilige und die Tiere".*

* Frauenfeld, Huber & Co.

Ein Buch der Fülle und der Weisheit, des schmerzhaften Erlebens und einer mit lächelnder Besonnenheit von Meisterhand geübten Kunst. Es gibt im ganzen Umkreis unserer neuern Literatur wenige Werke, deren rein-künstlerischer Eigenwert gleich bedeutsam wäre, der aber gleichwohl von dem reichen Gehalte so aufgezehrt würde, wie in dieser wundervollen Dichtung. Das Äußere der geistreichen Einkleidung des Gedankens, der nie versagenden Symbolisierungskunst, die ganze Konzeption des Schattenspiels, das sich so schön an das idyllische Vorspiel anschmiegt — das alles muß man an diesem Heiligen-Buch bewundern. Und erst die Sprache! Wie Perlen, im Sonnenschein der Wellen glitzernd, sind die Verse, die bald grollend sich ergießen in wuchtigen Fluten, bald sich mit neckischem Gesang dem Ohre einschmeicheln, bald wieder dahinrieseln in lustigem Geplätscher. In allen Farben blitzen die Steine, mit denen das bunte Gewebe dieser Dichtung besetzt ist — und doch nehmen wir all die Herrlichkeiten als etwas Selbstverständliches hin, worüber wir uns kaum aufhalten: so mächtig ist die ideelle Wirkung des Werkes. Es ist wie bei einem Bilde, vor dem wir lange in Betrachtung versunken gestanden haben, auf dessen kunstvollen Rahmen wir uns aber, nachdem wir den Saal verlassen, trotz der lebendigsten Anschauung des Ganzen gar nicht mehr besinnen können; wogegen uns ein andermal der Rahmen noch in Erinnerung bleibt, wenn das Bild, das er umgeben, bereits verblaßt ist ...

*

Die weite Spannkraft des menschlichen Fühlens und die engen Grenzen seiner Tat — die beiden Motive beherrschen das Werk. Sie stehen an den beiden Enden jenes Weges, den der Heilige in der Dichtung wandelt. Dieser Weg aber umschreibt die Tragödie des menschlichen Wollens, und jeder ist ihn noch gegangen, dem sich einmal wie dem Heiligen das Trostlose alles Seins enthüllt hat.

Das Wollen des Menschen schweift nach dem Unendlichen, aber endlich und beschränkt ist alle Tat. Jegliche Tat ist also ein Verzichten. Und nur durch den Verzicht auf das Große kann das Kleine erreicht werden, das allein den Menschen nutzt und frommt. Man muß seine Ideale abschwören können, wenn man den Menschen Brot bringen will ... Zu dieser Erkenntnis gelangt auch der Heilige. In pantheistischem Allgefühl wollte er die ganze Welt in Liebe umfangen, bis er nach heißem Ringen lernte, sich auf seine Nächsten zu beschränken. Und um von dem engen Stege, den er nun einschlägt, nicht abzuschwenken, um weder das Klagen von rechts noch das Jammern von links zu vernehmen, entsagt er dem Ringe und wird, wie ehedem, taub für die unzähligen Töne, die um ihn herum ewig nach Erlösung rufen ...

„Höchste Weisheit wandelt
In Torheit sich, wenn man der Seele Frieden
Durch Horchen stört nach fremdem Schmerz und Leid."

Das Unerbittlich-Ernste und Herbe, das in diesen Worten liegt, ist bezeichnend für die Weltanschauung, die das Werk geboren hat.

*

In den Tieren hat der Dichter die leidende Welt symbolisiert. Aber er hat den Symbolen eine solche Fülle schwellender Kraft eingehaucht, daß sie in dem Werke ein eigenes Leben führen, eigenen Gesetzen untertan. So ist es ein Buch von den Tieren. Indem der Dichter die Tiere um die Person des Heiligen schart, hat er diesen, wie noch

durch manch anderen Zug, gegenüber der Gestalt Christi in den Evangelienbüchern bereichert und unserem Naturempfinden näher gebracht. Denn nicht der Nazarener ging zu den Tieren, sondern erst Franziskus von Assisi: der aber predigte ihnen und redete zu ihnen als zu Brüdern und Schwestern. Und gerade so naht auch der Widmannsche Heilige den Tieren, als seinen Geschwistern, deren Sprache er spricht, mit deren Leiden er leidet.

Dieses pantheistische Moment muß beachtet werden. Denn die Tiere wurden sonst in der Dichtung immer bloß didaktisch verwertet. Man bediente sich ihrer als Träger menschlicher Eigenschaften und exemplifizierte an ihnen Wahrheiten, die man nicht direkt sagen mochte. Am liebsten verlegte man menschliche Komödien in die Welt der Vierfüßler. Man denke nur an die Tierepen des Mittelalters und der Neuzeit. Noch etwa in Bauernfelds Tierdrama treiben sich verkappte Menschen herum. In unseren Tagen ist man den Tieren wieder gerechter geworden. Man hat in ihnen die Seele entdeckt und begnügt sich nicht mehr, sie bloß als bewegliche Gegenstände ohne Fühlen zu behandeln. Schon Anzengruber dachte an eine Dichtung, darin er das stumme Leiden der Kreatur zur Darstellung bringen wollte; in Widmanns „Maikäfer-Komödie" ist sie uns geschenkt worden. Aber bei der „Maikäfer-Komödie" denken wir, gerade dank ihrer prächtigen anthropomorphischen Gestaltungsweise, öfter noch an die Komödie der Menschheit als an die der Maikäfer. Erst „Der Heilige" ist ein eigentliches Tierbuch, ein Leidensbuch der Tiere geworden.

Den entscheidenden Punkt im Geschicke der Tiere bildet wohl die Unfähigkeit des Menschen, in ihr Wesen einzudringen. Diese zu erklären, hat der Dichter seinen lieblichen Mythos vom Ringe erfunden, der den herrlichsten Kleinodien dichterischer Fabulistik angereiht werden darf. Und dieser Mythos sagt uns in seiner Schlichtheit alles. Indem sich der Mensch vom Zustande der Natur entfernt hat, hat er den Weg verloren, der zu den Tieren führt. Jetzt versteht er sie nicht; weder ihre Gebärden weiß er zu deuten noch ihre Stimmen. Und ein Buch mit sieben Siegeln ist ihm ihr inneres Leben. Nur ab und zu findet sich einer, der den Schlüssel in diese stumme Welt besitzt — ein von den Göttern Begünstigter, wie etwa jener phantasiereiche Knabe, von dem uns die Maikäfer-Dichtung erzählt, der, in unschuldigem Spiel die kleinen Geschöpfe marternd, sie vor das Tulpenschiffchen der Kleopatra spannte, um dereinst in grauen Haaren — das Schicksalslied der Tiere zu singen . . .

So weist das Werk auf seinen Schöpfer hin. Und dadurch wird es allen denen, die den Dichter lieben — und wer, der auch nur eine Zeile von ihm gelesen, zählt nicht zu ihnen? — doppelt wert und teuer. Es ist sein persönlichstes Buch, und Blut von seinem Blute rollt darin. Das Zucken des Selbsterlebten fühlt man noch durch die Verkleidungen des Rhythmus und des Reims hindurch. Denn das gleiche Verhältnis besteht zwischen dem Dichter und seiner Dichtung wie zwischen dem Pfarrer von Everdingen und dem Heiligen des Schattenspiels. Das ganze Buch klingt wie ein Protest gegen den Begriff der Weisheit und Zweckmäßigkeit im Getriebe der Welt. Es ist der Aufschrei eines Herzens voll Liebe beim Anblick des blind waltenden Schicksals, der Tausende von Keimen blühenden Lebens, die vom Würger Tod täglich erstickt werden . . . Und doch tönt es in tiefer Weltfrömmigkeit aus. Der ästhetische Optimismus, der die Leiden der Welt nicht negiert, der vielmehr aus voller Erkenntnis, aber auch Überwindung des Lebens und aller Tragik des Lebens fließt, ist das Große und Befreiende an der Dichtung vom Heiligen und den Tieren.

Chronik.

Handel und Industrie.

II.*

Eine langgehegten Wünschen der industriellen Kreise entsprechende Maßregel wurde durch die Zusammenfassung sämtlicher **gewerblicher Agenden** im Handelsministerium getroffen, dem nunmehr auch die Aufgaben der Gewerbeadministration in letzter Instanz, die bisher dem Ministerium des Innern zustanden, übertragen wurden. Zusammen mit der gleichzeitig erfolgten Neueinteilung des betreffenden Departements des Handelsministeriums wird diese Maßregel immerhin geeignet sein, eine raschere und glücklichere Lösung mancher legislativer Fragen, namentlich aber eine Beschleunigung der instanzmäßigen Entscheidung in vielen konkreten Fällen herbeizuführen. Eine ähnliche Maßregel steht dadurch bevor, daß beabsichtigt wird, auch einen Teil der montanistischen Agenden, die bisher im Ackerbauministerium bearbeitet wurden, dem Handelsministerium zu überweisen.

Die Ungunst der politischen Verhältnisse, welche die Schwierigkeiten noch vermehrt, die gerade auf dem Gebiete der **wirtschaftlichen Gesetzgebung** größer als anderwärts sind, scheint auch manche Ansätze, die bereits in der einen oder anderen Beziehung auf diesem Gebiete gemacht wurden, wieder um jede Wahrscheinlichkeit ihrer Finalisierung gebracht zu haben. Nur vielleicht für das bereits ziemlich fertiggestellte Scheckgesetz dürfte eine günstigere Disposition bestehen. Das Hausiergesetz, das übrigens ebenfalls nicht zu den fortschrittlichen zu zählen ist, pendelt noch zwischen Herrenhaus und Abgeordnetenhaus. Das Gesetz über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung wartet auf seine weitere Beratung im Abgeordnetenhaus. Die Reform und der Ausbau unserer Altersversicherung, scheint allmählich wieder in der Versenkung zu verschwinden, trotz des Interesses, das sich in Arbeitgeber- und Arbeitnehmerkreisen, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus, kundgibt und besonders bei dem kürzlich in Wien abgehaltenen VII. internationalen Arbeiterversicherungskongresse zutage trat. Das gleiche Schicksal dürfte dem Auswanderungsgesetz beschieden sein, für welches durch eine, Ende Juni dieses Jahres abgehaltene parlamentarische Enquete noch ziemlich wertvolles Material gesammelt wurde. An eine Regelung des Kartellwesens, an ein Eingreifen auf dem Gebiete des Kredit- und Zahlungswesens, dessen Mißstände durch eine zu Beginn des Sommers von den maßgebendsten Handelskammern abgehaltene Enquete klargelegt wurden, denkt man wohl in den maßgebenden Kreisen vorläufig überhaupt nicht. Hinsichtlich der Kartellfrage kann übrigens die letzte Tagung des sozialpolitischen Vereines in Mannheim auch nicht besonders ermutigend wirken, indem diese Tagung nicht nur keinerlei Fortschritte gegenüber den vorjährigen Beratungen des Juristentages gezeigt, sondern vielmehr die Unhaltbarkeit der meisten, bisher gemachten theoretischen Vorschläge erwiesen hat.

Die große Summe der Probleme, die wir da unerledigt sehen und die wohl auch noch lange unerledigt bleiben werden, führt zu einigen Erwägungen allgemeiner Natur. Die Fragen des Wirtschaftslebens greifen an die Existenz jedes einzelnen, gestalten sich immer mehr zu den dringendsten und stellen an alle, die dazu berufen sind, gebieterisch das Verlangen nach ihrer Lösung. Der ständige Fluß der Entwicklung, die ungeheure Kompliziertheit aller dieser Materien bereiten jedoch dieser Lösung die größten Schwierigkeiten und lassen es immer mehr als zweifelhaft erscheinen, ob denn überhaupt die bisherigen Formen des staatlichen Eingreifens auf diesem Gebiete des menschlichen Lebens weiterhin mit Erfolg anwendbar sind, ob nicht vielleicht anstatt der starren Formen der Gesetzgebung leichter zugängliche, anpassungsfähigere Methoden zu wählen sein werden, um den Erfordernissen der Zeit auf diesem Gebiete Rechnung zu tragen. Vielleicht wird sich in Zukunft gerade aus den interessantesten Erscheinungen der gegenwärtigen wirtschaftlichen Entwicklung, aus den Kartellen der Unternehmer, aus den Organisationen der Arbeitnehmer, ein Fingerzeig dafür ergeben, wie viele Fragen durch die unmittelbar Beteiligten selbst gelöst werden könnten, und wie

* Vergl. Bd. IV. Heft 51.

der Staat nur den Rahmen für diese autonome Betätigung der Beteiligten zu ziehen brauchte, statt auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete in allen Detailfragen, die durch die Entwicklung jedes Tages überholt werden können, als Tutor und Protektor aufzutreten.

Die politische und legislative Misere, in der wir uns befinden, hat es glücklicherweise nicht aufhalten können, daß wir trotz allem und allem an dem ziemlich allgemein konstatierbaren *wirtschaftlichen Aufschwung* einigermaßen partizipieren und daß der günstigere Geschäftsgang in zahlreichen Branchen auch bei uns seine Wirkung äußert. Selbst der Finanzminister konnte in seinem Exposé mit Befriedigung auf günstigere geschäftliche Verhältnisse hinweisen, die sich für ihn in der Regel durch einen Mehreingang bei einer Reihe von Steuern äußern. So hat namentlich die Zuckersteuer ein wesentlich höheres Erträgnis gebracht, das nicht zum geringsten Teile auf die seinerzeit von Anhängern der Steuerherabsetzung immer prophezeite Wirkung der Ermäßigung der Zuckerpreise infolge des kartelllosen Zustandes zurückzuführen sein dürfte. Für die Petroleumindustrie, deren Bedeutung für Galizien immer größer wird und die ihre Unternehmungen auch fortwährend nach jeder Hinsicht vervollkommnet, haben in letzter Zeit besonders die Unruhen in Baku und die dadurch bewirkte Einschränkung der russischen Petroleumproduktion große Vorteile gebracht, die sich nicht nur in der Exportsteigerung, sondern auch in den wesentlich erhöhten Inlands- und Exportpreisen äußern. Die ersteren ziehen allerdings gerade die ärmeren Schichten der inländischen Bevölkerung stark in Mitleidenschaft, und zwar bedauerlicherweise in einer Zeit, in der ohnedies eine bedenkliche *Teuerung* der wichtigsten Lebensbedürfnisse herrscht. Akut ist die Frage der Fleischteuerung, die nicht nur in Wien, sondern auch in den Provinzen und hier ebenso wie im Auslande, namentlich in Deutschland, besteht. Deren Ursachen sitzen jedoch tiefer, als in dem Wiener Fleischerkriege, in dem man die Fleischhauer vielfach allein verantwortlich machen möchte, gemeiniglich angenommen wird. So sehr für Wien die endliche Errichtung einer Großschlächterei unter städtischer Patronanz und Beteiligung zu begrüßen ist, so wird auch diese allein kaum des Übels Herr werden. Eine wichtige Verteuerung eines anderen Konsumartikels droht dadurch, daß den, wie erwähnt, äußerst schlechten Finanzen einzelner Kronländer durch spezielle Landesbierumlagen, beziehungsweise deren Erhöhung aufgeholfen werden soll. So zunächst in Böhmen, wo sich gegen diese Maßnahme schon eine rege Gegenbewegung entwickelt. Diese geht teils von den Gastwirten, teils von den Brauereien aus, welche eine starke Einschränkung ihres ohnedies durch die ungünstigen Ergebnisse des Exportes in den letzten Jahren verminderten Absatzes befürchten. Die Konsumenten werden sich dieser Bewegung wohl bald anschließen. Allen diesen Erscheinungen gegenüber ist nur zu hoffen, daß die Arbeiterschaft, die sich auf der einen Seite der Verteuerung ihrer Lebenshaltung gegenüber sieht, auf der anderen Seite an dem besseren Geschäftsgange ebenfalls partizipiert. In vielen Branchen erwies sich dieser in der letzten Zeit geradezu glänzend, namentlich in der Eisenindustrie, deren Unternehmungen in diesem Jahre ihre bisherigen höchsten Dividenden noch übertreffen konnten. In den Eisen verarbeitenden Industrien ist die Umwandlung einiger Unternehmungen in Aktiengesellschaften, beziehungsweise die Fusion einiger Werke zu verzeichnen. Auch in der elektrischen Industrie ist ein regerer Absatz zu konstatieren, wenn es auch vorläufig nur meist kleinere, dafür ziemlich zahlreiche Anlagen für Kraft und Licht sind, deren Errichtung in den verschiedensten Gegenden des Reiches eine der Hauptgrundlagen der Beschäftigung der Werke bildet. Anlaß zu Klagen bietet in dieser Branche die Preissteigerung verschiedener Rohstoffe, der man durch eine im Zuge befindliche Einigung über erhöhte Verkaufspreise Rechnung tragen will. Die lebhafte Bautätigkeit, die besonders in Wien zu beobachten ist, hat einen großen Ziegelabsatz und eine gute Beschäftigung der sonstigen keramischen Industrien im Gefolge. Auch die Steigerung des Holzabsatzes ist zum Teil auf diese Ursache zurückzuführen. Sehr zufriedenstellend haben sich die Verhältnisse in der Textilindustrie gestaltet, und ist namentlich die Steigerung unseres Exportes in feinen Baumwollwaren eine bemerkenswerte Erscheinung, insoferne, als sie unsere Exportfähigkeit in gewissen Artikeln beweist. Die günstigen Exportchancen für gewöhnliche Baumwollwaren und selbst für Garne sind allerdings hauptsächlich auf den vorübergehenden ungewöhnlichen Hochstand der englischen Preise zurückzuführen. Immerhin wird unsere Textilindustrie das Exportgeschäft mehr als bisher im Auge behalten müssen und vielleicht gelingt es auch, hiefür durch die den Gegenstand der Beratungen in den beteiligten Kreisen bildende Neugestaltung des Veredlungsverkehres beim Beginne des neuen Zollregimes eine neue Entwicklungsbasis zu schaffen. Die Gewinne unserer Textilindustrie waren vielleicht nicht immer im Einklange mit der Beschäftigung. Denn auch sie hatte wesentlich die Einwirkungen der starken Fluktuationen auf den Rohstoffmärkten zu verspüren, welche nicht immer durch den guten Geschäftsgang

wettgemacht wurden. Speziell in der Baumwolle haben sich heuer die zu Beginn des Vorjahres großes Aufsehen erregenden Erscheinungen erneuert, die auf dem amerikanischen Markte durch die maßlose Spekulation einiger weniger Personen herbeigeführt wurden. Ein enormes Hinauftreiben der Preise war gefolgt von einem Sturz, der allerdings diesmal nicht so ausgiebig und andauernd war wie im Vorjahre, dagegen auch jetzt im Zusammenhange stand mit der Aufdeckung von Fälschungen in der amtlichen amerikanischen Statistik. Auch in diesem Jahre hat die internationale Spinnervereinigung versucht, den Kampf gegen die Baumwollspekulation und ihre Folgen aufzunehmen. Als nächstes Mittel konnten nur wieder Betriebseinschränkungen und gemeinsame Zurückhaltung in den Käufen in Betracht kommen. Wenn es jedoch gelingt, den diesjährigen Beschluß des Komitees der Spinnervereinigung durchzuführen und tatsächlich die von dem Vertreter Österreich-Ungarns proponierte europäisch-amerikanische Konsumstatistik zu organisieren, so dürfte in Zukunft den Spekulationsausschreitungen im Baumwollhandel wenigstens teilweise der Boden entzogen werden. Die österreichischen Spinner trachteten den Verhältnissen auf dem Rohmaterialmarkte auch dadurch gerecht zu werden, daß sie ein Übereinkommen abschlossen, durch welches die Garnpreise eine Regelung in Anlehnung an die Baumwollpreise erfuhren. Dieses Übereinkommen war zwar nur von kurzer Dauer, seither wird aber an einer Organisation gearbeitet, durch welche eine definitive Regelung für einen längeren Zeitraum herbeigeführt werden soll. Den Spinnern gelang es auch, ihre bereits seit Jahren bestehende Exportorganisation für sogenannte ungarische Garne (Bündelgarne) fester zu gestalten und in Form einer Genossenschaft eine Exportverkaufsvereinigung der österreichisch-ungarischen Baumwollspinnereien zu schaffen. Weniger günstig, wenn immerhin auch gebessert ist die Lage der Seidenindustrie, in der den hohen Rohstoffpreisen noch keine ausreichenden Fabrikatspreise gegenüberstehen. Der Versuch bei einer internationalen Konferenz, die im September dieses Jahres in Turin stattfand, Mittel und Wege zu finden, um den in der Seidenindustrie üblichen Erschwerungen des Materiales und der Stoffe ein Ziel zu setzen und so durch eine allgemeine Qualitätsverbesserung die Industrie lukrativer zu gestalten, dürfte vorläufig als ergebnislos anzusehen sein. Dem angestrebten Ziele steht nämlich nicht nur die Schwierigkeit entgegen, zu einer international einheitlichen Regelung der Frage zu gelangen, sondern namentlich das sachliche Moment, daß der Bedarf an Seidenstoffen und damit die Ausdehnung der Industrie im gegenwärtigen Umfange nur besteht, solange jene billigen Qualitäten erzeugt werden, zu deren Herstellung die Erschwerung bisher das einzige Mittel bildete. Über die Preise der Rohstoffe und Halbfabrikate klagt auch die Wollindustrie, deren Absatz übrigens ebenfalls ein guter ist. Den österreichischen Kammgarnspinnereien speziell bot sich eine sehr günstige Konjunktur für Verkäufe nach Rußland. Unsere Lederindustrie, deren wichtigstes Produkt das Sohlenleder bildet, hat unter anderm eine wesentliche Verbesserung ihrer Verhältnisse dadurch erreicht, daß es gelang, eine Vereinbarung der Sohlenlederfabriken über Minimalpreise zu stande zu bringen, der bisher die meisten österreichischen und ungarischen Fabriken beigetreten sind. Die in mehreren Zweigen der österreichischen und ungarischen Papierfabrikation (Pappendeckel- und Holzstoff, Zellulose- und Buntpapierfabrikation) bestehenden Vereinbarungen haben eine Ergänzung durch den Zusammenschluß der längst mit Schwierigkeiten kämpfenden österreichisch-ungarischen Rotationspapierfabriken zu einer Verkaufsvereinigung erfahren. Auch in diesem Industriezweige ist eine Besserung der Verhältnisse zu verzeichnen. Daneben haben die meisten übrigen Industrien heuer guten Absatz; die Exportverhältnisse sind nicht ungünstig, wenn auch die Handelsbilanz des Jahres 1904 eine Verschlechterung aufwies, die bis in die erste Hälfte des Jahres fortdauerte, aber hauptsächlich auf die verminderte Getreide- und Futterausfuhr infolge der letzten schlechten Ernte zurückzuführen war. Die heurige Ernte, welche eine günstige, beziehungsweise mindestens eine gute mittlere war und nur in der Maisfrucht schlechter ausfiel, wird nicht nur auf das inländische Geschäft günstig wirken, sondern auch wieder unsere Handelsbilanz in das frühere Verhältnis bringen. Hiebei wird in nächster Zeit noch die mit Rücksicht auf die am 1. März 1906 eintretenden Zollerhöhungen zu gewärtigende Steigerung der Einfuhr nach Deutschland mit ins Gewicht fallen.

So sehr aber auch die glückliche Gestaltung der Konjunktur augenblicklich ihre günstigen Wirkungen geltend macht, so bleibt es anderseits dem Nahestehenden nicht verborgen, daß sich fast noch niemals während der ganzen letzten Krisenjahre gerade in industriellen und kaufmännischen Kreisen eine so intensive Besorgnis vor der Zukunft, eine so düstere Auffassung der wirtschaftspolitischen Situation geltend gemacht hat wie gegenwärtig. Weiten Kreisen der Industrie und des Handels scheinen erst die allerjüngsten Ereignisse mit ihrer allerdings schon außergewöhnlich stark in die Augen springenden Deutlichkeit klargemacht zu haben, was auf dem Spiele steht.

Vielleicht ist daraus die Erwartung abzuleiten, daß sie nunmehr mit größerer Energie, als man dies bisher von ihnen gewohnt war, auch auf eine entsprechende Vertretung ihrer Interessen in den maßgebenden Körperschaften und bei den entscheidenden Anlässen hinarbeiten.

Dr. Max v. Tayenthal.

Besprechungen.

Die russische Revolution. Von Alexander Ular. Berlin, S. Fischer, 1905.

Im Auszuge konnte man das Ularsche Buch in einigen Revueartikeln lesen; das Buch gibt eine ausführlichere Darstellung und manches neue Detail, wodurch die Entstehung und das Wesen der gegenwärtigen russischen Revolution in lebendiger und in den Hauptzügen auch in richtiger Darstellung vorgeführt wird. Ular besitzt eine gründliche Platzkenntnis, so könnte man mit dem kaufmännischen Terminus die Eigenart seiner Schilderungen kennzeichnen. Es werden uns überall die agierenden Personen vorgeführt, die neueste Phase der russischen Entwicklung wird gleichsam dramatisiert, die Ursachen des Verfalles und der beginnenden Wiedergeburt werden uns an dem Tun und Lassen der einzelnen Personen als Repräsentanten von Klassen und Trägern von politischen Prinzipien klar gemacht.

Die Ursachen des Verfalles sieht Ular im nationalen Chauvinismus, der Rechtlosigkeit, der allgemeinen Verelendung und Unwissenheit; die Intensität dieser Übel können wir an der Tatsache ermessen, daß das unwissende Volk in seinen Massen die allgemeine Not zu begreifen beginnt. „Das letzte Werk der Blut- und Lügenherrschaft, der vaterlandswidrige Krieg, der Krieg der Diebe, der Krieg der Betrüger, der Krieg der Dummköpfe, der Krieg der Wahnwitzigen hat durch den Schwall seiner moralischen Lehren auch die Furchtsamsten hingerissen. Der Zarenthron stürzt in sich zusammen, das Volk erwacht."

Das Bild, das Ular vom Zarismus entwirft, ist erdrückend — der russische Absolutismus ist für immer gerichtet. Das Ularsche Buch ist in den Weltsprachen erschienen, aber die Hüter des zarischen Monarchismus haben gegen die haarsträubenden Tatsachen kein Dementi erlassen. Zahlreiche Mitglieder der Zarenfamilie stehen als gemeine Verbrecher vor dem Richterstuhle nicht nur der Geschichte, sondern der revoltierenden russischen Intelligenz und schon der russischen Volksmassen. Ular bringt ganz konkrete Anklagen, z. B. gegen die Großfürsten Vladimir und Sergius vor, sie hätten Gelder und Gegenstände, die für den Krieg bestimmt waren, unterschlagen und gestohlen. Der Großfürst Vladimir hat einen ganz gemeinen Mord begangen: im Dezember 1904 fuhr er zu einem Rendezvous mit seinen Maitressen nach Warschau; da die Strecke mit Militärzügen belegt war, blieb der großfürstliche Zug drei Stunden stecken. Der Großfürst wird wütend, stellt den Bahnvorsteher zur Rede; der Unglückliche erklärt den Unfall mit dem Hinweise auf die patriotische Notwendigkeit, aber der Großfürst belohnt seinen Pflichteifer mit einer Flut von Schimpfworten. Der Mann wiederholt seine Erklärung — der Onkel des regierenden Zaren wird noch wütender und erschießt den Bahnvorsteher — im offiziellen Berichte wird der Mord zum Herzschlag umgelogen.....

Unwillkürlich frägt sich der Leser, ob von diesen Vorfällen der Zar nichts erfahre? Nach den Schilderungen, die Ular über das Hofleben gibt, muß man annehmen, daß dem Zar von den rivalisierenden Hofcliquen die Anklagen vorgebracht werden, aber der Zar mag wohl für eine Verletzung der Hofetikette seine Verwandten mit der Verbannung vom Hofe strafen, die Verbrechen seiner Verwandten straft er nicht.....

Die Erklärung dieses moralischen Verhaltens erklärt Ular psychiatrisch, pathologisch. Von Paul I. herab bis auf den regierenden Nikolaus sucht Ular verschiedene Grade der erblichen Psychose zu konstatieren; die neuere Geschichte Rußlands und seine Wirren sei in letzter Instanz die Krankheitsgeschichte der Dynastie Holstein-Gottorp. Mir scheint, Ular betont das Biologische des ausgesprochenen Degenerationsprozesses zu stark; man muß auf die sexuelle Zügellosigkeit (die nicht erblich sein muß) mindestens ebenso stark hinweisen, die die einzelnen Glieder der Familie geistig und körperlich zu grunde richtet. In einigen Fällen sind noch andere Erklärungsgründe möglich; so z. B. erfahre ich von kompetenten Kennern, daß die eigentümliche Geistesschwäche des Zaren Nikolaus auf die Verwundung in Japan und die nachträgliche Operation zurückzuführen sei. Jedenfalls ist auch dieses Moment zur Erklärung heranzuziehen. Die beständige Angst vor dem Attentate mag auch vieles beitragen — jedenfalls stärkt diese Angst bei rohen und ungebildeten Menschen eine eigentümliche und verzehrende Genußsucht, eine Art Selbsttötung, wie wir diese auch an den dekadenten römischen Cäsaren beobachten können. Das russische Hofleben erinnert an diese Imperatoren sehr auffallend.

Ular führt selbst eine klassische Äußerung des bekannten reaktionären Grafen Pahlen an, der die Verantwortlichkeit der Beamten für so lange als unmöglich erklärte, als die Mitglieder der kaiserlichen Familie über dem Gesetze stehen und die schuldigen Beamten mit ihrer Autorität decken. Zwar drückt sich Pahlen vorsichtiger

aus, aber der Großfürst Vladimir hat ihn richtig verstanden. Ich erinnere, daß von liberaler Seite Graf Loris-Melikov in einem seiner Briefe die Wirren und Unterschleife im Türkenkriege auf die Straflosigkeit der Mitglieder der kaiserlichen Familie zurückführt. Jedenfalls hat der Monarchismus in seiner unverantwortlichen Machtfülle seinen größten Feind. Jeglicher Absolutismus rächt sich selbst.

Die Straflosigkeit der Mitglieder der Zarenfamilie erklärt uns auch die höfische Kamarillawirtschaft und den Rattenschwanz von gewissenlosen Individuen, die der allerhöchsten Willkür, natürlich auch willkürlich, dienen. So erklären sich Kreaturen wie Plehwe und die Korruption der russischen Bureaukratie überhaupt. Ular schildert mit großer Personenkenntnis die Moskauer Bande, die aus der zweiten Moskauer Kadettenanstalt hervorgegangen ist; da sind Leute, wie die beiden Sacharovs, Bezobrazov u. a., die den Großfürsten dienen und Rußland mit ihrer habsüchtigen Korruption in Banden halten. Ganz richtig weist Ular auf die große Macht hin, die das Oberkommando der Armee ausübt, seine Macht und seine Niedertracht kann eben jeder an den asiatischen Vorgängen bemessen. Ular gibt, wie überall, drastische Beispiele.

Die Korruption der eigentlichen Machthaber — der Polizei, des Oberkommandos und der Großfürsten — illustriert Ular an der Karrière Plehwes; man muß nachlesen, wie dieser Schurke (Gott sei ihm gnädig) Attentate ausführen ließ, um seine Geschicklichkeit zu beweisen, und wie er den Antisemitismus großgezogen hat. In letzterem Falle greift Ular etwas daneben, wenn er den russischen Rubel auch für den europäischen (auch österreichischen) Antisemitismus verantwortlich macht.

Ular verfällt hier und überhaupt in den Fehler seiner Methode. Er will überall ganz bestimmte und konkrete Ursachen und ganz besonders die Motive gegebener Menschen für die Erscheinungen zur Erklärung heranziehen; in dieser Sucht vergißt er auf die entfernteren historischen Ursachen, die ja schließlich ebenso in ganz bestimmten Personen und ihren Motiven gesucht werden können. So z. B. ist es nicht richtig, wenn die Ära Wittes so ausschließlich auf Witte und seine finanzielle Benützung der Umstände zurückgeführt wird. Witte war unstreitig ein brillanter Finanzpolitiker nnd seine eigentümliche gehaßte und doch gesuchte Macht am Hofe erklärt sich wohl aus seinen finanziellen Sachkenntnissen, aber er allein hat „seine Ära“ nicht hervorgerufen. Die Anfänge reichen weiter zurück. Auch die Orientpolitik muß trotz aller Ausbeutungssucht der herrschenden Familie gleichfalls als Weltfrage aufgefaßt werden.

Auch will ich gleich hinzufügen, daß einige und wichtige Tatsachen sorgfältiger hätten konstatiert und bewiesen werden müssen. So z. B. ist die Behauptung, die Ermordung Pauls I. sei „mit Wissen seines als überaus sanft und idealistisch bekannten ältesten Sohnes“ geschehen, in dieser knappen, suggestiven Fassung nicht ganz richtig. Noch weniger berechtigt ist die Anspielung auf den gewaltsamen Tod Alexanders I. und Nikolaus' I.

Hie und da finden sich nicht ganz richtige Zeitungsnachrichten. So z. B. war die Szene mit dem Großadmiral Alexius, der für seine Maitresse aus der Sammlung für das Rote Kreuz Gelder veruntreut hatte, etwas anders, als Ular berichtet; nicht das Publikum, wohl aber ein Zuschauer hat im Theater laut remonstriert. So wenigstens habe ich in berichtigenden verläßlichen Blättern gelesen.

Am schwächsten im Buche ist das letzte Kapitel über die einzelnen Nationalitäten und das Erwachen ihres Volksbewußtseins; richtig und drastisch wird die Not der Banern geschildert. Die Hauptstärke des Buches liegt in der Zeichnung des Hofes und der verschiedenen Machthaber. Masaryk.

Paul Schultze-Naumburg: Die Entstellung unseres Landes. II. Flugschrift des Bundes Heimatschutz. Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. 1905.

Den hochstrebenden Absichten des Architekten, der sich gerne mit den größten Aufgaben seiner Kunst befaßt, stehen Bestrebungen gegenüber, welche den Fragen des heutigen Lebens gerecht werden wollen, die eine gesunde Entwicklung der gegenwärtigen Kunstverhältnisse fördern. Auch hier wird den Künstlern das maßgebendste Wort gebühren. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade ein deutscher Maler (P. Schultze-Naumburg) am lebhaftesten das Wort ergreift, „wenn es gilt, die Kunst der Heimat zu schützen und zu stützen“, den Bestand an Kunstgut vor Geringschätzung und Verwahrlosung zu behüten. Auf dem Wege der liebevollen Pflege und der sorgfältigen Beobachtung dessen, was vergangene Perioden an lebensvollen Äußerungen ihrer künstlerischen Kultur hinterlassen haben, soll der Eifer großgezogen werden, der auch in unserer Zeit nach wahrer Kultur strebt.

Wie weit Raffinement, wissenschaftlicher Erfolg, Verstandesschärfe auf Einzelgebieten, die unsere Zeit in so reichem Maße besitzt, von der Einheitlichkeit jener Gesamtleistungen entfernt bleiben können, die man mit dem Worte „Kultur“ bezeichnet, beweisen überzeugend die heutigen Verhältnisse „auf dem Lande“.

In seiner Flugschrift benützt Schultze-Naumburg dieselben Demonstrationsobjekte und den

gleichen Vorgang wie in seiner mehrbändigen Publikation, welche er „Kulturarbeiten" nannte. Er stellt photographische Aufnahmen typischer Beispiele einer richtigen und einer falschen, einer traditionellen und traditionslosen Auffassung gegenüber. Er wählt nur solche Beispiele, die nicht als Glanzleistungen einzelner Perioden der Kunstgeschichte angehören; in der mißverstandenen Nachahmung dieser für uns unerreichbaren Vorbilder hat ja eben das XIX. Jahrhundert so viel Falsches und Verkehrtes geschaffen. Er sucht vielmehr jene heute noch häufigen, aber überall im Verschwinden begriffenen typischen Arbeiten auf, die einst von „Irgendwem irgendwo" getan wurden im echten Zusammengehörigkeitsgefühl einer traditionellen Bauweise, als sicherer Ausdruck örtlicher, wenn auch gewöhnlicher Bedürfnisse und als beredte Zeugen eines hohen Kulturniveaus. Und um die belehrende und anregende Wirkung möglichst zu steigern, wählt er Beispiele aus jenen letzten Epochen traditionellen Empfindens, welche als Äußerungen bürgerlicher Kultur unseren heutigen Baubedürfnissen nahe stehen. Die Gegenbeispiele, die Resultate einer verfehlten Schulbildung und zerfahrener sozialer Verhältnisse, in denen das Parvenutum und der Spekulationsgeist vorherrschen, sind überall auf Schritt und Tritt zu finden; der heutige Irgendwer, der irgendwo baut, wird aber seinem Vorfahren gegenüber in möglichst beschämendem Lichte gezeigt. Der wertvolle Zweck dieses Büchleins — wie der literarischen Tätigkeit des Autors überhaupt – wie der Gesellschaften und Vereinigungen, die diese Mission auf ihre Fahne geschrieben haben, ist ja „Heimatschutz durch Aufklärung". Was bisher nur künstlerisch empfindende Menschen klar erkannten und tief bedauerten, das soll dem weiten großen Kreise aller Bildungsbedürftigen Gemeingut werden. Indem der Künstler seine schmerzlichen Empfindungen in die Welt hinausruft, hofft er auch, diejenigen zu überzeugen, die in blinder Beschränktheit darauf pochen, „wie herrlich weit" wir es gebracht haben. Nur aus der allgemeinen Erkenntnis des großen Abstandes von Einst und Jetzt erwächst die Möglichkeit, daß unsere Nachkommen auf dem Gebiete künstlerischer Kultur ein ähnliches Niveau erreichen werden, wie es unsere Vorfahren einst besaßen.

Hartwig Fischel.

Richard Wagner in den Jahren 1842 bis 1849 und 1873–1875. Erinnerungen von Gustav Adolf Kietz. Aufgezeichnet von Marie Kietz. Dresden. Verlag von Karl Reißner. 1905.

Der Titel des Buches klingt eigentlich etwas anspruchsvoll. Was und wie Richard Wagner in den Jahren 1842—1849 und 1873–1875 gewesen ist, das können wir nur aus den groß angelegten und tief eindringenden Werken Glasenapps und Chamberlains entnehmen und auch aus diesen nur völlig, wenn wir schon selbst mit Wagners Werken und Schriften vertraut sind. Der Dresdener Bildhauer Gustav Kietz, ein Bruder jenes Malers Ernst Kietz, der in der ersten Pariser Leidenszeit Richard Wagners diesem treu zur Seite stand, zählt keineswegs zu den „Wagner-Forschern", ja nicht einmal zu den „Wagnerianern", aber er ist dem Meister in dessen Dresdener Zeit freundschaftlich nahe gekommen und hat ihn später, auch wiederholt in Bayreuth, besucht und so weiß er eben mancherlei zu erzählen, was der Kenntnis wert ist, was ein interessantes Licht auf einzelne Lebensumstände und auf den Charakter Richard Wagners wirft. Er erzählt schlicht und gewissenhaft, stets bestrebt, bloß die Tatsachen und den lebendigen Eindruck, den sie auf ihn machten, kundzugeben, ohne vorlautes Raisonnement und ohne jemals die eigene Person in den Vordergrund zu rücken – wie es sonst in ähnlichen Büchern der Fall zu sein pflegt. Diese angeborene Schlichtheit seines Wesens und dieses taktvolle Sichbescheiden gegenüber dem Größeren und Berühmteren, dessen Leistungen er zudem nur bewundern, aber nicht kritisch beurteilen konnte, scheinen ihm auch die persönliche Gunst Wagners in besonders reichem Maße zugewendet zu haben. Wagner, den seine besten Freunde oft genug „launenhaft" oder „rücksichtslos" fanden, war mit Gustav Kietz niemals heftig oder auch nur mürrisch, immer hatte er, auch in wohlbegründeter übler Laune, ein gutes Wort und einen warmen Blick für den aufrichtigen Anhänger, dem er auch vieles freimütig bekennen mochte, was er andern verschwieg, die ihm geistig näher standen, dafür aber auch mit dem Widerspruch oder einem Vorwurf bereit waren. So lernen wir in diesem Buche wirklich Neues kennen, und zwar nicht nur Neues aus dem Leben und von den Meinungen Richard Wagners, sondern auch, ohne daß er es selber will, einen edlen und liebenswürdigen, wahrhaft feingebildeten Künstler und Menschen: Gustav Kietz. Max Morold.

Kleine Mitteilungen.

Hans Sachs und sein Verleger. Das Hof- und Staatsarchiv zu Wien bewahrt ein literargeschichtlich sehr interessantes Dokument aus dem Jahre 1580. Es ist ein Gesuch des Buchdruckers Georg Corvin aus Frankfurt a. M. an Kaiser Rudolf II. um Verleihung eines Privilegiums gegen den Nachdruck von Hans Sachs' nachgelassenen Schriften. Das Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

Allerdurchleuchtigster unüberwindlichster großmüthigster hochlöblicher Kaiser, Allergnedigster Herr!...

Demnach Ich hiebevor, allerhandt nuzbarlicher Bücher, aller Faculteten mit großen Kosten und schweren Verlag, under meinen Preßen Theutsch und Latinisch Inn den Druck verfertiget, sonderlich dieser mainung, damit der Theutschen Nation, unserm beliebten Vatterlandt, unsere Threue, und Dienste zuerweisen, welcher Muehe dann mich, dieweill Ich dieselbige nit übell angelegt befinde, nicht allein nicht gereuhet, sondern vielmehr angereizet, vonn solchem fürnemmen nicht abzulassen, sonder In dem selbigen ihr mehr und weither furtzuschreiten.

So habe ich mihr fürgenomen, Weilandt deß vielerfahrnen Hans Sachssen von Nürmbergh seeligen (so mitt Warheitt der Theutschen fürtrefflicher Poet woll zu nennen und zu berühmen, wie solches seine nachgelaßene Schrifften erclären). Letstenn Theill seiner operum darinnen allerhandt gewundene Reumen und Gedicht, Maister Gesänge, Gaistliche, und weltliche Historien etc. auf daß artlichst und Kunstreichest zusammen gezogen, auffzulegen und zutrucken. Dieweill aber solches Werck so ziemblich groß, ohne schweren Verlag, Muehe und Kosten nicht fürzunemen, vielweniger zuende gebracht werden mag, und dann zu Jeziger argen und letsten Zeitt, sich viel Menschen befinden, deren gemueth und mainung nurrendt dahin gerichtent, wie sie andern ann loblichem führnemen nicht allein hinderlich seinn, sonder auch mit deren schaden und verderben sich nehren und bereichen mogten, wo durch Euer Kayserliche Mayestät Allergnedigste Führsehung Innen der Weg nicht verbogenn, und durch gewiße nambhaffte Poen, solch vornemmen verhindert würth.

Derwegen ann Euer Kayserliche Mayestät mein Allerunderthenigste, demuthiste Bitt, Euer Kayserliche Mayestät geruhen zu obgedachtem fürgenommenen Werk auß Allermiltesten, gütigsten und Hochangebornem gemueth Allergnedigstes Privilegium deßen Inhalt, daß Keiner diß mein Werk under scharffer gewißer straff, Inwendig Sechs Jaren zumahl inn Keinerlei Format nachtrucken solle, und Mir erkennen und mittheilen lassen. Darann beschüht dem gemeinen nuzen, sonderlich der zarten Jugent eine große beförderung, und umb Euer Kayserliche Mayestät (die der Allmechtige zu guetem und wolfarth, auch beschuzung und mehrung der ganzen Christenheitt — — gnediglich lang gefristen wolle) soll, will, und begehre Ich solche begnadigung Inn aller Demuth und Underthenigkeitt, alle Zeitt mit allem meinem Vermoegen, Leibs und gutts verdienen.

Euer Kayserlichen Mayestät Allerunderthenigster Gehorsambster

Georgius Coruinus
Bürger und Buchtrucker
zu Frankfurt am Main.

Zeitschriftenschau. Im jüngsten Heft der Londoner Monatsschrift »The Nineteenth Century and after« erzählt Baronin Suzette de Zuylen de Nyevelt die Liebesepisode zwischen Josef II. und der schönen Prinzessin Eleonore Liechtenstein. Der Artikel bringt nichts Neues und stützt sich hauptsächlich auf die Schriften Adam Wolfs und Arneths. — Den Höhepunkt magyarischer Anmaßung bildet ein Artikel Franz Kossuths in der »National Review«. Er bespricht die gegenwärtige Lage und versteigt sich zu folgender Behauptung: „Es gibt nur einen Staat in Mitteleuropa, welcher befähigt ist, jene Rolle zu spielen, die England von jeher Österreich zugedacht hat. Dieser Staat ist Ungarn, schon im Mittelalter ein Hort gegen die türkische Invasion einerseits und gegen die Präponderanz des heiligen römischen Reiches anderseits. Nun ist Ungarn wieder eine mächtige Nation geworden; mit seinen 20 Millionen Einwohnern ist es in jeder Hinsicht befähigt, diejenige Rolle in Wirklichkeit zu spielen, die bei Österreich nur leere Fiktion ist. Europa, dem der Bestand einer kraftvollen Macht in Mitteleuropa im Interesse der Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes not tut, sollte jede Erhöhung der Macht Ungarns freudig begrüßen, jenes konstitutionellen Ungarns, welches als Land der Freiheit England näher steht als irgend eine andere Nation auf dem Kontinente." — In der „Deutschen Revue" teilt Professor Dr. Marczali einige ungemein interessante Stellen aus dem Tagebuch mit, das Graf Karl August v. Leiningen-Westerburg 1848 während des ungarischen Feldzuges führte. Aus „außerordentlicher Liebe" zu seiner patriotisch gesinnten Gattin Elise v. Sissány und weil „nach seiner Überzeugung Ungarn nur sein gesetzliches Recht verteidige", hatte Graf Leiningen sich Artur Görgey angeschlossen. Im Lager von Czibakhaza und später im Kerker von Arad schrieb er dann jene Tagebuchblätter, die vom 22. Februar bis 5. April reichen und nach seiner Justifizierung der Familie übergeben wurden. Die Halbschwester seines Sohnes, Gräfin Anna Bethlen, überwies diese Schriften dem Nationalmuseum in Budapest. Die jetzt veröffentlichten Stellen betreffen Görgey und den Grafen Eugen Zichy. — Im selben Heft schreibt Professor Dr. O. Chiari über „Die gesunde und kranke menschliche Stimme". — Graf Apponyi frohlockt in der „Nation" vom 30. September über den Fall des außerparlamentarischen Kabinetts, bespricht in — wie nicht geleugnet werden kann

— äußerst schneidiger und geistreicher, aber natürlich nicht objektiver Weise die politischen Vorkommnisse seit dem Monat Juni. Trotzdem bezeichnet er aber das von Fejervary angekündigte Regierungsprogramm als den „einzig möglichen Feldzugsplan für jene Faktoren, welche die naturnotwendigen Forderungen der ungarischen Nation abweisen wollen". Wichtig ist die Erklärung, daß die Koalition einem ehrlichen Kompromiß nicht widerstrebe und bereit sei, „darin bis an die äußerste Grenze dessen zu gehen, was mit der Treue an ihr Mandat vereinbar ist". Für die Krone gebe es jetzt keine andere Alternative, „als entweder die notwendigen Korollarien des ungarischen Nationalgedankens anzunehmen oder sich dem internationalen Radikalismus in die Arme zu werfen". — Die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" (6. Heft) enthalten einen nicht gezeichneten Artikel, „Vor dem 5. allgemeinen österreichischen Katholikentag", in welchem ausgeführt wird, was alles von dieser im November in Wien abzuhaltenden Versammlung erhofft wird. Ihr Zweck sei, eine feste und enge katholische Organisation zu schaffen. Hiezu seien fähige Köpfe und eine starke, der gegnerischen Konkurrenz gewachsene katholische Presse notwendig. Dies erfordere aber „außer dem göttlichen Segen Geld, und zwar viel Geld". Der Verfasser bezeichnet daher als erste Aufgabe des Katholikentages, die notwendigen Mittel aufzubringen, „um vor allem ein großes katholisches Wiener Blatt zu schaffen". — Im Augustheft von »The Studio« schreibt A. S. Levetus über die gewerblichen Fachschulen in Österreich. Der reichillustrierte Artikel enthält eine Beschreibung der Einrichtung dieser Schulen und eine Würdigung ihrer Erfolge. Es wird festgestellt, daß ihr Ruf weit gedrungen ei und daß Deutschland beabsichtige, ähnliche Anstalten zu gründen. Auch die „Wanderkurse" werden lobend hervorgehoben und die Schwierigkeiten geschildert, mit denen die Wanderlehrer anfangs zu kämpfen hatten.

Feuilleton.

Die neue Landesgalerie in Prag.

Weit draußen im königlichen Baumgarten, umrauscht von Linden und Kastanien, liegt die neue Landesgalerie Böhmens. Ein morscher Ausstellungspavillon mußte ihr seine Wände leihen, und bescheiden und anspruchslos hat sie hier Raum gefunden für ein Weilchen. Ganz seltsame Motive halfen diese moderne Galerie zeitigen; nicht eine künstlerische Absicht war der treibende Motor ihres Werdens, der böse Streit zweier Völkerschaften, der Kampf zwischen Deutschen und Tschechen hat, fast gegen den Willen beider, dieses Kunstinstitut geschaffen. Es war ein politisches Experiment, ein Versuch, die Zankenden wenigstens auf einem Gebiete, auf dem Gebiete edelster Betätigung zu sänftigen und gegeneinander gerecht zu machen.

Die tschechische Kunst hat eine Tradition. Ihr Weg führt nicht aus der Fremde; er hebt an in den stillen, überaus lieblichen Gärten eines biedermeierlichen Meisters. Schon seit den Tagen des alten Manes hat die eigene Heimat den tschechischen Malern Raum und Anregung gegeben; hier träumten sie ihre farbigen Träume, in den Dorfschenken und auf den Erntefesten fanden sie lebendige Bilder. Wie man es auch halten mag mit der stolzen Devise des Paracelsus: „Wer sich vollkommen erfüllen will, der gehöre keinem an," — der Glaube an die Heimat war immer wie ein Segen und er hat goldene Früchte getragen allen Gläubigen. Darum steht auch heute noch in Böhmen die deutsche Kunst im zweiten Treffen, denn die ungünstigen Verhältnisse trieben die Künstler deutscher Gesinnung fort von ihrem angestammten Boden, hinaus in die Fremde, und wenn sie auch Ehre und Brot gefunden draußen in aller Welt, der Zusammenhang mit der Heimat, das Band, das sie an die Stätte ihrer Jugend gefesselt, war zerrissen. Noch vor geringer Zeit wollte daher niemand an eine deutsche Kunst in Böhmen glauben; man bewunderte Gabriel Max und nannte ihn einen Münchener und ähnlich erging es andern auch.

Da gründete Karl Krattner, einer der wenigen von der bunten Fakultät, die Prag treu geblieben, den „Verein deutscher bildender Künstler in Böhmen". In allen Weltwinkeln suchte man nach Bildhauern und Malern böhmischen Stammes und man entdeckte solche zu Paris und zu Rom, in Berlin, München und Dresden. So entstand ein landsmannschaftlicher Verein, der nicht nach Art und Richtung fragte, der die extremsten Modernen mit starren Akademikern verband, Junge und Alte, die sonst nichts voneinander wissen wollen im Reiche der Schönheit. Die gegensätzlichsten Namen wurden hier in eine Hürde gezwängt, neben dem Jugendzeichner Arpad Schmidhammer stand der Rokokomaler Schmutzler, neben dem Miniaturisten Professor Löwith Emil Orlik. Dieser Verein nun mußte, als die neue Landesgalerie geschaffen wurde, mit einem Künstlerbund, wie es

der tschechische „Manes" ist, in Konkurrenz treten, einem Bund, den die Gesetze der Moderne geeinigt, kurz, mit der tschechischen Sezession. Und nun ist es sehr interessant, zu beobachten, wie sich die Deutschböhmen neben den Manesleuten mit Ehren zu behaupten suchen; ein Gang durch die moderne Galerie mag dies bezeugen.

Ich bin nur zögernd in die Räume der Landesgalerie getreten, fürchtete ich doch, daß die tschechische Kunst, die ich ehrlich bewundere, mit schmetternden Trompeten über die deutschböhmischen Maler und Plastiker triumphieren werde. Dem ist aber nicht so. Die Tschechen sind numerisch viel stärker vertreten: dies ist gerecht, denn sie sind reicher an Zahl; von den zwei Millionen Kronen, die unser Kaiser gespendet, fallen ihnen zwei Drittel der Jahreseinkünfte zu. Die Tschechen sind also numerisch viel stärker vertreten als die Deutschen und der erste Blick lehrt schon, daß auch ihre rein malerische Kraft stärker ist als die der Deutschen. Die Kunst, Farben zu finden, Farben, die das Flimmern der Mittagssonne deuten oder die sachte Abenddämmerung, diese Kunst ist ihr ureigenster Besitz.

Der Tscheche ist verträumt und sentimental wie die Lieder seiner Ebene, der Deutschböhme herb und nachdenklich; jener ein wenig verweichlicht, dieser — meist ein Sohn der Berge — hart in seinen Gebärden. Und so ist auch die Kunst der beiden: der Träumer ist ein Maler geworden, der Denker — ein Graphiker. Immer muß ich der Bilder des Rudolf Jettmar-Wien gedenken und fühle mich hingezogen zu der schwerblütigen Art seiner Gesichte. Vier Gemälde sind es, nicht groß im Ausmaß, aber erfüllt von einer grandiosen Gestaltungskraft. In die Kindertage der Menschheit versetzt uns der Künstler. Es ist keine glückliche Jugend; nackt, nur bekleidet mit der Angst und Verzweiflung, steht der erste Mensch im Kampf gegen Drachen und vorsintflutliche Ungeheuer. Und über diesen düstern Szenen der Urzeit ein düsterer Himmel, fahles Licht und graublaue Wolken.

Auch unter den deutschen Graphikern begegnet man Jettmar wieder. Seine impulsive Art spiegelt sich in den zahlreichen Blättern, die die Wände schmücken. Die zitternde Begierde, alle Gedanken festzuhalten, sie zu bändigen mit dem Griffel, verrät eine jede jener Radierungen. Etwas Brutales, Herrschsüchtiges liegt in der Linienführung des Künstlers; man fühlt die Aufregung, die ihm den Stift in die Hand gedrückt, nie geht er ins Detail, seine nackten Gestalten sind flüchtig hingeworfen, oft bessert er auf derselben Platte aus, ohne das Frühere zu verwischen. Kurz, er ist der Typus des modernen Menschen, der hastig und rastlos seiner Erfüllung zustrebt. — Noch zwei andere Deutschböhmen sind in der Landesgalerie mit radierten Zyklen vertreten, die den Beschauer dauernd zu fesseln vermögen. Aber wie ganz anders wirkt ihre Weise als jene Rudolf Jettmars. Die Einfälle Jettmars jagen auf seinen Blättern dahin, wie ein Sturmwind, der jähe Erkenntnis bringt; die Radierungen von Hegenbarth (München) sind stiller. In Gleichnissen redet er zu uns, in ruhigen Bildern; die künstlerische Erscheinung dieses Philosophen wird am besten versinnbildlicht durch eines seiner eigenen Blätter. Da ist ein Baum, hochaufragend bis in den Himmel, und eine Riesenschlange liegt lauernd um dessen Zweige gewunden; ihr Haupt ist vorgestreckt, weit in die sonnige Landschaft. Im aufgerissenen Rachen der Schlange kniet ein Jüngling, der hat den Bogen gespannt und zielt in die Ferne, und er zielt nach dem Rücken eines Mannes, der reglos dasitzt zu Füßen des Baumes und verträumt nach den Wolken schaut. So philosophiert Fritz Hegenbart. Der Franzensbader August Brömse aber dichtet. Seine Radierungen sind versilbert von dem Mondglanz zarter Romantik. Tausend Stimmungen sind darin und die Melodie des Lebens. Sein Zyklus schildert das Emporblühen einer jungen Mädchenseele, all ihren Reichtum, ihr Glück und dann ihr karges Ende. Wie ein Volkslied, schlicht und anspruchslos, und doch erfüllt von unsagbar süßem Wohllaut sind die graphischen Blätter August Brömses.

Unter den deutschen Zeichnern aus Böhmen steht Emil Orlik (Berlin) an erster Stelle; er ist auch am reichsten in dieser Galerie vertreten. Die Kunst des Professors Orlik, helläugig und international, hat mühelos Erfolge errungen draußen auf dem Markte. Er ist schnell beliebt geworden und berühmt, der Graphiker Orlik; alle Welt weiß von seinen flotten Momentbildern, bewundert die kühne Linienpracht seiner Holzschnitte aus Japan, lobt die Radierungen, die vom sanften Holland erzählen, vom wüsten Prager Ghetto, wie vom lärmenden Leben britischer Hafenstädte. Der Erfolg dieses Künstlers ist leicht zu begreifen; er gibt keine Rätsel auf, gut gelaunt und mit feinem Geschmack schildert er Dinge, die ein jeder begreift. An fünfzig Blätter sind von Emil Orlik in der Landesgalerie vorhanden, alle erfreuen und interessieren, aber keines reißt mit fort, keines begeistert. Auch ein großes Bild von seiner geschickten Hand hängt da in einem der Säle. Es ist ein entzückend gemalter Mädchenakt, japanisierend im Stil und geschmackvoll wie alles, was der Künstler geschaffen.

Nun zu den Landschaftern; sie haben die meiste Leinwand geliefert. Hier gehört unbestritten den Tschechen der Ehrenkranz. So innig und gefühlsecht auch die Stimmungen eines

Jäger, eines Wenzel Wirkner und Ameseder sind, so unbeholfen erscheinen sie, ja hilflos in den Mitteln, wenn man einen Blick wirft nach den Bildern der Manesleute. Hudeček, Kalvoda, Slaviček und Špillár, ob sie ein dampfendes Kartoffelfeld malen an einem Herbstmorgen oder ein paar Birken im letzten Licht, immer stehen sie über den Dingen, die sie zu meistern vermögen, ohne die Mühsal des Schaffens zu verraten. Überhaupt wissen die Tschechen, wie man malen soll; sie haben das von den Franzosen gelernt. Da hängen die Entwürfe zur Ausschmückung des Pantheons eines Museums. Süßlich und kalt ist ihre Art, im Stil Bouguereaus, aber wie tadellos sind sie gemalt, wie köstlich ist das Fleisch und der Faltenwurf behandelt. Professor Hynais von der Prager Kunstakademie hat diese Entwürfe geliefert und man muß Achtung haben vor seinem großen Können, wenn man auch kühl bleibt bis ans Herz hinan. Und kühl läßt gleichfalls Ludwig Marold, aus dessen Nachlaß viel in der neuen Galerie Aufnahme gefunden hat. Abgesehn von einer Riesenschwarte, die unvollendet geblieben ist, gibt es hier eine Menge von Aquarellen und Zeichnungen des Jungverstorbenen zu betrachten: elegant und pariserisch, virtuos und gefällig; man schaut hin, fühlt nichts dabei und geht achselzuckend weiter. Wie ganz anders wirkt da, just in der Nachbarschaft, der Nachlaß eines anderen Tschechen, der nicht so berühmt war und nicht so viele Ehren geerntet: der grandiose Pestzyklus des Jennewein! Wuchtig in seinem erschütternden Motiv, mächtig in seiner Darstellung, weckt er die Schauer und Schrecken der bösen Seuche, zeigt die verzückten Zuckungen einer bacchantischen Lebenslust in der Stunde des Todes und die dumpfe Verzweiflung, die reglos das Ende erwartet.

Dicht neben dem Zyklus Jennewein, dieser Ode auf das große Sterben, flattert ein Heer niedlicher Amoretten, zu Kartuschen vereint; das lebendige Leben auf einem Herrensitz stellen sie dar und der alte Manes hat jene naiven Engelchen gemalt. Ein Stoß von Zeichnungen des ausgezeichneten Nikolaus Aleš gesellt sich ihnen zu und bildet so ein behagliches Winkelchen, wo man lachen kann, unbelästigt von tiefen oder gar düstern Gedanken.

Von tschechischer Seite — alles hängt wirr durcheinander und nur die Art der Aufschriften läßt die nationale Zugehörigkeit der Autoren erkennen — von tschechischer Seite sind mir noch aufgefallen: ein schwacher Beneš Knüpfer „Mönche am Meere"; eine zweite Fassung des Wiener Triptychons „Marienlied" von Jóža Uprka; ein prachtvoll gezeichnetes Tiermärchen des Professors Ženíšek, das wohl noch aus dessen guter Zeit stammen mag; und dann das beste Bild der Galerie: „Paradiesvögel" von Max Švabinsky. Wie einfach sind die Mittel, die hier vom Künstler gewählt wurden; nur ein paar farbige Striche, aber sie vereinigen sich zu fabelhafter Wirkung. Matt schimmert der Rücken einer Frau, deren Haupt verhüllt ist von einem köstlich gemalten Spitzentuch. Und überall bunte, schillernde Seide, satte Farben, wie geschaffen, dem paradiesischen Leib dieses Weibes zu huldigen, dieser nackten Frau, die ein Wunder ist an Schönheit und die dem bunten Märchenvogel gleicht, der funkensprühend über ihrem Haupte flattert.

Die deutsche Abteilung der modernen Galerie vermag dem Bilde des Švabinsky kein gleichwertiges gegenüber zu stellen, so gute Leistungen auch hier vertreten sind. Ein ausgezeichnet gemalter „Judas" von Gabriel Max erzwingt Aufmerksamkeit, ebenso eine „Heilige Nacht" Karl Krattners, trefflich in Farbe und Auffassung; und dann die Madonna von Roth (Wien), lieb und schlicht, echt deutsch. Professor Thiele, der Lehrer der Deutschen an der Prager Akademie, hat mit seiner „Dame in Weiß" ein interessantes Lichtproblem gelöst; aber weshalb erwarb man nicht seine „Badenden Buben" für die neue Galerie oder sonst ein Bild des tüchtigen Malers, das ihn kräftiger charakterisiert? Auch vom hochbegabten Ferdinand Michl hätte man ein anderes Gemälde als diese nichtssagende „Abendstimmung" ankaufen sollen. Es soll doch die Aufgabe des Kuratoriums sein, nach den besten Werken unserer Künstler zu angeln! Sehr klug war beispielsweise die Wahl, die man bei Emanuel Hegenbarth (Dresden) mit seiner „Heimkehr von der Jagd" getroffen.

Werke der Bildhauerkunst sind einstweilen nur sehr spärlich in der Landesgalerie vertreten. Die Deutschen haben zwei, die Tschechen drei Plastiken aufgestellt: ein vorzüglich modelliertes Porträt des Oberlandmarschalls Lobkowicz von der Hand Meister Myslbecks, der hoffentlich recht bald würdiger vertreten sein wird als mit einem flüchtigen Gips; von Kafka eine gewollt flotte Bronze (Kinderköpfchen mit Waldschwämmen „garniert") und ein Relief von Stanislav Sucharda, „Prag und die Moldau", der gegenwärtig an einem großartigen Monumente für seine Vaterstadt baut; diese kleine Plastik, technisch tadellos gefügt, zwingt in rein künstlerischer Beziehung zum Widerspruch. Der Bildhauer hat an die Grenzen der einzelnen Künste vergessen, da er aus buntem Marmor, der überdies teilweise vergoldet ist, und aus verschieden patinierten Bronzen sein Relief zusammensetzte. Die Deutschen haben ihren Franz Metzner ins Treffen geschickt. Er ist ein ganz Großer, wahrhaft monumental sind seine Ziele,

fast gewalttätig; so strebt er zur Höhe, ohne die geringsten Konzessionen zu machen. Seine beiden Arbeiten, die in der neuen Landesgalerie aufgestellt sind — das Bildnis eines alten Mannes und ein gefesselter Riese, der Unsichtbares trägt und den der Künstler der „Erde" vergleicht — muß man rückhaltlos bewundern.

Es wäre leichtfertig, jetzt schon ein Urteil über die „Moderne Galerie" in Prag zu fällen, die noch durchaus kein treues Bild des künstlerischen Lebens in Böhmen gibt. Aber schon heute bildet sie einen Schmuck unserer reich geschmückten Stadt. Oskar Wiener.

Von der Woche.

15. Oktober. Eröffnung der Eisenbahn Friedberg—Hartberg. — In Agram findet eine zahlreich besuchte Protestversammlung gegen die Fiumaner Beschlüsse statt, die einen sehr stürmischen Verlauf nimmt.

16. Inauguration des neuen Rektors, Hofrat Professors Dr. Eugen Philippovich v. Philippsberg, an der Wiener Universität. — Eröffnung der Landtage von Mähren, Schlesien, Dalmatien und Tirol. — Die italienischen Landtagsabgeordneten fassen in Zara eine Resolution, in welcher sie sich „vollständige Aktionsfreiheit" gegenüber der Fiumaner Resolution vorbehalten. — In Gotha beginnt der Ehescheidungsprozeß des Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg gegen Prinzessin Luise von Sachsen-Koburg, geborene Prinzessin von Belgien. — In der serbischen Thronrede werden „die jahrhundertelangen, auf der Gemeinsamkeit der gegenseitigen Interessen beruhenden Beziehungen zu Österreich-Ungarn" als in bester Weise fortbestehend bezeichnet. — Eröffnung der zweiten Sitzungsperiode der internationalen Seekonferenz in Brüssel.

17. Gräfin Luise Schönfeld-Neumann (geb. 1818) in Rabensburg, Niederösterreich, †. — Eröffnung des oberösterreichischen und Vorarlberger Landtages.

18. Eröffnung des Kaiserin Elisabeth-Künstlerheims in Wien. — In der allgemeinen Kurie des Wahlkreises Reichenberg wird Dr. Viktor Adler (Sozialdemokrat) mit 30.127 von 49.025 abgegebenen Stimmen und im Landgemeindenbezirk Karlsbad der Landwirt Theodor Zuleger (Agrarier) mit 2806 von 4803 abgegebenen Stimmen in den Reichsrat gewählt. — Der Verwaltungsgerichtshof feiert das zehnjährige Amtsjubiläum seines Präsidenten, Grafen Schönborn. — Das ungarische Amtsblatt veröffentlicht die Wiederernennung des Barons Fejervary zum Ministerpräsidenten.

19. Karl Josef Geiger (geb. 1822), Historienmaler, in Wien †. — Die Österreichisch-ungarische Bank erhöht den Bankzinsfuß von 3½ auf 4½ Prozent. — Das ungarische Amtsblatt veröffentlicht die Wiederernennung der bisherigen Minister im Kabinett Fejervary mit Ausnahme des Ackerbauministers Gyôrgy, an dessen Stelle Baron Artur Feilitzsch tritt. — Eröffnung des internationalen Kongresses für Säuglingsfürsorge in Paris.

20. Im Ministerium des Äußern beginnen die Verhandlungen mit den bulgarischen Delegierten behufs Erneuerung des Handelsvertrages. — Im niederösterreichischen Landtag wird der Dringlichkeitsantrag der Abgeordneten Dr. Lueger und Dr. Weiskirchner angenommen: „Der Landesausschuß wird beauftragt, in der nächsten Session dem Landtage einen Gesetzentwurf, betreffend die Landtagswahlordnung des Erzherzogtums Österreich unter der Enns, vorzulegen, in welchem der Grundsatz des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes mit Berücksichtigung der Interessen der seßhaften Bevölkerung, der Wahrung der vollständigen Freiheit bei den Wahlen sowie der Wahlpflicht zur Geltung gelangt." — Im böhmischen Landtag legt die Regierung die Gesetzentwürfe betreffend die Änderung der Landtagswahlordnung und der Landesordnung vor. — Der mexikanische Gesandte am Wiener Hof, Don José de Zenil, †.

21. Inauguration des Rektors Professor Dr. Franz R. v. Höhnel an der Technischen Hochschule in Wien. — Eröffnung des polnischen Frauenkongresses in Krakau.

*

Theater in der Josefstadt. Auf die Pariser Schwänke, die Direktor Jarno seit Jahr und Tag seinen Feinschmeckern vorsetzt, läßt sich leider nicht das biblische Gleichnis von den Tagen anwenden, die da kommen und gehen, einander aber nicht gleichen. Im Gegenteil, sie gleichen sich sehr, ach, nur zu sehr, und man kann schon heute bisher unerschütterlich treue Stammgäste der Josefstädter Bühne mit Anton Langer in still verzweifelter Abwehr seufzen hören: „Alle Tag' Rebhendel mit Lins'!"... Als vor ungefähr zehn Jahren Feydeau und Bisson mit ihren lockeren Schwankgebilden auf den Plan traten, da merkte man wenigstens noch das Bestreben, der formalen Virtuosität ihrer Situationskomik durch allerlei Ausfälle auf veraltete Gesellschaftsinstitutionen und groteske Zeiterscheinungen einen satirischen Inhalt zu

geben. Heute ist es nur mehr die Zote, von der die theatralische Technik der gallischen Lachgasfabrikanten das Brosamen-Dasein eines armen Lazarus fristet. Was war noch Feydeaus „Hotel zum Freihafen“ für eine lustige und witzige Sache im Vergleich mit dem „Hotel Pompadour“, der jüngsten Schwankneuheit, die Direktor Jarno aus Paris importiert hat!... Zwischen einem zähflüssigen Expositionsakt, der mit weitschweifiger Eindeutigkeit das Ruhebedürfnis eines Lebemannes und den unbefriedigten Lebensdrang seiner jungen Frau gegenüberstellt, und einem saloppen Entwirrungsakt, für den die eingetrocknete Phantasie der beiden Verfasser — Anthony Mars und Léon Xanrof sind ihre Namen — kaum einen Situationsscherz übrig hat, steht der obligate Hotelakt mit den anstoßenden Stundenzimmern und den vielen, vielen Türen, die zu keinem anderen Zwecke da sind, als von den ein- und ausfliegenden Liebespaaren verwechselt zu werden, und sein ganzer Witz gipfelt darin, daß der schlafsüchtige Lebemann, der in diesem Taubenschlag heimlich Erholung von den ehelichen Forderungen seiner Frau sucht, vom Regen in die Traufe kommt. Dieser Akt ist allerdings von einer toll dahinwirbelnden Clownkomik und von einer polizeiwidrigen Pikanterie erfüllt. Wer aber genauer hinsieht, wird dem scheinbar so übermütigen Verlegenheitsspiel gar bald das mühsam Ausgetüftelte und Konstruierte anmerken und die Sorge, benützte Vorbilder nicht erkennen zu lassen. Dazu kommt noch die Ernüchterung, daß heute auch das Ensemble des Josefstädter Theaters schon bedenkliche Spuren der Erstarrung aufweist, indem es bereits mit Klischees zu arbeiten beginnt. Einzig Herr Maran findet noch neue komische Nuancen für seine geistig und körperlich ausgemergelten Lebegreise. Will Direktor Jarno das Interesse für seine Bühne wach erhalten, dann wird er sich — je schneller, desto besser — um ein anderes Genre umsehen müssen. Vielleicht versucht er es einmal, solid zu kommen.

—tr—

*

Bauerntheater. Weil uns die Schlierseer und die Tegernseer in den letzten Jahren übersättigt haben, ist für die weit besseren Darstellungen der Innsbrucker Truppe unter Exls Führung kein gastliches Theater in Wien zu finden gewesen. Sie spielt beim Weigl draußen im altdeutschen Saal, wo das kunstgenießende Publikum auch essen, trinken und rauchen kann. Dort führt Direktor Exl Anzengruber und andere Werke von Wert und Gehalt ohne Schuhplattler auf. Am verflossenen Samstag brachte er auch des Tirolers Franz Kranewitter düstere Tragödie „Um Haus und Hof“. Vor mehreren Jahren als Buch erschienen, von der angesehensten Wiener Privatbühne „angenommen“, hat das Stück trotz einflußreicher Verwendung den Weg in die Öffentlichkeit nicht gefunden. Seine Mängel, breites Hervorheben mancher Neben- und ungenügende Motivierung einiger Hauptsachen, sind ja nicht zu leugnen; noch weniger aber die elementare Wucht, die sich in der Zeichnung der tragenden Charaktere, der entscheidenden Szenen offenbart. Verdienst und Glück haben sich bei Kranewitter nicht verkettet. Sein erstes Drama, rechtzeitig auf die Bretter gebracht, hätte vielleicht den Beginn einer aufsteigenden Linie von Erfolgen bedeutet, wohlwollende Führung sicherlich des Dichters Geschick und Vertrauen gehoben. Vergebliches Ringen nach äußerem Erfolg jedoch schwächt und zermürbt. Nun, die Tiroler sind, Gott sei Dank, aus härtestem Holze und geben nicht leicht nach ...

Direktor Exl scheint auch ein vorzüglicher Regisseur zu sein, der seine Darsteller gut zu drillen versteht; als Schauspieler steht er nicht auf gleicher Höhe. Und für den weiblichen Dämon in diesem Stücke reicht auch die gesunde Tüchtigkeit der Frau Exl nicht aus. Daß ungeachtet dieser verhängnisvollen Unzulänglichkeit „Um Haus und Hof“ den größten Teil des Publikums, das offenbar um heiterer Genüsse willen gekommen war, in seinen Bann zwang, beweist den genialen Kern, der in Kranewitters Tragödie steckt.

F. St. Gunther.

□□ Österreichische Rundschau, Heft 52. □ Redaktionsschluß 21. Oktober 1905. □ Ausgegeben 26. Oktober 1905. □□
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Dr. Karl Glossy. □ Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hugo Haberfeld
□□ Redaktion: Wien, I. Opernring 3. Telephon 4636. □□
□□ Sprechstunde: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 5 bis 6 Uhr nachmittags. □□
□□ Verlag: Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). □□
□□ Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien, V. □ Papier: Schlöglmühl. □□
□□ Redaktionsschluß für Heft 53: 28. Oktober 1905. □□

…serate**n-Annahme** durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
…sertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.–, 1/8 Seite K 20.–, 1/4 Seite K 35.–, 1/3 Seite K 45.–, 1/2 Seite K 60.–, 1/1 Seite K 100.–. Inserate auf dem Umschlag sowie Beilagen nach Übereinkommen.

Büchereinlauf.

…us Zeit und Leben. Gedichte von Oswald Plawina. Tuntschendorf bei Neurode, 1905. W. Deith. M. 1.–

…Wenn es rote Rosen schneit." Gedichte von Hedda Sauer. Mit Bildern von Richard Teschner. Prag, 1904. C. Bellmann. K 2.–

…ladenwiber und Sozialismus. Von August Bebel. Berlin, 1906. Verlag der Sozialistischen Monatshefte. M. –.60

…as Rebhuhn. Von Friedrich Alois Findeis. Wien, 1906. Verlag des Verfassers.

…ur Ethik und Politik. Gesammelte Vorträge und Aufsätze in 2 Bänden. Von Friedrich Paulsen. Berlin. H. Neelmeyer.

…aturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. XVII. Bändchen: Auf der Fuchsjagd. Ein Bild aus dem Tierleben der Heimat. Von Franz Neureuter. — XVIII. Bändchen: Aus der kleinen Welt. I. Das Mikroskop und seine Anwendung im allgemeinen. Von R. Handmann, S. J. — XIX. Bändchen: Unschuldig Verurteilte im Tier- und Pflanzenwelt. Von J. A. Ulsamer. — XX. Bändchen: Gewerkfleiß im Insektenstaat. Von Joh. Bendel — XXI. Bändchen: Lichtscheues Gesindel. Von Rich. Borgmann. — XXII. Bändchen: Leuchtende Pflanzen und Tiere. Von Dr. Seb. Killermann.

…m Dienste der Menschheit. Roman von Heinrich Keller. Berlin, 1905. Egon Fleischel & Co. M. 5.–

…ch lasse dich nicht! … Drei Phasen eines Junggesellendramas von Heinz Tovote. Berlin, 1906. F. Fontane & Co. M. 2.–

…sterreichischer Familienkalender für Stadt und Land auf das Jahr 1906. Wien. A. Opitz Nachfolger. K –.50

…as heutige Marokko. Von Eugen Aubin. Berlin und Leipzig, 1906. Hüpeden & Merzyn. M. 6.50

…heideale und Idealehen. Äußerungen moderner Frauen. Auf Grund einer Rundfrage herausgegeben von Rosika Schwimmer. Berlin. Verlag Continent. M. 1.–

…us der goldenen Schale. Gedichte von Bruno Frank. Heidelberg, 1905. Karl Winter. M. 1.–

…erzeloide. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin. Egon Fleischel & Co. M. 5.–

…ildlinge. Von Peter Rosegger. Leipzig, 1906. L. Staackmann. M. 4.–

…ie Kinderschule. Roman von Léon Frapié. Einzig autorisierte deutsche Übersetzung. Berlin, 1905. Egon Fleischel & Co. M. 3.50

…eschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben v. A. H. L. Heeren, F. A. Ukert, W. v. Giesebrecht und K. Lamprecht. 37. Werk. Kretschmayr. Geschichte von Venedig. Band 1. Gotha, 1906. Friedrich Andreas Perthes. M. 12.–

…oziale Ethik. Von Ernst Viktor Zenker. Leipzig, 1906. Georg H. Wigand. M. 6.–

Büchereinlauf.

…rien in Gossensaß. Von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, 1906. Artur Cavael.

…s Gelübde einer dreißigjährigen Frau. Roman von Marie Tihanyi, Gräfin Sturza. Leipzig, 1906. Artur Cavael.

…erichte der k. k. Permanenzkommission für die Zwischenverkehrsstatistik pro 1904. Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

…ntersuchungen verschiedener Mineralien auf Radioaktivität mittels der elektrischen und photographischen Methode. Von Viktor Achtner. Karlsbad, 1906. Verlag von Hermann Jakob.

…ie Eskomptierung von Buchforderungen. Von Professor Eduard Deimel. Verlag der Jahresberichte der Prager Handelsakademie.

…chiller auf der deutschen Bühne in Laibach. Aus Anlaß des 100. Gedenktages seines Todes. Von P. von Radics. Laibach, 1906. Selbstverlag. Druck von D. Hribar.

Das Athenaeum. Von August Wilhelm und Friedrich Schlegel. Pan-Verlag, Berlin.

Der Reigen der schönen Frauen. Von Otto Hauser. Verlag von Adolf Bonz & Comp. M. 1.—



BÄDER- UND KURORTE-ANZEIGER.



Erholungsheim in Breitenstein am Semmering (Südbahnstation).
Das ganze Jahr geöffnet. Individualisierende Pflege und Ernährung.
Arzt im Hause. Die Besitzerin: Henriette Weiß.

Badenweiler.
Im badischen Schwarzwald. Berühmte Thermal-Schwimmbäder. (Marmorbad 26·4°
Privatärztliche Wasserheilanstalt. Großartiger Park. Kurhaus und zahlreiche Hot
Wohnungen mit und ohne Küchenbenutzung. Mäßige Preise. Nähere Auskunft u
Prospekte durch das Badkomitee.

St. Blasien.
Sanator. f. Lungenkr.
Dir. Arzt Dr. A. Sander.
Das ganze Jahr geöffnet.

Bad Ems. Kochsalzhaltige Natronthermen. Für Ems passende Krankheiten:
Katarrhe d. Nase, d. Rachens, d. Kehlkopfs, d. Luftröhre u. ihrer Verzweigungen, d. Magens u. Darmkanals, d. Gallenblase, d. Harnblase u. d. Nierenbeckens, Residuen v. Influenza, v. Lungen- u. Rippenfellentzündung, Emphysem, Asthma, Entzündungszustände d. weiblichen Geschlechtsorgane u. ihrer Umgebung, Gicht.
Prospekte durch die Kurkommission. — Saison 1. Mai bis 1 Oktober.

Bad Harzburg
Solbad und klimatischer Kurort. Pr
spekt und Wohnungsverzeichnis kost
frei vom Herzgl. Badekommiss

Johannisbad
im Riesengebirge. — Wildbad.
650—708' Seehöhe, Ö.N.W.B. Direkter Wagenverkehr Berlin—Breslau. Ausk. erteilt Kurkommission Johannisbad.

Karlsbad, Böhmen, Österreich.
erster Repräsentant der alkal.-salin. Mineralbäder.
Indikat. f. d. Gebrauch d. Karlsbad Thermen: Krankheiten d. Magens, Darmes, d. Milz, Leber, Harnorgane und mit großem Erfolge gegen Zuckerharnruhr und Gallensteine.

Bad Landeck, Schlesien.
Schwefel-, Natrium-Thermen, 28·5° C.
Moorbäder.
Sommerfrische. Bahnstation.

Sanatorium Nordrach
im badischen Schwarzwald.
Das ganze Jahr geöffnet
Heilanstalt für Lungenkranke
Bekannte, modern eingerichtete Priv
anstalt mit nachweisbar günstigen He
erfolgen. In völlig geschützter La
unmittelbar an Tannenwaldung
Mildes, fast gleichmäßiges Klima. Zi
Preise. 40 Zimmer. 3 Ärzte. Illustrie
Prospekte gratis. Dr. Hetting

Bad Salzbrunn.
Preußisch-Schlesien.
Altberühmte alkal. Quelle: Oberbrunnen. Zander-Instit., Inhalat., pneum. Kabinett, Massage, Hydrotherapie, Bäder jed. Art, herrliche Anlagen. Angez. bei Erkrankungen der Atmungsorg., bei Magen- und Darmkatarrh, Gallensteine, Gicht, Diabetes.

Gicht
Rheumatismus, Steinleiden.
Bad Salzschlirf, Bonifaziusbrunnen.
Mineral- und Moorbäder 1. Mai bis 30. September.
Glänzende Erfolge gegen Stoffwechselleiden. Prospekt, Heilerfolge, Gebrauchsanweisungen zur Haustrinkkur kostenfrei durch die Badedirektion.

In vorlieg. Anzeiger kostet ein Inserat
dieser Größe
pro Monat M. 6.—
auf 6 Mon. M. 30.—
bei monatlich zweimalig. Erscheinen.

Wildbad.
Altbewährte heilkräftige Thermen gegen Gicht, Rheumatismus ꝛc. Prospekte gratis durch die Königl. Badeverwaltung.

Ostseebad ZOPPOT
Norddeutsche Rivier
bei Danzig.
Prospekte gratis und franko.

HOTEL-ANZEIGER.

Adelsberg (Krain).
Hotel Adelsbergerhof.
Ersten Ranges.
Jeden Tag große Illumination der Grotten.

Budapest.
Hotel Jägerhorn.
Haus ersten Ranges, schönste Ausstattung, moderner Komfort, beste Lage. Zimmer v. K 2.40 aufw. F. Kommer, Inhaber.

Dresden.
Savoy-Hotel.
Haus allerersten Ranges in ruhigster und vornehmster Lage der Residenz.
E. Possel.

Franzensbad
Kopps Königsvilla.
J. F. Kopp, Hof-Hotelier.

Graz.
Hotel Erzherzog Johann.
Ersten Ranges. Lift, Calorifères, Bäder, zentralste Lage. F. Müller, Hotelier.

Gmunden.
Hotel Austria.
Haus ersten Ranges mit schattiger Terrasse am See. Fahrstuhl, Solbäder im Hause. Die Dampfschiffe landen an der Terrasse des Hotels. Elektrisches Licht. Preisermäßigung vor und nach der Hauptsaison.
Unter Leitung des Eigentümers Franz Sched.

In vorlieg. Anzeiger kostet ein Inser
dieser Größe
pro Monat M. 6.—
auf 6 Mon. M. 30.—
bei monatlich zweimalig. Erscheine

Leipzig.
Hotel Hauffe.
Haus ersten Ranges. Vollständig renoviert. An der Promenade.
Besitzer: Eduard Weller, königlicher Hoflieferant.

München.
Grand Hotel Continental.
Vornehmstes Haus in schönster, ruhigster Lage, allen Anforderungen entsprech
Fritz Wehmeyer, Direktor. Max Diener, Hof-Traiteur, Besitzer.

Marienbad.
Hotel Klinger
mit Dependance Hotel Delphin. Erstes und größtes Hotel am Platze. An der Promenade und Park gelegen, gegenüber dem Kreuzbrunnen, mit reizend schöner Aussicht über den Kurort. 250 Zimmer und Salons, Lese-, Rauch- und Konversationszimmer. Elektrisches Licht, Lift, Badezimmer. Vorzügliche Küche. J. A. Rubritius, Besitzer.

Paris.
Hotel Campbell.
47 Avenue Friedland, nahe den Champs Elysées und Arc de Triomphe. Gesu
ruhige Lage.
Mäßige Preise bei bester Verpflegung. Artur Geißler, deutscher Besi

Wien.
Hotel Bristol.
Kärntnerring.
Haus ersten Ranges.

Wien.
Hotel Meißl & Schadn.
Hotel und Restaurant ersten Ranges.

Wiesbaden.
Hotel Nassau
mit großem Badhaus am Kurplatz.

Zürich.
Hotel Baur au lac.
Das ganze Jahr offen. Schönstgelege
altrenommiertes Haus am See.

Inseraten-Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
Insertionspreise: Die viergespaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.—, 1/8 Seite K 20.—, 1/4 Seite K 35.—, 1/3 Seite K 45. 1/2 Seite K 60.—, 1/1 Seite K 100.—. Inserate auf dem Umschlag sowie Beilagen nach Übereinkommen.

Büchereinlauf.

Deutsches Geschichte. Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben. Von Professor Dr. Ed. Heyck. 3. Abteilung. Bielefeld, Leipzig, Berlin. Velhagen und Klasing. M. 3.—

Serbien unter König Peter I. Von Konsul Heinz Bothmer. VII. Jahrgang des Jahrbuches des Deutsch-Österreichischen Orientklubs „Der Orient".

Fata Morgana. Gegenwart und Zukunft der österreichisch-ungarischen Monarchie. Reiseeindrücke eines Unbefangenen. Berlin, 1906. Hermann Walther.

Graf Sternberg contra Grafen Czernin. Antwort auf die Broschüre des Grafen Ottokar Czernin: Österreichisches Wahlrecht und Parlament. Von Graf Adalbert Sternberg. Berlin, 1906. Hermann Walther.

I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. Leipzig, 1906. L. Staackmann. M. 1.30

Felix Freiherr von Stenglin. Im Wunderland der Liebe. Gedichte. Berlin, 1906. Franz Wunder. M. 2.—

Grundriß eines Systems der medizinischen Kulturgeschichte. Von Dr. Julius Pagel. Berlin, 1906. S. Karger. M. 2.80

Apollo oder Dionysos? Kritische Studie über Friedrich Nietzsche. Von Ernest Seillière. Übersetzt von Theodor Schmidt. Berlin, 1906. H. Barsdorf. M. 7.—

Die hellenische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner. Leipzig und Berlin, 1906. B. G. Teubner.

Eine Entgegnung auf „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" von Houston Stewart Chamberlain. Von Fritz Wüst. Stuttgart, 1906. Strecker & Schröder. M. 3.—

Oktobernacht. Eine dramatische Skizze von Friedrich Siegmann. Dresden, 1906. E. Pierson. M. 2.—

Spiegelspiele. Erzählung aus dem Leben einer jungen Frau. Von M. J. Hildeberg. Dresden, 1904. E. Pierson. M. 1.50

Majer Barlay und sein Kreis. Ein Roman von Balduin Groller. Dresden, 1906. E. Pierson. M. 3.—

Die Hexe. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Paul Schmidt. Dresden, 1904. E. Pierson. M. 2.—

2 phr. Paragraphon in vier Aufzügen. Von Hyma Lapa. Dresden und Leipzig, 1906. E. Pierson. M. 1.80

Anno 2222. Ein Zukunftstraum. Von Dr. Albert Daiber. Stuttgart, 1906. Strecker & Schröder. M. 1.60

Ernst Hardt. Ninon von Lenclos. Drama in einem Akt. Leipzig, 1906. Insel Verlag. M. 3.60

Die Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier des Grieux. Von Abbé Prévost. Leipzig, 1906. Insel Verlag. M. 8.—



BÄDER- UND KURORTE-ANZEIGER.



Erholungsheim in Breitenstein
am Semmering (Südbahnstation).
Das ganze Jahr geöffnet. Individualisierende Pflege und Ernährung.
Arzt im Hause. Die Besitzerin: Henriette Weiß.

Badenweiler.
Im badischen Schwarzwald. Berühmte Thermal-Schwimmbäder. (Marmorbad 2
Privatärztliche Wasserheilanstalt. Großartiger Park. Kurhaus und zahlreiche
Wohnungen mit und ohne Küchenbenutzung. Mäßige Preise. Nähere Auskun
Prospekte durch das Badkomitee.

St. Blasien.
Sanator. f. Lungenkr.
Dir. Arzt Dr. A. Sander.
Das ganze Jahr geöffnet.

Bad Ems. Kochsalzhaltige Natronthermen. Für Ems passende Krankheiten:
Katarrhe d. Nase, d. Rachens, d. Kehlkopfs, d. Luftröhre u. ihrer Verzweigungen, d. Magens u. Darmkanals, d. Gallenblase, d. Harnblase u. d. Nierenbeckens, Residuen v. Influenza, v. Lungen- u. Rippenfellentzündung, Emphysem, Asthma, Entzündungszustände d. weiblichen Geschlechtsorgane u. ihrer Umgebung, Gicht.
Prospekte durch die Kurkommission. — Saison 1. Mai bis 1 Oktober.

Bad Harzbu
Solbad und klimatischer Kurort.
spekt und Wohnungsverzeichnis
frei vom Herzgl. Badekomm

Johannisbad
im Riesengebirge. — Wildbad.
650—708' Seehöhe, Ö.N.W.B. Direkter Wagenverkehr Berlin—Breslau. Ausk. erteilt Kurkommission Johannisbad.

Karlsbad, Böhmen, Österreich,
erster Repräsentant der alkal.-salin. Mineralbäder.
Indikat. f. d. Gebrauch d. Karlsbad. Thermen: Krankheiten d. Magens, Darmes, d. Milz, Leber, Harnorgane und mit großem Erfolge gegen Zuckerharnruhr und Gallensteine.

Bad Landeck,
Schlesien.
Schwefel-, Natrium-Thermen, 28·5° C.
Moorbäder.
Sommerfrische. Bahnstation.

Sanatoriu
Nordra
Im badischen Schwarzwald
Das ganze Jahr geöff
Heilanstalt für Lungenkra
Bekannte, modern eingerichtete
anstalt mit nachweisbar günst ge
erfolgen. In völlig geschü
unmittelbar an Tannenw
Mildes, fast gleichmäßiges Klı a.
Preise. 40 Zimmer. 3 Ärzte. Illu
Prospekte gratis. Dr. Hetti

Bad Salzbrunn.
Preußisch-Schlesien.
Altberühmte alkal. Quelle: Oberbrunnen. Zander-Instit., Inhalat., pneum. Kabinett, Massage, Hydrotherapie, Bäder jed. Art, herrliche Anlagen. Angez. bei Erkrankungen der Atmungsorg., bei Magen- und Darmkatarrh, Gallensteine, Gicht, Diabetes.

Gicht
Rheumatismus, Steinleiden.
Bad Salzschlirf, Bonifaziusbrunnen.
Mineral- und Moorbäder 1. Mai bis 30. September.
Glänzende Erfolge gegen Stoffwechselleiden. Prospekt, Heilerfolge, Gebrauchsanweisungen zur Haustrinkkur kostenfrei durch die Badedirektion.

In vorlieg. Anzeiger kostet ein Inserat
dieser Größe
pro Monat M. 6.—
auf 6 Mon. M. 30.—
bei monatlich zweimalig. Erscheinen.

Wildbad.
Altbewährte heilkräftige Thermen gegen Gicht, Rheumatismus rc. Prospekte gratis durch die Königl. Badeverwaltung.

Ostseebad
ZOPPOT
Norddeutsche Rivi
bei Danzig.
Prospekte gratis und fran

HOTEL-ANZEIGER.

Adelsberg (Krain).
Hotel Adelsbergerhof.
Ersten Ranges.
Jeden Tag große Illumination der Grotten.

Budapest.
Hotel Jägerhorn.
Haus ersten Ranges, schönste Ausstattung, moderner Komfort, beste Lage. Zimmer v. K 2.40 aufw. F. Kommer, Inhaber.

Dresden.
Savoy-Hotel.
Haus allerersten Ranges in ruhigster und vornehmster Lage der Residenz.
E. Possel.

Franzensba
Kopps Königsvill
J. F. Kopp, Hof-Hotelier

Graz.
Hotel Erzherzog Johann.
Ersten Ranges. Lift, Calorifères, Bäder, zentralste Lage. F. Müller, Hotelier.

Gmunden.
Hotel Austria.
Haus ersten Ranges mit schattiger Terrasse am See. Fahrstuhl, Solbäder im Hause. Die Dampfschiffe landen an der Terrasse des Hotels. Elektrisches Licht. Preisermäßigung vor und nach der Hauptsaison.
Unter Leitung des Eigentümers Franz Scheck.

In vorlieg. Anzeiger kostet ein I
dieser Größe
pro Monat M. 6.—
auf 6 Mon. M. 30.—
bei monatlich zweimalig. Ersc

Leipzig.
Hotel Hauffe.
Haus ersten Ranges. Vollständig renoviert. **An der Promenade.**
Besitzer: Eduard Weller, königlicher Hoflieferant.

München.
Grand Hotel Continental.
Vornehmstes Haus in schönster, ruhigster Lage, allen Anforderungen entspr
Fritz Wehmeyer, Direktor. Max Diener, Hof-Traiteur, Besitzer.

Marienbad.
Hotel Klinger
mit Dependance Hotel Delphin. Erstes und größtes Hotel am Platze. An der Promenade und Park gelegen, gegenüber dem Kreuzbrunnen, mit reizend schöner Aussicht über den Kurort. 250 Zimmer und Salons, Lese-, Rauch- und Konversationszimmer. Elektrisches Licht, Lift, Badezimmer. Vorzügliche Küche. J. A. Rubritius, Besitzer.

Paris.
Hotel Campbell.
47 Avenue Friedland, nahe den Champs Elysées und Arc de Triomphe. G
ruhige Lage.
Mäßige Preise bei bester Verpflegung. Artur Geißler, deutscher B

Wien.
Hotel Bristol.
Kärntnerring.
Haus ersten Ranges.

Wien.
Hotel Meißl & Schadn.
Hotel und Restaurant ersten Ranges.

Wiesbaden.
Hotel Nassau
mit großem Badhaus am Kurplatz.

Zürich.
Hotel Baur au l
Das ganze Jahr offen. Schönstgel
altrenommiertes Haus am S

Büchereinlauf.

Vier neue Kuriositäten-Bibliographien: Bayrischer Hiesel, Amazonen-Literatur, Halsbandprozeß und Cagliostro, Bibliotheca selecta erotico — curiosa Dresdensis. Von Hugo Hayn. Jena, 1906. H. W. Schmidt. M. 3.—

Ludwig Gurlitt. Der Deutsche und seine Schule. Erinnerungen, Beobachtungen und Wünsche eines Lehrers. Berlin, 1906. Wiegandt und Grieben. M. 2.—

Münchener Volksschriften, Nr. 16/17. Krattenmachers von Gerschausen. Erzählung von August Butscher. München. Münchener Volksschriftenverlag.

Lehrbuch der Landwirtschaft auf wissenschaftlicher und praktischer Grundlage. Von Dr. Guido Kraft. Bd. I. Ackerbaulehre. Berlin, 1906. Paul Parey. M. 5.—

Ex libris-Monographie. Von Willi Geiger. Herausgegeben von A. Roeßler. Leipzig, 1905. F. Rothbarth. M. 10.—

Geschichte der Inquisition im Mittelalter. Von Henry Charles Lea. Herausgegeben von Josef Hansen. Bd. I. Ursprung und Organisation der Inquisition. Bonn, 1906. Karl Georgi.

Honoré de Balzac. Ausgewählte Werke. Übersetzt von Alfred Brieger. Umschlag von Alfred Drews-Thiele. Bd. V: Vater Goriot. Bd. VI: Der Stein der Weisen. Berlin, 1906. Dr. Franz Ledermann. M. 2.50

Das österreichische Handelsrecht mit Einschluß des Genossenschaftsrechtes. Von Dr. Anton Ritter von Randa. Deutsche Ausgabe bearbeitet unter Beihilfe des k. k. Landesgerichtsrates Dr. B. J. Wolf. Wien, 1906. Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. K 7.70

In Italien. Reiseerinnerungen von Heinrich Hansjakob. Bd. II. Stuttgart, 1906. Adolf Bonz & Co.

Jungfer Ambrosia. Ein Lustspiel in 4 Akten von Franz Servaes. München und Leipzig. R. Piper & Co.

Die Liebesmüden. Lustspiel in 3 Akten von Felix Dörmann. Wien, 1906. Paul Knepler. M. 2.—

Heinrich Vierordt, das Profil eines deutschen Dichters. Gezeichnet zu seinem 50. Geburtstag von Heinrich Lilienfein. Heidelberg, 1906. Karl Winter.

Zerstreute historische Aufsätze. Von Thomas Carlyle. Übersetzt von Th. A. Fischer. Leipzig, 1906. Otto Wigand.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees von Dr. med. Magnus Hirschfeld, VII. Jahrgang, 1906. 2 Bde. M. 18.—

Alfred Lichtwark: Eine Sommerfahrt auf der Jacht Hamburg. Berlin, 1906. Bruno Cassirer.

Alfred Lichtwark: Der Deutsche der Zukunft. Berlin, 1906. Bruno Cassirer.

Sommer 1905. — Gültig vom 1. Mai 1905.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Kürzeste und bequemste

Schnellzugs-Verbindungen.

Sommer 1905. — Gültig vom 1. Mai 1905.

Wien Südbhf.–Italien (Abbazia-Mattuglie-Görz-Triest).

(via Leoben)		•	••		Station		•	••		(via Leoben)
700	825	705	840	ab	Wien Südbhf.	an	645	915	850	945
1100	1145	1042	1222	↓	Bruck a. M.	↑	305	531	522	536
—	106	1144	126	↓	Graz	↑	158	421	410	—
	800	—	800	ab	Budapest	an	—	955	920	
	942	918	918	an	Abbazia-Mattuglie	ab	535	832	812	
	1003	939	939	↓	Fiume	↑	506	801	745	
	910	710	925	↓	Triest	↑	635	810	755	
	1020	848	1007	↓	Görz	↑	522	647	640	
1045	—	• 1000	215	↓	Venedig	↑	1025	210	1137	445
615	—	• 738	738	↓	Mailand	↑	—	735	610	1125
634	—	• 445	1055	↓	Florenz	↑	1105	610	235	915
110	—	• 1035	730	↓	Rom	↑	230	1110	900	230
635	—	• 625	136	an	Neapel	ab	950	257	1135	950

• Via Cervignano (kürzeste Verbindung Wien–Venedig–Rom). — * Schlafwagen Wien–Triest und Portogruaro (Venedig). — ** Schlafwagen Wien–Abbazia-M.–Fiume und Budapest–Venedig.

Wien–Süd-Tirol (Meran-Arco-Riva).

(via Leoben)	●		Station		●	
825	940	ab	Wien Südbhf.	an	830	850
1145	110	ab	Bruck a. M.	an	443	522
106	214	ab	Graz	an	338	410
650	613	an	Klagenfurt	ab	1146	1010
819	709	↓	Villach	↑	1060	830
1123	915	↓	Lienz	↑	854	530
534	145	↓	Bozen-Gries	↑	416	—
726	*301	↓	Meran	↑	*302	—
705	312	↓	Trient	↑	246	—
746	350	↓	Roveredo	↑	212	—
755	402	↓	Mori	↑	200	—
919	544	↓	Arco	↑	1217	—
936	601	↓	Riva	↑	1200	—
813	419	an	Ala	ab	140	—

● Direkter Zug mit Schlafwagen.
* Kürzeste Verbindung Wien—Meran mit direkten Wagen und Schlafwagen.

Brenner-Route.

✱ Nord-Süd-Expreßzug bis Verona täglich.

✱					Station				✱	
1025	845	1035	1030	ab	Berlin	an	603	830	810	817
1242	1015	113	1235	↓	Leipzig	↑	325	816	550	325
800	721	1140	1105	↓	Dresden	↑	650	1026	948	450
820	825	1130	1002	↓	München	↑	410	955	1003	635
1115	1155	300	117	ab	Innsbruck	an	1234	542	650	247
254	403	700	534	an	Bozen-Gries	ab	836	134	304	1042
414	538	822	726	↓	Meran	↑	715	1215	126	859
403	634	830	706	↓	Trient	↑	717	1143	153	910
—	728	913	746	↓	Roveredo	↑	643	1047	—	834
602	1030	1102	959	↓	Verona	↑	450		1155	602
✱	615	615	200	↓	Mailand	↑	1125		✱	105
	634	634	445	↓	Florenz	↑	915			1040
	110	110	1035	↓	Rom	↑	230			1110
	635	635	625	an	Neapel	ab	950			257

Ungarn–Tirol.

	*		Station		*	
800	800	ab	Budapest	an	956	920
650	613	an	Klagenfurt	ab	1146	1019
819	709	↓	Villach	↑	1060	830
1123	915	↓	Lienz	↑	854	530
103	1046	↓	Toblach	↑	739	—
700	425	↓	Innsbruck	↑	300	—
1210	955	↓	München	↑	1130	—
534	145	↓	Bozen-Gries	↑	416	—
726	301	↓	Meran	↑	302	—
705	312	↓	Trient	↑	246	—
746	350	↓	Roveredo	↑	212	—
755	402	↓	Mori	↑	200	—
919	544	↓	Arco	↑	1217	—
936	601	↓	Riva	↑	1200	—
813	419	an	Ala	ab	140	—

* Direkte Wagen Budapest—Tirol.

(St. Petersburg)–Wien–Nizza–Cannes-Expreßzug.

Verkehrt nur im Winter.		Station			Verkehrt nur im Winter.
600	ab	St. Petersburg	an	1145	
527	ab	Warschau	an	137	
1140	ab	Wien Südbhf.	an	520	
335	an	Leoben	ab	151	
120	↓	Venedig	↑	251	
610	↓	Mailand	↑	1020	
303	↓	Nizza	↑	1200	
346	an	Cannes	ab	1110	

Ostende–Wien-(Triest-)Expreßz.

täglich		Station		täglich
900	ab	London	an	456
446	↓	Ostende	↑	952
705	↓	Wien Südbhf.	↑	645
918	↓	Abbazia-Mattuglie	↑	535
939	an	Fiume	ab	506
710	an	Triest	ab	635

Direkter Schlafwagenverkehr nach und von Triest.

ſeraten=Annahme durch die Administration der Österreichischen Rundschau, Wien, I. Opernring 3 und durch alle Annoncen-Bureaus.
ſertionspreiſe: Die viergeſpaltene Millimeterzeile 25 h, 1/16 Seite K 12.—, 1/8 Seite K 20.—, 1/4 Seite K 35.—, 1/3 Seite K 45.—, 1/2 Seite K 60.—, 1/1 Seite K 100.—. Inſerate auf dem Umſchlag ſowie Beilagen nach Übereinkommen.

Büchereinlauf.

; Tier Jehovahs. Ein kulturhiſtoriſcher ſſay von Ernſt Heilborn. Berlin, 1906. eorg Reimer. M. 3.—

m die Sonne ſinkt. Thüringer Erzählungen und Skizzen von Auguſt rinins. Leipzig. Max Heſſe. M. —.40

kſpeare. Von Edward Dowden. Überſetzt von Paul Tauſig. Leipzig. Max Heſſe. M. —.60

)derſunn'n. De Heſe von Mottin. Zwei eſchichten von Felix Stillfried. Leipzig lax Heſſe. M. —.20

Judenbuche. Ein Sittengemälde aus em gebirgichten Weſtfalen. Von Annette reiin von Droſte-Hülshoff. Leipzig. lax Heſſe M. —.20

ter Schloß und Riegel und andere Erzählungen. Von Lulu von Straußorney. Leipzig. Max Heſſe. M. —.40

rtin Greif. Von Laurenz Kieſgen. eipzig, Max Heſſe. M. —.20

chichte vom braven Kaſperl und dem hönen Annerl. Die mehreren Wehmüller und ungariſchen Nationalgeſichter. on Klemens Brentano. Herausgegeben nd mit Einleitungen verſehen von Max lorris. Leipzig. Max Heſſe. M. —.20

nzöſiſche Grammatik (Formenlehre und yntax) in Verſen von Prof. Dr. R. P. öhn. Wien, 1906. Sallmayerſche Buchandlung. K 1.20

Jagdpraxis, Bd. V: Der Faſan, ſeine agd und Hege. Von Paul Wittmann. Dien, 1906. Karl Mitſchke. K 1.80

gewanderte. Roman von Mite remnitz. Stuttgart. Alfred Kröner. M. 3.—

holiſche Studenten. Roman von Auguſt riedwalt. Stuttgart, 1906. Greiner & 'feiffer.

matiſcher Leitfaden der Kunſtgeſchichte s zum Beginne des XIX. Jahrnderts. Eine Überſicht von Käthe trunz. Leipzig und Wien, 1905. Franz eutike. K 2.40

lme Briefe Ferdinand Laſſalles an Eltern nd Schweſter. Herausgegeben von Eduard ernſtein. Berlin, 1906. Buchhandlung orwärts. M. 3.—

Siedelungen in Anhalt. Ortſchaften und Düſtungen mit Erklärung ihrer Namen m Dr. Guſtav Hey und Dr. Karl chulze. Halle a. S., 1906. Verlag der uchhandlung des Waiſenhauſes. M. 4.—

Sünde Davids. Von Stephen Phillips. torisierte deutſche Ausgabe. Mettmannipzig. Hugo von der Heyden. O. C. hneider.

ne alte Kinderlieder. Ein deutſches msbuch herausgegeben von Martin pelitz. Mit Bildern von Adolf Jöhnſſen. rnberg. E. Niſter. M. 4.50

Büchereinlauf.

Unterm Rad. Von Hermann Hesse. Berlin, 1906. S. Fischer. M. 3.50

Das schwarze Holz. Roman von Ernst von Wildenbruch. Berlin, 1905. G. Grotesche Buchhandlung.

Emil Lucka: Beethoven. Wien, 1906. C. W. Stern.

Die letzten Blätter eines Tagebuches und andere Skizzen. Von L. von der Roden. Wien, 1906. C. W. Stern.

Gottfried Kuno Riccabona: Lieder und Stimmungen. Wien, 1906. C. W. Stern.

Von Träumen und Leidenschaft. Von Felix von Hornstein. Wien, 1906. C. W. Stern.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. VIII. Band vom 1. Januar bis 31. Dezember 1903. Berlin, 1905. Georg Reimer. M. 12.—

Wege nach Weimar. Monatsblätter von Fritz Lienhard. Stuttgart, 1905. Greiner & Pfeiffer. M. —.60

Aus Chamissos Frühzeit. Ungedruckte Briefe nebst Studien von Ludwig Geiger. Berlin, 1906. Gebrüder Paetel. M. 4.—

Züchtungspolitik von Robby Koßmann. Schmargendorf bei Berlin, 1905. Verlag Renaissance, Otto Lehmann. M. 5.—

Hygienische Zeitfragen: Wie beuge ich einer Blinddarmentzündung vor? Von Dr. W. Stekel. Wien, 1906. Paul Knepler.

Maria Himmelfahrt. Roman von Hans von Hoffensthal. Berlin. Egon Fleischel & Co.

Peter Schüler. Eine Tragi-Groteske von Erich Lilienthal. Minden i. W., 1905. J. C. C. Bruns. M. 4.—

Dorfboten-Kalender für das Jahr 1906. Budweis, 1906. Verlagsanstalt „Moldavia".

Winter 1905-1906. Giltig vom 1. Oktober 1905.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Kürzeste und bequemste

Schnellzugs-Verbindungen.

Winter 1905-1906. Giltig vom 1. Oktober 1905.

Wien Südbhf.—Italien (Abbazia-Mattuglie-Görz-Triest).

(via Leoben)		*	**		*	**		(via Leoben)
700	825	706	840	ab Wien Südbhf. ... an	645	915	850	945
1100	1145	1042	1222	Bruck a. M.	305	531	522	536
—	106	1144	126	Graz	158	421	410	—
	800	—	800	ab Budapest ... an	—	955	920	
	942	—	918	an Abbazia-Mattuglie ... ab	535	832	812	
	1003	—	939	Fiume	505	801	745	
	910	710	925	Triest	635	810	755	
	1020	848	1007	Görz	522	647	640	
1045	—	• 1000	215	Venedig	1045	210	1107	445
615	—	• 738	738	Mailand	—	735	610	1125
634	—	• 445	1055	Florenz	1105	610	235	915
110	—	• 1035	730	Rom	230	1110	900	230
635	—	• 625	136	an Neapel ... ab	950	257	1135	950

• Via Cervignano (kürzeste Verbindung Wien—Venedig—Rom). — * Schlafwagen Wien—Triest und Venedig. — ** Schlafwagen Wien—Abbazia-M.—Fiume und Budapest—Venedig.

Wien-Süd-Tirol (Meran-Arco-Riva).

(via Leoben)	●		●	
825	940	ab Wien Südbhf. ... an	830	850
1145	110	ab Bruck a. M. ... an	443	522
106	214	ab Graz ... an	338	410
650	613	an Klagenfurt ... ab	1146	1010
819	709	Villach	1050	830
1123	915	Lienz	854	530
534	145	Bozen-Gries	416	—
726	*301	Meran	*302	—
705	312	Trient	246	—
746	350	Roveredo	212	—
755	402	Mori	200	—
919	544	Arco	1217	—
936	601	Riva	1200	—
813	419	an Ala ... ab	140	—

● Direkter Zug mit Schlafwagen.
* Kürzeste Verbindung Wien—Meran mit direkten Wagen und Schlafwagen.

Brenner-Route.

✠ Nord-Süd-Expreßzug bis Verona täglich. Von Verona nach Cannes täglich, ab 1. Dezember bis Mitte Mai; von Cannes nach Verona täglich, ab 2. Dezember bis Mitte Mai.
● Berlin—Neapel-Expreßzug verkehrt zweimal wöchentlich. (Vom 4. Dezember bis 28. April ab Berlin: Mo. und Do., ab Neapel: Mi. und Sa.).

●	✠							✠		●
1000	1025	845	1036	828	ab Berlin ... an	603	830	810	817	900
1216	1244	803	113	1235	Leipzig	325	816	550	325	631
—	800	600	1140	1106	Dresden	650	948	948	450	—
820	820	825	1130	1002	München	410	945	1003	635	1045
1059	1115	1155	300	117	ab Innsbruck ... an	1234	542	650	247	744
248	254	403	700	534	an Bozen-Gries ... ab	836	134	304	1042	353
—	414	538	822	726	Meran	715	1215	126	859	—
357	403	634	830	705	Trient	717	1143	153	910	246
—	✠	728	913	746	Roveredo	643	1047	✠	834	—
550	602	1030	1102	959	Verona	450		1155	602	1246
—	an	615	615	200	Mailand	1125		ab	105	—
1217	Cannes	634	634	445	Florenz	915		Cannes	1040	631
600	921	110	110	1035	Rom	230		835	1110	1240
1125 ●	Par. Z.	635	635	625	an Neapel ... ab	950		Par. Z.	257	730 ●

Ungarn-Tirol.

	*		*	
800	800	ab Budapest ... an	955	920
650	613	an Klagenfurt ... ab	1146	1010
819	709	Villach	1050	830
1123	915	Lienz	854	530
103	1046	Toblach	739	—
700	425	Innsbruck	300	—
1220	1015 [935]	München	1130	—
534	145	Bozen-Gries	416	—
726	301	Meran	302	—
705	312	Trient	246	—
746	350	Roveredo	212	—
755	402	Mori	200	—
919	544	Arco	1217	—
936	601	Riva	1200	—
813	419	an Ala ... ab	140	—

* Direkte Wagen Budapest—Franzensfeste.

(St. Petersburg)-Wien-Nizza-Cannes-Expreßzug.

ab St. Petersburg: So., Do. v. 16./11.—22./4.	600	ab St. Petersb. (St. Petersb. Zeit) an	1120	ab Cannes: tägl. v. 17./11.—29./4.
	527	ab Warschau (") an	137	
	1140	ab Wien Südbhf. ... an	520	
	335	an Leoben ... ab	151	
ab Wien S. B.: tägl. v. 15./11.—27./4.	120	Venedig	251	ab Wien S. B.: So., Do. v. 19./11.—26./4.
	610	Mailand	1020	
	303	Nizza . (Pariser Zeit)	1200	
	346	an Cannes (") ab	1110	

Ostende-Wien-(Triest-)Expreßz.

täglich	900	ab London ... * (Westeurop. Zeit) an	456	täglich
	446	Ostende ... (")	952	
	706	Wien Südbhf.	645	
	918	an Abbazia-Mattuglie ... ab	535	
	939	an Fiume ... ab	506	
	710	an Triest ... ab	635	

Direkter Schlafwagenverkehr nach und von Triest.

